GRILLPARZERS SÄMTLICHE WERKE



NEUE ILLUSTRIERTE AUSGABE

Grillparzers sämtliche Werke.

Neue illustrierte Ausgabe
in zwei Bänden.

Herausgegeben und mit einer Einleitung
versehen von

Rudolf von Gottschall.

Zweiter Band.

Hamburg, Hansa-Verlag.

A. L. 1906.

Inhaltsverzeichnis.

Zweiter Band.

Seite

Jugenddichtungen:
Blanka von Kastilien (1807—1809) 3
Wer ist schuldig, Lustspiel (1811) 72

II. Gedichte.
A. Lebensbilder 87
B. Liebeslyrik 105
C. Reisebilder 109
D. Aus dem Reiche der Kunst und Literatur 113
E. Zeitgedichte 131
F. Verschiedenes 144
G. Aphorismen und Sprüche 155
a) Selbstbekenntnisse 155
b) Kunst und Literatur 158
c) Zur Politik und Zeitgeschichte 165
d) Lebensweisheit 169
e) Albumverse 171

III. Erzählungen.
Der arme Spielmann 177
Das Kloster bei Sendomir 194

IV. Satiren 207

V. Studien.
A. Studien zur Literatur 223
1. Zur deutschen Literatur 223
2. Zur spanischen Literatur 254
3. Zur englischen Literatur 307
4. Zur französischen Literatur 315
5. Zur italienischen Literatur 319
B. Studien zur Aesthetik und Poetik 321
C. Studien zur Geschichte und Zeitgeschichte 349

VI. Biographisches 373

VII. Aphorismen.
A. Zur Philosophie und Religion 521
B. Zur Welt- und Menschenkunde 529

Alphabetisches Verzeichnis der Titel und Anfangsworte der Gedichte 535

Jugenddichtungen.

Blanka von Kastilien.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Contro i rei, se vi sdegnate
Giusti Dei, perchè non fate
O più forte il nostro core,
O men aspra la virtù?
Metastasio.

Personen.

Don Pedro, König von Kastilien.
Blanka von Bourbon, seine Gemahlin.
Fedriko de Guzman, Großmeister des Ordens von Sant Jago, natürlicher Bruder des Königs.
Rodrigo de Padilla, Minister des Königs.
Maria, seine Schwester.
Fernando de Gomez.
Alonzo de Lara.
Luis de Haro, Kämmerer.
Jaqueline de Coucy, Gesellschafterin der Königin.
Diego de Robledo, Hauptmann.
Hofleute, Trabanten, Diener, Gefolge.

Das Stück spielt in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu Xeres de la Frontera.

Erster Aufzug.

Saal auf dem Alkazar zu Xeres.

Erster Auftritt.

Fedriko de Guzman, Luis de Haro.

Fedriko.

Sagt Eurem Könige, Sennor, daß Ihr
Bereit und willig mich gefunden, seine
Befehle pünktlich zu vollziehn. Zwar kann ich
Euch mein Befremden nicht verbergen, daß
Er mich, mich eben, dessen Art zu denken
Er kennt, zu dem Geschäft ersehen hat,
Sein Liebchen ihm zu hüten. — Doch es sei!
Er ist mein König, ich bin Untertan;
Wenn er gebeut, muß ich gehorchen. — Nun
Gehabt Euch wohl, Sennor!

Haro.

Dem König scheint
An dieser Dame viel zu liegen.

Fedriko
(sich wegwendend).

So?
Je nun, ich kann's nicht ändern!

Haro.

Ihr versteht
Mich unrecht, würd'ger Herr! — Ich meinte —

Fedriko.

Was.
Was meintet Ihr, Sennor?

Haro.

Ich wollte nur
Gehorsamst, untertänigst Euch erinnern
Daß große Vorsicht —

Fedriko.

Hat der König Euch
Geheißen mich zu mahnen, Kämmerer?

Haro.

Das nun gerade nicht; doch —

Fedriko.

Eure Antwort
Erspart die mein' auf Eure untertän'ge
Erinnrung mir! Darum gehabt Euch wohl!
Ihr seid entlassen, Kämmerer!
(Zurücktretend).

Haro.

Ich sehe,
Daß meine Gegenwart Euch lästig fällt, —

Fedriko.

Bei meinem Ordenskreuz, Ihr war't der Wahrheit
Nie näher, Freund, als itzt!

Haro (kriechend).

Nichtsdestoweniger
Muß ich doch eine unmaßgebliche —

Fedriko.

Ihr werdet unverschämt!

Haro (schnell).

Von meinem Herrn,
Dem Könige:

Fedriko.

Ah, weht der Wind von daher?
Nun denn, nur zu, Sennor!

Haro.

Der König wünscht
Aus unbekannten Gründen, daß der Stand
Und Name der Gefangenen fürs erste
Geheimnis bleibe.

Fedriko (lächelnd).

Das hab' ich gemein
Mit Leuten Euresgleichen, Kämmerer:
Was ich nicht weiß, verrat' ich nicht!

Haro.

Jedoch
Wird die Gefangene vermutlich viel
Von ihrem hohen Rang und Stande schwatzen

Fedriko.

Wahrscheinlich werden beide wir zusammen
Sehr wenig schwatzen.

Haro.

Nur, wenn etwa doch —

Fedriko.

Ich kann's ihr nicht verwehren!

Haro.

Sie ist hier —
(Deutet auf den Kopf.)

Fedriko.

Der König wird Euch wohl erwarten, Kämm'rer!

Haro.

Ha, ich verstehe!

Fedriko

Wirklich?

Haro.

Würd'ger Herr,
Verzeiht, wenn ich —

Fedriko.

Schon gut, Sennor, schon gut!
Empfehlt mich Seiner Majestät! — Lebt wohl!
(Haro mit Bücklingen ab.)

Zweiter Auftritt.

Fedriko de Guzman allein.
(Er geht einige Augenblicke auf und nieder, dann:)

Ha, Fedriko, dies deine Bestimmung?
Dies das erhabne, heißgehoffte Ziel,
Das in des Daseins ersten Rosenjahren
Vor meiner jugendlichen Seele schwebte,
Das zu erringen stets der glühendste Wunsch
Des raschen Jünglings war, um dessentwillen
Ich meinen schönsten Hoffnungen entsagte? —
Von allen jenen süßen Banden, die
Den Menschen an den Menschen freundlich knüpfen,
Die die allgütige Natur gewoben,
Und die man ungerochen nie zersprengt,
Hab' ich mit Riesenkraft mich losgerissen;
Den Menschen hab' ich frevelnd ausgezogen,
Um nur dem Helden freien Raum zu geben;
Erstickt hab' ich des Herzens Hochgefühle!
Kein holdes Weib steht liebend mir zur Seite
Und hilft des Lebens Stürme mir bekämpfen,
Und streichelt mir des düstern Unmuts Falten
Mit süßem Lächeln von der finstern Stirne,
Kein muntrer Knabe jauchzet mir entgegen,
Den teuren Vater kindisch froh umhüpfend;
Denn was das Süßeste dem Menschen ist,
Was ihm die Leiden minder lastend macht,
Was jede Freude tausendfach erhöht,
Den Trieben der Natur, der Menschlichkeit
Hab' ich entsagt. — Das Glück der Nation,
Ein weitgedehnter schöner Wirkungskreis
Und Größe war das hohe Ziel, nach dem
Ich alle Freuden meines Lebens warf!
Um helfend, wie ihr guter Genius,
Ihr Joch Kastiliens Völkern zu erleichtern,
Ihres Despoten schwere Eisenfaust,
Die lastende, von ihnen abzuwenden,
Verließ ich der Loire sel'ge Ufer,
Wo Glück und Wonne mir entgegenlachten;
Um meines Vaterlandes Qual zu lindern,
Entfloh ich aus des Mädchens Zauberkreise,
Das innig mit allmächtiger Magie
Mein Dasein an das ihre kettete.
Um alles, was mir wert und teuer war,
Spielt' ich mit dem gewalt'gen Schicksal kühn
Das fürchterlich gewagte Spiel. Es ist
Verloren! — Spanien wollt' ich befreien,
Und es verschmachtet unter seiner Feinde
Und seines eingebornen Königs Druck;
Groß wollt' ich sein! und nun — doch, bin ich's nicht?
Zählt man denn nicht mich zu des Reiches Großen?
Und hab' ich nicht das Recht, den zu belangen
Vorm Richterstuhl des Königs, der mir's leugnet?
Was fehlt mir also noch zu meinem Glück?

Ich führe gute Tafel, trinke Weine,
Wie sie der König selbst nicht besser trinkt!
Kann ich nicht tätig sein nach Herzenslust?
O, an Beschäftigung läßt mir's der König
Und meine Würde auch so leicht nicht fehlen!
Dem König widerspenst'ge Mädchen hüten,
Die Wirtschaftsrechnung und das Küchenbuch,
Da hast du ja vollauf zu tun, Großmeister!
Was will denn also wohl das arme Ding,
Das mir so stürmisch unterm Mantel pocht?
(Wehmütig.)
Ah, Blanka! Blanka! — Ei, gib dich zufrieden!
Es gibt der Mädchen mehr! und dann, was kümmern
Den Meister von Sant Jago denn die Mädchen?
Der herrschet in Kastilien, hat nicht Muße
An derlei Jugendstreiche noch zu denken!

Dritter Auftritt.

Fedriko, ein **Diener**, dann **Fernando Gomez**.

Fedriko (aufgeschreckt).
Was willst du?

Diener.
Würd'ger Herr, ein Fremder, der sich
Fernando Gomez nennt, wünscht Euch zu sprechen.

Fedriko
Fernando? Wie, Fernando Gomez sagst du?

Diener.
Dies ist sein Name, würd'ger Herr!

Fedriko.
Sogleich
Führ ihn zu mir! — Ich bin für niemand heute,
Solang' der Fremde bei mir ist, zu Hause.
(Der Diener öffnet die Türe und geht ab. Gomez tritt ein).

Fedriko
Fernando!

Gomez.
Federiko!
(Umarmung.)

Fedriko.
Freund, wie hast
Du doch gezaudert! ich erwartete
Seit einem Monde schon dich alle Tage!

Gomez.
Des Zögerns war kein Ende zu Moulins.
Bald wurden Boten nach Paris geschickt,
Bald hielt man Rat in dem Palast des Herzogs.
Die Briefe, die ich überbrachte, mochten
Dem hochbetrübten Fürsten schlecht behagen,
Denn zornig —

Fedriko.
So? das tut mir herzlich leid!
Doch von den Dingen, Freund, ein andermal!
Jetzt sage: warst du, wie ich dich gebeten,
In jener abgelegnen Bauernhütte
An der Loire im Walde bei Varennes?

Gomez (verlegen).
Ei freilich! — und daß ich dir weiter sage,
Der Herzog von Bourbon war bitterböse,
Als ich die Abschiedsaudienz —

Fedriko.
Nicht doch!
Was kümmert mich der Herzog von Bourbon!
Sag mir von Blanken nur —

Gomez.
Der arme Greis!
Er weinte bittre Tränen, als er mir
Dies Schreiben an den König übergab.
Hier ist's! Fedriko, tu mir den Gefallen
Und send es an den König! Ich bin's müde,
Die Vorgemächer zu durchlaufen.

Fedriko.
Gut,
(er steckt das Schreiben in seine Binde)
Ich will's besorgen. Doch —

Gomez.
Der alte Herzog —

Fedriko.
Fernando, du hast etwas Schreckliches
Mir zu verkünden! Du weichst nicht umsonst
So sichtbar meinen Fragen aus. Du willst
Mich schonen, und ich danke deiner Freundschaft.
Doch, Gomez, sieh, ich bin ein Mann und habe
Dem Tode oft ins Aug' geblickt, ich fürchte
Das Unglück minder als die Ungewißheit.
Sag, Freund, mir, was du weißt; ich will es tragen
Mit Mut und Fassung wie ein Mann!

Gomez.
So höre!
Kaum hatt' ich meine Schreiben übergeben
Dem Vater unsrer Kön'gin zu Moulins,
So eilt' ich spornstreichs fort und nach Varennes.
Dort fragt' ich bei gutherz'gen Bauern nach
Dem alten Claude, wie du mir geheißen,
Durchstreifte lang' den Wald nach allen Seiten
Und kam zuletzt auf eine kleine Pläne,
Von tausendjähr'gen Eichen rings umschlossen,
An deren alten Wurzeln wild und schäumend
Die schnellen Wogen der Loire nagten.

Fedriko (lebhaft).
Ich kenne es, das stille Tal. Ein Berg
Mit einer düstern Grotte raget rechts
Hoch gegen Himmel aus den niedern Büschen.
O diese Grotte! — Doch nur weiter, Gomez!

Gomez
Hart an dem Flusse fand ich eine Hütte
Von Holz mit Stroh bedeckt; ich trat hinein

Und sah hier einen Greis mit einem Knaben
Von ungefähr zwölf oder dreizehn Jahren.

Fedriko.

Nichts weiter? Nicht ein Mädchen?

Gomez.

Nur die beiden.
Der Greis stand auf vom Schemel, zog sein Mützchen
Und reichte mir zum Gruß die schwanke Rechte.
Da meldete ich ihm nun meine Botschaft:
Daß Don Fedriko, der den Enkel ihm gerettet
Aus der Loire räuberischen Fluten,
Mich zu ihm sende, nach des Kleinen Wohlsein
Und nach dem seinigen zu forschen; daß ich
Von dir ihm hundert Livres überbrächte,
Und was du mir noch alles aufgetragen.
Der Alte weinte laut vor Freude, und
Als wir nun traulich an dem Tische saßen,
Wandt' ich auf deine Blanka das Gespräch
Und frug nach ihrem Stand und Namen; aber
Davon wußte der Greis nicht mehr als wir.
Sie sei an jenem Tag, als du den Knaben
Vom Wassertode retteteſt, mit dir
Gekommen, habe, als der Knabe krank
Darnieder lag, wie du, ihn oft besucht,
Und seit du wegbliebſt, käme sie nicht mehr.

Fedriko

Das sprach der Alte?

Gomez (verlegen).

Er mocht' es wohl anders
Erzählet haben, ja — mit andern Worten —

Fedriko.

Freund, du verbirgst mir etwas Schreckliches!

Gomez.

Nicht, daß ich wüßte!

Fedriko.

Gomez, lüge nicht!
Bist du mein Freund, wie du so oft mir schworſt,
Liebst du mich wirklich, so entdeck mir alles!

Gomez.

Hab' ich es denn nicht eben itzt getan?

Fedriko.

Fernando, kennst du diese Narbe? Was
Gelobteſt du an jenem Tage, als —

Gomez (feurig).

Dein Freund zu bleiben, ewig dich zu lieben,
Wie nur ein Vater je den Sohn geliebt!

Fedriko (einfallend).

Nie das geringste nur mir zu verhehlen!
Du hieltſt den Eid durch manches Jahr, und nun —

Gomez.

Laß ab! Unglücklicher, soll ich dich töten?

Fedriko.

Ich ahne! Weh! Sprich, Unglücksbote, sprich!

Gomez (abgewendet).

Ach! du weißt nicht, was du begehrst! — Blanka —
Sie ist —

(Fedriko faßt ihn bei beiden Armen und blickt ihm mit dem Ausdruck des heftigſten Schmerzes ins Gesicht.)

Gomez (leise).

Sie ist für dich verloren!

Fedriko (kreischend).

Tot!

(Bedeckt das Gesicht mit beiden Händen.)

Gomez.

Fedriko, Freund, ermanne dich! — Er hört nicht!
O starre nicht so wild den Boden an,
Als wollteſt du aus seinem dunkeln Schoße
Die Toten rufen! Weine, klage, tobe,
Nur nicht dies stumme Zucken der Verzweiflung! —

(Für sich.)

Sein Schmerz zerschneidet mir die Seele; — ob
Ich länger noch die Wahrheit ihm verberge?
Doch nein, ich schweige! Besser ist's, er traure
Allein, als daß Kastilien mit ihm leide!
Denn bald heilt eines Mannes starkes Herz,
Sein Gram entflieht im flücht'gen Tanz der Stunden;
Doch dauernd währt des Vaterlandes Schmerz,
Kaum ein Jahrhundert heilet seine Wunden!

(Laut.)

Fedriko, sei ein Mann! Ist dies der starke Mut,
Den ganz Kastilien an dir bewundert?
Der Mauren heldenmüt'ger Sieger klagt
Den stummen Wänden seines Liebchens Tod!

Fedriko.

O Blanka, Blanka!

Gomez.

Ja — selbst Blanka billigt
Die mädchenhaften Klagen nicht, denn — auf —
Denn auf dem Totenbette noch beſchwor —

Fedriko (aufgeſchreckt).

Wie Blanka? — Was weißt du noch von ihr?
— Sprich!

Gomez (stockend).

Als Blanka starb, da lag sie auf dem Bette, —
Ja — wie ich sage! — Ich stand ihr zur Seite.
Da sprach sie: Guter Gomez — ja, so sprach sie
Und faßte meine Hand, sag Federikon,
Daß er den Schmerz ertrage wie ein Mann!
Und also sprechend starb sie sanft und ruhig.

(Übereilt fortfahrend.)

Ihr alter Vater und sein ganzer Hof —

Fedriko.

Ihr Vater? Also kennst du ihn? Wer ist er?
O, nenne, Gomez, mir den teuren Mann,
Damit ich zu ihm eile, meinen Kummer
In seinen schmerzdurchdrungnen Busen schütte
Und meiner Blanka Hand zum letzten Male
Mit meinen Tränen nässe!

Gomez (verwirrt).

Ei, ich weiß nicht! —
Wer mag die Namen alle auch behalten!
So was von Valmont oder Montenval —
Gott weiß es, wie er heißt!

Fedriko

Gomez, du stockst!
Ich atme freier!
(Er faßt ihn ins Auge.)
Ha! du sprichst nicht Wahrheit!

Gomez
(wendet sich ab).

Laß mich zufrieden! Sagt' ich dir denn nicht —?

Fedriko.

Von neuem strahlet Hoffnung mir im Herzen!
O, meine Blanka ist nicht tot, sie lebt!
Nicht wahr, du hast gelogen, guter Gomez?
Ich seh's an deiner schamgefärbten Stirne,
An diesem Aug', das sich, der Lüge fremd,
Dem lastenden Gefühl zu Boden senkt.
O, zwinge nicht dich zu der Falschheit Künsten,
Es rächt die Wahrheit ihr verletzt' Gesetz
Und macht dein eignes Aug' dir zum Verräter.
Du hast mich hintergangen! Blanka lebt!

Gomez.

Nun, weil du es denn weißt: Ja, Blanka lebt!

Fedriko.

Sie lebt, sie lebt! — und du, Grausamer, konntest
Die schöne Wahrheit neidisch mir verhehlen?
Sie lebt! — Nun, Schicksal, stürme auf mich ein;
Mit ehrnem Mute trotz' ich deinen Pfeilen;
Was du mir immer raubst, das Schönste bleibt mir,
Der Güter köstlichstes, denn Blanka lebt!

Gomez.

Wohl, deine Blanka lebt; doch tot ist sie
Für dich, nie kannst, nie darfst du sie besitzen!

Fedriko.

Wer hindert mich? — Du sprichst in Rätseln,
Gomez!

Gomez.

Dring weiter nicht in mich! Es ist unmöglich,
Ich kann dir das Geheimnis nicht enthüllen!
Mit Schlangenzähnen würde es dein Herz,
Das unerschüttert ruhige, zerfleischen.
Drei Worte unbedacht von mir gesprochen,
Und in Kastilien lodert hoch die Flamme
Des Aufruhrs, die schon itzt verderbend glüht,
Mit neuverstärkter Wut empor zum Himmel!

Fedriko.

Fernando, sei nicht grausam! Sage mir —

Gomez.

Vergebens dringest du in mich! Dein Blut
Wallt für die Wahrheit allzuheiß, und
(bedeutend)
Heinrich,
Der Graf von Trastamara, ist dein Bruder!

Fedriko (betroffen).

Ha, was ist das?

Vierter Auftritt.

Ein **Diener.** **Vorige.**

Diener.

Ein Wagen, würd'ger Herr,
Von einem Haufen königlicher Reiter
Umgeben, ist soeben angekommen.
Der Hauptmann der Bedeckung spricht, er bringe
Die unbekannte Dame von Siguenza,
Das übrige sei Euch bekannt!

Fedriko.

Gut, gut!
(Zu Gomez, der ihn fragend und mißtrauisch ansieht.)
Ein lästiges Geschäft! — Das Mädchen ist,
Wie ich vermute, eine von des Königs
Geliebten oder Sprosse eines Hauses,
Das gegen Pedro Heinrichs Banner folgt.
Ich weiß nicht! Itzt bin ich zu sehr bewegt,
Um sie in ihre Zimmer selbst zu führen.
Vertritt du meine Stelle, guter Gomez!

Gomez.

Sehr gern! — Leb wohl!

Fedriko.

Wir sprechen uns noch weiter!
(Gomez mit dem Diener ab.)

Fünfter Auftritt.

Fedriko (allein).

Sie lebt! Sie lebt! — Wer fasset meine Wonne?
Wer fühlet, was ich fühle? — Blanka lebt!
In hellern Farben strahlt die ganze Schöpfung,
Lacht neu belebt dem frohen Aug' entgegen;
In schönern Formen pranget die Natur.
Zerrissen ist der düstre, schwarze Schleier
Der Freudentöterin Melancholie,
Der mir das tränenschwere Aug' umhüllte.
Ich lebe neu, denn meine Blanka lebt!
Nun tobe immer, wilder Trastamara,
Empöre ganz Europa gegen Pedro,
Reiß ihn vom hohen Königsstuhl herab

Und schmücke mit der blutbespritzten Krone
Des eingebornen Königs deinen Scheitel;
Dein Bruder lebt ein sel'ges Götterleben
Im Arme seines Weibes, tut Verzicht
Auf alles, was der blöde Erdenpöbel,
Von Wahn betöret, bis zum Himmel hebt.
In Nichts versunken sind die stolzen Träume
Von Größe — Hoheit; schöne Truggebilde
Der jungen, aufgeregten Phantasie.
Zu spät nun seh' ich, daß, wo ein Tyranne
Mit schwerem Zepter niederdrückend waltet,
Nichts wahrhaft Großes, Edles sich gestaltet;
Denn des Despoten immer scheuer Blick
Bebt vor der fremden Größe feig zurück!
Drum kehr' ich freudig aus dem Sturm des Lebens
In die mir aufgetane heitre Bucht;
Dort winkt mir Glück und Ruhe, die vergebens
Durch lange traur'ge Jahre ich gesucht.
Herrsch immer, Pedro, auf dem Königsthrone,
Von deiner feilen Sklaven Schar umringt;
Ich tausche nicht! — Wenn Blanka mich umschlingt,
Ist mir ein Myrtenkranz die schönste Krone!

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Blanka. Jaqueline. Gomez.

Gomez (rauh).

Hier rechts hinein sind Eure Zimmer, Donna!
Bedürft Ihr weiter noch etwas, so sprecht!

(Blanka schüttelt schweigend den Kopf und setzt sich.)

Gomez.

So lebt denn wohl! Doch hört noch diesen Rat.
Versucht nicht etwa zu entfliehen, denn
Auf eigenen Befehl des Königs sind
Die Türen Eurer Zimmer scharf bewacht.

(Blanka blickt wehmütig gen Himmel.)

Gomez (für sich).

Gott weiß es, wie es kömmt; das Mädchen rührt mich,
Ihr sanftes Auge strahlet Schmerz und Unschuld,
Ich möchte zürnen und ich kann es nicht.

(Laut, milder.)

Lebt wohl! — Vergeßt nicht, was ich Euch gesagt!

(Er geht, Jaqueline hält ihn zurück.

Jaqueline.

Sennor, Sennor!

Gomez.

Was wollt Ihr?

Jaqueline.

Nur ein Wort!

Gomez.

Nun?

Jaqueline.

Sagt, wie nennt man diese Stadt?

Gomez

(sieht sie mißtrauisch an, dann:)

Xeres
De la Frontera.

Jaqueline.

Wie? — Gerechter Gott!
Nicht ferne von Sevilla?

Gomez

Wen'ge Meilen.

Jaqueline.

Wo itzt der König Hof hält?

Gomez.

Ja, ganz recht!

Jaqueline.

Seid Ihr der Kommandant der Festung?

Gomez.

Nein,
Nicht ich, Don Federiko Guzman, Meister
Des Ordens von Sant Jago Compostela,
Ist Kommandant der Festung und der Stadt.

Blanka.

Ich wünschte wen'ge Worte nur mit ihm
Zu sprechen. Guter Ritter, wollt Ihr wohl
Ihn zu mir rufen?

Gomez.

Aber — aber was —

Blanka.

O ein'ge Augenblicke nur!

Gomez.

Federiko —

Blanka.

Federiko? — Federiko? — O gewiß
Ist er ein edler Mann!

Gomez.

Don Guzman hat —

Blanka.

Federiko Guzman? — Nennet sich nicht so
Der Bruder Heinrichs, Graf von Trastamara?

Gomez

(schnell, mit scharf beobachtendem Blicke).

Es freut Euch wohl recht sehr, daß Euch das Schicksal
In seine Hand gerade führte?

Blanka.

Ja,
Denn Lob ertönt von jedes Lippen, wenn
Man Trastamaras edlen Bruder nennt.

Gomez (für sich).

Ha, dies Entzücken! — Wäre mein Verdacht? —

(Laut.)
Wie, immer Heinrichs Nam' in Eurem Munde!
Fast dünkt mich, Ihr schätzt nur Fedrikon,
Weil er Graf Trastamaras Bruder ist.
Kennt Ihr den Grafen?

Blanka.

O, wie sollt' ich nicht?
Er ist mein Freund, der einz'ge, den ich habe!

Gomez (für sich).

Heinrich ihr Freund? Sie hier in Pedros Ketten!
(Laut, sie fixierend.)
Man sagt, der Graf von Trastamara wünsche,
Don Guzman aufzureizen gegen Pedro,
Er sende darum Boten über Boten,
Und jeder fand den Edlen unbeweglich.
Doch man schlägt schwerer einem hübschen Mädchen,
Das bittend sich uns nahet, etwas ab.
(Schnell und beobachtend.)
Besonders, wenn sie nebenbei wohl gar
Uns Nachricht von gewissen
(sehr nahe tretend und sie starr anblickend)
Blanken gäbe!

Blanka (erschrocken)

Wie, Ritter, was sprecht Ihr von Blanken?

Gomez (schnell).

Ihr sprecht Fedrikon nicht!

Blanka.

Ha, was ist das?

Jaqueline.

Herr Ritter, habt Erbarmen!

Blanka.

Mensch!

Gomez

Vergebens!
Ihr sprecht Don Guzman nicht!

Blanka.

Das geht zu weit!

Jaqueline.

Fürwahr, der König kennet seine Leute!
Ihr seid vermutlich uns zum Kerkermeister
Bestimmt?

Gomez.

Nein, mein Püppchen, — Glaubet mir,
Ich fühle ganz das Traur'ge Eurer Lage,
Und herzlich gern würd' ich sie Euch erleichtern,
Denn hart und grausam bin ich nicht. Doch hier
Wär' es Verbrechen, weich zu sein. Darum
Dringt länger nicht in mich. Ihr sprecht ihn nicht!

Jaqueline.

In Eurem Beisein —

Blanka.

Jaqueline, schweig!
Erniedrige nicht dich und mich durch Bitten!
(Jaqueline tritt weinend zurück.)

Blanka.

Wie, arme Freundin, bist du noch so wenig
In unsers Unglücks Schule abgehärtet,
Daß dir des feilen Königssklaven Trotz
Noch Tränen aus den Augen preßt? — Mein Kind,
Das ist nicht gut! Ich ahne härtre Szenen! —
Doch bin ich denn so tief gesunken, daß
Auch über einen einz'gen niedern Diener
Ich nicht mehr kann gebieten?
(Sie bemerkt einen Diener, der mit Gomez eingetreten und bis jetzt im Hintergrunde stand.)
Eskudero!
Don Guzman wird ersucht, zu mir zu kommen!
Doch schnell, die Sach' ist dringend! — Geh!
(Der Diener blickt Gomez fragend an.)

Gomez.

Du bleibst!

Blanka.

Ha, welche Kühnheit! — Geh!

Gomez.

Beim Himmel, wenn
Du gehst, gehst du in deinen Tod! — Du bleibst!

Blanka.

Gerechter Gott, so weit ist es gekommen?
— O Pedro, zittere, es lebt ein Gott!

Gomez.

Geh, Bursche!

Diener.

Zu Don Guzman?

Gomez.

In die Hölle!
(Diener erschrocken ab.)

Gomez.

Verzeihet, Donna, wenn der Eifer mich
Für meines Freundes, für Kastiliens Wohl
Zu weit geführt! — — Ihr kennet Trastamara.
Er ist der Bruder meines Freundes und
Auch gut und edel wie Fedriko, doch
Er führt die Waffen gegen seinen König
Und schwingt des Aufruhrs Banner. Zwar hat Pedro
Mißbraucht des Thrones angestammte Macht,
Doch ziemt es ihm nicht, ins Gericht zu gehen
Mit seinem König, Gott ist hier nur Richter;
Auch drücket seines starren Schwertes Wucht
Das in den Staub getretne Volk nicht minder
Als seines Königs schweres Eisenzepter.

Blanka.

Wozu dies alles?

Gomez.

Unterbrecht mich nicht!
Fedriko Guzman fühlet tief das Unglück
Kastiliens und brennt vor heißem Eifer,
Das Vaterland vom Drucke zu befreien.
Die Kräfte, die in seinem Innern schlummern,
Sie könnten eine halbe Welt beglücken;
Doch falsch geleitet, würden sie zerstören.
Fest ist er gegen jegliche Versuchung,
Nur eine einz'ge könnt' ihn wankend machen,
Und wenn er wankt, ist er auch schon gefallen,
Denn allzu heftig ist er und zu rasch!
Ich, Donna, bin sein Freund; Ihr seht daher,
Daß ein Gespräch mit Euch ich hindern muß.

Blanka.

Herr Ritter, Eure Reden sind so seltsam,
Wie Eu'r Betragen!

Gomez.

Wart Ihr lang' am Hofe?

Blanka (seufzend).

Nur kurze Zeit, und dennoch viel zu lange
Für meine Ruhe und mein Glück!

Gomez.

Ihr kennt
Doch Blanken, unsre Königin?

Blanka

Ob ich
Sie kenne? — Wollt Ihr meiner spotten, Ritter?

Gomez.

Um Gottes willen, kennt Ihr sie?

Blanka.

Ja, Ritter!

Gomez.

Ihr kennet sie und sehet noch nicht deutlich,
Daß Don Fedriko Euch nicht sprechen darf?
Doch — Ihr wißt nicht, wie das zusammenhängt.
Verzeiht! — mein Kopf —

Blanka

(mit kaum bemerkbarem Lächeln).

Fürwahr, mir bangt für ihn!

Gomez.

Lebt wohl! — Geschäfte rufen mich. — Wenn etwa
In des Gespräches Hitze etwas mir
Entfahren wäre, was nicht jedem gut ist
Zu wissen, so vergeßt es, schöne Donna!
Lebt wohl, wir sprechen bald uns wieder!

Blanka.

Kann ich
Den Kommandanten —

Gomez.

Nu, wir wollen sehen!
(Ab.)

Siebenter Auftritt.

Blanka. Jagueline.

Blanka.

O Jagueline, laß an deinem Busen
Mein Schicksal mich beweinen! — O, warum
Ward mir in meinem schönen Frankreich nicht
Ein Grab statt dieses Landes Königskrone,
Die schwer und drückend mich zu Boden beugt?
Warum ward unter hundert Fürstentöchtern
Nur eben deine Blanka auserseh'n,
In dieses Wütrichs Arm — doch nein,
In seinen Armen nicht, in seinen Ketten, —
Den Tod von Gott als Wohltat zu erflehn!

Jagueline.

O, meine Königin, Ihr quält Euch selbst
Mit diesen mitternächtlich schwarzen Bildern.
Melancholie umschattet düster Euch
Die schönen, heitern Seiten jedes Dinges
Und zeigt Euch bloß die unglücksschwangern.
Einst war't Ihr anders, teure Königin,
An Eures Vaters Hofe zu Moulins!
Leicht, wie ein Bach durch reichbeblümte Wiesen
Die reinen Silberwellen hüpfend schlängelt,
Floß Eurer Jugend Blumenzeit dahin;
Mit leichtem Sinne für die Gegenwart,
Die helle, heiter lächelnde, nur sorgend,
Lag Euch in dichtem Nebel eingehüllt
Die Zukunft und Vergangenheit. — Und nun —

Blanka

Nun ist es anders, meinst du, gutes Mädchen?
Ja, du hast recht! — und weh mir, daß du recht hast!

Jagueline.

Doch, Fürstin, steht es nicht in Eurer Macht
Zu werden, was Ihr war't?

Blanka.

O wollte Gott,
Es wäre, gutes Mädchen, wie du sprichst!
Doch alle diese Wünsche sind vergebens!
Kann ich Don Pedros felsenhartes Herz
Zu Menschlichkeit und Liebe stimmen? Kann ich
Das Demantband, das unzerreißliche,
Zerbrechen, das mich ewig an ihn kettet?
Kann ich dies starre, wildempörte Land
Verwandeln in mein freundliches Bourbon,
Die blutgedüngten Felder Spaniens
In jenen schönen, sel'gen Boden Frankreichs,
Auf dem des Himmels bester Segen ruht?
Wo Quellen, rein wie seines Volkes Herzen
Und ungefärbt vom Blut erschlagner Brüder,
Die heitern Himmelsfluren kühlend tränken,
Wo sanfter strahlt der goldnen Sonne Antlitz,
Und eine andre, schönere Natur
Den reichen Segensmantel uns entfaltet!

Dahin laß mich ziehn,
Diesem Kerker entfliehn,
Die seligen Auen
Noch einmal schauen,

In deren Schoß
Mein junges Herz
Der Liebe Schmerz,
Der Liebe Wonne
Entzückt genoß;
Mich schau'n die Sonne,
Die mich bestrahlte,
Als Himmelslust
An seiner Brust
Mit Purpur meine Wangen malte;
Mich sehn das Land,
Wo an der Hand
Ich der Natur
Zuerst erfuhr,
Wie Lieb' beglückt,
Wie sie betrügt!
Dahin, dahin,
Dahin laß mich fliehn;
In seinen stillen Gründen
Ein Grab mich finden!

Jaqueline.

Ihr schwärmet, meine teure Königin!

Blanka (schwärmerisch).

O, laß mich eilen aus den engen Räumen
Der trägen Wirklichkeit ins weite Feld
Der Phantasie, zerstöre nicht die Welt,
Die ich mir aufgebaut aus leichten Träumen!
Wenn auch des Glückes letzter Strahl entflieht,
Des Schicksals Stürme unsern Himmel schwärzen,
Schwelgt froh der Mensch in ihr, und es entblüht
Ein Paradies dem grambeladnen Herzen,
In dem der Hoffnung Sonne labend glüht,
In dem des Schicksals Wunden minder schmerzen.
Vergessend schwelgt er in dem heitern Reich,
Dünkt auf Minuten sich den Göttern gleich!

Jaqueline.

Gern, meine Fürstin, gönn' ich Euch den Trost,
Doch — ach verzeiht, daß ich Euch dran erinnre —
Vergesset nicht der Wirklichkeit! — Don Pedro —

Blanka.

O nenne mir nicht diesen Namen, Mädchen!
Damit ich nicht vergesse, wer der ist,
Der diesen Namen führet, — mein Gemahl! —
Ach, in den sel'gen Stunden meiner Jugend
Knüpft' ich so schöne Träume an das Wort
Gemahl! — Ach, warum bin ich doch erwacht!
Er ist mir gleichbedeutend itzt geworden
(bitter)
Mit Kerkermeister! — Ach, so dacht' ich nicht
In jenen sel'gen Tagen zu Varennes.
(Sie reißt ein Bild aus dem Busen.)
Fedriko! — Mann, den ich so innig liebte,
Ach, warum mußtest du Bourbon verlassen
Und deine Blanka! — — Doch was tu' ich?
— Ha,
Bin ich nicht Pedros Gattin? — Jaqueline,
Hier nimm dies Bild — bewahr es wohl! —
Doch nein,
Vernicht es, Jaqueline, ja, vernicht es!
Ich will mit Gleichem Gleiches nicht vergelten;
Mit meinem Beispiel soll sich Pedro nicht
Verteid'gen können bei Mariens Anblick! —
Aus meinem Herzen will ich das Gedächtnis
Der sel'gen Stunden zu Varennes reißen,
Denn meine Pflicht, das Schicksal will es so!
Fort mit dem Bild! Aus meinen Augen! Fort!
(Jaqueline nimmt das Bild und steckt es ein.)
Du siehst mich fragend an, kannst nicht begreifen,
Warum dies Bild mich so in Wallung setzt?
O, gutes Mädchen, tief in meiner Brust
Trag' ich ein unglückbrütendes Geheimnis,
Das jeden frohen Augenblick verscheucht
Und meines Lebens Ruhe mir vergiftet,
Das meinen Gatten mich zu meiden zwänge,
Wär' er der Beste seines Volkes auch.
O Mädchen, hör und schenk mir eine Träne!
Ich liebe! — Doch nein, nein, nicht so! — Ich liebte!
Ich liebte einen Mann, den die Natur
Mit allen Eigenschaften ausgestattet,
Um eines Mädchens fühlend Herz mit Liebe,
Mit heißer, glüh'nder Liebe zu beglücken.
Ich liebte ihn mit der allmächt'gen Glut
Der ersten Leidenschaft, und, o verdamme,
Allgütiger, mich nicht, wenn ich gestehe:
Ich lieb' ihn noch!
(Sinkt an Jaquelinens Busen.)

Jaqueline.

O meine Königin!

Blanka.

O Jaqueline, nenne mich nicht so!
Um diesen schimmernden, armsel'gen Titel
Ward deine Blanka an das Ungeheuer,
Das mein Gemahl sich nennt, und das im Arme
Von feilen Buhlerinnen mein vergißt,
Von Kerker mich zu Kerker wütend schleppt,
Nach meinem Blute gierig lechzt, geschmiedet!
Fedriko! — O, ich kann ihn nicht vergessen!
Gib, Jaqueline, mir das Bild, ach, gib mir's!

Jaqueline.

Ihr wolltet ja —

Blanka.

Ich will es nicht behalten!
Zum letzten Male nur will ich es sehn,
Zum letztenmal den traur'gen Überrest
Aus meiner Jugend schönen Hoffnungen
Und meines Glückes Schiffbruch; — gib es mir!
(Jaqueline gibt ihr das Bild.)
Sieh, Jaqueline, diese edlen Züge,
Die hehre, majestätische Gestalt,
So groß und stolz! Ein Maler wählte sie
Zum Muster eines Herkules, wenn nicht
Des schönen Mundes zauberisches Lächeln,
Der schlanken Glieder reines Ebenmaß,
Der sanfte Blick des Aug's im rauhen Löwenfelle
Den schlauversteckten Liebesgott verrieten!
So groß stand er vor mir an jenem Tage,

Als aus der Loire Wogen er den Knaben
Des alten Claude rettete, so strahlte
Sein großes Auge, als an jenem Tage,
An jenem schönen, unglücksvollen Tage,
Sein Arm im Walde bei Varennes mich
Mit heißer Glut umschlang. O Mädchen, Mädchen,
Es ist so göttlich schön, geliebt zu sein!

Jaqueline

Doch wer —

Blanka.

Wie, Mädchen, wie? sahst du ihn nicht,
Als er den armen Knaben rettete,
Der spielend sich dem Strom zu sehr genaht
Und untersank?

Jaqueline.

Ah, ich erinnre mich!
Es war ein schöner Maitag, Ihr gingt eben,
Von mir allein begleitet, an dem Ufer.
Da fiel der Knabe in den Fluß. Wir schrien
Um Hilfe, aber niemand hörte uns.
Mit einem Male sprang aus dem Gebüsch
Ein schöner Mann hervor; den Mantel warf er
Hinweg und stürzt' mit kühnem Mute sich
Vom steilen Ufer in den mächt'gen Strom.
Verloren glaubten wir den Edlen schon,
Als plötzlich mit den hohen Wellen kämpfend,
Den Knaben in den Armen er erschien.

Blanka.

O, damals schon flog ihm mein Herz entgegen!

Jaqueline.

Doch immer matter ward sein Arm und matter,
Schon konnt' er kaum der Flut mehr widerstehn,
Als Fischer naheten, herbeigelockt
Durch unser Angstgeschrei, den schönen Jüngling
Mit seiner Beute an das Ufer zogen
Und in die nahgelegnen Hütten brachten.
Ihr sorgtet eifrig für des Braven Leben,
Er kam zu sich, und als die Dämmrung anbrach,
Eilt' er davon, den Knaben an der Seite,
Den Kleinen in des Vaters Haus zu bringen;
Und seit der Zeit sah ich ihn nicht mehr wieder!

Blanka.

Du sahst ihn nicht mehr wieder? Armes Mädchen:
Ich sah ihn öfter!

Jaqueline.

Und Ihr liebtet ihn?

Blanka.

Kann man ihn sehen, ohne ihn zu lieben?
Und fügte sich nicht alles, alles, daß
Ihn deine arme Blanka lieben mußte? —
An jenem Abend, als er in der Hütte
Der Fischer ohne Sinn und Leben lag,
Saß ich an seinem Bett! — Ich muß gestehn,
Mit Wohlgefallen ruht' auf ihm mein Blick
Und hing an seinen schönen, edlen Zügen. —
Man hatte alle Hoffnung aufgegeben,
Ins Leben wieder ihn zurückzurufen,
Und alles hatte sich entfernt; nur ich,
Nur ich allein saß trauernd ihm zur Seite.
Da deucht' es mir, sein Aug' bewege sich!
Froh über diese Spur des neuen Lebens,
Bog ich zu seinem Munde das Gesicht,
Den Atemzügen des Erwachten lauschend.
Da hebt sein Haupt er plötzlich, meine Lippe
Lag auf der seinigen, er schlug das Auge
Empor zu mir, und heiß und seelenvoll
(leise)
Drückt seine Lippen er auf meinen Mund!
O meine Retterin! so stammelt er.
Da kamen Leute und ich fuhr zurück.
Er sah mich lange und bedeutend an
Mit starrem, glüh'nden Blicke, seufzte, und
Auch deine arme Blanka mußte seufzen,
Und seufzte wieder, als er Abschied nahm,
Den Knaben zu den Seinigen zu bringen.

Jaqueline.

Und dieser einzige Moment entflammte
In meiner Blanka Busen heiße Liebe?

Blanka.

O höre nur! — Ich ging am nächsten Tage
Von einem einz'gen Diener nur begleitet,
Dem Walde zu, um nach des Knaben Wohlsein
Zu forschen und nach seinen Eltern. Ich
Trat in der Armen niedre Hütte ein,
Und ihn, ihn traf mein erster Blick, er kam
Erglühend an dem Eingang mir entgegen.

Jaqueline.

Und Ihr?

Blanka (entzückt).

Ich blieb und hört' und sah und — liebte!

Jaqueline.

O meine teure Königin, wie spieltet
Unschuldig sicher Ihr mit der Gefahr!

Blanka.

Ach Mädchen, damals färbte rosenfarben
Die Hoffnung und die Liebe alles mir!
Und ist der Kalte wohl beglückt zu nennen,
Der nie, in seinem ganzen Leben nie,
So göttlich schön — gefehlet, wie du's nennst?

Jaqueline.

Der Traum ist schön, doch furchtbar das Erwachen!

Blanka.

Doch damals träumte ich und träumte glücklich! —
O jener schönen, unaussprechlich sel'gen Tage,
Die göttlich schön, mit goldnen Himmelsblüten
Bekränzt, auf Engelsfittich um uns spielten!
Ich blicke durch die Nacht der Gegenwart
In der Vergangenheit erhelltes Reich
Und sehe, wie Elysiums reine Geister

Vor meinen tränenschweren Augen schweben,
Himmelsgestalten hingeschwundner Zeiten;
Ich seh' sie lächeln, gleiten und — entschwinden,
Entschwinden, weh! und nimmer wiederkehren!
Ach, Schicksal, warum jenes Glück mir zeigen,
Wenn du mir diese Tränen hast bestimmt?
Warum mit Purpurwolken mir den Sturm verbergen,
Der meine Seligkeit zertrümmern sollte?

Jaqueline.

Erzählt doch weiter! Wie geschah es denn? —

Blanka.

Soll ich von Schritt zu Schritt mit kaltem Maßstab
Das unaussprechlich Tiefgefühlte messen
Vor deinen Augen im Erzählungston?
Ich liebte! — Dieses einz'ge Wort mag alles
Dir sagen was du forschen kannst! — Ich liebte!
O arme Sprache, die ein kahles Wort mir gibt
Für meines Herzens ungemeßne Fühlung!
Ich betete ihn an, vergötterte
Und ward zum Gott! Der Menschheit enge Fesseln
Entfielen der emporgehobnen Seele,
Ein andrer Geist schien diese Hülle zu bewohnen,
Gebrochen der Natur gewalt'ge Grenze,
Und was sie schied durch das Gesetz der Körper,
Schien durch die Lieb' in eines zu verfließen!

Jaqueline.

Und, Blanka, mir verbargt mißtrauisch Ihr
Das schreckliche Geheimnis, das die Blüte
Des Lebens Euch mit Mörderhänden knickte?

Blanka.

Verborgenheit ist Lebensluft der Liebe!
Dem sanften Veilchen gleich, verschmähet sie
Der stolzen Berge sonnenreiche Höh'n
Und birgt im Schoß des Tales demutsvoll
Das süße Haupt und ist sich selbst genug.
Der himmlisch schöne Reiz, der sie umwebt,
Flieht bei des Kalten rauherem Betasten,
Und wie das Flügelgold des Schmetterlings
Wird ihre Schöne nur gesehn, empfunden,
Indes des Forschers Hände sie zerstören.

Jaqueline.

Und wagte es der Kühne, seine Blicke
Emporzuheben zu Bourbons Prinzessin,
Zur Blume, die im Königsgarten blühte,
Die hochvermeßnen Hände auszustrecken?

Blanka.

Wie kleinlich denkst und sprichst du, Jaqueline!
Kannst du den plumpen Wahn des blöden Pöbels
Im sanftersühlenden Herzen hegen?
Es sucht die Liebe nichts als Liebe; wo
Sie diese findet, ist ihr würd'ger Platz!
Soll sie kaufmännisch erst und sorglich forschen,
Ob auch das Götterbild, das sie verehrt,
In bunte Purpurlappen eingehüllt?
Soll sie von ihrer Höhe niederschauen
Auf Güter, die die Zeit gibt und entreißt?
Nach überirdischen nur mag sie streben,
Denn nicht von dieser Erde ist ihr Leben!

Jaqueline.

Nicht an dem Weibe rügt man solche Schwäche,
Denn des Gefühles tief erklungne Töne
Betäuben leicht der Vorsicht leisern Ruf;
Doch ziemt dem stärkeren Geschlechte Kraft,
Dem Drang der Leidenschaft zu widerstehn,
Wenn die Unmöglichkeit ihr starres Zepter
Senkt zwischen zweier Liebenden Umarmung.

Blanka.

Mein Stand und Name blieb ihm ein Geheimnis.
Auf meine Bitte schwor er mir, nach ihnen,
Bis ich's ihm selbst enthüllte, nicht zu forschen.
Ich kannte meines Vaters raschen Zorn
Und zitterte für des Geliebten Ruhe,
Denn damals schon sprach man von der Verbindung,
Die meiner Seele Frieden mir ermordet;
Von seinem Zartgefühl besorgt' ich auch
Ein Opfer, das mich selbst geopfert hätte.
Wie rein, wie absichtslos schien er zu lieben!
Doch schien er's nur! Weh mir, daß er's nur schien!
Bald, allzubald war sie verwelkt, die Blume
Der Liebe, eh' sie sich noch ganz entfaltet.
Mit liebevoller Ungeduld sucht' ich
Ihn eines Morgens auf und fand ihn nicht.
Da

(in Tränen ausbrechend)

reichte Claude diesen Zettel mir,
Den der Verräter ihm für mich gegeben. —
Ein Fremder, sprach der Alte, kam des Morgens
Zu Federikon, lange sprachen beide
In unbekannter Sprache, bis der Falsche
Zurückkam, ihm den Zettel reichte und
In schneller Hast fort mit dem Fremden sprengte.

(Sie öffnet die Fassung des Porträts und zieht einen klein zusammengefalteten Zettel hervor.)

Mit heißer Liebe kam ich ihm entgegen;
Nur ihn allein sah ich im Kreis der Schöpfung,
Nur sein Bild strahlte alles mir zurück,
Nur darum war mein Vaterland mir teuer,
Weil er auf seinem Boden wandelte;
Nur darum reizte mich die Schönheit der Natur,
Weil auch sein Herz sich ihrer Reize freute:
In ihm nur war ich alles, was ich war,
Und der Barbar stieß grausam mich von sich!
Hier, Mädchen, nimm den Zettel, lies und sieh,
Wie kalt, wie rauh! — Nicht einmal eine kleine
Entschuldigung, nicht eine Zeile, die,
Von Liebe nicht, nein, nur von Achtung zeugte.
O Mädchen, so, so tief bin ich gesunken!

Jaqueline (liest).

„Leb wohl, Geliebte, und gedenke meiner!
Mein hartes Schicksal ruft, wir müssen scheiden.
Doch nicht auf lange, bald seh' ich dich wieder.
Die Stunde flieht! Leb wohl! — Fedriko Kastro."

Blanka.

O Jaqueline, sprich, kannst du mich tadeln,
Wenn ich die Welt verachte, da sein schönstes,
Sein herrlichstes Geschöpf mich hinterging,
So ohne allen Zweck mich hinterging!
Hätte der Falsche Liebe mir geheuchelt,
Um meine Livres zu erhaschen, oder
Um sich ein fettes Amtchen zu erschleichen
Beim Herzog von Bourbon durch meinen Vorspruch,
Verachten würd' ich ihn! Doch für den Mann,
Der nur, um mein zu spotten, nur um sich
Ein grausames Vergnügen zu bereiten,
Mit Gegenliebe meine Unschuld täuschte,
Für den Mann hat die Sprache keinen Ausdruck!
So namenlos wie meine Lieb' ist sein Verbrechen!
Betrogen hat mich der Barbar, verlassen,
Gespottet meiner Liebe, seiner Pflicht;
So sehr ich ihn geliebt, will ich ihn hassen,
Bis dieses Aug' im Arm des Todes bricht!
Doch hassen ihn? — Nein! Blanka kann erblassen,
Doch ihm, dem Ewigteuern flucht sie nicht!
Und hörst du meine Bitte, Herr der Welten,
(mit ausgebreiteten Armen)
So laß ihn diese Tränen nicht entgelten!

Jaqueline.

Still, meine Königin, ich höre Tritte!

Achter Auftritt.

Fedriko. Vorige.

Fedriko (umsehend).

Verzeiht! Ist hier nicht Gomez?

Blanka
(wendet sich gegen ihn, erkennt ihn und ruft):
Gott, Fedriko!
(Sie sinkt in Jaquelinens Arme.)

Jaqueline.

Zu Hilfe! — Ach gerechter Gott, sie stirbt!

Fedriko.

Wer nennt hier meinen Namen? — Ha, was seh' ich?
Ist's wirklich oder täuscht mich ein Gebild
Der Phantasie? — Wie, Blanka hier? — Du hier?
(Er eilt auf Blanken zu.)

Jaqueline.

Zurück, zurück! Wollt Ihr die Arme töten?

Fedriko.

Weib, laß mich, ich muß mich der Teuren nahn!
(Er faßt sie in seine Arme.)
Geliebte, teure Blanka, o erwache,
Erwache, Holde, in Fedrikos Armen!
Wohl mir! sie schlägt die Augen auf! —
(entzückt) sie lebt!

Blanka
(erholt sich allmählich).

Hab' ich geträumt?
(Sie erblickt Fedrikon.)
Gott, nein, ich träumte nicht!
Fedriko! (Mit Entsetzen.) Ha, Fedriko!
(Sucht sich aus seinen Armen los zu machen.)

Fedriko.

Blanka! Blanka!

Blanka.

Weh mir, er selbst! — Kommst du? — — Laßt mich, Herr Ritter!
Er selbst! er selbst! — o laßt mich!

Fedriko
(blickt sie erstaunt an, dann schmerzlich).

So spricht Blanka?
Doch nein, sie ist es nicht! — Gomez hat recht,
Sie ist gestorben, meine teure Blanka!

Blanka
(winkt ihm mit der Hand sich zu entfernen).

Fedriko.

Du winkest mir Entfernung? Nimmermehr!
Ihr trügt, verräterische Augen!
Ihr steht im Bund mit meines Schicksals Bosheit!
(Er nähert sich ihr, sie flieht an Jaquelinens Busen.)

Blanka.

Ha, Mensch! Entsetzlich, unbegreiflich Wesen!
Zurück! Willst du denn mehr noch als mich töten?

Fedriko.

Sie ist's, sie ist's! Es schallt zum bangen Herzen
Der wohlbekannten Stimme Zauberklang,
Und wecket leise schlummernde Gestalten
Zum neuen Sein in der Erinnrung Licht!
Sei mir willkommen, langentbehrter Schall,
Ich fühle dir mein Herz entgegenschlagen!
Du bist es, ja! Erkenne nun auch mich.
Fedriko Kastro bin ich, der voll Liebe
Mit treuem Sinn dem Augenblick entgegensah,
Der sich nun unerwartet ihm und göttlich
Vom Himmel niedersenkt, und dich ihm bringt!

Blanka.

Mit frechen Lügen wagst du den Verrat,
Den laut um Rache schreiendes, zu decken?
Willst du mich auch zum zweiten Male täuschen?
Doch nein, ich kenne nun zu gut den Becher,
Den trügrischen der Heuchelei; ich habe,
Zu meiner Marter hab' ich ihn geleert.
Der Geist, der sinnberauschend ihm entquillt
Und uns den Höllentrank zu kosten reizet,
Ist durch den Hauch der Zeit und der Erfahrung
Verraucht, und nur die Hefen schmeck' ich noch,
(bitter)
Und diese sind so lieblich wahrlich nicht,
Daß sie zu fernerm Trinken locken sollten!
(Zart.)
Verlasset mich! Ich bitt' Euch drum, Herr Ritter!

Fedriko.

Wie, Blanka, kennst du nicht mehr Federikon,
Kennst du nicht mehr den einst dir teuren Mann,
Der heiß und innig dich und treu geliebt?

Blanka.

Ihr spottet meiner! — Ich muß Euch verachten!

Fedriko.

Mein Leben selbst kann ich für Blanken opfern,
Doch auch von der Geliebten dulde ich
Verachtung — schwer; und nur —

Blanka.

Entfernt Euch, Ritter!
Ihr seid ein Lügner!
(Fedriko macht eine heftige Bewegung.)

Blanka (milder).

Sprecht nicht Wahrheit!

Fedriko.

Ha,
Es ist genug! Selbst müßt' ich mich verachten,
Wenn ich von meinem Glücke sprechen könnte,
Da, wo es sich um meine Ehre handelt!
(Er geht mit starken Schritten der Türe zu, doch bald bleibt er stehen und blickt zurück.)

Blanka

(blickt ihm ängstlich nach; da er sich umwendet, sagt sie leise).
Könnt Ihr entschuldigen, was Ihr getan?
Doch nein, unmöglich! Klar ist das Verbrechen
Und schreit mit Donnerstimm' empor gen Himmel.

Fedriko.

Wenn zwischen uns und unsrer Liebe, Blanka,
Entschuldigungen es einmal bedarf,
Dann lohnt es nimmer sich der Mühe mehr,
Sich zu verteidigen. — Ha, Hölle, hier
Dein Meisterstück! Sogar im heil'gen Tempel,
In dem der Gottheit Bild zu thronen schien,
Weißt du mit schlauer List dein Bild zu setzen!
Sie treulos! Treulos sie! Gerechter Gott!
Mit dieser Hand hätt' rächend ich das Eisen
In meine eigne Brust gestoßen, wenn
Nur ein Gedanke vorlaut, unbewußt,
An ihrer Treue zweifelnd, sich erhoben hätte!
Sie treulos, deren Name alles Heil'ge
Mir, aller Tugenden verehrte Züge
In himmlisch schöner Einigung umfing,
Sie, deren Name mein heiligster Eid,
Mein eing'ger Trost im Kampf des Lebens war,
Vor deren Bild ich selbst meine Gebete,
Die ich der Gottheit brachte, niederlegte,
Weil ich nichts Reineres, nichts Heil'geres
Im Kreis der ganzen Schöpfung kannt' als sie!
Sie treulos, treulos! — Laß mich zweifeln, Weib!
Nicht mit so einem, einem Schlage raube
Mir alle meine Seligkeit! Weib, Weib!
Was warst du einst, und, oh! was bist du nun!
(Er wendet sich schmerzvoll ab.)

Blanka.

Wer trägt die Schuld, daß ich es nicht mehr bin,
Daß Gram und Schmerz an meinem Herzen nagen?
O weine, wenn du es noch kannst! Du hast
Den Frieden meiner Seele mir gestohlen!
Du heuchelteſt der Unerfahrnen Liebe,
Und als ich mich mit heißer Leidenschaft,
Ein unerfahrnes Mädchen ohne Argwohn,
An deinen Busen warf, verließest du
Zum blut'gen Raub der Scham und Liebe mich!

Fedriko.

Ha, welches Licht bringst du vor meine Augen!
Du glaubst mich schuldig? Schuldig, Blanka, mich?
So wendet denn das Schicksal selbst das Opfer,
Das ich der Pflicht mit reinem Herzen brachte,
Das schwere, blut'ge, zum Verderben mir!

Blanka.

O, übt nicht Euren Scharfsinn, zu erfinden
Ein neues Märchen, wieder mich zu täuschen!

Fedriko.

Du glaubst mich schuldig? Schuldig, Blanka, mich!

Blanka.

Tritt hin vors Angesicht des mächt'gen Richters,
Der deines Herzens tiefste Falten kennt,
Blick auf zum Himmel, zu dem rächenden,
Und schwöre, du seist schuldlos!

Fedriko.

Ja, ich bin es!
Hier steh' ich vor dir, ein Kastilier,
Ein Mensch, ein Krieger und ein Christ, und schwöre
Und schwör's bei meinem Gotte, bei der Liebe,
Die heiß und innig mir im Busen wallt,
Daß ohne Trug mein Herz und ohne Argliſt
Die zugeschworne Treue niemals brach!
Ja, ich verließ dich, Blanka, und es ist
Mein Stolz, daß ich es tat! Ja, wenn ich
Des Himmels schönste Gabe, wenn ich dich
Darüber auch verlieren sollte, nein!
Ich kann ihn nicht verwünschen, diesen Schritt.
Don Pedros Tyrannei verwüstete
Die teuern Fluren meines Vaterlandes,
Eleonore, meine Mutter, ward
Auf das Geheiß des grausamen Despoten
Gefangen, und mein Bruder, sie zu retten,
Empörte kühn sich gegen seinen König
Und zog den Degen gegen seinen Herrn;
Der Bürgerkrieg streckt' aus dem Schlund der Hölle
Sein unnatürlich Flammenhaupt empor,
Mein Vaterland ward der Verwüstung Raub,
Das Volk, das mich vor allen andern liebt,
Begehrte mich zum Mittler zwischen sich
Und seinem Herrn. Konnt' ich noch länger weilen?

Sprich selbst, erhabne, edle Seele, sprich,
Konnt' ich in deinem Arm der Liebe leben,
Indes mein Vaterland in Fesseln seufzte,
Indes ob dem geliebten Haupt der Mutter
Das Schwert des Henkers, niedersinkend, schwebte?

(Blanka verhüllt schmerzhaft das Gesicht.)

Frag meiner Mutter tränennasses Grab,
Kastiliens verheerte Felder frage,
Die Tausende, die bloß und heimatslos
Den Schutt der väterlichen Hütten fliehn,
Frag diese Züge, die der Gram entstellt,
Dies Auge voll von Tränen, ob mein Mund
Der Wahrheit scharfgezogne Grenze überschritt.
Dies Zimmer hörte meine Seufzer, sah
Mit heißen Tränen dieses Aug' sich netzen,
Sah meine Liebe, Hoffnung und Verzweiflung.

Blanka (für sich).

Er schuldlos, schuldlos er? Barmherz'ger Gott!
Laß mir ihn nicht so liebenswert erscheinen,
Ihn, den ich hassen soll! O laß mich ihn,
Laß mich ihn schuldig glauben! Ich erliege!

Fedriko.

Doch nun ist er verschwunden, dieser Schmerz,
Und Freude kehrt zurück in diese Brust,
Denn, Mädchen, du, du stehest mir zur Seite!
Verbannt sei Mißtraun und der bleiche Argwohn!
Erneute Liebe laß ersetzen, was
Der nimmersatte Gram uns hat geraubt!
O Blanka, meine Blanka! Bald nun mein
Auf ewig! (Schließt sie in seine Arme.)

Blanka (ängstlich).

Federiko!

Fedriko.

Weib, das ich
Aus Tausenden mir auserkoren, sieh,
Ich sprenge alle Fesseln kühn, durch die
Des Königs feige Schlangenlist mich band,
Und trete wieder in den schönen Kreis
Der Menschheit, dem der Falsche mich entrissen!
Der heil'ge Vater löset alle Bande,
Die mich an diese Kleidung fesselten.
Mit diesem Mantel werf' ich die Schimäre
Von Ruhm und Größe von mir, denen
Ich einst, von Wahn getäuscht, gehuldigt!

(Er reißt seinen Mantel ab und wirft ihn weg.)

Nicht Ritter will ich nun mehr sein, nicht Krieger.
Und gern entsag' ich jedem Rang und Titel;
Ein einz'ger nur, ein einz'ger sei mein Stolz
Und hebe über Fürsten mich empor:
Der schöne Name Mensch, den die Natur
Dem Bettler wie dem König gütig gab,
Den schönsten, den sie ihnen geben konnte!
Mensch will ich künftig sein und Blankas Gatte!

Jaqueline.

Ihr Gatte, Gatte? Heil'ger Gott!

(Sieht Blanken mit mitleidig vorwerfendem Blick an.)

Blanka
(noch ängstlicher).

Federiko!

Fedriko
(kehrt sich gegen Jaquelinen).

Was gibt's?

Jaqueline.

Die Königin —

Fedriko.

Was hat die Kön'gin
Mit unserm Bund zu schaffen, teures Weib?

Jaqueline
(mit gerungenen Händen).

Sein Weib!

Fedriko.

Mein Weib! Ja meine Blanka, ja mein Weib!
Vor Gottes Antlitz bist du es, des Priesters Hand
Soll heute noch, was jener band, vereinen!

Jaqueline
(wirft sich weinend zu Blankens Füßen).

Gebieterin, das gräßlichste Verbrechen!
So arg als Kirchenraub und Priestermord.

Blanka.

Schweig, Mädchen, schweig, du weißt nicht, was du sprichst!
(Mit Würde zu Fedriken.)
Was zwischen uns auch einst bestanden, Ritter,
Vergeßt nicht, daß ich Pedros Gattin bin
Und Eure Fürstin!

Fedriko.

Ha, was sprichst du? Gattin?

Blanka (für sich).

Barmherz'ger Gott, er weiß noch nicht! — Weh mir!

Fedriko.

Habt Mitleid, tötet mich, sprecht! Ist sie es?

Jaqueline.

Ja, Ritter, ja, Ihr sehet jene Blanka
Aus dem erlauchten Fürstenhaus Bourbons,
Die Seine Majestät zur Gattin —

Fedriko.

Schweig! — —
Es ist nicht möglich! Nein, es ist unmöglich! —
Scherzt Ihr? Der Scherz ist grausam! Doch verzeih' ich gern!
Ihr scherztet, nicht?

Jaqueline.

Es ist so, wie ich sagte!

Fedriko
(bebend sie beim Arme fassend).

Sie lügt! — Nicht wahr, Blanka, sie lügt — sie lügt?

(Blanka wendet sich ab und schüttelt den Kopf.)

Fedriko (schreiend).
Sie sagt nicht nein! — —
(Erschöpft.)
Genug!

Blanka (fast unhörbar).
Fedriko, hört! —

Fedriko.
Der Schlag traf! — Gattin! Gattin!! Gattin!!!
— Oh! — —
So hieltest du den mir gegebnen Schwur?
Schien dir Kastiliens Königskrone ein
So wünschenswertes Gut, daß du den Eid,
Den heilig mir geschworen, treulos brachst?

Blanka.
Halt ein! — Nicht deinen Fluch hab' ich verdient!
Dein Mitleid mir! — Du hattest mich verlassen,
Schnell, ohne Abschied; treulos glaubt' ich dich!
Man drang in mich, Pedron die Hand zu reichen,
Die ein Vertrag seit lang' ihm schon verkauft.
Ich flehte, bat, doch was ein Fürst beschließt,
Kann eines Weibes Flehn nicht wankend machen,
Und ich ward Kön'gin von Kastilien!
O mäßigt Euch, Don Guzman, glaubet —

Fedriko.
Ha,
Ich weiß genug, ich will nichts weiter hören!

Blanka.
Ich muß Euch bitten, ruhiger zu sprechen!

Fedriko.
Ha, Ruhe, Ruhe! Weib, sprich zu den Wellen,
Die des Orkanes Wut gen Himmel und
Der Hölle zu mit wildem Grimme schleudert:
Seid ruhig! — Weib, in meinem Innern tobt's
Und ich soll ruhig sein? Ha, beim Allmächt'gen!
Ich will nicht ruhn, bis sich der ew'gen Ruhe,
Der Grabesruhe schwarze Pforten öffnen!

Blanka.
Fedriko, wie zerdrückt Ihr mir das Herz,
Das ohnehin dem Kummer fast erliegt!
Ertragt mit Fassung, was zu ändern Ihr
Nicht mehr vermögt!

Fedriko.
Ha, nicht vermag? — Ich kann
Es, wenn ich will!

Blanka.
Ihr wollt nicht!

Fedriko.
Ja, ich will!
Und ging der Weg dazu über die Trümmer
Von ganz Kastilien! Ich will! ich will!

Blanka.
Fedriko, ich beschwör' Euch!

Fedriko.
Laß mich, Weib!
Noch fühl' ich Kraft im Arm und Mut im Busen,
Des Schicksals falsche Würfel umzustoßen,
Und wenn ihr Fall auch eine halbe Welt
Mit stürzendem Gewicht zertrümmern sollte!

Blanka.
O, zwingt mich nicht, Euch weniger zu achten!

Fedriko.
Ich will dem Wolf den Schafpelz wohl entreißen,
Wenn auch sein eignes Fell darunter leiden sollte!

Blanka.
Verlaßt mich!

Fedriko.
Blanka, wie?

Blanka.
Entfernt Euch!
Dem stillen Dulder eine Mitleidszähre,
Dem wütenden Rebellen meinen Haß!

Fedriko.
So soll ich selbst mein Glück denn von mir stoßen?

Blanka.
Es folgt das Glück getreu der Tugend Schritte.

Fedriko.
Ein Glück nur kenn' ich; es ist dein Besitz,
Ein Unglück nur, dich, Teure, zu verlieren!

Blanka (für sich).
O Himmel, gib mir Stärke zu vollenden!
(Laut.)
Laßt uns die herbe Scheidungsstunde nicht
Durch eitle Klagen selber uns verbittern!

Fedriko.
So kalt sprichst du es aus, das Schreckenswort,
Bei dem das Blut mir in den Adern siedet!

Blanka.
O Ritter, wähnet nicht, daß ich nicht fühle,
Wie schwer, wie unermeßlich, furchtbar schwer
Der Augenblick dem wunden Herzen fällt;
Doch der Gewohnheit eisernes Gesetz
Gebietet es; drum laßt uns scheiden, Ritter!

Fedriko.
Unmöglich! — Nach so langer Trennung seh'
Ich dich nun endlich wieder, und soll fliehn,
Soll deine Hand in eines andern Hand
Und deine Augen einem anderen
Entgegenlächeln sehn? — Nein, nimmermehr!
Stoßt du mich, teures Mädchen, auch zurück,
O, dann kann ich nur sterben oder — morden!

Blanka.

Sprich es nicht aus, das fürchterliche Wort!
Fedriko, weich dem Schicksal, duld' und —

Fedriko.

Was?
Was, Himmlische?

Blanka (schmerzlich).

O Gott!

Fedriko.

Du tötest mich!
O sprich ein sanftes Wort! — Vollende! — sprich!

Blanka (überwältigt).

Und — und vergeßt nicht! — Gott, es ist zu viel!

Fedriko
(will sie umfassen).

O Blanka, Blanka, holdes, teures Mädchen!

Blanka (fester).

Das Mädchen Blanka steht nicht mehr vor Euch!
Blanka, das Weib ist's, eines andern Weib
Und Eure Königin, die mit Euch spricht!
Ich bin nun Gattin, Gattin! Dieser Name
Reißt alle Bande, die uns einst vereint,
Gebeut uns strenge ew'ge Trennung.
O, widersetzet Euch nicht dem Gebot;
Denn das Geschick, das unerbittliche,
Herrscht eisern über unsern schwachen Häuptern!

Fedriko.

Auf ewig wollt Ihr mich von Euch verbannen?

Blanka.

Nicht ich, das Schicksal reißet mich von Euch!
(Trompeten.)

Fedriko

Ha, was ist das?

Neunter Auftritt.

Gomez. Vorige.

Gomez.

Der Türmer meldet, Guzman,
Daß viele Reiter sich den Toren nahn!

Blanka.

Verzeiht, Don Guzman, ich will Euch nicht länger
Dem Dienste Eures Königes entziehn!
Lebt wohl!

Fedriko.

O Blanka!

Blanka
(ihn ernst und fremd anblickend).

Was beliebt, Don Guzman?

Fedriko (gefaßter).

Lebt wohl! — wir sehen bald uns wieder!

Blanka.

Wie, Ritter?

Fedriko.

So wahr Gott lebt oder uns,
Wir sehen bald uns, sehr bald wieder! Bis
Dahin lebt wohl! — Gomez, begleite mich!
(Ab mit Gomez.)

Blanka
(sieht Fedriko lange nach, dann bricht sie in Tränen aus, drückt die Hände auf die Brust und sagt):

Wird denn dies Herz sich nie zur Ruhe geben?
(Lehnt sich schmerzhaft auf Jaquelinens Schulter.)

Ende des ersten Aufzuges.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Pilger. Diener.

Pilger.

Verwehrt mir nicht den Zutritt, wicht'ge Dinge
Hab' ich Don Guzman zu verkünden! — Laßt mich!

Diener.

Habt Ihr so gar Hochwicht'ges zu bestellen,
So sagt's Don Gomez, er ist Guzmans Freund!

Pilger.

Ich will Don Guzman sprechen und sogleich,
Verwehret mir nicht länger noch den Zutritt,
Es möchte Euch zu spät gereuen, Freund!

Diener.

Wohl denn, es sei, ich weiche Eurem Dringen,
Doch mögt auf Euch Ihr's nehmen, wenn er zürnt.
(Ab.)

Pilger.

Wohl mir, daß mir's gelang, zu ihm, zu ihm, der
Durch eines Schlages folgenreiche Kraft
Kastiliens Fesseln kann zerhaun, daß mir's
Gelang, durch Hunderte von Pedros Sklaven
Zum Retter meines Vaterlands zu dringen.
Dem Retter meines Vaterlandes? Ja,
Er wird's, er muß es werden, oder
Er ist Graf Trastamaras Bruder nicht,
Fühlt nicht den regen Trieb nach Größ' im Busen,
Den kecken Mut nicht, dem auch Thronen selbst

Die Wahn, Gewohnheit und Religion
Mit furchtbar dräu'nden Tigerklauen schützen,
Nicht unerreichbar scheinen — doch er folgt
Gewiß der Hoheit süßem Zauberrufe!
Der Drang nach Größe machte Engel fallen,
Und dieses Menschen leichtbewegte Brust,
Ein weiter Tummelplatz der Leidenschaften,
Sie sollte ihrem Locken sich verschließen!? —
Doch still, er naht. — Nun, süße Überredung,
Nun senke du den Regenbogenfittich
Auf mich und hilf mir gegen Starrsinn streiten!

Zweiter Auftritt.

Fedriko. Pilger. Diener.

Fedriko.

Wer bist du und was willst du?

Pilger.

Herr, verzeiht,
Hochwichtiges hab' ich Euch zu verkünden;
Doch nur allein —

Fedriko.

Was es auch immer sein mag,
Nicht brauch' ich es geheim zu halten. Drum
Sprich oder schweige, wie dir's gut dünkt, nur
Verlaß mich bald.

Pilger.

Nur einen Augenblick —
Die Botschaft —

Fedriko.

Geh!

Pilger (leise).

Von Eurem Bruder Heinrich!

Fedriko.

Von meinem Bruder sagtest du, von Heinrich!
(Emporgerissen, wie von einem plötzlichen Gedanken durchbebt.)
Von ihm, in diesem, diesem Augenblick!
Soll Gottes Finger ich hier nicht erkennen?
(Eilt in den Vordergrund mit funkelnden Augen.)
Von Heinrich? — Heinrich! — Pedro!! —
(Laut aufschreiend voll Entzücken.)
Blanka!!!
(Wendet sich schnell zum Diener.)
Geh!
(Diener ab. Geht heftig auf den Pilger zu, faßt ihn an, leise.)
Nun sprich, Freund, sprich, wir sind allein, was weißt du?

Pilger.

Kennt Ihr mich?

Fedriko.

Nein, wie sollt' ich?

Pilger.

Federiko,
Muß ich dich so, so wieder vor mir sehen?

Fedriko.

Was ficht dich an?

Pilger.

Du kennst mich nicht und willst
Das Schicksal deines armen Vaterlandes,
Des Bruders, und dein Schicksal, unbesonnen
In eines Unbekannten Hände legen?
Doch sieh, ich bin dein Freund, erkenne mich!
(Wirft das Pilgerkleid von sich, und steht in halber Rüstung da.)
Ich bin Alonzo Lara.
(Er faßt ihn bei der Hand.)

Fedriko (aufgeschreckt).

Guter Freund,
Erkläre dich ein bißchen deutlicher —
Ich fasse nicht — ich habe nicht verstanden —

Alonzo.

Fedriko, kennst du mich denn nicht?

Fedriko.

Wer bist du?

Alonzo.

Erinnerst du dich nicht mehr des Gespielen
Der frohen Jugendjahre, kennst Alonzon,
Den liebsten deiner jungen Freunde, nicht mehr?
Fedriko, o du bist sehr glücklich, oder
Sehr unglücklich geworden, seit wir uns
Zum letztenmal zu Compostela sahen!

Fedriko.

Ein wahres Wort hast du gesprochen, Mensch!
Sehr glücklich war ich, ach, so glücklich, daß
In meinem Übermut ich selbst dem Schicksal,
Dem allzerstörenden, zu trotzen wagte.
Doch schrecklich, höllisch hat es sich gerächt!
Gestürzt bin ich vom Gipfel meines Glücks,
Zertrümmert sind die goldnen Hoffnungen,
Die einst mit sanftem Fittich um mich spielten.
So hoch ich stand, so tief bin ich gefallen!
Das, was mich einst beglückt, bringt mir den Tod,
Das, was ich liebe, was ich heiß begehre,
Steht vor mir da, schon der Gedanke nur,
Es jemals zu besitzen, macht mich schwindeln.
Doch eine Macht der Hölle lagert sich,
Ein Ungeheuer, durch der Zeiten Fluch
Zum Pein'ger ausgebrütet, zwischen uns —
— Die Quelle rauscht, die Purpurfrüchte glühn —
Ich nahe mich, der Dämon winkt — sie fliehn!

Alonzo.

Freund, du bist außer dir, was hast du — sprich!

Fedriko.

Unnennbar ist die Marter, die ich fühle.
Ich kenne nicht der Ruhe Götterlust,
Und Lieb' und Pflicht im schrecklichen Gewühle
Bekämpfen flammend sich in meiner Brust.
An was die Lieb' mich knüpft, soll ich verlassen,
Was Pflicht mich lieben heißt, das muß ich hassen!

Gekämpft hab' ich mit männlich starkem Mute
Gen die Natur, die laut im Innern spricht!
Doch opfern soll ich sie, die Holde, Gute,
Die Himmlische, einem Phantom der Pflicht! —
Sie, die ich heiß vom Schöpfer mir erbeten,
Soll ich verschmachten sehn in Pedros Ketten?!
Kühn überschreit' ich alle Schranken,
Die heil'ge Pflicht und die Natur geweiht.
Verbrechen ist jeder meiner Gedanken,
Stets ist die Hand zur blut'gen Tat bereit,
Selbst muß ich mein Beginnen all verfluchen,
Und kann doch nur beim Laster Hilfe suchen!
Vom Bund der Reinen bin ich ausgeschlossen,
Der Hölle bin ich worden untertan,
Entsagen muß ich allem Guten, Großen,
Entweichen aus des Ruhmes Lorbeerbahn —
Doch sei's — will mich die Tugend nicht belohnen,
So reichen Teufel mir der Liebe Kronen! —

Alonzo.

Freund, wie bist du verändert, schrecklich, schrecklich!
Du warst ein heitrer, blüh'nder Jüngling, als du
Vor einem halben Jahre ungefähr
Aus Frankreich wiederkehrtest! — O Federiko,
Was ist aus dir geworden? Ich erbebe!
Die abgehärmte Wange, von dem Zahn,
Dem neidischen, des Kummers abgenagt;
Das mächt'ge Auge, das sonst flammensprühend
Die Freunde froh, die Feinde beben machte,
Das nun mit scheuem ungewissen Blick
Und tief gesunken in die Höhlen, starrt,
Als fürchte es ein ungeheures Unglück
In seiner ganzen Größe zu umspannen!
Der scheue Gang, der Nerven krampfsicht Beben,
Sie schrein mit lauter Stimm' dem Forscher zu,
Daß tiefer Gram, wie schlechtverwahrtes Feuer
In dem zerfleischten Busen schrecklich wüte.
Entdecke dich mir, Federiko! Sieh,
Ich bin dein Freund und ein teilnehmend Herz
Trag' ich für den Gequälten in dem Busen.
Entlade dich an meiner Brust des Schmerzes,
Ich will dir tragen helfen, treu und redlich!

Federiko.

Verlaß mich, o, ich bitte dich, verlaß mich!
Geh, geh, ich hasse dich, denn du bist glücklich!
Dein frohes Aug' verwundet tief das meine,
Dein lachendes Gesicht empöret mich!
Wärst du ein Bösewicht, ja hättest du
Den eignen Vater frevelnd hingemordet,
Du würdest mir willkommner sein als so.
Geh, Mensch, entferne dich aus meinen Augen,
Du bist zu glücklich, um mein Freund zu sein.

Alonzo.

O sei nicht ungerecht, ich liebe dich!
Des Freundes treue Hände träufeln Balsam
In Todeswunden, die das Schicksal schlug!

Federiko.

Du willst mich trösten! Ha, Ohnmächtiger!
In meinem heißen Busen flammt die Hölle.
Und du willst, wie ein Knabe gaukelnd, Wasser
Mit schwachem Finger in die Gluten spritzen?
Nur Blut, nur Blut kann diese Flammen dämpfen,
Und du willst sie mit Worten schwach bekämpfen?

Alonzo (für sich).

Verworren, blutig steigt die dunkle Ahndung
Empor aus meiner Brust geheimsten Tiefen.
Ob ich ihn wohl versteh'? — Ich kann nicht irren!
Verderbend leuchtet gift'ger Haß gen Pedro
Aus seinen fürchterlich verworrnen Reden.
Triumph, Triumph, der Boden ist bereitet,
Das Samenkorn, mit schlauer Hand gesäet,
Soll jenem Wütrich blut'ge Früchte tragen.

Federiko.

Fort, fort, verlaß mich, ich will keines Menschen
Verrätrisch lächelnd Angesicht mehr sehn!

Alonzo (fixierend).

Ha, Federiko, Heinrich sendet mich!

Federiko.

Ha, welchen Freudenhimmel öffnest du,
Der Hölle Abgesandter, meinen Blicken!
Aus deinem tück'schen Blicke grinset Satan,
Und schaudernd muß ich deine Worte hören!
Denn nur durch diesen schwarzen Pfuhl des Abgrunds
Führt schrecklich schön der Pfad zur Seligkeit!

Alonzo.

Graf Trastamara grüßet Euch durch mich,
Der Bruder seinen vielgeliebten Bruder.

Federiko.

In jede Larve stecket sich der Satan,
Wenn's eine Seele zu erhaschen gilt,
Und spiegelt gaukelnd die Gestalt des Bruders
Und der Geliebten vor die trunknen Augen.

Alonzo.

Ihr führet sonderbare Reden, Herr!
Graf Heinrich sendet mich, Euch zum Verein
Mit ihm, zur blut'gen Rache aufzufordern.
Schon viele Boten hat er Euch gesandt,
Die zu der Waffen Bund Euch dringend luden:
Doch weigernd und mit schnöden Worten habt
Bisher Ihr alle uns zurückgesandt;
Und schon verzweifelt' Euer edler Bruder
An Eurem Beistand zu dem Werk der Rache.
Da machte ich mich auf, dein alter Freund
Und Kampfgenoß, des hohen Mutes Funken,
Der in der Heldenbrust erlöschend schlummert,
Zur lohen Flamme wieder anzufachen,
Durch die Erinnerung vergangner Greuel
Und gegenwärt'ger Lastertaten, von
Don Pedros blut'ger Mörderfaust verübt;
Zurückzurufen Euch in das Gedächtnis
Die Tränen Spaniens, das blutbefleckt
Den Streichen dieses Wüterichs erliegt,

Der frech mißbrauchend seiner Würde Macht,
Die Herde schlachtet, die er hüten sollte.
Des Unrechts müde, haben Spaniens Edle
Vereinet sich zu einem furchtbarn Bund;
Herabzustoßen von dem Thron das Laster,
Und Recht und Tugend wieder einzuführen
In dieses großen Reiches mächt'gen Umfang.
Geschworen haben sie, zu siegen oder
Zu sterben willig unter den Ruinen
Der Freiheit ihrer heißgeliebten Heimat,
Und Euer Bruder Heinrich ist ihr Führer.
Im Namen Eures Vaterlandes steh' ich
Vor Euch nun; nicht Alonzo Lara ist es,
Der mit Euch spricht — der Mund der Patrioten
Ruft laut durch mich Euch auf zur kühnen Tat.
Auf, auf, Alfonsons Sohn, wirf diese Ketten
Von dir, die deine Seele sklavisch fesseln!
Wach auf, aus deinem schmachbedeckten Schlaf,
Zeig dich des Vaters und des Bruders wert,
Wert, Ritter, Christ und Spanier zu heißen!
Reiß diesen grausen Wolf vom hohen Thron,
Den er mit seines Volkes Blut bespritzt;
Tritt ihn zermalmend unter deine Füße,
Wie er dein Vaterland zu Boden drückte;
Vergilt ihm blutig, fürchterlich, was er
An deiner edlen Mutter hat gefrevelt.
Kannst du das Bild der Hingemordeten,
Wie sie an jenem schreckenvollen Tage
Von Mörderhand getroffen vor dir lag,
Zurück in deine Seele rufen, ohne
Daß Rachgier jede deiner Fibern sprenge?
Da lag sie vor uns, die Unglückliche,
Bedeckt mit hundert fürchterlichen Wunden,
Die mit weitgähnendem blutigen Mund
Um Rache laut zu unsern Herzen riefen!
Ha, Geist Eleonorens, schweb hernieder,
Und zeige dem entnervten Schwächling dich,
Der bebt vor eines Puppenkönigs Dräue,
Wenn Rache fordert einer Mutter Blut,
Und seines Vaterlandes Todeswunden,
Die heißen Tränen seiner Königin,
Des edlen Bourbon unglücklicher Tochter —
Denk, Federiko, denk an Blanken!

Federiko.

Ha,
Teufel, verdammter, schadenfroher Teufel,
Wer lehrte diesen heil'gen Namen dich,
Der wie ein höllisch Zauberwort mich mit
Demantnen Banden an das Laster knüpft!

Alonzo (für sich).

Ha, schrecklich taget es vor meinen Blicken,
Triumph, du trotziger, du bist nun mein!
(Laut.)
Verwahrt in Spaniens tiefstem Kerker,
Ein blut'ger Raub der Mörderin Verzweiflung,
Umringt von Pedros feilen Henkersknechten,
Und ungewiß, in jeglicher Minute,
Ob nicht der Tod in unzählbarn Gestalten,
Verborgen lauschend in des Wassers Naß,
Die Zähne fletschend aus der kargen Speise,
Von dem versteckten Dolch des Wächters dräuend,
Sie ungewarnt in kalte Arme schließt:
Entfernet, losgerissen von den allen,
Von allen, die sie einst geschätzt — geliebt,
Die feig im Drang des Unglücks sie verlassen!
Nie sah ich jemals die Unglückliche,
Und doch könnt' ich für sie mein Leben opfern!
Und jene, die sie einst gekannt — geliebt,
Sie können ruhig ihre Mörder sehen,
Untätig stehn, wo die Geliebte weint?

Federiko.

Beim Allgerechten, nein, ich kann es nicht!
Ich folge dir! Blanka, du bist gerettet!
(Stürzt der Türe zu.)

Dritter Auftritt.

Gomez. Vorige.

Gomez
(bleibt stumm in der Türe stehn und fixiert beide).

Alonzo
(prallt zurück und wendet sich ab).

Federiko
(steht unschlüssig, was er tun soll).

Gomez
(nach einer Pause).

Die Feinde streifen schon bis vor die Tore,
Komm, Freund, wir wollen ihnen zeigen, daß
Don Guzman, treu für seines Königs Sache,
Auch gegen seinen eignen Bruder ficht!
(Faßt Federiken an der Hand und zieht ihn halb mit Gewalt mit sich, dieser folgt ihm unschlüssig; doch da sie an der Türe sind, reißt er sich los.)

Federiko
(sich losreißend).

Laß ab, Fernando, ich kann dir nicht folgen!

Gomez

Nicht folgen kann mir Federiko, wenn
Zur heil'gen Pflicht ich seine Schritte leite?

Alonzo.

Verzeihet —

Gomez.

Ich seh' Euch, und es wird hell
Vor meinen Augen.

Alonzo.

Ihr wißt nicht —

Gomez.

O alles!
Verlaßt uns!

Alonzo (unwillig).

Ritter!

Gomez.

Possen! Geht, ich bitt' Euch!

Alonzo.

Don Guzman nur hat hier mir zu gebieten!

Gomez.

Fedriko, um der Freundschaft willen, die
Du dankbar oft an meiner Brust mir schwurst,
Schenk mir nur diesen einz'gen Augenblick,
Heiß den Versucher sich entfernen! — — Wie?
Ist es so weit gekommen zwischen uns,
Daß ich um einen Augenblick Gehör
Bei meinem Guzman betteln muß?

Fedriko
(wendet sich gegen Lara).

Geh, Freund!

Gomez.

Heiß deinen Todfeind mich in Zukunft, wenn
Der Bube da den Namen Freund verdient!
Geht! Ihr seid, wie Ihr seht, hier überflüssig!

Alonzo.

Ich gehe, Don Guzman, weil Ihr es wünscht!
(Ab.)

Vierter Auftritt.

Fedriko. Gomez.

Gomez.

Ich les' in deiner bangen Seele, Freund,
Und sehe blutige Entwürfe keimen
Aus deines gramzerrißnen Herzens Tiefen,
Ich sehe nach Verbrechen heiß dich dürsten,
Dich schwindeln an des Lasters steilem Rand,
Und lechzend nach dem heil'gen Blut des Fürsten,
Blinken den Dolch in mordbegier'ger Hand,
Und aus des Throns geweihtem Heiligtum
Seh' ich geraubt des Lebens schöne Blume!

Fedriko.

Siehst du dies alles, o, so sieh doch auch,
Wie ich gekämpft, wie schrecklich ich gelitten!

Gomez.

Verächtlich ist der Kampf, den man nur kämpft,
Um desto schimpflicher zu unterliegen!

Fedriko.

Verachten würd' ich mich, wenn ich hier siegte!
Soll ich die Gute, Reine, Himmlische
Hilflos verschmachten sehn vor meinen Augen?
Soll ich das blutbegier'ge Ungeheuer,
Das alles, was mir teuer war, verschlang,
Nach ihr auch, der Geliebten, Einzigen,
Die freche Klaue mordend strecken sehen?
Soll sie, sie, deren Anschaun bloß schon heiligt,
Das Opfer dessen werden, den ich hasse;
Den Gott in seinem fürchterlichsten Grimme
Auf die vor Schrecken bleiche Erde spie,
Um alle Sünden, die seit grauen Jahren
Kastilien zu ihrem Schauplatz wählten,
In einem, einem fürchterlichen Schlage
Schrecklich zu rächen an den späten Enkeln.
Soll denn auch sie des Untiers Beute werden,
Sie, die niemals auch in Gedanken nur
Der strengsten Tugend Grenze überschritt!
Die, wenn es auch darüber brechen sollte,
Das engelreine Herz, dem glüh'nden Pfeil
Des tück'schen Grams und der Verzweiflung preisgibt:
Mit starkem Sinne fliehend, was sie liebt,
Den Dolch sich in den eignen Busen stößt;
Nur um die Treue, die sie dem Tyrannen,
Von harter Eltern Hand gezwungen, schwur;
Die Treue, die er jeden Augenblick
Beim feilen Kuß verworfner Dirnen bricht,
Ihm fest und unerschütterlich zu halten — —
Ha, laß mich, Gomez! Fort, ich muß sie retten,
Bei allem, was mir teuer ist und heilig,
Was es auch kosten mag, ich muß sie retten!

Gomez.

Auch wenn es deine Tugend kosten sollte?

Fedriko.

In ihrem Herzen blühet nur die Tugend,
Wir andern alle leben in Verdammnis!
Gibt es denn wohl ein größeres Verdienst,
Als aus des Unglücks Hand die Tugend retten?

Gomez.

Wohl gibt es eins, selbst tugendhaft zu sein.

Fedriko.

Und bin ich's nicht, wenn ich die Tugend rette?

Gomez.

Du bist es, wenn du nicht vom Laster Hilfe
Begehrst, das Lobenswerte zu vollziehn.
In mancherlei Gestalten schleicht das Laster,
Das tückische, sich in des Menschen Brust,
Oft zieht es selbst der Tugend Maske an,
Das unverwahrte Herz schlau zu verstricken.
Bis an des Felsen schroffen Abhang hat
Es dich geführt mit teuflischer Arglist,
Mit teurer Hülle deine Sinne täuschend,
Ein Schritt noch, und du bist verloren, Freund!
Zerreiße doch die Binde, die es dir
Mit mächt'gem Zauber um die Augen wand,
Zerstreue kühn, mit männlich starkem Mut
Die Truggestalten, die die Falsche dir
In rosenfarbnem Licht der Zukunft vorhielt.
Fedriko, o erkenne doch dein Selbst
In seiner eignen schrecklichen Gestalt.
Du suchest die verlorne Seligkeit?
Und wähnest du Verblendeter denn, daß
Der Ehebrecher, Bruder-, Königsmörder
Sie leichter finden werde als der Reine,
Der seine Leidenschaft der Tugend opfert?

Fedriko.

Soll ich das Herz mir aus dem Busen reißen,
Um einen nicht'gen Schatten zu umfangen?
Ist mein Beruf zum Glücke nicht so echt;
Schuf die Natur mich weniger zur Freude
Als jenen blut'gen goldgekrönten Tiger;

Soll ich den Edelstein, den köstlichen,
Den ich gefunden, ich mir zugeeignet,
Soll ich ihn von mir werfen, damit er
Im Übermute ihn zu Staub zermalme?
Nein, fest will ich ihn halten, und
Weh dem, der mir ihn zu entreißen wagt!

Gomez.

Dein König ist es, Frecher, dem du dräuft!

Fedriko.

Mein Grimm sieht in ihm nur den Bösewicht!

Gomez.

Des Staates heil'ges Band zerreißest du!

Fedriko.

Das Band der Liebe ist das heiligste!

Gomez.

Fedriko, wohl bedenke, was du tust,
Denn schnell vollbracht ist sie, die rasche Tat,
Wenn Lieb' und Zorn die schwache Hand uns leiten.
Doch nimmer kaufst du es mit blut'gen Tränen
Zurück, ist es geschehn, das Ungeheure.
Noch schlägt dir unentweiht im reinen Busen
Ein edles Herz, noch schläft der innre Richter,
Der furchtbare, der Rächer schwarzer Tat,
O weck ihn nicht! Ein einz'ger rascher Schlag,
Und er erwacht, und nimmer ruht er wieder.
Mein Federiko, jetzt, da es noch Zeit ist,
Hör mich, der ich dich innig liebe, an.
Bezähme der Begierden glüh'ndes Streben,
Denk nicht das Gräßliche, das dir, betäubend
Des innern Warners Stimme übertäubt.

Fedriko.

Soll ich geduldig wie ein Opferlamm
Vom Henker zum Altar mich schleppen lassen,
Hingeben alles, alles, was ich liebe;
Die kalte Pflicht an meinen Busen drücken,
Der heiß und wallend Liebe nur begehrt?
Kann mir die Tugend wohl ersetzen, was
Um ihrentwillen wie ein blöder Knabe
Ich von mir werfe, nach dem Neuen strebend?
Kann ich die Holde vor mir martern sehen
Und glühen nicht vor Gierde, sie zu retten,
Ist nicht des Mannes Pflicht, die Tugend schützen?
Ha, alles, rauhe Pflicht, begehr von mir,
Nur nicht, daß ich die süße Pflicht dir opfre!

Gomez.

Gibt es kein andres Glück denn, als am Busen
Der Liebe weichlich, tatenlos zu schlummern?
Ist's nicht der Wonne höchster Vollgenuß,
Das Vaterland errettend zu beglücken?
Sind denn zerronnen schon am Hauch der Liebe
Die großen heldenmütigen Entwürfe,
Die du einst an des Freundes treuem Herzen
Für eine tatenschwangre Zukunft machtest?
In diese meine Rechte schwurst du damals
Dem Vaterland zu weihn dein ganzes Leben,
In seinem Glück das deine nur zu finden,
Ihm jedes Opfer, wär' es auch das größte,
Des eignen Wohls vergessend, groß zu bringen?!
Denkst du des großen Tages noch, als du
An deiner Mutter blut'ger Leiche kniend,
Die Hand emporgehoben zu den Wolken,
Mir heilig schworst, nie ihren Tod zu rächen,
Nie den zu hassen, der sie dir erschlug,
Dem Mörder zu vergeben — zu vergessen?

Fedriko.

Ja, ich vergaß, vergab ihm, aber nun —

Gomez.

Ein größres Gut ist also der Geliebten
Besitz, als deiner guten Mutter Leben?
Du willst dein Vaterland in Flammen stecken,
Um in des Brandes deckender Verwirrung
Ein fremdes Kleinod bübisch dir zu stehlen?
Weißt du, Verblendeter, auch, was es heißt,
In seines Vaterlandes Eingeweiden
Des Bürgerkrieges Flammen anzufachen?
Wagst du's, auf dich zu nehmen all die Tränen,
Die Missetaten und Verbrechen alle,
Die der verruchte Krieg des Bruders gegen
Den Bruder brütet in dem Höllenschoße!
Scheint dir's so leicht, um deines Rausches willen
Kastiliens Grund mit Leichen zu besäen,
Dem Sohn das Eisen in die Hand zu geben,
Um es in seines Vaters Brust zu tauchen,
Den Sohn zu reißen aus der Mutter Arm,
Den Bräut'gam von der Brust der treuen Braut,
Um in den Rachen sie dem Tod zu schleudern!
Selbstsüchtiger, damit du glücklich sein kannst,
Willst du dein Vaterland unglücklich machen!
Hand willst du legen an des Herrn Gesalbten,
Nicht um vom Druck die Völker zu befrein,
Nein, um ein Weib, das ihm mit Recht gehört,
Von Priesterhand vor Gott ihm angetraut,
Ihm zu entreißen. — Ha, Verbrecher, zittre!
Es lebt ein Gott, ein Rächer, ein Vergelter!
Glück willst du ernten und du säst Verderben?
Nicht so! — Was du gesät, wirst du auch ernten,
Schon keimt die Saat! — Verderben über dich,
Der alle Bande der Natur vergißt,
Nach seines Bruders Leben, seinem Weibe
Die gottesräuberischen Hände streckt! —
Sieh diesen Dolch, er ist für dich geschliffen,
Wenn du es wagst, das gräßliche Verbrechen,
Bei dessen Nennung mir die Glieder beben,
Das Herz mir zittert in der Männerbrust,
Im Wahnsinne der Leidenschaft zu üben —
Vergiltst du so mir meine Vaterliebe —?
Sieh, Tränen stürzen von den bleichen Wangen!
O Allerbarmer, sieh sie nicht,
Der Vater weint sie dem verlornen Sohn!
O Federiko, o mein teurer Sohn!

(Fedriko wirft sich laut weinend an seine Brust.)

Du bist gerührt, du weinst! O guter Gott,
Ich wußt' es, mein Fedriko ist nicht böse!
Der wilde Sturm der Leidenschaft kann zwar
Auf Augenblicke seine Seele trüben,
Doch bald stillt sich der Wogen heißes Wallen,

Und rein zurück im heiteren Verein
Kehrt jede Tugend in die fromme Brust:
Erhebe dich, sei wieder, was du warst,
Und des beglückten Vaterlandes Segen
Wird deines Herzens tiefe Wunden heilen!

Fünfter Auftritt.

Luis de Haro. Vorige.

Haro.

Gott sei mit euch, hochedle Herren!

Fedriko.

Was
Beliebt?

Haro.

In wenig Augenblicken wird
Einreiten in die Festung mein Gebieter,
Don Pedro. Euch's zu melden, sandt' er mich
Voraus.

Gomez (für sich).

Gerechter Gott, auch dieses noch!

Fedriko.

Den Anblick des Verhaßten kann ich nicht
Ertragen. Er muß weichen oder ich!

Gomez
(ängstlich zu Haro).

Verzeiht, Sennor, mein Freund ist etwas unpaß,
Ein böses Fieber ängstigt seine Sinne.

Haro (tückisch).

Noch heute morgen schien er mir gesund.
Doch rasch beflügelt ist des Unglücks Fuß
Und nur zu schnell erreichet er den Sichern.
Mein tiefer Schmerz —

Gomez.

O laßt das, laßt das nur!
Auf Wiedersehn! Mein Freund bedarf der Ruhe!
(Ab mit Fedriko.)

Sechster Auftritt.

Haro.

Da gehn sie hin, die Übermütigen,
Und achten kaum der Schmeichelworte, die ich,
Den Haß verschließend in der tiefen Brust,
Umsonst verschwende an ihr rauhes Ohr,
Das, nur gewohnt an ihrer Rosse Wiehern,
An toller Krieger wildes Schlachtgeheul
Und an der Schild' und Schwerter feindlich Rauschen,
Nicht mehr Gefühl hat für der Rede Wohllaut!
Wie ich sie hasse, diese rauhen Bären,
Die mit des Armes roher Muskelkraft
Auf einen Schlag zertrümmern, was ein Kluger
Mit jahrelanger Mühe hat gebaut.
Wie sie zusammenfuhren, als ich ihnen
Des Königs bald'ge Ankunft meldete,
Wie er erschrak, der tückische Bastard,
Wie seine Flammenaugen dunkel glühten,
Wie seine nerv'chte Faust sich krampfhaft ballte,
Als wollte sie die Welt zermalmen, und
Die rasche Rede, die dem Mund entfuhr —
Die Ehrfurcht lügende Entfernung zwar
Verbot das kühne Wort mir ganz zu hören;
Doch tönt' es schauerlich mir in den Ohren
Von Haß und Zorne gegen meinen Herrn,
Und wie die Lästerungen alle hießen,
Die der Verräter unvorsichtig ausspie!
O, nur Geduld, es kömmt auch deine Stunde!
Zwar itzt bedarf der König deines Schutzes —
Doch ist einmal erreicht der sichre Port,
Dann mag der Sturm das stolze Schiff zertrümmern,
Das vor der Wellen Drang uns wirksam schützte.
Don Pedro haßt den Sittenrichter, der
Auf seiner rauhen Tugend Gipfel prunkend,
Auf uns herabsieht, die wir klüger sind,
Und in dem Busen des Vergnügens schwelgen.
Er würd' ihn hassen, wäre er auch nicht
Von Leonorens buhlerischer Brut
Mit Schand' in Don Alfonsos Bett erzeugt,
Wär' er auch nicht Graf Trastamaras Bruder,
Der, nach der Krone strebend, alles, bis
Auf diese Stadt, uns schon entrissen hat.
(Trompeten.)
Der König naht, ich eile ihm entgegen.

Siebenter Auftritt

Der König. Maria und Rodrigo de Padilla. Fernando de Gomez. Luis de Haro. Gefolge.

Gomez.

Ich heiße Eure Majestät willkommen
In Eurer treuen Stadt Xeres de la Frontera.

Pedro.

Wer seid Ihr?

Gomez.

Ich bin ein Ritter
Des Ordens von Sant Jago Compostela
Und nenne mich Fernando Gomez!

Pedro.

Wo
Verzieht der Festungskommandant, Don Guzman?

Gomez.

Verzeiht, mein König —

Pedro.

Es befremdet mich,
Ihn zum Empfange nicht bereit zu finden!
(Zum Gefolge.)
Man hat ihm unsre Ankunft doch gemeldet?

Gomez.

Ich eile es zu tun, mein gnäd'ger Herr!
(Verbeugt sich und geht.)

Pedro
(ihm nachsehend)

Auch einer von der schwarzen Natternbrut,
Die an des Thrones Feste heimlich nagen.
Doch ihr frohlockt zu früh, er ist gekommen,
Der euch das gift'ge Haupt zertreten wird.
(Er wendet sich zu Maria.)
Fürwahr, Marie, ich zürne dem Geschick,
Das mir so viel, so schnell entrissen, daß
Ich keinen würd'gern Ort zum Aufenthalt
Vermag dir anzubieten.

Marie.

O mein König,
Leb' ich denn nicht an Eurer Seit'? Die Liebe
Ist eine allgewalt'ge Zauberin,
Und wo sie weilt, kann nie das Schöne fehlen.
Mit mächt'gem Zauberstab berühret sie
Des alten Schlosses halbverfallne Wände,
Und unter ihrer Hand verwandeln sich
In Gold und Marmor moosbewebte Quadern!
Wie durch des Lenzes Atem aufgeweckt
Aus langem winterlichen Schlafe, sprießen
Purpurne Blumen unter unsern Tritten,
Und Freud' und Wonne ist ihr hold Geleit.
Wozu bedarf's des eitlen, läst'gen Prunks?
Im Herzen wohnt die Lieb' — ich bin zufrieden.

König.

Wohl, edles Mädchen, dir, daß du es bist,
Wohl dir und mir! — Doch ich kann es nicht sein,
Ich kann gelassen nicht die Flammen schauen,
Die über meinem Haupt zusammenschlagen,
Gelassen nicht die Räuberhorden sehen,
Die, meiner spottend, mit dem blut'gen Schwert
In meiner Väter Erbe frech sich teilen.
Zwar ist es schön, an deiner Brust zu ruhen,
Der Küsse Nektar von den Lippen schlürfend;
Doch schön ist's auch und eines Königs würdig,
Der Übermüt'gen frechen Trotz zu beugen,
Auf grausem Schlachtfeld aus der Feinde Hände
Das angestammte Diadem zu reißen,
Zu strafen die Verwegnen, die es wagten,
Zu richten über mich und meine Taten.
Wär' ich wohl König wert zu nennen, wenn ich
Nach meiner Sklaven Willen müßte handeln,
Wenn ich entfernen müßte, was ich liebe,
Und an der grämlichen Französin Brust
In langsam schleichender Alltäglichkeit,
Von mürr'schen Sittenrichtern rings umgeben
Zum Grabe schleppen müßte meine Tage.
Weg mit dem Bild, mir ekelt, wenn ich's denke!

Rodrigo.

Mein königlicher Herr verzeihe mir,
Wenn kühn mich sprechen heißt bewährte Treue.
In dieser schreckenvollen Lage scheint
Der Mittel bestes mir beinah Vergleich;
Denn höher stets und höher flutet brüllend
Die todesschwangre Wege der Gefahr.
Nicht kämpfen kann uns noch erretten, denn
Verlassen hat uns das treulose Glück
Und auf der Feinde Banner sich gelagert;
Entflohn sind unsere Soldaten, und
Der kleine Überrest, der uns geblieben,
Erzittert schon dem Schatten der Gefahr!

Pedro.

Soll ich vor übermütigen Vasallen,
Zur Erd' gebeugt das königliche Knie,
Das um ihr Leben fleh'nd sie sonst umarmten,
Und bittend ausgestreckt die Fürstenhand,
Vor deren leisen Winken sie sonst bebten,
Die Kron' erbetteln und ein schimpflich Leben?

Rodrigo.

Was ist's denn auch, ein wenig nur Verstellung;
Den Mund geküßt, den man, durch Henkerhand
Auf dem Schafott für immerdar geschlossen,
So gern die Erde küssen sehen möchte!

Pedro.

Wie ich ihn hasse, diesen Trastamara —!

Rodrigo.

Daß Ihr doch ja den Haß nicht offenbaret,
Den gegen den Gewaltigen Ihr hegt!
Denn wisset, künftig wird an Eurer Seite
Graf Trastamara stehen, Euer Führer
Und Leiter auf dem glatten Pfad der Herrschaft;
Mit väterlicher Sorgfalt wird der Mächt'ge
Der weiten Reiche Wohlfahrt dauernd gründen;
Erheben wird er die verkannte Tugend,
Und einen ehrwürdigen, heil'gen Zirkel
Von hocherfahrnen Greisen wird er ziehen
Um seines Königs ernsten Fürstenstuhl;
Verbannet wird des Hofs unnütz Gepränge;
Vermindert wird der Steuern schwere Last,
Und Gelder, sonst dem Frohsinn nur geweiht,
Verscheuchen nun die Not aus armen Hütten.
In hohem Jubel wird Blanka von Bourbon
Hervorgezogen aus des Kerkers Dunkel;
Um dann — sie gibt des Volkes Flehn wohl nach —
Auf immerdar mit Pedro neu vereint,
Zum Guten den Gemahl sorglich zu leiten.
Nochmal, mein König, noch einmal, vergleicht Euch!
Ihr seht doch wohl, welch Glück dann Euer harret.
Nur schmerzt mich, daß nicht ich kann Zeuge sein
Von Eures Schicksals günst'ger Wendung —
Denn ich und meine Schwester müssen fliehen —

Pedro.

Verräter, schweig, willst du mich rasend machen!
Ich sollte gängeln lassen mich? Ein Kind,
Das vor der Rute seines Meisters bebt;
Der Lust entsagen in der Jugend Blüte?
Vertauschen deinen Feuerkuß, Maria,
Mit jener Blanka eisichter Umarmung?
Verlassen dich, die ich so glühend liebe,

Um an den Tugendspiegel festgekettet,
In Freudenlosigkeit einsam zu trauern?
Nein, nimmer! sprich nicht weiter mehr, Rodrigo,
Des Zornes Flamme lodert hoch empor,
Wenn ich den Namen der Verhaßten höre,
Unwandelbar steht mein Entschluß: als Königin
Hab' ich gelebt, als Königin will ich sterben!

Maria.

O, Höll' und Himmel wird das stolze Weib
Mit hohem Sinne aufzuregen suchen,
Die niedere Maria zu verderben,
Zu drängen sie von des Geliebten Seite!
Doch immerhin! will auch das Schicksal mich
In meiner Jugend Blüte in des Todes
Gefräß'gen Rachen unerbittlich schleudern:
Ich klage nicht! Hab' ich denn nicht geliebt;
Und ist es Wonne nicht, für des Geliebten
Erhaltung selber untergehn!

Pedro.

Nein, edle,
Erhabne Seele, nein, das sollst du nicht!
Und sollte Spanien darob vergehen,
Dahin in rauchende Ruinen sinken,
Und fallen seine Völker, von dem Eisen
Der räuberischen Horden hingewürgt!
Erst meines Lebens Pforten muß der sprengen,
Der in das Heiligtum des deinen will
Mit gottesräuberischen Händen dringen.

Maria.

Nicht fürcht' ich Trastamaras Mörderschwert,
Vor ihm beschützt mich Euer Heldenarm,
Ich zittre vor der hochgesinnten Blanka,
Vor ihres Mundes süßen Schmeichelworten,
Vor ihrer Augen sanften Liebesblicken,
Vor ihrer hohen Seele bebe ich.
Ihr werdet reuig Euch in ihre Arme,
Die sich umfangend nach Euch öffnen, werfen,
Und, hingegossen an der Fürstin Brust,
Der armen, niederen Marie vergessen!

Pedro.

Maria, dein — dann mag Gott mein vergessen,
Wenn einst des Weltgerichts Posaune schallt!
Ich drücke dich an meine Fürstenbrust,
Wer wagt's, aus diesem heiligen Asyl
Dich, Angebetete, zu reißen?

Maria.

Ihr,
Ihr selbst vielleicht, mein gnädigster Gebieter!
Ach, wenn es Götter zu versöhnen gilt,
Wer achtet da des armen schwachen Lamms,
Das, auf dem Sühnaltar geopfert, blutet?!

Pedro.

Maria, wie so wenig kennst du mich?!
Sind meines Herzens offenste Gefühle
Dem Späherblick der Liebe denn entgangen?
Wirf doch das Aug' in der Vergangenheit
Geöffnet Reich — kannst du noch länger zweifeln?
Blanka von Bourbon ward mir zugeführt
Als meine Braut trotz meines Widerstrebens,
Durch Albuquerques gift'ge Politik;
Ihm ward sie angetraut in meinem Namen.
Man schleppte mich gewaltsam ihr entgegen,
Gezwungen trat ich in ihr Vorgemach.
Da fand ich dich in ihrer Frauen Schar.
Schnell flog mein Herz dem deinigen entgegen;
Das dein' verstand des meinen stumme Sprache,
Der Bund der Liebe war im Nu geschlossen.
Und eh' ich die Verhaßte noch gesehen,
Entfloh ich auf den Fittichen der Liebe
Mit dir, der Hüter lauernd Auge täuschend.
Mit aufgewachter, starker Männerkraft
Warf ich das Joch, das schimpfliche, vom Nacken,
Und in den Staub geschmettert von den Donnern
Der Majestät sank tot dahin der Frevler,
Der seinem Herrn Gesetze schreiben wollte;
Krümmte sich winselnd in des Kerkers Nacht,
Der Freche, der durch ein erschlichnes Band
Des jungen Leuen Klauen binden wollte.
Um deinetwillen loderten gen Himmel
Die Flammen aus dem Dache niedrer Hütten;
Um deinetwillen kündigten Vasallen
Die mir geschworne Treue feindlich auf;
Um deinetwillen sanken Tausende
Der friedlichen Bewohner Spaniens,
Dem Würgerschwert mordlust'ger Banden fallend,
Verzehrt von ihrer Habe traur'gem Brand,
Vom schwarzen Zahn der Seuche hingerafft,
Zermalmt von wilder Rosse schweren Hufen.
Die Krone setzt' ich an deinen Besitz,
Und du kannst noch an meiner Liebe zweifeln?

Maria.

Ich zweifle nicht an Eurer Liebe, Pedro;
Doch was vermögt Ihr gegen das Geschick?
Denn ehern herrschet die Notwendigkeit,
Und nicht vermag der Mensch ihr zu begegnen;
Sie drückt ihn mächtig an die Demantbrust,
Das Grab umfängt mit kaltem Arm den Kühnen
Und über sein zermalmt Gebeine schreitet
Sie unaufhaltsam ihrem Opfer zu.
Nicht retten könnt Ihr mich, nur mit mir sterben,
Hat mich zum Ziel ersehen das Verderben!

Pedro.

Nicht das Geschick ist es, das dich verfolgt,
Ein stolzes Weib und übermüt'ge Sklaven
Erfrechen sich zu hassen, was ich liebe.

Maria.

Nicht zagt' ich, wär' es ein erzürnter Gott,
Der meinen Untergang beschlossen hätte;
Des strengen Rächers strafedroh'nden Blitz
Erlöscht der Träne reuig fleh'nde Quelle,
Doch vor des Weibes nimmermüdem Haß
Beschützet nicht der schwachen Zähren Naß,
Wenn Weiberhaß und Mannskraft sich verbinden,
Kann nur im Grab ihr Opfer Ruhe finden!

Pedro.

Beängste nicht mit leeren Wahngebilden
Dein weiblich-schwaches Herz, geliebtes Mädchen!

Rodrigo.

Verzeihet mir, mein gnädigster Gebieter,
Nicht Falsches scheint Maria mir zu sprechen.
Der Zukunft mitternächt'gen Schleier lüftend,
Hat eine schauerliche Aussicht sie
Dem tränenvollen Blick bereitet. Ich
Erbebe ihren Worten; und mir sagt
Ein Etwas in der ahndungsschweren Brust,
Daß sie so wahr als fürchterlich gesprochen.
Glaubt Ihr, daß Blanka je, solang' sie lebt,
Der armen Schwester es verzeihen wird,
Daß Ihr, mein gnäd'ger Herr, ihre Umarmung
Dem Kuß der Fürstentochter vorgezogen?
Glaubt Ihr, vergessen werde sie der Tage,
Die sie in tiefer Kerker nächt'gem Graus
Durchwinselte, indes Maria an
Des Königs Brust in Amors Freuden schwelgte?
Nein, nimmer wird sie das vergessen, bis sie
Vergessenheit im Strom der Hölle trinkt!

Pedro.

Kann sie auf dieser Erde nicht vergessen,
Nun wohl, so lehre sie's ein andrer Meister.
Ich bin nunmehr des ew'gen Balgens müde
Mit Männerbosheit und mit Weiberlist;
Ein Schlag, ein schreckenvoller muß geschehen,
Der mir die lästige Geschichte endet.
Seit die Verhaßte Spanien betreten,
Entfloh die Ruhe aus den öden Steppen,
Und Zwietracht und Empörung ketten sich
Zum schrecklichen Geleit an ihre Fersen.
Ich sehe wohl, es gibt in meinen Staaten
Gar manche Häupter, die nach Großem streben,
Die nimmer sich zur Ruhe geben werden.
Fürwahr, sie sind zum Thron geboren oder
Zum Blutgerüste. Der Erfolg wird zeigen,
Zu welchem sich der Wage Schalen neigen.

Haro.

Don Federiko Guzman wünscht —

Pedro.

Er komme

Achter Auftritt.

Fedriko. Gomez. Vorige.

Gomez.

Mein gnäd'ger König —

Pedro.

Ich bin sehr erfreut,
Großmeister, wohlbehalten Euch zu sehen.
Des Freundes dunkle Rede ließ mir fast
Für Euer Wohlsein bange Sorge fassen;
Und jetzt noch in das trübe Aug' Euch blickend,
Das bang und lichtscheu an den Grund sich heftet,
Kann ich mit frohem Sinn Euch nicht umarmen,
Denn wahrlich diese abgespannten Züge,
Sie lassen mich ein großes Übel ahnden,
Das, Teilnahm' fliehend, Ihr im Innern hegt.

Fedriko
(in sich versunken).

Ein großes Übel —

Gomez.
(schnell einfallend).

Ja, mein gnäd'ger König.
Ein schweres Übel hat die Sinne ihm
Verworren, seines Lebens Kraft gebunden;
Es hält mit Grabesmacht den Geist umfangen
Und gaukelt schwärmerische Phantasien
Vor seine matte, abgespannte Seele.
Es ist gefährlicher, als es nicht scheint —

Pedro (bedeutend).

Ja, in der Tat, ich fang' es an zu glauben.

Gomez (zu Fedriko).

Fedriko, sei ein Mann; willst du denn selbst
Den Schleier des Geheimnisses ihm heben?

Fedriko.

Es tobt gewaltsam in der finstern Brust;
Des Hasses und der Rache tötend Gift
Droht das zerbrechliche Gefäß zu sprengen!
Der Seinen ganzem Heer will ich begegnen,
Doch seinen Schlangenblick ertrag' ich nicht.

Gomez.

Es gilt Kastiliens Wohl und Blankas Leben.

Maria (beißend).

Darf man wohl wissen, was die Herren hier
Geheimes denn verhandeln?

Fedriko
(sie schnell erkennend, mit einem Blick voll Verachtung, fest).

Nein, Sennora,
Nichts pfleg' ich zu verhandeln mit —
(Er schweigt plötzlich und wendet sich zum König, Maria tritt glühend rot zurück.)
Mein König,
Verzeiht, wenn ich der Ehrfurcht schuld'gen Zoll
Auf einen kurzen Augenblick vergaß,
Von innrer Schmerzen Schlangenbiß gefoltert
Mit dem Bewußtsein kehrt der Pflicht Erinnrung
Zurück in mein schmerzhaft zerrüttet Haupt.
Willkommen heiß' ich Euch in dieser Feste,
Die meiner treuen Obhut Ihr vertraut.

Pedro.

Ein Zeichen unsrer königlichen Huld
Ist es, Don Guzman, daß wir diese Stadt
Zu unserm Aufenthalt erkieset haben.
Wir trauen viel auf Eure Treue, Ritter,
Da wir zu unsres ärgsten Feindes Bruder
In diesen Tagen der Gefahr uns wenden.

Maria.

Zwar es hat Euer Bruder schon dafür
Gesorgt, Euch diese Ehre zu bereiten,
Denn jeden andern Weg hat er versperrt,
Die Straßen durch sein reisig Volk verlagernd;

Den einz'gen nur, der führt zu dieser Stadt,
In der als Kommandant der Bruder herrscht,
Ließ er, vielleicht durch Zufall nicht, uns offen!
Dem König nicht, dem Bruder Euren Dank!

Pedro (beobachtend).

Ich habe der Trabanten Schar entlassen;
Allein und waffenlos komm' ich zu Euch,
Dem edlen Sinn, den alles an Euch rühmt,
Des Lebens und der Herrschaft Los vertrauend,
In Eure Hand hab' ich mich selbst gegeben.
Ihr werdet dies Vertrauen nicht mißbrauchen.

Fedriko
(ohne auf Marien zu achten).

Mein gnädiger Gebieter! Ihr wißt nicht,
Wie dies Vertrauen meinem Herzen wohltut.
Mit stärkern Banden fesselt's mich an Euch,
Als alles andre, was Ihr aus dem Füllhorn
Der Majestät mir Kostbars reichen könnt.
Es öffnet sich das Herz dem milden Strahle.
O, dieser Augenblick webt stärkre Bande,
Als es die Pflicht, die kalte, nie gekonnt,
Nochmal erneu' ich hier in Eure Hand
Den heil'gen Schwur, den ich beim Ritterschlage
Getan. Wenn auch der Bruderliebe Bande
In meinem Herzen brechend reißen sollten,
Wenn ich auf immer auch entsagen sollte
Dem, was vor wen'gen kurzen Augenblicken
Noch des Vernichtungskampfes wert mir schien:
Nie wanken soll die Treu' in meinem Herzen,
Im Sarge nur verlass' ich diese Mauern!

(Trompeten.)

Fedriko.

Was gibt's?

Gomez (am Fenster).

Mein Gott, die Ordensknechte steigen
Zu Pferd und sprengen eilig aus dem Schlosse.

Fedriko.

Ha, teuflische Verräterei! Ich eile,
Sie zum Gehorsame zurückzudonnern.
Mein König, bald führ' ich sie Euch zurück.
Ich weiß, sie lieben mich.

(Will fort.)

Pedro.

Laßt das, Don Guzman!
Bleibt hier! Sie ziehen ab auf mein Geheiß.

Fedriko.

Mit Fieberkälte greift es an mein Herz!
Ich träumte von hingebendem Vertrauen,
Wohlwollend neigte sich mein Herz ihm zu,
Und er — o, blöder Tor! Konnt' ich je glauben,
Den Argwohn dieses Tigers einzuschläfern!

Pedro (scharf).

Der Abzug Eurer Ordensknechte macht
Auf Euch gewalt'gen Eindruck, wie ich sehe.

Fedriko.

Ja, in der Tat, das macht er —
(für sich)
o, muß mich
Mein armes Herz denn immer irre leiten!

Pedro.

An andern Orten hab' ich ihrer nötig,
Und hier ist mir der Haufe nur zur Last!

Neunter Auftritt.

Blanka. Jaqueline. Vorige.

Blanka
(zu Jaqueline).

Ha, Hörst du der Trompeten Schall; vielleicht,
Daß Pedro —
(Erblickt die übrigen.)
Himmel, wir sind nicht allein!

Maria.

Was seh' ich? — Ha, die Königin! — Entsetzen!
(Wendet sich ab.)

Pedro.

Ein schönes Weib, fürwahr. — Wer ist die
Fremde?

Rodrigo.

Von Blankens Dienerinnen eine, wie mich deucht.
Mein gnäd'ger König, kommt, Ihr seid ermattet
Von Eurer Reise, Ihr bedürft der Ruhe!

Pedro.

Nicht doch, nicht doch!
(Zu Blanken, die bestürzt zurückgehen will.)
Bleibt, sprecht, wer seid Ihr?

Rodrigo.

Sie
Erstummet Eurem Anblick, blöd und schüchtern,
Mit Königen zu sprechen nicht gewohnt!
Mein König, kommt, die Tafel harret Eurer!

Blanka
(schaudert zusammen, da sie Marien erblickt).

Erkenn' ich es, das oftgesehne Antlitz?
Weh mir! — Ein Schleier fällt von meinen
Augen
Und läßt die Schreckgestalten mich erkennen.
Maria — Pedro — ach!
(Wankt und sinkt matt in Fedrikos Arme.)

Fedriko.

Weh — Blanka — Blanka!

Pedro.

Ha, was ist das?

Rodrigo.

Wahnsinnig ist das Weib!
Fort mit ihr, fort!

Haro.

Wahnsinnig, ja, das ist sie!
Und länger soll sie unsres Königs Aug'
Mit ihrem Anblick nicht beleidigen!

Rodrigo.

Fort, fort!
(Geht auf Blanka zu und ergreift sie am Arm, um sie fortzuführen.)

Fedriko
(wild auffahrend, schleudert ihn zurück).

Ha, Schurke!

Blanka
(sieht Fedrikon, der wild ans Schwert greift, bittend an).

Fedriko!
(Fedriko wirft einen vernichtenden Blick auf Rodrigo und Maria, während er die Königin abführt.)

Pedro
(steht erstarrt und heftet die Augen auf Blanka).

Blanka!?

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Ein kostbares Zimmer des Königs.

Erster Auftritt.

Maria und Rodrigo de Padilla.

Maria.

Es ist vorbei; ich will nichts weiter hören!

Rodrigo.

Ich bitte dich, Marie, gib doch Gehör
Der reifbedachten Rede. Stoß nicht von dir
Das Glück, das seiner Gaben herrlichste
Aufdringend fast zu deinen Füßen schüttet.

Maria.

Genug, dies schlappe, ekelhafte Leben,
Ich hab' es satt und schleunig will ich's enden.
Soll ich noch länger an des Knaben Seite,
Ein Opfer seiner kränkelnden Begierden,
Und seines Volks Verachtung preisgegeben,
Vor Menschen beben, die mein Stolz verachtet?
Soll ich erzittern vor der Königstochter,
In deren schwach-alltäglichem Gehirne
Allein nur der Gedanke keimen kann:
Ich suchte dieses Weichlings schnöde Liebe;
Es sei mehr als des Augenblickes Laune,
Als kindisch grillenhaftes Wohlgefallen,
Mich zu erheben über das, was das Geschick
In gleicher Laune über mich erhob,
Was anfangs mich in seine Arme führte?
O, längst wär' ich gewichen, hätte sie
Von meiner Willkür das erwartet, was sie
Von Zwang nur zu erhalten können glaubte!

Rodrigo.

Als noch in deiner Willkür stand das Weichen,
Da, Schwester, war es Zeit, dich loszureißen.
Nun ist's zu spät! Du kannst Don Pedros Hand
Itzt mit dem Arm des Todes nur vertauschen.
Der Schritt, der dich von seiner Seite reißt
Führt dich ins Grab! — Marie, bedenke wohl,
Was du beginnest.

Maria.

O, wie ich verachte
Dies königliche Wiegenkind, das sich
Der Hut der Wärterin entrissen wähnt
Und tölpelhaft, mit unbesonn'nem Mut
Zertrümmert, was er nur erreichen kann!
O, wär' er ein Tyrann, ich könnt' ihn achten,
Wenn auch die Taten nicht, doch seine Kraft;
Erpreßt' er täglich mir durch neue Greuel
Des Mitleids und des Schmerzes heiße Tränen,
Bei Gott, ich wäre glücklicher als itzt:
Denn diesen schmerzerpreßten Tränen selbst
Entsprosset tiefverborgen geist'ge Wollust,
Wie aus den rauhen Dornen Rosen blühn.
Doch in ersterbender, markloser Schlappheit
Entschwanken langsam meine dunkeln Tage.
Von Freude fern wie vor dem Schmerze gleiten
In Todesstille unbemerkt sie hin.
Erfreue wen da will dies Pflanzenleben,
Das Große nur hat Reiz für mich, die Tat!
Ich scheue nicht den Tod, erwünschter als
Dies Ringen zwischen Sein und Nichtsein ist
Er mir in seiner schrecklichsten Gestalt!

Rodrigo.

Maria, welcher tückevolle Geist
Hat dir mit Zauberkunst den Sinn gewendet?
So dachtest nimmer du in vor'gen Tagen.
War wohl Don Pedro jemals minder schwach,
Dein Los beglückter je als itzt?

Maria.

Es war's;
Als noch Kastilien ihm huldigte,
Zu seinen Füßen krochen die Vasallen,
Die nun an seinem Purpur feindlich reißen,
Als noch ein Wort von ihm es nur bedurfte,
Um tausend Hände folgsam zu bewegen;
Da schmeckt ich auf Minuten hohe Wonne,
Zu sein die Seele dieses Riesenkörpers;
Nach meinem Willen des Kolosses Kraft
Dahin, wohin es mir gefiel, zu lenken;

Zu spielen auf der Wollust Schwanenbett
Mit Donnern, die die Welt erbeben machten;
Zu kämpfen mit des Schicksals blinder Macht,
Ihm mit Gewalt die Güter abzustreiten,
Die es bei meiner Wiege mir versagt —
Das machte mich an Pedros Seite selig!
Doch nun ist sie in leeres Nichts zerronnen,
Die Macht, die mich an ihn einst kettete;
Verspielt hat er des Zepters Herrscherkraft,
Für seiner matten Sinne kurzen Kitzel,
Für schwelgerische rohe Tafelfreuden
Hat die ererbte Kron' er hingegeben
Und seiner Väter herrlich blühendes Reich!
Dem König Pedro gab ich mich zur Beute,
Nie ward dem Menschen Pedro Minnelohn.
Als er herabstieg von dem Königsthron,
Riß er sich auch hinweg von meiner Seite!

Rodrigo.

Zorn, Eifersucht verblenden dir die Augen.

Maria.

Beschlossen ist es unerschütterlich,
Ich reiße mich von diesem Knaben los,
An dem mein Herz nie hat gehangen, der,
Zu schlimm zur Tugend und zu schwach zum Laster,
In ew'ger Trunkenheit durchs Leben taumelt.
O, über das verächtliche Geschöpf,
Das nur von fremder Kraft gehalten wird!
Der Taten manche hat er schon verübt,
Die sonst nur auf des Lasters höchster Stufe
Ein Wüterich in blindem Grimm begeht.
Sein eigen Vaterland hat er verwüstet,
In seiner Untertanen Brust das Schwert
Getaucht; und doch ist er kein Bösewicht.
Es ist das Laster nicht, es ist die Schwäche,
Der seine Hand zum blinden Werkzeug dient.

Rodrigo.

Laß, Schwester, ab von diesen schwärmerischen
Ideen, die das Leben dir vergällen.
Weiß Gott, Maria, ich versteh' dich nicht!
Nur heute morgens noch warst du so ruhig —
Und nun —

Maria.

Ja, ich gesteh' es, ich war ruhiger!
Ich hoffte noch, die Tochter der Gefahr,
Verzweiflung sollte seine Kräfte spannen
Und lenken seine Hand zu kühner Wagnis!
Doch seine matte, engbegrenzte Seele
Erbebt schon beim Gedanken nur der Tat.
Nicht stählen kann das Unglück seine Brust,
Es kann ihn nur zerschmettern. Heute zeigte
Sich Pedro mir in seinem ganzen Nichts.
Vor wenig Augenblicken hatte er
Mir zugeschworen ew'ge Lieb' und Treue.
Da öffnet sich die Tür. Die Königin
Tritt ein, und er, von ihren neuen Reizen
Bezaubert, steht im Anschaun tief versunken.

Rodrigo.

Und du willst ihr, der Nebenbuhlerin,
So leichten Kampfes die Siegespalme lassen?
Doch nun errat' ich erst deine Gedanken,
Und meine Klugheit kann sie nicht mißbill'gen.
Du kennest Pedros flatterhaften Sinn.
Er sah die Königin, er wird sie lieben,
Sie, die er haßte, — eh' er sie gesehen.
Und wenn sie steigt, muß nicht Maria sinken?
Der Fall der Nebenbuhlerin ist wohl
Das erste Opfer, das er der verzeihenden,
Zu sehr beleidigten Gemahlin bringt.
Du hast ganz recht, Marie, wir müssen weichen,
Denn längres Weilen bringt Gefahr und Tod.

Maria (verächtlich).

Wie wenig faßt dein kriechend-niedrer Geist,
Was diese stolze Brust bewegt! Ich weiche
Der Fränkin, glaubst du? Nimmermehr!

Rodrigo.

Fürwahr,
Nicht tadeln kann ich deinen Entschluß, Schwester,
Obwohl er mich vom Gipfel meiner Größe
Herabstürzt in der dunkeln Niedrigkeit
Schmachvollen Schoß. Doch sei's! Der Schwester Rettung
Ist mir Ersatz für das verlorne Glück.
Wär' es nicht lächerliche Kühnheit auch,
Zu stehen in dem Sturme der Gefahr,
Auf dieses schwanken Felsens glattem Gipfel,
Von dessen Fuß ein nächtlich-schwarzer Abgrund
Mit Höllenrachen fürchterlich uns angähnt?
Beschlossen hat die mächt'ge Königin
Und Trastamaras rachesprüh'nder Graf,
Der Schreckliche, Padillas Untergang.
Und unser Blut nur sättigt ihren Grimm,
Wenn wir nicht schnell, mit schlauverstellter List
Das Haupt entziehend ihrem Rachesschwert,
Verlassen dieses Reiches weiten Kreis.
Drum, teure Schwester, laß uns eiligst fliehen!

Maria
(die gedankenvoll dagestanden).

Nicht fliehn will ich Kastilien; verlassen,
Aus freiem Antrieb meiden wollt' ich es.
Mag immer deine feige Seele zittern
Vor dieser Menschen lächerlichem Grimme:
Ich biete der Gefahr die feste Brust!

Rodrigo.

Nur erst vor wenig Augenblicken wolltest —
(Maria wendet sich unwillig ab.)
Verbanne diese nichtigen Schimären,
Von meiner Klugheit laß dich, Schwester, leiten,
Die dich bisher zum Glücke stets geführt.
Es ist noch nicht die schlimme Zeit gekommen,
Die in der Flucht uns Heil zu suchen zwänge,
Fest steht noch unser Glück! Glaub mir und bleibe!

Maria.

Soll ich an diesen Schwächling fest mich ketten,
Um einen Tod, ein Grab mit ihm zu teilen?

O, fühlt' er Kraft und Mut im stolzen Busen,
Mich risse nur der Tod von seiner Seite!
Den Helden, der den Feinden preisgegeben,
Von seinen Untertanen selbst verlassen,
Von jenen, die durch Rang und durch Verwandtschaft
Am nächsten standen seinem Thron und Herzen,
Verstoßen aus dem väterlichen Reich,
Ihn, den das Unglück nicht kann beugen, der
Sein Schicksal trägt mit unbezwungnem Mut:
Den Helden würd' ich nimmermehr verlassen!
An seiner Seite würd' ich streiten, trotzen
Den Pfeilen des verfolgenden Geschicks,
Ihm diese treue Brust zum Schilde leihen!
Und schleudert' ihn auch übermächt'ge Kraft
Herab von seines Thrones goldnen Stufen,
Flöh' alles den verkannten Helden auch,
Er würde die Geliebte nie vermissen!
Mit ihm würd' ich die holde Heimat fliehen,
Verlassen der Verwandten teuren Kreis
Und alles, was durch der Erinnrung Zauber,
Durch der Natur und durch der Liebe Bande,
Durch der Gewohnheit Macht, zu unserm Herzen
In wohlbekannten süßen Tönen spricht!
Verlassen würd' ich es und ziehn mit ihm,
Wohin ihn das erzürnte Schicksal würfe!
An meine Brust gelehnt, würd' er die Qualen
Des nächt'gen Kerkers minder schmerzhaft fühlen;
Aus meiner Hand würd' ihm in fernen Landen,
Die Meere noch dem Aug' des Menschen rauben,
Wie Nektar munden harte, rauhe Speise,
Mit langem Fleiß dem Felsen abgewonnen.
Aus meiner Brust würd' er mit hohem Mut
Das Eisen reißen und in seinen Busen
Noch warm von meinem Blut es freudig tauchen,
Wenn der Barbaren Hände uns vernichten.
Nicht Menschenmacht, nicht Kerker, nicht der Tod
Kann vom Geliebten die Geliebte trennen!
Mit des Gedankens Fittich fliegt die Liebe,
Und nichts hemmt ihren adlergleichen Flug!
Vergebens widersetzt sich Tod und Grab,
Sie folgt dem Einz'gen selbst zur Unterwelt hinab,
Und mag das Unglück seinen Köcher leeren,
Den Leib kann es, die Liebe nie zerstören!

Rodrigo.

Und dennoch wolltest Pedron du verlassen?

Maria.

Gen alles kann ich alles mutig wagen,
Der Wahnsinn bietet alles nur für nichts!

Rodrigo.

Es ist nicht ganz Don Pedro schon verloren.
Des Aufruhrs Wogen konnten seinen Thron
Erschüttern, doch noch steht er fest und aufrecht.
Mit starken unsichtbaren Wurzeln haftet
Die Liebe zu dem alten Königsstamm
In des erzürnten Volkes grader Brust,
Und nimmer wird es Trastamaran glücken,
Ganz auszurotten diese zarten Fasern.
Der Pöbel haßt den wütenden Tyrannen,
Der auf des Glückes Gipfel herrisch thront;
Doch liegt der Königssohn gekrümmt im Staube,
Von seiner Untertanen Hand gestürzt,
Dann treten auch die Vorurteile alle,
An der Erinnerung, des Mitleids Hand
Aus tiefem Dunkel in ein sanftes Licht.
Man trifft in seinem gramentstellten Antlitz
Des edeln Vaters wohlbekannte Züge;
Der eine hier erinnert sich, wie er
Als Kind ihm einmal freundlich zugelächelt;
Ein andrer, dem er einst im trunknen Mute,
Im Anfall einer edelmüt'gen Laune
Ein leichtes Goldstück prahlend zugeworfen,
Bemerkt, daß er so schlimm denn doch nicht sei
Als ihn gewisse Leute machen wollten.
Mit einem andern aß er einst vielleicht
Ermüdet von der Jagd aus einer Schüssel;
Und dort erheben hundert ihre Stimmen,
Die seines Vaters Güte einst erhalten,
Die unwillkürlich er vielleicht beglückt.
Nie wird ein eingeborner König fallen,
Solang' noch unverfälscht in reiner Brust
Sein Volk bewahrt die sanften Triebe.
Zu seiner Feinde Brust wohnt ihm ein Freund,
Aus seinem Unglück selbst entsproßt ihm Hilfe,
Und aus dem vaterländ'schen Boden — Heere!

Maria.

Und wie, wenn Pedro selbst von mir sich risse?

Rodrigo.

Nicht fürcht' ich dies! Kenn' ich nicht seine Liebe
Zu dir und deine männlich starke Seele?!
Nur, Schwester, du versprich mir nie zu wanken,
Nie lange Recht und Schicklichkeit zu wägen
Dann, wenn ein ungewöhnliches Ereignis
Auch rasche, ungewohnte Mittel heischt!

Maria.

Versteh' ich dich wohl recht?

Rodrigo.

Ich hoffe, ja!
Drum, Schwester, handle klug und laß dir nicht
Den leisen Ruf der nüchternen Vernunft
Durch blöder Toren Faseln übertäuben.
Noch eins! Sei auf der Hut vor Federiko
De Guzman, Böses scheint er mir zu sinnen.
Auch gegen ihn muß man den König reizen.
Mit scharfem Aug' durchblickt er die Gewebe,
Die ich bisher dem Blick der Welt entzog,
Und nicht der Wille fehlt ihm, nur die Macht,
Um sie mit starken Händen zu zerreißen!
Doch sieh da, unser treuer Helfer, Haro!

Zweiter Auftritt.

Luis de Haro. Vorige.

Rodrigo.

Was bringt Ihr sonst für Nachricht, Kämmerer?

Haro.

Sehr schlimme, Herr, sehr schlimme!

Rodrigo.

Was — wieso?

Haro.

Verräterei schleicht leis im tiefen Dunkel
Und droht uns alle zu verderben — Guzman —

Rodrigo.

Ha, so betrog mich meine Ahndung nicht!

Haro.

Er stehet im Verkehr mit den Empörern;
Durch lange Zeit echielt er viele Boten,
Sie kamen, und man wußte nicht woher,
Und wie sie kamen, so verschwanden sie.

Rodrigo.

Und niemand meldete mir das?

Haro.

Die Briefe
Sind aufgefangen, wie ich höre.

Rodrigo.

Weiter!

Haro.

Erst heute kam Gomez, den man nach Frankreich
Zum Herzog von Bourbon mit Briefen sandte,
Zurück. Er schloß sich mit Fedrikon ein.
Man hörte beide heftig sprechen und
Don Guzman mehrmal heftig: Blanka! rufen.

Rodrigo.

Wie, Blanka — Guzman, Blanka? — Gut —
sehr gut —
So — Blanka — Hm!

(Er geht einige Male nachdenkend im Zimmer auf und ab; für sich.)

Ein Blitz durchstrahlt das Dunkel,
Das brütend über meiner Seele lag,
Und aus dem Scheine des Geheimnisses
Erheben sich die schrecklichen Gestalten.
Sein heutiges Betragen — diese Nachricht —
— Nun wetter, Kämmerer — Ist das schon alles?

Haro.

O, lange noch nicht alles, edler Herr!
Als ich von Seiner Majestät gesandt
Des Hofes bald'ge Ankunft meldete,
Traf ich Don Gomez noch bei ihm. — Er war
Verstört, in Guzmans Auge hingen Tränen,
Und tief erschüttert schienen beide mir.
Kaum hatt' ich Pedros Namen ausgesprochen,
Da rollten seine Augen, ballten sich
Die Hände und mit bleichem, starrem Munde
Murmelt' er Flüche gegen seinen Herrn!

Rodrigo.

Und weiter nichts? nichts mehr von Blanka?

Haro.

Nein,
Sie flohen sichtbar meine Gegenwart.
Doch an der Stiege traf ich einen von
Den Unsern, der mir Wichtiges berichtet.
Vor einer halben Stunde ungefähr
Erschien ein Pilger in dem Vorgemach,
Der schüchtern nach dem Ordensmeister fragte.
Guzman erscheint, der Fremde naht sich ihm,
Man wispert sich ins Ohr, und rasch gebeut
Dem Diener man Entfernung. Lange sprachen
Sie, bis die Tür sich plötzlich öffnet, und
Der Pilger ohne Bart mit offnem Mantel,
Der Harnisch, Schwert und Ritterkleid enthüllte,
Herausstürzt und dem lauersamen Horcher
Ein wohlbekanntes Antlitz schauen läßt.

Rodrigo.

Der Ritter war —?

Haro.

Alonzo Lara!

Rodrigo.

Lara?
Derselbe, der —

Haro.

Graf Trastamaras Freund!

Rodrigo.

So stürzt er sich denn selber in die Schlinge!
Schnell, Kämmerer, nimm einige Trabanten
Und fange mir den Frechen. Doch bei allem,
Was heilig ist, nicht töt ihn, fang ihn lebend!

Haro.

Ich eile, deine Wünsche zu vollziehen.

(Will ab.)

Rodrigo.

Halt, Haro, bleib!

(Zu Maria.)

Geliebte Schwester, laß
Auf wenig Augenblicke nur allein
Mit unserm Freunde mich beraten. Eile
Zum König, suche jenen flücht'gen Eindruck
Aus seinem siechen Herzen wegzuwischen.
Von dir, von diesem Augenblick hängt nun
Die Frucht des jahrelangen Kampfes ab.
Durch eines schmeichelhaften Wortes Zauber
Kannst du mein mühevolles Streben krönen,
Das Ziel, nach dem du kühn emporgeklimmt,
Mit einem Male ruhmbedeckt erreichen.
Auf, Schwester! Noch sind seines Herzens Zügel
In deinen Händen. Reiß ihn schnell zurück!
Vielleicht ein Veilchen, und du kannst es nimmer!
Die schlaue Königin weiß das sehr gut!

Maria.

Was weiß die Königin?

Rodrigo.

Welch mächt'gen Eindruck
Sie auf des Königs Seele hat gemacht.
Man sagt, sie rühme sich mit stolzem Dünkel
Des hohen, leichterrungenen Triumphs!

Maria.

Wie, des Triumphs — die Eitle! — des Triumphs!

Rodrigo.

Die Höflinge, bewegbar jedem Hauche,
Beeifern sich schon um die Wette, sie
Mit Seufzen zu bedauern, Glück zu wünschen —

Maria.

Halt ein!

Rodrigo.

Bewerben sich um ihre Gnade,
Schon bildet sich ein kleiner Hof um sie,
In dessen Mitte sie im künft'gen Glücke,
In künft'ger Größe schwelgt; mit Ehrenstellen,
Mit Gold und Würden ihre Treuen lohnt.

Maria.

Noch lebt Maria!

Rodrigo.

Federiko Guzmans,
Des Ordensmeisters Freund ist ausgelassen!
Er zecht im Rittersaal mit seinen Freunden,
Der Jubel flattert um den lauten Zirkel,
Der froh den Becher leert auf Blankas Wohl.
Als ich vorbeiging, hört' ich Guzman rufen
Mit hocherhobenem Pokal: Heil, Heil
Der edlen Fürstin, Schmach der Buhlerin!

Maria.

Ha!

Rodrigo.

Buhlerin? Wem das wohl gelten mag?

(Maria verhüllt sich, Rodrigo beobachtet sie, tückisch lächelnd.)

Gib dich zufrieden, Schwester, sei doch klug!
Was kümmert's dich, wenn er dich Buhlerin
Genannt? Wer sich nicht rächen kann, tut weise,
Wenn er nicht hört, nicht sieht, beschimpft man ihn.
Zu jener Zeit, als noch des Königs Gunst
Mit Beifall jede deiner Taten krönte,
Als seines Namens Glanz auch deinen Namen
Mit Strahlen zierte, ja, da war es anders!
Doch nun, da einmal dich die Königin —

Maria.

Frohlockt noch nicht, verräterische Toren!
Weil einen Augenblick ein düstres Wölkchen
Der Sonne Flammenblick verdunkelte,
Wähnt ihr, sie sei hineingesunken schon
Ins schwarze Bett der Nacht. Blödsichtige!
Ein Strahl, und dieser Nebel ist vernichtet!
Die Buhlerin hat Kräfte noch genug,
Die goldnen Wonneträume zu zerstreun,
Die Knospen eurer Hoffnungen zu knicken,
Eh' sie zu Blumen noch sich aufgeschlossen;
Zu stürzen vom schimärischen Altar
Den Abgott eurer blöden Politik,
Der unterm Mantel seiner Rechtlichkeit
Verbirgt die schwarze, ränkevolle Arglist!
Hervor, ihr Rechtlichen, beginnt den Kampf
Mit der Geschändeten, Verachteten!
Wenn ihr gesiegt, dann mögt ihr jubeln; noch
Gähnt zwischen euch und eurem Ziel das Grab!

(Sie stürzt ab.)

Dritter Auftritt.

Rodrigo. Haro.

Rodrigo.

Glück auf! Sie eilt zum König! Wir sind sicher.

Haro.

Ich fürchte sehr, daß Blankas Anblick ihn —

Rodrigo.

Ich fürchte nichts! Ein neuer Gegenstand
Kann auf Minuten ihr sein Herz wohl rauben,
Doch stärker stets und kräft'ger kehrt die Liebe
Zu dem Gewohnten in die Brust zurück
Schon öfter hatte Pedro sie verlassen,
Von einer fremden Liebe angelockt,
Doch nie ist's einer andern noch gelungen,
Ihr Bild aus seiner Seele zu verwischen,
Das, von der ersten Liebe eingegraben,
In seinem Herzen unauslöschlich thronet

Haro.

Wird sie zu heftig nicht in ihrem Zorne
Den König nur zum Widerstande reizen?

Rodrigo.

Der sanfte Ton der Überredung gleitet
Fruchtlos vorüber an des Schwachen Ohren,
Wenn aufgeregte Leidenschaft ihn fesselt.
Mit Macht muß man nach seinem Herzen greifen,
Mit Donnerstimm' durch Schrek und Furcht es schütteln,
Wenn er die träge Hand zur Tat soll heben.
Veränderlich, bewegbar jedem Winke,
Gleicht er des Meeres unbeständ'gen Fluten:
Des Zephirs Hauch kann zwar die Fläche kräuseln,
Doch schwach, ohnmächtig spielen seine Wogen
Und küssen sanft des Schiffes starke Brust.
Willst du das segelnde Gebäu zertrümmern,
Dann muß der Sturm aus seiner Höhle brausen,
Die Luft verfinstern mit der Wolken Last,
Mit eh'rnem Arm die träge Flut umspannen
Und bald hoch hinauf zu den bebenden Sternen
Schleudern der Wogen donnernde Berge,
Bald an des Meeres dröhnenden Grund
Pressen die lastende Felsenbrust!
Nichts hoff' ich von der Macht der Überredung,
Doch alles von des Augenblicks Gewalt.

Haro.

Doch wird es Eure Schwester wagen, mit
Gewalt und Drohen das ihm abzutrotzen,

Was nur die Liebe geben — fordern kann —
Die Nebenbuhlerin ihr aufzuopfern?

Rodrigo.

Sie wird's, denn ihre Wut ist aufgeregt!
Mit klugem Vorbedacht erweckt' ich in
Des Mädchens Brust den ungeheuren Sturm.
Die Zeit naht nun heran mit Riesenschritten,
Die der Verwirrung Knäuel lösen muß.
Nicht lange kann auf einem schwanken Brette
Des Königs, Spaniens und unser Schicksal,
Ein Spiel des launenhaften Zufalls, schweben.
Beschlossen ist es fest, nun muß es enden,
Und da gibt es vielleicht wohl Szenen, die
Des Weibes schwachen Sinn erschüttern könnten,
Zum Mitleid wenden ihre schwache Seele.

Haro.

Doch solche Schwäche kannt' ich niemals bei
Donna Maria —

Rodrigo.

O, Ihr kennt sie nicht!
Sie ist so stark nicht, als sie manchmal scheint!
Wenn ihr nicht Leidenschaft die Nerven stählt,
Ist sie so schwach als ein gemeines Weib;
Und Lieb, und Furcht und Mitleid und Erbarmen
Entlocken ihrem Auge schwache Zähren,
Wie sie ein sechzehnjähr'ges Mädchen weint,
Das nie das Haus der Mutter hat verlassen.
Sie wär' ein kleinlich, ehrsam Weib geworden,
'ne zücht'ge Hausfrau, der ein Herd voll Tiegel
Und eine Kinderstub' die ganze Welt ist:
Wenn die Natur nicht in die sanfte Brust
Des Stolzes und der Herrschsucht Trieb gegossen.
Dies ist der Ort, wo sie verwundbar ist
Den Pfeilen eines listigen Versuchers;
Das sind die starken Ketten, die sie mir
Zum Werkzeug meiner Plane fesselten.
Weil sie vor dem Gedanken schwindelte,
An Pedros Seite Spanien zu beherrschen,
Ergab sie seinem Flehn sich und dem meinen,
Noch ist der zarte Keim nicht ganz erstickt;
Er strebet stets die Hülle zu durchbrechen.
Drum muß ich stets von einer Leidenschaft
Sie einer andern in die Hände schleudern,
Wenn ich mein Werk nicht selbst zerstören will.
Darum entflammt' ich ihre Rache gegen
Den Ordensmeister und die Königin.

Haro.

So wollt Ihr sie denn beide opfern? Herr,
Ein übellohnend Werk ist's, was Ihr sinnet.
Das Volk liebt schwärmerisch die Königin,
Nie wird der Mörder seinem Zorn entgehn,
Wenn er auch in der Erde Eingeweiden
Verbirgt sein schuldig Haupt —

Rodrigo.

Die Lose liegen
Noch in des Schicksals Urne tief verschlossen,
Und auf der Wage ungewissen Schalen
Schwankt immer wechselnd Tod und Leben. Kann
Mein Dasein mit dem ihrigen bestehen,
Gelingt es mir, des Königs Leidenschaft,
Die neugefaßte, gegen sie zu tilgen:
Dann mag das Paar sein jämmerliches Leben
In Ruh' dem späten Tod entgegenschleppen.
Doch zögert Pedro, diese neue Puppe
Von sich zu werfen, dann zerbrech' ich sie.
Sie hat das ungeheure Spiel begonnen,
Sie trage gleich Gewinn denn und Verlust.
Mein Leben stehet auf dem Spiele! Sollt' ich sie
Um schlechten Preis die Würfel schütteln lassen?
Es flammt nur eine Sonn' am Himmel — nur
Ein Herrscher auch kann sein in diesem Land!
Ich oder sie! der Schwächere muß weichen.
Sie falle denn, sie und ihr treuer Helfer!
Die Welt ist mir kein allzugroßes Opfer
Für meine eigne Rettung!

Haro.

Doch das Volk? —

Rodrigo.

Das Volk, das Volk! — Bin ich's denn, der sie mordet?
Glaubst du, ich würde unbedachtsam kühn
Die schöne Larve vom Gesichte reißen,
Mit diesem hundertarmigen Koloß,
Mit seinen starren Vorurteilen kämpfen?
Nein, nicht durch mich, nicht durch des Königs Hand,
Darf dieser Götz' des blinden Pöbels sinken.
Des unerbittlichen Gesetzes Schwert
Muß die Gerechtigkeit der Arglist leihn,
Der Mörder muß sich in des Richters Mantel,
Der Mord sich in der Strafe Maske kleiden.

Haro.

Doch wird des Königs schwache Ängstlichkeit
Auf Euern Pfad nicht Hindernisse türmen?

Rodrigo.

Des Argwohns Gift, in seine Brust gegossen,
Soll sein Gehirn mit Fieberglut entzünden.
Im Spiegel seiner eignen Furcht will ich
Der beiden Bild ihm vor die Augen halten.
Zurück soll er vor dem Gedanken schaudern,
Das Angesicht des schwarzen Paars zu schauen;
Ihr Grabmal, muß er glauben, sei der Grundstein
Zu seines Glückes neuerhobnem Bau.
So lange will ich seine Seele pressen,
Bis er aus Furcht des Mutes Taten übt.
Auf einer Seite liegt sein Leben und
Die Liebe meiner Schwester, auf der andern
Der Feindin und des Feindes Untergang —
Glaubt Ihr wohl, daß er lange zweifeln werde?

Haro.

Ihr suchet Federikon zu verderben,
Und nun, da Euch die launische Gelegenheit
Die Locke beut, verzieht Ihr, sie zu fassen?
Wollt dem Verräter Lara Ihr den Weg
Zu seinem Herrn zurück denn messen lassen?

Rodrigo.

Nein, nimmer! —

Haro.

Und doch hieltet Ihr mich auf,
Als ich den Schleichenden zu fangen eilte?

Rodrigo.

Geschont hab' ich der Blüten, um den Gaumen
Zu laben an der Früchte süßem Saft.
Laß nur im stillen reifen den Verrat,
Zur Erntezeit fällt sicher meine Beute.
Was nützt es mir, wenn Lara in der Ketten
Gehäufter Last, in eines Kerkers Moder
Begraben, jedem neuen Tage flucht?
Laß ihn erst mit dem Bastard alles schlichten,
Laß ihn erst Briefe und Beglaubigungen
Und Pläne, und was sonst noch weiter sein mag,
Von Federikos Hand erhalten; dann,
Erst dann mag ihn das Schwert der Rache treffen!
Laß sie ihr Grab erst mühsam selber höhlen,
Dann stoß' ich sie, ein Werkzeug des Gesetzes,
Hinab mit triumphierendem Gelächter.
Du, Haro, hefte deine Späherblicke
Auf diesen Pilger, laß ihn nicht entrinnen,
Wie sein Gewissen folg ihm überall.
Doch daß ihm ja dein forschend Aug' nicht sage,
Was für Verdacht du in dem Busen hegest.
So wie der Spürhund folgt des Wildes Fährte,
So hefte du dich an an seine Fersen;
Dein Eifer leihe selbst den Wänden Ohren
Und seinen sorglich spähenden Blicken Worte.
Dein Kopf bürgt mir für jeden seiner Schritte.

Haro.

O sorget nichts! Ihr wißt bei meiner Treu'
In einer Stunde selbst, was im Gebete
Er seinem Schöpfer anvertraut — doch stille,
Ich höre kommen, deucht mich —

Rodrigo.

Wie, was seh' ich!
Maria mit den Mienen der Verzweiflung!

Vierter Auftritt.

König. Maria. Vorige.

Maria
(mit wildem, verstörtem Blick, stürzt auf Rodrigo zu).

Es ist vorbei, ich bin verloren!

Rodrigo.

Wie?

Maria.

Er hört mich nicht, er fliehet meinen Anblick!

Rodrigo (für sich).

Ha, Teufel, das geht weiter, als ich dachte!
Doch laß den Mut nicht sinken, Schwester; noch
Hat er sich seinen Ketten nicht entrissen.
Traust du so wenig deiner Reize Allmacht,
Daß du verzweifelst, dieses Schattenbild
Aus seiner schwachen Seele zu verscheuchen?

Maria.

Er liebt mich nicht.

Rodrigo.

So mag die Eifersucht
Uns geben, was die Liebe nicht gekonnt!
Der Ordensmeister liebt die Königin!

Maria.

Wär's möglich!

Rodrigo.

Ja, es ist so, darum trank er
Auf Blankas Wohl, da auf den Untergang
Der Buhlerin er seinen Becher leerte.

Maria.

Ha, so zerschmettre beide meine Rache!

Rodrigo.

O, schlau und listig ist er, der Verräter!
Mit seinem Bruder stehet er im Bunde,
Der ihm der Fräulin Rettung zugeschworen.
Eh' noch der Tag erwacht, sind sie entflohen!

Maria
(verzerrt lachend).

Flieht ihr? flieht ihr? flieht immerzu dahin,
Wo ihr des Wiederkommens wohl vergessen werdet.
Sie fallen!

Rodrigo.

Wie?

Maria.

Der Ordensmeister falle!
Und mit ihm diese tugendreiche Blanka!
Der nächste Morgen weine auf ihr Grab!

Rodrigo.

Bist du entschlossen, Schwester?

Maria.

Ja, ich bin es!

Rodrigo.

Nun denn, so grüß' ich dich als Königin!
Wenn dieses Hindernis zertrümmert ist,
Wer wagt es, dir sich in den Weg zu werfen,
Wenn du hinanklimmst zu den goldnen Stufen?
Wie Blanka schläft, wird Pedros Lieb' erwachen,
Der Zauber sich von seinen Sinnen lösen;
Und reuevoll zurück an deine Brust
Führ' ich ihn dir mit neuverstärkter Glut.
Doch sieh den König nur, wie er, berauscht
Im süßen Zaubertrank der Phantasie,
In der Gedanken Meere sich verliert!
Auf, auf zum Kampf, es schwebt das Los nun zwischen
Schmach, Tod und dieses Reiches Herrscherkrone.

(Er wendet sich zum Könige.)
Im großen Saal, mein königlicher Herr,
Erwarten die gefüllten Becher Euch.
Schon hat sich Euer ganzer Hof versammelt,
Und harret nur noch Eurer Gegenwart,
Des Festes laute Freuden zu beginnen!
(Der König geht stillschweigend auf und ab.)

Maria
(mit einschmeichelnd weichem Tone).
Man wollte mich zu dem Bankette ziehen,
Um in des Tanzes holdverschlungnen Reihen
Des überstandnen Kummers zu vergessen.
Doch schlug ich's aus, denn jede Freude hat
Für mich nur Reiz an meines Königs Seite.
Der Flöte Lispeln scheint mir Totensang,
Wenn Pedros Lippe nicht die Harmonie
Der süßen Töne in dem Rohre weckt.
Der Tanz scheint mir bachantisches Getümmel,
Wenn nicht an meines Pedro Brust gelehnt
Ich auf dem glatten Marmorboden schwebe.

Pedro
(tief in Gedanken).
Sie ist ein schönes Weib!

Rodrigo.
Wer, mein Gebieter?

Pedro.
Sie fiel in Ohnmacht, als sie mich erblickte!

Rodrigo.
Das war so übel nicht!

Pedro.
Ha, wer spricht das!

Rodrigo.
Rodrigo sprach es, Euer treuer Diener,
Der um der Treue willen, die er Euch
Bewährt, indes Euch andere verrieten,
Auf dieses Landes ungeheurem Boden
Kein Plätzchen hat, wo er sein mattes Haupt,
Auf das man Preise setzt, wird legen können.

Pedro
(ihm die Hand reichend).
Du hast mir treu gedient und redlich, Ruy!

Rodrigo.
Das hab' ich, edler Herr, drum kränkt es mich,
Wenn Frevler Eure Gnade frech mißbrauchen.
An Euren eignen Busen wollt Ihr legen
Die schwarze Natter, die den gift'gen Stachel
Nach Eurem mitleidsvollen Herzen streckt.
Ha, schleudert sie von Euch, da es noch Zeit ist,
Vielleicht in wen'gen Stunden ist's zu spät!

Pedro.
Dich blendet ein verjährtes Vorurteil,
Das sich auch meiner Augen einst bemeistert,
Ich glaubte Blanka bös, weil ich sie haßte.
Mit grellen Farben meiner Phantasie
Hatt' ich ein grauses Schreckbild mir gemalt,
Das ich mit allem, was mir hassenswert
Und unerträglich schien, bekleidete.
Ich sah sie, und ich bitt' es ihr nun ab,
Daß ich so lange ihren Wert verkannte.
Ein schönes Weib, ein gutes Weib ist sie.

Rodrigo.
Sind Schönheit denn und Güte unauflöslich
Verbunden, müßt man Güte sowie Schönheit
Mit einem flücht'gen Blick?

Pedro.
In ihrem Blicke
Strahlt reiner Tugend sanfter Widerschein.
Das heitere unschuldige Gemüt,
Des schönen Herzens arglos offnes Walten:
Es spiegelt sich in ihren blauen Augen,
Wie Blumen in des Bachs Kristall sich zeigen.
Der Mensch kann wohl, nie die Natur, betrügen.

Rodrigo.
Wie aber, wenn im herrlichen Gefäß
Ein tötend Gift mit schwarzem Wallen brauste,
Wenn diese glänzend goldne Schuppenhaut
Den mörderischen Stachel nur verbürge?

Pedro.
Unmöglich kann der Gottheit Siegel lügen!

Rodrigo.
Es lügt! — Sie liebt den Ordensmeister Guzman! —

Pedro.
Nein, nimmermehr!

Rodrigo.
Mein Kopf bürgt für die Wahrheit!

Pedro.
Verräter, schweig!

Rodrigo.
Ihr wollt es, und ich schweige.
(Der König stützt sich mit den Händen auf den Tisch und stiert in die Erde.)

Maria.
Um Gottes willen, was hast du getan?!

Rodrigo.
Gegründet unser beider Glück auf ewig!

Maria.
Er zürnt.

Rodrigo.
Ganz recht.

Maria.
Er zürnet dir!

Rodrigo.

Er zürnt mir, um sich selber zu betrügen,
Der Trug entweicht, und sie trifft dann sein Grimm!

Pedro.

Die fromme Außenseite wäre Maske,
Nichts mehr, nichts weniger als bloße Maske?
Es ist unmöglich, sag' ich dir — du lügst!

Rodrigo.

Wenn ich die Ruhe meines gnäd'gen Königs
Damit erkaufen kann — nun wohl — ich log!

Pedro.

Rein ist sie, rein von jeglichem Verdacht!

Rodrigo.

So ist's, mein gnäd'ger Herr!

Pedro.

So spricht der Mund;
Doch dein Gesicht straft deine Worte Lügen!

Rodrigo.

Der Mund kann schweigen, nicht das Herz, mein König;
Doch glaubt nur immerhin, ich hab' gelogen!

Pedro.

Es ist auch lächerlich, die Königin
Mit dem nichtswürdigen Bastard zu paaren!
Nicht wahr, es ist undenkbar?

Rodrigo.

Ja, so ist es!

Pedro.

Wer schaffet dieses Echo mir vom Halse,
Das jedes Wort getreu mir wiedergibt.
Es ist unmöglich, sag' ich!

Rodrigo.

Recht, unmöglich!

Pedro.

Ich könnt' ihn hassen, diesen kalten Höfling!
(Wendet sich ab und geht der Türe zu.)

Maria.

Um Gottes willen, Bruder!

Rodrigo
(mit dem Finger auf dem Munde).

Stille, stille!

Pedro
(sich plötzlich umwendend).

Was gibt's, wer sprach hier von der Königin?

Rodrigo.

Wir schwiegen alle!

Pedro.

Ich weiß sehr wohl, daß
Ihr euch im stillen in die Ohren wispert,
Mit eurem Gift die Reine zu beflecken!
Doch will ich wissen, was ihr sprecht!

Rodrigo.

Nichts, gar nichts!

Pedro.

Ich bin es müde, deinem Schlangenwinden
Zu folgen. Sprechet, Kämm'rer, Ihr. — Blickt nicht
Den dort so fragend an. — Sprecht, ich befehl' es!
(Rodrigo winkt dem Haro unmerklich mit dem Kopfe.)

Haro.

Weil Ihr es denn gebietet, gnäd'ger Herr,
So sei es! — Don Padilla rief zurück ins
Gedächtnis uns den heut'gen Morgen!

Pedro.

Nun?

Haro.

Fedrikos und der Königin Benehmen
Schien ihm sehr seltsam.

Pedro

Blanka und Fedriko!
Ich will die Namen nicht zusammen hören!

Haro.

Die Königin erschreckte Euer Anblick,
Sie sank, und wie man sagt, nicht ohne Kunst,
Darnieder, in Don Guzmans offne Arme,
Der ihr mit dem Geschrei: Geliebte Blanka —

Pedro.

Geliebte Blanka — nein, so sprach er nicht?!

Haro.

So sprach er, Euer Hof mag's Euch bezeugen!

Pedro.

Geliebte Blanka? Ha, verdammt! — Geliebte?

Haro.

Rodrigo trat hinzu, die Königin
In ihr Gemach sorgsam zurückzuleiten,
Da faßte Guzman zornig an sein Schwert
Und riß es rasch zur Hälfte aus der Scheide.
Doch mit besänftigendem mildem Tone rief
Dem Wilden Blanka: Mein Fedriko! zu;
Da legten schnell sich seines Zornes Wellen,
Und ruhig führt er sie in ihr Gemach,
Das er vor einem Weilchen erst verließ.

Pedro.

Geliebte Blanka — mein Fedriko — Teufel!

Rodrigo.

Nun da durch dieses Schwätzers traur'gen Dienst
Euch das vermeinte Glück entrissen ist,
Nun heischt es meine Pflicht, der Zunge Band
Zu brechen, und das schreckliche Geheimnis,

Das ich so gern ins Grab mit mir genommen,
Dem Aug' des Tages weinend zu entfalten.
So wißt, mein edler Herr: Ihr seid verraten!
Von Eures Vaters Sohn, von Eurem Weibe
Seid Ihr mit teufelischer List verraten!

Pedro.

Von ihr, von ihr? — Unmöglich — Nein —

Rodrigo.

Sie haben
Mit Eurem Feinde Trastamara sich
Verbunden, Euch in seine Hand zu liefern;
Und ruhiger Genuß der strafbarn Liebe
Ist die Bedingnis dieses schwarzen Bundes.
Erst heute kam Alonzo Lara von
Dem Heere der Empörer abgesandt,
In Pilgertracht vermummt, zu Federikon!
Vollbracht ist der Verräterei Gewebe,
Und eh' die junge Sonne noch die Türme
Von Xeres küßt, liegt Ihr in Ketten!

Pedro.

Wer rettet mich, wer rettet seinen König!

Rodrigo.

Ich, wenn Ihr mir vertraut!

Pedro.

Mein einz'ger Freund,
Mein Engel, mein Erretter!

Maria.

Auch Marie
Wird nimmer den verlassen, der sie haßt.

Pedro.

Kannst du verzeihn? Maria, hassen, dich?
Nie hab' ich aufgehöret dich zu lieben!
Hab' ich gefehlt, — dein Herz ist sanft, Marie,
Du kennest keinen Groll — Verlaß mich nicht!
(Sinkt an ihre Brust, sie schiebt ihn mit Verachtung zurück.)

Maria.

Mir ekelt vor dem Anschaun dieses Mann-Weibs,
Wie er in Tränen schmilzt! — O pfui des
Knaben!

Pedro
(reicht Haro die Hand).

Auch du wirst deinen armen König nicht
Verlassen, guter Haro! —

Haro.

Treu, mein König,
Bis in den Tod!

Rodrigo.

Doch höret nun, Don Pedro!
Nicht ist zu Worten itzt und Klagen Zeit,
Des Muts, der Kraft bedarf es nun, der Tat,
Wenn wir mit Macht nicht in die Speichen fallen,
Zermalmet uns die ungeheure Last.

Pedro.

Was soll ich tun? Sprich, rede!

Rodrigo.

Folget mir,
Hier unterschreibet dieses Blatt.
(Ein Diener tritt ein.)

Diener.

Don Guzman wünschet Eure Majestät
Zu sprechen.

Pedro (erschrocken).

Guzman, der Verräter, er?
Rodrigo, geh hinaus und weis ihn ab.
Mein gutes Glück führt ihn in unsre Hände.
Ergreif ihn und laß ihn im Schauerturm
Ob dem Mißlingen seiner Pläne winseln.
Es prall' auf seine Brust der Pfeil zurück,
Den er nach unserm Herzen hat gerichtet.

Rodrigo.

Behüte Gott, das würde uns verderben!

Pedro.

Frei droht er mir den Tod, und auch gefangen,
Was soll ich wählen?

Rodrigo.

Mitten liegt das Gute.
Ihn liebt das Heer, das die geschminkte Tugend,
Mit der er vor dem Aug' des Pöbels prunkt,
Mit lautem Jubel bis zum Himmel hebt;
Es würde diesen Märtyrer des Rechts
Der Ketten Last mit blinder Wut entreißen.
Erst müssen wir das gräßliche Verbrechen
Dem Auge der getünchten Welt enthüllen;
Erst muß das Volk als Bösewicht ihn hassen,
Dem Namen fluchen, den es sonst gesegnet.
Dann mag der Strafe rächerischer Arm
Das schuld'ge Haupt zur Erde schleudern; doch
Dies Blatt hier harret Eurer Unterzeichnung.

Pedro.

Ich soll ihn also sprechen?

Rodrigo.

Nimmermehr!
Geht, Haro, meldet ihm, der König ruhe.
Doch Eurer Majestät gefalle, hier
Zu unterzeichnen.

Pedro.

Gib! — Was ist das? Ruh!
Ein Todesurteil?

Rodrigo.

Nur für alle Fälle.
Mehr um zu schrecken, als zu strafen. Es
Ereignet sich oft manches, was dem Aug'
Des Forschenden entging. Nur für den Notfall.

Pedro.

Auch Blanka?

Rodrigo.

Nur zum Scheine, wie gesagt.

Fünfter Auftritt.

Fedriko. Haro. Vorige.

Fedriko
(drängt sich durch Haro und einen Diener, die ihn aufhalten wollen, durch).

Zurück, laßt mich, ich muß den König sprechen.
(Zum König gewendet.)
Mein königlicher Herr, verzeiht, daß ich —

Rodrigo.

Ha, welche unerhörte Kühnheit —

Pedro (furchtsam).

Guzman —

Fedriko.

Ich weiß wohl, daß die Sitte es verbeut,
Was ich getan, doch die Notwendigkeit
Muß sich des äußern Prunkes oft entschlagen.

Rodrigo.

Die Ehrerbietung, die man seinem Herrn,
Selbst wenn Verderben kocht in tiefer Brust,
Im Äußern wenigstens bezeigen muß —

Fedriko.

Genug der Wort', ich kenn' Euch, Don Padilla!
Sah ich nicht, wie mir Eure Kreaturen
Den Weg zu meinem Könige verstellten?
Hier steh' ich, ein Kastilier und Grande
Des Reichs, wer wagt's, die Zunge mir zu fesseln,
Wenn ich Don Pedro sprechen will? Drum schweigt!
Nicht Euch, dem König sollen meine Worte —

Rodrigo.

Sprecht nicht mit ihm, mein gnäd'ger Herr. Man hat
Der Fälle manche, wo ein Bösewicht —

Pedro.

Ich muß doch sehn, wie weit die Frechheit geht.
Laß mich. Ich will ihn sprechen, sag' ich dir!
Was wollt Ihr, Ritter, was gibt Euch den Mut,
In Eures Herrn Gemächer einzudringen?

Fedriko.

Bewußtsein, Herr, und meine gute Sache!
Für mich nicht sprech' ich, nur die Königin —

Pedro.

Ha, er gesteht es selbst, der Schändliche!
Wie, für die Königin? —Erblaßten nicht
Die frevelhaften Lippen, die so frech
Der Gottheit und des Staats Gebote höhnen?

Fedriko.

Ist denn so sehr verkehrt der Dinge Wesen,
Daß Tugend Laster wird, Verbrechen Tugend,
Bloß weil es Euren Räten so behagt?
Kann Recht denn nichts mehr sein, als was den Stempel
Der Rechtlichkeit von Euren Händen trägt?
Verzeihet, gnäd'ger Herr, ich kann nicht schmeicheln,
Und kann nicht glauben, unsre edle Fürstin
Sei drum Verbrecherin, weil Ihr sie haßt!

Rodrigo.

Entsetzen lähmet meine Glieder —

Fedriko.

Schweigt!
(Er zieht ein Paket aus der Binde.)
Empfanget dieses Schreiben, gnäd'ger Herr,
Vom Herzog von Bourbon. Gomez, der heute
Aus Frankreich wiederkehrte, gab es mir.

Pedro
(erbricht es und liest flüchtig).

Ist's doch, als hätt' ich's schon gelesen.
(Wirft es verächtlich auf den Tisch.)
Die alte Klage.

Fedriko.

Ja, die alte, recht,
Die alte, oft schon wiederholte Klage,
Die der gebeugte Greis mit schwerem Herzen
So oft schon hat gebracht vor Euer Ohr.
Die alte Klage, die Kastilien
Mit heißen Tränen in der Ruhe Tagen
Zu seines Königs offnem Herzen sandte;
Die nun, verkehrt in rauhe Forderung,
Aus der Empörung grausem Flammenrachen
In das erschrockne Ohr Euch gräßlich schmettert.
Die Bitte, die einst treuergebne Herzen
Von Euch als Gnad' in Demut heischten,
Die Ihr, verführt durch Bösewichter Rat,
Den Flehenden mit Übermut versagtet;
Um deretwillen wankt Euer Thron,
Kastilien des Aufruhrs Glut verzehrt,
Die Tugend weint, das Laster triumphiert;
Um deretwillen Euch die Guten fluchen,
Euch Teufel nennen jene, die in Euch
Der Gottheit heil'ges Abbild einst verehrten,
— Um Blankas Freiheit bittet der Gekränkte!

Maria.

Ihr sprecht sehr warm für Eures Königs Feinde!

Fedriko.

Für seine Feinde? Hör es nicht, Gerechter,
Der du des Menschen Taten richtend wiegst!
Für seine Feinde? Und es ist sein Weib
Und seine Kinder sind es! — Seine Feinde!
Doch es ist wahr, was dieses Weib gesprochen!
Zu seinen Feinden hat er sie gemacht,
Die die Natur zu Freunden ihm gegeben,
Vor seinen Untertanen, seinem Weibe,
Vor seines Vaters Sohne muß er beben!
Von ihrem warmen Herzen hat er sich
Gerissen und an einer Fremden Brust,
Die seiner blut'gen Leiden heimlich spottet,
Hat er sein schmerzbeladnes Haupt gebettet;

Und wie ein Mörder, fliehend Gottes Luft,
Verbirgt in felsumstarrten Schlössern er
Sich und die Last der ungeheuren Schuld,
Die er sich selbst aufs matte Haupt geladen!
Verbannt hat er der Freunde heitre Reihe,
Die mit geschäft'ger, nimmermüder Hand
Für ihn der Freude Wonnebecher füllt;
Und wie ein unglückschwangrer Zauberer
Hat er um sich gezogen einen Kreis
Von schwarzen tückevollen Ungeheuern,
Vor deren Anblick die Natur erbebt,
Die Menschheit bleich und schaudernd sie verleugnet,
Und Teufel in dem Ebenbild der Gottheit
Ihr eignes Bild mit frohem Schreck erkennen.
Ein Kreis, an dessen gifterfülltem Rande
Das Laster wacht mit weitgestreckten Armen,
Die in den Staub getretne Tugend weint,
Die Unschuld zagend steht mit heißen Tränen,
Und mit dem Mund, der sonst nur Segen spricht,
Für ihn allein versuchet Fluch zu stammeln!

Pedro (halblaut).

Guzman!

Fedriko.

O schweigt, Herr, schweigt! Das Recht zu zürnen
Habt Ihr verwirkt. Als Ihr das Böse wähltet,
Gabt Ihr auch dieses hohe Recht dahin,
Mit Eurer Tugend habt Ihr es verloren.
Der Reine nur darf zürnen, wenn man ihn
Des Unrechts zeiht! Ihr dürft es nicht!
O König, König, Ihr seid ärmer als
Der Bettler, der vor Eurer Untertanen
Armsel'gen Hütte Brot erbettelt!
Er kann das heitre Aug' gen Himmel heben,
Mit hohem Mut hinauf zum Vater blicken:
Das könnt Ihr nicht! Und doch hängt selbst sein Leben
An einem leisen Winke Eurer Hand.
Hier ist die Scheide zwischen Sein und Scheinen.
Ha, dankt es diesen süßen Teufeln, die
Um diese Götterwonne Euch betrogen!

Rodrigo.

Zu weit geht dieses Frechen Übermut!

Maria.

Entfernet Euch aus Euers Königs Augen!

Fedriko.

Ja, hört, mein König, diese beiden sind es,
Die in den Schlund des Abgrunds Euch gestürzt,
Die Eures Volkes Herzen Euch entrissen,
Die edle Königin bei Euch verleumdet,
Mit Haß und düsterm Argwohn Euer Herz,
Das ihrem Schmeicheln sich ergab, erfüllet.
Für schnödes Gold, für ihres Dünkels Nahrung
Und ihres Hasses Stillung haben sie
Die Ruhe meines Königes verkauft;
Das Herz des Vaters gegen seine Kinder,
Des Gatten Seele gegen seine Gattin
Entflammt mit unnatürlich heißer Glut!
Sie leiteten Euch ab vom schönen Pfade,
Auf dem des großen Vaters Tritte glänzen,
An dessen Ziel mit Himmelslicht umflossen,
Des Ruhmes Sternentempel göttlich strahlt,
Auf dem Euch in des Unglücks Mittagsschwüle,
Der Segen eines hochbeglückten Volkes,
Die Tränen aller Guten Labekühlung
Und Mut zu neuen Taten zugeweht!

Pedro.

Schon von der Jugend haßte mich mein Volk!

Fedriko.

Es lebt kein Volk auf dieser weiten Erde,
Das seinen König in der Wiege haßte,
Und auch das Eurige hat Euch geliebt,
Als Ihr noch makellos und rein von Unrecht
Das Zepter nicht, das friedliche, zum Schwert,
Zum blut'gen Schwerte umgeschaffen hattet;
Als noch nicht diese Spinnen Euer Herz
Mit dem Gewebe ihrer List umsponnen,
Als diese lächelnde Hyäne nicht
Das Mark aus Eures Volkes Knochen saugte;
Als noch nicht meine Mutter war gefallen;
Als noch nicht in des Felsenkerkers Schoß
Die edle Fürstentochter wimmerte,
Die dieses gute Volk mit heißer Liebe
Verehrt, weil sie der Liebe würdig ist:
Da hob es bis zum Himmel Euch empor.
Auch itzt noch ist die Liebe nicht entschwunden.
O wollt nur! und schnell wird des Aufruhrs Stimme,
Die itzt das ganze Land durchschallt, verstummen!
Zu seiner Hütte kehrt zurück der Landmann,
Der Bürger in der Stadt verwaiste Mauern,
Der Ritter auf sein hohes Felsenschloß;
Die holde Eintracht senkt sich nun hernieder,
Und was der Krieg entzweit, vereint sie wieder!

Pedro.

Die Zeiten sind vorbei! — Es ist umsonst!

Fedriko.

O glaubet nicht, mein königlicher Herr,
Den Bösewichtern, die in der Verwirrung
Verächtlichen Gewinn zu finden hoffen,
Und Eures Zornes Flamme täglich nähren.
(Er faßt des Königs Hand.)
Laßt diese schöne Stunde so nicht fliehen,
In Eurer eignen Hand liegt Euer Glück.
(Der König lehnt sich kämpfend in einen Stuhl.)

Maria.

Gerechter Gott, der König! — Er ist unpaß!

Rodrigo.

Mein Gott, zu Hilfe, Kämmerer, zu Hilfe!
(Sie beschäftigen sich mit dem Könige.)

Pedro.

O laßt mich, mir ist wohl!

Maria.

Um Gottes willen!

Haro
(stürzt zur Türe hinaus).
Herbei! herbei!

Pedro.
Es ist nichts, sag' ich Euch!

Maria.
Nichts, sagt Ihr, nichts? O weh mir, ich vergehe!
Die Lippen werden bleich, die Augen dunkel!

Haro
(stürzt herein mit mehreren Hofleuten).
Zu Hilfe! Laßt Euch leiten, mein Gebieter!

Pedro
(im Abgehen zu Fedriko).
Ich warte Eurer heute abends, Guzman!

Fedriko
(verbeugt sich schmerzvoll, für sich)
Natur, Natur, sind die von deinen Kindern?
(König mit Haro und Hofleuten ab.)

Sechster Auftritt.

Fedriko. Rodrigo. Maria.

Maria.
Ihr scheinet sehr vergnügt, mein edler Herr?

Fedriko.
Fürwahr, ich bin es, wenn es mir gelungen,
Die Natter zu zerdrücken, deren Gift
Mein teures Vaterland verpestete.
Bald wird der Vorhang fallen und dein Tun
Dem Auge des getäuschten Herrn entlarven!
Und dann, Verfluchte, ist auch deine Stunde
Gekommen. Von der Brust der Buhlerin
Führ' ich den König in der Tugend Arme.

Maria.
So leichten Kaufes hoffest du zu siegen?
Blick her, verblendeter, hochmüt'ger Tor.
Besiege erst den Tod, eh' du es wagst,
Die Hand zum Streite gegen mich zu heben!
Blick her, das hat die Buhlerin getan!
(Sie reißt das Todesurteil vom Tische und hält es ihm vor.

Fedriko.
Gerechter Gott:
(Er reißt es ihr aus der Hand und blickt starr darauf.)

Rodrigo.
Unsinnige, was tust du?

Maria
(teuflisch lachend).
Wie, du erbleichst, du zitterst, Rächer, Retter!
Gibt die Erinnrung an die Herzensdame
Dir denn so wenig Mut? — Komm, Bruder, komm,
Wir wollen seine Phantasie nicht stören!
(Rodrigo rafft das Urteil, das Fedriko entfallen ist, auf, und geht mit ihr ab.)
(Fedriko richtet sich langsam auf, starrt rings um sich herum, und stürzt heftig ab.)

Vierter Aufzug.

Zimmer der Königin.

Erster Auftritt.

Blanka. Jaqueline.

Jaqueline.
Verbannet diesen kummervollen Blick,
Der sich verzagend in die Erde senkt,
Als wollt' er sich und seinen Schmerz vergraben
In ihren dunkeln Schoß. Erhebt das Auge,
Und schließt es auf dem freundlich klaren Licht,
Zum hohen Himmel hebet es empor:
Von oben her naht Trost und Hilfe sich,
Da unten hauft nur Kummer und Verzweiflung.

Blanka.
Ein einz'ger Tröster nur ist mir geblieben,
Ihn sucht mein in den Grund gesenkter Blick!

Jaqueline.
O, gebt nicht Raum den schwärmerischen Bildern,
Die, Kinder einer warmen Phantasie,
Euch vor der ahndungsschweren Seele gaukeln!
Hat man auch grausam alles Euch entrissen,
Was das Geschick und eigne Wahl Euch gaben:
So laßt doch nicht die Hoffnung Euch entfliehn,
Die Euch durch manche dornenvolle Bahn,
Durch Eures Unglücks mitternächtlich Dunkel
Mit sanftem Strahlenscheine hat geleitet!
O, laßt die Zauberin nicht von Euch scheiden,
Die auch den Mörder auf dem Hochgerichte,
Den Waller auf des Todes Pfad nicht flieht;
Die, jenseits selbst der schwarzen Höllenflüsse,
Mit ihrer Segenspalme freundlich winkt!

Blanka.
Wenn zagend selbst der kühnste Wunsch verstummt,
Dann flieht auch sie, dann muß sie fliehn.

Jaqueline.
Was ist's, was Euern Wunsch verstummen heißt?

Blanka.
O, all mein banges Sehnen, all mein Hoffen
Drängt sich auf einen einz'gen Punkt zusammen!

Nur einen Weg der Rettung seh' ich offen,
Und diesen einzigen muß ich verdammen!
Die Macht, die einmal schon mein Herz getroffen,
Läßt noch einmal des Zornes Fackel flammen;
Ein mächtiges Gefühl wird in mir rege,
Und schleudert mich zurück vom Rettungswege.

Es füllt das Herz unnennbares Verlangen,
Das scheu den Schein des klaren Lichtes flieht,
An einem Zauberbilde will es hangen,
Das meiner Brust geheimnisreich entblüht,
An dem der Hoffnung Zauberfarben prangen,
Der Widerschein verflossner Tage glüht!
Ich drücke jeden kleinen Wunsch darnieder,
Und doch kehrt immer das Gebilde wieder!

Es lockt mich, den Zauberkelch zu trinken,
Um den der Hoffnung goldne Sonnen scheinen;
Ich seh' nach meinem Frankreich hin es winken,
Und Sehnsucht überfällt mich nach den Meinen.
Dann drängt's mich, an den Busen ihm zu sinken,
Mein Sein mit seinem Wesen zu vereinen;
Und doch vermag ich's nicht mir zu verhehlen,
Daß es Verbrechen sei, mein Glück zu wählen!

Jaqueline.

Ich weiß, was Euch das weiche Herz zerfleischt,
Ich kenne dieses schreckensvolle Schwanken,
Wenn eine Stimme aus der tiefen Brust
Des Herzens Worte uns zu hören wehrt!
Doch laßt den Mut nicht sinken, teure Fürstin,
Der Euch bisher in Eures Schicksals Wogen
Emporhielt und vor Sinken Euch bewahrt;
Laßt nicht durch leere Wahngebilde, die
Ein allzu zart Gewissen ausgebrütet,
Den Pfad zu Eurem Glücke Euch versperren,
Entzieht Euch nicht durch Eure bangen Zweifel
Den letzten Strahl des segenreichen Lichts,
Der in des Unglücks fürchterlicher Nacht
Mit sanftem Glanze Euch entgegenstrahlt!

Blanka.

Das Herz fliegt deinen Worten froh entgegen,
Ich lausche freudig deiner süßen Rede,
Der in der Brust die gleichgestimmten Saiten
In reinem Einklang freundlich widertönen —
Und dennoch ruft's in meiner bangen Seele,
Dein Rat sei nicht so gut als angenehm.

Jaqueline.

O, wer kann Euch des Unrechts zeihen, wenn Ihr
Die Hand, die er Euch helfend reichet, faßt?

Blanka.

Wer? Jaqueline, o ich selbst! ich selbst!
Ich hab' ihn einst geliebt, an seiner Seite
Kann ich den Kerker nimmermehr verlassen!

Jaqueline.

Wollt Ihr denn Eurem Henker preis Euch geben,
Wollt Ihr des alten Vaters bange Hoffnung
Und Euer eignes Wohl mit einem Schlage
Zertrümmern? Nicht in Eurer Willkür steht es,
Ob Ihr Don Guzmans dargebotne Hand,
Die Euch der frohen Rettung Pforte aufschließt,
Wollt fassen. Nein, Ihr dürft nicht zweifelnd wählen,
Da nun das Schicksal winkt! Es heischt die Pflicht,
Die strenge, von Euch, was das Herz verweigert!

Blanka.

Fürwahr, du machst mich lächeln, gutes Mädchen!
Du tadelst mich, daß ich Don Guzmans Antrag
Verworfen, eh' er mir ihn noch getan,
Eh' du noch weißt, ob in des Braven Herzen,
Das seinem König Treue stets bewahrt,
Der Keim sich deiner Hoffnung hat entfaltet.

Jaqueline.

Liebt er Euch nicht?

Blanka.

Er liebt sein Vaterland!

Jaqueline.

Des Zornes Hauch verlöscht das Bild der Pflicht —

Blanka.

Der Überlegung Hand erneut es wieder!

Jaqueline.

Habt Ihr denn schon vergessen, was er sagte?

Blanka.

Nein, ich vergaß es nicht, doch er vielleicht.

Jaqueline.

Kann man im Sturm der Leidenschaften täuschen?

Blanka.

Wohl andre nicht, sich selbst nur gar zu oft.

Jaqueline.

Wie andre um des Glückes Lächeln buhlen,
So strebet Ihr, es von Euch zu entfernen.
Nun, da Euch eines schönen, bessern Schicksals
Purpurne Morgenröte freundlich lächelt,
Und schon sich hebend aus beglückten Fernen
Euch eine neue Sonne froh verkündet;
Da Ihr nur wollen dürft, um frei zu sein,
Verschließt Ihr Euer Aug' dem goldnen Lichte,
Hangt Ihr mit scheuem Fuß an Eurem Kerker.
Wie? eben darum, weil an seiner Hand
Ihr diesen Ort am liebsten fliehen möchtet,
Soll Euch verwehrt sein, seinem Wink zu folgen?
Nennt mir die Pflicht, die Ihr verletzt, wenn Ihr
Die Freiheit aus Don Guzmans Händen nehmt!

Blanka.

O meine Jaqueline, glaube mir,
In jedes Weibes reinem Busen lebt

Ein zartes, leisewaltendes Gefühl,
Der Worte, der Gedanken strenger Richter,
Des Mädchens und des Weibes höchster Stolz,
Der auf des Lebens spiegelglatter Bahn
Uns führt, wie auf des Meeres dunkeln Wogen
Der wohlbekannte Stern den Schiffer leitet.
Ihn kann uns keine Macht der Erde rauben;
Doch hast du selber ihn von dir gewiesen:
Dann gibt kein Gott dir den Entwichnen wieder.
Stets hab' ich seinen Warnernf gehört,
Und nun auch flüstert er mir leise zu,
Verbrechen sei es, deinem Rat zu folgen.
Ich habe Pedron Treue zugeschworen,
Wenn auch gezwungen, doch ich hab' geschworen!
Das inhaltsschwere Wort, es riß mich los
Von allem dem, was mir einst teuer war,
Und bannte mich an meines Gatten Seite.
Des Priesters Segen, gleich des Magen Spruch,
Schafft eine neue, fremde Welt um uns,
Nicht Schwester, nicht Geliebte dürfen wir
Noch sein, wenn seine Macht uns hat gebunden,
Nur Gattin. Nicht dem Bruder, nicht dem holden
Gespielen unsrer frohen Jugendzeit
Darf unser Busen liebevoll sich öffnen;
Nicht fremde Liebe darf im Herzen wohnen,
In ihm darf nur des Gatten Bildnis thronen.
Wie jener Arme, den der Wogen Wut
In fremden weitentfernten Meeren an
Des unbekannten Landes Klippen warf,
Ach, so betritt das Weib den fremden Boden.
Es tönen, wie der Wellen leises Murmeln,
Bekannte Stimmen aus der süßen Heimat,
Der schwer verlassenen, uns heimlich zu,
Die zu dem bangen Herzen lieblich sprechen;
Es wachen in der angsterfüllten Seele
Vergangnen Glückes himmlisch schöne Bilder,
Und weinend sieht die traur'ge Pilgerin
Schuldloser Freuden scheidend Abendrot
Ins nimmerstille Meer der Zeit zerrinnen!
Da steht sie an der meerumtobten Küste
Und richtet nach dem wohlbekannten Strande
Den tränenschweren Blick und seufzt und seufzt
Und wirft sich duldend in des Schicksals Arme.
O, wohl der Armen, wenn auf wirtbar'n Boden
Des blinden Schicksals Arm sie hat geworfen,
Wo milde Lüfte und ein heitrer Himmel
Den Gram aus ihrem kranken Herzen löschen,
Wo junge Blumen aus dem weichen Boden
Der Trauernden entgegensprießen, wo
Sie ein Gefährte liebevoll und sanft
An seinen treuen Busen schließt! Wohl ihr,
Der dieses neidenswerte Los gefallen!
Wohl ihr, sie fühlt des Himmels Seligkeit,
Sie schlürft der Gottheit Wonne aus dem Becher
Der glücklichen, der mitgefühlten Liebe!
Sie kehrt der Heimat froh den Rücken zu
Und in dem engen oder weiten Kreise,
In dem sie nicht die Pflicht, nein, Liebe hält,
Wirkt sie mit nimmer ruhendem Bestreben,
Wirkt für des Gatten Glück. Denn sieht sie nicht
In seinem Glücke ihre Seligkeit?
Doch jene, die in nackter Felsen Schoß —
O Vater, Vater! laß mich nicht verzweifeln!

Jaqueline.

Ihr unterbrecht Euch selbst, sprecht weiter, Fürstin!
Welch Los wird der Unglücklichen zuteil?

Blanka.

Unglücklich, ja das ist sie, ja das ist sie! —
Doch ewig währet nicht ihr hartes Leiden;
Früh oder spät langt an dem Felsenufer
Ein rettend Fahrzeug an, das die Gekränkte
In seinem sichern Schoße hilfreich birgt,
Und sie hinüberführt nach jenem Ufer,
Um das der Ewigkeit Geheimnis graut,
In dem der Endlichkeit Gebild zerrinnet,
Das Kleid der Erde von der müden Schulter
Des armen Wallers fällt — ins schöne Land,
Wo die Gedrückten froh den Nacken heben,
Wo an der ew'gen Liebe sanfter Brust
Der Unschuld Tränen trocknen, wo kein Wahn
Das weiche Herz in eh'rne Bande schmiedet,
Wo kein Tyrann die blut'ge Geißel schwingt,
Wo dieser Erde Vorurteile schwinden,
Und sich getrennte Herzen wiederfinden!

Jaqueline.

O, wie betrügt Ihr Euer eignes Herz!
Nach Liebe dürstet es, nach warmer Liebe,
Und Ihr wollt seinen Drang mit Worten stillen?
Ihr hebet Eure Träume auf den Thron
Der Tugend und glaubt in dem fremden Wesen,
Das seine Klauen in das Herz Euch schlägt,
Die Pflicht, die martervolle, zu verehren!
Nicht Gott ist's, der die Last Euch auferlegt,
Nein, Eure Phantasie wird Euer Henker!
Ihr habt des Busens Wunsch ihm aufgeopfert,
An seinem Altar Euer eignes Herz
Den Bissen der Verzweiflung preisgegeben;
O, mehr kann er nicht wollen; er ist gnädig!

Blanka.

Er fordert Tugend, denn er ist gerecht.

Jaqueline.

Und Tugend ist Euch eines mit Entsagen?

Blanka.

Wo ist der, der die schwanke Linie
Gezogen zwischen Wahn und Wahrheit? O,
Laß mir den Wahn, für meine Pflicht zu leiden,
Es ist für meines Herzens Wunden Balsam!
Wo das Gebiet des kalten Wissens endet,
Beginnt des Glaubens freundlich helles Reich,
In dem ein immer neuer Frühling strahlt,
Der selbst den Sarg mit Immergrün bemalt.
Wen kalt und rauh das erste ausgestoßen,
Dem ist des andern Eden aufgeschlossen!
Drum will ich nimmer weichen von der Bahn,
Auf der ein innrer Drang mich fortzieht.
Mein Trost sei der Gedanke, ich bin sterblich!

Zweiter Auftritt.

Fedriko de Guzman. Vorige.

Fedriko
(heftig hereinstürzend).

Hier endlich find' ich sie!

Blanka.

Don Guzman, wie?
Ich staune, Euch zu sehn, fürwahr, ich hätte
Euch nicht vermutet. Zwar ich bin gefangen!

Fedriko.

O Blanka, zürnet nicht, ich muß Euch sprechen,
Ein schreckliches Geheimnis faßt die Brust;
Und gleich dem Gift, das sein Gefäß zersprengt,
Nagt es an meines Busens starken Festen.
Laßt diese sich entfernen, und ich spreche!
(Jaqueline verbeugt sich und will gehen.)

Blanka.

Ha, Jaqueline, bleib um Gottes willen!
Es heben sich des Herzens dunkle Bilder,
Ich kann allein nicht mit ihm sein. O bleib!

Jaqueline.

Geheimnisvolles will er Euch verkünden,
Erlaubet, daß ich gehe —

Blanka.

Nein, nein, nimmer!
Siehst du das bleiche, wildverzerrte Antlitz,
Das starre Aug', der plauderhafte Zeuge
Geheimer Schuld? Wie er die leere Luft
Mit starken Händen faßt und grimmig preßt!
O Mädchen, bleib!

Fedriko
(wie aus einer Betäubung sich erholend, zu Blanken).

Der König hat —
(Er erblickt plötzlich Jaquelinen.)
Wie? du
Noch hier? Fort, fort, wenn dir dein Leben
lieb ist!
Den Augenblick —

Blanka.

Sprecht immerhin, Herr Ritter,
In dieses Mädchens Gegenwart, sie ist
In meiner Brust Geheimnis eingeweiht.

Fedriko.

Das Laster hat die Larve weggeworfen
Und seine mächt'gen Arme ausgestreckt
Nach Euch —

Blanka.

Halt ein, ich will nicht weiter hören!

Fedriko.

Was tut Ihr? Blanka! Ihr wollt Euer Unglück!
Der wütende Tyrann —

Blanka.

Es ziemt Euch nicht,
Von Eurem Könige, von meinem Gatten
Mit schnöden Worten Böses mir zu melden.
Ein längst entschwundenes Verhältnis macht
Euch kühn, in diesem Ton mit mir zu sprechen,
Den Euch zu führen, mir zu hören, nicht
Geziemt. Don Pedro ist mein Gatte; wenn
Er zürnt, ist leidend dulden meine Pflicht.
Was er auch immer über mich beschließt,
Ich bin bereit, willig zu gehorchen.
Ich war ein Kind, das sich von seinem Herzen
Zu oft nur gängeln ließ. Das — das ist nun
(stockend)
Vorüber —
(fester)
Ja, es muß vorüber sein;
Die zarten Fäden, die an vor'ge Tage
Mein Herz geknüpft, ich habe sie zerrissen —
(mildernd)
Die Pflicht — lebt wohl, Herr Ritter!
(Eilt schnell der Türe zu.)

Fedriko
(der unbeweglich gestanden und sie starr angesehen, macht eine heftige Bewegung).

Blanka
(bleibt an der Türe stehen, zu sich halb leise).

Muß ich nicht?

Fedriko.

Ha, nun auch sie! Wie, und ich lebe noch?

Blanka
(betrachtet Fedrikon, dann nähert sie sich ihm langsam).

Wir sind getrennt! — Doch schwört mir, nie den
Tod
Zu suchen! — Nie, — hört Ihr? — den Tod zu
suchen!

Fedriko
(wendet sich schmerzhaft ab und legt die Hand auf die Augen).

Blanka
(mit Tränen, faßt seine Hand).

Fedriko! Nie den Tod zu suchen!

Fedriko
(breitet die Arme nach ihr aus).

Blanka!

Blanka
(wankt plötzlich).

Lebt wohl!

Fedriko.

Um Gottes willen, Blanka, bleib!
Du mußt die schreckensvolle Nachricht hören!
Mit scharfen Dolchen martert es mein Herz,
Und läßt mich nimmer ruhn, bis ich es dir
Enthüllet, dich gewarnt vor der Gefahr,
Die vor dem starren Blick sich mir entfaltet —
Der König hat —

Blanka.

Wenn ich noch bleiben soll,
So nennet nimmer seinen Namen mir,
Denn ich begehre nicht zu wissen, was
Der König meinem Blick verbergen will.

Fedriko.

Nun denn, ich schweig'. Doch entfernt Euch nicht,
Noch hab' ich Wichtiges Euch zu entdecken.
O schüttelt nicht das Haupt, verschmähet nicht
Der wicht'gen Rede inhaltsschweren Sinn;
Bewahrt in tiefer Brust das schnelle Wort,
Es kann Euch vor Verzweiflung einst bewahren!

Blanka.

Gerechter Himmel! was werd' ich nun hören!

Fedriko.

O Blanka, ich beschwöre Euch, verliert
Kein Wort von dem, was ich Euch sagen werde!
Im Rittersaal, in eines düstern Winkels
Verborgner Beugung steht Pelayos Bild,
Dem eichenen Gebälke eingefügt.
Man achtet seiner nicht, nur ich allein
Weiß, was die moderichte Hülle birgt —
Um Gottes willen, laßt an Eurem Ohr
Mein Wort nicht unbemerkt vorübergleiten!

Blanka.

Ich höre —

Fedriko.

Dieses Bild verbirgt dem Auge
Des Unbelehrten eine enge Tür,
Die schmal und schüchtern in die Wand sich öffnet.
Sie führt in einen dunklen Schlangengang,
Der in des Felsen ausgehöhlten Bauch
Mit tausend Krümmungen verborgen kriecht,
Und nahe bei Sevilla erst dem Licht
Die düstern Eingeweide scheu enthüllet.
Wer in des Unglücks Drang den Weg erwählt,
Der ist entzogen seiner Feinde Wut,
Und in dem Schoß der Sicherheit geborgen.

Blanka (für sich).

Der Gute!

Fedriko.

Wie, Ihr redet nicht?

Blanka.

Ich höre —

Fedriko.

Als Kommandant —

(Er bricht plötzlich ab und sieht sich rasch um: dann läßt er den Kopf sinken, faltet die Hände und starrt den Boden an; dann rafft er sich plötzlich auf; leise:)

Als Kommandant der Festung sind
Die Schlüssel mir vertraut —

Blanka.

Im Busen kämpft
Des Herzens Regung gegen seine Treue.

Fedriko.

Hier, dieser Schlüssel öffnet jene Türe;
Wer mir ihn heimlich raubt, der ist gerettet!

(Zu Jaquelinen heftig.)

Hörst du, der ist gerettet, ist gerettet!

(Er legt den Schlüssel auf den Tisch, nimmt Blanken bei der Hand und führt sie rasch auf die entgegengesetzte Seite und wendet das Gesicht vom Tische ab.)

Fedriko.

Komm hierher, Blanka, hierher! — So — so — recht! —

(Er schweigt verlegen.)

Blanka.

Was wollt Ihr, Ritter?

Fedriko.

Man hat — man ist sehr
Bestürzt — der König nämlich — Boten melden,
Daß Heinrich Trastamaras siegreich Lager
Schon auf Sevillas nahen Fluren trotze.
Dort seid Ihr — dort ist der Gekränkte sicher!
— So — nun lebt wohl — Geschäfte rufen mich!

(Er nähert sich dem Tische. Als er sieht, daß Jaqueline den Schlüssel nicht weggenommen, wendet er sich rasch ab und eilt der Türe zu.)

Jaqueline.

Welch Glück! seht hier den Schlüssel!

Blanka (nimmt ihn).

Guter Gott!
Ein Tropfen Freude in den Kelch der Leiden.

(Sie drückt den Schlüssel an den Mund; sich umwendend.)

Fedriko!

(Fedriko bleibt an der Türe stehen.)

Blanka.

Ich hab' Euch verstanden, und —

(innig)

Ich dank' Euch!

(Sie drückt ihm den Schlüssel in die Hand und eilt ab.)

Fedriko

(mit emporgehobenen Armen).

Blanka! meine, meine Blanka!

Dritter Auftritt.

Fedriko de Guzman.

Sie geht! — Ihr nach! — Ich muß die Reine retten!

(Er eilt schnell der Türe zu. Bei der raschen Bewegung schiebt sich sein Schwert aus dem Haken; es fällt.)

Was ist das? — Wie, mein Schwert? — In dieser Stunde?
Du, das in manche blut'ge Schlacht mir folgte,
Verläßest mich in diesem Augenblick!
In diesem, diesem Augenblick? — — Doch fort
Mit diesen kindisch lächerlichen Bildern!
Zu rechter Zeit zeigst du dich meinem Blick
Mit lauter Stimme ruft dein stummes Eisen
Das weiche Herz, was tun ich soll und muß.

(Er nähert sich von neuem der Türe, sein Schritt ist anfangs heftig, allmählich wird er langsamer; endlich bleibt er stehen.)

Und doch!

(Die Hände auf die Brust gepreßt.)

Wer schweigt mir dieses Toren Stimme?
Ist's Geisterlispeln aus entfernten Sternen,
Was meine wildempörte Brust durchschaudert?
Ist's meines eignen Ich verworrne Mahnung
Was gleich Gespenstern vor der Stirn mir gaukelt
Und mir das Herz mit starken Händen preßt? —
Pfui, Guzman! Ordensmeister, schäme dich!
Der Mann, den Pedros Grimm nicht kann erschüttern,
Soll vor des Zufalls Weiberlaunen beben?
Das Schwert entfiel mir, weil ein Haken brach,
Weil sich die Riemen lösten! Was weiß ich!
Soll mir darum mit ihm der Mut entfallen?

(Er geht tiefsinnig auf und nieder.)

Pfui, schäme dich! — Als mir's mein Vater gab,
Da dacht' er nicht, daß es einst seinen Sohn
In einer wicht'gen Stund' entmannen würde!
Sei mutig, sprach er, und — dem König — treu!

(Er wendet sich schnell um.)

Wer wagt es? Wer hat hier gesprochen? Ha?
Ich bin allein!

(Er sieht sich rings um und erblickt König Alfonsos Bild, das im Vordergrunde an der Mauer hängt.)

Nein, Vater! Du bist bei mir,
Dein Schatten schwebt um meine bange Seele!
Sprich du, was soll ich tun? Dein Sohn verzweifelt;
O steig hernieder aus den lichten Höhen!
Mann mit dem weichen, sanften Herzen, komm
Und rette deinen Sohn! Zwei Wege dehnen
Sich vor dem starren Auge aus. Den einen
Belegt die Welt mit tausendfachem Fluch,
Und vor dem andern bebt mein Herz zurück.
Gebrochne Treu' in Furiengestalt
Droht mit der Schlangengeißel auf dem einen,
Auf dem der Lieb' und Freuden Rosen blühen.
Der andre zeigt in einer lichten Ferne
Des Ruhmes hohe, goldumflochtne Stirne.
Doch der Geliebten Blut, gleich Höllenflammen
Verbeut dem scheuen Fuß den grausen Tritt.
Zu einer Hölle scheinet jeder hinzuführen,
Und doch zeigt jeder eine Seligkeit.
Des Menschen Geist versiegt an dieser Stelle! —

Dein hohes Auge blicket starr nach mir,
So wie am Schreckenstage deines Scheidens,
Am Tage, als du Treue mir gelobtest!
Sei mutig, tugendhaft und treu, so sprachst du.
O, leicht gesprochen, gut gesagt! Doch eher
Wird sich dem flücht'gen Naß die Glut vermählen,
Eh' Treu' und Tugend hier sich einend finden!
Befolg' ich des Geheißes erste Hälfte,
Muß ungehorsam ich die zweite schänden;
Und treuer kann ich deinem Geist nicht sein
Als da ich untreu deinen Worten werde.
O Vater! — wüßtest du, wie der Erzeugte
Des Königs deinen armen Sohn gequält!
Mit Tigergrimme haben sie mein Herz,
Das still und ruhig duldende, zerrissen;
In meines Busens heiligste Gefühle
Hat der Tyrann mit frecher Hand gegriffen,
Durch sein Betasten hat er sie entweiht.
Wo eine Blume nur aus kargem Boden,
Ein niedres Veilchen mir entgegensproßte,
Dahin trat er sogleich mit schwerem Fuß
Und stampft' mit Hohn darnieder, was ich liebte.
Ans Kreuz von Compostela hat er mich
Geschlagen, meinen bittern Schmerz verhöhnt!
Des Hasses herben Becher mir gereicht,
Als heiß mein Mund nach Labung dürstete;
Der Hölle hat er Martern abgestohlen,
Um mich mit Teufelslust zu peinigen!

Ich bin ein Mensch! Ein Engel müßt' ich sein,
Um, was er tat, ihm zu vergessen; oder
Ein Teufel, um genügend mich zu rächen!
Die Sprache bebt zurück, sie wagt es nicht,
Des Ungeheuers Seele zu entfalten;
Sie weigert mir den Dienst, wenn ich's versuche,
Die Leiden meiner Seele schwach zu schildern!
O Vater! sei gerecht! Laß deinen Sohn
Nicht untergehn im Meere der Verzweiflung!

(Er wirft sich vor dem Bilde nieder.)

Errette mich aus diesen Zweifeln, oder
Nimm mich hinauf zu dir! — zu dir! — zu dir!

(Er legt das Gesicht, mit beiden Händen verdeckt, auf das Knie und bleibt unbeweglich liegen. — Lange, düstre Pause.)

Vierter Auftritt.

Luis de Haro. Voriger.

Haro

(schleicht langsam und leise zur Türe herein).

Wie? niemand hier? Doch — doch! — Wer ist der dort
Vor des verstorbnen Königs Bild zur Erde
Gegossen? — Ha! — Wie, Fedriko Guzman —
Was will der hier? Doch ich will mich entfernen,
Dem Manne ist's gefährlich zu begegnen!

(Er schleicht, die Augen auf Fedriko, der unbeweglich liegt, gewendet, der Türe zu, im Zurückweichen stößt er an einen Stuhl; Fedriko fährt rasch empor.)

Fedriko.

Wer nahet sich? Wie, Haro?

(Haro will entfliehen, Fedriko ergreift ihn schnell.)

Halt, Verräter!
Was wolltest du in diesem Saal? Gesteh!

Haro (stotternd).

Nichts, Herr!

Fedriko.

Gesteh! Ein bös Gewissen hat
Sein Brandmal deiner Stirne aufgedrückt,
Sein Bleigewicht liegt auf den Augenlidern,
Und zwingt die Erde schmachvoll dich zu schau'n.
Bekenne, sag' ich dir! Was wolltest du
Hier im Gemach der Königin?

Haro.

Verzeiht!
Ich suchte —

Fedriko.

Wer hat dich gedungen? Sprich!
Der König — Nicht? — Der König? — Teufel! sprich!
Er gab dir Gold? — Sprich, ich erwürge dich!

Haro.

Um Gottes willen!

Fedriko.

Wie, du leugnest, Schurke?
Mit blut'ger Flammenschrift hat die Natur
Auf deinem Antlitz „Mörder" dich gescholten,
Und du willst, daß ich deiner falschen Zunge
Mehr traue, als der guten Mutter Warnung? —
Der König gab dir Gold! nicht wahr! — Sprich, Schurke!

(Bittend.)

Luis, ich bitte dich, gesteh! — Bekenne!
Er gab dir Gold, die Königin zu morden,
Vielleicht auch mich? — Nicht wahr, Luis! — auch mich?
Ja, ja, ich kenne des Verruchten Wüten,
Ein Leben ist zu wenig seiner Mordlust!
Und Treue ihm, der Gott die Treue brach?
Der der Natur geheiligt Band zerriß?
Fluch ihm, den der Gerechte hat verflucht,
Der Kains ersten Brudermord verdammt!

Haro.

Ihr irret fürchterlich, der König hat mich nicht
Gedungen, um zu schn —

Fedriko.

Du lügst, Verräter!
Als im Gebet vor meines Vaters Bild
Auf Fittichen der Andacht meine Seele
Zu jenen lichten Regionen schwebte,
Da schauderte mir durch die bange Brust
Verborgener Gefahr geheime Ahndung;
Ich fuhr empor — da standst du hinter mir,
Auf schwarzen Racheplan verderblich sinnend. —

Haro (für sich).

Wer rettet mich aus dieser Höllenqual?

(Laut.)

Verzeiht, daß ich mich nun entferne, man
Erwartet mich im Vorgemach des Königs. —

Fedriko.

Nicht von der Stelle! Eh' magst aus dem Rachen
Der Hölle du die schwarze Seele reißen,
Eh' du vor dem Geständnis mir entfliehst!
Ihr habt des Abgrunds schwarze Schreckenskünste
Gebraucht, um dieses weiche Herz zu härten,
Vertraut habt ihr's gemacht mit eurem Anblick,
Und es vermag nun Schreckliches zu schaun
Und Schreckliches zu tun! Der Lohn sei euer!
Kalt, mit Hyänenwut will ich dich martern,
An deiner bangen Seele will ich reißen,
Daß sich die Menschlichkeit errötend berge,
Und Teufel schaudernd rufen: Halt, genug!
Bis dir im blut'gen Todeskampf der Menschheit
Verräterisch ein einzig Wort entschlüpft!
Bekenne, sag' ich dir! — Nimm all mein Gold,
Nimm alles! — was du willst! — doch nur bekenne!
Nimm meine Hoffnung auf die Seligkeit,
Hab' ich doch einen Himmel noch voraus
Vor dir!

Haro.

Rodrigo de Padilla sucht' ich,
Drum kam ich.

Fedriko.

Schweige, giftiger Verräter!
Der Geist der Lüge gleißt auf deiner Zunge
Und decket mit betrügerischem Mantel
Den blut'gen Mord in deines Herzens Abgrund!
Doch ich will diesen Schleier rasch zerreißen,
Und vor des Lichtes alldurchblickend Aug'
Den gifterfüllten Sohn der Hölle schleudern.
Bekenne! eh' mein Degen dein Geständnis
Zugleich mit deinem Leben dir entreißt!

(Er zieht das Schwert.)

Haro.

Um Gottes willen, Hilfe! — Gnade! Schonung!
Ich weiß von nichts, bin schuldlos! habt Erbarmen!

Fedriko.

Wozu dies Schwert an deiner schwachen Hüfte,
Wozu an deiner Seite dieser Dolch?
Ha! hab' ich dich ertappt? — Bekenne, Mörder!
Kannst du noch leugnen? — Sieh, die feige Blässe,
Geheimer Schuld verrät'rischer Gefährte,
Bemalt die Wange dir mit Geisterfarbe,
Bleicht deiner frechen Lippen schwellend Rot,
Dein Mund verstummt, die schwanke Rechte zittert,
Dein ganzes Wesen schreit: Ich bin ein Schurke!

Haro.

Nur Furcht und Schrecken, nicht der Schuld Bewußtsein!

Fedriko.

Und dieser Dolch?

Haro.

Wie jeder Spanier,
Wie Ihr ihn selber tragt, trag' ich ihn auch!
Er ist des Hofmanns Zierde, nimmer Waffe!

Fedriko.

Umsonst verbirgst du unter schlauen Lügen
Dein schuldig Herz, bekenne oder zittre!

(Er geht mit dem Schwerte auf ihn los.)

Haro.

Er ist von Sinnen! Himmel! Hilfe! Hilfe!

Fünfter Auftritt.

Blanka. Vorige.

Blanka.

Wer wagt's, durch sein Geschrei die Stille — wie?
Don Guzman, Ihr?

Fedriko.

Verzeiht!
(Leise.)
Ihr seid verloren,
Wenn Ihr nicht eilig meinem Rate folgt!
(Haro hat die Gelegenheit benützt und sich fortgeschlichen.)
Seht, dieser Bösewicht!
(Er wendet sich um, den Kämmerer mit den Augen suchend.)

Blanka.

Er ist entflohn,
Benützend Eures Eifers hast'ge Wallung.

Fedriko.

Bei Gott! er soll mir nicht entkommen!

Blanka.

Laßt ihn!
Glaubt! man belauert jeden Eurer Tritte,
Und seltsam murmelt schon das müß'ge Hofvolk
Von Eurem Tun!

Fedriko.

Ihr wißt nicht, was der Bube,
Verborgen schleichend, Böses hat gesponnen!
Des schwarzen Hasses Brut gedeihet schnell
Durch Eurer Feinde tück'sche Sorglichkeit;
Die Schlangenzucht hebt schon die schwachen Häupter,
Von schwarzem Gift geschwollen, frech empor,
Und bald wird ein gefräßig Ungetüm
Die Eisenkrallen Euch entgegenstrecken.
Laßt mich den Wurm mit starkem Fuß zertreten,
Da er noch schwach sich um die Sohle windet;
Vielleicht nur kurze Zeit, und er gedeiht
Zum grausen Scheusal fürchterlich empor
Und lohnt uns die unzeitig schwache Schonung
Mit seines Flammenrachen Mörderbissen.

Blanka.

Der warmen Phantasie geschäftig Walten
Läßt Euch in jedem Wurm den Drachen schaun,
Ihr seht nur mit den Augen Eurer Sorge;
Und wie dem Kranken alles Weiß sich gelbt,
So kleidet alles sich in Eures Unmuts
Gehäss'ge Farbe, wandelt sich in Schwarz,
Sobald mißtrauisch Euer Aug' es trifft.
O, laßt den Glauben uns auf Menschheit fest
Bewahren, diesen Strahl des Göttlichen!
Er hat mir manchen Kummer schon versüßt,
Schon oft das qualenvolle Marterlager
Mit jungen Blumen mir bestreut
Und aus des finstern Hasses scharfen Dornen
Der Lieb' und Duldung Knospe mir entfaltet.

Fedriko.

Ihr hoffet, Pedros Haß zu bändigen?

Blanka.

Nicht Ihr könnt über ihn entscheiden, Ihr
Tragt bittern Groll im Busen gegen ihn.
Vielleicht ist unser Urteil nur darum
So schlimm, weil wir wohl selber schlimmer sind,
Als in der Eigenliebe Zauberspiegel
Sich unser Ich mit Schmeichelfarben malt.
Glaubt mir, nie wird der Mensch so ganz zum Teufel,
Daß sich sein Herz für jedes sanft Gefühl
Mit starrer Taubheit feindlich rauh verschlösse.
In jeder Menschenbrust geweihten Saiten
Liegt eine himmlisch reine Harmonie,
Und nicht des Instrumentes, nur des Spielers
Ist jede Schuld, wenn Mißton' uns erschrecken,
Die ungeschickte Hand stürmt in den Saiten,
Und rauhe Laute wirbeln uns entgegen.
Doch wenn des Künstlers Hand die goldne Leier
Mit zartem Sinne rührt, die schwesterlichen,
Verwandten Töne himmlisch einend gattet:
Dann spinnen sich von Herzen zu dem Herzen
Der heil'gen Sympathie verbundne Fäden,
Auf denen hold die Geister sich begegnen.
Ein mächt'ger Strom von zarteren Gefühlen
Strömt in des Horchers sanft sich öffnend Herz:
Im Busen fühlst du Ruh' und Frieden spielen,
Der leichte Geist erhebt sich himmelwärts;
Es starrt verwaist das rauhe Kleid der Sinnen
Und Endlichkeit und Zeit und Raum zerrinnen.

Fedriko.

Er, der durch lange Monden Euch gemartert,
Hofft Ihr, werd' Eures Lebens schonen, wenn
Der Buhlerin einschmeichelnd list'ge Bitte
Im Bund mit seines schwarzen Herzens Wollen
Als Preis der Liebe Euren Tod verlangt!

Blanka.

Nie wird's Don Pedro wagen, an der Tochter
Des mächt'gen Fürstenhauses von Bourbon
Mit frechen Händen schwarze Tat zu üben!
Dies sei Beruhigung für Euch, für mich
Hat Grab und Tod nichts Schreckliches. Soll ich
Den Freund wohl scheuen, der die sanfte Hand
Aus lichten Fernen mir entgegenreicht
Und hilfreich mich in seinem Schoße birgt
Vor meines Unglücks, meiner Feinde Wüten?
Er nahe, hochwillkommen ist er mir,
Und selbst das Vorurteil, das seine Züge,
Die holden Züge eines sanften Tröst'rs,
Mit ekeln Schreckensfarben übermalt,
Soll mich nicht hindern, fröhlich ihm zu folgen!

Fedriko.

Wer Euer Sein mit Feindeshand betastet,
Tilgt auch in meiner Brust den Keim des Lebens;
Nur Euer Leben ist das einz'ge Band,
Das meine Seele knüpft an diese Erde;
Es sprenget, und der fesselloseGeist
Verläßt den heitern Raum des goldnen Lichts.

Des Mörders Dolch, der Euch das Leben raubt,
Ist mir der Schlüssel zu des Todes Pforten!
Drum, wenn auch Eurem Geist das karge Dasein
Nur sparsam arme Gaben weiß zu reichen,
Stoßt doch um meinetwillen nicht zurück
Die Rettung, die ich hoffnungsvoll Euch biete!
Ich muß Euch retten! so ruft laut mein Herz,
Es sei nun, wie es sei! ich muß Euch retten!
Betretet doch den breitgebahnten Weg,
Der sich gefahrlos Euren Blicken zeigt,
Vielleicht steht er nicht lange mehr Euch offen;
Und dann kenn' ich nur einen blut'gen noch,
Auf dem der Hölle Rachegluten zischen,
Sich Leichen Eurem Schritt entgegendämmen,
Zu dem mein Grab der Stufen erste ist.
Wenn Euch *mein* Leben lieb ist, nehmt den Schlüssel,
Da Euch das Eure wohlfeil ist geworden.

Blanka.

Warum in Eure Brust, in meinen Busen
Der Reu' und Rache gift'ge Schlangen werfen!
Laßt uns dem Schicksal stehn und nimmer wanken!
Glaubt mir, die Tugend hat noch manche Gaben,
Die jenen lohnen, dem im blut'gen Kampfe
Ihr scharfer Dolch das reine Herz zerrissen.
Aus meinem Grabe wird der stolze Baum
Des Glücks Kastiliens von neuem sprießen,
Mit meinem Blut gedüngt, wird er voll Segen
Die Zweige decken über dieses Land.
Mein Tod entwindet Trastamaras Faust
Das Schwert, das er zu meinem Schutz ergriffen,
Und Pedro, nicht mehr von Gefahr bestürmt,
Wird, wenn auch besser nicht, doch milder sein.
Ihr werdet groß, ein flammender Cherub,
Ein hohes Schreckbild jedem Bösewicht,
Am Eingang dieses Paradieses wachen,
Der Bosheit, dem Betrug den Eintritt wehrend.
Kastilien wird meine Asche segnen,
Ich werd' es jenseits sehn und glücklich sein!

Fedriko.

Beim allgerechten Himmel, Ihr sollt leben!
In Ruh' und Frieden leben, oder ich
Will aus Kastiliens prangenden Palästen,
Aus seinen Städten, die gen Himmel wachsen,
Aus seiner Bürger niederm Eigentum
Ein Grabmal Euch erbaun, daß drob die Nachwelt
Zu den Neronen meinen Namen werfe,
Daß die Geschichte meine Tat mit Blut
In ihre richterlichen Rollen zeichne,
Und nach Jahrhunderten der Spanier
Dem Schoß, der mich geboren, weinend fluche!
Ein Wort von mir, und ganz Kastilien
Folgt, seinem König fluchend, meinen Fahnen
Und tritt mit starkem Fuß die letzte Spur
Von diesem Pedro aus dem blut'gen Boden!
Ihr sollt nicht sterben, oder er mit Euch!

Blanka.

Das geht zu weit! Ihr zwingt mich, Euch zu hassen!
Wie, den Entmenschten konnt' ich einst
Als meines Herzens Abgott innig lieben?
An dieses Mörders Brust, die Gift und Tod
In ihren nächtlich schwarzen Tiefen kocht,
Konnt' ich einst diesen reinen Busen legen?
Die Hand, die das verfluchteste Verbrechen
Mit Königs-, Brudersblut bald färben soll,
Wollt' ich in meine Rechte ehmals legen?
Unmöglich! das ist der Fedriko nicht,
Der noch vor wenig Stunden mir gelobte,
Vom edlen Pfad der Tugend nie zu weichen,
Aus seinem reinen Herzen zu verbannen
Strafbarer Liebe traurig Angedenken!
Hinweg von mir, dich kenn' ich nicht, hinweg!

Fedriko.

O Blanka, stoß mich nicht von dir! Ich will —
Ich schwör's bei deinem Leben, ich will schweigen!
Kein Wort verlasse mehr der Zunge Schranken,
Ich schweige, doch beim allbarmherz'gen Gott,
Ich kann es nicht! Der Schwur wird mir zum Fluch.
Ich kann dich nicht dem Abgrund nahen sehen,
Den deine Feinde tückisch ausgehöhlt!

Hier nimm den Schlüssel und bewahr ihn gut,
Du Braut des Todes! Hör und schaudere!
Dein Todesurteil ist geschrieben —

Blanka
(erschrickt heftig und erbleicht).

Ha!
(Sie faßt sich und lächelt, setzt sich matt nieder.)
Wie kindisch! — Wußt' ich's nicht!

Fedriko.

Allmächt'ger!
Sieh hier herab von deinem ew'gen Thron,
Sieh deiner Allmacht edelstes Geschöpf
Gleich einem Wurm getreten in den Staub,
Von ihrem eignen Gatten hingegeben
Zum blut'gen Raub dem fürchterlichsten Tode!
Sieh her und lehre mich an Menschheit glauben!
So handeln deine Kinder, und dein Donner
Dein strenger, rächerischer Donner schweigt! —

Blanka.

Laßt mich allein, ich bitt' Euch!

Fedriko.

Nimmermehr!
So leicht geb' ich nicht Eure Rettung auf!
Noch wag' ich es, zu kämpfen mit dem Tode
Um seinen großen Raub — zum letzten Male
Steh' ich vor Euch in friedlicher Gestalt,
Zu sichrer Flucht Euch sorglich mahnend. Wenn
Ich noch einmal als Retter Euch erscheine,
Dann leuchtet mir des Krieges lohe Fackel
Auf grausem Pfad, benetzt mit Bürgerblut!

Noch einmal, Blanka, nimm den Schlüssel hin,
Nimm ihn und flieh! Mit deinem Leben rettest
Du meine Seele aus der Hölle Stricken!
Auf meinen Knien, Weib, beschwör' ich dich!
(Er wirft sich vor ihr nieder.)
Gib mich nicht meinem eignen Herzen preis!

Blanka.

Gerechter Gott! ich höre Tritte!

Sechster Auftritt.

Rodrigo de Padilla. Vorige. Gefolge.

Fedriko.

Wer
Ist kühn genug, der Königin Gemächer —

Rodrigo (stolz).

Ich, Don Padilla, abgesendet von
Des Königs Majestät!
(Höhnisch.)
Ist's meine Schuld,
Daß man Sant Jagos großen Ordensmeister
Am sichersten in diesen Zimmern trifft?
Euch sucht' ich, Ritter, drum kam ich hierher!
Zwar tut's mir herzlich leid, daß ein Gespräch,
Von dessen Eifer Eure Hitze zeugt,
Ich mit so unwillkommner Botschaft hemme!
Doch, Ihr wißt wohl, des Herrn Befehl verstopft
Die Ohren für der Freundschaft Worte. Drum
Verzeiht mir, würd'ger Herr, die rasche Störung!

Fedriko

Was bringt Ihr mir? Sprecht schnell, und über-
hebt
Sobald als möglich Eures Anschauns mich!

Rodrigo.

Der König ehrt mit seinem Zutraun mich —

Fedriko.

Das fühlt sein armes Volk! Doch weiter, Herr!

Rodrigo (für sich).

Dein Übermut soll fallen, stolzer Wicht!
(Laut.)
Auf eigenen Befehl des Königs fordre
Ich Euch die Schlüssel ab von dieser Stadt!
(Er weidet sich grinsend an beider Schrecken.)

Fedriko.

Ha, was ist das?

Blanka

Allmächt'ger Gott!

Rodrigo.

Wenn Ihr
Nicht meinen Worten traut, lest diese Zeilen!
Des Königs Unterschrift!
(Er reicht die Schrift Fedriken, der sie gefühllos nimmt und anstarrt, ohne sie zu lesen. — Pause.)

Rodrigo (für sich).

Ha, wirkt das? wirkt's?
Anlockend sind der Hoheit Gaben alle,
Doch seines Feindes schmachvoll'n Sturz zu sehn,
Zu sehen, wie der Wurm sich an der Nadel,
Die langsam zu des Lebens Sitz ihm dringt,
In immer mattern Windungen sich krümmt,
Das füllt das Herz mit kitzelndem Entzücken!
(Laut.)
Nun, Ritter? wie? gefällt es Euch, die Schlüssel
Mir abzuliefern?

Fedriko.

Ha, Verdammter!

Rodrigo (höhnisch).

O,
Laßt doch die Possen! — Das ist nun vorbei,
Denn Macht und Ehrfurcht gehen eines Schrittes,
Und was die erste stürzt, tilgt auch die zweite —
Drum gebt die Schlüssel!
(Fedriko zieht zwei Schlüssel aus seiner Schärpe und gibt sie abgewendet Rodrigon.)

Rodrigo.

Recht! Die Festung und des
Alkazars Tore schließen sie. Doch einen
Vermiss' ich noch. — Noch einer fehlet, Ritter!
(Fedriko schrickt heftig zusammen.)
Vielleicht kennt Ihr wohl besser seinen Nutzen
Als wir. Man munkelt, das Geheimnis seines
Gebrauches sei ein Erbstück Eures Vaters —
Die beiden ersten Schlüssel kann ich missen,
Doch für den dritten haftet Euer Leben!

Blanka.

Gebt ihn, ich bitt' Euch, gebt ihn, Don Guzman!

Rodrigo.

Erwartet nicht, daß man zu rauhern Mitteln —

Fedriko.

Hier ist er! nimm und gib ihn deinem Herrn!
Sei stolz, du trägst das Schicksal Spaniens
In deinen Händen. Wenn ich einst ihn löse,
Wenn ich ihn löse, dann flucht Ihr der Stunde,
In der Ihr ihn empfingt.

Rodrigo.

Vielleicht auch Ihr!
(Für sich.)
O daß doch Pedros kindisch schwacher Geist
Verbeut, den Übermüt'gen zu zerschmettern!
(Laut.)
Und nun entfernt Euch, diese Zimmer bleiben
In Zukunft Euch verschlossen! Wagt es nicht,
Bei Todesstrafe nicht, sie zu betreten!
Ihr, Blanka, tretet hier in dies Gemach!
Wer Freiheit nur zu Bösem weiß zu nützen,
Verdient nicht ihrer Milde Himmelsgaben!

Blanka.

Was hat man vor?

Rodrigo.

Die Zukunft wird enthüllen,
Was man beschlossen über Euch! — Kein
Flehn! —

Blanka.

Erwartet keine Träne. Sterben hat
Mein Unglück mich gelehrt, und nimmermehr
Werd' ich zu denen flehn, die ich verachte.
Lebt wohl, Fedriko!

Rodrigo.

Fort, wenn nicht Gewalt —
Heda!
(Eine Wache erscheint und stellt sich zum Eingang des Nebengemachs.)
Auf dieses Zimmer, Blanka! fort!
(Blanka wirft einen Blick voll Verachtung auf Rodrigo und geht ab.)

Rodrigo (zur Wache).

Wenn eines Menschen Fuß die Tür betritt,
So prangt dein Kopf auf Xeres' höchster Zinne,
Eh' noch der Hahn dem Tag entgegenkräht!
(Er geht triumphierend ab.)

Fedriko.

Die Würfel liegen! — In der Ferne ruft's;
Ist's Teufel oder Gott, der ruft! — Ich folge.
(Schnell ab.)

Siebenter Auftritt.

Saal des ersten Aufzugs.

Alonzo Lara.

Ich bin bemerkt, ich kann nicht länger zweifeln!
Von wachen Lauschern bin ich rings umlagert,
Und wo ich hin auch wende meinen Fuß,
Verfolget mich ein spähend Augenpaar.
Doch wird man es nicht wagen, öffentlich
Den Mann, den Guzman schützet, anzutasten.
Nur diesen Tag, ihr Blöden, schenket mir
Und morgen soll euch Trastamaras Schwert
Die schwache Schonung überschwenglich lohnen!
Nur diesen Tag! — Doch wird Fedriko wohl
So schnell das Ungemeine keck umfangen;
Wird er mit immer neuen Zweifeln nicht,
Die gleich der Hyder Köpfen sich verdoppeln,
In Fesseln legen jedes kühne Wollen?
Wie gern prägt nicht die Ohnmacht zu Verbrechen,
Was ihre schwache Fassung überragt!
Wie gern glaubt sie, des winz'gen Geistes Grenzen,
Sie seien auch der Tugend Scheideschranken!
Doch ist Fedriko nicht ein Königssohn?
Fühlt er den ungestümen Mahner nicht,
Der ihn mit regem Trieb zur Hoheit hinzieht,
In seiner Adern raschen Pulsen pochen?
Er sollte Kron' und Zepter vor sich sehn
Und nicht die Hände aus nach ihnen strecken?
Wie? und er ist ein Mensch, ein Königssohn?
Bei jedem Reiz mag Tugend fest bestehn,
Doch bei der Krone Glanz verbleicht ihr
Schimmer!

Achter Auftritt.

Alonzo Lara. Fedriko.

Fedriko
(stürzt wild herein).

Die Furien des Abgrunds folgen mir.
Die Hölle heftet sich an meine Fersen,
Mit grausem Ungestüm treibt es mich vorwärts,
Es tobt der Aufruhr wild in meiner Brust,
Im Herzen kämpfen feindliche Gewalten
Und lassen keinen Entschluß sich gestalten!
(Er erblickt Alonzon, wild erfreut.)
Du hier? — Alonzo du? — Ha, es wird hell,
Es schlichten sich die streitenden Gefühle,
Auf einen Punkt drängt alles sich zusammen!
Nichts als ein Wollen kostet's, und ich will nicht?
Ich will nicht? Wer sagt das? Fedriko will,
Ich will, und wenn die ganze Hölle mir
Ein tausendfaches „Nein" entgegenbrüllte,
Ich will!
(Er eilt an den Tisch und schreibt hastig und wild.)

Alonzo.

Ha, was ist das? — Wie, hat der Zufall
Den starrenden Koloß, den ich erst mühsam
Zu untergraben anfing, schon gestürzt!
(Fedriko springt auf, das Schreiben in der Hand.)

Fedriko.

Es ist geschehn! — Mit Flammenzügen hat
Sich jedes Wort in meine Brust gedrückt!
Hier, nimm!
(Alonzo greift danach, Fedriko springt rasch zurück.)

Fedriko.

Ha, Teufel, willst du mich versuchen?

Alonzo.

Ihr wollt nicht?

Fedriko.

Wollen? — wollen! schönes Spielzeug!

Alonzo.

Guzman, ich staun', Ihr seid ein Kind geworden!

Fedriko.

Ein Kind? Laß mich zum Kinde werden, Mann!
Nimm alles, was ich habe, was ich bin,
Laß mich zum Kinde werden! O der schönen,
Der engelschönen Blütezeit des Lebens!
Da lag mein heitres, kindliches Gemüt,
Ein zart Gewebe ohne Falten, offen
Vor jedes Menschen forschendem Gesicht;
Da hob ich rein die reinen Händ' empor
Nicht zum Vergelter, Richter, nein, zum Vater;
Der Andacht Blume war mir aufgeschlossen,
Da konnt' ich beten, Mann, da konnt' ich beten!

Da liebt' ich alles, was ich auf dem Pfade,
Dem engbegrenzten, meines Wirkens fand,
War's eine Blume, war's ein Mensch; in beiden
Fand ich nichts als den zarten Widerhall
Der reinen Harmonie, die aus des Herzens
Geweihten Saiten himmlisch heilig hauchte.
Des Zorns und Hasses tödliche Gefühle,
Sie waren fremd der liebevollen Seele!
Da konnt' ich noch den schönen Apfel teilen,
Nach dem des Bruders Aug' verlangend blickte,
Ihn teilen oder ganz dem Teuren schenken!
O, kehre wieder, goldne, heil'ge Zeit!

Alonzo.

Herr, Ihr seid nicht bei Euch! — Wohl denn, ich gehe!

(Er geht, tückisch beobachtend, der Türe zu.)

Fedriko.

Halt! halt! Gerechter Gott, ist denn der Tod
So schrecklich, daß mit Recht man, ihn zu fliehn,
Sich in der Hölle glüh'nde Arme stürzt?
Kann ich nicht sterben? — Aber Blanka, Blanka!
Nein, nimmermehr, du sollst nicht sterben, Blanka!
Bei Gott! nein, bei der Hölle schwör' ich es,
Ich will das Angefangene vollenden!
Alonzo, nimm! Hier, nimm das Schreiben! — Nimm!

(Er bemerkt einen Fleck auf dem Papier.)

Was ist das? — Ha, mir schaudert! — Das ist Blut!

Alonzo.

Es ist nur Tinte!

Fedriko.

Blut, sag' ich dir, Blut!
Blut überall! Im Herzen Blut; im Herzen,
Da steckt das Übel!

Alonzo.

Nun, lebt wohl!

(Er faßt ihn bei der Hand, Fedriko erschrickt und schreit laut auf.)

Fedriko.

Ha!

Alonzo.

Was
Beginnt Ihr, Ritter!

Fedriko.

Wer faßt meine Hand?

Alonzo.

Ich, Euer Freund!

Fedriko.

Freund! daß dich Gott verdamme!
Er war mir Bruder und hat mich gemordet,
Hat meine Seligkeit gestohl'n, und war
Doch Sohn des Mannes, den ich Vater nannte!
Siehst du?

Alonzo.

Was soll ich sehn?

Fedriko.

Im Dunkeln steht er!

Alonzo.

Wer?

Fedriko.

Pedro lauscht und droht mir mit dem Dolche!
Drohst du mir, Bastard! Ich will dir dafür
Das Schwert durch deine schwarze Seele stoßen! —
Noch einmal öffnet sich der Erde Schoß —
Wer bist du, Schatten mit der Königsmiene?
Mein Vater! — Ha, auch er hebt seinen Arm
Und droht, und seine Augen schießen Blitze.
Er nahet, weh!

(Er fällt in Ohnmacht.)

Alonzo.

Ein Fiebertraum befällt ihn!

(Kalt.)

Nu! meiner Sendung Absicht ist erfüllt!

(Er hebt den Brief, der neben Fedriko liegt, auf.)

Doch kann ich ihn in dieser Lage nicht
Verlassen, leicht wär' es des Königs Spähern,
Dem Sinnverwirrten manches abzulocken,
Was nicht für ihre Ohren taugt!

(Er beugt sich über den Liegenden und schüttelt ihn.)

Fedriko!
Er hört nicht! Alle Sinne sind gelähmt!
Kann wohl den Mann so weit die Schwäche treiben?
Wie manche wicht'ge Tat hab' ich vollführt,
Bei der selbst kühner Männer Busen pochte,
Doch wankt ich nimmer auf dem steilen Abhang!
Und dieser Mann, der einst der Mauren Schwertern
Mit hohem Mute eines Halbgotts trotzte,
Erbebt und zittert gleich 'nem blöden Mädchen,
Da er durch einen kleinen Federzug
Die Hoffnung eines Throns sich soll erkaufen!
Der Wesen stärkstes ist der stolze Mensch!
Doch fragst du um das schwächste der Geschöpfe,
So zeig' ich Gottes Ebenbild dir wieder!
Erholet Euch, Don Guzman!

Fedriko (erwachend).

Ah — — — wo bin ich?

Alonzo.

In Eures Freundes treuen Bruderarmen!

Fedriko.

Streckst du die Hand zu meiner Hilfe aus?

(Er richtet sich mit Laras Hilfe empor.)

Hab Dank, hab Dank!

(Er nähert sich schwankend der Tür.)

Alonzo.

Wo wollt Ihr hin, Fedriko?

Fedriko (halblaut).

Rechts, in der Schloßkapelle heil'gen Hallen
Steht ein Marienbild auf hohem Altar;
Mit reinem Strahlenglanze rings umflossen,
Lacht liebevoll und gütig ihre Miene.
Ihr holdes Auge strahlt Vergebung, Gnade,
Vergessen in des Sünders offnes Herz.
Oft lag ich betend dort auf meinen Knien,
Wenn Grimm im heißen Herzen gärend kochte,
Und leises Wehen ging aus ihrem Munde,
Das meine glüh'nde Stirne schmeichelnd kühlte,
Rein, wie ein Engel, von der Menschheit Schwächen
Stand ich von ihren heil'gen Füßen auf,
Und frischer Mut zum Kampfe blühte fröhlich
Im heitern Busen neubelebt empor.
Dahin, Alonzo, will ich fliehn und beten,
Zu ihr, der Hochgebenedeiten, beten,
Daß sie vor bösen Träumen mich beschütze!

(Ab.)

Neunter Auftritt.

Lara. Haro. Wache.

Lara.

Wer hier nicht lachen kann, mag weinen! — Ich
Will nun zum Heere fördern meinen Schritt,
Eh' sich des Argwohns hohles Auge spähend
In dieses Pilgermantels Falten senkt.
Lebt wohl, ihr Mauern! bald seht ihr mich wieder,
Doch wohl, will's Gott, in anderer Gestalt!

(Er steckt Fedrikos Brief in den Busen und geht der Tür zu. Wie er diese öffnet, tritt ihm eine Wache mit gesenktem Spieß entgegen.)

Wache.

Halt!

Lara.

Was ist das?

(Er geht von neuem vorwärts.)

Wache.

Halt!

Lara.

Wißt Ihr, wer ich bin?

Haro
(tritt schnell ein).

Wer seid Ihr, Freund?

Lara (schnell gefaßt).

Ein armer Pilgersmann,
Von Cadiz komm' ich, und nach Compostela,
Wohin ein feierlich Gelübd' mich ruft,
In schweren Nöten abgelegt dem Himmel,
Gedenk' ich mit dem neuen Tag zu reisen.
Dort will ich an Sant Jagos Hochaltar
Auch Eurer brünstig im Gebet gedenken,
Wenn Ihr mir altem Manne Lagerstätte
Und kurze Rast gönnt!

Haro.

Genug der Worte!
Werft der Verstellung Kleid von Eurer Schulter,
Ihr seid erkannt!

Lara (für sich).

Erkannt! — Ha, Tod und Hölle!

(Laut.)

Ihr scherzet, edler Herr! Ein armer Mann,
Der schon zum Grab die schwanken Schritte lenkt,
Ist wohl kein würdig Ziel unedlen Scherzes.
Laßt mich geruhig weiter ziehn, und spaßet
Mit Euresgleichen, die des Witzes Salz
Mit vielgeübter Zunge prüfend schmecken;
Für meinen Gaumen ist sein Reiz verloren!

Haro
(leise zu einem Soldaten).

Auf, eile schnell zu Don Padilla, sag ihm,
Der Pilger sei in meiner Macht. Dann sende
Mir einen Haufen königlicher Wachen.
Verzweiflung steht an seiner Seit', ich scheu'
Den Ungezähmten. Vorsicht schadet nimmer!

(Zu Alonzo.)

Vergebens hüllst du dich in glatte Gradheit!
Umsonst hast du des Schafes Kleid geborgt,
Durch ungeschickt versteckte Nitzen schimmert
Der Wolfspelz in des Forschers waches Auge.
Enthülle dich, du bist Alonzo Lara!

(Ein Soldat hat sich hinter Laran geschlichen und reißt ihm nun schnell das Pilgerkleid auseinander.)

Soldat.

Er ist es, seht die ritterliche Rüstung!

(Er erblickt den Brief, der zugleich mit dem Gewande zur Erde gefallen.)

Und hier ein Schreiben, seht!

Haro.

Gib, gib! — Welch Glück!

Lara.

Nun denn, so sei's!

(Er zieht einen Dolch und geht auf Haro los.)

Den Brief oder dein Leben!

Haro.

Zu Hilfe!

Lara.

Halt! Es nahe niemand! Sonst
Bohr' ich den Dolch dir in das feige Herz!

Zehnter Auftritt.

Rodrigo de Padilla. Vorige.

Rodrigo.

Wo ist der Bösewicht?

Haro.

Ha, Gottes Hilfe!

Rodrigo.

Bist du Alonzo Lara? ha! bist du's?
Gib Antwort! Bist du es?

Lara.

Ich habe
Es nicht geleugnet!

Rodrigo.

Ei, willkommen denn
In unsern Mauern! Führet schnell ihn fort,
Daß in des tiefsten Kerkers Höllennacht
Er seinen teuflischen Verrat bereue;
Bei kahlen Schädeln früherer Bewohner
Der blut'gen Reue öffne seine Brust
Und in der morschen Totenknochen Klappern
Sein eignes grasses Schicksal schaudernd lese

Lara.

Mein Trost an diesem Schreckensort soll sein,
Daß meine Leiche Euer Sterbebett
Wird werden, eh' Ihr noch der Bosheit Früchte
Vermögt zu brechen.

Rodrigo.

Führt ihn fort!
(Lara wird abgeführt.)
Und nun
Gebt mir das Schreiben!

Haro.

Hier!

Rodrigo
(liest es, Entzücken belebt seine Züge).

Triumph! Triumph!
Der Sieg ist unser! Folgt mir schnell zum König!
(Beide schnell ab.)

Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

Vorzimmer des Königs. Nacht.

Erster Auftritt.

Drei Höflinge.

Erster Höfling (hereintretend).

Ihr Herren, ist der König schon zu Bette?

Zweiter Höfling.

Noch nicht! Bringt Ihr uns gute Botschaft, Herzog?

Erster Höfling.

Soeben meldete die äußre Wache,
Daß sich verdächtig Volk den Mauern nahe.
Es scheint mir wichtig, drum will ich's berichten.

Dritter Höfling.

Rodrigo de Padilla hat befohlen,
Daß ohne sein besonderes Geheiß
Zum König niemand werde eingelassen.

Erster Höfling.

Nicht mit gemeinem Maßstab ist zu messen
Das Ungewöhnliche, der Zufall achtet
Des Vorbeschloßnen nicht! — Ich muß hinein!
(Ab ins Zimmer des Königs.)

Dritter Höfling.

Auch einer von den Ungebändigten,
Die, keck sich stützend auf der Ahnen Ruhm
Und auf des stolzen Sinnes eitles Streben,
Das Auge wenden von der Nichtigkeit,
In der sie itzt ohnmächtig sich verzehren,
Und selbst bei eines Höheren Befehlen
Ihr eignes Wollen gern im Aug' behalten!

Zweiter Höfling.

Die Ohnmacht schändet nicht, das Wollen adelt!
Ich lieb' es, wenn der Mann die eigne Meinung,
Die feste Überzeugung groß gesäugt,
Mit starkem Arme kraftvoll an sich schließt,
Auf eignem Pfad des Lebens Reise wallt
Und nicht den Fuß in eines andern Spuren
Mit ängstlicher Besorgnis schwankend setzt.

Dritter Höfling.

Der halte sich an eine feste Stütze,
Dem es an Macht gebricht, allein zu gehn.

Zweiter Höfling.

Die Macht zum Großen kommt von innen, und
Parteiisch hat nie die Natur geteilt;
Es blühn in jedes Menschen stolzer Brust
Die Zeugen der Gottähnlichkeit; die Freiheit
Und Kraft, das Freibeschloßne zu vollziehn,
Zwei schwesterlich vereinte Himmelsblumen,
Die selbst des Schicksals Macht nicht knicken kann.
Der Edle wird sie treu und fest bewahren,
Ein schlechter Mann ist, wer um Gnadenbrot
Der Menschheit Siegel freventlich verhandelt!

Dritter Höfling.

Wohl steht es herrlich, dieses große Wollen.
Doch auch nur Großen ist es aufbewahrt!

Zweiter Höfling.

Es kann die Gottheit selbst nicht Größe geben
Dem, dem das eigne Ich sie hat versagt!
Doch laßt uns etwas andres sprechen, Lieber,
Denn zu verschieden scheinet unsre Meinung!
Hier seht, es nahet unser Freund, er scheint
Mit unwillkommner Antwort rückzukehren!

Erster Höfling tritt aus dem Gemache des Königs.

Dritter Höfling.

Ist Eure Botschaft auch nur halb so traurig
Als Euer Antlitz, so verschweigt sie lieber.

Zweiter Höfling.
Wie nahm der Herr die schlimme Botschaft auf?

Erster Höfling.
Gut, sehr gut! — allzugut! Ich wollte viel
Drum geben, hätt' er schlimmer sie genommen!

Zweiter Höfling.
Gar schlimm ist nun Kastilien beraten;
Es wanken stürzend des Gebäudes Pfeiler,
Und klaffend gähnen üb'rall weite Spalten,
Durch die, mit gier'gen Falkenaugen spähend,
Das schnelle Unheil blickt und das Verderben.

Dritter Höfling.
Herr Graf, Euer Gemälde ist schwärzer als
Die Wirklichkeit. Noch steht Kastilien
Mit festen Wurzeln in dem treuen Boden.

Zweiter Höfling.
Wühlt denn nicht der, den zum Beschützer
Hat der Geburt zweideutig Recht gerufen,
Am emsigsten an seines Daseins Festen?
Nicht Aufruhr, nicht Verrat wird Pedron stürzen,
Ihm droht kein Dolch aus Untertanenfaust,
Er selbst wirft sich herunter von dem Throne.

Dritter Höfling.
Wenn nicht Graf Trastamara ihm zuvorkommt!

Zweiter Höfling.
Nicht nach des Königs Brust ist Heinrichs Schwert,
Nicht nach der Krone seine Hand gerichtet,
Nur Freiheit für die Königin, Entlassung
Der schlimmen Räte und des list'gen Weibes,
Die Pedros schwaches Herz mit Trug umgarnen,
In Todesspruch verwandeln jedes Wort,
Das huldvoll seinen Lippen ist entschlüpft.

Dritter Höfling.
Glaubt Ihr, so schnell verbanne Trastamara
Erlittnen Unrechts marterndes Gefühl?
Glaubt Ihr, er werde säumen, wenn ihm die
Gelegenheit gefällig lacht, den Becher
Der Rache froh, heißhungerig zu leeren?

Zweiter Höfling.
Des Herzens Regung schweigt in seinem Busen,
Wenn er das Schwert ergreift fürs Vaterland,
Er ist ein edler Mensch!

Dritter Höfling.
Ganz recht! Ein Mensch!
Ein edler Mensch? Mag sein! Doch nur ein Mensch!
Ihr werdet sein wie Gott, so sprach die Schlange,
Und gierig griff der Menschen schwacher Vater
Nach der verbotnen Frucht. Die stolzen Enkel
Vermögen nicht den Ursprung zu verleugnen,
Es spornt sie gleicher, ungezähmter Trieb.
Nur hoch, nur hoch! und wenn's ein Schandmal wäre,
Mit Fluch bedeckt von einer ganzen Welt,
Der Mensch erklimmt es, um nur hoch zu stehn!

Zweiter Höfling.
Der Schwächling nur mißkennt des Hohen und
Des Großen ungemeßnen Unterschied,
Und Trastamara ist ein Mann!

Dritter Höfling.
Ein Mensch!

Zweiter Höfling.
Des Rechtes und der Tugend heil'ge Stimme
Spricht laut in seiner hohen Heldenbrust.

Dritter Höfling.
Der Königsname klinget viel zu lieblich,
Als daß des Rechtes und der Tugend Rufe
Den Weg zum schwachen Ohre finden sollten!

Zweiter Höfling.
Weit ist entfernt von Heinrich der Gedanke!

Dritter Höfling.
Warum verfolgt er Pedron dann so tödlich?

Zweiter Höfling.
Wer mag ihn wohl verdammen, wenn er Pedron,
Den Mörder seiner Mutter, haßt, den Mann,
Der seine Laster nackt und bloß dem Auge
Des Volkes preisgibt, seine edle Gattin,
Den Sprößling eines Stamms, der seine Zweige
Verschlingt mit Frankreichs hohem Fürstenhause,
Hinabstößt in des Kerkers schmachvoll'n Schlund.
Den Wölfen, die sich seine Räte nennen,
Die Knochen seiner Untertanen vorwirft,
Den Schweiß des Landmanns schüttet in den Schoß
Von feilen Dirnen, die zum Ärgernis
Kastiliens an seiner Seite prangen?

Dritter Höfling.
Des jungen Blutes ungestümes Wallen —

Zweiter Höfling.
Viel duldet man der unerfahrnen Jugend,
Doch nennt mir ein Gesetz des Staates und
Der Gottheit, das er frevelnd nicht geschändet!
Hat mit Juana de Fernandez aus
De Kastros Stamm nicht nach der Kirche Brauch
Vor Gottes Altar er sich trauen lassen,
Als andre Bande schon ihn fesselten?
Gedenkt Ihr seiner Mutter schnellen Tod,
Ob welchem itzt noch hocherfahrne Männer
Das weise Haupt voll leiser Ahndung schütteln;
Des feierlichen Eids, den er zu Burgos
In seiner Cortes treue Hände legte:
Zu ziehen Blanken in sein ehlich Bett,
Zu tilgen seinen Groll gegen Alfonsos
Um ihn und seinen Staat verdiente Söhne,
Den treulos er mit schwarzer Arglist brach?
Nie ward er müd', das Böse zu vollführen;
Und nun schon steigen wieder dunkle Wolken
Empor, von den Padillas aufgehäuft,
Und drohen manchem Edlen Untergang.

Dritter Höfling.

Wieso?

Zweiter Höfling.

Hat man dem Ordensmeister nicht
Die Schlüssel abgenommen von den Toren,
In Blankens Zimmer Wachen nicht gestellt,
Die jeden Nahenden mit Lanzen grüßen,
Und in des Rittersaals geweihten Hallen
An einen Pilger feindlich Hand gelegt?
Es ahnt mir, Ungeheures wird geschehen,
Eh' noch der heut'ge Tag hinuntersinkt
Ins Meer der greisenden Vergangenheit.
Die schrecklichen Geschwister gehen schwanger
Mit irgend einer fürchterlichen Tat,
Bald wird der Sohn der Nacht sich furchtbar zeigen,
Und an der Sonn' erstarrendes Gesicht
Die schwarzen Riesenglieder blutig schleppen.
Jedoch der Hölle schreckliche Geburt
Erkennt keines Gesetzes zähmend Joch,
Vielleicht kehrt er den Dolch, den sie ihm schliffen,
Um ihre Feinde gräßlich zu verderben,
Nach seiner eigenen Erzeuger Brust,
Und ihr Haupt trifft vielleicht des Mörders Rechte.
Dies ist der Lohn der unterird'schen Mächte!

Sie lauern und streben
Nach lockender Beute
Und spinnen und weben
Verderbende Netze.
Mit furchtbaren Ringen
Unmerklich umschlingen
Sie unglückbereitend
Des Schuldigen Haupt,
Der frevelnd die Hände
Zum furchtbaren Bunde,
Zum Bund des Verderbens
Den Treulosen reichte.
Allmählich umwinden
Sie enger den Kühnen,
Und fesseln und binden
Die Kraft und den Willen
Im zagenden Busen,
Und immer hinunter,
Hinunter, hinunter
In grundlose Wogen
Fühlt er sich gezogen.
Es knüpfen sich Taten
Mit Taten zusammen.
Ein Frevel zieht tausend,
Verworfner und schwärzer
Nach sich im Geleite;
Sie häufen sich türmend
Zu starrenden Bergen,
Versperren den Ausgang
Und wehren der Reue,
Der Rückkehr zur Tugend
Den schwankenden Tritt,
Bis donnernd sie stürzen,
Mit sinkendem Rücken
Den Frevler erdrücken.

Wohl dem, der rein bewahrt die fromme Seele;
Mit Undank lohnt die trügerische Hölle!

Dritter Höfling.

Ihr Herrn, gehabt euch wohl! Geschäfte rufen
Mich schnell von hinnen!

Zweiter Höfling.

Lebet wohl! Wenn etwa
Ich allzu frei gesprochen, Freund, so schweigt!
Ich bitt' Euch drum!

Dritter Höfling (für sich).

Jedoch so lange nur,
Bis sich wer findet, der mir's teuer g'nug
Bezahlt!

(Laut.)

Die Freundschaft hört und schweigt, Sennor!

(Ab.)

Zweiter Höfling

(nähert sich dem ersten und faßt ihn am Arme).

Seid Ihr entschlossen?

Erster Höfling

(fährt wild auf).

Nieder mit dir, Schurke!
Ah, Ihr! — O Freund, Freund, was hast du gemacht?

Zweiter Höfling.

Dem Vaterlande einen Mann gegeben,
Der schon dadurch mir seinen Wert beweist,
Daß er von frühern Banden, wenn sie auch
Ihn lasteten, nur kämpfend sich befreit.
Kommt, folgt mir! Schwere Arbeit liegt vor uns,
Man ahnet unsern Plan, wir müssen eilen,
Eh' noch Rodrigos spähende Forscherhand
Den Schleier des Geheimnisses durchbricht.
In wenig Stunden, wenn die Mitternacht
Sich losreißt aus dem Schoß der Gegenwart,
Stürmt Trastamaras Heer; die Wache an
Dem Tore, das den Norden schaut, ist unser,
Und morgen zittert kein Gerechter mehr,
Wenn ihn Padillas Tigerauge trifft.

Erster Höfling.

Des Königs Leben wird geschont!

Zweiter Höfling.

Weh dem,
Der seine Hände legt an seinen Herrn,
Nicht stürzen, ihn erheben wollen wir!

Erster Höfling.

Hier, meine Rechte! Ich bin Euer!

Zweiter Höfling.

Freund!

(Umarmt ihn.)

Jetzt erst mein Freund! — Doch still! — Man naht! — Rodrigo!

Zweiter Auftritt.

Rodrigo de Padilla. Haro. Vorige.

Rodrigo
(tritt schnell und stolz ein, gebieterisch).

Entfernt Euch! — Eilt zum Hauptmann der Trabanten
Des Königs und bescheidet ihn zu mir!
(Erster und zweiter Höfling ab.)

Rodrigo
(tritt in den Vordergrund).

Ich hätt' ihn also, diesen stolzen Wicht,
In meiner Macht! In eignem Garn gefangen!
Ein Fehltritt stürzte ihn vom stolzen Gipfel,
Auf dem er keck die eisenstarre Brust,
Dem Drange meiner Macht entgegenstemmte.
Ich hätt' ihn, der mir in die schnellen Speichen
Der allzermalmenden Gewalt gegriffen!
Triumph! Das Ungemeine ist vollendet!
Solang' er lebte, war noch nichts getan,
Aus seinem Tode grünt mir neues Leben!
(Er zieht Fedrikos Brief heraus und liest.)
„Um Mitternacht bestürm die Stadt! — Mein Schwert
„Vereint sich mit dem deinen! — Sie befreien,
„Entreißen ihren Mördern, oder sterben! —
„Der Tod für sie ist süß! — Fedriko Guzman! —"
Ein feines Machwerk! In der Sinne Streit,
Im Aufruhr jeder Leidenschaft geschrieben.
Ei! „sie befreien oder sterben!" — Hm!
Zu einem möchten sich wohl Wege finden!
Des Todes Pforte ist nur leicht verschlossen,
Und gern tut sie dem Pochenden sich auf.

Haro (kriechend).

Mein gnädiger Gebieter!

Rodrigo (lächelnd).

Ei, man sehe
Doch, wie gelehrig er die süßen Laute
Nach meines Glückes höhern Tönen stimmt!
Was gibt's?

Haro.

Ein treuer Diener langte eben
In hast'ger Eile vor den Pforten an.
Er bringt Euch Nachricht, daß das mächt'ge Heer,
Das Ihr mit schwerem Golde habt geworben,
In schnellen Märschen nahe dieser Stadt;
Drei Tage kaum, und ihre Fahnen wehen
Befreiend, siegend vor den Mauern.

Rodrigo.

Ha,
Das Glück streut reichlich seine schönsten Blumen,
Die ich verwelkt geglaubt, zu meinen Füßen!
So leicht, ihr Übermüt'gen, glaubtet ihr
Den schlauen Fuchs in seinem Bau zu fangen?
Weil ich kein Schwert in nerv'gen Fäusten schwinge,
Des Speeres Wucht zu führen nicht vermag,
Glaubt ihr, ein leichter Sieg sei euch bereitet?
Kommt nur und holt euch bessre Überzeugung
Mit eurem Tode ab von diesen Mauern! —
So bin ich denn am langersehnten Ziele!
Dem Listigen gehört die Welt! — Die Kraft
Kann stürmend einen Erdkreis wohl zertrümmern,
Das Bauen ist der Klugheit aufbewahrt!
(Zu Haro.)
Die Stadt kann sich wohl einen Monden halten,
Auch schwindet der Empörer Kriegeslust
Wohl früher als der aufgehäufte Vorrat.
Sprich den Soldaten Mut ein, tröste sie
Mit baldigen Entsatzes froher Hoffnung,
Versprich den Tapfern fürstliche Belohnung
In meinem, in des Königs Namen.

Haro.

Herr,
Es ist kein Gold im königlichen Schatze.

Rodrigo.

Versprich es nur, was kümmert dich das Weitre?
Was kümmert's dich denn, wenn der plumpe Pöbel
Für aufgeblasene Versprechungen,
Für diese blinde, längst verrufene Münze
Doch immer gern noch Gut und Leben hingibt!
Wer doch das Volk, den ewig knurr'nden Hund,
Mit fetten Bissen stets beschwicht'gen wollte!
Wirf einen Ball ihm vor, er läuft danach,
Und eh' er sieht, daß er betrogen, hast
Du lange schon der Türe Schloß erbrochen,
Zu deren Hütung er die Zähne bleckte. —
Wie ist die Stimmung unterm Volk?

Haro.

Nicht so,
Wie Ihr es wünschtet! Man beklagt die Fürstin,
Man hofft —

Rodrigo.

Was hoffet man?

Haro.

Der König werde
Sie ihrer Haft entlassen.

Rodrigo.

So? — Man hofft?
Man hofft? — Wohl gar du selber auch mit? —
Geh!

Haro.

Mein gnäd'ger Herr, wie könnte der Gedanke —

Rodrigo.

Ich glaube dir! Wenn auch nicht treu, doch klug
Ist Haro. Meinen Vorteil wird er suchen,
Weil er zugleich mit ihm den seinen findet.
Auf dich allein kann ich vertrauen, denn
Dein Schicksal ist gekettet an das meine!
(Er geht einige Schritte nachdenkend auf und nieder, bleibt vor Haro stehen und mißt ihn mit durchdringendem Blicke, dann geht er wieder umher: endlich, die Augen fest auf ihn geheftet:)
Sieh hier die Schlüssel, die ich Guzman abnahm.

Tritt du an seine Stelle! Doch ich sag' dir,
Bewahre sie getreu, ein böser Geist
Schleicht sich mit ihnen ein in deine Nähe,
Darum sei wachsam und mißtrau dir selber!
Es tönet lockend der Verführung Stimme,
Es blinket zauberisch des Goldes Glanz;
An deines Herzens tief geheimsten Fäden
Wird man mit list'ger Hand dich schmeichelnd fassen,
Der Phantasie verworrne Riesenträume
Wird man, in Wirklichkeit verwandelt, bieten
Und der Unmöglichkeit veraltet Reich
Verauben, um den Köder aufzufinden,
Der deine Treue an die Angel lockt.
Liebst du ein Weib, bereust du deine Sünden,
Hängt deine Seel' an eines Freundes Herzen,
Hegst du nur einen Wunsch im Busen, dessen
Gewährung du mit warmer Sehnsucht wünschest,
Dann gib mir wieder sie zurück, die Schlüssel,
Denn dann bist du der Mann nicht, den ich suche!

(Er geht noch einmal durchs Zimmer.)

Doch nein, du wirst mich nicht betrügen, nein,
Luis, mein treuer Freund, verrät mich nicht.
Hier, nimm! — und wie ich dich belohnen will!
Das Meistertum von Jago Compostela
Ist wohl so übel nicht! Was sagst du dazu?
Nimm! — Doch wer mein Vertraun mißbraucht, den trifft
Wie Gottes Donner fürchterlich mein Zorn.
Der aufgereizte Tiger kann vergeben,
Rodrigos Rache end't nur mit dem Leben!
Gedenkst du noch Digos Martertod,
Der's wagte seinen Herrn zu hintergehn? —
Nimm denn die Schlüssel hin und sei mir treu!

(Er gibt ihm zögernd die Schlüssel, Haro greift danach, jener zieht sie schnell zurück.)

Rodrigo.

Du lächelst? — Ha, du lächelst? — Sprich, warum?
Sprich, Schurke, warum lächelst du? — Du leugnest?
Wie? sah ich nicht des frechen Mundes Zucken
So höhnend, tückevoll, verräterisch,
So froh eines gelungnen Plans sich freuend?
Du hast gelächelt, und warum? Ich weiß,
An die Empörer hast du mich verkauft!
Doch, Mensch, du lachst zu früh! In meine Hand
Hat deiner Frevel Menge dich gegeben.
Ich breche meines Schweigens lange Fesseln,
Und niemand wandelt auf Kastiliens Grund,
Der nicht den Himmel zu verdienen glaubte,
Wenn er dich in der Hölle Rachen sendet!
Das schnelle Gift, mit dem des Königs Mutter —

Haro.

Um Gottes willen haltet ein! Die Zimmer
Des Königs trennt nur eine dünne Wand —

Rodrigo.

Er soll es hören, alle Welt soll es,
Mit Schrecken, mit Entsetzen soll sie's hören!

Haro.

Wer mein Verbrechen hört, hört auch das Eure!
Zu einem Körper hat die Sünde uns
Vereint, was einer tat, tat auch der andre,
Der Streich, der mich auf dem Schafotte trifft,
Trennt Euer schuldig Haupt auch von dem Rumpfe,
Darum besorg' ich nichts für mich, wenn auch
Die Gnade, die so lange mich beglückt,
Auf Augenblicke von mir weichen sollte.

Rodrigo
(für sich, knirschend).

Ha, Teufel, dies dein Lohn? — Wird das Verbrechen,
Das alle meine Bande brechen sollte,
Zur engsten, fürchterlichsten Kette mir?
Verflucht sei, Hölle, dein betrügrisch Spiel!
Für Freiheit, Freiheit gab ich dir mich hin,
Und du lohnst mich mit Sklaverei! Ich Tor,
Warum gab ich mich selbst in seine Hand,
Warum glaubt' ich an eines Menschen Treue,
Warum wähnt' ich, er werde treuer mir
Als seinem eignen Vorteil sein! O Tor,
Dreifacher, selbstbetrogner Tor!

Haro.

Gebieter,
Verzeiht, wenn meinen Lippen unvorsichtig
Ein rasches Wort entschlüpfte, das dem Herzen
Und der Besinnung fremd ist. Doch es kränkt
Die treue Seele schändender Verdacht.
Es haßt mich ganz Kastilien, das Volk
Lechzt wie nach Eurem so nach meinem Blut;
Wie könnt' ich mich, ein Feind des eignen Glücks,
Aus Euren väterlichen Armen reißen,
Um unter dieses Ungeheuers Krallen
Das heitre Leben martervoll zu enden!
Das Volk kann wohl, was es einst liebte, hassen,
Doch nie verkehrt sein Haß in Liebe sich!

Rodrigo (schmeichelnd).

Ja, ich vertrau' Euch ganz. Verzeiht, wenn ich
Im düstern Unmut der erprobten Treue
So oft gegebenen Beweis vergaß.
Ihr wißt wohl, Lieber, lastende Geschäfte
Erzeugen böser Launen schwarze Brut,
Und man vergißt sich, — Ihr verzeiht mir wohl!
Wir bleiben Freunde wie bisher!

(Er schüttelt ihm die Hand.)

Haro.

Und doch
Vertraut Ihr mir die Schlüssel nicht! Es glimmt
Im tiefen Herzen mancher Funke noch
Des kränkenden Verdachts. Ihr traut mir nicht!

Rodrigo (für sich).

Verdammt! — Ihr seid von nun an Oberkämmrer,
Die Burg Taxara auch, die schön umgebne,
An Feld und Herden reiche, deren Fuß
Der majestät'sche Tajo küßt, ist Euer.

Zwar schwer entbehr' ich ihrer, doch Ihr wünscht sie,
Und dieser Wunsch ist schon dem Freund genug,
Auch von dem Liebsten los sein Herz zu reißen.

Haro.

Und dennoch gebt Ihr mir die Schlüssel nicht! —
Man beut auch dem Geschenke, den man haßt,
Sobald der eigne Nutzen dazu rät;
Doch nur dem Freunde schenket man Vertrauen.
An diesem will ich Eure Freundschaft messen!

Rodrigo (für sich).

Ha, so gewinnt denn selbst die Schwäche Kraft,
Mich zu verderben! Selbst der Sklave pocht,
Der sonst den Staub von meinen Sohlen leckte!

Haro (ohne Tücke).

Verzeiht! Ich wollt' Euch nicht beleidigen!
Behaltet immerhin die Schlüssel, denn
Nicht sie, nur Euer Zutraun wünschte ich!
Als ein Beweis der Liebe waren sie
Mir wünschenswert. Ich mag sie nicht erhalten
Von Eurer Furcht, da mir die Freundschaft sie
Nicht konnte geben. Nun lebt wohl! Ich eile,
Das Nöt'ge zu besorgen, und vergebt
Mir meine Kühnheit.

Rodrigo (ängstlich).

Halt, Herr Kämmrer, bleibt!
(Gedankenlos, indem er bei sich abwiegt, was er tun soll.)
Ihr geht? — Wo geht Ihr hin? — Bleibt doch!
— Bleibt, Lieber!

Haro.

Zum König will ich —

Rodrigo (auffahrend).

Zum König? — Wagt es nicht!
(Milder.)
Geht nicht zu ihm! — Was wollt Ihr? — Wollt Ihr etwa?
Sprecht, wollt Ihr etwa?
(Er faßt ihn fest und ängstlich bei den Armen.)
Bleibt, sag' ich! Geht nicht!
Ihr stürzt Euch selber ins Verderben mit!
Zu einem — wie war es! — zu einem Körper
Sind wir vereint! Seht Ihr? — Hier sind die Schlüssel!
Was Ihr begehret, alles, alles habt Ihr!
Ihr wünscht sie, und hier sind sie! — aber schwört! —
Doch wer wird Euch durch Schwüre binden wollen!
Schwört nicht, doch überlegt das eigne Beste!

Dritter Auftritt.

Diego de Robledo. Vorige.

Diego.

Ihr habt mich rufen lassen, edler Herr!

Rodrigo.

Ein andermal, mein Freund, Ihr seht, ich habe
Mit meinem Haro vieles noch zu sprechen,
Was der nur hören darf, den lange Prüfung
Zum innigsten Vertrauten hat erkoren.

Haro.

Laßt Euch nicht stören, gnäd'ger Herr, ich gehe.

Rodrigo.

Nicht doch —

Haro.

Ihr wißt wohl, Euer eigner Auftrag —

Rodrigo.

Gut denn, wenn's Euch gefällt, doch, Freund, vergeßt nicht,
Was ich Euch sagte! —
(Nachdem er einen Augenblick geschwiegen, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, weniger ängstlich.)
Und harrt meiner in
Dem Gange, der zur Burgkapelle führt.
(Haro ab.)
Wie stolz er schreitet, froh des leichten Sieges,
Der ihn nun über seinen Meister hebt.
Wie, wenn er dennoch mich verriete! — Doch
Ist nicht für itzt sein kühner Wunsch erfüllt?
Und für die Zukunft bürgt Robledos Arm.
Wagt es der Feige wohl, zum Preis der Rache
Das eigne Haupt der Strafe hinzugeben? — —
Konnt' er mich je verraten, ohne daß
Mein Sturz zugleich auch ihn zerschmetterte?
Tor, der ich war, durch ein'ge kühne Worte
Bezwungen in unmännlich schwachem Zagen
Das Pfand ihm meiner Sicherheit zu geben!
Ha, Schmach! von einem Sklaven überlistet! —
Doch er weiß allzuviel, ein Augenblick
Der Schwäche ist genug, mich zu verderben!
Er falle! — Hauptmann!

Diego.

Herr!

Rodrigo.

Kennst du den Mann,
Der erst von mir ging?

Diego.

Es ist Luis de Haro.

Rodrigo.

Er ist mir sehr zur Last!

Diego.

So werft ihn weg!

Rodrigo.

Versteh' ich dich?

Diego.

Weiß nicht.

Rodrigo.

Nimmst du's auf dich,
Mir diese Last vom Hals zu schaffen?

Diego.

Ja
Und nein!

Rodrigo.

Wieso?

Diego.

Wenn Ihr bezahlet: Ja!
Sonst: Nein! Denn ihm verdank' ich meine Stelle!

Rodrigo.

Und doch willst du für Geld? —

Diego.

Ihr spaßet, Herr!

Rodrigo.

Nun denn! — Doch eh' die nächste Stunde schlägt,
Lebt er nicht mehr!

Diego.

Gut! — Und sonst nichts!

Rodrigo.

Bleib noch!
Du findest bei ihm — doch nein, nimm sie nicht!
Nein, nimm sie nicht!

Diego.

Was?

Rodrigo (für sich).

Doch ich wage nichts!
(Laut.)
Du findest bei ihm Schlüssel.

Diego.

Wohl dieselben,
Die man dem Ordensmeister abgenommen?

Rodrigo.

Nein, nein, wer sagte das? Sie sind es nicht! —
Gewiß, sie sind es nicht! Du kannst mir glauben,
Es sind ganz unbedeutend schlechte Schlüssel!
Du irrst!

Diego.

Sie seien's oder nicht, mir gleichviel!

Rodrigo.

Sieh, ich versichre dich, es sind ganz andre!

Diego.

Nur weiter!

Rodrigo.

Diese bringst du mir, verstehst du?
Mir selbst! Gibst sie in keines andern Hände!

Diego.

Ist Euer Auftrag nun geendigt?

Rodrigo.

Nein!
O lange nicht! — Noch fehlt das Wichtigste!
Diego, bist du mir treu?

Diego.

Wie Euer Schatten!

Rodrigo.

Das heißt, solang' des Glückes Sonne lacht?

Diego.

Hm! —
(Ihm ins Gesicht sehend.)
Ja!

Rodrigo (frappiert).

Wie? — — — Du gefällst mir!

Diego.

Freut mich! —

Rodrigo.

Hast mir von ew'ger Treu' nicht vorgelogen
Mit riesenhaften Worten nicht geprahlt,
Mit Gottes Zeugnis nicht der Ehrlichkeit
Zerrissenes Gewebe ausgeflickt.
Ich traue dir. — Doch schwer ist das Geschäft,
Zu dem ich dich vor tausend auserlesen.
Der Name schon der Tat wird dich mit Schrecken,
Mit zagendem Entsetzen dich erfüllen.
Außer der Menschheit Grenzen scheint's zu liegen,
Und tausend alte Vorurteile decken
Der Rache Opfer mit demantnen Schilden.
Ein Held gehört dazu, die Tat zu denken,
Ein Teufel, sie zu tun!

Diego.

Hier habt Ihr beides!
Die Tat ist wohl so teuflisch eben nicht,
Als schwarz sie scheint! Hier, Herr, ist meine Hand!

Rodrigo.

Auch wenn der Mensch, der Christ, der Untertan
Mit blut'gem Ringen sich entgegensträubten?

Diego.

Mein Wort! In wenig Stunden gibt Don Pedro
Vor einem höhern Richter Rechenschaft!

Rodrigo.

Wie, Bösewicht? Don Pedro? Was sprichst du?

Diego.

Ihr staunt? — Ich soll den König —
(Sprechende Gebärde.)
Ist's nicht so?

Rodrigo.

Verruchter, deinen Herrn wolltest du töten?
Der dich mit Gnaden überhäuft, ihn wolltest
Du morden, Bösewicht?

Diego.

Ich wollte, sagt Ihr?
Ich wollte? Herr, mit Gunst, das ist erlogen!
Wußt' ich denn schon, wieviel Ihr zahlen würdet?

Ist's nicht der König? Desto besser! Sagt,
Wer ist es denn?

Rodrigo.

Es ist — doch horch, was schleicht?
Ha, man behorcht uns! Sieh, wer geht! —
Siehst du
Im Vorgemach —

Diego
(geht zur Türe; zurückkommend).

Es ist nichts, edler Herr,
Wenn's nicht Euer Gewissen ist?

Rodrigo.

Nun komm
Auf diese Seite, denn des Königs Zimmer
Sind allzu nahe! — So! — Hierher! Nun höre!
(Ihm ins Ohr.)
Es gilt der Königin!

Diego.

Der Königin?

Rodrigo
(ihm die Hand auf den Mund legend).

Schreist du doch, daß es die Toten hören könnten!

Diego.

Die Königin! —

Rodrigo.

Dünkt dich's so sonderbar?

Diego.

Sie ist gesichert hinter festen Mauern!

Rodrigo.

Vor Feindesmacht, doch nicht vor Pedros Schwäche.
Er liebt sie; wenn er sie noch einmal sieht,
Bin ich verloren!

Diego.

Doch wer schützet mich
Vor seinem Zorn, erfährt er meine Tat?

Rodrigo.

Sein eigener Befehl! Ich eile, diesen
Mir zu verschaffen!

Diego.

Der Empörer Rache —

Rodrigo.

Ein Heer, von meinem Gold geworben, naht;
Auch Englands schwarzer Prinz, der tapfre Wales,
Hat dieses Landes Grenzen schon betreten,
Vor seinem Namen fliehen der Rebellen
Zerstreute Scharen. Bald ist es geschehn;
Nur diese Blanka warf ihr feindliches
Geschick mir in den Weg. Drum falle sie!

Diego.

Doch ist das Werk zur Hälfte nur vollbracht,
Solang' der stolze Guzman trotzig waltet.
Hat Eu'r Gewissen Raum für einen Mord,
So macht auch für den andern Platz! Ich töt' ihn!

Rodrigo.

Du hast des Herzens stillen Wunsch erraten
Solang' er wacht, kann ich nicht ruhig schlafen!

Diego.

Zum Morgengruß bring' ich Euch beider Schädel!

Rodrigo.

Und nur dir selber rechn' es zu, wenn ich
Als Meister von Sant Jago dich nicht grüße.

Vierter Auftritt.

Maria de Padilla. Vorige.

Rodrigo.

Wie, Schwester, du verläßt den König?

Maria.

O,
Es treibt gewaltsam mich aus seiner Nähe!
Beklommenheit erfüllt die bange Brust,
Und ängstlich pocht mein Herz in schnellen Schlägen.
O, ich bin krank! — sehr krank!

Rodrigo.

Geht, lieber Diego,
Und tut, wie Ihr gesagt!

Robledo.

Vertraut auf mich!
Die Sonne muß sich tüchtig eilen, wenn
Sie noch einmal das Pärchen sehen will! (Ab.)

Maria.

Was sprach er?

Rodrigo.

Weißt du? — Nichts! er scherzte nur!
Nun muß ich fort zum König!

Maria (ängstlich).

Bleib, o bleib!

Rodrigo.

Was willst du?

Maria
(schweigt und blickt zur Erde).

Rodrigo.

Ich kann länger nicht mehr weilen.
(Er will gehen.)

Maria
(ihn anfassend).

Um Gottes, meiner Ruhe willen, bleib!

Rodrigo.

Fürwahr, Marie, ich kann dich nicht begreifen.
Gewaltsam, angstvoll hebt sich deine Brust,
Das glüh'nde Auge starrt verwirrt umher.

Du zitterst? — Was ist das? — Was hast du, Schwester?
(Maria wirft sich schmerzvoll an seine Brust.)
Was ist hier vorgegangen? Mädchen, sprich!

Maria.

Nicht nennen kann ich's, was die Seele fühlt.
Der Hölle Marter tobt in meinen Adern,
Und innre Angst in Furiengestalt
Läßt mich nicht ruhn und treibt mich vor sich her.
Des Königs Seufzer scheinen Donner mir,
Und jedes seiner Worte ist ein Stahl,
Der martervoll den Busen mir durchschneidet;
Aus meines Lagers Kissen zischen Flammen.
Gespenster in verwornem Kettentanz
Umringen mich mit gellendem Gelächter
Und strecken langgedehnte Knochenarme
Nach mir und grinsen und entschwinden immer!
O hab Erbarmen! — Bruder, rette mich!

Rodrigo.

Was willst du? Sprich! — Was kannst du wollen, Schwester?
(Pause, in der er sie fixiert. Er ergreift Mariens Hand.)
Nie hab' ich dich fürwahr so schwach geglaubt,
Als du nun leider meinem Aug' erscheinst!
Oft grollte ich mit der Natur, daß sie
Aus Stoff, aus dem sie sonst nur Männer formt,
Ein Mädchen, unserm ausgearteten Geschlecht
Zum Schimpf, gebildet, dessen starke Seele
Dem engen Haus, der Weiber Wirkungskreis
Entflieht und in des Lebens weitern Räumen
Der höhern Tatkraft Walten frei enthüllet.
Ich beugte meinen unbesiegten Sinn,
Der nie noch eines andern Wollen wich,
Gern unter deines höhern Geistes Joch
Und ließ mich leiten auf der glatten Höhe
Von deiner Einsicht, deinem feinen Sinn;
Ich, der mich nie vor einem Mann gebeugt,
Hielt's nicht für schimpflich, einem Weib zu folgen.
Und nun! — Maria, was hast du gemacht?
Die Heldin ist zum schwachen Weib geworden!

Maria.

O hätt' ich niemals mehr zu sein begehrt,
Ich wäre nie dann weniger geworden!

Rodrigo.

Dein Schicksal war fürwahr beneidenswert,
Als du noch in des Vaters Hause lebtest,
Getrennt von aller Welt durch öde Mauern!

Maria.

Ach, könnt' ich, könnt' ich doch zurück sie rufen,
Die ruhig, harmlos hingelebten Tage,
Wo noch des väterlichen Gartens Grenzen
Genügsam meine ganze Welt umspannten,
Wo noch des Vaters Lob mein größter Stolz,
Sein Lächeln noch das höchste Glück mir war!
Da war noch kein Gefühl in meiner Brust,
Das nicht auch Himmelsgeister fühlen könnten.
Ein Kind war ich, ein sanftes, reines Kind,
Und dann selbst, als der früher reife Körper
Sich losriß aus der Kindheit süßen Armen,
Blieb doch mein Sinn an ihrem Busen hangen
Schuldlos und rein, wie an der Mutter Brust.
Du hast aus diesem Himmel mich gerissen,
Für falsches Flittergold den reinen Diamant,
Der Unschuld köstlich Kleinod mir genommen,
Rodrigo, schändlich hast du mich getäuscht!
O, du versprachst mir eine Seligkeit
Und warfst dafür die Höll' in meinen Busen!

Rodrigo.

Ha, daß ich je geglaubt, ein Weib zu finden,
Das Mut genug im starken Busen nähre,
Sich über das Alltägliche zu heben!
Verachtung dem erbärmlichen Geschöpf,
Das an die Dornen denken kann, wenn ihm
Auf mühevoll erklommner Höhe, ihm
Der Rose Purpurglanz entgegenstrahlt!
Verachtung dir! — Bist du Rodrigos Schwester?
Bist du die Heldin, die, als jüngst die Feinde
Uns unversehns mit Überzahl erreichten,
Als selbst mein Mut zu wanken schon begann,
Die Glieder in der Rüstung Eisen schmiegte,
Die zarte Brust mit rauhem Stahl bedeckte,
Das Schwert ergriff mit ungewohnter Hand,
Des Renners Rücken männlich stark umspannte
Und an der neu belebten Knechte Spitze
Mit mächt'ger Hand den unbeständ'gen Sieg
An ihres Rosses Hufe kettete?

Maria.

Der Körper kann des Panzers Wucht ertragen,
Wenn ihm die ruh'ge Seele Kräfte leiht,
Doch wenn die Last der Schuld den Geist erdrückt,
O, dann verraucht die fieberhafte Stärke!

Rodrigo.

Ha, Weib, kannst du die blut'ge Tat zwar wollen,
Jedoch vor ihrem Angesichte bebst du?
Du Engelreine! Nicht Scheu vor dem Laster,
Nur Blutscheu ist es, was dein Herz erschüttert
Und deiner Tugend diese Krämpfe abzwingt?
Und dieses klein verächtliche Gefühl
Willst heucheln du mit abgerissnen Fetzen
Vom Strahlenkleid der Tugend überdecken?

Maria.

Auch das von dir? — Weh mir, ich hab's verdient'
(Verhüllt sich schmerzhaft.)

Rodrigo.

Für dich hab' ich das schwere Werk begonnen,
Für dich mein ganzes Wohl, mein ganzes Leben
In schlechtgefügtem, leichtzerschelltem Kahn
Den tobenden Wellen des Zufalls preisgegeben.
Es wachsen donnernd die empörten Wogen,
Es krachen weichend des Gefäßes Fugen,
Und ich soll itzt nach so viel schweren Opfern
Noch zaudern, einen läst'gen Schiffsgenossen,
Der an der Barke Rand sich klammernd hält,

Der uns zu Boden zieht, wenn wir nicht ihn
Dem eignen Heile opfern, ich soll zaudern?
Ihn in den feuchten Schlund hinab zu stoßen?
— Maria, sieh, du bist ein kluges Mädchen,
Und männlich stark und kraftvoll ist dein Geist;
Doch kannst du ganz nicht des Geschlechtes Schwäche
Verleugnen, in dem Augenblick der Tat
Tritt aus des Herzens tief verborgnen Winkeln
Das Weib mit aller Unentschlossenheit
Und Mitleid und Beklommenheit hervor
Und stört des großen Geistes hohes Wirken.
Ich hoffe, reife Überlegung wird
Dir deine einst'ge Stärke wiedergeben.

(Er will gehen.)

Maria.

O Bruder, o verlaß die Schwester nicht!

Rodrigo.

Was ist dir?

Maria.

Muß sie sterben? Bruder, höre
Die Schwester, die mit Todesqualen ringt!
O, wende nicht den grimmig glüh'nden Blick
Von mir, Rodrigo, stoß mich nicht zurück!
Mit diesen Armen will ich dich umfassen,
Den Mund gedrückt an dieses starre Knie,
Und stößt du mir den Dolch auch in den Busen,
Nicht laß' ich dich, bis du mir Rede stehst!
Bei allem, was dir heilig ist und teuer,
Christ! bei dem Gott, der ob den Wolken thront,
Bei deiner Schwester blut'gen Tränen, Bruder,
Bei deines Vaters Angedenken, Mensch!
Beschwör' ich dich, gib Antwort! — Muß sie sterben?

Rodrigo.

Sie muß! Ja, Weib, sie muß! — Und wenn die Blitze
Des hohen Himmels schützend sie umstrahlten,
Die Hölle sie mit glüh'nden Armen schirmte,
Die ganze Menschheit mir ein furchtbar: Nein!
Gräßlich entgegendonnerte! — Sie muß!
Mit Feuerzügen flammt in meiner Brust
Ihr Urteil, nur des Todes Hand vermag es
Zugleich mit meinem Leben auszulöschen!

Maria.

Nicht auch der Schwester gnadefleh'nde Zähren?

Rodrigo.

Zu neuer Wut empören sie die Flammen! —
Wahnsinnige, liebst du die Feindin mehr
Als deinen wärmsten Freund, als deinen Bruder?
Nun denn wohlan, so nimm es hin, dies Leben,
Es ist das größte Opfer nicht, das ich
Dir, Undankbarer, martervoll gebracht!
Ich geh', dem Henker dieses Haupt zu reichen,
Das liebend, brüderlich für dich gedacht.
Des Büttels Schwert mag diese Brust durchbohren.
In der ein Herz voll Liebe zu dir schlägt.
Des Todes Hand mag diese Augen schließen,
Die für dich sorgend manche Nacht durchwacht.
Er mag sie schließen, damit jene lebe,
Sie, die mit unbesiegbar'm, gift'gem Haß,
Mit ungemessner Rachgier mich verfolgt,
Die unter meines Lagers weiche Kissen
Mir Skorpionen warf, sie, deren Dolch
Nach meinem Herzen stets gerichtet war,
Der schöner als Kastiliens Königskrone
Mein Haupt, von Henkershand gefallen, blinkte;
Sie, die sich eilen würde, deine Schonung
Mit blut'gem Martertode dir zu zahlen:
Damit die Furie lebe, soll ich fallen!
Wohl denn, ich eile, selbst mich anzuklagen!

Maria.

Halt!

Rodrigo.

Nun, was zauderst du? — Ist's nicht dein Wille?

Maria.

Wohin soll ich mich wenden? — Üb'rall Tod!
Wohin ich blicke, schaudervoller Tod!
O hab Erbarmen! Ach, ich bin ein Weib,
Ein armes, schwaches, fühlend Weib!

Rodrigo.

Das bist du!
Darum will ich, ein Mann, statt deiner handeln!
Vertrau auf mich! — Ich führe dich zum Glücke!

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Maria, dann ein **Diener.**

Maria.

Er geht! Auch er verläßt mich! — Bruder, Bruder,
Du spielst ein fürchterliches Spiel mit mir!
Ich treibe sinkend in dem Meer des Zweifels,
Und nirgends zeigt sich mir ein freundlich Licht,
Das mir den Weg zum sichern Hafen zeigte.
Warum vertraut' ich auch die weiche Seele
Den Stürmen dieser trügerischen Wogen,
Warum versucht' ich kühn die Macht der Hölle!
Weh, eitle Törin, mir, daß ich das Haus,
Das friedliche, das engbegrenzte Haus
Der Väter fliehend, diese Hallen suchte!
Beim Eintritt in die fürchterliche Pforte
Floh weinend meiner Ruhe Schutzgeist von mir,
Der Unschuld Krone löste sich vom Haupte,
Am Strahl der schimmervollen Majestät
Verdorrten alle jene Himmelsblumen,
Die mir in meiner Einsamkeit geblüht,
Und Unschuld und Vertraun, die Schonung und
Das Mitgefühl mit des Gekränkten Leiden
Entwichen aus der stolzerfüllten Brust,
Und leer und schaurig wie ein Eisgefild
Lag starr mein Herz in dem entweihten Busen!
Es trocknete der Tränen süße Quelle!
Ich habe nimmermehr geweint! — Weh mir!

Ich habe nimmermehr geweint! — Straf mich,
Gerechter Himmel, straf mich! Gieße rächend
Des Zornes vollen Köcher auf mein Haupt,
Nur laß mich weinen! Schenk mir Tränen,
Tränen!
Nur einen Tropfen in dies Flammenmeer,
Nur eine Träne in der Neu'gen Auge!
Straf, doch zertritt mich nicht! — Nur eine
Träne!

(Sie hebt die Hände zum Himmel empor, Tränen überströmen ihr Gesicht, sie fängt sie mit dem Tuche auf und blickt dies mit flammenden Augen an.)

Ich bin erhört! Dank, güt'ger Gott! Ich bin
erhört!
Ha, Götterboten, seid willkommen mir!
Ihr bringt der Sünderin des Himmels Gnade!
Mit diesen Tränen sinkt die schwere Last
Der ehernen Vergangenheit zurück,
Es öffnet sich der Zukunft lichtes Reich,
Der Hoffnung hingewelktes dürres Reis
Sproßt grünend wieder in dem heitern Herzen.
Im Kreis der Menschheit wieder aufgenommen,
Tret' ich, ein neugebornes Kind, hinein!
Die Hüllen des Verbrechens sinken nieder,
Und ahnend schau' ich nie geträumtes Glück,
Der ausgesöhnte Himmel lacht mir wieder,
Ich zittre nicht mehr vor des Richters Blick,
Es kehren froh mit goldenem Gefieder
Die Geister meiner Jugend mir zurück,
Das tiefgebeugte Herz kann sich erheben,
Vom Tode wach' ich auf zu neuem Leben! —
Und nun zum König, Gnade zu erflehn
Für sie! Ein ungeschminkt Geständnis soll
Auf immer mich aus seinen Armen reißen,
Soll mich mir selber wiedergeben, soll
Die arme Dulderin befrein! — Mein Bruder —
Weh, dieser Name reißt mich aus dem Himmel,
Dem selbstgeschaffnen, fürchterlich zurück!
Ich rette sie und töte meinen Bruder!
Durch seine Brust geht ihr der Weg zur Freiheit,
Sein Grab ist ihr des Thrones erste Stufe,
Und das entzückendste Triumphgeschrei
Ist ihr sein Röcheln in des Todes Armen!
Soll meine Rückkehr in der Tugend Schoß
Ein fürchterlicher Brudermord bezeichnen,
Gottes Verzeihung ich mit Blut erkaufen?
O Bruder! Süßer Name jedem Herzen,
Das rein und unschuldsvoll der Jugend lebt,
Du tönst mir fürchterlich ins wunde Herz!
Wen mit gewalt'ger Hand das Laster anfaßt,
Der wird der Ruhe Antlitz nimmer sehn!
Ihm wandelt sich in Gift der Labetrank,
Ein Mörder grinst ihn an aus Freundesaugen,
Der Schlaf, der Sorgentöter, Freudenbringer,
Verschließet ihm sein allen offnes Horn,
Selbst aus des Bruders vielgeliebtem Busen
Leckt ihm der Hölle Racheglut entgegen.
Es wandelt die Natur sich ihm zur Strafe,
Zu seiner Peinigung verändern sich
Des Seins unwandelbar stet'ge Gesetze
Und selbst die Tugend wird ihm zum Verbrechen!
Ich will das Gute, doch die Tugend selber
Reißt meinen ausgestreckten Arm zurück!
Sie falle denn! — Du weißt es, heil'ger Gott,
Daß ihr unschuld'ges Blut ich nicht begehre,
Frei ist mein Herz und rein von dem Verbrechen! —
Und doch — warum füllt ungeheure Angst
Des ahndungsvollen Herzens dunke Tiefen,
Warum dies mächtige Gefühl, das mich
Mit Riesenfäusten der Verzweiflung Dolch
Entgegenschleppt, das kranke Haupt entzündet,
Das Blut in meinen Adern stockend hemmt? —
Entsetzlicher Gedanke, Höllenglut
Ist Labekühlung gegen dein Betasten!
Ich wäre dennoch schuldig, seit der Stunde,
Der fürchterlichen Stunde schuldig, als,
Gefallen, ich in Pedros Armen lag?
Ich trüge, ich, die ungeheure Schuld
Von allen Greueln, die dies Land verzehren?
Ich zündete des Landmanns Hütte an,
Ich mordete der Mutter Schmerzenssohn,
Ich riß den Gatten aus der Gattin Arm,
Den Vater aus der schwachen Kinder Mitte
Ich warf dies Weib, das Engel Schwester nennen,
Von ihres Gatten Brust in Grabesnacht?
Ja, ruft der innern Stimme Donnerton,
Und rauchende Ruinen, Witwentränen,
Vergossnen Blutes himmelschrei'nde Bäche
Und Blankas stummes Händeringen schreien
Empor zum ew'gen Richter furchtbar: Ja!
Ich Mörderin, ich Blankas Mörderin!
Weh mir, ich sehe sie von tausend Dolchen
Zerrissen, ringend mit dem Tode! sterbend!
Zu Hilfe, Gott, zu Hilfe!

(Sie eilt gegen die Türe, ein Diener tritt ein.)

Lichter! Lichter!
Zum Winkel dort! dort, wo sich's regt! Siehst du?
Im Dunkel! Ich will Licht! — Ah! —

(Der Diener will sich entfernen, sie hält ihn bebend mit beiden Armen.)

Lichter! Lichter!

Diener.

Ich will drum gehen!

Maria.

Nein, geh nicht! Bleib! Bleib!

Diener

(zur Tür hinausrufend).

Yniqo, Lichter! (Man bringt Lichter.)

Maria.

Nicht hierher! — dorthin!
Dort in den Winkel hin! — Es ist so dunkel!
Mehr Lichter, mehr! — Geh nicht! Verlaß mich
nicht!

(Sie wird schwach, der Diener führt sie zu einem Sessel.)

Diener.

Es wird Euch schlimm! Was fehlt Euch, Donna?
— Bleibt,
Ich will den Arzt Euch rufen!

Maria.

Keinen Arzt!
Denn Gottes Hand ist's, die mich niederwirft,
Sein glüh'nder Finger brennt auf meinem Herzen.
Was Gott tut, das ist wohlgetan! — Weh mir!

Sechster Auftritt.

Diego de Robledo. Vorige. Bald darauf Rodrigo de Padilla.

Robledo (hereinstürzend).

Wo ist Padilla? — Wo ist Euer Bruder?

Diener.

Beim König!

Robledo.

Schnell zu ihm! Ich muß ihn sprechen!

Diener.

Er hat befohlen, daß —

Robledo.

Ich muß ihn sprechen!
Geh, Bursche, oder du gehst in die Hölle!

(Die Hand am Schwert. Diener ab.)

Maria

(sieht Robledon mit starren Augen, in heftigster Bewegung, aber unbeweglich an).

Robledo

(auf und nieder gehend).

Verdammt, muß dieser Streich mißglücken! Aber
Geduld, Herr Ritter, wir sind nicht zu Ende!

Rodrigo (kommt).

Wer wagt es, mich zu stören? — Du? — Was
gibt's?

Robledo.

Die eine Hälfte Eures Auftrags kann
Ich nicht erfüllen.

Rodrigo.

Wie?

Robledo.

Haro ist tot!

Rodrigo.

Ha, tot?

Robledo.

Ich fand ermordet ihn im Gange,
Der nach der Schloßkapelle führet, liegend,
Des Ordensmeisters Mantel neben ihm,
Auch sah man Guzman mit entblößtem Schwert,
Mit Blut bespritzt, nach Blankens Zimmern eilen!

Rodrigo.

Die Schlüssel?

Robledo.

Sind in seinen Händen!

Rodrigo.

Ha!
Nun nach auf seine Spur, damit der Tod
Schnell seines Mordes Früchte ihm entreiße.
Schnell fort! und zaudre nicht! Du bist gesichert!
Hier der Befehl, vom König unterschrieben!
Nach Blankas Zimmern, sagst du? — Hin!

(Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Maria. Dann der **König.**

Maria

(hat beim Eintritt ihres Bruders einen Versuch gemacht aufzustehen; doch zu matt dazu, sinkt sie am Stuhle auf die Knie nieder. Nun legt sie das Gesicht in die flachen Hände, diese auf den Sessel, und bleibt ohne Bewegung in dieser Stellung.)

(Düstre Pause.)

König

(wild hereinstürzend, halb entkleidet, ein ausgelöschtes Licht in der Hand).

Schlaf! Schlaf!
Kastiliens Kron' um eine Stunde Schlaf,
Um eine einz'ge kurze Stunde Schlaf!
Daß seine Hand das Schreckensbild verscheuche,
Das meines Herzens ahndungsvolles Zagen
Vor das erstarrende Gesicht mir zaubert. —
Ha, sie Verbrecherin! — Ich kann's nicht fassen!
Des Herzens innigstes Gefühl empört
Sich widerspenstig gegen den Gedanken,
Selbst in der Überzeugung ernstem Antlitz
Glaubt freudig mein bestochnes Aug' der Lüge
Verworfne Larve zu erblicken! — Schuldig!
Sie schuldig? Blanka schuldig? — Nein, unmöglich!
Ich glaube, daß die ew'ge Wahrheit lüge,
Daß Teufel wandeln an des Lichtes Quelle,
Und Himmelsgeister in des Abgrunds Bauch
Der Sünde fluchenswürd'gen Faden spinnen,
Doch nimmermehr, daß Blanka schuldig sei!
Weit leichter wird zum schwarzen Laster selbst
Die Tugend, als sie zur Verbrecherin!
Dies Auge, das so rein und schuldlos strahlt,
Dies Antlitz, mit des Himmels Abglanz übergossen,
Die hehre, leuchtende Gestalt, die nur
Gezwungen auf der Erde scheint zu wallen,
Die einer bessern Welt scheint zu gehören,
Bei deren Anblick alles Ird'sche schweigt,
Die Leidenschaften schamvoll sich verbergen,
Der Schauer fürchtet jeden Augenblick,
Itzt werde sie und itzt von lichten Wolken
Emporgetragen, seinem Blick entschwinden!
Dies alles nichts als Täuschung, nichts als Schminke?
Sie fähig des entsetzlichsten Verbrechens,
Sie, deren Herz ich zu entweihn geglaubt
Durch meine heiße, ungemessne Liebe,
Sie, die, erhaben über Menschenfühlen,
Nur Himmlisches im Busen schien zu hegen,
Birgt unter lügenhaft erborgten Strahlen
Der Hölle abgestohlne Missetaten!
So viele Anmut, so viel Himmelsschöne,
Ist die nichts als ein schlau geborgter Köder,
Das Opfer deiner Rache zu umgarnen?
Der Gottheit Siegel dir ein falscher Stempel,
Mit dem das Aug' der Welt du schlau betrügst?
Doch nein, unmöglich! Ich kann es nicht glauben!
So widerspricht sich nimmer die Natur!
Nur darum hätte sie in Himmelsformen
Dies Weib gebildet, um der Hölle Geistern

Ihr Herz zur großen Wohnung zu bereiten?
O Blanka, warum scheinest du so schön,
Da du so häßlich bist! — Weh dir! — Weh mir!
O Blanka, Blanka!

Maria (aufgeschreckt).
Blanka?
(Erblickt Pedron.)
Ha! Entsetzen!

König.
Ha, wer ist hier unglücklich noch als ich?
Wer bist du, der du dort im Dunkeln weilst?
Gib Antwort! Bist ein Mensch du oder haben
Des Geisterreiches Pforten sich geöffnet?
Bist du des Himmels Bote, abgesandt,
Des Mordes ausgestreckte Hand zu lähmen,
Der Unschuld licht Gewebʼ vor meinen Augen
Mit segenreichen Händen zu entfalten,
So sprich und rettʼ mein Leben mit dem ihren.
Doch bist du aus des Abgrunds Nacht gekommen,
Ein Rächer jener ungeheuren Tat,
So fliehe, denn in meinem Innern lebt
Dein fürchterlicher Stellvertreter; du
Kannst teuflischer mich nimmer quälen, als
Mein Herz mich martert, flieh, flieh! Du bist unnütz!
Entweich! Zu glücklichen Verbrechern eile,
Die froh der Sünde süße Früchte schmecken!
Ich habe ihre holde Seite nicht
Gesehn, nur ihre Schrecken haben mich
Mit Macht ergriffen. — Keine Strafe mir!
Mir wird die Sünde selbst zur blutʼgen Strafe,
Und jede deiner Qualen ist mir Wollust,
Da sie mich meiner innern Pein entreißt.
Du schweigst? Noch einmal sprich! Mensch oder Teufel?
Wer bist du? Steh' mir Redʼ, oder mein Degen
Soll es versuchen, ob dein Geistertum
Auch Stich hält!

Maria
(stürzt zu seinen Füßen).
Pedro! Pedro!

Pedro.
Ah, du bistʼs?
Geh, geh! leg dich zu Bette, gutes Mädchen!
Die Sünde mag die düstre Nacht durchwachen!
Die Tugend schläft! Fort, fort! Zu Bette, Mädchen!
Es herrscht ein böser Geist in diesem Dunkel,
Der alles giftig anhaucht, was ihm naht.
O, kenntest du das schwarze Ungeheuer,
Das diese Mitternacht im Schoße hegt,
Das Mark in deinen Beinen würde trocknen,
Dein Hirn mit Fiebergluten sich entzünden,
Dein Haar wie Igelsstacheln sich erheben.
Leg dich zu Bette! Wach nicht länger, Mädchen!
Es könnte leicht dein Schlafen drunter leiden!
Ich muß wie ein Gespenst die Nacht durchwachen,
Der Schlaf flieht den, der seinem Bruder,
Dem schrecklichen, gewaltsam Opfer bringt.
Ich schlafe nicht! Ich werde nimmer schlafen!
(Wirft sich in einen Stuhl.)

Maria
(schleppt sich auf den Knieen zu ihm und umfaßt die seinigen).
O höre mich, die hier dem Schmerz erliegt!

König.
Was willst du? — Bist du nicht mein Weib? — Hinweg!
Dein Kuß ist süßes Gift, dein Wort ist Lüge!
Fort, Natter, fort! daß ich dich nicht zertrete!

Achter Auftritt.

Diener. Vorige.

Diener (hereinstürzend).
Wo ist der König? — Gnädʼger Herr, verzeiht!
Diego de Robledo, Euer Hauptmann,
Dringt mit bewaffneten Trabanten in
Der Königin Gemächer wütend ein,
Mit Schwert und Kolben sprenget man die Türen,
Der Tod schwebt über ihrem Haupte.

König (schreiend).
Halt!
(Er springt auf und eilt der Türe zu.)

Diener.
Der Ordensmeister Guzman wird vermißt!

König
(wendet sich um).
Der Ordensmeister? — Guzman? — Ha, Verruchte! —
Fahrʼ wohl! — Gutʼ Nacht! — — Luft! Luft!!
(Er reißt sich die Schärpe ab und das Wams auf, holt tief Atem und zittert am ganzen Leibe.)

Diener.
O gnädʼger Herr,
Wie könnt Ihr ruhig —?

König.
Ruhig? — Ruhe? — Ruhe?!
(Er preßt gewaltsam die geballten Hände aufs Herz.)
Im Grab ist Ruhʼ!

Diener.
O eilet, sie zu retten!

König.
Sie und den Ordensmeister, willst du sagen?
Ha, er und sie! — Ein feines Pärchen! — Sie und er!
Gutʼ Nacht, lieb' Liebchen! — Ich will schlafen gehn!
(Er wankt zur Türe, dort hält er sich erschöpft an der Stuhllehne.)

Diener.
Um Gottes willen, gnädʼger Herr. Ihr sinkt! —
Doch welche ungewohnte Helle! — Himmel!
(Er eilt ans Fenster.)
Erhellet ist der Königin Schlafgemach!
Gewaffnete erblickʼ ich durch die Scheiben!

Maria

(rafft sich auf und eilt fliegend zum Fenster).

Wo, wo? — Halt ein! — Gerechter Gott, sie stirbt!

(Zum König eilend.)

Zu Hilfe ihr! O eile, rette sie!
Du bist betrogen, schändlich hintergangen!
Unschuldig sie! Ich! ich Verbrecherin!

(Sinkt ohnmächtig in des Königs Arme.)

König.

Unschuldig?

(Er schüttelt sie.)

Hölle, gib sie mir heraus!
Daß ich noch einmal diese Silben höre!
Unschuldig sie? — So fahr hinunter, Schlange,
Zur Hölle in dein mütterliches Land,
Das dich zu meiner Marter ausgespieen!

(Stößt sie wütend in den Stuhl.)

Unschuldig! Ha, unschuldig! — Blanka! Blanka!!

(Ab. Maria wird fortgebracht.)

Neunter Auftritt.

Rittersaal.

Blanka. Fedriko.

(Blanka will mit von Angst beflügelten Schritten voraus, Fedriko folgt, in der einen Hand ein blutiges Schwert, in der andern die Haron abgenommenen Schlüssel.)

Blanka.

Ha, Mann des Schreckens, was willst du? Blut! Blut
Klebt fürchterlich an deinen starren Händen!

Fedriko

(blickt verworren lächelnd wechselweise bald auf sein Schwert, bald auf die Schlüssel).

Blanka.

Ha, Unglücklicher, was hast du getan?

Fedriko

(wirft schaudernd das Schwert von sich und betrachtet seine Hand).

Blanka.

Mit Mord befleckt die reine, schöne Seele,
Das Schwert, das sonst dein Vaterland beschützt,
Getaucht in deiner eignen Brüder Busen! —
Ha, wie er dasteht, ein gefallner Engel,
Der die verlorne Seligkeit, im Geiste
Mit furchtbarer Verzweiflung ringend, mißt.
Weh! diesen Anblick trag' ich nicht! Fedriko!

Fedriko

(hebt die Hand empor).

Schön! — Purpur! — Ha, ein königlicher Anblick!
Wer sagt dir, daß das Blut sei! Purpur! Purpur!

Blanka.

Der Schmerz durchwühlt sein Hirn, wirft seine Sinne
Dem Wahnsinn vor zur fürchterlichen Speise!

Fedriko.

Entflieh! Hier nimm die Schlüssel, Weib, und flieh!
Du staunst? — Dem Teufel hab' ich sie entrissen!
Im Schlangenbalg verhüllt, purpurn und gütden —
In Purpur, ja — denn er ist auch ein König! —
Stak er, und lieblich zischte seine Zunge,
Doch ich trat ihn darnieder in den Staub!
Nimm, Weib! — Du willst nicht? — Schauderst du vor Blut?
Es ist der Wächter Blut nur, die den Eingang
Zum Liebchen trotzend mir verwehren wollten!
Der eine hatte mir das Leben einst
In einer heißen, blut'gen Schlacht gerettet,
Zum Dank bohrt' ich das Schwert ihm in die Brust.
Narr! Warum retteteſt du mich vom Tode.
Es geht mit großen Herren nun nicht anders!
„Ihr, edler Herr?" so stammelt' er! — Ha, ha,
's war lustig!

(Mit der Hand an den Augen.)

Was ist das? — Wasser! Wasser!
Mein Kopf ist nichts wert, meine Hand ist besser!

Blanka.

O Himmel, rette ihn! Auf mich, auf mich
Laß deines Zornes Fluten sich ergießen!

Fedriko.

Du sollst das Weib des Bruders nicht begehren!
Du sollst nicht töten! — Ha, wer nennt mich „Schurke"!
Bringt ihn zu mir, ich will ihn Lügner schelten!
Komm, Liebchen, komm und küsse mich! — Du sträubst dich?
Meineidige! Für dich hab' ich gemordet,
Gebrochen meines Eides heilig Siegel,
Den Furien zur schauerlichen Wohnung
Die öde, wildempörte Brust geweiht!

(Immer weicher.)

Um deinetwillen fließen diese Tränen,
Verzehren unnennbare Höllenmartern
Dies fürchterlich zerfleischte, wunde Herz,
Um deinetwillen, Weib, bedecket Schande
Dies Haupt, das einst des Ruhmes Kranz umstrahlt,
Und du verweigerst kalt mir einen Kuß?

Blanka.

Fedriko! O Fedriko!

(Sinkt in seine Arme.)

Fedriko.

Blanka! Blanka!

(Preßt sie heftig an seine Brust.)

— Fort! Fort! Aus meinen Armen! Giftig weht
Aus meinem Innersten ein böser Geist,
Er bebt zurück vor eines Engels Nähe!
Nicht diesen Blick! — Weg deine sanften Hände!
Ich bin der nicht mehr, der ich einst gewesen!
Als einem Laster ich das Herz geöffnet,
Schlich Hand in Hand sich ihre ganze Schar
Treubrüchig in den aufgeschlossnen Busen.

Verwegen drängt hervor sich die Begierde,
Und niegesehne Bilder formen sich
In meiner heiß entglühten Phantasie,
Den reinen Engel hat das schöne Weib
In meiner Brust verdrängt! — Nicht diesen Blick!
Er könnte Teufel sanfter fühlen lehren,
In meiner Brust facht er die Flammen an!

Blanka.

Gerechter, konntest du dein Meisterstück
Mit einem Schlage deiner Hand zertrümmern!

Fedriko
(vor sich hin).

Und kann's Verbrechen sein, das aufzulesen,
Was er verachtungsvoll von sich gestoßen?
Wer haucht dies schwarze Wort in meine Seele?
Fort von mir, gräßliche Gedanken! — Flieht!

Blanka.

Fedriko, tritt zurück, noch ist es Zeit,
Noch hat der Tag den dunkeln Schleier nicht
Gezogen von dem Antlitz deiner Tat.
O laß mich sterben! An dem Baum des Lebens
Ist mir im Keim erstickt jede Frucht,
Soll traurig ich die welken Blätter sammeln,
Bis sie der Tod von dürren Ästen schüttelt?
Gib mir den Tod, Allgütiger! den Tod!
Des Lebens Freuden hast du mir genommen,
So nimm denn auch dies kahle Leben hin!

Fedriko.

Du willst mit deinem Blut mein Leben kaufen,
Mein unwürdig verbrecherisches Leben?
Ha, Weib, du bist betrogen, sag' ich dir!
Die Schale siehst du nur, den Edelstein
Hat ein gewandter Dieb listig gestohlen.
Wenn du ein Seufzerchen nur dafür gibst,
Ein Tränchen, das die Luft verzehrt, eh' es
Sich aus der Mutter Schoß ganz losgewunden,
Du gibst zu viel! viel, viel zu viel! Mein Leben
Ging eines Schrittes stets mit meiner Ehre,
Und die hat ihren Preis verloren, seit
Ich einen Preis für sie gefunden! Weib,
Kauf nicht! Der Tod hat schon so viel geboten,
Daß nur die Sünde mehr noch bieten kann!
Ich rette dich! Ich hab' den Weg betreten
Und will ihn mutig wandeln bis zum Ziele!
Geschworen hab' ich's, unlösbar geschworen,
Dich seinen Mörderhänden zu entreißen,
Und eh' wird die Natur ihren Gesetzen,
Das Licht der Sonne untreu, als ich meinem Schwur!

(Er eilt zu einem großen Bilde, das in der Ecke des Saals steht, und hebt es aus seinen Fugen. Eine Tür wird sichtbar, er schließt auf.)

Blanka.

Ach, Vater, Vater, leih mir einen Strahl
Von deiner Weisheit, der die dunkle Nacht
Der Ungewißheit hellt, die mich umgibt!
Erbarmen! Deine Geister prüfe so,
Nicht dieser Welt gebrechliche Bewohner!
Es öffnet sich mir eine schöne Zukunft,
Vom Sonnenschein der Liebe hell erleuchtet.
Des Mutterlandes wohlbekannte Fluren,
Die jede meiner Freuden blühen sah'n,
Soll ich mit freiem Fuße wieder treten!
Die Haine, die der Liebe junge Knospe
In ihren starken Armen schützend deckten,
Und jeden Ort, an den mit starken Fäden
Der Zauber der Erinnerung mich knüpft,
Soll ich nach langer Trennung wieder schau'n!
Jene Natur soll wieder mich umfangen,
In deren Schoße ich beglückter Liebe,
Geheimer Sehnsucht süße Tränen weinte,
An deren Busen ich mit ihm, mit ihm
In seligem Vergessen glücklich lag,
Die unsrer Liebe süße Schwüre hörte,
Die segnend uns mit Mutterarmen barg,
Als liebevoll wir unsre Herzen tauschten,
Zu einem Sein das Doppeldasein schmolz!
Umschließen soll ich wieder meines Vaters
Gebeugten Nacken, durch der Tochter Unglück
Gebeugt! Den Mund an seine Lippen pressen,
Mit diesen Armen seine Schritte stützen,
Mit liebender Gewalt ihn aus des Grabes
Schon ausgestreckten Armen sorgsam ziehn,
An meinem Busen seinem greisen Haupt,
Das mein Geschick auf Dornen ihm gebettet,
Ein weiches, süßes Lager zubereiten! —
Ich seh' ihn, wie er nach der teuren Tochter
Die abgezehrten, schwanken Arme streckt,
Sein kummerschweres Haupt seh' ich gesunken,
Den Blick voll Sehnsucht in die Ferne richtend,
Woher die Retterin ihm soll erscheinen!
Nicht täuschen soll dich deines Herzens Zug!
Vater, du rufst! Ich folge deiner Stimme!

(Sie eilt gegen die Türe; doch plötzlich hält sie inne, schüttelt langsam und kummervoll den Kopf und kehrt in den Vordergrund zurück.)

Fedriko
(voll Entzücken).

Blanka, du willst? — Willst wirklich? Willst entfliehn?
Nun denn, leb wohl! leb ewig wohl, Geliebte!
Laß mich zum letzten Male dich so nennen,
Laß aus dem Buche des Gedächtnisses
Mich jene kummervollen Tage wischen,
Mit Dolch und Gift von dem Geschick bewaffnet,
Laß uns auf des Gedankens schnellem Fittich
Hinübereilen, Hand in Hand,
An der Loire himmlische Gestade,
Wo noch der Sitte schwarzer Dämon
Nicht zwischen unsre Herzen sich gedrängt,
Wo noch kein König durch sein herrisch Wort
Der Seelen innige Vermischung trennte,
Wo ich noch schaudern konnte, wenn mein Ohr
Der Sünde vielverhaßter Name traf.
O, Rückerinnerung des ungemess'nen Glücks,
Zurück mit deinem strahlenhellen Schein,
Der mir den Abgrund, der mich ringsum angähnt,
Vor meinem schmerzbenetzten Aug' enthüllet!
O, was besaß ich! Was hab' ich verloren!



Blanka: O, freudig sterbe ich
an deiner Seite!

Wenn ich so selig saß an deiner Seite,
Dein Herz an meinem Herzen wogend pochte,
Mein Mund auf deinen heißen Lippen brannte,
Rings um uns her die feiernde Natur
Mit einem hellen Lichte übergossen,
Da schien der Menschheit Hülle weggenommen
Von unserm freien Nacken, Grab und Welt
Entschwanden unsern liebetrunknen Blicken.
Es schien was Höheres in uns zu walten,
Dem Fluch der Sterblichkeit nicht untertan,
Das selbst der Tod nur herrlicher entfalten,
Das Grab zu schönerm Leben wecken kann,
Das jenseits wir des Reiches der Gestalten
Am Ziel der durchgewallten rauhen Bahn,
Dort in der Ewigkeit verschwiegnen Gründen
In unbefleckter Reine wiederfinden!
(Lebhaft.)
Fühlst du den Strahl lebendig, segenreich
Die Nacht des Kummers in der Brust durchblitzen?
An meine Brust! Mein Weib! — Jetzt wieder mein!
Von Gottes Hand mir selber angetraut!
Nun mag der Tod uns immerhin erscheinen,
Er trennt uns nicht, er kann uns nur vereinen!

Blanka
(an seinem Halse).
Er trennt uns nicht, er kann uns nur vereinen!
(Getöse von außen, man hört eine Türe aufsprengen.)

Blanka.
Hörst du? Er kommt, er kommt, uns zu vermählen!

Fedriko.
Ha, was ist das?

Blanka.
Es nahen meine Henker!

Fedriko.
Zurück! (Er rafft sein Schwert auf.)
Sie sollen meine Klinge fühlen!

Blanka.
O, freudig sterbe ich an deiner Seite!

Fedriko.
Ha, weh dem, der es wagt, dich zu berühren!
Entflieh! Hier, der geheime Gang! — Entflieh!

Blanka.
Ist dies der Mut, der dich noch erst erfüllte?

Fedriko.
Ich habe Mut genug, zu sterben, aber
Nicht deinen Tod zu sehn! — Entflieh!

Blanka.
Umsonst!
(Man hört eine zweite Tür einschlagen.)

Fedriko.
Um meiner Liebe willen, Blanka, flieh!
(Zu ihren Füßen.)
Auf meinen Knien beschwör' ich dich! Entflieh!

Blanka.
Und du stirbst hier für mich? Nein! Nimmermehr!

Fedriko.
Ich — sterbe nicht! — Ich habe Hoffnung — werde —
Ich bin gerettet, trifft man dich nicht hier!
Der König muß mich schonen, man weiß nicht,
Daß ich es bin, der deine Flucht befördert!
Flieh! wenn du länger weilst, bin ich verloren!

Blanka.
Verloren? — Mir den Schlüssel!
(Man bricht von außen an der Tür des Saals, verworrne Stimmen.)

Blanka.
Lebe wohl!
Wir sehn uns wieder!

Fedriko
(gen Himmel blickend).
Ja, wir sehn uns wieder!
Gedenke meiner, wie ich dein gedenke!
Leb wohl! — Nun fort! Schnell fort!
(Blanka in den Gang ab.)
Sie ist gerettet!
Dank, Gott, du hast den letzten Wunsch erhört!
(Er hüllt sich in seinen Mantel, das bloße Schwert in der Hand, und steht unbeweglich am Eingange des Ganges.)
(Die Türe wird eingesprengt.)

Zehnter Auftritt.

Robledo. Soldaten. Fedriko.

Robledo.
Der Stein ist weggeräumt! — Wie? alles leer?
Entkommen sie? Verdammt! Doch still! Seht ihr?
Die Nacht gewinnt Bewegung! Dort im Dunkeln
Regt sich's! Wer da? — — Gib Antwort! Heh! — — Wer da?
Mein Schwert soll Stimme dir entlocken, wenn's auch
Nur Teufelsseufzer wären! Kommt!
(Geht auf ihn los.)

Fedriko.
Zurück!

Robledo.
Du bist der Ordensmeister Guzman oder
Der Teufel! Meine Klinge soll mir zeigen,
Welcher du bist von beiden! Komm zur Probe!
(Er haut nach ihm.)
(Die Soldaten fallen über Fedriko her, Gefecht, Fedriko fällt.)

Robledo.
Hast deine Rolle schlecht gespielet, Teufel!
Fahr in die Höll' und lern sie besser spielen!
Nun Blanken nach! Hier dieser Gang! Fort! schnell!

Fedriko.

Zurück!
(Er rafft sich auf, sinkt wieder zu Boden.)
Barbaren, halt!
(Er macht wiederholte Versuche, sich emporzuheben, sinkt aber immer zurück. Die Soldaten schreiten über ihn in den Gang.)
Weh! Blanka! Blanka!
(Stirbt.)
(Lange, schaudervolle Pause. Über eine Weile hört man im Gange einen gedämpften Schrei. Dann wieder Stille.)

Elfter Auftritt.

König. Rodrigo. Hofleute. Dann mehrere Soldaten.

König.

Halt ein! — Zurück! — Wo ist sie? — Fort! fort! fort!
(Er stößt auf Guzmans Körper.)
Was ist das, eine Leiche? — Ha, Fedriko!
Entsetzen! — Diesen klage an, nicht mich!
(Auf Rodrigo deutend.)
Auf mich nicht starre dein gebrochnes Auge!
(Schaudernd.)
Ha, ich kann seinen Anblick nicht ertragen!
(Man verhüllt Guzmans Leiche.)
Ein andermal, Mann, will ich dich beweinen!
Jetzt steht mein Auge in der Liebe Sold!
Weg, eitle Trauer! — Blanka, wo bist du?
Die Krone meiner Väter dem, der mir
Mein Weib zurück in meine Arme führt!
(Einige eilen in den Gang.)

Rodrigo (für sich).

Ich atme leichter! Sie ist schon geopfert!
Nun, schlaue Klugheit, nun dein Meisterstück!
(Laut.)
In Guzmans Händen war der Schlüssel zu —

König.

Ha, Schlange, willst du nochmals mich umschlingen?
Unschuldig, sprach sie, und der Tod spricht Wahrheit!
Bete zu Gott, Verräter, daß kein Stein
Die zarten Sohlen ihr geritzt, kein Wächter
Sie rauh und unsanft angefaßt, du sollst
Mir jede Träne tausendfach bezahlen!
Du sollst nicht sterben! Nein, der Tod wär' Gnade!
Denn er entzöge meiner glüh'nden Rache dich.
Nur stets sollst du sein schwarzes Antlitz sehn
Und seine Hand in deinem Innern fühlen,
Mit offnen Armen ihm entgegen seufzen,
Ihn nie erflehen können und verzeifeln!

Ein Diener kommt.

Diener.

Donna Maria ringet mit dem Tode,
Sie ruft oft Euren Namen, gnäd'ger Herr!
Man glaubt sie woll' Euch sprechen!

König.

Fahre wohl!
Sie mag geruhig sterben! ihr Gewissen
Hab' ich von einer schweren Last entbunden!
(Man bringt Blankas Leiche verhüllt aus dem Gange.)

König.

Ha, was ist das? — Verschließ die Augen, Himmel,
Umzieh mit Trauerflor dein heitres Antlitz,
Wenn Wahrheit spricht die Ahndung meiner Brust!
Schweig, Totenruf, du lügst!
(Zu einem Diener.)
Wo ist mein Weib?

Diener
(zuckt die Achseln).

König.

Gib der Natur dein Menschenangesicht
Zurück, du bist der Unsern keiner! Kannst du
Mit einem leichten Zucken morden, Teufel?
(Faßt Rodrigo an.)
Wo ist mein Weib?
(Man enthüllt die Leiche.)

König.

Ah — Ha, wer zaubert mir
Dies blut'ge Bild des Todes vor die Augen?
Blendwerk, entweich, du gleichest meinem Weibe!
(Er geht darauf los.)
Weh mir! sie ist's! — Weh! — Blanka! — Blanka! Blanka!
(Stürzt an der Leiche nieder.)
(Lärm und Waffengetöse von außen.)

Ritter (kommt).

Die Feinde stürmen! — Auf! Verräterei
Hat eine Pforte ihrem Heer geöffnet,
Schon streifen mordend sie in allen Straßen!
Don Gomez, unsre letzte Stütze, ist
Gefallen! Feinde, Feinde überall!
(Bewaffnete treten, während der Ritter spricht, ein und sprechen heimlich und voll Angst mit Rodrigon.)

Rodrigo.

Entflieht, mein König, hier durch diesen Gang!
Man sprenget des Alkazars Tore schon!
Man naht! Um Gottes willen, hört Ihr nicht
Der Wütenden Geschrei? — Auf, auf, entflieht!
Noch ist es Zeit, noch könnet Ihr entrinnen!
Sie suchen Euch!

König
(hebt sich etwas empor, schmerzvoll und matt).

Hier sollen sie mich finden!
(Sinkt wieder in seine alte Stellung zurück.)
(Alle Anwesenden stehen voll stummen Entsetzens umher, unter immer näher kommendem Geschrei und Waffengetöse fällt der Vorhang.)

Wer ist schuldig?

Lustspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Holl. — Jeanette, Kammermädchen.
Marie, seine Frau. — Der Gärtner.

Garten. Rechts eine Laube, gegenüber ein Piedestal mit einer Vase darauf. Gartenstühle umher. Tagesanbruch.

Erster Auftritt.

Marie
(kommt mit einer Strickerei).

Die Sonne rötet schon der Bäume schwanke Spitzen,
Die Büsche werden laut, und Gras und Blätter blitzen,
Und auf dem Felde, das im Morgenstrahle glüht,
Ertönt der Lerche herzerhebend Jubellied;
Und alles wacht und lebt und freut sich seines Lebens,
Nur mir winkt alle diese Herrlichkeit vergebens!
Ach, nur vor wenig Jahren noch konnt' ich so rein,
So innig, so entzückt mich dieses Anblicks freu'n,
Doch nun ist's anders, tausend kleine, läst'ge Sorgen
Vergällen neidisch mir den himmlisch schönen Morgen. —
O Männer, Männer, ihr verdient es wahrlich nicht,
Daß eines Weibes Herz um euretwillen bricht.
Ihr gehet ruhig eurer Wege, unbekümmert,
Ob eine Träne in des Weibes Auge schimmert,
Die euer schonungsloser Leichtsinn ihr erpreßt,
Und eilt von Lust zu Lust und spielt und tändelt und — vergeßt!
Erst schmeicheln sie so süß, und wir gehn in die Falle,
Schnell wird das Lamm zum Wolf, und so, so sind sie alle.
Mein Mann ist gut und weich, ein Mann, der lieben kann,
Ein Mann von Geist, von Herz, kurz, ein vollkommner Mann,
Was man vollkommen nennt, — ein Schieler unter Blinden —
Doch ach, er ist ein Mann, und treu kein Mann zu finden! —
Herrschsüchtiges und ungezügeltes Geschlecht!
So stempelt denn dein Wille jede Tat zum Recht?
Euch schmückt des Ruhmes Kranz, euch blüht des Sieges Krone,
Ihr herrscht im Haus, im Lehrstuhl, auf dem Throne,
Die ganze Welt ist euer ungeheures Reich,
Da schaltet ihr allmächt'gen Göttern gleich
Und schlürft wie Opferdampf des Lobes Wohlgerüche,
Indes die Frau, verbannt in Kinderstub' und Küche,
Dem Herrn der Erde dient als kaum bemerkte Magd,
Der trällert, wenn sie weint, und pfeifet, wenn sie klagt.
Und preist uns auch am Schreibtisch hie und da ein Dichter,
Als Ehemann ist er vom nämlichen Gelichter;
Ergrimmt wirft Schillers Würd' der Frau'n er aus der Hand,
Weil seine sich zu widersprechen unterstand.
Genug! In Wien wie in dem Lande der Chinesen
Ist eine Frau das unglücksel'gste aller Wesen!
Wenn's einer ja einmal sich zu erheben glückt,
Dann stürmt man auf sie ein, bis aller Mut erstickt,
Und jene feinen Titel: Mannweib und Gelehrte
Sind es, mit denen man von jeher sie beehrte.
Ach güt'ger Himmel, wir entsagten ja so gern
Dem Platz auf Thron und Kanzel, Würd' und Band und Stern,
Wenn Lieb' und Treue nur dafür uns noch belohnte.
Doch ach, ein Mann und treu? Vielleicht der Mann im Monde!
Was sie an uns verdammen, tun sie ungescheut,
Was uns Verbrechen ist, ist ihnen Artigkeit.
Mein Mann ward rot, als mich Herr Jauer jüngst nur grüßte,
Doch daß er gestern erst mein Kammermädchen küßte,
Das darf das Weib nicht rügen; fehlen kann nur sie,

Der Mann tut, was er will, und nennt's Galanterie.
Geht wir spazieren und die Schule ist geendet,
So steht er, geht mir nicht vom Flecke und verwendet
Kein Auge, wie die Kleinen scheu und jüngferlich
Vorübertrippeln, ruft wohl eines gar zu sich,
Ein Kind, so eins von dreizehn oder vierzehn Jahren,
Und klopft es auf die Backen, spricht, er hab' erfahren,
Es sei so brav und fromm, und faßt es unterm Kinn,
Daß mir vor Scham und Ärger beide Wangen glühn;
Schon öfters überrascht' ich ihn mit Dormanns Jettchen,
Sie ist nicht schön, nicht einmal hübsch, allein ein Mädchen.
Ich bin nicht eitel, doch hielt mancher mich für schön,
Und er schwatzt nur mit ihr und scheint mich kaum zu sehn.
Allein, warum mit seiner Fehler Zahl mich quälen!
Er ist ein Mann! Wer mag den Sand des Meeres zählen?
(Sie setzt sich in die Laube und strickt.)
Das Brautgemach gleicht Circens zauberischem Haus;
Halbgötter treten ein und Wölfe gehn heraus.

Zweiter Auftritt.

Marie. Der Gärtner.

Gärtner
(schleicht verstohlen herein und blickt forschend rings umher).
Noch niemand hier! — Hier ist der Ort! — Und hier die Vase!
Nun schnell, eh' jemand naht.
(Er schiebt einen Gartenstuhl an das Piedestal, steigt hinauf und steckt die Hand in die Vase.)

Marie.
Was raschelt dort im Grase?
Heda!

Gärtner.
Die gnäd'ge Frau! Es ist um mich geschehn!
(Er springt vom Stuhle und sucht emsig etwas, das er in der Hand hält, zu verbergen.)

Marie.
Zeigt! Was verbergt Ihr?

Gärtner.
Nichts, nichts!

Marie.
Gebt! ich will es sehn!
Bekennt und reizt mich länger nicht. — Fehlt Euch die Sprache?

Gärtner (beiseite).
Ich wollt', es wäre so, so käm' ich aus der Sache.

Marie.
Ich seh', es ist ein Briefchen. Gebt! — Ha, welch' Verdacht
In der bewegten Brust mit einemmal erwacht!
Befehlen könnt' ich, doch seht, hier sind zwei Dukaten.
Doch nun der Brief!

Gärtner.
Was tu' ich?
(Er gibt ihr zögernd den Brief.)
Hier! — Allein verraten
Sie mich dem gnäd'gen Herrn, so jagt er mich davon!
Denn er verbot mir streng —

Marie.
Schweigt!

Gärtner.
Ach, ich schweige schon.

Marie.
Was werd' ich sehn?
(Sie besieht den Brief.)
Das Äußre ganz des Schreibers Spiegel!
Ein Blatt Papier und kaum gefaltet, ohne Siegel.
à M. H. — Holl! à Monsieur Holl! — Monsieur? Wie zart!
Da klang's weit inniger: an meinen Eduard.
(Sie entfaltet den Zettel und liest.)
„Wenn unser Argus schläft, schleich' ich mich in den Garten,
Rechts in der dunkeln Laube magst du mich erwarten."
Ist dies ein Brief? Sind dieses Worte? Himmel, kaum
Besinn' ich mich. Mir dünkt dies alles nur ein Traum.
So ist mit einemmal der süße Wahn verschwunden,
Geliebt zu sein! Der Wahn der mich in schweren Stunden
Beim Leichtsinn meines Mannes immer aufrecht hielt.
Dich liebt er, dacht' ich, wenn er auch mit andern spielt. —
(Zum Gärtner.)
Bekennt!

Gärtner.
Ach, gnäd'ge Frau!

Marie.
Wer gab Euch diesen Brief?

Gärtner.
Ich — fand ihn — als ich vorhin in die Vase griff.

Marie.
Du lügst!

Gärtner.
Erbarmen, Gnäd'ge —

Marie.
Spare deine Künste!

Gärtner.

Der Herr, ach Gott, der Herr, er jagt mich aus dem Dienste!

Marie.

Doch wie das all' zusammenhängt, begreift ein Kind.
Ich will Eu'r Unglück nicht, ob Ihr es gleich verdient.
Geht denn! Doch hört! Wagt Ihr es jemand zu vertrauen,
Was hier geschah —

Gärtner.

Eh' lass' ich mich in Stücken hauen!

Marie.

Selbst meinem Mann. — Ich bin begierig doch zu sehn,
Wie weit seine Verstellung reicht — Ihr könnt nun gehn.

Gärtner.

Weiß sie es, weiß sie's nicht? Worüber mag sie brüten?
Ich soll's dem Herrn nicht sagen? — Werde mich wohl hüten!
(Ab.)

Dritter Auftritt.

Marie (allein).

Der Schlag, er ist geschehn! Mein Unglück ist gewiß,
Ich darf nicht zweifeln mehr. — Der Zweifel ist so süß.
Wenn seine Stacheln gleich das Herz uns blutig ritzen,
Zeigt er uns doch den Wert von dem, was wir besitzen.
Wer ruhig nur genießt, kennt nicht des Gutes Wert;
Furcht zu verlieren ist's, was uns ihn kennen lehrt.
Ob ich gleich zitterte, wenn ihm ein Mädchen nahte,
Lag doch in dieser Furcht auch Wonne, denn bejahte
Nicht jeder Blick, den sie aus trunknen Augen schoß,
Mein Glück in seinem Arm sei neidenswürdig groß?
Und jeder Kuß war doppelt süß, den ich ihm raubte,
Weil ich der ganzen Welt ihn abgestritten glaubte,
Dem Geizhals gleich, der bebt, wenn nur die Diele kracht,
Entzückt, kann er den Schatz nur schau'n, den er bewacht.
Wie oft floh seinetwegen mich des Nachts der Schlummer,
Des Tags die Ruh'; und so vergilt er meinen Kummer,
So meinen Gram, die Liebe, die er nie verdient.
Zu spät seh' ich das nun, zu lange war ich blind.
Nur er war meine Lust, mein einziges Vergnügen,
Und er — allein er soll mich nimmermehr betrügen!
Doch ha! — Ist er's nicht, der dort mit dem Gärtner spricht?
Vermutlich frägt er nach dem Brief, der Bösewicht! —
Er ist ein hübscher Mann, das muß sein Feind gestehen.
Doch auch so falsch als hübsch. Ich kann ihn gar nicht sehen.
(Sie blickt wieder hin.)
Er trägt den Überrock, der ihm so artig läßt,
Mit seinen braunen Haaren spielt ein leiser West.
Ist's doch, als hätte die Natur, nur mich zu höhnen,
Heut alles aufgeboten, um ihn zu verschönen,
Sein Aug' — wer sah es je und hat ihn nicht geliebt! —
So fromm, als hätte er kein Wasser je getrübt.
Doch still, er naht. — Tret' ich ihm mit dem Brief entgegen?
Doch nein, dann leugnet er. — Hierher will ich ihn legen,
Hier auf die Bank, damit er ihn sogleich erblickt.
Vielleicht, daß mir es ihn zu überraschen glückt.
(Sie legt den Brief in die Laube und will fort. Holl tritt ein und hält sie auf.)

Vierter Auftritt.

Holl. Marie.

Holl.

Ach, sieh da, du hier? Guten Morgen, liebes Weibchen.
Du bist ja heut ganz Grazie. Dies simple Leibchen,
Es steht dir schöner als das prächtigste Gewand.
Wen die Natur geziert, entstellt des Schneiders Hand.

Marie.

Durch leere Schmeicheleien sucht er mich zu bestechen.
Zu oft gelang's ihm, er kennt leider meine Schwächen.
Doch diesmal bin ich fest.

Holl.

Na, Liebchen, einen Kuß —
Du kehrst dich ab, du weigerst mir den Morgengruß?
(Sie macht eine Bewegung fortzugehn.)
Nicht doch!

Marie (für sich).

Ich muß ja wohl, er läßt mich nicht vom Flecke.

Holl.

Gib acht, ob ich dich nicht aus deinen Träumen wecke?
(Sie beugt sich etwas zurück, er küßt sie.)
Nun, schlägt das Mittel an? Nun, ist dein Spleen kuriert?
Wie, noch nicht? Rezipe! Die Dosis repetiert?

Du weichst zurück? Noch immer mürrisch? Ich erstaune.
Ah, du hast einmal wieder angenehme Laune.
Du weißt, ich hab' Antipathie gen dies Gesicht. —
Beschwerlich fallen ist mein größter Fehler nicht!
(Er wirft sich in einen Stuhl.)

Marie.

Ha, der Verstellung! Und ich wage noch zu hoffen?
Wie sorglos er sich dehnt. — Und Hals und Busen offen!
Wie leicht die rauhe Luft, die Morgen sind noch kühl —
Was andern wert ist: Weib, Gesundheit ist ihm Spiel.
(Sie nimmt ihr eigenes Tuch vom Halse.)
Holl, binden — der Verräter! — Dieses Tuch — hier nehmen
Sie es, es ist hier feucht. — Ich sollte mich wohl schämen,
Daß ich noch so besorgt —

Holl.

Ach, bleib mir doch vom Leib
Mit deinem Tuche!

Marie.

So behandelt er sein Weib!
O, wüßt' er mich durch seinen Tod recht zu betrüben,
Er stürbe gleich. Und den Mann konnt' ich einmal lieben!
Er achtet meiner kaum. Mich trifft kein einz'ger Blick.
Fort, fort! Kaum halt' ich meine Tränen noch zurück.
(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Holl (allein).

Da geht sie hin und schmollt. Je nu, das wird sich geben!
Sie kann doch ohne mich nicht eine Stunde leben.
Ach, wer erklärt der Weiberlaunen Ebb' und Flut,
Ein Nichts macht sie erzürnt, ein Nichts auch wieder gut.
Der Hemdenkragen offen nur, kein Halstuch über,
Und die besorgte Frau bekommt statt euch ein Fieber.
Das ist recht hübsch, doch in die Länge wird's fatal,
Wie hier Figura zeigt, zu meiner eignen Qual.
Nehm' ich früh mein Gewehr, um im Revier zu streifen,
So jammert sie und klagt, als wollt ich mich ersäufen.
Es sei noch kühl. Die Hasen, meint sie, eilten nicht
Und harrten meiner, bis die Morgensonne sticht.
Bei Tische find' ich sicher eine Lieblingsspeise
Doch wie ich danach lang' und ihre Sorgfalt preise,
Da wird sie bleich und rot, blickt starr nach meinem Mund,
Schmält auf die schwere Speise, spricht von Krankheit und
Klagt mir so lange vor von meinem schwachen Magen,
Bis ich betäubt erlaub', die Schüssel wegzutragen.
Um mich zu trösten, holt sie selbst vom besten Wein,
Doch schon beim zweiten Glas sieht sie so ängstlich drein,
Als hätt' ich Gift vor mir und nicht den Saft der Trauben
Und so ist sie besorgt, mir jede Lust zu rauben.
Sie nennt das Liebe. Schönen Dank, was hilft mir das!
Wenn so die Liebe quält, wie peinigt dann der Haß?
Ja, wen der Himmel liebt, geb' er statt Gold und Kronen
Ein zärtlich Weib, er kann nicht ungemessner lohnen!
Allein, vergißt der Sel'ge sich, wird stolz und lau;
Die Straf' liegt im Geschenk, er läss' ihm seine Frau!
Sie kömmt noch nicht? — Ei mag's, ich setze mich hier nieder.
Bald ist ihr Zorn verraucht und lächelnd kehrt sie wieder.
Gewiß kömmt sie so schnell zurück, als sie entlief.
(Er geht in die Laube, um sich niederzusetzen.)
Doch was ist das? Ein Stück Papier! — Bei Gott, ein Brief.
Ein Brief, und hier? wo kurz zuvor mein Weib gewesen!
Schein's immer indiskret, den Zettel muß ich lesen!
à M. H. — M. H. Ei, wie sich das artig trifft!
M. H. Maria Holl! Ha Teufel, Dolch und Gift!
(Er reißt den Brief hastig auseinander.)
„Wenn unser Argus schläft, schleich' ich mich in den Garten,
Rechts in der dunkeln Laube magst du mich erwarten."
Im Garten, in der dunkeln Laube? Ei, scharmant,
Und du ums dritte Wort! Man tut ja sehr bekannt!
Und alles das bei Nacht und in der finstern Laube.
Mit tut es herzlich leid, wenn ich die Lust euch raube;
Doch seid versichert, daß ihr einen dritten trefft!
Der dumme Argus, der das Rendezvous verschläft,
Der bin wohl ich, doch hüte dich, mein feines Liebchen!
Er wacht und gräbt dir noch ein unerwartet Grübchen.
Allein, was tu' ich nun? Verzweifeln, toben, schrei'n?
Und so erfährt's die Welt und lacht noch obendrein,
Man munkelt unter sich, spricht von geschmückten Stirnen —

Verdammt! — Doch sollt' ich eigentlich mir selber zürnen.
Warum glaubt' ich an Treue? Eitler Wahn!
Auf Sand und Weibertreue baut kein kluger Mann!

Sechster Auftritt.

Marie schleicht leise durchs Gebüsch herbei. **Holl.**

Holl.

Von Hymens Rosenbanden faseln die Poeten,
Vielleicht war's ehmals so, jetzt trägt man andre Ketten.
Die meinen wenigstens sind derber, harter Stahl.

Marie (beiseite).

Sie drücken also wohl recht sehr den Herrn Gemahl?

Holl.

Welch schadenfroher Dämon war in mich gefahren,
Als ich die Hand ihr reichte, zwar mit dreißig Jahren —
Sie liebte rasend mich —

Marie.

Das ist das rechte Wort;
Ja, rasend war ich!

Holl.

Und riß mich so mit sich fort.
Da ward geweint, ich kann nun niemand weinen sehen.

Marie

(mit einer raschen Bewegung nach vorwärts).

Ich weinte? (Zieht sich zurück.)
Wer ihn sah zu meinen Füßen flehen!

Holl.

Ich war ihr damals gut —

Marie.

Nur gut? Und damals nur?

Holl.

Doch nun vertilg' ich jener Liebe kleinste Spur.
Lang' währte unser Glück, die Welt hat uns bewundert.
Sie zählt nun achtundzwanzig —

Marie.

Ei, warum nicht hundert?

Holl.

Ich vierzig bald. Es naht, und schneller als man wähnt,
Die Zeit, in der man sich nach Ruh' und Stütze sehnt.
Mein Auge weilte sonst auf dieser Zukunft gerne,
Ich sah mein Weib und blickte fröhlich in die Ferne.
Das Alter hatte nichts, was mich erschreckte, nein,
Wie eine Abendlandschaft in des Mondes Schein,
So still und heimlich lag es da vor meinen Blicken.
Sie liebt mich ewig, dacht' ich, und der Greis auf Krücken
Ist ihr, was einst der Jüngling; ohne Gram und Harm
Entschlummr' ich unvermerkt dereinst in ihrem Arm.
Und nun mit einemmal zertrümmert all mein Hoffen!
Der unglückselige Brief, er hat mein Herz getroffen.
Es ist vorbei! — O fahre wohl, mein schöner Traum!

Marie.

Das ist die Sprache, die er ehmals führte. Kaum,
Ich muß mich schämen, kaum erwehr' ich mich der Tränen.
Wer ihn so hörte, könnt' er ihn wohl schuldig wähnen?
Jetzt will ich ihn! — Doch nein, mein Herz ist allzu weich.
(Sie zieht sich zurück, im Zurückweichen stößt sie an einen Gartenstuhl.)

Holl (aufgeschreckt).

Wer ist noch hier? Ah, Sie, Madam!

Marie.

Verwünschter Streich!
Ich kam hierher — verzeihen Sie — ich will Sie sprechen.

Holl.

Ihr Ton, ihr scheuer Blick bezeugen ihr Verbrechen.
Doch zeugen sie gleich laut auch von Verlegenheit.
Und wo sich diese trifft, ist Reue nicht mehr weit.
Da steht sie und wagt kaum die Augen aufzuschlagen,
Ha, fort, verhaßtes Bild, ich kann es nicht ertragen!
(Er wendet sich ab.)

Marie.

Er kehrt sich ab, verbirgt die Augen in die Hand.
Wohl mir! Es ist sein Herz mir noch nicht ganz entwandt.
Soll ich? — Nein, das verriete deutlich meine Schwäche.

Holl (vor sich hin).

Vielleicht ließ ich mich diesmal noch erweichen, spräche
Sie nur ein Wort. Doch sie will trotzen und verstummt.

Marie.

Statt reuig sich zu nah'n, steht er entfernt und brummt.
All meine kalte Festigkeit zerschmilzt in Tränen.

Holl.

Sie weint! Ach, einen Tiger müßte das versöhnen.
Sie weiß recht gut, daß sie so hübsch ist, wenn sie weint. —

Vielleicht wagt sie es nicht, zu sprechen. — Hm — es scheint —
Doch kurz und klar. Es kam ein Brief in meine Hände,
Der leicht für unser Glück gefährlich werden könnte.
Zwar das Vergehn ist schwer, doch des Verbotnen Reiz —

Marie.

Aha, er wird nun zahm, kriecht demütig zu Kreuz.

Holl.

Ein ungeschminkt Geständnis könnte wohl die Sache
Vielleicht ins reine bringen.

Marie (beiseite).

Ei, welch andre Sprache!
(Laut.)
Vielleicht! Vielleicht auch nicht. So, wie die Sache steht,
Befürcht' ich, ein Geständnis kommt nunmehr zu spät.

Holl.

Doch wer wird unerbittlich sein bei andrer Mängel?
Wir alle können fehlen, keiner ist ein Engel.

Marie (beiseite).

Selbst wenn er um Vergebung flehet, ist er grob.

Holl.

Des Richters Billigkeit —

Marie.

Das war sein erstes Lob.

Holl.

Sie wollen also?

Marie.

Ja denn! Doch will ich auch hoffen —

Holl.

O, fürchten Sie nichts mehr, mein Herz steht wieder offen.
Zwar ist es herrlich, immer fest und aufrecht stehn,
Doch sich vom Fall erheben, ist nicht minder schön.

Marie.

Ei, das ist für euch Herrn viel zu bequeme Lehre!
Doch diesmal mag sie gelten. — —

Holl.

Nun, Marie! —

Marie.

Ich höre. —

Holl.

Recht gut, doch mit dem Hören ist's noch nicht getan.
Man muß auch sprechen.

Marie.

Fangen Sie nur immer an!

Holl.

Ich?

Marie.

Wer denn sonst? Sie wollen sich herunterlassen,
Mir zu gestehn —

Holl.

Jetzt, dächt' ich, ist nicht Zeit zu spaßen.

Marie.

Ich sprech' im Ernst.

Holl.

Wie?

Marie.

Sagten Sie vor kurzem nicht,
Ein frei Geständnis bring' die Sach' ins Gleichgewicht?
Welch ein Geständnis meinten Sie denn?

Holl.

Nun, das Ihre.

Marie.

Wer tadelt mich, wenn ich nun die Geduld verliere?
Ich soll gestehn, was er verbrach, das ist ganz neu!

Holl.

Was ich verbrach? Sie bringen mich zur Raserei.
Der Brief —

Marie.

Von einem Briefe sprech' ich, ja, zu dienen!

Holl.

Wie, und Sie zittern nicht?

Marie.

Das Zittern ist an Ihnen.

Holl.

Hier fand ich einen Brief.

Marie.

Ganz recht.

Holl.

Verdammt. Nicht recht!

Marie.

Er ist an Sie.

Holl.

Ah so? Ihr untertän'ger Knecht
Fühlt unter seiner Stirn sich noch wie immer tüchtig,
Ist auf ihr gleich nicht alles mehr vollkommen richtig.
Besonders liest er gut. Ihr eignes Auge soll Sie überführen!
(Er zieht den Brief hervor und hält ihn ihr vor die Augen.)
M. H. — Nun?

Marie.

à Monsieur Holl.

Holl.

Wie? Was? Monsieur?

Marie.

Seht doch, Sie sind noch jetzt in Zweifel.
Hier M. H. Monsieur Holl. Sie sehen selbst —

Holl.

Der Teufel
Ist ein Monsieur. Ich heiße Holl. Madam, an Sie
Ist dieser Brief.

Marie.

An mich?

Holl.

Und dieses M. heißt Marie.

Marie.

Marie? — Den Brief!
(Sie greift ungestüm danach.)

Holl (zurückspringend).

Geduld! — Sie könnten ihn zerreißen!
(Er hält ihn ihr vor, doch so hoch, daß sie ihn nicht erreichen kann.)

Marie.

Das ist ja gar kein M.

Holl (höhnisch).

Und soll Monsieur doch heißen?

Marie.

Es — ist — ein M; (schnell)
allein kein solches, wie man macht,
Wenn man Maria schreiben will. Es — Wie
er lacht!

Holl.

Sie werden noch ein neues Alphabet erfinden,
Sich weiß zu brennen, doch Sie sprechen keinen
Blinden.
Es heißt Marie.

Marie.

Monsieur.

Holl.

Der Nam' ist mir verhaßt,
Ein Ekel hat mich stets bei seinem Schall gefaßt.
O, nehmet eure Gaben alle doch zurück, ihr
Franken:
Ton, Sitten, Sprach' und was wir immer euch
verdanken.
Germanien sank durch sie herab von seiner Höh',
Der Deutsche war ein Mann, jetzt ist er ein
Monsieur!

Marie.

So hört man überall die zarten Herrchen klagen.
Seid deutsche Männer erst, wollt ihr den Namen
tragen!
Ahmt nach der Väter Tun, seid bieder, treu und
rein,
Ehrt Weib und Vaterland, wenn ihr wollt
Deutsche sein!
Mein deutscher Herr, Sie können mir wohl
offenbaren,
Ob denn der Ehmann auch vor achtzehnhundert
Jahren,
Drei Tage kaum vermählt, nach jeder Schürze lief;
Ob seine Frau in jeder Vase einen Brief
Und hinter jedem Strauch ein Mädchen finden
mußte;
Ob er, ertappt, die Sache so zu drehen wußte,
Daß man beinahe glaubt, man seh' nicht, was
man sieht,
Wie es in unsern feinen Zeiten wohl geschieht?

Holl.

Das weiß ich nicht genau, doch sehr gut, daß die
Damen
An hohen Festen nur aus ihrer Stube kamen,
Zufrieden, ging's einmal zu einem Hochzeits-
schmaus,
Sonst hüteten sie still und züchtiglich das Haus.
Und mochte noch so süß der Stutzer Schmeicheln
locken,
Sie saßen sittiglich daheim an ihrem Rocken.
Ihr Busen wurde nicht von Eitelkeit geschwellt,
Des Mannes enges Haus war ihnen ihre Welt.
Sie spielten — Blindekuh im Kreise ihrer Kinder,
Sie lebten in Gesellschaft — schmucker Schaf' und
Rinder,
Des Hühnerhofs Gekreisch war ihnen ein Konzert,
Und Kraut und Kohl weit mehr als Nelk' und
Rose wert.
Sie gingen nicht mit Männerwert keck ins Ge-
richte
Und plauderten gelehrt von Goethe, Kant und
Fichte.
Sprach ein Erfahr'ner was, so saß das Weib und
schwieg,
Und kämpfte nicht auf Tod und Leben um den
Sieg.
Und kurz, der Mann besaß ein Weib und keine
Puppe,
Das zwar nicht Verse macht', doch desto besser
Suppe.

Marie.

Ja, so ein dummes Gänschen, das gefiel euch
wohl,
Die schwiege, trieb's der Herr Gemahl auch noch
so toll;
Die, während er zum Liebchen schleicht, geduldig
schliefe
Und eh' erblindete, als seine Liebesbriefe —

Holl.

Schon wieder dieser Brief? Bei Gott, das ist
zu viel,
Die ungeheuerste Geduld hat auch ihr Ziel!
Behaupten Sie doch, ich sei blind, allein be-
gnügen
Sie sich damit; doch Ihr Vergehn mir anzu-
lügen! —
(Er zieht den Brief hervor.)
„Wenn unser Argus schläft" — Ich bin der
dumme Wicht.

Marie.

Sie mögen einer sein, doch der hier sind Sie
nicht.
Der Argus da gilt mir.

Holl.

Madam!

Marie (spottend).

Monsieur!

Holl.

Ich rase!

Marie.

An Sie ist dieser Brief, ich fand ihn in der Vase.

Holl.
An Sie, ich fand ihn dort auf jenem Rasensitz,
Und hier M. H.

Marie.
O, schonen Sie doch Ihren Witz.

Holl.
An Sie, an Sie, an Sie.

Marie.
Nur zu! Ich will dann schweigen.
Betäuben können Sie, doch nie mich überzeugen.
Ein Zeuge, ja, mein Herr, ein Zeug' spricht gegen Sie.
Ihr eigner Gärtner — Ah, verwünscht!

Holl.
Der Gärtner, wie?

Marie (beiseite).
Fatal! So mußt' ich mir es doch entschlüpfen lassen!

Holl.
Sie ist verwirrt. Aha! Sie scheint mir zu erblassen.
Der Gärtner also hat in diesem Spiel die Hand?

Marie (beiseite).
Er jagt ihn fort, erfährt er, daß er mir's gestand.

Holl.
Der Gärtner, scheint's, kann manches hier erklären.
Ich eile schnell nach ihm, wir können ihn ja hören.

Marie (hastig).
Nein!

Holl (höhnisch).
Nicht?

Marie.
Doch immerhin. Er weiß, was hier geschah.

Holl.
Nur einen Augenblick und ich bin wieder da.
(Ab.)

Siebenter Auftritt.

Marie (allein).
Wagt er's, den Zeugen seiner Schuld selbst herzuführen?
O, er wird ihn gewiß gehörig instruieren.
Dann soll ich überführt und schuldig vor ihm stehn
Und, statt zu zürnen, noch um seine Gnade flehn.
Doch er soll mich bald anders kennen lernen!
Er naht. Erwart' ich ihn? — Nein, ich will mich entfernen.
Der Gärtner folgt ihm; vor Gericht will er mich ziehn
Im Beisein meiner Leute! — Fort!
(Will gehen.)

Achter Auftritt.

Holl. Gärtner. Marie.

Holl.
Madam, Sie fliehn?
Da sich der Zeuge naht, den Sie doch selbst zitieren.
Ich bin noch so galant, ihn selber herzuführen,
Ihn, der mit einem Worte mich zermalmen kann.
Sie müssen selbst gestehn, das tut nicht jeder Mann.

Marie.
Der Falsche! — Holl.

Holl.
Was ist?

Marie.
Sie sind ein Ungeheuer.

Holl.
Ein blindes, nicht? mit Hörnern auf der Stirn, das Feuer
Und Flammen speit? Mit einem Wort, das arme Tier,
Gemeinhin Ehemann genannt.

Marie.
Ich berste schier.

Holl.
Zur Sache denn! Wer schuldig ist, wird bald sich zeigen.
(Zum Gärtner.)
Kennst du den Brief?

Gärtner.
Ach, gnäd'ge Frau! — Ich soll ja schweigen!

Holl.
Aha! — Doch gegen mich.

Gärtner.
Gerade gegen Sie.
Die gnäd'ge Frau hat's ausdrücklich befohlen.

Holl.
Wie?

Marie.
Ha, Listiger!

Holl.
Sie hören es mit Ihren eignen
Gesunden Ohren, wagen Sie es noch zu leugnen?

Marie.
Das ist nicht auszuhalten! Rede! Fandst du nicht —

Holl.
Nichts in den Mund gelegt! Sie schweigen und er spricht.
Bei wem sahst du den Brief zuerst?
(Der Gärtner steht zweifelnd, dann zeigt er, die Augen niederschlagend, mit einer Bewegung beider gefalteter Hände auf Marie.)

Holl.
Ah, meine Holde!

Gärtner.
Ach, gnäd'ge Frau, ich weiß wohl, daß ich schweigen sollte!

Marie.
Ich selbst befehl' es dir, sag alles, was du weißt.
Warst du's nicht, der den Brief mir zeigte? Bist du dreist
Genug, ins Antlitz mir zu lügen? — Hier fünf Taler,
Dein sind sie, doch bekenne.

Holl.

Ich bin ein bess'rer Zahler.
Sieh, fünf Dukaten!

Gärtner.

Geld von beiden Seiten!

Holl.

Weh
Dir aber, täuschest du mich; fünfundzwanzig Prügel —

Marie.

Ins Amtshaus unter festem Schloß und Riegel,
Bei Brot und Wasser, wagst du's, mich zu hintergehn.

Gärtner.

Nun, Prügel er und Hunger sie, ei, das klingt schön!
Da wüßte unser Pfarrer selbst nicht, was er sagte,
Der mich so oft mit seinen dummen Büchern plagte.
Was tun? Er nimmt den Rücken, sie das Maul aufs Korn,
Das nenn' ich Argument' von hinten und von vorn! —

Marie.

Woher der Brief? Gib Antwort! Soll man zehnmal fragen!

Gärtner.

Der gnäd'ge Herr, er wird mich aus dem Dienste jagen,
Wenn ich's gesteh'!

Holl.

Wie, ich?

Gärtner.

Sie haben mir's gedroht.

Marie.

Wie nun, mein Herr?

Holl.

Verdammter Lügner! — Höll' und Tod!
Madam, Sie haben Ihren Zeugen trefflich unterwiesen,
Doch sollen Sie die Frucht des Truges nicht genießen!
Ich hätte dir gedroht?

Gärtner.

Ach ja.

Holl.

Ich?

Gärtner.

Ja, gewiß.

(Holl wendet sich mit einem verachtenden Blicke auf Marie von ihm und geht heftig auf und nieder.)

Marie.

Gesteh! — War ich's nicht, die dich jüngst erst heilen ließ?

Holl.

Vergiltst du so mir meine Güte? — Niedre Seele!

Gärtner.

Das bin ich, ja, wenn ich nun noch ein Wort verhehle.
Ich will denn nur gestehn —

Marie.

Dein Schade soll's nicht sein.

Holl.

Der Zettel also ist an meine Frau?

Gärtner.

Ach nein!

Holl.

Wie, nein? — Aus meinen Augen! Fort! Willst du mich äffen?
Und laß dich nimmermehr in meiner Nähe treffen!

Gärtner.

Ach, bester, gnäd'ger Herr!

Holl.

Fort!

Marie.

Sei nur nicht betrübt!
Ich bin's, die, was du hier verlierst, dir doppelt gibt.

Gärtner.

Auch meine Ehre? — Bester —

Holl.

Fort!

Gärtner.

Ach, Euer Gnaden —

Holl (stößt ihn von sich).

Fort! — Augenblicklich fort!

Gärtner

(indem er schluchzend abgeht).

Jeanette soll mir raten.

Neunter Auftritt.

Holl. Marie.

Marie.

Sie sehn nun selbst —

Holl.

O ja, ich sehe sehr genau.

Marie.

An wem die Schuld.

Holl.

Ja, ja!

Marie.

Und wie Sie Ihre Frau Mißhandelt.

Holl.

Sie sind, glaub' ich, nicht recht bei Verstande!

Marie.

Noch wollen Sie, da doch der Gärtner selbst bekannte —

Holl.

Und mag die ganze Welt mir „nein" entgegen schrei'n,
Ich bin jetzt überzeugt und werd' es ewig sein.

Der Zettel ist an Sie!
(Wie er ihr den Brief vorhält, scheint er plötzlich etwas zu bemerken.)
Er selber straft Sie Lügen.
Erkennen Sie doch Ihre Hand in diesen Zügen.
Wozu noch leugnen? Ihre Schrift ist mir bekannt.

Marie.

Ich also schrieb den Brief an mich mit eigner Hand?
Sie werden selbst gestehn, darüber muß man lachen.

Holl.

Nur zu, Sie sollen mich dadurch nicht irre machen.

Marie.

Was seh' ich? (Sie nimmt den Brief.)
War ich blind? M. H. Hm! M. Mamsell,
H. Henriette! Nun wird es auf einmal hell.
Von Dormans Jettchen!

Holl.

Eins nur haben Sie vergessen!
Seit wann setzt man die Unterschrift auf die Adressen?
Erinnern Sie sich auch, daß M. Monsieur erst hieß,
H. Holl. Sie sind, scheint's, Ihrer Sach' nicht sehr gewiß!
Doch weil Sie auszulegen nun einmal belieben,
Wohl, so versuch' ich's auch.
(Er hält ihr den Brief vor die Augen.)
Ein J. ist unterschrieben,
Undeutlich zwar, doch lesbar. Heißt's wohl Jauer? — Wie?

Marie.

Ein J? Wo! — Ja, ganz recht! Doch Jettchen heißt dies J.

Holl.

Es sieht mehr wie ein Z. — Wie, wenn es Zoller hieße?

Marie.

Weit mehr gleicht's einem E und heißt wohl gar Elise.

Holl.

Der Strich — es ist ein L. Von Link ist das Billet.

Marie.

Der Punkt hier macht's zum B — die zärtliche Babett.

Holl.

Sie wollen Ihren Witz an meiner Langmut schleifen.
An Sie ist dieser Brief, mit Händen kann man's greifen.
(Sie singt.)
Sie sahn mich oft schon weich, allein ich bin kein Tropf.
Wenn's gilt, hab' ich so wie ein andrer meinen Kopf.

Marie.

Ja, einen wahren Männerkopf, der eher bräche,
Als seine Schuld gestünd' und von Vergebung spräche.
Er ist an Sie, der Brief, der meine Ruh' verschlang.
Was soll das? (Er pfeift.)

Holl.

Ich akkompagniere Ihr'n Gesang!

Marie.

Durch all dies werden Sie mir nie die Meinung rauben,
Der Brief, er ist an Sie. Das werd ich ewig glauben.
Mein Männchen sprach ja selbst —

Holl.

Ihr Männchen ist ein Narr!

Marie.

Sie selbst! Ha, ha. (Lacht.)

Holl.

Ja so! — Ganz recht, Madam, er war!
Der Brief hat ihn kuriert, von nun an sieht er helle.

Marie.

Auch ich, und darum weich' ich auch nicht von der Stelle.
Er ist an Sie, an Sie! und davon geh ich nicht.

Holl.

Das schwatzt und schwatzt! Ja, wer ein Weib zu Boden spricht,
Der hätt' auch sicher Lernas Hyder einst bezwungen.
Der Kopf zwar bleibt stets wie zuvor, allein die Zungen
Verdoppeln sich mit jedem Streich.

Marie.

Die Zeiten sind vorbei,
Wo man geglaubt, daß eine Frau nie mündig sei!

Holl.

Wie, mündig? O, an Mund fehlt' euch's in keinen Zeiten,
Allein mit der Vernunft sind wir noch jetzt im Weiten.

Marie.

Sie sind ein — Mann!

Holl.

Und Sie ein Weib! — Zu meiner Qual.

Marie.

Ein Mann! Mehr Schlimmes sagt kein Wort mit einemmal!

Holl.

Gott schuf den Mann mit reichen Gaben, leichtem Blute.
Da übernahm der Frohe sich im Übermute.
Damit er künftig nun hübsch in den Schranken bleib',
Gab ihm als Peitsche und als Steigriem' Gott — ein Weib.

Marie.
Ein Mann liebt alle Welt, er hat für alles Rosen,
Das Weib nur fühlt die Dornen. Tiere wird er kosen,
Mit seiner Gattin nur nimmt er's nicht so genau.
Ich will sein Jagdhund sein, doch nimmer seine Frau!

Holl.
Gebt allen, die die Welt da als die beste preisen,
Ein Weib, was gilt's, sie singen bald nach andern Weisen.

Marie.
Für uns ist wohl die Ehe die schlimmste Lotterie,
Verlieren können wir allein, gewinnen nie.
Kein Weib zog einen Treffer je aus ihrem Schoße.
Wohl der, die Nieten zieht, das sind die besten Lose!
Glückt's einer. — Eine Nummer! — Welcher Jubel! Bald
Sieht sie, daß der Gewinn ihr nicht den Einsatz zahlt.

Holl.
Traut nicht, wenn manche gleich in Tugendprunke schimmern!
Zwei Klassen Weiber gibt's: die Schlimmen und — die Schlimmern.

Marie.
Ei, ei! Sie scheinen mit den Weibern sehr bekannt!

Holl.
Erlauben Sie, nur eine kenn' ich vorderhand,
Doch diese ist ein Lexikon von Weiberschwächen.

Marie.
An der nun wollen Sie die Männerleiden rächen?

Holl.
O, jede Strafe, die man Weibern geben kann,
Ist allzuleicht. Man gebe ihnen —

Marie.
Einen Mann!
Wenn sie ja büßen sollen, wie ihr Herren meinet,
Und euch nicht selbst die Strafe allzu grausam scheinet.

Holl.
Sie wären von der Last wohl also gern befreit.
Da gibt es Mittel —

Marie (erschüttert).
Wie?

Holl.
Je nu — die Welt ist weit.
Es braucht, um sich im Leben nie zu sehen,
Das eine hier, das andre dorthin nur zu gehen.
Es wäre leicht — man könnte wohl — ja wenn man will —
So — separiert —

Marie.
Gerechter Gott, das ist zu viel!

Holl.
Zwar — ließe sich — allein da —

Marie.
Meine Tränen fließen.
Wie würd' er jauchzen, sich noch jetzt geliebt zu wissen.
(Sie geht schnell.)

Holl.
Sie geht! — Ei, mag sie doch — Wenn eine Übelkeit!
Nicht doch! — — Es ist vorbei! — Zwar wenn sie tief bereut,
Recht ernstlich, so recht aus des Herzens tiefstem Grunde,
Dann sei verziehn — und mir gesegnet jene Stunde!
Sie naht dem Teich! Sie strauchelt —
(schreiend)
Himmel! — Ach, zum Glück
Hielt sie der Ast. — Sie blickt hierher. Sie kommt zurück,
Und Angst und Lieb', ja Liebe strahlt aus ihren Zügen.

Marie
(kommt mit ihrem Schnupftuch in der Hand, am Boden suchend).
Ja, hier verlor ich es. Mein Tuch — Hier muß es liegen.
(Beide suchen gebückt, in der Mitte des Theaters stoßen sie aufeinander, richten sich schnell auf, blicken sich an und schlagen dann die Augen nieder.)

Holl
(der auf Marien stößt).
Verzeihen Sie!

Marie (schmerzlich).
O Gott!
(Wieder suchend.)
Wenn's nur kein Fremder fand.

Holl.
Nicht doch. (Er erblickt das Tuch.)
Sie halten es ja eben in der Hand.

Marie.
Ich war zerstreut.
(Sie drückt das Tuch vors Gesicht und wirft sich auf einen Gartenstuhl.)

Holl.
Ich werd' ein Narr, wenn ich sie länger sehe.
Marie! — (rasch) Adieu!

Marie.
Gerechter Himmel, ich vergehe.
(Holl geht anfangs schnell, dann immer langsamer.)

Marie.
Ach Gott!

Holl (schnell umkehrend).
Was wollen Sie? — Mich deucht, Sie riefen mich!

Marie.
Wer, ich?

Holl.
So schien mir's wenigstens.

Marie.

Sie irrten sich.

Holl.

Verzeihen Sie! — So will ich wieder gehn.
(Er bleibt stehen, sie stützt das Haupt in die Hand.)

Holl.

Ach, wäre
Sie nur nicht gar so hübsch, ich wollt' auf meine Ehre —
(Pause. Sie bleibt in der vorigen Stellung, er steht auf der entgegengesetzten Seite und spielt mit dem Fuße. Beide blicken zu Boden und werfen sich manchmal verstohlene Blicke zu.)

Marie (schreit).

Ah! — Eine Biene!

Holl (hinzueilend).

Wo?

Marie.

Es schmerzt entsetzlich! Hier
Gerade auf dem Arm.

Holl.

Ha, das verwünschte Tier!
(Sie streift den Arm auf, er faßt ihn.)

Marie.

O weh!

Holl.

Allein man kann doch keinen Stich erblicken!
(Beide suchen nach der Wunde, Holl besonders emsig; er betrachtet den Arm mit verschlingenden Blicken und streift ihn noch höher auf.)

Marie.

Behandelt man so einen kranken Teil? Sie drücken
Mir ja den Arm entsetzlich.
(Er küßt den Arm.)

Marie.

Was beginnen Sie!

Holl.

Marie, mein Weib!

Marie.

Mein Herr!
(Er schlingt seine Arme um sie.)

Marie.

Holl! — Eduard!

Holl.

Marie!
(Er preßt sie an sich.)

Marie.

Doch wirst du auch noch —?

Holl.

Was geschah, das sei vergeben.
Von heute an beginnen wir ein neues Leben!

Marie.

Wohlan. Nur sag mir, wer den Brief, der so viel Schmerz
Auf mich gebracht, geschrieben?

Holl.

Keinen solchen Scherz!
Laß diese Stunde ohne Störung mich genießen!

Marie.

Den Namen nur der Unverschämten möcht' ich wissen,
Die dich mir rauben will.

Holl.

Du sprichst also im Ernst!
(Er läßt sie los.)
Scherz nicht! Du weißt nicht, wie du mich dadurch entfernst.
Ich wollt', ich könnte das Gedächtnis jenes Briefs verlieren!
Ich hab' verzieh'n, doch laß die Seit' uns nicht berühren!

Marie.

Hm! Du verzieh'n? Das klingt beinahe lächerlich.
Wer's hörte, dächte gar, der Zettel wär' an mich.

Holl.

Ist er's denn nicht?

Marie.

Da sind wir nun im alten Liede!
Ich dachte schon, er wäre der Verstellung müde.
Doch mich zu quälen ist des Falschen höchste Lust.

Holl.

Voll Liebe und Vertraun sank ich an ihre Brust,
Ich fühlte ihre Tränen meine Wangen nässen.
Ich war gerührt, ich Tor! — Schon hatte ich vergessen,
Und sie —

Marie.

Des Heuchlers!

Holl.

Alles dies war also Plan?
Weich wollte man mich machen! O wie schwarz!
Wohlan!
Sie sollen meine Güte länger nicht ermüden,
Der Augenblick hat uns auf immerdar geschieden!

Zehnter Auftritt.

Holl. Marie. Gärtner. Jeanette.

Jeanette (hereinstürzend).

Ach, bester, gnäd'ger Herr!

Holl (zum Gärtner).

Wie, Schurke, du noch hier?

Jeanette.

Verzeih'n —

Holl.

Fort!

Jeanette (fällt auf die Knie).

Das Billett! — Ach Gott! — Es ist — von mir!

Holl.

Von dir?

Jeanette
(mit emporgehobenen Händen zitternd).

Ach ja! (Zum Gärtner, halblaut.)
Hans Ungeschick, so knie doch nieder!
(Der Gärtner kniet ebenfalls, doch weiter gegen den Grund zu.)

Holl.
Was ist das Neues? Wohl vielleicht ein neuer Trug!

Marie.
Von Hannchen! Aus der Sache werd' ich nimmer klug.

Jeanette.
Es ist schon lange her, daß wir uns beide lieben,
Da wir nicht sprechen durften, haben wir geschrieben.
(Gegen den Gärtner.)
Ich tu's nicht mehr, versprichst du mir die ganze Welt.

Marie.
An ihn der Brief? Und dies M. H.?

Jeanette.
Ei, Michel Held!
In jene Vase legt' ich immer meine Briefe,
Auch den; er sollt' ihn holen, wenn noch alles schliefe.

Holl.
Ihm also galt das rätselhafte H? Hm! — Und
Der Schläfer Argus?

Jeanette.
Ei, ist unser Kettenhund!
Sie gaben ihm ja selbst den kuriosen Namen.

Holl.
O Dummkopf, der ich war? Doch alles traf zusammen.
(Zum Gärtner.)
Allein warum gestandst du denn das nicht sogleich?

Jeanette.
O ja, fürwahr, das war ein überkluger Streich!

Gärtner.
Ach, gnäd'ger Herr, wie hätt' ich mich denn unterstanden!
Als Sie jüngst abends mich in Hannchens Zimmer fanden,
Da sprachen Sie erzürnt: „Ihr werdet fortgejagt,
Wenn Ihr noch einmal Euch zu ihr zu schleichen wagt,
Und ich Euch bei ihr seh' allein, zu dieser Stunde!"
Darum erstarb mir das Bekenntnis in dem Munde!
(Holl faßt Mariens Hand und sieht ihr mit einem bittenden Blicke ins Auge.)

Holl.
Maria, deine Hand!

Marie.
Soll ich noch zürnen! — Nein!
Und wenn du schuldig wärst, ich würde dir verzeihn!

Holl.
Doch keine Eifersucht in Zukunft!

Marie.
Und kein Fettchen!

Holl.
Und mehr Vertrauen!

Marie.
Keinen Kuß dem Kammermädchen!

Holl.
Doch still, kein Vorwurf! Nein sei unsre Freude! — Zwar
Wir plaudern und vergessen ganz auf unser Paar. —
Erst heute früh erhielt ich Nachricht von dem Tode
Des alten Niklas, meines Pächters zu Eichrode.
Mein neuer Pächter nennt sich Michel Held, und dies
(er wirft Jeanetten in des Gärtners Arm)
Ist seine Braut!

Gärtner.
O gnäd'ger Herr!

Jeanette.
Ist's auch gewiß?

Holl.
Für eure Hochzeit könnt ihr mich nur sorgen lassen!

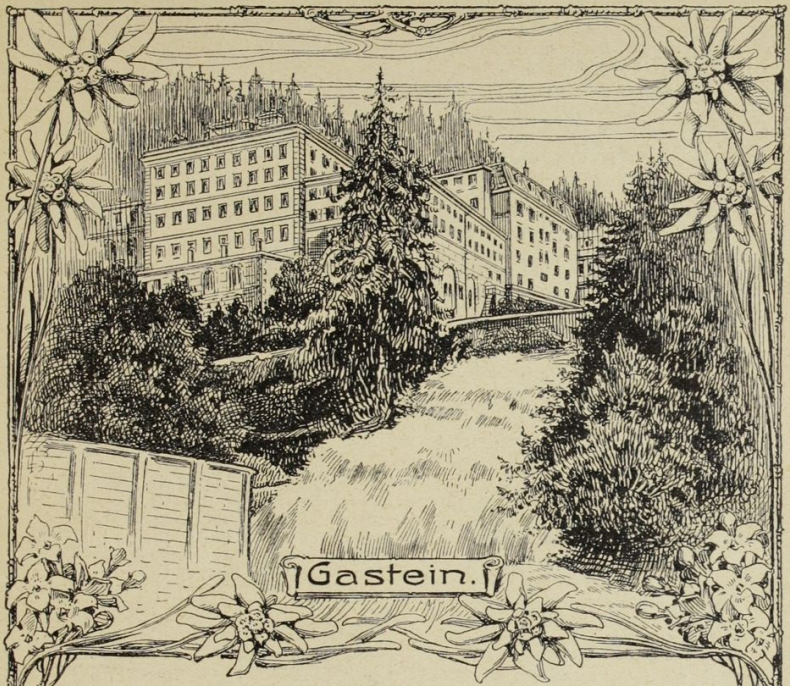
Jeanette.
Ich bin noch ganz verblüfft. Ich weiß mich kaum zu fassen.
Er wird mein Mann.

Holl
(küßt sie und hält sie während des folgenden in seinen Armen).
Ja, liebes Mädchen, er ist dein.
(Lachend.)
Nun dürft ihr schon im Dunkeln beieinander sein.
(Marie zieht ihn am Rocke und huslet.)

Holl.
Ei, Sie sind von der Eifersucht ja ganz genesen!
Da seh' ich schon, muß ich noch ein Kapitel lesen.
(Halb zu seiner Frau, halb zu den Zusehern.)
Die Lieb' ist süße Kost, doch fehlt ihr der haut goût,
Ein Kluger tut daher ein wenig Salz dazu.
Doch manche meinen das Gericht recht hoch zu würzen,
Wenn sie mit beiden Händen Salz darüber stürzen.
Die Speise wird zur Säure, juckt und brennt.
— Darum,
Ihr lieben Frau'n, geht mit dem Salzfaß sparsam um!

Der Vorhang fällt.

II. Gedichte.



A. Lebensbilder.

Abschied von Gastein. (Gastein im Sommer 1818.)

Die Trennungsstunde schlägt, und ich muß scheiden;
So leb' denn wohl, mein freundliches Gastein!
Du Trösterin so mancher bittern Leiden,
Auch meine Leiden lulltest du mir ein.

Was Gott mir gab, worum sie mich beneiden,
Und was der Quell doch ist von meiner Pein,
Der Qualen Grund, von wenigen ermessen,
Du ließest mich's auf kurze Zeit vergessen.

Denn wie der Baum, auf den der Blitz gefallen,
Mit einem Male strahlend sich verklärt,
Rings hörst du der Verwundrung Ruf erschallen,
Und jedes Aug' ist staunend hingekehrt;

Indes in dieser Flammen glühndem Wallen
Des Stammes Mark und Leben sich verzehrt,
Der, wie die Lohe steigt vom glühnden Herde,
Um desto tiefer niedersinkt zur Erde;

Und wie die Perlen, die die Schönheit schmücken,
Des Wasserreiches wasserhelle Zier,
Den Finder, nicht die Geberin beglücken,
Das freudenlose, stille Muscheltier;
Denn Krankheit nur und langer Schmerz entdrücken
Das heißgesuchte, traur'ge Kleinod ihr,
Und was euch so entzückt mit seinen Strahlen,
Es ward erzeugt in Todesnot und Qualen;

Und wie der Wasserfall, des lautes Wogen
Die Gegend füllt mit Nebel und Getos,
Auf seinem Busen ruht der Regenbogen,
Und Diamanten schütteln rings sich los;
Er wäre gern im stillen Tal gezogen,
Gleich seinen Brüdern in der Wiesen Schoß,
Die Klippen, die sich ihm entgegensetzen,
Verschönen ihn, indem sie ihn verletzen:

Der Dichter so; wenn auch vom Glück getragen,
Umjubelt von des Beifalls lautem Schall,
Er ist der welke Baum, vom Blitz geschlagen,
Das arme Muscheltier, der Wasserfall;
Was ihr für Lieder haltet, es sind Klagen,
Gesprochen in ein freudenleeres All,
Und Flammen, Perlen, Schmuck, die euch umschweben,
Gelöste Teile sind's von seinem Leben.

Bescheidenes Los.

Bei dem Klang des Saitenspieles
Geb' ich einsam und allein;
Habe wenig, brauchte vieles,
Doch das Wenige ist mein.

Amor lauscht in Rosenhecken,
Winkt, halb Spott, zu sich hinein;
Spiel' mit Kindern, Kind, Verstecken!
Mich laß ruhig und allein.

Und das Glück voll goldner Spangen
Zeigt den reichgefüllten Schrein;
Kommst geflogen, ich gegangen,
Flieg du hin, ich geh' allein.

Schau, der Ruhm am Rand der Fernen
Glänzt in heller Zeichen Schein; —
Wen gelüstet's nach den Sternen?
Man betrachtet sie allein.

Müsse gern ein buntes Vieles,
Hätt' ich mich erst und was mein
Bei dem Klang des Saitenspieles
Geh' ich einsam und allein.

Schweigen.

Als ich noch jung war,
Liebt' ich zu klagen,
All', was dem Herzen leid,
Vielen zu sagen;

Jetzt, da ich älter,
Hehl' ich die Pein,
Schließe den Kummer
Im Innersten ein.

Denn ich erfuhr es:
Kalt ist die Welt,
Und nur der Nachteil
Lindert, was quält.

So wie ein Vöglein,
Jedermann kennt's;
Das seine Liebe
Flötet im Lenz,

Aber vorüber
Rosen und Brut,
Lautlos in Zweigen
Fürder nur ruht.

So meine Muse,
Also mein Herz,
War doch ihr Lied nur
Sehnsucht und Schmerz.

Am Hügel.

(Gastein, im August 1820.)

O Hügel! sanft von Steinen aufgeschichtet,
Die saftig Gras und Alpenmoos umzieht,
Von deinem Haupt ein Baum emporgerichtet,
An dem die Vogelbeere rötlich glüht;
Indes am Fuß in buntgemischter Reihe
Der Schwarzbeer' dunkle Frucht und helles Kraut,
Hoch überragt von Weidrichs Veilchenbläue,
Dir einen Thron, sich eine Freistatt baut:
Wie schön blickst du herab von deiner Höhe,
Wie würdig stellst du dich dem Auge dar!
Der Wandrer steht entzückt in deiner Nähe
Und sucht beinah nach Weihort und Altar.
Gewiß auch, rollten noch die alten Zeiten,
Da unentzweit der Gott und die Natur,
Ein Schutzgott würde hier sich Sitz bereiten,
Wo Gräser jetzt, hilflose Blumen nur.
Doch da ich solches kaum gewagt zu denken,
Straft Lügen mich ein schauerndes Gefühl; —
Ich fühle Geister sich herniedersenken
Und mich umlispeln in der Winde Spiel.
Erinnrung kommt, der stillvertraute Zeuge,
Von dem, was einst das Glück mir hier verlieh,
Und, wie geschloßnen Aug's ich mich hinüberbeuge,
An ihrer Hand die Poesie.

Entschuldigung.

(1850.)

Jung war ich aus der Heimat fortgezogen,
Es lockte mich ein Bild, das, hell und reich,
Auf ferner Berge himmelnahen Bogen
Halb Sternbild glänzte und halb Menschen gleich.

Entgegen schien es winkend selbst zu kommen,
Erreichbar schien's dem Kühnen, der mit Mut
Den Gipfel erst des Berges nur erklommen,
Und also zog ich fort in Gottes Hut.

Doch auf dem Gipfel angelangt der Höhen,
Zerfloß das Bild wie leichter Heideranch,
In gleicher Ferne sah ich's wieder stehen,
Auf Bergen thronend, so wie früher auch.

War Täuschung nun die erstgeglaubte Nähe,
So war doch Wahrheit Mut und Lust und Kraft;
Auch schien ja wirklich, was ich deutlich sehe,
Und also hatt' ich neu mich aufgerafft.

Doch wie ich eifrig klomm und wie ich strebte,
Es blieb der Abstand immerdar sich gleich,
Dasselbe Bild, das körperlos entschwebte,
Im Fernen glänzend, in der Nähe bleich.

Da ward ich müd wie alle Staubgebornen,
Auch war der Weg von Steinen rauh und scharf,
Bis auf das Leben ritzten spitze Dornen,
Und alles fehlte, was der Mensch bedarf.

Zugleich im Gegensatz des luft'gen Bildes
Kam mir ein andres vor den wachen Sinn:
Erinnerung des heimischen Gefildes,
In dem ich ward, was ich doch endlich bin;

Wo mir des Vaters Grab zurückgeblieben
Wo die Genossen froh in nahem Glück,
Der Atem weht von schwer verlaßnen Lieben;
Und also kehrt' ich wegerschöpft zurück.

Nur ruhen wollt' ich und dann neu beginnen;
Doch sah ich kaum den heimatlichen Herd,
Da ward als Frucht ich meines Wanderns innen,
Wie alles dort verfallen und verkehrt.

Die Fenster blind, verquollen Tür und Schwelle,
Sie öffnete dem Freundestritt sich nicht,
Von dem Geräte nichts an seiner Stelle,
Das Dach gab, statt der Fenster, Luft und Licht.

Im kleinen Gärtchen, längst entwohnt der Pflege,
Wuchs Unkraut, wo Gewächse sonst in Reihn,
Mit wucherndem Gestrüpp bedeckt die Wege,
Und nur im wilden Anflug schien Gedeihn.

Da fiel's mich an: die nötigste der Taten
Sei doch, daß erst das Innre wohl bestellt,
Und also nahm ich Haue, Karst und Spaten
Und reutete zuerst mein eignes Feld.

Befriedigung, die ich nach außen träumte,
Kam nun von innen selber in mein Dach;
Das Leben rächt ja stets, was es versäumte:
Ich hole meine Jugendfreuden nach.

An eine matte Herbstfliege.*)

(1815.)

Wanken dir die matten Füße?
Ist der Flügel Schwung erlahmt?
Traurig schleichst du an dem Fenster,
Das einst deine Spiele sah;
Ach, der Sommer ist vergangen
Und der rauhe Winter nah!

Doch sieh meine welken Knie,
Sieh das Antlitz totenbleich,
Sieh der Augen mut'ges Feuer
Von der Krankheit Hauch dahin:
Ist denn schon mein Herbst gekommen,
Eh' mein Sommer noch erschien?

Der Genesene.

Jetzt, da ich's bestanden habe,
Leuchtet mir's erst deutlich ein:
Krankheit, du bist Gottes Gabe,
Er soll drum gepriesen sein!

Wie der Mensch dich schwer bekämpfe;
Doch im Ringen allzumal
Lösen sich der Seele Krämpfe,
Innrer Schmerz und äußrer Qual.

Bessers't an der Menschheit Bilde,
Scharfe Züge mäßigst du:
War sonst rauh, jetzt bin ich milde,
Unstät sonst, und jetzt in Ruh.

Auch die andern, die da kamen,
Waren alle gut und weich,
Weil sie mich als Gleichen nahmen;
Gleiches Leiden macht ja gleich.

Ob man sonst nach Fernen jage,
Setzest du ein näher Ziel,
Machst den Tag zum Ziel dem Tage,
Eine ruh'ge Nacht scheint viel.

Und der Wunsch übt in Beschwerden
Ans Gebiß den stolzen Mund;
Frage nicht: was soll ich werden?
Bin ich jetzo doch gesund.

Das Gemüt, verstockt, verquollen,
Von so manchem, das es trug,
Öffnet sich wie Ackersschollen,
Aufgelockert durch den Pflug;

Und als ob der Lenz erwache
All mit seiner Freuden Chor,
Treibt es nach der langen Brache
Grüne Spitzen neu hervor.

Wie ist all mein Innres offen!
Wie verdoppelt jeder Sinn!
Nachbild hat das Bild getroffen,
Jeder Augenblick Gewinn!

Was ich lese, seh' ich stehen;
Was ich höre, wird ein Bild;
Was ich spreche, wird geschehen;
Was ich wünsche, wird erfüllt.

Mit der Welt in tiefem Frieden
Und in Frieden auch mit mir,
Dank' ich dem, der mir's beschieden,
Sich geoffenbaret hier.

Und erquickt von all der Labe,
Ruf' ich froh im Sonnenschein:
Krankheit auch ist Gottes Gabe,
Er soll drum gepriesen sein!

*) Der Dichter lag schwererkrankt in Kwaliz in Mähren an einem Nervenfieber danieder.

Der Wunderbrunnen.

(1820.)

Seit ich von dir gekostet,
Du labend heller Born,
Dünkt jedes Naß mir trübe,
Und jede Rose Dorn.

Zu dir geht meine Liebe,
Von dir aus all mein Zorn;
O, daß du immer flößest,
Du leicht versiegter Born!

Trost.

(1834.)

Wenn dich Glück und Freunde fliehen,
Sei du nicht zu tief besorgt;
Wie besitzen nur geliehen,
Ist verloren nur geborgt.

So an trüben Herbstestagen,
Wenn erlosch des Jahres Glanz,
Schau' im Wind die Blätter jagen,
Ein entfleischter Totentanz.

Aber kaum der Lenz erschienen,
Zahlt ein Erbe, lusterstarkt,
Er mit barem, blankem Grünen,
Was der Vorfahr abgekargt.

Hold von neuem sind die Götter,
Üb'rall Wonne, Lust und Licht,
Neue Freuden, neue Blätter —
Nur dieselben sind es nicht.

Todeswund.

(1823.)

Schwing dich auf, Adler, zu Mimers Born
Und bring mir zwei Tropfen, daß ich mich labe!
Sonst war ich rüstig und stark,
In den vordersten Reihen stand ich,
Trat auch wohl vor, als einzelner,
Zum ringsbewunderten Kampf:
Nun aber lieg' ich matt und lechzend,
Verwundet vom eigenen Schwert,
Und nagend zehrt der Durst an meiner Seele;
Schwing dich auf, Adler, zu Mimers Born
Und bring mir zwei Tropfen, daß ich mich labe!

Bitte.

(1826.)

Schilt mich nicht arbeitscheu und träge,
Weil ich zum Werke spät mich rege;
Dem Armen gleich' ich ganz und gar,
Der Tonnen Goldes schuldig war;
Das Ganze konnt' er ab nicht tragen,
Was sollt' er sich mit Groschen plagen?
Stell' einen Jäger auch dir vor,
Mit Kugeln lud er früh sein Rohr
Und geht hinaus ins taugige Feld,
Dem Hirsche nach sein Streben stellt:
Der Hase läuft, es fliegt das Huhn;
Er aber läßt die Arme ruhn;
Bringt nicht den Hirsch sein gutes Glück,
Kehrt ohne Beut' er spät zurück,
Die andern alle schwer beladen.
Warum hatt' er nicht Schrot geladen?

Rechtfertigung.*)

(1827.)

Was schiltst du mich? Und wenn auch noch so leise,
Und wenn auch noch so schön in Ton und Wort,
Doch schiltst du mich und tadelst meine Gleise
Und wünschtest mich an einen andern Ort.
Allein zugleich so freundlich ist die Weise,
Daß sie den Geist mir zieht, den Willen fort,
Und, was sonst lästig mir in Red' und Liedern,
Ich fühle mich gedrängt, dir zu erwidern.

Es rinnt der Bach, wie schlammig die Gestade,
Allein der schöpft, prüft wohl, was er erhält;
Der Waldbaum streut den Samen auf die Pfade,
Der Ackersmann sucht ein gepflügtes Feld;
Der dunkle Trieb strebt, daß er sich entlade,
Ein zwingend Muß ist ihm als Ziel gestellt;
Der Menschengeist in sonnigern Bezirken
Will nicht nur tätig sein, er will bewirken.

Glaubst du, des Liedes Ahn', der Mäonide,
Er sang den Winden seine Rhythmen vor?
Der ihm zunächst kommt im erhabnen Liede,
Sah still geneigt der Briten stolzes Ohr;
Und Tasson, Goethen, wenn vom Schaffen müde,
Hört zu Amalie, lauscht Leonor'.
Die Welt ist da, weil Menschen sind, die sehen;
Was niemand weiß, ist niemand auch geschehen.

Es war die Zeit, da noch im Heiligtume
Germania gern den eignen Sohn empfing,
Da jung und alt umherstand um die Blume,
Die frisch hervor aus Hölty's Garten ging,
Des Strengen Hand, so schwer erborgtem Ruhme,
Leicht mahnend nur ob Weißens Haupte hing;
Da der Genuß noch froh war, zu genießen,
Das Aug' bereit, im Anschaun zu zerfließen.

Allein da kam das Paar der Herben, Düstern,**)
Zwar Brüder, doch in einem nur sich gleich,
Die ersten sie der zweiten, aber lüstern
Nach höherm Ruhm, der Vordersten Bereich:
Und da die eigne Tat nur leises Flüstern,
Nicht Jubelruf erweckt und Glockenstreich,
Da alle Tempel andern schon gehören,
Dünkt's ihnen gut, statt bauen, zu zerstören.

Und Schanzen bilden sie von luft'gen Worten,
Mißbrauchter Scharfsinn beut die Waffen dar;
Was wahr, beschränkt auf Zeiten und an Orten,
Wird ausgedehnt und aller Zukunft wahr.
Der Ahnung Lauschen an der Geister Pforten
Ist ihnen wie des Dreiecks Winkel klar,
Und was veränderlich wie Wind und Wolke,
Wird festgeballt und dargestellt dem Volke.

*) An Bauernfeld, der anonym in der Modezeitung ein Gedicht an Grillparzer veröffentlichte, das einen Mahnruf zu poetischer Tätigkeit enthielt.

**) Die Brüder Schlegel.

Des Sanges Helden, die die Zeiten krönen,
Stehn eingesargt in Fächer mancherlei;
Weil sie der alten Fesseln spottend höhnen,
So dünken sie sich selber fesselfrei;
Die Ekelnamen, die nach Schule tönen,
Sie wuchern fort in neuem Feldgeschrei,
Und brüstend glauben sie sich frisch beritten,
Weil sie das alte Tier verkehrt beschritten.

Und froh empfängt der Troß die kühnen Leiter,
Er sammelt sich ums flatternde Panier;
Was sie begonnen, führt er täppisch weiter,
Der Stifter Wort, vergessen ist es schier;
Der einzeln Ohnmacht deckt die Zahl der Streiter,
Es wächst die Schar, kein Heil mehr außer ihr, —
Und mit den Formeln der vergeßnen Meister
Bewerfen sie die einzeln stehnden Geister.

Es tut so wohl, der Ehrfurcht sich entringen,
Die fremder Wert dem Menschen nicht erläßt;
Den weiten Raum vom Wissen zum Vollbringen
Rasch zu durchfliegen wie der leichte West;
Verkehrt die ew'ge Ordnung in den Dingen,
Der Staub erhöht, im Staub, was hoch und fest,
Der Schalk im Amtskleid seines Richters Richter,
Der Dilettant ein Mann, ein Nichts der Dichter.

Der Fremde Völker, die nach manchem Jahre
Ihr habt erkannt, was Deutschlands Volk getan,
Und borgend nach es ahmt, das Schöne, Wahre,
Nehmt euch in acht und schaut auf eure Bahn!
Das Opferfleisch, genommen vom Altare, —
Die Kohle hängt, die glühende, daran
Und wird entzünden sich, entflammen, mitten
Im Kreise eurer streitverschonten Hütten!

Doch nicht an Mustern soll es drum uns fehlen,
Weil eigne Taten uns ihr Witz geraubt;
Aus von den Großen aller Zeiten wählen
Sie einzelne, die Alter schon bestaubt,
Wo zu ergänzen, sichten, zu erzählen,
Der Preisende sich selbst gepriesen glaubt,
Wo Raums genug ist zwischen breiten Stegen
Für den Erklärer, sich mit drein zu legen.

So fährt der Priester in demselben Nachen
Mit seinem Götzen zur Unsterblichkeit;
Ja, selbst dem formlos Neuen, haltlos Schwachen
Wird noch vielleicht ein dürftig Lob gestreut;
Wenn nur nicht fertig, wenn noch dran zu machen,
Wenn's lüftet durch die Fugen schlaff und weit,
Doch Weh' dem Werk, das, streng geschloßner Seiten,
Sich selber stützt und ausschließt jeden Zweiten.

So strebt das Volk! Was sonst noch mag bedrängen,
Das weißt du selbst, und ich — ich weiß es auch;
Nicht darf sich Groll in goldne Lieder mengen,
Schon riß zu weit mich fort sein scharfer Hauch.
Und ich will ruhn; nicht wehren den Gesängen,
Doch auch nicht rufen sie nach früherm Brauch.
Man lobt ja, wer der Zeit sich weiß zu schicken,
Mag sich der Pöbel an sich selbst erquicken!

Wintergedanken.

(1840.)

Willst du, Seele, nicht mehr blühen,
Da vorbei des Sommers Flucht?
Oder wenn der Herbst erschienen,
Warum gibst du keine Frucht?
War vielleicht zu reich dein Frühling,
War zu bunt der Farben Licht?
Denn die Blüten geben Früchte,
Aber, ach, die Blumen nicht.

Weihnachten.

(1844.)

(Bei einer Zurücksetzung im Dienste.)

Am heil'gen Christtagabend
Den Kindern man beschert,
Da ist denn eitel Freude
An Wägelchen und Pferd.

Am heil'gen Christtagabend,
Obgleich ich längst kein Kind,
Hat man mir auch beschereet,
Gut wie die Menschen sind.

Man gab mir einen Kummer,
Man gab mir eine Qual,
Die tief am Leben naget,
Das längst schon geht zu Tal.

Man gab mir die Gewißheit,
Mein Streben sei verkannt
Und ich ein armer Fremdling
In meinem Vaterland.

Man hat beim nah'nden Winter
Verweigert mir das Nest
Und hieß mich weiter wandern
Für meines Lebens Rest.

Doch ist's der Lauf der Zeiten,
Ein Trost nur stellt sich dar:
Bin ich auch nichts geworden,
Ich blieb doch der ich war.

Bei einer Zurücksetzung im Dienste.

(1823.)

Kaiphas, Kaiphas, Sanchedrin!
Habt ihn vor Gericht gezogen,
Weil, statt in die Synagogen,
Er zum Weltgeist strebte hin?

Möchtet gar ans Kreuz ihn schlagen,
Das er zehen Jahr getragen?
Doch damit hat's keine Not,
Längst ist schon Pilatus tot.

Der bedurfte nur des Winks;
Doch am Ölberg neurer Sitten
Hängt nur Hofrat rechts und links,
Doch kein Göttersohn inmitten.

Wär's mit einem euch gelungen,
Hätt' ihn Grabesnacht verschlungen;
Schächer, Häscher, gebet acht,
Er steht auf, eh' ihr's gedacht!

Ohne Heim.

Wenn der Vogel singen will,
Sucht er einen Ast,
Nur die Lerche trägt beim Sang
Eigne, leichte Last.

Doch der Fink, die Nachtigall,
Selbst der muntre Spatz
Wählen, eh' die Kehle tönt,
Für den Fuß den Platz.

Gebt mir, wo ich stehen soll,
Weist mir das Gebiet,
Und ich will euch wohl erfreun
Noch mit manchem Lied.

Denn in Deutschland weht der Sturm,
Sturm, man weiß, ist Wind;
Wähnen, wenn der Ast sie schnellt,
Daß sie flügge sind.

Und hier Landes dunkelt's tief,
Nacht wie Pech und Harz,
In den Zweigen nächst dem Stamm
Nisten Dohlen schwarz.

Kauz und Eule dämisch dumm
Schaun zum Astloch 'raus,
Nur der Starmatz schwatzt vom Platz,
Kanzelt für das Haus.

Tiefer unten aber steigt's
Auf vom Boden dumpf,
Und die Frösche quaken laut
Aus verjährtem Sumpf.

Und so schweb' ich ew'gen Flugs
Zwischen Erd' und Luft,
Und kein Platz dem müden Fuß,
Als dereinst die Gruft.

Entsagung.

(Paris 1836.)

Eins ist, was altersgraue Zeiten lehren
Und lehrt die Sonne, die erst heut getagt:
Des Menschen ew'ges Los, es heißt: Entbehren,
Und kein Besitz, als den du dir versagt.

Die Speise, so erquicklich deinem Munde,
Beim frohen Fest genippter Götterwein,
Des Teuren Kuß auf deinem heißen Munde,
Dein wär's? Sieh zu! ob du vielmehr nicht sein.

Denn der Natur alther notwend'ge Mächte,
Sie hassen, was sich freie Bahnen zieht,
Als vorenthalten ihrem ew'gen Rechte
Und reißen's lauernd in ihr Machtgebiet.

All', was du hältst, davon bist du gehalten,
Und wo du herrschest, bist du auch der Knecht.
Es sieht Genuß sich vom Bedarf gespalten,
Und eine Pflicht knüpft sich an jedes Recht.

Nur was du abweis't, kann dir wiederkommen,
Was du verschmähst, naht ewig schmeichelnd sich,
Und in dem Abschied, vom Besitz genommen,
Erhältst du dir das einzig Deine: Dich!

Incubus.

(1821.)

Fragst du mich, wie er heißt,
Jener finstere Geist,
Der meine Brust hat zum Reich,
Davon ich so düster und bleich?

Unfried' ist er genennt,
Weil er den Frieden nicht kennt,
Weil er den Frieden nicht gönnt
Jemals der Brust, wo er brennt.

Der hat im Busen sein Reich,
Der macht mich düster und bleich,
Der läßt mir nimmermehr Rast,
Seit er mich einmal gefaßt.

Schau' ich zum Himmel empor,
Lagert er brütend sich vor,
Zeiget mir Wolken zur Hand,
Wolken — und keinen Bestand.

Alles der Menschen Gewühl
Nennt er Getrieb' ohne Ziel;
Ob ich's auch anders gewußt,
Schweigt er das Haupt durch die Brust.

Flücht' ich zu ihr, die mein Glück,
Tadellos jeglichem Blick,
Er findet Tadel mir auf,
Wär's aus der Hölle herauf.

Und auf den Punkt, den er meint,
Hält er die Lichter vereint,
Daß es dem Aug' nicht entging,
Wenn es auch Blindheit umfing'.

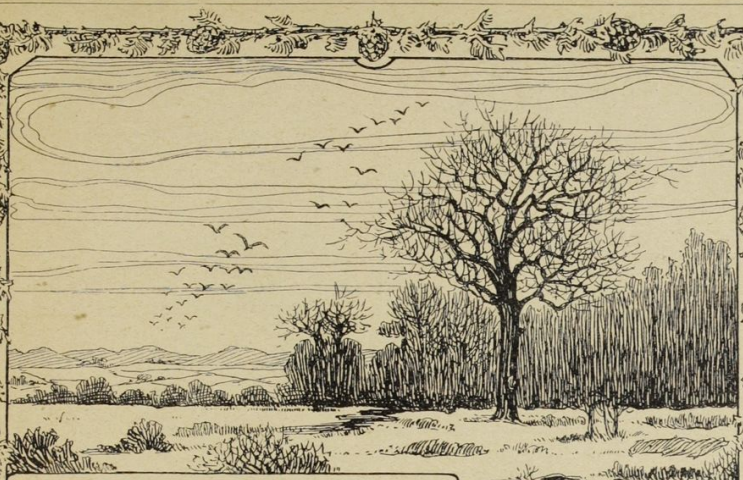
Lacht sie — so nennt er sie leicht,
Weint sie — von Schuld wohl erweicht,
Spricht sie — in heuchelndem Mut,
Schweigt sie — voll anderer Glut.

Und wenn's mir einmal gelang,
Durchzubrechen den Drang,
Frei, mit des Geistes Gewalt
Durch, bis zu Licht und Gestalt;

Unter der Hand es sich bildet und hebt,
Lebendiges Leben das Tote belebt,
Und es nun dasteht, ein atmendes Bild,
Vom Geiste des All und des Bildners erfüllt;

Da stieht er hinein sich mit list'gem Bemerk
Und grinset mich an aus dem eigenen Werk:
„Bin's, Meister! nur ich, dem die Wohnung du wölbst;
Sieh! nichtig dein Werklein und nichtig du selbst."

Und schaudernd seh' ich's, entsetzenbetört,
Wie mein eigenes Selbst gen mich sich empört,
Verwünsche mein Werk und mich selber ins Grab —
Dann folgt er auch dahin wohl quälend hinab!? —



Dezemberlied.

(1828.)

Harter Winter, streng und rauch,
Winter, sei willkommen!
Nimmst du viel, so gibst du auch,
Das heißt nichts genommen.

Zwar am Äußern übst du Raub,
Zier scheint dir geringe,
Eis dein Schmuck, und fallend Laub
Deine Schmetterlinge;

Rabe deine Nachtigall,
Schnee dein Blütenstäuben,
Deine Blumen, traurig all
Auf gefrornen Scheiben.

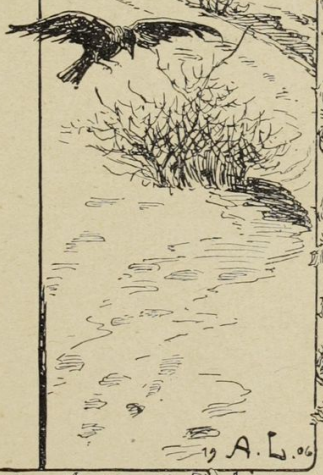
Doch der Raub der Formenwelt
Kleidet das Gemüte,
Wenn die äußere zerfällt,
Treibt das Innere Blüte.

Die Gedanken, die der Mai
Locket in die Weite,
Flattern heimwärts, kältescheu,
Zu der Feuerseite.

Sammlung, jene Götterbraut,
Mutter alles Großen,
Steigt herab auf deinen Laut,
Segen-übergossen.

Und der Busen fühlt ihr Wehn,
Hebt sich ihr entgegen,
Läßt in Keim und Knospen sehn,
Was sonst wüst gelegen.

Wer denn heißt dich Würger nur?
Du flichst Lebenskränze,
Und die Winter der Natur
Sind der Geister Lenze.



Das Spiegelbild.

(1821.)

Ich lag in grünem Laubgezelt,
Die Stirn in heißer Hand,
Verbaut von Zweigen, Flur und Feld,
An eines Brunnens Rand.

Und als ich, so am Rand gelegt,
Mein Bild im Quell gewahrt',
Fühlt' ich mich wunderbar bewegt,
Vergaß des Wassers Art

Und rief: So hegest du mein Bild,
Du Bächlein, still und rein,
Des Herzens Sehnen, ungestillt,
Soll drum dein eigen sein.

An deinem Ufer will ich ruhn,
Will mir ein Laubdach baun,
Matt von des Lebens Mühn und Tun,
In deine Wellen schaun.

Da, neben meinem, in dem Quell
Gewahr' ich noch ein Haupt;
Es ist mein Freund, erkenn' ich schnell,
Den ich entfernt geglaubt.

Und wie er schalkhaft lächelnd, froh,
Sich über mich geneigt,
Mit ems'ger Treue ebenso
Der Spiegelquell ihn zeigt.

Da war ich schnell vom Traum erwacht,
Doch zürnt' ich nicht dem Quell;
Ich zürnte, daß ich nicht bedacht,
Was doch vom Anfang hell:

Des Wassers Art ist eben so,
Zeigt nicht nur ein Gesicht,
Die ganze Welt ist dessen froh,
Und ich auch grolle nicht.

Auch in der Folge will ich gern
An deinem Ufer gehn,
Recht innig froh, auch mich von fern
In deinem Selbst zu sehn;

Doch wohnen hier, mich dir vertraun? —
Laß fahren das, mein Sinn!
Wer wird sein Glück auf Wasser baun? —
Und also ging ich hin.

Schalkheit.

(1819.)

Lächelst du mir durch die Zweige,
Muse, lieblich anzuschauen,
Und verweigerst doch zu kommen?
Ganz herbei komm, oder fort ganz!
Denn ich geb' es zu erwägen,
Ob's euch recht und billig schien,
Erst mit Blicken aufzuregen,
Dann den Aufgeregten fliehn!

Kuß.

Auf die Hände küßt die Achtung,
Freundschaft auf die offne Stirne,
Auf die Wange Wohlgefallen,
Sel'ge Liebe auf den Mund;
Aufs geschloßne Aug' die Sehnsucht,
In die hohle Hand Verlangen,
Arm und Nacken die Begierde;
Alles weitre Raserei!

Gedanken am Fenster.

Herüber durch die Berge
Ertönt es dumpf und schwer,
Wie Leichentuch um Särge,
Verhüllt Gewölk die Berge,
Und drinnen geht der Herr.

Die Erde sieht's mit Bangen,
Die Luft, sie regt sich nicht.
Die Vögel, die erst sangen,
Sind still zu Nest gegangen,
Das Weltall ahnt Gericht.

Es blitzt! Was zuckst du, Auge?
Denkst du der Tränen itzt
In einem andern Auge,
Für die ein Rächer tauge,
Gleich jenem, der dort blitzt?

Ein Wirbelwind von oben
Greift nieder in den Staub;
Nun werden Wetter toben,
Schon ist der Keil gehoben,
Bezeichnet ihm sein Raub.

Doch horch! welch leis Bewegen,
Rauscht durch die Blätterwand?
Was Strafe schien, wird Segen,
Vom Himmel rieselt Regen
Und tränkt das durst'ge Land.

An die Sammlung.

Die du dein Haus entfernt von Menschen baust,
Steig nieder auf mein Flehen, Sammlung, du,
Ergreif mit starker Hand die irren Triebe,
Die Kräfte, die ins Weite haltlos streifen,
Zwing dein Gebiß in ihren starren Mund,
Und lenke sie am Zügel, klug verkürzt,
Zum Ziele, dem Olympischen des Siegs.
Was Großes wird, des bist du Mutter ja,
Und wo du nicht bist, da zerfällt in Staub
Das Götterbild der Menschheit und zerbröckelt,
Wie Mauersteine, deren Bindung wich.
Der Sohn der Erde tritt in die Natur,
Sein Auge sieht: ein stummes totes All,
Sein Ohr vernimmt: ohn' Inhalt, wirre Töne,
Die Hand ergreift, läßt fahren und faßt wieder;
Was ihn umringt, es ist ein Vieles nur,
Und er ein Nichts im Vielen, das kaum Etwas.
Da steigst du nieder in den engen Kreis,
O Himmlische, und heißt und lehrst ihn gatten
Dem Ohr das Aug', dem Aug' die sichre Hand;

Die Zunge spricht es aus, was sie gewonnen,
Und der Gedanke tritt, ein Neugeborner,
In die dem Chaos abgestrittne Welt.
Ein schneller Läufer, rennt er seine Bahn,
Und hat er sich in Haus und Feld gesättigt,
So geht er und mißt Stern' und ahnet Welten.

Mich hat der Menschen wildbewegtes Treiben
Im Innersten verwirret und zerstört.
Nah dem Erliegen rief ich, wie der Müde
Den Schlummer ruft — zerstreuendes Vergessen
Und wiegte mich auf seinem weichen Pfühl.
Nun aber schlägt die Stunde des Geschäfts,
Ich rufe Kraft und Mut, allein sie schweifen,
Des sorglos müden Leiters Hand entschlüpft.

Komm, Sammlung, du und hilf mir sie vereinen;
Einmal geweckt, treibt sie die eigne Glut.

Der Halbmond glänzet am Himmel . . .

Der Halbmond glänzet am Himmel,
Und es ist neblicht und kalt.
Gegrüßt sei du Halber dort oben,
Wie du, bin ich einer, der halb.

Halb gut, halb übel geboren,
Und dürftig in beider Gestalt,
Mein Gutes ohne Würde,
Das Böse ohne Gewalt.

Halb schmeckt' ich die Freuden des Lebens,
Nichts ganz als meine Reu';
Die ersten Bissen genossen,
Schien alles mir einerlei.

Halb gab ich mich hin den Musen,
Und sie erhörten mich halb;
Hart auf der Hälfte des Lebens
Entflohn sie und ließen mich alt.

Und also sitz' ich verdrossen,
Doch läßt die Zersplitterung nach:
Die leere Hälfte der Seele
Verdrängt die noch volle gemach.

Fortschritt.

(1839.)

Die Zeit, sie eilt so schnell voraus,
Und ich, ich blieb zurück;
Ich schäme mich. Was kommt heraus?
Es bleibt ein Mißgeschick.

Doch stürmt sie fort, unbändig jach.
Kaum reicht so fern mein Blick;
Die Bahngenossen stürmen nach,
Und ich, ich blieb zurück.

Vielleicht kehrt wieder sie des Wegs —
Laßt sitzen mich am Stein!
Vielleicht — hat sie sich müd gerannt —
Hol' ich sie doch noch ein.

Der Gang der Welt ist nicht so rasch,
Als Torheit meint und spricht;
Man weiß wohl, Flügel hat die Zeit,
Die Zeiten aber nicht.

Hoch auf schwindligen Stegen . . .

Hoch auf schwindligen Stegen
Geh' ich mit mutigem Schritt;
Kommt das Glück mir entgegen,
Dankt ihm's ein freundlicher Blick.

Aber verweigert's zu kommen,
Geh' ich, als wär' mir es nah;
Ist auch die Stütze genommen,
Bin ich doch selber noch da.

Jagd im Winter.

Der Himmel grau, die Erde weiß,
Die Bäume kahl, die Büsche Gereis,
Ihr Lächeln den Fluren genommen.
Mag zagen, wer will, mir wallet es heiß,
Ich nenne willkommen dich, blinkendes Eis,
Dich, starrenden Winter, willkommen.

Als noch die Menschheit im Lenze lag,
Da stand ihr wohl ein Frühlingstag,
Nun mag sie sich anders erweisen.
Willkommen, ihr Felder, erstarrt und beschneit,
Wir leben ja doch in eiserner Zeit,
Wohl paart sich Eis zu dem Eisen.

Des Dichters Leier verklingt, verstummt,
Kaum daß noch die Klage wie Heimchen summt,
Kein Spiel, kein Preis, kein Sieger.
Drum fort ins Freie, das Geschoß in der Hand,
Das Rohr gehoben, den Hahn gespannt,
Als Jäger, wenn nicht als Krieger!

Und wenn es knallt, und wenn es trifft,
So denkt, daß jene, die kochten das Gift,
Im Finstern horchen und harren.
O Winter der Fluren! stürme nur zu,
Der Geister Winter ist kälter als du,
Er tötet, du machest nur starren.

Nur abends daheim am Feuerherd,
Da sei auch ein einziger Seufzer gewährt
Nach Lenz und Blüten und Früchten.
Des morgens aber von neuem hinaus,
In Jagdgetös und Sturmgebraus,
Die Zwietracht des Innern zu schlichten.

An der Wiege eines Kindes.

Da liegt sie, eingehüllt,
Die hilflose Kleine!
Eine Blume an Schönheit
Und an Bewußtlosigkeit, daß sie schön.
Ein leeres Blatt die Seele;
Die Sinne Griffel ohne Führer;
Der Verstand ein Schreiber, tief im Schlaf.
Kein Geist rief noch: es werde Licht!
Über der dunkeln Urnacht;
Und Mensch- und Tierheit streiten,
Wem sie gehört.

Sie lächelt. — Warum?
Sie weint. — Weswegen?
O, laßt sie weinen, lächeln ohne Grund;
Gebt diese Kunst ihr mit ins Leben!

Der beste Grund zum Frohsinn ist der Frohsinn,
Und mög auch künftig, wenn sie weint,
Nie das Bewußtsein sagen ihr, warum.

Wie rein die Stirn sich hebt,
Die Wangen strotzend leuchten,
Die Unterlippe, als zum Kuß geformt,
Ein Rosenblatt, sich schwellend hebt,
Vom Oberlippchen zierlich überrandet,
Und Wang' und Kinn mit ihren Grübchen
Zur strengen Schönheit fügen süßen Reiz.
Du bist schön, o Kleine,
Und wirst es mehr noch sein, wenn nicht mehr klein!

Sei mir gegrüßt, Gesegnete der Götter!
Denn, wahrlich, Schönheit ist der Götter Segen!
So ausgeschieden sein vom Niedern und Gemeinen,
Am Fuß der Himmelsleiter hingestellt,
Die von der Erde aufsteigt zu den Göttern.
Und einen ew'gen Mahner an der Seite,
Der leise ruft: Zerstör' mich nicht!
Das Schöne, es ist gut, und schön das Gute!

Und so wirst du auch gut sein, gut wie schön,
Und klug, wie beides, und verständig;
Des Vaters Aug' in deiner klaren Stirn,
Es wird von Recht einst sprechen, wie in seiner;
Der Mutter Mund ob deinem weichen Kinn,
Er wird von Geist ertönen, wie bei ihr,
Und fester Sinn wird thronen in den Brauen.

Was lächelst du? als hättest du vernommen
Der allzuraschen Lippe weihend Lob;
Ich sage dir, die Güte, die dich schmückt,
Sie wird dir einst der Tränen mehr entpressen,
Als die Vergebung weinet und der Schmerz;
Und des Verstandes Fackel wird dir leuchten
Da, wo du wünschtest lieber blind zu sein,
Und spotten werden dein die andern Blinden.

Doch immerhin! laß beide strahlen,
Erwärmend und erleuchtend für und für!
Tu dir genug, so tust du's auch der Welt,
Und so geh ruhig deinen stillen Pfad!
Und wenn du einst am Rande deiner Bahn,
Gebettet in der Schwachheit Schaukelwiege
Und eingewickelt in des Alters Binden,
Zum zweitenmal ein Kind, stillatmend ruhst,
So gebe gnädig dir ein güt'ger Gott,
Daß auch du lächeln könnest dann, wie jetzt,
Dem Eintritt in ein noch verhülltes Leben!

Des Kindes Heimkehr.*)

(1817.)

Über des Bettes Haupt flog säuselnden Fluges ein Engel,
Und des Unsterblichen Blick fiel auf das schlafende Kind.
Wie sein eigenes Bild im Spiegel silberner Wellen,
Lacht ihn freundlich und hold an die süße Gestalt.
Leise sinkt er herab, sich freuend der lieblichen Täuschung,
Und tritt lustigen Schritts vor das Schlafende hin.
Ach! es schlummert so süß, und Unschuld und himmlischer Friede
Säuseln im Atem des Munds, ruhn auf der silbernen Stirn,
Kräuseln zum Heiligenschein des Hauptes goldene Locken,
Ruhn wie ein Lilienzweig in der gefalteten Hand.
Freundlich lächelt der Engel; doch bald umzieht sich sein Antlitz,
Trüb, mit brütendem Ernst, seufzend kehrt er sich ab.
Er überschaut im Geist den Sturm der kommenden Tage,
Dem nur die Eiche steht, der die Blume zerknickt;
Rauschen hört er des Unglücks seelenmordende Pfeile,
Wider die Unschuld und Recht nur ein zerbrechlicher Schild;
Tränend sieht er das Aug', das weich die Wimper bedecket,
Und zerschlagen die Brust, die jetzt atmend sich hebt,
Mitleid erfaßt da die Seele des himmlischen Boten,
Fragend sieht er empor, und der Unsterbliche nickt.
Da umfaßt er den Nacken und küßt die zuckenden Lippen,
Spricht: Sei glücklich, mein Kind! und die Kleine war tot.

*) Als die sechsjährige Tochter des Professors S. von Sonnleithner gestorben war.

In trüber Stunde.

(1855.)

Frost und Nacht, wohin ich richte
Meine besten Lichtgedanken!
Wie ich sinne, wie ich dichte,
Nicht die Mitwelt will mir's danken.

Hab' mein Bestes ihr gegeben,
Zwar nicht reichlich, stets doch Reines,
Reinsten Teil von meinem Leben,
Wohl nicht Schmuck voll falschen Scheines.

Kurze Zeit habt ihr verstanden,
Was die Götter mir erzählten;
Und ich galt in unsern Landen
Zu den hohen Auserwählten.

Doch ihr habt mich dann vergessen —
Und vergessen eure Würde:
Und — wenn nicht mein Wort vermessen:
Ward mein Geist euch eine Bürde.

Sei's! — ich opfre meinen Göttern —
Opfert ihr — wie lang'? — den Götzen!
Zukunft wird mit andern Lettern
Euch und mir das Urteil setzen!

Zwar, wenn tot einst, werd' ich leben,
Und ihr flechtet mir noch Kränze,
Denkt ihr auch nicht schmerzlich eben
Meiner trüben Lebenslenze.

Doch — was klag' ich? — wo im Innern
Heil'ge Stimmen stets erklangen!
Ist's doch — zwar kein Trost-Erinnern! —
Manchem Bessern so ergangen!

An die vorausgegangenen Lieben.

(1820.)

Seid ihr vorausgegangen,
Liebe Gefährten der Reise,
Wohnung mir zu bereiten,
Der noch im Staube des Wegs?

Sucht mir ein Kämmerchen, Liebe,
Still und freundlich und klein,
Doch in eurer Nähe:
Ich bin nicht gerne allein;

Heimlich sei es und stille,
Schatten mäß'ge den Tag,
Daß ich gern sitzen und sinnen,
Dichten und denken mag.

Tristia ex Ponto.

Einleitung.

An Ovid.

Du, den in wilde unwirtbare Wüsten,
Wo nie ein Glücklicher sich schauen ließ,
Auf Pontus ferne meerumtobte Küsten
Der Grimm von Romas tück'schem Herrscher stieß;
Dir, armer Dulder, weih' ich diese Blätter,
Denn gleiches Los beschieden uns die Götter.

Von Menschen ferne, lieg' ich hier und weine,
Unglücklicher als du, denn mich verbannt
Ein Henker, fürchterlicher als der deine,
Des Schicksals allgewalt'ge Eisenhand.
Zu Menschenohren dringt des Menschen Stimme,
Doch taub ist das Geschick in seinem Grimme.

Weil du zu viel gesehn, zu viel gesprochen,
Traf dich des Kaisers harter Richterspruch,
Doch welch Vergehn wird denn an mir gerochen,
In dessen Herzen Fried' und Unschuld schlug?
Ist mir's bestimmt, so martervoll zu leiden,
So könnt' ich dich um dein Vergehn beneiden.

Für Sünden, lieblich im Begehn, zu büßen,
Das stumpft der grausenvollsten Strafe Qual;
Doch höllisch leiden und sich schuldlos wissen,
Das schneidet tief wie dreigeschliffner Stahl;
Und bei den Göttern, die den Meineid rächen,
Rein ist mein Herz, ich weiß nichts von Verbrechen! —

Sanft trieb des Lebens Nachen; das Gewissen
Schlief drinnen wie ein neugebornes Kind,
Da ward ich plötzlich in die See gerissen,
Ein unglückfel'ges Spiel von Meer und Wind;
Erloschen sind die sichern Leitersterne,
Und meine Heimat birgt die Nebelferne.

Die Hoffnung hat das Steuer aufgegeben
Und flieht mit scheuem, windesschnellem Fuß;
Sie, die sonst selbst beim Ausgang aus dem Leben
An des Avernus dunklem Schauerfluß
Dem müden Waller tröstend steht zur Seite,
Sie selbst versagt mir Armen ihr Geleite.

Verzweiflung steht an ihrer Statt im Nachen
Und treibt den Kiel vom Lande weiter fort,
Dorthin, wo aus des schwarzen Abgrunds Rachen
Der Jammer grinset und der bleiche Mord,
Und wohin immer meine Blicke schweifen,
Sie können nichts als Schreckliches ergreifen.

Nur einen Hafen läßt sie mich erschauen,
An dessen Mund in unerforschter Nacht
Der Ewigkeit furchtbare Nebel grauen,
Die bleiche Furcht mit scheuem Zagen wacht,
Die jedem, der sich nähert ihren Toren,
Das Wort „Vernichtung" flüstert in die Ohren.

„Vernichtung!" — Sei's — Mag, was ich bin, entschweben
Im ew'gen Wirbeltanz der flücht'gen Zeit,
Trotz sei geboten dir! Dies Blatt soll leben,
Wenn meines Seins Atome längst zerstreut.
Zertritt mich auch der Fuß der nächsten Stunde,
Doch leb' ich ewig in der Nachwelt Munde.

1. Böse Stunde.*)

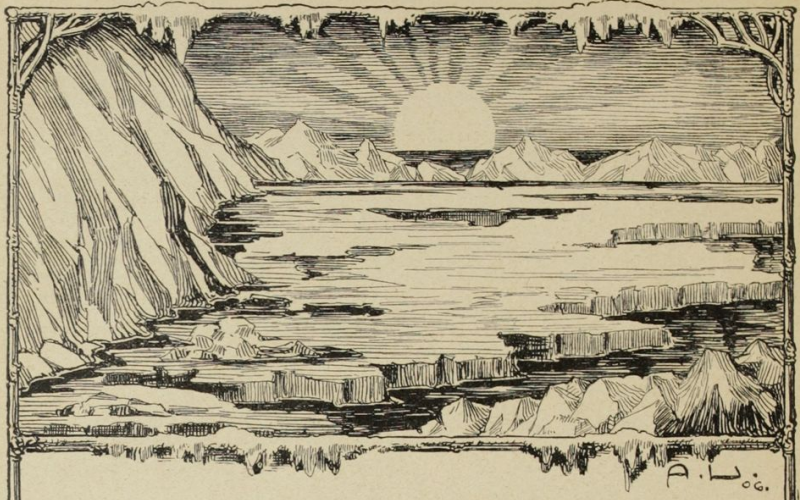
Begeisterung, was ruf' ich dir
Und fleh' dich fruchtlos an?
Begeisterung? Wonach? Wofür?
Bist du selbständig außer mir?
In mir? Und wo und wann?

Sag mir, wo du dein Haus gebaut,
Welch' Zauber dich bewacht;
Voraus dich nehmend hochvertraut,
Hol' ich begeistert dich als Braut,
Durch Sturm und Kampf und Nacht.

Begeistert für Begeisterung?
Der Weg zugleich das Ziel?
Wer ist so ungeübt und jung,
Der nicht gewahrt den argen Sprung?
Wer hat und sucht noch viel?

Du also selber fehlest nicht.
Was sonst denn, wenn ich kalt? —
Wärst etwa du die Flamm' am Licht,
Verlöschend, wenn's an Stoff gebricht,
An Nahrung, an Gehalt?

*) Unter dem Titel: Tristia ex Ponto hat Grillparzer selbst die hier folgenden Gedichte, die er seit 1826 zu verschiedenen Zeiten verfaßt, 1835 in dem Taschenbuch Vesta veröffentlicht.



Wärst du das Wie, und brauchst ein Was?
Nur Was durch ein Warum?
Wer Wasser schöpft ohn' Unterlaß
Und schöpft ins Danaidenfaß,
Treibt wohl sich fruchtlos um.

Drum auf ins Leben, mutbewehrt!
Gestrebt, geliebt, gehaßt!
Ist dir der Stoff erst, der sie nährt,
Fällt Glut vom Himmel auf den Herd
Und lodert ohne Rast.

2. Polarszene.

Auf blinkenden Gefilden
Ringsum nur Eis und Schnee,
Verstummt der Trieb, zu bilden,
Kein Sänger in der Höh'!
Kein Strauch, der Labung böte,
Kein Sonnenstrahl, der frei,
Und nur des Nordlichts Röte
Zeigt wüst die Wüstenei.

So sieht's in einem Innern,
So steht's in einer Brust,
Gestorben die Gefühle,
Des Grünens frische Lust;
Nur schimmernde Ideen,
Im Kalten angefacht,
Erheben sich, entstehen
Und schwinden in der Nacht.

3. Frühlings-Kommen.

Der Wächter auf den Zinnen
Treibt gar gewalt'gen Spuk.
Sieht er wohl Gäste kommen?
Er schreit: Guckguck! Guckguck!

Ein Diner auf sein Rufen
Herum im Hause geht,
Der nimmt die weißen Hüllen
Vom schimmernden Gerät.

Ein andrer breitet Teppich
Milchfarb und rosenrot;
Baumwollen das Gewebe:
Der Baum die Wolle bot.

Drauf kommen Musikanten,
Sie stimmen, proben nie,
Und doch, kommt's nun zum Spielen,
Wie herrlich stimmen sie.

Ein Vorhang, rot von Seide,
Fliegt weichend von der Tür,
Der Pförtner, golden schimmernd,
Kommt öffnend draus herfür.

Halb zieht er nun den Vorhang,
Daß Tag und Dunkel gleich,
Da tritt herein der Fremdling,
Ein König in sein Reich.

Was Augen hat, schließt auf sie,
Im Garten Haupt an Haupt,
Am Raine schiebt und drängt sich's,
Die Gänge stehn umlaubt.

Am Tor auch pocht's des Herzens,
Willst hier auch freien Lauf?
Nun, bringst du schöne Lieder,
So mach' ich dir wohl auf.

4. Reiselust.

Kam zurück die Lust, zu schweifen?
Wunsch zugleich und Scheu der Rast,
Drängt's, den Mißmut abzustreifen,
In gedankenloser Hast?

Sieh die Pferde schon bereitet,
Das Geräte schon beschickt,
Der Gesichtskreis ist erweitet,
Der Gesichtspunkt ist verrückt.

Und so geht's durch Deutschlands Gauen,
Veitschenstreichs von Ort zu Ort;
Müd das Auge schon, zu schauen,
Und die Lippe müd des Worts. —

Roma, Roma! Goldne Stunden,
Als ich deinen Zauber sah;
Jahre sind seitdem entschwunden,
Und dein Reiz noch immer nah.

Damals auch trieb bittrer Kummer
Mich aus meinem Heimatland,
Einer Mutter Grabesschlummer,
Trüb ein mißgeschlungnes Band.

Doch wie anders und wie besser!
Die Erinnrung kam zur Rast,
Schwächer, wie der Abstand größer:
Jeder Schritt nahm eine Last.

Und von jeder hohen Schwelle
Sah ein Himmlischer mich an,
Rückte sacht auf dem Gestelle,
Lud zu sich den Wandersmann.

Nun sind müder meine Füße,
Kummer hält schon gleichen Schritt,
Wo ich Tempel ehrend grüße,
Nahm die Zeit die Götter mit.

Einer nur ist mir erschienen,
Aber ich ertrug ihn nicht,
Und der Abglanz seiner Mienen
Ward, statt Flügel, mir Gewicht.

Schien er wie ein Zeus zu schreiten,
Mir hielt er, ein Chronos, vor
All' den Unterschied der Zeiten,
Ach, und all', was ich verlor.

5. Der Fischer.

Hier sitz' ich mit lässigen Händen
In still behaglicher Ruh,
Und schaue den spielenden Fischlein
Im glitzernden Wasser zu.

Sie jagen und gehen und kommen;
Doch werf' ich die Angel aus,
Flugs sind sie von dannen geschwommen,
Und leer kehr' ich abends nach Haus.

Versucht' ich's und trübte das Wasser,
Vielleicht gelang' es eh';
Doch müßt' ich dann auch verzichten,
Sie spielen zu sehen im See.

6. Verwünschung.

Wärst du so gut, als schön du bist vor vielen,
Die Krone wärst du dessen, was man sieht;
So aber mußtest du mit Wort und Treue spielen,
Und freun dich noch des Unheils, das geschieht.

Und wenn auch! Hätte nicht ein Gott im Grimme
So bunt vermengt, was feindlich sonst und zwei,
Man lobte, wo du gut, und tadelte das Schlimme,
Zu wählen dich, zu lassen, stünde frei.

Nun aber löscht des Trachtens böse Tücke
Nicht einen Zug des Reizes, der dich schmückt,
Indes, verschönt durch einen deiner Blicke,
Der Bosheit Stich wie Unschuldshauch entzückt.

Und so, gemischt aus Wonne und aus Grauen,
Stehst du, ein Todesengel, neben mir,
Ein Engel zwar, doch auch ein Tod zu schauen,
Und wer da lebt, der hüte sich vor dir.

7. Verwandlungen.

1.

Wie bist du schaurig,
Du dunkle Nacht!
Hier waren Wiesen,
War Farbenpracht.

Doch kaum zur Rüste
Der Sonne Schein,
So sank zur Wüste
Das Eden ein.

Hier ist die Stelle,
Hier stand das Haus,
Ich such', ich taste,
Und find's nicht aus. —

2.

Doch stand es einmal,
So steht's wohl noch,
Harr' du der Sonne,
Sie kommt wohl doch.

O wäre jeder,
Nur jeder Nacht
So nah und sicher,
Was hell sie macht.

3.

Nur einmal zögert's,
Stellt sich nicht ein,
Das helle Frühlicht,
Der Sonnenschein.

Das ist am Morgen
Zu jener Frist,
Da nachts du vorher
Gestorben bist.

8. Die Porträtmalerin.

„Malet keine toten Bilder,
Tote Bilder des Lebend'gen."
So spricht Mahom der Prophete,
„Denn am Tage des Gerichtes
Werden sie vor euch hintreten,
Leben fordernd, Seel' und Geist."
Ach, ich kenne Malerhände,
Die beleben ihr Gemälde
Schöpferisch mit wahrem Leben;
Doch die Seele, die sie geben,
Ward dem Urbild erst geraubt.

9. Trennung.

So laß uns scheiden denn, tut's not, zu scheiden,
Allein als Freunde, ohne Groll und Haß,
Ein unerklärtes Etwas zwischen beiden
Stört den Erguß und hemmt ohn' Unterlaß.

Ob ich dies Etwas, ewig störend, kenne?
O, gebe Gott, daß ich es nicht erkannt!
Denn ist es, was ich denk', obgleich nicht nenne,
So bist du, Weib, in einer furchtbarn Hand;

In einer Hand, die einmal schon die Klauen
Nach deiner Jugend Blüten ausgestreckt,
Und die, zum zweitenmal genaht in Grauen,
Ihr Opfer hält, bis es die Erde deckt.

Doch ob es ist? Ich weiß nicht, mag's nicht wissen!
Und so beim Scheiden, das, wie schwer, verletzt,
Nimm das Geständnis, mir zuletzt entrissen:
Nie kannt' ich dich, noch kenn' ich selbst dich jetzt.

Ein Rätsel warst du mir, wie man beim Spiele,
Den Nachbar neckend, wohl zusammenflicht,
Jetzt los' und leicht, leichtfertig selbst, wie viele,
Drauf wieder ernst und streng, wie viele nicht.

Bald sah ich Hohn durch deine Züge schweifen,
Drauf sie verklärt von warmer Tränen Hauch,
Nun mühsam dich das Leicht'ste nicht begreifen,
Dann selbst das Tiefste wieder fassen auch.

Was offen mir auch stand, dein innres Wesen,
Es blieb verschlossen mir bis diesen Tag,
Und so geb' ich, ein Rätsel, noch zu lösen,
Dem Weisern dich, der's lösen darf und mag.

War mir's vergönnt, in ungestörter Fülle
Dir nah zu sein, vielleicht tat es sich auf,
Doch war's, ob unser, nicht des Schicksals Wille,
So habe denn, was not tut, seinen Lauf.

Du bist nun frei, und doch nicht ungebunden,
Denn eines ist, was nimmer dich entläßt:
Erinnerung der letztverflossnen Stunden,
Und halt' sie immer nur im Herzen fest!

Denn wie du jetzt bemühst dich, halb vergebens,
Zu malen dir dies Band als schwere Last,
Es bleibt denn doch die Krone deines Lebens,
Für alle Zeit das Beste, was du hast.

Du wirst dein Herz zu dem, zu jenem neigen,
Doch wie er fühlt und was er sich vermißt,
Wird er dir doch zuletzt den Abstand zeigen,
Der zwischen ihm und mir befestigt ist.

Und immer wird's dich wieder übereilen,
So oft Zerstreuung der Besinnung weicht,
Wenn man mich nennt, bei jeder meiner Zeilen
Denkst du: er war's! Verlor ich ihn so leicht?

Und sollt' es einst dir ganz vergessen scheinen,
Dann ist's das Zeichen einer furchtbarn Zeit;
Du bist umstellt vom Niedern und Gemeinen,
Dann hat es dich, dann bist du ihm geweiht.

Und selber dann noch, suchend, spät im Schranke,
Halb achtlos, müßig, fändest du dies Blatt,
Und plötzlich stünd' er vor dir, der Gedanke
An das, was war und ist an seiner Statt.

Weit ob dem Zwischenraum der dunkeln Jahre,
Trüg' es dich hin ins frühre Blumenreich,
Die Hand gedrückt in deine schönen Haare,
Ständ'st du ein Marmorbild, erstarrend, bleich.

Und wie aus Wolken, lauten Stürmen weichend,
Der Mond hervortritt in verklärter Pracht,
So käme blaß dein Bild, nun nicht mehr gleichend,
Entgegen dir aus des Vergangnen Nacht.

Der stille Reiz der unschuldsvollen Züge,
Die klare Stirn, von keiner Schuld gedrückt,
Der Mund, noch wahr bei halbbewußter Lüge,
Das Aug' ein Adler, der zur Sonne blickt.

Und weinend — doch wozu uns jetzt erweichen?
Der Augenblick scheint viel, die Zukunft hohl,
Laß uns die Hand zum letzten Abschied reichen,
Und so, für alle Zukunft, lebe wohl.

10. Sorgenvoll.

Mein Kummer ist mein Eigentum,
Den geb' ich nicht heraus.
Was gut wohl sonst an mir und schlimm,
Besitz' und teil', das hab' und nimm!
Mit ihm nur halt' ich Haus.

Und wie der Geiz'ge seinen Schatz
Des Nachts besieht bei Licht,
So zähl' ich ihn, wenn alles Ruh,
Entsprungne Körner leg' ich zu
Und lausch' und atme nicht.

Und kommt's zu sterben, leg' ich ihn
Als Obol in den Mund,
Vielleicht zahlt er den Fährmann mir
Und zähmt das freche, neid'sche Tier,
Des schwarzen Orkus Hund.

11. Ablehnung.

Was folgst du mir auf jedem Schritt
Mit prüfendem Gesicht,
Und forschest meinem Kummer nach,
Läßt leuchten hell dein Licht?

Natur gab mir wohl selber Sinn,
Nicht Rat ist's, was gebricht,
Und wenn du mir nicht helfen kannst,
So tröstest du mich nicht.

12. Intermezzo.

Im holden Mond der Maien,
Wenn lichte Blumen blühn,
Geflügelte Schalmeien
Die Waldesnacht durchziehn;

Da hebt sich eine Scholle,
Die Liebe lauscht hervor,
Ob noch der Winter grolle,
Noch laut der Stürme Chor?

Sieht grün sie nun die Weite,
Erträgt sie's nicht im Haus,
Sie fliegt auf Spiel und Beute
Gleich andern Vögeln aus.

Doch friert es etwa nächtig,
Sucht sie der Menschen Dach
Und schürt ein Feuer mächtig
In jungen Herzen wach.

13. Noch einmal in Gastein.

Du, dieses Ortes Einsamkeit,
Hast du mich nicht erquickt vor zehen Jahren?
Da schien die Welt, das Tal so weit,
Wie in den Schacht, der goldne Schätze beut,
Kam ich durch deine Klamm gefahren.
Und war dein Umfang schmal umgrenzt,
Mein Geist stand auf der Hoffnung Sonnenhügeln,
Und höher, als dein ew'ger Schnee erglänzt,
Trug's mich empor auf Adlerflügeln.
Nun bin ich müd, gestört, entzweit,
Nur Mauern läßt die Bergwand mich gewahren;
O, eine ganze Ewigkeit
Liegt in dem Raum von zehen Jahren!

14. Naturszene.

Das Wasser rinnt vom Felsgestein
Und furcht die moos'ge Bank,
Die Gräser, hellgrün, schmal und klein,
Sie stehn umher und saugen's ein,
Gesättigt ohne Dank.
Und an die Blumen unterm Grün,
Wie Bürgerstöchter stolz,
In blau und rot und goldner Tracht,
Hat sich der Schmetterling gemacht;
Der saugt und küßt und schaukelt sich
Und fliegt zuletzt davon,
So achtlos, daß am nächsten Tag
Er kaum noch mehr erkennen mag,
Wo er genossen schon. —

Und drüber rauscht der Baum, als ob
Nichts unter ihm geschäh',
Nach rückwärts strebt der Fels empor,
Schaut gradaus in die Höh',
Die Wolken aber allzuhöchst
Ziehn hin mit Sturmsgewalt;
Sie weilen nicht, sie säumen nicht,
Rasch wechselnd die Gestalt.
Und durch das all voll Eigensucht
Geh' ich mit finstrer Brust,
Vordem genoßner Treu und Lieb'
Halb wie im Traum bewußt.

15. Jugenderinnerungen im Grünen.

Dies ist die Bank, dies sind dieselben Bäume,
Wo einst, das dunkle Schulbuch in der Hand,
Der Prüfung bang, den Kopf voll Frühlingsträume,
Vor manchem Jahr sich oft der Knabe fand.

Wie er da saß, glitt von den finstern Lettern,
Zu manchem fremden Worte schwer gefügt,
Der Blick hinauf zu jenen frischen Blättern,
In denen sich der Westwind spielend wiegt.

Und künftiger Gestalten Geisterreigen,
Und künftigen Vollbringens Schöpferlust
Erschienen ihm in jener Wipfel Neigen,
Erklangen ihm in ahnungsvoller Brust.

Es ward erfüllt das kaum gewagte Hoffen,
Die Ahnung hielt, was sie vorhergesagt,
Des Wirkens goldne Tore stehen offen,
Ein Schritt gelang, ein zweiter ward gewagt.

Und nun nach manchen Jahres Zwischenräumen,
Zum Mann gereift, gewogen und erkannt,
Find' ich mich wieder unter diesen Bäumen,
Den Blick wie damals über mich gewandt.

Und Seufzer, so wie damals, schwellend heben
Die müde Brust, von mancher Sorge schwer,
Bis auf die Träne, die nicht mehr gegeben,
Ist alles so, wie damals, rings umher.

Ung'nügsam Herz, warum bist du beklommen?
Was du so heiß ersehnet, stehet da!
Die Stunde der Erfüllung ist gekommen,
Du hast es, was dein Wunsch in Ferne sah.

Wie? — oder war der bunten Bilder Fülle
Der Inhalt nicht von dem, was du begehrt;
War nur der tiefern Sehnsucht äußre Hülle,
Das Kleid nur dessen, was dir wünschenswert?

Hast Schönes du vielleicht gestrebt zu bilden,
Um schöner dich zu fühlen selber mit?
War Schreiten in des Wissens Lichtgefilden
Im Land des Wollens dir zugleich ein Schritt?

Hast du vielleicht nach Ehr' und Ruhm getrachtet,
Vermengend im Gedanken, jugendlich,
Das Aug', mit dem die Welt den Mann betrachtet,
Und das, womit er selbst betrachtet sich?

Schien dir die Welt mit ihren weiten Fernen
Ein Urbild, wert des Nachgebilds, zu sein?
Hast, wo sie schimmert, du geträumt von Sternen?
Von Wirklichkeit bei jedem holden Schein?

O, Trügerin von Anfang du, o Leben!
Ein reiner Jüngling trat ich ein bei dir,
Mein war mein Herz, und rein war all mein Streben,
Doch Trug und Täuschung zahltest du dafür.

Die Freundschaft sprach, mein Innres tönte wieder,
Wir stießen, zwei, kühn schwimmend, ab vom Strand;
Er sank, ich hielt ihn noch, er zog mich nieder
Und rettete ermattet sich ans Land.

Gewalt'ger regten sich geheim're Triebe,
Ein unbekanntes Sehnen wurde wach,
Sie nannten es, ich selber nannt' es Liebe,
Und einer Holden ging mein Streben nach.

Kaum nur gesehn, kein Wort von ihr vernommen,
Schien sie entstammt aus höherm Lichtgefild,
Durch Berg und Tal, vom innern Brand entglommen,
Verfolgt' ich, das mich floh, ihr holdes Bild.

Da kam der Tag, der Schleier war zerrissen,
Gemeinheit stand, wo erst ein Engel flog;
Sich selber träumte Sehnsucht, gleich Narzissen,
Und starb, wie er, am Quell, der sie betrog.

Ein Vorhang deckt, die darauf folgt, die Stelle:
Ich lüft' ihn nicht, Erwähnung schon genügt,
Zwei Sphingen ruhn an der verborgnen Schwelle,
Das Götterhaupt dem Tierleib angefügt.

Der Eintritt scheint zu Hoffnungen berechtigt,
Das Ende wär' als Anfang gut genug,
Doch eh' der Geist der Folge sich bemächtigt,
Ist auch vorüber schon der grobe Trug.

Da fand ich sie, die nimmer mir entschwinden,
Sich mir ersetzen wird im Leben nie,
Ich glaubte meine Seligkeit zu finden,
Und mein geheimstes Wesen rief: nur die!

Gefühl, das sich in Herzenswärme sonnte,
Verstand, wenn gleich von Güte überragt;
Ans Märchen grenzt, was sie für andre konnte,
An Heil'genschein, was sie sich selbst versagt.

Der Zweifel, der mir schwarz oft nachgestrebet:
Ob Güte sei? — durch sie ward er erhellt:
Der Mensch ist gut, ich weiß es, denn sie lebet,
Ihr Herz ist Bürge mir für eine Welt.

In Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht.

Denn Hälften kann man aneinander passen,
Ich war ein Ganzes, und auch sie war ganz;
Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzufest geschlungen war der Kranz.

So standen beide, suchten sich zu einen,
Das andre aufzunehmen ganz in sich,
Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich war immer: ich! —

Ja, bis zum Grimme ward erhöht das Mühen,
Gesucht im einzeln, was im ganzen lag,
Kein Fehler ward, kein Wort ward mehr verziehen,
Und neues Quälen brachte jeder Tag.

Da ward ich hart. Im ew'gen Spiel der Winde,
Im Wettersturm, von Sonne nie durchblickt,
Umzog das stärkre Bäumchen sich mit Rinde,
Das schwächre neigte sich und war zerknickt! —

O seliges Gefühl der ersten Tage,
Warum mußt du ein Traum gewesen sein?
Lebt denn das Schöne nur in Bild und Sage,
Und schlürft's die Wirklichkeit wie Nebel ein?

* * *

Auch dort nicht heimatlos, in Bild und Worte
Floh ich, dem meerbedrängten Schiffer gleich,
So oft den Stürmen aufgetan die Pforte,
In jenes Hafens schützenden Bereich.

Gelagert in dem Dufte fremder Kräuter,
Umspielt von fremder Wipfel leisem Wehn,
Sah ich im Traum die hohe Himmelsleiter,
An der die Geister ab- und aufwärts gehn.

Und angeregt, sie selber zu besteigen,
Umherzuschauen in dem weiten Raum,
Versucht ich, rückgekehrt, es anzuzeigen,
Was ich gesehn, halb Wahrheit und halb Traum.

„Den Armen, dem sich ab ein Gott gewendet,
Des Dichters blendend, trauriges Geschick,
Wie das Gemüt im eignen Abgrund endet,
Der Erdengröße schnellverwelktes Glück."

Und flammend gab ich das Geschaute wieder;
Der Hörer, ob auch kalt, entging mir nicht,
Denn Lebenspulsschlag zog durch meine Lieder,
Und wahr wie mein Gefühl war mein Gedicht.

Vorahnend durft' ich zu den Großen sagen,
Die längst umwallt der Ruhm wie Opferrauch:
So hoch als euch mag mich kein Flügel tragen,
Doch, Meister, schaut! ein Maler bin ich auch.

Da kam die Nüchternheit in ihrer Blöße,
Die groß sich dünkt, weil hohl sie zwar, doch weit;
Nach Ellen maß sie meiner Menschen Größe,
Nach Pfund und Lot der Stoffe Hältigkeit.

Doch kann die Formel Leben je bereiten?
Was ungeheuer, ist darum nicht groß.
Ein Mögliches ragt über alle Weiten,
Das Wirkliche zeigt sich im Raume bloß.

Wo tausend Tinten meine Blicke spürten,
Da sah der Stumpfsinn schroffes Grün und Blau;
Wo Rätsel mich zu neuen Rätseln führten,
Da wußten sie die Lösung ganz genau.



Naturszene.

War eine Wiese, wo ich Blumen pflückte,
Die Rinderzucht drauf hingetrieben frisch!
Wo nur ihr Fußtritt in den Boden drückte,
Lag Schlamm und Gras in eklichem Gemisch.

Was nicht zu sagen, davon ging die Rede,
Was auszusprechen nicht, das sprach ihr Wort;
Verschmähst du ihre Waffen auch zur Fehde,
Schon Unsinn ist's, zu wählen ihren Ort.

Gestalten, die mein Geist in Glut empfangen,
Die Roheit legte dran die schmutz'ge Hand;
Ich sah die Spur auf den entweihten Wangen,
Und mein Gemüt, es fühlte sich entwandt.

Und wie der Mensch den Ort, den schönsten, werten,
Nicht mehr betritt, wenn Greulich's ihn betrat,
So floh mein Geist aus meiner Jugend Gärten,
Empört von seines Heiligsten Verrat.

Hart hinterher der Mißgunst lange Zeile,
Der Neid, der Haß, bewaffnet anzusehn,
O, allzugut nur trafen ihre Pfeile,
Denn, ach, wer singt, kann nicht im Harnisch gehn.

Und stellt er ihnen sich, die nach ihm zielen,
Ergreift des Streites zorniges Gerät,
Der schwere Panzer drücket harte Schwielen,
Drob des Empfindens weicher Sinn entgeht.

So floh ich aus des Kampfes Glutbeschwerde,
Hin zur Natur, wo Leben neu sich schafft;
Den Busen drückt' ich an die Mutter Erde,
Um, wie Antäus, zu erstehn in Kraft.

Doch sie, die oft geführt schon meine Sache,
Getröstet mich so oft und gern zuvor,
Verloren hatte sie für mich die Sprache,
Die Sprache, oder ich für sie das Ohr.

Gelehrig sonst an ihrer frommen Seite,
Schien jetzt nur trotzig Schaffen mir Gewinn,
Ihr Wort verklang in meines Busens Weite,
Ihr Wink verschwand vor meinem stumpfen Sinn.

Und schaudernd vor der Welt und ihrem Treiben,
Ein jedes Band verschmähend, das sie flicht,
Mocht' ich's nicht leben, konnt' ich's nicht beschreiben,
Und selbst den Anblick fast ertragen nicht.

Ja, horchend auf des Innern leise Zungen,
Erschaudert mein Gemüt, wenn es ihm deucht,
Es kling' ein Ton, den Tönen nachgeklungen,
Mit denen das Gemeine mich verscheucht.

Und also sitz' ich an derselben Stätte,
Wo schon der Knabe träumte, saß und sann.
Wenn erst ich das Verlorne wieder hätte,
Wie gäb' ich gerne, was ich seitdem gewann.

16. Freundes Wort.

„Mag dein Schmerz sich roh entladen,
Zeigst du ihn durch stummes Toben?
Wen die Musen so begnaden,
Fühle höher sich erhoben.
Bist ja Maler, brauche Farben!
Bist ja Dichter, brauch' das Wort!
Gram und Herz, wenn beide starben,
Dauern so geheiligt fort."

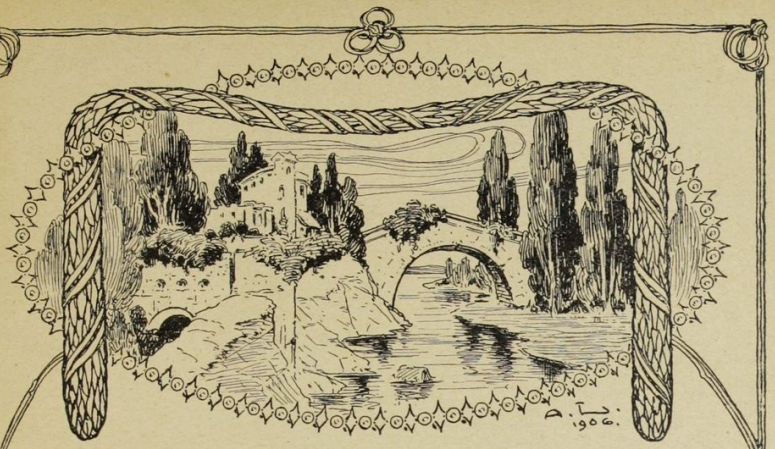
Ach, die Worte und die Bilder
Sind für selbstgemachte Leiden!
Wer kann Flammen, wild und wilder,
In Gewand, verhüllend, kleiden?

Drum mein Wort, es sei der Aufschrei
Nicht an Ton und Maß gebunden,
Und die Farbe, die mir gut deucht,
Hier! das Blut aus meinen Wunden.

17. Schlußwort.

Also hatt' er lang gesprochen,
Hatte höchste Not geklagt,
Daß man ihm das Herz durchstochen,
Und kein Rettungsmorgen tagt.

Da kam's durch die Luft gezogen
Saitenklangs, vernehmlich kaum;
Und sein Kummer war verflogen,
Und sein Leiden war ein Traum!



B. Liebeslyrik.

Cherubin.

An eine Sängerin.

(1812.)

Wer bist du, die in meines Herzens Tiefen,
Die nie der Liebe Sonnenblick durchstrahlt,
Mit unerklärter Zaubermacht gegriffen?
Wer bist du, süße, reizende Gestalt?
Gefühle, die im Grund des Herzens schliefen,
Hast du geweckt mit himmlischer Gewalt,
Gefesselt ist mein ganzes, tiefstes Wesen,
Und Kraft und Wille fehlt, das Band zu lösen.

Seh' ich der Glieder zarte Fülle prangen,
Gehüllt ins schöngeschmückte Knabenkleid,
Die runden, lieb- und schamgefärbten Wangen,
Die blöde knabenhafte Schüchternheit,
Das dunkle erst erwachende Verlangen,
Das brennend wünscht und zu begehren scheut,
Den Flammenblick, tief in den Grund gegraben,
So scheinst du mir der reizendste der Knaben.

Doch seh' ich dieses Busens Wallen wieder,
Verräterisch durchs neid'sche Kleid gebläht,
Den Nacken, glänzend, wie des Schwans Gefieder,
Von reichem, seidnem Lockenhaar umweht,
Hör' ich den Himmelsklang der Zauberlieder,
Und was ein jeder Sinn noch leis' erspäht,
Horch' ich des Herzens ahnungsvollen Tönen,
So nenn' ich dich die Krone aller Schönen.

Schlicht' diesen Sturm von kämpfenden Gefühlen,
Gebiete diesem wildempörten Blut,
Laß meinen Blick in diesen Reizen wühlen,
Laß mich der heißen Lippen Fieberglut
In dieses Busens regen Wellen kühlen;
Und meiner Küsse räuberische Flut
Soll das Geheimnis dir im Sturm entreißen,
Welches Geschlecht sich rühmt, dich sein zu heißen.

Vorzeichen.

Augen, meiner Hoffnung Sterne,
Dioskuren meiner Fahrt,
Schimmert nicht so hell und feurig!
Denn das kündet, sagt man, Sturm.
Und so ist es auch. — Er naht schon,
Denn ich fühl's an meinem Beben,
Meinem Schwindeln, meinem Wanken,
Daß die Wellen schon empört;
Überzieht sich noch der Himmel,
Jener Himmel, wo ihr leuchtet,
O, dann rettet mich kein Gott!

Werbung.

Mädchen, willst du mir gehören,
So sprich ja und schlag nur ein!
Kann nicht seufzen, kann nicht schwören,
Willst du! — Gut! — Wenn nicht — mag's sein!

Gold hab' ich nicht aufzuweisen,
Aber Lieder zahlen auch;
Will dich loben, will dich preisen,
Wie's bei Dichtern heitrer Brauch.

Doch gefällt's dir, einst zu brechen,
Tu's mit Maß und hüte dich!
Lied, das schmeichelt, kann auch stechen,
Dich verletzest du, nicht mich.

Dichters Gram ist bald verschlafen,
Seine Kunst ist trostesreich,
Und die Lieder, die dich strafen,
Trösten heilend ihn zugleich.

An eine gewisse Ungewisse.

(1823.)

1.

Wenn man dich Engel nennt,
Will's so der Brauch,
Daß du's an Schönheit bist,
Seh' ich wohl auch;
Magst's auch an Güte sein,
Gib und gewähr'!
Nur nicht an Heiligkeit,
Bitt' ich gar sehr.

2.

Siehst du der Saaten
Wallenden Streif?
Blond sind die Ähren
Und sie sind reif;
Blond wie dein Häuptchen —
's ist an der Zeit,
Schon hält der Schnitter
Die Waffe bereit.

3.

Daß dein Kleid rosenrot,
Find' ich recht fein,
Kann's, wo der Gürtel schließt,
Anders wohl sein?
Denn wo im Lenz ich sah
Knöspchen am Rain,
Gaben sie ähnlichen
Blaßroten Schein.

4.

Im Schatten deiner Wimpern
Blühn zwei Vergißmeinnicht;
Der überflüss'gen Lehre,
Die so ein Blümchen spricht!
Wie könnte dein vergessen,
Wem je gestrahlt dein Licht?
Und doch, laß sie nur sprechen,
Vergiß du selber nicht.

5.

Weil du Liebe schon gekannt,
Gefühlt schon ihren Kuß,
Wer tadelt dich in seinem Wahn
Und darbet, weil er muß?
Ein jeder treibt, wozu er ward,
So will's ein ew'ger Schluß;
Hephästen steht die Arbeit wohl,
Cytheren der Genuß.

Licht und Schatten.*)

(1817.)

Schwarz ihre Brauen,
Weiß ihre Brust,
Klein mein Vertrauen,
Groß doch die Lust.

Schwatzhaft mit Blicken,
Schweigend die Zung',
Alt das Mißglücken,
Wunsch immer jung.

Arm, was ich brachte,
Reich meine Lieb',
Warm, was ich dachte,
Kalt, was ich schrieb.

Erinnerung.**)

(1817.)

Hab' ich mich nicht losgerissen,
Nicht mein Herz von ihr gewandt,
Weil ich sie verachten müssen,
Weil ich wertlos sie erkannt?

Warum steht in holdem Bangen
Sie denn immer noch vor mir?
Woher dieses Glutverlangen,
Das mich jetzt noch zieht zu ihr?

Tausend alte Bilder kommen,
Ach, und jedes, jedes spricht:
Ist der Pfeil auch weggenommen,
Ist es doch die Wunde nicht.

---

*) An die Sängerin Altenburger, die damals ein Liebling des Wiener Publikums war.

**) Auch dem Fräulein Altenburger gewidmet.

Begegnung.

(1831.)

Wie schön sie war! die bräunlich blonden Flechten
Bedeckt vom Strohhut mit dem breiten Rand,
Ging sie allein! — Doch nein! zu ihrer Rechten
Ging Unschuld, wie ein Kind sie leitend an der Hand.

Das Antlitz Rosen; aber nicht wie rote,
Wie weißer Rosen Schmelz im Morgentau;
Das Auge, feurig kaum — denn Feuer drohte —
Nicht blau, nicht braun, fast, fürcht' ich, eher grau;

Und doch hob sich der Wimper weiche Seide
Und richtete der Stern sich heimatwärts,
In warmen Strahlen lächelnd wie die Freude,
In feuchtem Taue schwimmend wie der Schmerz.

Nichts scharfgezogen in dem schönen Runde,
Die Nase, wie kein Kunstblatt sie begehrt,
In weichem Einbug schließend zu dem Munde,
Halb kindisch fast nach aufwärts noch gekehrt.

Der Mund, in üpp'ger Fülle leicht geschlossen,
Hielt nur zu sehr mit seinen Perlen Haus,
Doch Blumen gleich, von Zephyrhauch umflossen,
Sog er die Luft und hauchte Balsam aus.

Der Glieder Spiel — doch vor dem milden Scheine
Trat ich zurück, obgleich von Wünschen heiß,
Der leichte Kahn, wie schön trägt er die eine,
Sprang' noch ein zweites zu — wer weiß? wer weiß?

Beruhigung.

Weil dein Betragen mich verdroß,
Rätst du auf Eifersucht? — Ei, schwerlich!
's ist weder, Kind, mein Eifer groß,
Noch meine Sucht gefährlich.

Allgegenwart.*)

(1821.)

Wo ich bin, fern und nah,
Stehen zwei Augen da,
Dunkelhell,
Blitzesschnell,
Schimmernd wie Felsenquell,
Schattenumgrenzt.

Wer in die Sonne sieht,
Weiß es, wie mir geschieht;
Schließt er das Auge sein,
Schwarz und klein
Sieht er zwei Pünktelein
Ub'rall vor sich.

So auch mir immerdar
Zeigt sich dies Augenpaar,
Wachend in Busch und Feld,
Nachts, wenn mich Schlaf befällt;
Nichts in der ganzen Welt
Hüllt mir es ein.

Gerne beschrieb' ich sie,
Doch ihr verstündet's nie;
Tag und Nacht,
Ernst, der lacht,
Wassers und Feuers Macht
Sind hier in eins gebracht,
Lächeln mich an.

Abends, wenn's dämmert noch,
Steig' ich vier Treppen hoch,
Poch' ans Tor,
Streckt sich ein Hälslein vor,
Wangen rund,
Purpurmund,
Nächtig Haar,
Stirne klar,
Drunter mein Augenpaar!

Als sie, zuhörend, am Klaviere saß.*)

(1821.)

Still saß sie da, die Lieblichste von allen,
Aufhorchend, ohne Tadel, ohne Lob;
Das dunkle Tuch war von der Brust gefallen,
Die, nur vom Kleid bedeckt, sich atmend hob;
Das Haupt gesenkt, den Leib nach vorn gebogen,
Wie von den fliehnden Tönen nachgezogen.

Nenn' ich sie schön? Ist Schönheit doch ein Bild,
Das selbst sich malt und nur sich selbst bedeutet;
Doch Höheres aus diesen Zügen quillt,
Die, wie die Züge einer Schrift verbreitet,
An sich oft bildlos, unscheinbare Zeichen,
Doch himmlisch durch den Sinn, den sie erreichen.

So saß sie da; das Regen nur der Wangen,
Mit ihren zarten Muskeln, rund und weich,
Der Wimpern Zucken, die das Aug' umhangen,
Der Lippen Spiel, die, Purpurlädchen gleich,
Den Schatz von Perlen hüllen jetzt, nun zeigen,
Verriet Gefühl, von dem die Worte schweigen.

Und wie die Töne brausend sich verwirren,
In stetem Kampfe, stets nur halb versöhnt,
Jetzt klagen, wie verflogne Tauben girren,
Jetzt stürmen, wie der Gang der Wetter dröhnt;
Sah ich ihr Lust und Qual im Antlitz kriegen,
Und jeder Ton ward Bild in ihren Zügen.

Mitleidend wollt' ich schon zum Künstler rufen:
„Halt ein! Warum zermalmst du ihre Brust?"
Da ward erreicht die schneidendste der Stufen,
Der Ton des Schmerzes ward zum Ton der Lust,
Und wie Neptun, vor dem die Stürme flogen,
Hob sich der Dreiklang ebnend aus den Wogen.

Und wie die Sonne steigt, die Strahlen bringen
Durch der zersprengten Wetter dunkle Nacht,
So ging ihr Aug', an dem noch Tropfen hingen,
Hellglänzend auf in sonnengleicher Pracht;
Ein leises Ach! auf ihrem süßen Munde,
Sah, wie nach Mitgefühl, sie in die Runde.

*) An Kathi Fröhlich.

*) An Kathi Fröhlich.

Da trieb's mich auf: nun soll sie's endlich hören,
Was mich schon längst bewegt, nun werd' ihr's kund;
Doch sie blickt her; den Künstler nicht zu stören
Befiehlt ihr Finger schwicht'gend an dem Mund;
Und wieder seh' ich horchend sie sich neigen,
Und wieder muß ich sitzen, wieder schweigen.

Willst du, ich soll Hütten bau'n?

(1834.)

Willst du, ich soll Hütten bau'n,
Willst mich heimisch sehn?
Sieh im unbewölkten Blau'n
Hoch die Sonne stehn.

Eh' sie sich im Westen neigt,
Ruft mich ein Geschäft,
Rauh der Pfad, der Weg ist weit,
Eile will sein Recht.

Doch kehr' abends ich zurück,
Und du harrst noch mein,
Wenn ich erst mein selber bin,
Bin ich auch wohl dein.

Wie, du fliehst, geliebtes Leben?

(1817.)

Wie, du fliehst, geliebtes Leben!
Und vergiltst mit herbem Spott
Alles, was ich dir gegeben?
Wohl mit Recht nannt' ich dich Leben,
Denn dein Scheiden bringt mir Tod.

Flammen hört' ich oft dich nennen,
Heuchelnd, dieses Augenpaar;
Ach, erst mußtest du dich trennen:
Jetzt, da sie vor Weinen brennen,
Jetzt erst ist der Ausspruch wahr!

Der Bann.

(1819.)

Leb' wohl, Geliebte! ich muß scheiden,
Es treibt mich fort in Angst und Qual,
Fort von der Wohnstatt meiner Freuden,
Fort von dem Weibe meiner Wahl.

Nicht dieser Blick und diese Zähren!
Verbirg dein holdes Angesicht!
Du kannst das Scheiden mir erschweren,
Doch mir ersparen kannst du's nicht.

Denn wisse, wenn du mich umschlungen,
Umschlangst du keinen freien Mann;
Der Abgott deiner Huldigungen,
Er ist belegt mit Acht und Bann.

Der Fürstin, der die Welt zu eigen,
Der alles huldigt, was da lebt,
Vor der sich alle Wesen beugen,
Hab' ich im Wahnsinn widerstrebt.

Mit ihrer Schwester, sinnverwirret,
Die ohne Heimat, ohne Haus
Durch Erd' und Luft und Wellen irret,
Zog ich in wilder Jagd hinaus.

Im Mondenglanz, auf flücht'gem Fuße,
Schlang ich mit ihr den Geisterreihn,
Und alles Wirklichen Genusse
Entsagt' ich um den holden Schein.

Da sprach die Fürstin, zornentglommen:
„Verschmähst du so, was ich dir bot?
So sei's auf immer dir genommen,
Du vogelfrei bis an den Tod!

„Von Wunsch zu Wunsch in ew'ger Kette,
Und rastlos, wie du bist, so bleib!
Dir sei kein Haus und keine Stätte,
Kein Freund, kein Bruder und kein Weib!

„Ein Büttel aber beigegeben:
Um dich, in dir, laß er dich nie,
Er peitsche rastlos dich durchs Leben,
Der wilde Dämon: Phantasie! —

„Er heiße dich nach allem fassen,
Was irdisch schön, mit raschem Geiz;
Doch hältst du's, müssest du es hassen,
Und Mängel sieh in jedem Reiz.

„Verdammet, Schatten nachzujagen,
Buhl' doch um Augenblickes Kuß;
Es fehle Kraft dir zum Entsagen,
Und Selbstbegrenzung zum Genuß!

„Die Sprache will ich dir verwandeln,
Dein Hörer sei der Mißverstand;
Mißlingen sei mit deinem Handeln,
Entzweit auf immer Kopf und Hand!

„Die dich liebt, flieh; die du begehret,
Sie schaudere zurück vor dir,
Und sagt sie ja, hat sie gewähret,
So tot' ihr Ja dir die Begier.

„Und daß der letzte Trost versaget,
Verewigt Rache sei und Leid,
So zweifle der, dem du's geklaget,
An deines Leidens Wirklichkeit.

„Zieh hin, um all dein Glück betrogen,
Und buhl' um meiner Schwester Gunst;
Sieh, was das Leben dir entzogen,
Ob dir's ersetzen kann die Kunst!" —

Da fiel's mich an mit Nachtgewalten,
Und Wahrheit war es, was sie sprach;
Das Herz im Busen mir gespalten,
Und jener innre Dränger wach.

Seitdem irr' ich verbannt, alleine,
Betrüge andre so wie mich;
Du aber, armes Weib, beweine,
Den du verloren, ewiglich!

Abschied.*)

(1820.)

Wie wird mir denn so weh und bang,
Jetzt, da du scheiden mußt?
Hab' dich gesehen tagelang,
Und still war meine Brust.

*) In Gastein gedichtet, an Frau Josephine von Verhovitz.

Hab' dich gesehen wochenlang,
Und ruhig war mein Herz;
Jetzt, da des Scheidens Zeichen klang,
Woher jetzt dieser Schmerz?

O Frau, zu der mein Abschied ruft,
Voll stillem, frommem Sinn,
So heiter wie die heitre Luft,
Gleichst auch der Luft darin,

Daß ihren Segen man kaum spürt,
Wenn Tag auf Tag entflieht,
Doch schaudernd dessen inne wird,
Sobald sie sich entzieht?

O Frau! du wareſt Mutter mir —
Die meine schlummert tief —
Dein mahnend Wort kam wie von ihr,
Dein Ruf war, wie sie rief.

O Frau! du warst die Schwester mein;
Zwar Schwestern hatt' ich nie,
Doch malte mir's so lieb und fein
Gefühl und Phantasie.

In andern seiner sich zu freu'n
Und anderer in sich,
Zu zweien, und doch eins zu sein,
Verbunden inniglich.

O Frau! du hast mich wohl gelehrt,
Was eine Gattin sei,
Wie viel ein holdes Wesen wert,
Das lieb und gut und treu.

Du zeigtest mir das schöne Bild,
Das Gegenbild dazu;
Wo find' ich es so lieb und mild?
Wer ist es, da nicht du?

Du kehrst zum Gatten nun zurück,
Zum eignen Hausesshalt;
Da findest du genügend Glück,
Vergiß'st wohl meiner bald.

Ich aber, Frau! ich hab' kein Haus,
Kein Band, das Liebe flicht;
Die Mutter trugen sie hinaus,
Und Schwestern kannt' ich nicht.

Mir bleibt wohl keine andre Wahl,
Muß denken spät und früh, —
Gott segne dich zu tausendmal!
Frau! dein vergeß ich nie!

Erinnrung an dein stilles Tun,
An all, was ich gesehn,
Soll über meinem Haupte ruhn,
Soll kühlend mich umwehn.

Und wird zu heiß des Tages Pein,
Der Lebenssonne Stich,
So denk' ich atmend an Gastein,
Du Freundliche! und dich!

C. Reisebilder.

Abschied von Wien.

(1843.)

Leb wohl, du stolze Kaiserstadt,
Zwar nicht auf immer, denk' ich;
Zu andern Grenzen, lebensmatt,
Die irren Schritte lenk' ich.

Schön bist du, doch gefährlich auch
Dem Schüler wie dem Meister,
Entnervend weht dein Sommerhauch,
Du Capua der Geister!

Auf deinen Fluren geht sich's weich,
Und Berg' und Wälder breiten
Rings um dich her ein Zauberreich,
Durch das die Ströme gleiten.

Weithin Musik, wie wenn im Baum
Der Vögel Chor erwachte,
Man spricht nicht, denkt wohl etwa kaum
Und fühlt das Halbgedachte.

Dazu dein Volk, ein wackres Herz,
Verstand, und vom gesunden,
Das sich mit Märchen und mit Scherz
Der Wahrheit Bild umwunden.

Man lebt in halber Poesie,
Gefährlich für die ganze,
Und ist ein Dichter, ob man nie
An Vers gedacht und Stanze.

Doch weil, von so viel Schönheit voll,
Wir nur zu atmen brauchen,
Vergißt man, was zum Herzen quoll,
Auch wieder auszuhauchen:

Die Tafel bleibt, die Leinwand leer.
Drum fort aus diesen Gründen,
Ob von der Reiselust Beschwer
Sich festre Bilder ründen.

Kennst du das Land?

(1819.)

Gelobt sei Gott! die Stund' ist da,
Den Wanderstab in die Hand!
Zu dir hin geht's, Italia,
Du hochgelobtes Land!

Der Pilger zieht mit Hut und Stab
Zum heil'gen Grabe weit,
So zieh' auch ich zu deinem Grab,
Du heil'ge, entschlafene Zeit!

Und wie der Pilger auf seiner Brust
Reliquien trägt nach Haus,
So trag' auch ich in meiner Brust
Mir heilige Reste heraus.

Die letzten Tropfen vom Wunderborn,
Der einst so reichlich quoll,
Ein Fünkchen von deinem Götterzorn,
Du göttlicher Apoll!

Den Abdruck, Weltgebieter Zeus,
Von deiner Majestät!
Vom Dichterbaum ein Lorbeerreis,
Der Maros Grab umweht.

Dein Bild, so hehr und unbefleckt,
Du Hohe von Medici,
Die, wenn sie den Schauern die Schätze bedeckt,
Für sich nicht errötet, für sie.

Ja, knien will ich, Vergangenheit,
Vor deinen Gebilden aus Stein,
Der nackt die ernste Schönheit beut,
Verachtend des Reizes Schein,

Ihn lassend der frömmelnden Enkelwelt,
Die, von Gleißnersinn erfüllt,
Die Lüsternheit zu ergänzen quält,
Was der schlaue Bildner verhüllt.

Und lernen will ich auf deinen Laut,
Was der Mensch bewirkt und erschafft,
Wenn er dem Gott im Busen vertraut
Und der selbstgegebenen Kraft.

Dann kehr' ich heim mit stolzem Sinn
Und schaff' in gesättigter Ruh,
Was jung soll sein, wie ich es bin,
Und alt soll werden, wie du.

Zwischen Gaeta und Capua.

(1819.)

Schöner und schöner
Schmückt sich der Plan,
Schmeichelnde Lüfte
Wehen mich an;
Fort aus der Prosa
Lasten und Müh
Zieh' ich zum Lande
Der Poesie.

Goldner die Sonne,
Blauer die Luft,
Grüner die Grüne,
Würz'ger der Duft!

Dort an dem Maishalm,
Schwellend von Saft,
Sträubt sich der Aloe
Störrische Kraft!

Ölbaum, Zypresse,
Blond du, du braun,
Nickt ihr wie zierliche
Grüßende Frau'n?

Was glänzt im Laube,
Funkelnd wie Gold?
Ha, Pomeranze,
Birgst du dich hold?

Apfel der Schönheit!
Paris Natur
Gab dich Neapolis
Reizender Flur.

Ehrlicher Weinstock,
Nützest nicht bloß,
Schlingst hier zum Kranz den
Grünenden Schoß.

Überall Schönheit,
Überall Glanz!
Was bei uns schreitet,
Schwebt hier im Tanz.

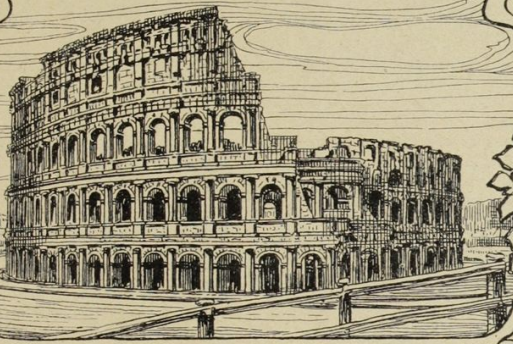
Trotz'ger Poseidon!
Wärest du dies,
Der drunten scherzt und
Murmelt so süß?

Und dies, halb Wiese,
Halb Äther zu schau'n,
Es wär' des Meeres
Furchtbares Grau'n?

Hier will ich wohnen!
Göttliche du,
Bringst du, Parthenope,
Wogen zur Ruh?

Nun denn, versuch' es,
Eden der Lust,
Ebne die Wogen
Auch dieser Brust!

Kolosseum.



Kolosseum.

Rom, am 14. April 1819.

Was stehst du da, du stolzer Bau,
Und siehst mich traurig an
Aus deinen Brauen altergrau,
Was hat man dir getan?

Sag an, was dir wohl fehlen mag,
Und sei es noch so viel,
Liegt das Gebrechen erst am Tag,
So setzt man wohl ein Ziel.

Doch ja! an deinen Wänden hier,
Hat Raubsucht dich gepackt,
Bis an die festen Rippen schier
Steht deine Seite nackt.

Allein die Rippen halten noch
Und schließen ihren Ring,
Und trotz dem Räuber stehst du doch,
Indes er selbst verging.

Auch deines Schmuckes, deiner Zier
Wardst frevelnd du beraubt,
Und kahl und dürftig stehst du hier
Mit unbedecktem Haupt.

Ein andrer seufz' ob solchem Druck,
Dir sei die Klage fern,
Die Größe ist des Großen Schmuck,
Nur Kleines putzt sich gern. —

Dies Zeichen hier am Vorderteil —
Was bebst und schütterst du?
Das Zeichen ist's von Ruh' und Heil,
Wie nähm' dir's Heil und Ruh'?

Wiß, alles Irdische ist schwach,
Und alle Kraft ist hohl,
Hilft nicht das Überird'sche nach,
So steht sich's nimmer wohl.

Allein du meinst, dir sei nicht bang,
Du würdest selber sehn,
Du seist gestanden säkul'lang
Und würdest ferner stehn?

Nun wohl, so wirf es denn hindann
Und trotze bis zum Tod!
Wer von sich selber stehen kann,
Hat keiner Stütze not.

Die Ruinen des Campo vaccino in Rom.*)

Rom, im Frühjahr 1819.

Seid gegrüßt, ihr heil'gen Trümmer,
Auch als Trümmer mir gegrüßt!
Obgleich nur noch Mondesschimmer
Einer Sonn', die nicht mehr ist.
Nennt euch mir, ich will euch kennen,
Ich will wissen, was ihr wart;
Was ihr seid, braucht's nicht zu nennen,
Da die Schmach euch gleich gepaart.

Eintrachtstempel! — du der erste,
Der sich meinem Blick enthüllt! —
Deine letzte Säule berste,
Schlecht hast du dein Amt erfüllt!
Solltest deine Brüder hüten,
Wardst als Wächter hingesetzt,
Und du ließest Zwietracht wüten,
Die sie fällt' und dich zuletzt.

Jupiter! aus deinem Tempel,
Stator, der zu stehn gebeut,
Brich des Schweigens Sklavenstempel,
Heiß' sie stehn, die neue Zeit!
Doch umsonst ist hier dein Walten,
Du stehst selber nur mit Müh:
Unaufhaltsam gehn die Alten
Und das Neue über sie.

Warum in dies Feld der Leichen
Ist, Septimius Sever,
Eingang dies dein Siegeszeichen?
Ausgang dünkt es mich vielmehr.
Als dem letzten, der's zu fassen —
Wenn auch nicht zu tun — verstand,
Sei ein Plätzchen dir gelassen —
Doch nicht hier, am äußern Rand.

Titus, nicht dem Ruhm — dem Frieden
Bautest du dein Heiligtum;
Doch dir ward, was du vermieden,
Jeder Stein spricht deinen Ruhm.
Auch den Frieden in dem Munde
Ging ein andrer drauf ins Haus;
Doch der Frieden zog zur Stunde
Aus dem Friedenstempel aus.

Curia, die aus ihren Toren
Krieg der Welt und Frieden ließ,
Harrst du deiner Senatoren?
Einer doch ist dir gewiß.
Sieh ihn stehn dort an den Stufen
Bei dem Mann im Priesterkleid;
Sieh, er kömmt, wird er gerufen,
Und er geht, wenn man gebeut.

In des Purpurs reichen Falten
Majestätisch steht er da! —
Ja, du suchst nach deinen Alten?
Schließ die Pforten, Curia!
Unten such', die unten wohnen,
Wir sind oben leicht und froh;
Rom hat nur noch Ciceronen —
Aber keinen Cicero.

Hat der Bruder dich erstochen,
Remus mit dem weichen Sinn?
Schau, für das, was er verbrochen,
Er, sein Reich, gleich dir dahin! —
Dort in seines Tempels Hallen
Schmutz'ger Mönche düstrer Zug,
Horch, des Küsters Glöcklein schallen!
Dünkt die Rache dir genug?

Roma, Venus — Schönheit, Stärke:
Pulse ihr der alten Welt,
Hier in Mitte eurer Werke
Euer Tempel aufgestellt.
In Ruinen Schönheitsprangen?
Kraft in Trümmern, wankend schwach? —
Was ihr zeugtet, ist vergangen,
Folget euren Kindern nach.

Dort der Bogen, klein und enge,
Schwach gestützt und schwer verletzt;
Wem von all der Helden Menge
Ward so ärmlich Mal gesetzt?
Titus. — O, so laßt es fallen,
Denn ob's auch zusammenbricht,
Solang Menschenherzen wallen,
Brauchst du, Titus, Steine nicht!

Hoch vor allem sei verkläret,
Konstantin, dein Siegesdom,
Mancher hat manch Reich zerstöret,
Aber du das größte — Rom.
Über Romas Heldentrümmern
Hobst du deiner Kirche Thron.
In der Kirche magst du schimmern,
Die Geschichte spricht dir Hohn!

*) Welchen Anstoß dies Gedicht erregt hat und wie es ein Hemmschuh geworden für die Beamtenlaufbahn des Dichters, ist in der Einleitung berichtet.

Mit dem Raub von Trajans Ehren
Hast du plump dein Werk behängt;
Trajan kann des Schmucks entbehren,
Er lebt ewig, unverdrängt,
Aber eine Zeit wird kommen,
Da zerstäubt geraubte Zier,
Da erborgter Schein verglommen; —
Was spricht, Heuchler, dann von dir?

Kolosseum, Riesenschatten
Von der Vorwelt Machtkoloß!
Liegst du da, in Todesmatten,
Selber noch im Sterben groß!
Und damit verhöhnt, zerschlagen
Du den Martertod erwarbst,
Mußtest du das Kreuz noch tragen,
An dem, Herrliches, du starbst!

Nehmt es weg, dies heil'ge Zeichen,
Alle Welt gehört ja dir;
Üb'rall, nur bei diesen Leichen,
Üb'rall stehe, nur nicht hier! —
Wenn ein Stamm sich losgerissen
Und den Vater mir erschlug,
Soll ich wohl das Werkzeug küssen,
Wenn's auch Gottes Zeichen trug?

Kolosseum — die dich bauten,
Die sich freuten um dich her,
Sprachen in bekannten Lauten,
Dich verstanden — sind nicht mehr!
Deine Größe ist gefallen,
Und die Großen sind's mit ihr,
Eingestürzt sind deine Hallen
Eingebrochen deine Tür'.

O, so stürz' denn ganz zusammen,
Und ihr andern stürzet nach,
Decket Erde, Fluten, Flammen,
Ihre Größe, ihre Schmach!
Hauch' ihn aus, den letzten Odem,
Riesige Vergangenheit;
Flach dahin, auf flachem Boden
Geht die neue flache Zeit!

Am Morgen nach einem Sturme.

(Gaeta 1819.)

Hast einmal wieder gestürmt?
Wildes, tobendes Element!
Wider Erd' und Himmel
Feindlich kämpfend angerennt?
Töricht! fruchtlos!
Sieh, die Erde steht unbewegt,
Und der Himmel wölbt sich, heiter glänzend,
Lächelnd, über sie und dich.
Du aber bist trüb und düster,
Und warst doch schön wie sie.

Feinde nicht die Erde an,
Weil sie fest und grünend,
Beneide nicht den Himmel,
Weil er blau und hell.
Bist du minder fest als jene,
Bist du heller doch als sie;
Bist du minder hell als dieser,
Bist du fester doch als er;
Und beide — willst du ruhig quellen —
Spiegeln sich vereint in deinen Wellen.

Drum gib auf nur die Beschwerde!
Sei erst ruhig, und dann schau,
Ob du grün nicht, wie die Erde,
Wie der Himmel blau.

In der Fremde.

(Konstantinopel 1843.)

Schon bin ich müd' zu reisen,
Wär's doch damit am Rand!
Vor Hören und vor Sehen
Vergeht mir der Verstand.

So willst du denn nach Hause?
Ach nein! Nur nicht nach Haus!
Dort stirbt des Lebens Leben
Im Einerlei mir aus.

Wo also willst du weilen?
Wo findest du die Rast,
Wenn üb'rall du nur Fremde,
Die Heimat nirgend hast'

D. Aus dem Reiche der Kunst und Literatur.

Die Schwestern.

(1841.)

Als Gott die Menschen schuf nach seinem Bilde,
Sandt' er, der karg und unvollendend nie,
Zwei Engel in das irdische Gefilde,
Die Prosa er genannt und Poesie.

Die eine, stark von Wuchs, mit sichern Händen,
Betritt den Boden festen Tritts und scharf,
Des Sämanns Tuch um ihre mächt'gen Lenden,
Streut sie den Samen jeglichem Bedarf.

Die andre, zarten Bau's und schmächt'ger Glieder,
Den kleinen Fuß von jedem Stein verletzt,
Trägt, wie den leichten Vogel sein Gefieder,
Ein Flügelpaar, den Schultern angesetzt.

So wandeln sie; die ältre, stark und tüchtig,
Erkennt, was dieser Erde nützt und frommt.
Indes die jüngre, eine Botin flüchtig,
Die Kunde bringt, die hoch von oben kommt.

Doch ist sie leicht vergeßlich, schwanker Sinne,
Sie weiß nur halb die Botschaft jener Welt;
Des wird die strenge Schwester zürnend inne,
Der nur, was sicher und was ganz, gefällt.

Und einst zu Nacht, da scheinbar beide ruhten,
Tritt sie, von Groll bewegt, wohl auch von Neid,
Still auf den Zehen zu der Leichtgemuten
Und raubt ihr raschen Griffs das Flügelkleid,

Und paßt sich's an und schwingt sich in die Lüfte; —
Allein der schweren Glieder mächt'ger Bau
Trägt sie nicht höher als zum Felsgeklüfte,
Das formlos schaut ins unbegrenzte Blau.

Dem Lichte näher, doch nicht den Gestalten,
In denen sich das Ew'ge selbst erkennt,
Fehlt unten Raum, den schweren Fuß zu halten,
Nach oben Schwungkraft, die die Lüfte trennt.

Und doch zum Werk den trotz'gen Mut verbindend,
Hört achtlos sie der Schwester Jammerruf,
Die, heiß in Tränen sich am Boden windend,
Die Saat erdrückt, die Müh' und Sorge schuf.

Ja, tauschen Amt nicht neu sie und Gebärde,
Wird machtlos, was ein Gott so reich verlieh:
Kehr', deutsche Prosa, rück zur sichern Erde,
Nimm wieder Flügel, deutsche Poesie!

Die tragische Muse.*)

(1819.)

Halt ein, Unselige! Halt ein!
Wohin verlockst du mich?
Über Berge bin ich geklommen,
Durch Schlünde dir gefolgt;
Kein Pfad ist, wo ich trete, keine Spur,
Fern herauf tönt der Menschen Stimme,
Tönt der Herden fröhliches Geläut
Und des Waldbachs Rauschen;
Ringsum Klippen, wolkennahe Klippen,
Über mir Duft und Nebel,
Lügend Gestalten!

Was willst du? Steh und rede! —
An deiner Seite ein Weib,
Greulichen Anblicks:
Schwarz flattern die Haare,
Schwarz funkeln die Augen,
Schwarz das Gewand — Blut!

Blut an ihrem Gewande,
An dem Dolch, den sie zückt!
Zwei Kinder tot zu ihren Füßen,
Und ein Greis und ein Jüngling,
Im Todeskampf verzerrend
Verwandte, ähnliche Züge;
Um die Schultern aber glänzt es —
Ein Vließ — ein goldstrahlendes Vließ! —
Medea! —

Hebe dich hinweg, Entsetzliche! —
Kinder-, Bruder-, Vatermörderin!
Was ist mir gemein mit dir?
Den Vater hab ich kindlich geehrt,
Und als die Mutter starb,
Flossen fromme Tränen
Ihr nach ins unerwünschte Grab. —
Was hab' ich gemein mit dir?
Mir schaudert. Geh! —

Und auch du, die mich hergelockt
Durch die Leier in deinem Arm
Und den Kranz, den du trägst
Von immergrünem Laub, das mich lockt,
Hebe dich weg und laß mich,
Daß ich, den Rückweg suchend,
Heimkehre zu den Meinen.

Aber du schaust mich an?
Mit dem Auge, streng zugleich und innig,
Mit dem Seelen bindenden Blick,
Der schon dem keimenden Knaben
Das Spielzeug wand aus den Händen
Und, ablockend vom Kreis der Gefährten,
In einsiedlerische Still' ihn bannend,
Das Geschick der Könige
Und der Welt ungelöste, ewige Rätsel
Ihm gab zum ahnungsvollen, ernsten Spiel;
Du schaust mich an, und willst nicht gehn?
Winkst mir, zu folgen dir und der Gefährtin,
Medeen mit dem gräßlichen Blick?
Du nimmst den Kranz vom duftenden Haar
Und setzest ihn aufs Haupt der Entsetzlichen?
Mir den Schmuck, den lohnenden Schmuck! —
Du lächelst und winkst?
Folgen soll ich, dann sei gewährt? —
Mein Wesen hat kein Schild gen solche Waffen,
Sie haften, deine Pfeile, in der Brust!
Vollendet sei, was begonnen!
Winke nicht mehr, du hast mich gewonnen!
Geh voran, ich folge dir!

*) Vor Vollendung des Trauerspiels Medea gedichtet.

Der deutsche Dichter.

(1836.)

Ein deutscher Dichter ist übel dran,
Und doch auch wieder gut,
Was plagt sich nicht der arme Mann,
Er weiß kaum, wie sich's ruht.

Heut ist man objektiv gesinnt,
Er ist denn objektiv;
Doch morgen ahnt die Welt und minnt,
Da seufzt er brunnentief.

Heut leugnet man den Gott im All,
Er leugnet, was er kann;
Horch! Naht dort nicht ein Beter-Schwall?
Er schließt sich singend an.

Heut treibt man spanisch, morgen wälsch,
Nun griechisch, dann Sanskrit,
Bis auf sein längst geerntes Deutsch
Lernt er die Sprachen mit.

Nun wird man radikal. Drauf hin!
Ein ça ira zur Hand!
Die deutschen Frauen ehren ihn,
Wie einst den sel'gen Sand.

Doch kommt ein hoher Namenstag,
Fühlt alle Welt sich weich,
Er eilet, was er eilen mag,
Und schreibt ein Carmen gleich.

Und treibt er sich nicht rastlos um,
Wär's gar die höchste Not,
Fänd' erst ein Übergang ihn stumm,
Er gälte gleich für tot.

Soweit nun hat's der Dichter schlecht,
Doch gut auch insoweit,
Weil, wenn das Was dem Pöbel recht,
Er gern das Wie verzeiht.

Den Zeitgenossen.

(1850.)

Euch kann mein Lied, ich fühl's, nicht mehr gefallen:
Es ist zu karg, zu dürftig und zu klein,
Die ihr so weit in jedem und in allem,
Faßt euch nicht gern in enge Schranken ein.

Die Außenwelt verführte meine Blicke,
In der sich alles rundet und ergänzt,
Kein Leeres irgend, nirgends eine Lücke,
Und jede Bildung voll und scharf begrenzt.

Das sucht' ich nun im Geiste nachzuahmen,
Und da die Kraft mir nicht so reichlich quillt,
Wählt' ich bescheiden streng geschloßne Rahmen
Für mein dem Leben nachgeschaffnes Bild.

Ihr aber habt der Wesen Grund ergründet,
Die Gottheit selber liegt euch auf der Hand;
Wenn ja ihr etwas unbegreiflich findet,
Ist's, daß man je es unbegreiflich fand.

Das Schöne, das ein Rätsel uns, den Schwachen,
Ihr habt's gelöst mit Minus und mit Plus,
Zwar könnt ihr vorderhand nichts wirklich machen,
Doch wißt ihr, wie man's machen soll und muß.

So schreitet ihr denn fort im Riesenschritte;
Die Tat selbst, die sonst Denkern nicht gelingt,
Habt ihr erfaßt, ob zwar nach Dichters Sitte,
Der Handlung nennt und Fabel, was er singt.

Am Baum der Freiheit habt ihr kühn gerüttelt,
Nur ist er knorrig und bewahrt die Frucht;
Doch wenn sie je der Sturm vom Aste schüttelt,
Ihr lest sie auf und lobt dran, was gesucht.

Für euch nun, die dem Überfluß im Schoße,
Die ihr versteht der Schöpfung Allmachtruf,
Vor denen klar das Kleine und das Große,
Ist freilich arm, was ich bescheiden schuf.

Allein bedenkt doch: die Natur ist sparsam,
Mit Gleichem, seit dem Anfang, hielt sie Haus,
Was allzuviel, nimmt rück sie in Gewahrsam
Und gleicht durch Kargheit die Verschwendung aus.

Auf jede Zeit von Recken und Heroen
Folgt eine andre, die, wie andre, klein,
Und die Giganten, die dem Himmel drohen,
Sie schrumpfen auf das Maß der Menschen ein.

So folgt, die Form, die euch erzeugt, gebrochen,
Ein Enkelvolk, das sich um euch bewegt
Wie um fossile, starre Mammutsknochen
Von Tieren, wie die Welt sie nicht mehr trägt.

Ein Volk, das, wie's gewöhnlich bei den Schwachen,
Die nur, was ist, als wirklich sprechen an,
Sich etwa gar erfrecht, euch auszulachen,
Als ob ihr viel geprahlt und nichts getan.

Das euern Fortschritt selber macht zum Spiele
Und fragt: ob ihr auf Reisen nicht gelernt?
Ein Fortschritt sei, was näher bringt dem Ziele,
Zu viel sei, wie zu wenig, gleich entfernt.

Wenn sich entschuld'gen eurer Dichtung Jünger:
Nur Übergang sei jetz'ge Zeit und Frist,
Euch gelten läßt als einer Zukunft Dünger,
Doch nicht für Rosen hält, was doch nur Mist;

Wenn dann die Sonne, deren Licht euch blendet,
Den Kreis erleuchtet, den der Mensch bewohnt,
Wenn sie von neuem Wärmestrahlen sendet
Und rückstrahlt vom Gefühle, das ihr Mond:

Dann kommt die Zeit der Selbstbeschränkung wieder,
Die Gräber, die ihr grubt, sie öffnen sich,
Für eure Enkel dicht' ich meine Lieder,
Die klein wie eure Väter und wie ich.

Lope de Vega.

Du reicher Geist mit unbekannten Schätzen,
Dir selber mehr als andern unbekannt,
Weil du nicht liebst, an Zahlen Zahl zu setzen,
Nein, einzeln sie verschenkst mit voller Hand.

Wo irgend Gold in unerforschten Klüften,
Die Wünschelrute zeigt dir seine Spur,
Wie deine Spanier, die gen Abend schifften,
Befuhrst du alle Küsten der Natur.

Und was an Menschen, Pflanzen, Blumen, Tieren
Nur irgend da und sich des Daseins freut,
Das wohst du ein, der Göttin Bild zu zieren,
Die, täglich sterbend, stündlich sich erneut.

Die Mutter alles Wesenhaften, Guten,
Sie sitzt an deinem Born, der strömend quillt,
Und spiegelt sich in den kristallnen Fluten,
Ihr Selbst verwechselnd träumrisch mit dem Bild.

Und lächelt sie, so lächelst du ihr wieder,
Und grollt sie, gibst du ihr den Trotz zurück,
Durchsichtig, gleich der Wahrheit, deine Lieder,
Und täuschend nur, weil Täuschung auch ein Glück.

Und so ein Kind, noch bei ergrauten Haaren,
Und auch ein Greis beim frühsten Kindesspiel,
Hast du für all, was Menschheit je erfahren,
Ein Bild, ein Wort, den Pfad und auch das Ziel.

Nachruf an Zacharias Werner.*)

(1823.)

So bist du nicht mehr unter uns?
Bist hingegangen, Werner, abzulegen
Das unfreiwillig schaurige Profeß
Bei deinen grauen Mönchen vom Karmel,
Dem heil'gen Berg, du armer Sohn des Tals!
Was ist die Hora lang,
Der Guardian streng,
Und schrecklich der Posaunenschall des Fests!
Man sagt, daß, wer sich selbst geschaut im Leben,
Die eigene Gestalt, ansichtig, außer sich,
Daß der nicht leben könne fürder mehr
Und müsse sterben in der nächsten Frist.
O unglückselig'e Frucht der Selbstbeschauung,
Du hast dich auch geschaut und bist gestorben:
Denn das nicht, was er ist, nein, was er tut,
Das soll der Mensch erkennen und erwägen,
Sonst ist er tot, sei's auch, daß er noch atme!
Nicht auf sich selbst, die eigne Form und Unform,
Soll er die Augen heften, wenden seine Glut,
Die Außenwelt ward ihm als lichte Braut,
Die mag er sich erfassen und umarmen
Und Kinder zeugen, daß die Welt bestehe!
Der Gottheit Blitz auch auf der Geister Sodom! —

Du, Armer, hast die Ruhe nie gekannt,
Dein Streben nahm sie dir, und strebtest doch um Ruhe.
Da dir die Milch der Menschheit schmacklos war geworden,
Schien bald kein Reiz dir geistig scharf genug;
Dem Gleichgewicht entrückt durch eignes Schwanken,
Durchliefst du jeden Punkt des großen Hebels
Und suchtest nur den Ort, um fest zu stehn:
Umsonst! die Ruhe stellt sich ein, sobald man ruhig!
Im Sinnenrausch, im Rausch des innern Sinnes,
Ward er von dir gesucht und nicht gefunden,
Des geist'gen Archimed δος μοι που στω,
Der heut und gestern immer gleiche Punkt,
Der ew'ge Mittelpunkt. Schlaf' wohl, du Armer,
Nun hast du ihn! —

Nachruf an Nikolaus Lenau.**)

(1850.)

So bist du hingegangen, armer Mann,
Und bist im wüsten Irrenhaus erblichen,
Gehörend so im Ende denn auch an
Der Zeit, der du in deinem Lauf geglichen.
Bestimmt, ein blühend grüner Ast zu sein
An deines Vaterlandes Künstlerbaume,
Fandst du's zu eng in dem bewegten Raume
Und, selbst als Baum zu gelten, lud's dich ein. —
Also entrückt der vaterländ'schen Erde,
Verpflanzest du, was so versprechend schien,
Hin, wo im Treibhaus am geheizten Herde
Und unter Glas sie bleiche Pflanzen ziehn.
Der Triebe Keim blieb deiner Heimat eigen,
Nur Laub und Holz, es ward mit dir versetzt,
Ein wenig gor der Saft noch in den Zweigen,
Dann starb er ab und du mit ihm zuletzt! —
Daß du ein Ehrenmann, hat dich getötet,
Daß du kein Tor, war deines Wahnsinns Grund;
Wem Selbsterkenntnis noch die Stirne rötet,
Der straft sich Lügen selbst mit eignem Mund.
Vom Lob getragen und vom Ruhm beschienen,
Fandst du dich selbst zu arm für solchen Wert,
Und ehrlich, so viel Beifall zu verdienen,
Hast später Bildung du dich zugekehrt.
Mit österreich'scher alter Treue,
Um auszufüllen, was dir noch zu weit,
Nahmst du die Torenweisheit, alt und neue,
Rasch auf in deines Ruhmes schwellend Kleid.
Und weil dem Liebchen gerne nah der Buhle,
Der Wind am stärksten da, woher er weht,
Begabst du dich in Schwabens Dichterschule,
Wo fern ein Meister seinen Schülern steht.
Dort in der alten Heimat alter Sparren,
Zum Märchen schon gewordenen, von je,
Dem Vaterlande der Genies und Narren,
Weil fix, als beiden eigen, die Idee; —
Warst du von einem Männerkreis umgeben,
Die granweis, wie einst König Mithridat,
An Gift gewöhnt sich all ihr ganzes Leben,
So daß sie nun verdauen jeden Grad.
Du aber mit den unentweihten Kräften,
Der sein du wolltest, was für jene Scherz,
Du trankst dir Tod in jenen Taumelsäften,
Was für den Kopf bestimmt, es traf dein Herz.
Da trat, was du geflohn in allen Tagen,
Die Wirklichkeit dich an, an Inhalt schwer,
Halb selbst sich Überheben, halb Verzagen,
Stand still die Uhr, der Zeiger wies nicht mehr. —
Und so sei dir ein Lebewohl gesprochen,
Ob Tat und Wollen sich gleich noch so weit,
Was dich zerbrach, hat Staaten schon zerbrochen:
Dich hob, dich trug und dich verdarb die Zeit.

Die lyrische Dichterin.

(1852.)

Wenn dich die Dichtkunst schaffen heißt
Und du das Drama wählst,
Wenn dich aufs Epos führt der Geist,
Und du dem Volk erzählst:

Bist kaum du noch als Dichter hier,
Es ist nur, was du schufst,
Und jene Geister sind statt dir,
Die zauberhaft du rufst.

*) Der Dramatiker Zacharias Werner, der Dichter der „Söhne des Thales" und der „Weihe der Kraft" war am 17. Januar 1823 gestorben, nachdem er katholischer Priester geworden.

**) Der geniale Dichter Nikolaus Lenau war am 20. August 1850 im Irrenhause gestorben. Er hatte Österreich verlassen und seine Lorbeeren im Schwabenlande gesucht und gefunden. Sein Wahnsinn ging indessen weniger aus dem Verkehr mit jenen Dichterkreisen und ihrer Torenweisheit hervor als aus pathologischen Gründen und dem inneren Herzenskampf zwischen einer alten und neuen Liebe.

Doch wenn die Leier an du klingst
Und tönst von Gram und Lust,
Dann bist du selber, was du singst,
Das Lied ist deine Brust.

Nichts sichtbar als nur du und ich,
Nichts hörbar als nur du,
Das Innre ist allein mit sich,
Kein Mittler tritt hinzu.

Da aber nimm dich nur in acht,
Daß du du selber seist,
Daß nicht, was du getan, gedacht,
Als andern dich erweist.

Sprichst du von tiefem Seelenschmerz,
Und warst ein eitler Tor;
Von ew'ger Dauer für dein Herz,
Ein Wetterhahn zuvor.

Singst du das Lob der Einsamkeit,
Sonst laut im Volksgewühl;
Nennst du die Welt so groß, so weit,
Zu eng für dein Gefühl.

Sie ist ein schlimmres Schaulspielhaus,
Als wo man spielt zur Nacht:
Hier lacht man nur den Dichter aus,
Dort wird der Mensch verlacht.

Das Urbild und die Abbilder.*)

An eine Nicht-Dichterin.

(1818.)

Kunstbeflissen und unverzagt,
Jeder und Farben und Stift in den Taschen,
Ziehen sie aus in wilder Jagd,
Unschuld und Reiz und Natur zu erhaschen.

Was er erhascht und was er erringt,
Jeder sein fleißig zu Buche bringt,
Um in des Winters Frieren und Härmen
Sich an dem köstlichen Labsal zu wärmen.

Wie? Und nur du mehrst nicht ihre Zahl?
Schätzest du nicht, wonach jene geizen?
Kann dich Natur und Unschuld nicht reizen?
Oder wär's hier wie im Bildersaal?

Alles rennt dort und hascht nach Kopien;
Einer nur will sich nicht viel bemühen —
„Trägt er im Busen ein Herz von Stahl?" —
Nein — er besitzt das Original.

Euripides an die Berliner.

(1844.)

Seid ihr so arm in eurem eignen Haus,
Daß ihr Geräte borgt aus fremden Fernen?
Spricht das Gefühl nicht eignen Inhalt aus,
Wie soll's im fremden sich zu finden lernen?

*) An die Tochter der Schriftstellerin Caroline Pichler, die in ihrem Salon auch Grillparzer wie die anderen Wiener literarischen Größen häufig empfing.

Was heut geschehn, preis' ich dem Lied nicht an,
Und Gegenwärt'ges hab' ich nie besungen;
Was ist, ist dem Bedürfnis untertan,
Vergangnes, weil verklärt, ziemt Dichterzunge.

Doch die Empfindung, die dem Liede lauscht,
Sie ist von heut und ist mit dir geboren,
Wie sich dein Selbst mit keinem andern tauscht,
Ist, was du selbst nicht fühlst, für dich verloren.

Der Anteil liegt in Sachen, nicht im Wort,
Dein Mitleid wecken nur verwandte Schmerzen;
Erbt auch der Geist durch die Geschlechter fort,
Sich selber Grab und Wiege sind die Herzen.

Wenn anders ich in meinen Tagen sang,
Als Äschylos, erreichbar wohl für keinen,
War's, weil ein andres Echo mir erklang
Aus meiner Hörer Brust, als ihm aus seinen.

Und ihr, nach zwei Jahrtausend Zwischenraum,
Das Widerspiel von meines Volkes Leben,
Wollt, was das Wissen euch verdeutlicht kaum,
Dem Mitgefühl als reiche Nahrung geben?

Ehrt ihr mich, wohl, so eignet mich euch an,
Füllt eure Adern straff mit meinem Blute,
Und so gestärkt, tut, wie ich selbst getan:
Erzeugt das euch Gemäße und das Gute.

Und könnt nicht ihr's, noch denen ihr vertraut,
So weint und klagt im härnen Büßerhemde,
Nicht daß ihr stolz auf Mitgeborne schaut,
Weil ihr euch angeheuchelt habt das Fremde.

Dem aber, der euch deutelt Neu und Alt,
Sagt nur: es sei'n die schlechtesten Insekten,
Die ihre Eier, weil sie selbst zu kalt,
In fremde Körper auszubrüten legten.

Wer Leben schafft, das seiner Zeit gehört,
Wär's auch im Raum und durch die Zeit begrenzter,
Tat mehr, als wer zum Sabbat aufbeschwört
Die Schatten von Gespenstern für Gespenster.

Mein Zensor.

„Was ziehst du trübe Gesichter
Und bildest nach innen nur?
Du bist doch wahrhaftig ein Dichter —"
„„Ei ja, die böse Zensur!"" —

Ja wohl die Zensur! doch nicht jene,
Von Ohnmacht und Dünkel entstammt,
Die, weil sie selbst ohne Zähne,
Die kräftige Speise verdammt.

Des Staats und der Kirche Defensor,
Der Thorheit Ketzergericht; —
Im Innern lebt mir ein Zensor,
Der strenger als jener spricht.

Wir Künstler, du und ich vielleicht.

(1843.)

Wir Künstler, du und ich vielleicht,
Wir liegen an dem Strand;
Wir schwimmen erst, wenn uns erreicht
Des Wassers seichter Rand.
Wenn nun der Schnee in Bergen schmolz,
Der Strom die Wehre drängt,
Treibt alles, Kahn und Laub und Holz,
Im Schwalle bunt vermengt.
Ja wohl am leichtsten schwimmt daher,
Was ganz dem Zug sich gibt,
Indes das Schiff, beladen schwer,
Nur langsam vorwärts schiebt.

Gründlichkeit.

(1849.)

Wie viel, im Reich des Geistes gar,
Hängt ab von Ort und Zeit,
Was falsch sonst, gilt uns heut für wahr,
Für dumm, was sonst gescheit.

Und mancher, den die eigne Zeit
Verspottet und verlacht,
Lebt er in einem Kreise heut,
Sein Ruf wär' längst gemacht.

So jener Mathematikus
Im heiteren Paris,
Setzt ins Theater nie den Fuß,
Da Zahlen nur gewiß.

Einst doch die Freunde brachten ihn
Ins Schauspielhaus mit Glück,
Man gab ein Schauspiel von Racine,
Des Meisters Meisterstück.

Da wird denn rings Begeistrung laut,
Man weint, man klatscht, man tobt.
Was man gehört, was man geschaut,
Wird eines Munds gelobt.

Nur unser Mathematikus
Sah stieren Aug's das Spiel,
Bis ihn der Freunde Schar am Schluß
Befragt: wie's ihm gefiel?

Ob ihn ergriff der Handlung Macht?
Des Unglücks Jammerruf?
Doch er erwidert mit Bedacht:
Mais qu'est ce que cela prouve? —

O, edler Mann, du kamst zu früh
Und nicht am rechten Ort,
In unsers Deutschlands Fleiß und Müh
Versteht man erst dein Wort.

Wo man Ideen nur begehrt,
Von Glut und Reiz entfernt;
Man bis zum Halse schon gelehrt,
Noch im Theater lernt.

Dort ruft ein jeder Kritikus,
Was auch der Dichter schuf,
Wie jener Mathematikus:
Mais qu'est ce que cela prouve?

Die Muse beklagt sich.

(1841.)

Was kommt ihr mit Spießen und Stangen,
Mich zu fangen?
Dem Himmel sei es geklagt,
Bin doch nur eine arme Magd;

Wollt mit Schlingen und Netzen
Mich rings umsetzen?
Ich aber, schlanker als ein Aal,
Entschlüpf' euch allzumal.

Etwa mein Schwesterlein,
Prosa heißt sie gemein,
Trägt oft mein Gewand,
Die fängt man mit der Hand.

Ich selber auf Klippen und Höhn,
Lieb' es allein zu gehn,
Wer nicht klettert und springt,
Selbst nicht mein Anschaun erringt.

Und ein Kamel nicht so schwer
Geht durch ein Nadelöhr,
Als, mit Zitaten bepackt,
Einer die Muse erjagt.

Erst waren's die Philosophen,
Fuhren hervor hinterm Ofen,
Munter mit cur und mit quare
Mich zu lehren das Wahre.

Drauf die Dichter, die halben,
Prosa beduftet mit Salben,
Ludwig Tieck und Genoß,
All der Novellen-Troß!

Endlich gar die Historiker,
Läppisch wie kein voriger:
Friedrich Raumer, der Schalk,
Paßt in jeden Balg.

Wär' doch der letzte: Gervinus, —
Hält sein historisches Minus
Für ein poetisches Plus, —
O asinus!

Weiß nicht, was sie denken und sagen . . .

(1835.)

Weiß nicht, was sie denken und sagen,
Wie schief ihr Urteil und schräg,
Haben mir Händ' und Füße zerschlagen,
Und schelten mich nun träg.

Und in die Brust statt des Herzens warm
Preßten sie einen Stein
Und möchten nun wohlig Arm in Arm
Meine Herzliebsten sein.

Man kann weder fliegen noch singen,
Wenn der Raum nicht rein und weit;
Ein Vogel und ein Dichter
Im Käfig nicht gedeiht.

Doch Gänse kann man stopfen
Im Ställchen auf feuchtem Stroh,
Drum möcht' ich um nichts verleiden
Salon euch und Bureau.

Entgegnung.

(1841.)

Gabst du schon auf die Poesie?
Ich nicht?
Wär's nicht gegönnt zu schreiben mehr,
So lebt' ich ein Gedicht.

Verachten, was der Pöbel ehrt,
Sich selbst genug,
Zum Schlimmen nie, durch nichts bekehrt,
Und fest statt klug;

Denn nicht die Gaben sind's, was fehlt,
Der Verse Pracht;
Der Sinn ist's, höher als die Welt,
Was Dichter macht.

Und wär' der Jugend nur gegönnt
So Kraft als Schwung;
Wer Vorteil nie von Ehren trennt,
Bleibt ewig jung.

Drum schrecke andre, was da droht,
Mich nicht!
Und einst im Sterben sei mein Tod
Noch ein Gedicht.

Literarische Zustände.

(1838.)

Der Ärger ist ein schlimmer Gast,
Doch nützt er ab und zu;
Zum mind'sten läßt er keine Rast,
Er straft in Versen, was er haßt,
Geschäftig ohne Ruh'.

Doch währt der Streit nun allzulang,
Mengt sich der Mißmut drein;
Der zieht zurück sich aus dem Drang,
Zuckt nur, wo sanft ein Schwerthieb klang,
Und puppt sich grollend ein.

Zuletzt kommt gar ein Jammersohn,
Der Unheilsbüchse Deckel,
Er heißt — man spricht nicht gern davon,
Das Wort hat einen schrillen Ton,
Es reimt auf Neckel, Säckel
Und heißt — je nun! — der Ekel.

Zur Literargeschichte.

(1837.)

Die guten deutschen Lämmer.
Nicht gern nennt' ich sie Schafe,
Sie brauchen einen Widder,
Der vorgeht und sie leitet
Zur etwas dürren Grasung
Am deutschen Helikon.
Der vorige hieß Schlegel,
Halb Trotz und halb Geschwänzel;
Der jetzige heißt Menzel,
Nicht Widder, eher Schöps,
Dem folgen sie in Scharen,
Den Weg zum Heimisch-Wahren.
Und ruft er: Ehrlos Goethe!
Ein Schurk — Johannes Müller;
Die guten deutschen Lämmer,
Nicht gern nennt' ich sie Schafe,
Sie blöken, wie im Schlafe,
Ein beifallgebend: Bäh!

Der Henker hole die Journale . . .

(1844.)

Der Henker hole die Journale,
Sie sind das Brandmal unsrer neuen Welt,
Der edle Abhub von dem Wissenmahle,
Der, für die Viehmast, in die Zuber fällt.

Sie sind die breitgedeckten, offnen Tische,
Wo Tor und Weiser sich als Nachbar scheut,
Und eines Schluckes aus dem Buntgemische
Hinabschlingt ganz, woran die Menschheit kaut.

In einer Stunde wirst du zum Gelehrten,
Nur freilich in der andern wieder dumm;
Denn von der richt'gen Ansicht zur verkehrten
Schwingt sich der Pendel immer wechselnd um.

Du brauchst nicht mehr zu wissen noch zu denken,
Ein Tagblatt denkt für dich nach deiner Wahl!
Die Weisheit statt zu kaufen, steht zu schenken:
Zu kaufen brauchst du nichts als das Journal.

Nun erst die Köche dieser Sudelküche,
Der Täter gibt der Tat erst ihren Fluch;
Noch ärger als der Speisen Qualmgerüche
Steht der Verfert'ger selber im Geruch.

Schon in der Schule bildet sich die Rasse,
Es schreibt da, wer zu lernen nicht versteht,
Bis endlich eine dritte Fortgangsklasse
Sich als Beruf zeigt und als Musaget.

Consilium medicum.

(1855.)

Frau Poesie war krank,
Verwitwet schon seit manchem Jahr,
Wuchs scheinbar stündlich die Gefahr.

Die Stirne heiß,
Die Zunge weiß,

Die Haut bald Frost und bald im Schweiß,
Im ganzen Leib ein schmerzlich Zucken,
Von Krämpfen alle Nerven zucken,
Obschon noch rüstig und nicht alt,
Schien nah des Todes Nachtgewalt.
Doktors kommen von allen Seiten,
Die erst sich begrüßen und dann bestreiten:

Hippokratisch, homöopathisch,
Allopathisch, hydropathisch,
Antipathisch,
Philosophisch gebrüstet,
Historisch gerüstet,
Dogmatisch, kritisch,
Klassisch, britisch;

Schreiben Rezepte in langen Zeilen,
Umsonst, die Kranke war nicht zu heilen. —
Da kam ein Bader vom Land herein,
Besieht die Kranke beim Tagesschein,
Erforscht den Puls, die Zunge auch,
Befühlt die Weichen und den Bauch,
Zuletzt hebt er mit Lachen an:
Die Wissenschaft hier wenig kann,
Der guten Dame fehlt ein Mann.

Epistel.

(1844.)

Ihr wollt denn wirklich deutsche Poesie,
Die es auch sei, nicht bloß nur so sich nenne?
Gerechtre Wünsche hörte man wohl nie,
Doch deutsche Art! Macht erst, daß ich sie kenne.

Ich weiß euch ruhig, fest, von schlichtem Sinn,
Zum Handeln minder rührig als zum Denken;
Doch seh' ich auf des Tags Gestalten hin,
Muß ich zum W.derspiel die Meinung lenken.

Da lärmt's und prahlt und tobt und schreit und droht,
Vernichtet jede Stunde zehn Tyrannen,
Will Freiheit, gält' es hundertfachen Tod,
Und führt doch Krieg nur mit den vollen Kannen.

Ihr rühmt der Väter Biedersinn und Art.
Historisch, nur historisch, ruft's hysterisch,
Im Glauben ruht das Heil der Gegenwart!
Und Strauß macht euch mit seinen Mythen närrisch.

Freund Hegel gibt euch einen neuen Gott,
Und Schelling stutzt euch zu aufs neu' den alten,
Die Welt aus Nichts war schon ein hart Gebot —
Doch Nichts — das eine Welt — will gar nicht halten.

Gefühl, rühmt man, daß euer Vorzug sei —
Drum kostet wohl Verstand euch Überwindung —
Doch als ihr totschlugt die Empfindelei,
Traf mancher harte Schlag auch die Empfindung.

Und statt Gefühl, womit ihr euch begabt,
Find' ich euch kalt in holperichten Reimen,
Wo nur Gedanken, die man längst gehabt,
Zum Harlekin sich aneinander leimen.

Ein Volk von Denkern? Und sprecht plappernd nach,
Was ihr gehört von nicht'gen Unterweisern,
Gervinus, Menzel stehen wie zur Wach',
Bald abgelöst, in engen Schilderhäusern.

Was heute gut, weicht morgen schon vom Platz,
So Billigung als Urteil, ohne Stärke,
Ihr lebt von heut, euch häuft sich nie ein Schatz,
Ihr habt nur Bücher, aber keine Werke.

Wo ist dann deutsche Art? Auf, zeigt mir sie,
Statt Launen, immer bunter und vertrakter;
Und fordert ihr ihn von der Poesie,
So habt vor allem selber erst Charakter.

Allein ihr möchtet sein, was ihr nicht seid. —
Geht in die Schule denn, und lernt, zu leben,
Und seid ihr zum Empfangen erst bereit,
Wird euch die Dichtkunst das Gemäße geben.

An die Überdeutschen.

(1844.)

Macht nur nicht so ernste Gesichter,
Am End' ist ja viel doch nur Spaß,
Ihr seid nicht Geschworne noch Richter,
Und wär's auch, was hindert uns das?

Seht nur eure Nachbarn, die Franken,
Den Briten, das wandelnde Faß,
Sie richten und streiten und zanken,
Drauf heben sie lustig das Glas.

Wir wissen, ihr seid Philosophen,
Sucht Wahrheit, als gölt's Blindekuh;
Doch fragen wir, was ihr getroffen,
Nimmt kaum die Bewunderung zu.

Des Jenseits Maß wär' die Hierzeit,
Euch selber macht ihr zum Gott;
Doch, ist er nicht klüger, als ihr seid,
Dünkt uns der Allweise nur Spott.

Auch habt ihr die Fremden geschlagen;
Das taten wohl andre vor euch:
Der Franke in stürmischen Tagen,
Der Spanier — wen nenn' ich nur gleich?

Es staken da manche dahinter,
Manch Helfer stand Mann da für Mann.
Der hitzigste war wohl der Winter,
Der schlug, als noch voll der Tyrann.

Euch schmückt ein deutsches Bewußtsein,
Als eins, nicht fältig, nur Ein-,
Wie sollt auch nicht einig die Brust sein,
Da eins der Zoll im Verein!

Nur, streitet ihr noch um den Glauben,
Fehlt zu Treu und Glauben die Treu,
Auch, wißt ihr, hält mancher nur Tauben,
Um andre zu fangen dabei.

Auch seid ihr frei. — Nicht in Worten,
Geschriebne bewacht die Zensur.
In Taten? Noch minder als dorten,
Wie treff' ich die Sache doch nur?

Nun denn: Ihr seid frei mit dem Maule,
Nun hab' ich den rechten Pfiff,
Wir sitzen auf Hegelschem Gaule!
Ihr seid denn frei: im Begriff.

Und da der Begriff euch das Wahre,
Seid frei ihr in Wirklichkeit,
Man spart so Taten und Jahre,
Ist frei außer Raum und Zeit.

Und so nun mitten im Rechten,
Ziemt alles euch groß und neu,
Laßt Schiller und Goethe den Knechten,
Für euch sind Dichter, die frei.

Sie machen Krieg den Tyrannen,
Und rufen Erhebung euch zu;
Ihr leert einstimmig die Kannen,
Und legt um halb elf euch zur Ruh!

Statt länger mit Griechen zu prahlen
Und anderm veralteten Schnack,
Von Goten entstammt und Vandalen,
Sei euch auch der Väter Geschmack

Die Nibe- und Amelungen,
Und Gunther, Gudrun, oder was?
Ist's auch etwas knarrend gesungen —
Ein Deutscher! und fragt noch um das?

So viel für die Form. Um die Sache
Braucht ihr zu suchen nicht weit,
Der Stoff eurer holprichten Sache
Sei eben die Wirklichkeit;

Die Helden, die Ruhm sich erworben
Nur gestern in eurer Näh',
Die für die Freiheit gestorben,
Heißt das: in effigie; —

Was sonst noch des Fortschritts Bürgschaft:
Zolleinung und Eisenbahn,
Zweikammern-, Dreifelder-Wirtschaft,
Beut sich zum Besingen euch an;

Das Dasein in all seiner Blöße,
Was sonst als Prosa sich gab,
Klatscht dichtend die eigne Größe
Auf graues Löschpapier ab.

Und so vermengend die Richtung,
Sei, alles in eines gepackt,
Ein Daguerreotyp eure Dichtung,
So ähnlich, als abgeschmackt.

Epilog zu „König Ottokars Glück und Ende".

(1825.)

Wenn sonst im Reich der Möglichkeit die Muse
Sich Bild und Gleichnis sucht, so haben wir gewagt,
Die Wirklichkeit euch diesmal vorzuführen,
Nicht bloß zum allgemeinen Sinn des Schönen,
Zum vaterländ'schen Sinn zugleich zu sprechen;
Ein schweres Wagnis! Ob es uns gelang?
Wir alle, teils geboren unter euch,
Teils eingebürgert hier durch eure Huld,
Wir fühlten uns als eines Lands Genossen,
Als Österreicher sprachen wir; der Landsmann
Nimmt leicht nicht übel, was der Landsmann sprach!
Und steht von dem, was heut wir dargebracht,
Euch auch das Wie nicht an, das Was bleibt gut:
Das segenreiche, selige Ereignis,
Das heute noch beglückt so uns als euch,
Die Gründung jenes Stamms — allein genug!
Mich mahnet Ottokar von Horneck, jener Wackre,
Der kurz erst hier vor seinem Kaiser stand,
Er mahnt zur rechten Zeit mich, abzubrechen:
Der Österreicher denkt, wo andre sprechen.

Bretterwelt.*)

(1835.)

Komm, Muse, her, du sollst mir vor das Volk!
Mit diesen Stricken bind' ich deine Arme,
Die Glocke, einst der Kuh, die reichlich molk,
Ruft zu Gericht, ob dein sich Gott erbarme?
Den Helm von Pappe setz' ich dir aufs Haupt,
Ein hölzern Schwert wankt, wo die Hüften schwellen,
Und daß dein Fuß sich nicht zu viel erlaubt,
Nimm noch von Blech die engen Knöchelschellen.
Auch in dem Umkreis hab' mir sorglich acht!
Der Baum hier wankt, kann nicht zur Stütze taugen,
Dort die Versenkung führt in Abgrunds Nacht,
Und doch, vor Lichtglanz, hüll' ich deine Augen;
Den Mund allein nur will ich frei dir geben,
Den brauch', wie du's vermagst, wie dir bekannt;
Was sonst noch rührt und überzeugt im Leben,
Ist streng aus dieser zweiten Welt verbannt.
Wie die Musik nicht Formen gibt, nur Töne,
Der Maler Töne nicht, nur Formen malt,
Lebt hier im dürren Wort allein das Schöne,
Von Wohlklang nicht ergänzt, noch von Gestalt.
Nun aber laß uns erst noch jene schauen,
Die das Geschick zu Richtern uns gesetzt,
Der Vorhang ward zum Glück von art'gen Klauen,
Zu eigner Aussicht, stellenweis zerfetzt.
Du staunst, nicht wahr? und kannst es kaum erwarten?
Ein Anblick bunt und reich, bergan, talab.
Glaubst du dich nicht versetzt in jenen Garten,
Dem man von Brunn*) den schönen Namen gab?
Hier das Parterre, voll Rosen, Tulpen, Nelken,
Zwar leeres Gras dazwischen auch genug;
Die Hitze macht die Häupter sichtlich welken,
Doch blühn sie auf, besprengt sie erst dein Krug.
Und weit im Umkreis die geschloßnen Fallen,
Des Gartens Schmuck, genannt: Menagerie,
Des Städters Lust vor jedem und vor allen,
Besetzt mit edlem, schwerbezahltem Vieh.
Ha, wie sie prangen, wie sie grinsen, schnauben,
Mit Fleisch genährt zum Teil, zum Teil mit Aas,
Zwar pflegen sie nicht mehr, wie sonst, zu rauben,
Doch was sie längst geraubt, ist jetzt ihr Fraß.
Der Löwe dort mit etwas kahlen Mähnen,
Dem, was uns groß, ein stolzer Zeitvertreib,
Ein halbes Volk verschlingt sein kleinstes Gähnen,
Ihm steht kein Mann, dir horcht er, weil ein Weib.
Der Eisbär nebenan, vor dem kein Säumen,
Wie dürr und alt, doch immer noch in Brunst,
Zwei Wärter fraß er schon in diesen Räumen,
Doch hat man ihm die Zähne jetzt gestumpft.

*) Eine satirische Chronik der Leistungen des Burgtheaters, gedichtet, als Czermin, welcher Grillparzers Freund

Schreivogel verdrängt hatte, diese Leitung niederlegte und dem Küchenmeister Graf Fürstenberg weichen mußte, welcher seinerseits die Tragödie aus dem Repertoir des Burgtheaters möglichst verbannte, was Grillparzer natürlich als eine Schädigung empfinden mußte. Bei dieser satirischen Wanderung durch den Tierkreis ist Czermin der Eisbär, der mit Orden dekorierte Deinhardstein das Zebra, Graf Dietrichstein (Direktor von 1821—1826) die Löffelgans, außerdem Fürst Metternich der Löwe und der Polizeipräsident Graf Sedlnitzki die Hyäne.

*) Schönbrunn bei Wien, das Kaiserl. Lustschloß, dessen schönster Teil Parterre heißt, besitzt Treibhäuser und Menagerie.

Das Zebra schau, den Leib geschmückt mit Bändern,
Man kennt den Stamm trotz der gezierten Brust,
Hier das Kamel aus wüsten Steppenländern,
Das schleppt und trägt und dem die Dürre Lust; —
Dort die Hyäne, die mit leisem Winseln
Im Dunkeln anzeigt, was sie still erlauscht,
Hier Tiere, die das Mundhaar formt zu Pinseln,
Und andre glatt, die Backen nur bebauscht.
Die Löffelgans, vielmehr der Gänsrich selber,
Den Schnabel nur zeigt dir sein plattes Haupt,
Er schlingt die Nahrung ganz. Hier Lämmer, Kälber
Von seltner Art und teurer, als man glaubt.
Zuletzt der Waschbär noch, er, der vor allen
Den Fraß als Küchenmeister selbst sich kocht.
Er wäscht und wäscht und läßt sich's erst gefallen,
Wenn er den letzten Saft der Fasern ausgepocht.
Nach weiter oben laß uns nicht mehr blicken,
Ein Schwindel droht. Die höchsten Wipfel sind's,
Die, leicht erregt, vereinen oder nicken,
Je nach des Zufalls Laune und des Winds. —
Die alle nun sind unsres Werkes Richter,
Bezeichnend es mit schwarz, mit rotem Strich,
Das Urteil sprechen sie dem armen Dichter
Und auch — sie ahnen's ewig nimmer — sich.
Sie sind, wie überall, seit Herzen schlugen
Und der Verstand Gedanken knüpft und trennt, —
In zwei geteilt: die Toren und die Klugen,
Nur freilich ruht auf erstern der Akzent.
Die Toren — ei, was mehr? — sind eben Toren.
Nur, sonst beschränkt, fühlt hier der Troß sich frei;
Den armen Geist im Alten matt verloren,
Strebt jeder haft'gen Drangs nach dem, was neu.
Den toten Stumpf im Innern ihrer Wesen
Wünscht jeder durch die Dichtung aufgerührt,
Sie fühlen nur, wenn sie vom Fühlen lesen,
Das Leben lebend, das ein andrer führt.
Wie sich der Hund an dich drängt, also jene;
Du sollst ihm klopfen seines Rückens Grat;
Klopfst du zu stark, so weist er kaum, wie man ihm tat.
Die sollst du, nicht der Welt, nein, sich entreißen:
Sich sucht und flieht ein jeder eifrig gleich,
Und willst du ihm mit Fug ein Dichter heißen,
Sei unerhört, ein Wunder, jeder Streich.
Indes die Klugen — und das sind die Schurken,
Von Schlechtigkeit bis zum Verstand gebeizt —
Nach Wirklichem verlangt, gewürzt mit Gurken,
Mit Senf, und was noch sonst den Hunger reizt.
Die wollen sich, sich selbst lebend'gen Leibes;
Heißt das: wie etwa sie sich einst gedacht.
Eh' Welt und Gier, die Wut des Zeitvertreibes,
Sie um den Adel ihres Seins gebracht.
Die mußt du nun vor allen reizen können,
Denn, wisse nur, sie sind etwas zerstreut,
Sie wollen gern uns ihren Abend gönnen,
Doch wiederkaun sie ein geschäftig Heut.
Der eine zählt im Sack die Groschen, Gulden,
Des schnöden Wuchers schändlichen Gewinnst,
Der Nachbar hört's und denkt mit Schreck der Schulden,
Die morgen fällig, lange nicht verzinst.
Der hat den Feind und der den Freund verraten,
Der Seele Schatz verkauft für böses Geld;
Der sieht im Geist die Gattin andrer Gatten,
Die heut geschmauchelt und wohl morgen fällt.
Dort einer äugelt auf der Freude Töchter,
Nächst an ein Dichter ohne Preis und Dank,
Der, selber schlecht, die andern wünschte schlechter,
Ein Licht, das leuchtet, wenn die Sonne sank. —
Hier grinst der Spott, der Affe des Verstandes,
Hier gähnt die Prosa, die sich selbst genug,
Dort Neid und Haß, lammschürigen Gewandes,
Der Groll, der seinen Wurf seit Monden trug —:
Vor diese sollen wir mit unsern Spielen.
Was schauderst du zurück und schlägst die Brust?
Und wäre Tod im Grauen, das wir fühlen,
Es ist ein heilig Amt! — ich soll, du mußt! —
Auch wisse nur: die Schlimmsten von den Schlimmen,
Wie hart ihr Frost, wie fern sie der Natur,
Im Heimlichtiefsten blieb ein Fünkchen glimmen,
Mit Qualm bedeckt und kalter Asche nur.
Erreichst du das mit deines Atems Wehen,
Dann sprüht's und knistert's, und ein Flämmchen blinkt,
Zwar bläulich schwach, dem Auge kaum zu sehen,
Doch wärmt's den Pulsschlag, wie er steigt und sinkt.
Am Arme seines Nachbarn im Gedränge
Fühlt jeder die gesteigert fremde Glut,
Und über sie kommt das Gefühl der Menge.
Zu dem der Mensch verzehnfacht, schlimm wie gut.
Der weiß, er teilt im Blicke mit sein Wissen,
Der Fühlende im Atem sein Gefühl,
Was einzeln war, ist seinem Selbst entrissen,
Zählt nur als Woge, schwindend im Gewühl.
Dann sind sie dein. — Darum vom Aug' die Wolke! —
Dann sprechen wir zu dem und diesem nicht,
Dann sprechen wir zum Menschengeist, zum Volke,
Und die sind's wert, daß man mit ihnen spricht.

Die Musik.

(1812.)

Sei mir gegrüßt, o Königin!
Mit der strahlenden Herrscherstirne,
Mit dem lieblich tönenden Munde
Und dem Wahnsinn sprühenden Blick,
Schwingend das zarte Plektron,
Ein mächtiger Zepter in deiner Hand.
Sei mir gegrüßet, Herrlichste
Unter den herrlichen Schwestern!
Lieblich sind sie, die Huldinnen alle,
Die, am Throne des Lichts gezeugt,
Von unsterblichen Müttern geboren,
Gerne nieder zur Erde steigen;
Boten einer vergangenen,
Verkünder einer künftigen Welt!
Lieblich sind sie, die Huldinnen alle,
Wenn sie, der Sterblichkeit Nebelkleid

Um die leuchtenden Schultern geworfen,
Wie Apollon unter den Hirten
In dem Kreise der Menschen weilen
Und in der Fremde rauhen Boden
Palmenreiser der Heimat pflanzen;
Menschen ähnlich und dennoch Götter,
Beide Welten liebend verbinden,
Hernieder zur Erde den Himmel ziehn
Und den Menschen zu Göttern erhöhn.

Lieblich sind sie, die Huldinnen alle,
Doch wie die Rose unter den Blumen
Strahlst du hervor aus dem Chore der Schwestern.

Als das Recht von der Erde verschwunden
Und die Unschuld gen Himmel geflohn,
Dienen lernte die freie Gebärde,
Lügen das heitere, offene Auge,
Und das Wort, das heilige, wahre,
Sich in schändende Fesseln schlug:
Da wardst du von den Göttern gesendet,
Als Vertraute besserer Seelen,
Deine Sprach' ihrem Munde zu leihn.
Freudig eilten sie dir entgegen,
Sanken vertrauend dir in den Arm,
Und Lieb' und Hoffnung und Scham und Reue
Flüsterten leis' in deinen Busen,
Was sie erreicht und was sie verloren,
Was sie geträumt und wie sie gefühlt.

Seitdem stehst du dem Menschen zur Seite,
Eine helfende Trösterin!
Wo er weilt und wo er wandelt,
An des Unglücks gähnendem Absturz,
Auf der Freude Blumenhöhn,
Überall tönt deine Stimm' ihm entgegen,
Wie ein Ruf aus besseren Welten,
Klagend, tröstend, freundlich erhebend.
Von der Wiege bis ins Grab.

Sanft stehst du an der Wiege des Knaben,
Der kaum dem Schoß sich der Mutter entwand,
Dem noch in einer trüben Welle
Taumelnd sein Ich und die Außenwelt schwimmt,
Dem kaum der Schmerz noch ahnend gelehret,
Daß er zum Leben — voll Schmerzen! — erwacht.

Wie er so daliegt und jammert und klaget,
Da tönt ein Laut in seine Ohren, —
Der erste Strahl in der irdischen Nacht —
Aus der Wärterin einfachem Liede
Spricht dein Mund dem Klagenden zu:
„Dulde! Lerne beizeiten dulden,
Ist doch Leiden des Lebens Name,
Wenige Stunden, und es ist vollbracht!"
Und du legst in des Kleinen Wiege
Einen treuen, liebenden Bruder,
Der durch das Leben ihn begleitet,
Hilfreich und treu ihm zur Seite steht,
Jeden Kummer halb ihm abnimmt,
Jede Freude vertausendfacht,
Und am Ziele der Lebensbahn
Ihn in die offenen Arme nimmt,
Legst den Schlummer ihm an die Seite,
Und der Knabe lächelt und — schläft.

In der Trompete mutigen Tönen
Rufst du den Jüngling ins Schlachtgewühl,
Leitest die Stärke, ermutigst das Zagen,
Jubelst ob dem geschlagenen Feind,
Verkündest die Siegesbotschaft dem Lande,
Weinst dem Gefallenen nach ins Grab.

Aus der Zither melodischen Saiten
Klagst du dem Mädchen des Liebenden Glut,
Wo die Sprache das Wort verweigert,
Vorgest du hilfreich den lieblichen Klang.
Und das Mädchen höret die Klage,
Ahnung und Scham bestürmt ihren Busen,
Zögernd folgt sie dem süßen Zuge,
Gleich den Saiten bebet ihr Herz,
Und auf der Töne goldenen Schwingen
Ziehet die Liebe als Sieger ein.

An des Altars geschmückten Stufen
Empfängst du jauchzend die schamhafte Braut,
Scheuchst von der Stirn ihr das zagende Bangen,
Zeigst ihr die nahende Seligkeit.

So durch alle Gewinde des Lebens
Geleitest du liebreich den Erdensohn,
Hilfst ihm erklimmen die steilen Stufen
Und streuest auf jede mit mildem Sinn
Deine Rosen oder Zypressen,
Freuden- oder Mitleidstränen.
Und wenn endlich das Leben verklungen,
Der letzte Seufzer der Brust entflohn,
Zum Staub gekehrt der Staubgeborne,
Wankst du stöhnend hinter der Bahre,
Hinüber zeigend in lichte Fernen,
Glaub' und Hoffnung an leitender Hand. —

Wo ist eine Macht, die deiner gleichet,
Eine Gewalt, die deiner sich naht,
Wenn du auf Sturmesflügeln einherbraus'st,
Wenn du mit Zephirslispeln säuselst;
Wenn du des Mutes glimmenden Funken
In die zagende Seele schleuderst
Und den Funken zur Tat entflammst;
Wenn du im duftenden Myrtenhain
Mit süßer Ahnung das Herz beschleichst —
Wo ist eine Macht, die deiner gleicht?

Bewehrt mit deinem flammenden Schwert,
Schlug Tyrtäus der Feinde Gewalt,
Felsen gehorchten deinem Worte,
Als du aus Amphions Leier gebotst,
Aus der Unterwelt heulenden Klüften
Zog die Geliebte des Orpheus Gesang.

Wie bildsamer Ton, wie weiches Wachs
Ist des Menschen Herz in deiner Hand.
Timotheus Leier tönt,
Und Persepolis flammt;
Händel greift in die Saiten,
Und Persepolis flammt noch einmal
Vor den Augen der trunkenen Hörer!

Wer vermag, deinen Zauber zu schildern,
Liebliche, milde, freundlich holde,
Fühlende Freundin fühlender Seelen:
Herrlichste unter den herrlichen Schwestern!

Was der Mime nur schwankend stammelt,
Was der Dichter zu laut verrät,
Lispelt vernehmlich dein Saitenspiel.
Sei die Dichtkunst noch so gepriesen,
Sie spricht doch nur der Menschen Sprache,
Du sprichst, wie man im Himmel spricht!

Darum sei mir dreimal gesegnet,
Hohe, strahlende Königin!
Ewig soll meine Lippe dich preisen,
Und in den Klang meiner Weihgesänge
Mische sich jauchzend der Jubel der Welt!

An die Tonkunst.

(1826.)

Tonkunst, dich preis' ich vor allen,
Höchstes Los ist dir gefallen,
Aus den Schwesterkünsten drei
Du die frei'ste, einzig frei.
Denn das Wort, es läßt sich fangen,
Deuten läßt sich die Gestalt;
Unter Ketten, Riegeln, Stangen
Hält sie menschliche Gewalt.
Aber du sprichst höhre Sprachen,
Die kein Häscherchor versteht,
Ungreifbar durch ihre Wachen
Gehst du, wie ein Cherub geht.
Darum preis' ich dich vor allen
In so ängstlich schwerer Zeit;
Höchstes Los ist dir gefallen,
Dir, und wer sich dir geweiht.

Mozart.

(1841.)

Wenn man das Grab nicht kennt, in dem er Ruh' erworben,
Wen, Freunde, ängstet das? Ist er doch nicht gestorben!
Er lebt in aller Herzen, aller Sinn
Und schreitet jetzt durch unsre Reihen hin.

Deshalb dem Lebenden, der sich am Dasein freute,
Ihm sei kein leblos Totenopfer heute.
Hebt auf das Glas, das Mut und Frohsinn gibt,
Und sprecht, es leerend, wie er's selbst geliebt:

„Dem großen Meister in dem Reich der Töne,
Der nie zu wenig tat und nie zu viel,
Der stets erreicht, nie überschritt sein Ziel,
Das mit ihm eins und einig war: das Schöne!"

Bei Gelegenheit der Enthüllung von Mozarts Standbild in Salzburg, September 1842.

Glücklich der Mensch, der fremde Größe fühlt
Und sie durch Liebe macht zu seiner eignen.
Denn groß zu sein, ist wenigen gegönnt,
Und wer dem fremden Wert die Brust verschließt,
Der lebt in einem öden Selbst allein,
Ein Darbender — wohl etwa ein Gemeiner.
Dem Land auch Heil, das sie gebar, gesäugt
Und aufgezogen an den Mutterbrüsten.
Denn die Natur gibt nur der Größe Geist,
Den Körper bildet an ihr die Umgebung,
In der sie allererst den Tag geschaut,
Der Freunde Schar, der Mitgebornen Kreis,
Die sie mit Blick und Laut zuerst begrüßt,
Mit frommem Sinn bereitet ihr die Stätte.
Für Menschen, nur durch Menschen, wird der Mensch;
Darob auch mancher, mit der Hoheit Siegel
Bezeichnet von der Schöpferin Natur,
Noch spät durch irgend eine böse Narbe,
Durch einer Gliedmaß widrig, wildes Zucken,
Durch etwas, das nicht schön, ob stumm, verkündet,
Wie karg der Boden war, in dem die Pflanze
Des harten Daseins trübe Nahrung sog.
Drum sind wir stolz, obgleich demütig auch:
Denn hier ward er geboren, den wir feiern!
In dieses schlichten Landes engen Grenzen
Scholl ihm zuerst des Lebens Herold: Ton;
Von diesen Türmen scholl ein gläubig Läuten
Und lehrt' ihn glauben an die Ahnungen,
Die, ohne andre Bürgen, als sich selbst,
Und nur bewiesen, weil sie sich gestaltet,
Zur Wirklichkeit verherrlichen den Traum.
Von diesen Bergen zog der Gottesatem
Gewürzt mit Kräutern und mit Blumenduft
In seine jugendlich gehobne Brust.
Darum ist er geworden auch, wie sie,
Wie diese Berge, seiner Wiege Hüter.
Wohl gibt es höhre — doch sie decket Eis,
Gewalt'gere — allein das scheue Leben,
Es findet für den Fußtritt keine Spur
Und flieht mit Schaudern die erhabne Wüste.
Er aber klomm so hoch, als Leben reicht,
Und stieg so tief, als Leben blüht und duftet,
Und so ward ihm der ewig frische Kranz,
Den die Natur ihm wand und mit ihm teilet.
Nicht, was der Mensch in seinem Dünkel denkt,
Was Gott verkörpert in der Schöpfung dachte,
War ihm der Leitstern seines edlen Tuns.
Drum hing er fest an deinen ew'gen Rätseln,
Du Auge des Gemüts: allfühlend Ohr;
Und was den Weg nicht fand durch diese Pforte,
Schien Menschenwillkür ihm, nicht Gottes Wort,
Und blieb entfernt aus seinem lichten Kreise.
Nächst Raffael, dem Maler der Madonnen,
Steht er deshalb, ein gleich gescharter Cherub,
Der Ausdruck und der Hüter wahrer Kunst,
In der der Himmel sich vermählt der Erde.

Wir aber, die wir dieses Fest begehen,
In starrem Erz nachbildend jenen Mann,
Der weich war, wie die Hände einer Mutter,
Laßt uns in gleich verwechselndem Verwirren
Nicht auch des Mannes Sinn und Geist entgehn.
Nennt ihr ihn groß? er war es durch die Grenze:
Was er getan, und was er sich versagt,
Wiegt gleich schwer in der Wage seines Ruhms;
Weil nie er mehr gewollt, als Menschen sollen,
Tönt auch ein Maß aus allem, was er schuf,
Und lieber schien er kleiner, als er war,

Als sich zum Ungetümen anzuschwellen.
Das Reich der Kunst ist eine zweite Welt,
Doch wesenhaft und wirklich, wie die erste,
Und alles Wirkliche gehorcht dem Maß.

Des seid gedenk, und mahne dieser Tag
Die Zeit, die Größres will und Kleinres nur
vermag.

Am Grabe Mozarts, des Sohnes.

(1844.)

So bist du endlich hingegangen,
Wohin der Geist dich ewig zog,
Und hältst den Großen dort umfangen,
Der adergleich zur Sonne flog.

Daß keiner doch dein Wirken messe,
Der nicht der Sehnsucht Stachel kennt,
Du warst die trauernde Zypresse
An deines Vaters Monument.

Wovon so viele einzig leben,
Was Stolz und Wahn so gerne hört,
Des Vaters Namen war es eben,
Was deiner Tatkraft Keim zerstört.

Begabt, um höher aufzuragen,
Hielt ein Gedanke deinen Flug;
Was würde wohl mein Vater sagen? —
War, dich zu hemmen, schon genug.

Und war's zu schaffen dir gelungen,
Was manchen andern hoch geehrt,
Du selbst verwarfst es — kaum gesungen,
Als nicht des Namens Mozart wert.

Nun öffnen sich dem guten Sohne
Des großen Vaters Arme weit,
Er gibt der Kindestreu' zum Lohne
Ein Teilchen der Unsterblichkeit.

Der Name, dir ein Schmerzgenosse,
Er wandelt sich von heut in Glück;
Tönt doch von Salzburgs Erzkolosse
Ein Echo auch für dich zurück.

Wenn dort die Menge sich versammelt,
Ehrfürchtig Schweigen alle bannt,
Wer dann den Namen Mozart stammelt,
Hat ja den deinen auch genannt.

Beethoven.

(1828.)

Abgestreift das Band der Grüfte,
Noch erschreckt, sich findend kaum,
Flog die Seele durch den Raum
Dünn und leicht gespannter Lüfte.
War das Blitzen? — War's ein Laut?
Ach, er hört, er hört den Laut! —
Stürmen jetzt, wie Windesbraut,
Wehen nun, wie Engelsschwingen,
Klänge nun, wie Harfen klingen.
Aufwärts! Aufwärts! — Kreis an Kreis,
Welt an Welt, vom Schwunge heiß,
Und der äußerste der Sterne
Zeigt noch gleich entfernt die Ferne.
Ward's Genuß schon, ist's noch Qual?
Sinne schwinden, Sinne bersten,
Denn das letzte wird zum ersten,
Und des Ganzen keine Zahl. —
Dunkel nun. Ha! Todesnacht,
Übst du zweimal deine Macht?
Aber nein, es führt nach oben,
Aus des Dunkels Schoß gehoben,
Strahlt der Tag in neuer Pracht.
Und ein Land streckt seine Weiten,
Gleich Oasen, die sich breiten
In des Sandmeers wüstem Graun,
Und durch seine Blumen schreiten
Männer, göttlich anzuschaun.
Klarheit strahlt aus ihren Zügen,
Lächeln schwebt um ihren Mund,
Ein befriedigtes Genügen
Gibt die Erdentnommnen kund.
Doch der Angekommne, düster,
Stehet fern und blickt nicht um.
Gält' es ihm, ihr leis' Geflüster?
Ihm ihr Winken, still und stumm?
Aber plötzlich fällt's wie Schuppen,
Öffnen Sinnes eilt er hin;
Er erkennt die Meistergruppen,
Und die Meister kennen ihn.
Einer aus der Schar der Sänger
Hebt den Finger, lächelt, droht.
„Bach, ich kenne dich, du Strenger!
Nächst du ein verletzt Gebot?" —
Ritter ohne Furcht und Tadel,
Auf der Stirn den Geisteradel,
Geht vorüber Gluck und weilt,
Nickt im Schreiten und enteilt. —
„Hayn, Haydn! alter Vater!
Sei mein Schützer, mein Berater
In dem neuen, fremden Land!"
Und der Alte faßt die Hand,
Küßt ihn auf die Stirn und weinet,
Doch war fröhlich, was er meinet:
„Bravo, Scherzo, Allegretto!
Hie und da hätt' ich ein Veto,
Doch ist's Blut von meinem Blut.
Ach, sie nennen's, glaub' ich, Laune
Nun, ich war auch heitrer Laune,
Und das Ganze, wie so gut."
Cimarosa will noch zaudern,
Paesiello wagt sich nicht,
Wenn sie je und dann auch schaudern,
Zeigt doch Neigung ihr Gesicht.
Höher fast um Kopfeslänge,
Drängt sich Händel durchs Gedränge; —
Da teilt plötzlich sich die Menge,
Und der Glanz wird doppelt Glanz:
Mozart kommt im Siegeskranz.
Und der Fremdling will entweichen:
„Ach, was soll ich unter euch?
Als ich stand bei meinesgleichen,
Schien ich bis hierher zu reichen,
Aber hier, den Besten gleich?
Wo ich irrte, was ich fehlte,



Beethoven.

Bald zu rasch, bald grübelnd wählte,
Kühn gewagt, zu leicht erlaubt,
Hat mir Mut und Kranz geraubt."
Und der Meister wiegt das Haupt:
„Frage hier die Siegsgefährten,
Sie auch trog oft rascher Mut;
Doch kein Tadel folgt Verklärten,
Und der letzte Schritt auf Erden
Macht den letzten Fehler gut.
Geister können ja nicht sünd'gen!
Wenn's die Schüler breit verkünd'gen,
Nach es ahmen in Geduld,
Ihnen ist, nicht uns die Schuld.
Knaben lehrt man Silben scheiden,
Da genügt wohl Meister Duns;
Lernt von andern Fehler meiden,
Großes schaffen, lernt von uns.
Denn selbst Gift, an rechter Stelle,
Wird der Heilung frohe Quelle:
Rechtes ohne Maß und Wahl,
Zeugt verderbenschwangre Qual.
Wer auch Richter über dir?
Starke Könige der Seelen,
Lassen wir vom Volk uns wählen,
Doch, gewählt, gebieten wir.
Und das Kunstwerk, wie der Glauben,
Ob man klügelt, was man lehrt,
Läßt es sich kein Jota rauben,
Hat's durch Wunder sich bewährt.
Drum tritt ein, sei nicht beklommen!
Gleich den Besten sei geehrt!
Es ist dein, was du genommen,
Und dein Wagen ist dein Wert!" —
Ausgesprochen hat der Meister,
Endlos wächst der Chor der Geister,
Um den Aufgenommnen her
Wird's von Grüßenden nicht leer.
Shakespeare winkt ihm mit den Händen,
Zeigt Lope de Vega ihn,
Klopstock, Dante, Tasso wenden
Ihre Blicke freundlich hin. —
Einer nur steht noch im Weiten,
Wartet, bis die Flut verrinnt,
Kommt jetzt näher, hinkt im Schreiten,
Kräftig sonst und hochgesinnt.
Byron ist's, der Feind der Knechte,
Mißt ihn jetzt mit stolzem Blick,
Beut ihm schüttelnd dann die Rechte,
Wirft das Auge scheu zurück:
„Bist du gern in dem Gedränge?
Magst du gern bei vielen stehn?
Sieh dort dunkle Buchengänge,
Laß uns miteinander gehn!"

Zu Beethovens Egmont-Musik.

(Fragment. 1834.)

Nach der Ouvertüre.

Vernommen habt ihr die gewalt'gen Töne,
Die, einem größern Geiste beigesellt,
Ein großer Geist vor euer Ohr gezaubert:
Beethoven, Goethe, wandelnd Hand in Hand,
Ein Paar, wie ihr vereint wohl nie mehr schaut.

Und einen Helden gehen sie zu feiern,
Die Ähnlichen, den sie sich schufen gleich;
Egmont, den Mann der fernen Niederlande.
Nicht, daß er war, wie staunend ihr ihn seht.
Ein Staatsmann war er und ein Hort der Schlachten,
Wie andre mehr, — sie aber zogen ihn
Empor in ihres Geistes Sonnennähe
Und strahlten an ihn mit dem reinsten Licht,
Daß ein Verklärter er die Zeiten lebt.
So war's die Art der Kunst seit ihrem Morgen,
Und wird es bleiben, bis ihr Abend graut.

Besteiget denn, von Tönen hold geleitet,
Den Zauberwagen, der geflügelt naht;
Laßt euch von ihm in ferne Zeiten tragen,
Wo frisch der Sinn, verwegen war die Tat,
Und treten schaudernd vor die ernste Bühne,
Wo Häupter fallen, Meinungen zur Sühne.

Der Vorhang rollt empor: ihr seid in Brüssel,
Vorm Tor der reichen, lebensfrohen Stadt.
Ein Armbrustschießen feiern sie da draußen,
Der Bürgersmann hält mit und der Soldat,
Der Jubel schließt vereinigend die Runde,
Der Spott macht sich durch laute Scharen Raum,
Die Keckheit hört erstaunt aus fremdem Munde,
Was sie gedacht und sich gestanden kaum.
Man schilt, man lobt, gibt zu, läßt sich gefallen,
Den Herrschern wird das beste zugetraut;
Doch scheint das Jetzt nicht hoch in Gunst bei allen;
Wie priese man das Ehmals sonst so laut.

Die Armbrust knackt; zwei Kreise, drei, getroffen!
Der Sieger wird glückwünschend schon begrüßt;
Da tritt noch einer vor, ob kaum zu hoffen,
Hält er den Einsatz mit und zielt und schießt
Rein Schwarz. Sein ist der Tag! Wie schreit die Menge
Und drängt sich zu und schüttelt ihm die Hand,
Und keiner will's beneiden und bestreiten,
Ist's einer doch, hört ihr! von Egmonts Leuten.
Egmont! Der Name jubelt durch die Stätte,
Die Taubheit selber hört's und ruft vereint;
Nicht König und nicht Staat, nicht Amt und Räte,
Es ist's, den das Vertrauen jubelnd meint.
Und jeder fügt ein Beiwort seinem Namen
Und glaubt genug ihn nicht gepriesen noch:
Der Siegesfürst von Saint Quentin,
Der Held von Gravelingen!
Und Egmont, Egmont hoch!
So jubeln sie und zechen wohl noch lange.

Laßt uns zur halbverwaisten Stadt zurück;
Der Abend sinkt, und auf dem kurzen Gange
Zeigt eins und andres etwa sich dem Blick.
Der Torweg gähnt, des Marktes Seiten weichen,
Im Hause der Regentin schimmert Licht.
Die edle Frau, aus Östreichs mildem Stamme,
Wohl noch mit ihrem Kanzler sich bespricht.
Wir forschen nicht, und gehn die kleine Gasse.
Ein kleines Pförtchen führt zur Wendelstieg',
Wie eng, wie schmal; die Glastür halb verhängt,
Drin Licht, und Worte, wie sie Freunde tauschen. —
Wer liebend forscht, der darf wohl einmal lauschen.

Im Armstuhl sitzt ein Weib, schon was bei Jahren,
In niederländ'scher Tracht, ein wenig schwer;
Das dunkle Kleid sticht ab zur weißen Haube,
Die knapp läuft um die Faltenstirne her.
Sonst reinlich und behaglich, obschon ärmlich.

Ihr Aug' ruht lächelnd auf dem jungen Mann,
Der Garn gehängt um seine beiden Arme,
Sich und den Faden abzuwinden reicht,
Und dieser Faden läuft zu weißen Händen,
Und diese Hände wirbeln ihn zum Knäul.
Und drüber blitzt's aus dunkelbraunen Augen,
Die sich, so scheint's, des wirren Spieles freun;
Und seht, ein Mädchen ist's! — Nicht doch: ein Cherub,
Der, halb geflügelt Kind, halb Zornesbote,
Mit Adleraugen eine Welt bescheint.
Was ist sie schön! Die runden Mädchenwangen,
Die lichte Stirn, das Näschen sehr bestimmt,
Die Augenbrauen scharf, der Mund so weich,
Und doch im stolzen Mitleid manchmal zuckend, —
Ist sie? — Es ist das Mädchen, das Graf Egmont meint,
Zu dem er schleicht, den Mantel übers Kinn,
Und das die Nachbarinnen neidend schelten.
Sie aber weiß es, ist erfreut, betrübt,
In einem überselig: daß sie liebt,
Und wieder traurig bis zu lauten Zähren;
Dem Liebsten kann sie ganz, sie weiß es, nie gehören.

Drum möchte sie ein Knabe sein, ein Mann,
Ihm dienend nahn in gut und bösen Tagen,
Die Fahne nach im heißen Streite tragen,
Und Furcht und Hoffnung, Scham und Glück und Pein
Singt sie mit solchem Schlummerliede ein.

(Lied: „Die Trommel gerührt".)

So freue dich, denn kurz ist alle Freude,
Was dir im Wege blühet, nimm es mit;
Denn warnend hör' ich nah schon eine Stimme,
Und fernher kommt des Unheils dumpfer Tritt.

(1. Entreakt.)

Worte über Beethovens Grab zu singen.

(Dem Beethovenschen Posaunenstücke, dem Equale a quatro tromboni aus dem Jahre 1812 unterlegt.)

(1828.)

Du, dem nie im Leben
Ruhstatt war, noch Haus,
Ruhe nun, du Müder,
Ruh im Tode aus.

Und reicht Freundestränen
Übers Grab hinaus,
Hör die eignen Töne
Tief im stillen Haus.



Mendelssohns Musik zum Sommernachtstraum.

Fragment.

(1852.)

Ihr seid versammelt hier und seid gespannt,
Ein Tonwerk anzuhören, weit bekannt,
Das hoch und tief, wie heutzutag der Brauch,
Sich üb'rall Platz gemacht, und so bei uns denn auch;
Ihr werdet's hören jetzt, und zwar im Reich der Töne
So gut als irgendwo: wir sind noch Mozarts Söhne!

Beethoven, Haydn, Meister edler Art,
Sie wirken, obgleich schwach, noch in die Gegenwart;
Doch heut' genügt das nicht, denn Mendelssohns Musik
Lehnt sich dramatisch an ein Bühnenstück;
Das Stück nun können wir euch vor nicht führen,
Deshalb ward ich gesandt, es euch zu explizieren.



Das fällt mir schwer, Shakespeare ist Proteus-
gleich:
Glaubt ihr zu halten ihn, so lacht er fern von
euch.
Doch muß es, so geschehʼs. Wir fassen's mutig an;
Ein Schelm tut mehr, als er nur eben kann.
Doch zum Beginn, und ehʼ wir weiter gehen,
Sagt mir: glaubt ihr an Elfen oder Feen?
Glaubt ihr? dann gut; wenn aber nicht,
Dann geht ihr fehl im Leben und Gedicht. —

Der Teufel ist der Vater alles Bösen,
Wir beten drum, von ihm uns zu erlösen,
Allein das Böse, schwarz, in vollem Grimme,
Ist lange noch nicht alles Schief' und Schlimme,
Die Torheit ist noch da mit ihrem Mittleramt,
Die halb von ihm und halb von oben stammt.

Ihr liebt, da ist die Huldin eine Fee;
Zürnt ihr, steht euch ein Kobold in der Näh';
Ihr wünscht, ihr hofft, ihr seid begeistert —
Wie man's nun eben ist, nicht meisternd, nur
bemeistert —
Da seid ihr denn, ich kann nicht helfen,
Besessen, nicht vom Teufel, doch von Elfen,
Und daß sie's sind, zeigt schon das öde Nichts,
In das der Wahn zerrinnt beim ersten Strahl
des Lichts.

Doch auch was schön und anmutsvoll im Leben,
Ist diesen Mächten in die Hand gegeben;
Die Neigung, das Vertraun, die Feindesliebe, —
Was nützlicher vielleicht, wenn's unterbliebe, —
Und doch, indem's der Klugheit Bann entschlüpft,
Die Bande zwischen Mensch und Menschen knüpft:
Des Dichters Lied, des Malers Meisterstück.
Wenn ihr, erfaßt vom Zauber der Musik,
Euch besser fühlt, und habt doch nichts getan,
Und reicher, obgleich keiner was gewann,
Und höher, obgleich stets vom selben Maß,
Und wissend, freilich nicht wovon und was, —
Und nicht nur so euch fühlt, nein wirklich seid:
So denkt, es fiel in eure Spanne Zeit
Ein Strahl vom Jenseits, das uns noch ver-
borgen,
Ein Wintertraum von einem Sommermorgen;
Und jene Mächte habenʼs dort gesehn
Und künden's halb, weil sieʼs nur halb verstehn.

Das ist der Boden, den wir heut gewählt:
Die Torheit, die der Weisheit sich vermählt.
Doch horch! es rauscht in ungeduldʼgen Geigen!
Das sind die Elfen selbst. Da muß der Redner
schweigen.

Ouvertüre.

Doch nun genug in leerer Luft geschwärmt,
Es mahnt uns jetzt der menschlich feste Stoff,
Der unserm Wunderspiel zugrunde liegt.
Ein Herzog in Athen, Theseus genannt,
Den ihr als Theseus kennt, als Herzog freilich
nicht,
Bereitet seine Hochzeit mit Hippolyta,
Der Amazonin, die sein Schwert besiegt,
Ein Paar wie keines, fest und klug und tüchtig.

Doch um sie her dreht sich ein Kreis von Men-
schen,
Die ihren Zoll der Menschheit tragen ab,
Das Gute fliehend, und den Schaden suchend.
Ein Vater Ageus will die Tochter Hermia,
Die glüht für einen Mann Demetrius,
Zur Heirat polternd zwingen mit Lysander.
Er ist ein Tor, weil er die Tochter zwingt,
Lysander ist nicht klug, weil er von Zwang
Erwartet, was nur Neigung geben kann,
Demetrius bleibt jetzt noch aus dem Spiel,
Doch Hermia, sonst ein Mädchen richtʼgen Sinns,
Beginnt zu wanken, da sie notgedrängt
Zu fliehn einwilligt mit Demetrius
Im Wald bei Nacht zu zwei'n, was höchst be-
denklich.
Zwar vorderhand stürmtʼs in dem Herzen nur;
Doch mischen sich die Geister erst ins Spiel,
Und wären's Menschengeister etwa nur —
Wir habenʼs angesehn, was der Verstand,
Der sich in sich und durch sich selbst verwirrt,
Für leere Blasen wirft, mitunter blutʼge. —
Hier aber sind es Poltergeister gar,
Die Elfen, die halb selber sich zum Spaß,
Halb wirklich hilfreich, in die Fäden greifen,
Doch lösen wollend, fester ziehn den Knäul.
Und die Verwirrenden sind selbst verwirrt,
Sie streiten. Oberon und Titania
Sind uneins eines holden Knäbleins wegen,
Das sie behalten will, er aber fordert.
Ja, bis zur Trennung steigert sich der Streit,
Und Oberon eilt fort und sinnt auf Rache.
Titania indes, gelehnt ins weiche Gras,
Sieht zu der Elfen müßigem Getrieb:
Nicht das sie nichts tun, das wär' träg und
schläfrig
Und nicht die Art von solchen Schwebegeistern,
Die immer etwas tun, welch Etwas aber Nichts:
Das ist nun so der Schwindelgeister Art.
Allein die unsern sind so liebenswert,
So klein und doch so groß, so schwach und wieder
mächtig,
Halb Menschen ähnlich und halb Göttern gleich,
Daß man sie liebt, man wollʼ es oder nicht.
Ihr merkt, ihr Wesen ist so ziemlich musikalisch,
Die einzʼge Kunst, die ohne weitern Zweck,
Sich selbst nur will, im Ernst sogar noch Spiel.
Ausweichend, trifft sie sich; stets auf der Flucht,
Verschlingt sie sich in ihren eignen Ketten
Und löst sie und ist frei, wie jede Kunst.

(1. Entwurf.)

Franz Schubert.

Schubert heiß ich, Schubert bin ich,
Und als solchen gebʼ ich mich;
Was die Besten je geleistet,
Ich erkennʼ es, ich verehrʼ es,
Aber stets bleibtʼs außer mir.
Selbst die Kunst, die Kränze windet,
Blumen sammelt, wählt und bindet,
Ich kann ihr nur Blumen bieten,
Sichte sie und — wählet ihr.

Lobt ihr mich — es soll mich freuen,
Schmäht ihr mich — ich muß es dulden.
Schubert heiß ich, Schubert bin ich,
Mag nicht hindern, kann nicht laden;
Geht ihr gern auf meinen Pfaden,
Nun wohlan, so folget mir!

Jenny Lind.

(1846.)

Sie nennen dich die Nachtigall
Mit dürft'gem Bilderraube; —
So süß auch deiner Lieder Schall,
Doch nenn' ich dich die Taube.

Und bist du Rose, wie du's bist,
Sei's denn die Alpenrose,
Die, wo sich Schnee und Leben küßt,
Aufglüht aus dunklem Moose.

Du bist nicht Farbe, bist das Licht,
Das Farben erst verkündet,
Das, wenn sein Weiß an Fremdem bricht,
Die bunte Pracht entzündet.

Und spenden sie des Beifalls Lohn
Den Wundern deiner Kehle:
Hier ist nicht Körper, kaum noch Ton,
Ich höre deine Seele.

Liszt.

(1844.)

Du gleichst dem Engel mit dem Flammenschwerte,
Der aufgestellt vor unsrer Unschuld Garten; —
Ein strenger Spruch, gerecht in seiner Härte,
Straft durch sich selber jegliches Entarten.

Doch weigerst du die Pforten jener Räume,
Wo Unschuld mit sich selber ging zufrieden,
So zeigst du uns, ein Traumbild wacher Träume,
Das Bild des Glücks, das nicht mehr weilt hienieden.

Eintauchend in die Welt der Leidenschaften,
Des Kampfs, des Streits, der wildverworrnen Grenzen,
Läßt du aus Augen, die an Eden haften,
Den Widerschein des dort Gesehnen glänzen.

Der Donner wird zum Strahl, der Strahl zum Lichte,
Auf Augenblicke schwinden Nebeldünste,
Die Luft der Heimat weht durch die Gesichte —
Eintracht in Zwietracht ist das Reich der Künste.

Paganini.

Adagio und Rondo auf der G-Saite.

Du wärst ein Mörder nicht? Selbstmörder du!
Was öffnest du des Busens stilles Haus
Und jagst sie aus, die unverhüllte Seele,
Und wirfst sie hin, den Gaffern eine Lust?
Stößt mit dem Dolch nach ihr und trifft;
Und klagst und weinst,
Und zählst mit Tränen ihre blut'gen Tropfen?
Dann aber höhnst du sie und dich,
Brichst spottend aus in gellendes Gelächter?
Du wärst kein Mörder? Frevler du am Ich
Des eignen Leibs, der eignen Seele Mörder!
Und auch der meine — doch ich weich' dir aus!

Clara Wieck und Beethoven.

F-moll-Sonate.

Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloß seine Zauber grollend ein
Im festverwahrten, demantharten Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und — starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab;
Umsonst! kein Sperrzeug löst das harte Schloß,
Und seine Zauber schlafen wie ihr Meister.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu der hastig unberufnen Jagd;
Sinnvoll, gedankenlos, wie Mädchen sind,
Senkt sie die weißen Finger in die Flut
Und faßt, und hebt, und hat's. — Es ist der Schlüssel!
Auf springt sie, auf, mit höhern Herzensschlägen,
Der Schrein blinkt wie aus Augen ihr entgegen,
Der Schlüssel paßt, der Deckel fliegt. Die Geister,
Sie steigen auf und senken dienend sich
Der anmutreichen, unschuldsvollen Herrin,
Die sie, mit weißen Fingern, spielend lenkt.
Darüber war nun alle Welt entzückt;
Die Schlosser nur, die ungeschickt
Kein Sperrzeug fanden für das harte Schloß,
Sie tadelten die Lösung als zu rasch;
Ein Grobschmied schloß sich ihrer Meinung an.

Stabat mater.

(Von Rossini.)

(1843.)

Nun wohl, es ward euch dargebracht,
Ihr habt es nicht erkannt;
In all der Tonkunst Zaubermacht,
In des Gefühles Farbenpracht,
Ihr wieset es von der Hand.
Ihr jauchztet wenigstens nicht laut,
Daß in der Zeiten Sand,
Der dürre Kräuter spärlich trägt,
Von Zweifelsdornen eingehegt,
Die Rose euch entstand,
Die dasteht mit gesenktem Haupt,
Euch bittend: „Seht mich an und glaubt!
Vergeßt für einen Augenblick
Euch selbst in des Genusses Glück!"
Ihr aber wieset es zurück.
Was liegt daran! Das Werk besteht,
Und euer später Enkelsohn
Zahlt einst die Schuld des Vaters schon,
Wie ihr für eure Väter steht,
Die Mozarts Don Juan verschmäht.
Den Meister aber kümmert's nicht,
Er kennt die Welt, mich deucht, er spricht:
„Wenn sie mit den Augen hört,
Mit den Ohren sieht,

Mit dem Kopfe fühlt
Und dem Gefühle denkt,
Ist sie nicht wert, daß man sich kränkt."
Eins aber ging verloren, eins,
Der Unschuld Glück, o Östreich, dein's!
In Deutschlands kalter Nebelnacht,
Wo längst kein Sonnenstrahl mehr lacht,
Irrwische leuchten, fauler Dunst,
Mit der Natur einschlief die Kunst,
Lagst du, Oasen ähnlich, da
Für den, der beff're Zeiten sah.
Ein lauer Hauch ging durch die Luft,
Durchwürzt von kleiner Veilchen Duft,
Die Bäume standen froh und frisch,
Von Licht und Schatten ein Gemisch.
Und wenn dein Wissen minder reich,
Was wahr, teilt Gott an alle gleich.
Drum gab's in deinen Tälern Schall,
Es klang das Lied der Nachtigall,
Indes an deiner Grenze Saum
Der heisre Sperling zwitschert kaum,
Und Papageien sinnentfernt
Nachplappern, was sie eingelernt.
Allein die Gletscher schreiten fort,
Es wächst das Eis von Ort zu Ort,
Und der Pedant, ein rauher Nord,
Er bläst dich an mit seinem Wort.
Was liegt daran! Das Wort vergeht,
Die Kunst, der Mensch, die Welt besteht.
Doch wenn, nicht mehr wie sonst geneigt,
Das Lied dir, gleich den Nachbarn, schweigt,
Dann denke still in dich gekehrt:
Sind wir noch, es zu hören, wert?
Nahm etwa der Erkenntnis Baum
Nicht dem des Lebens Licht und Raum?
Die Wahl schon einmal schwer sich wies:
Sie kostete das Paradies.

Mistreß Shaw.

(1839.)

Ihr freuet euch der lauten Katarakten
Am schroffen Fels, um den der Nebel schwebt,
Indem euch Schauder über Schauder packten,
Fühlt ihr die Seele erst, dieweil sie bebt.

Es gellt das Ohr, die wirren Sinne schwanken,
Statt klaren Wassers sprüht geballter Schaum,
Im Schiffbruch das Bewußtseins, der Gedanken,
Macht erst Empfindung sich, Begeistrung Raum.

Ich liege gern am moosgeschwellten Rande,
Um den der Bach die Silberwellen rollt,
Das Laubdach schirmt vor heißem Sonnenbrande,
Das Gras durchwirkt der Blumen helles Gold.

Des Wassers Lippen und der Bäume Zungen,
Stimmt ein zum Ton berührter Phantasie,
Halb an dem Ohr, halb in der Brust erklungen,
Umkreist ein Strom mich leiser Harmonie.

Da tönt vom Busch ein Lied der Wunderkehle,
Ersteigt und schwillt, klingt nach, verhallt und stirbt.
Hab' Dank, du Zauberin, o Philomele,
In die verloren, man sich selbst erwirbt.

An Fanny Elßler.

Als sie von der Bühne Abschied nahm.

(1851.)

So willst du dich der Kunst entziehen?
Gib sie nicht auf, die heil'ge Kunst!
Was uns zum Schutz ein Gott verliehen,
Hat sich gelöst in Nebeldunst.

Das Gute, der Verstand, die Sitte,
Zähmt nicht mehr dieses störrische Geschlecht,
Blind für das Unheil, taub der Bitte,
Nur die Gewalt behielt ihr altes Recht.

Nach außen die Gewalt der Waffen,
Nach innen zu der Künste Macht,
Die streng gebieten, weil sie schaffen,
Weil Dasein wird, was sie gedacht;

So daß der Mensch im reinen Spiegel
Sich als das Urbild selbst erkennt,
Das ausgelöschte Geistersiegel
Ihm neu auf seiner Stirne brennt.

Dir ward die holde Macht gegeben,
Sei günstig du für so viel Gunst:
Nicht dir allein gehört dein Leben,
Gib sie nicht auf, die heil'ge Kunst!

E. Zeitgedichte.

Der Schiffer und sein Sohn auf der Höhe der Insel St. Helena im Jahre 2315.

(1815.)

Siehst du dort an des Horizontes Saum,
Wo sich die Wolken zu den Wellen neigen,
Hoch in dem blauen, ewig heitern Raum
Die schroffgetürmten Inselmassen steigen?
Sieh hin, mein Sohn, und merke dir's genau!
Der Fels, der dort sich hebt im Wolkenblau,
Ist würd'ger, vom Aug' geschaut zu werden,
Als jeder andre Raum auf dieser Erden.

Auf dieses öde, meerumtobte Land
Ward in der Väter Zeit vor grauen Jahren
Ein mächt'ger weitberühmter Mann verbannt,
Von allen, die jetzt sind und die je waren,
Und die je kommen werden auch vielleicht,
Im Großen wie im Schlimmen unerreicht;
Ein Mann, wie ihn seit ihrer Schöpfung Tagen
Die Welt, zum Glück, ein einzigmal getragen!

Von der Natur mit reicher Hand geschmückt,
Trug er, obschon aus niederm Stamm entsprossen,
Der Herrschaft Siegel auf die Stirn gedrückt,
War er der Erste unter den Genossen.
Der Erste! daher trieb's ihn sonder Rast,
Und da hat der Versucher ihn gefaßt.
Dies ungezähmte schrankenlose Streben
Hat ihn dem Teufel in die Hand gegeben.

Dem Teufel, der in jeden Busen dringt,
Dem nach der Besten Fall am meisten lüstert,
Des Stimme gar so sanft und lieblich klingt,
Wenn er der Hölle Schmeichelworte flüstert:
„Auf, Starker, auf! Was soll dir alter Brauch,
Sei mutig; was du kannst, das darfst du auch!
Sei's, daß dein Tun des Pöbels Wahn verletze,
Für deinesgleichen gibt's keine Gesetze!"

Er ließ sein Ohr dem falschen Zeugenspiel,
Entzügelte die strebenden Gedanken.
Weh ihm! — Der wählet sich kein festes Ziel,
Den Ruhm und Ehrsucht führet in die Schranken.
Der Läufer rennt, allein sein Ziel rennt mit,
Und hält, so sehr er eilt, stets gleichen Schritt.
Und kömmt er auf den Platz, wo er's zuerst gesehen,
So sieht er's gleichweit in der Ferne stehen.

Hier endete des Übermüt'gen Lauf,
Hier fand den Allbesieger sein Bezwinger!
Der Fels, er zeigt zur Himmelshöh' hinauf,
Gleich einem ausgestreckten Riesenfinger,
Zum Urquell aller Größe, aller Macht,
Der über hoch und nieder waltend wacht,
Und dieser Wellen Murmeln scheinet dumpf zu sprechen:
Es ist ein Gott! Er strafet das Verbrechen.

Napoleon.

(1821.)

So stehst du still, du unruhvolles Herz,
Und bist gegangen zu der stillen Erde?
Was fünfzig Jahr' voll Hoheit und Beschwerde,
Was Heldenlust nicht gab und Heldenschmerz,
Das fandst du endlich nun im Schoß der Erde!
Ein Sohn des Schicksals stiegest du hinab —
Verhüllt wie deine Mutter sei dein Grab.

Das Fieber warst du einer bösen Zeit;
Vielleicht bestimmt, des Übels Grund zu heben.
So flammtest du durchs aufgeregte Leben!
Doch, wie des Krankenlagers Ängstlichkeit,
Dem Fieber pflegt der Krankheit Schuld zu geben,
Schienst du allein der Feind nur aller Ruh
Und trugst die Schuld, die früher war als du!

Was sie gesündigt ohne Unterlaß,
Was sie gefrevelt seit den frühsten Tagen,
Ward all zusammen auf dein Haupt getragen,
Du duldetest für alle aller Haß!
Dich ließen sie nach jenem Schimmer jagen,
In dem sich jeder gerne selbst gesonnt,
Wie du gewollt, nur nicht wie du gekonnt!

— Denn seit du fort, fließt nun nicht mehr das Blut,
In dem vor dir schon alle Felder rannen?
Ward Lohn den gegen dich vereinten Mannen?
Ist heilig das von dir bedrohte Gut?
Die Tyrannei entfernt mit dem Tyrannen?
Ist auf der freien Erde, seit du fort,
Nun wieder frei: Gedanke, Meinung, Wort? —

Dich lieben kann ich nicht! — Dein schweres Amt
War: eine Geißel Gottes sein hienieden.
Das Schwert hast du gebracht und nicht den Frieden, —
Genug hat dich die Welt darum verdammt!
Doch jetzt sei Urteil vom Gefühl geschieden,
Das Leben liebt und haßt; der Toten Ruhm
Ist der Geschichte heil'ges Eigentum.

Zum mind'sten wardst du strahlend hingestellt,
Zu kleiden unsrer Halbheit ekle Blöße,
Zu zeigen, daß noch Hoheit, Ganzheit, Größe
Gedenkbar sei in unsrer Stückelwelt,
Die sonst wohl gar im eignen Nichts zerflösse,
Daß noch die Gattung da, die starker Hand
Bei Cannä schlug, bei Thermopylä stand.

Und so tritt hin denn, in der Herrscher Zahl,
Die ewig leben auf der Nachwelt Zungen!
Zum Alexander, der die Welt bezwungen,
Zum Cäsar, der, mit tadelnswertrer Wahl,
Am Rubikon zur Herrschaft vorgedrungen,
Zum — — stellt kein Held sich mehr als Gleichnis ein?
Und ist man streng da, wo die Wahl so klein?

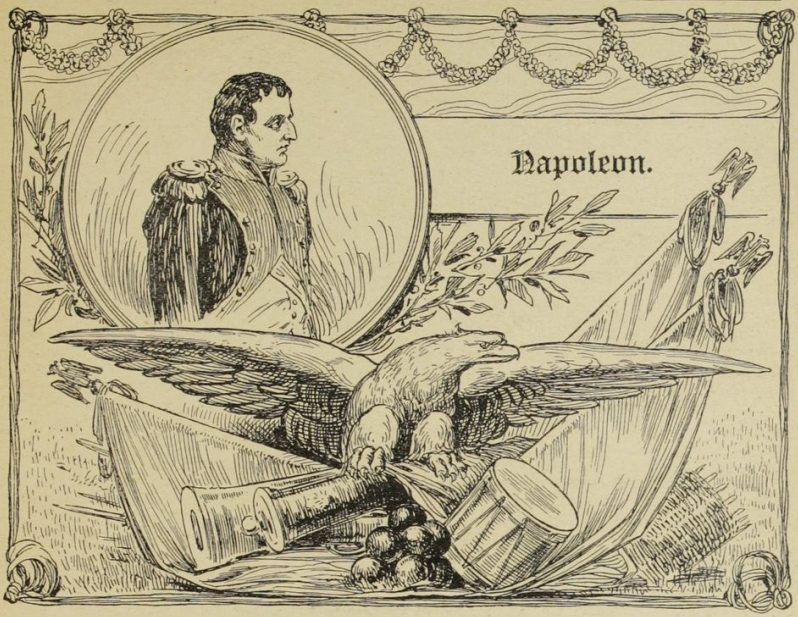
Geh hin und sag' es an: der Zeiten Schoß,
Er bringt noch fürder: Mäkler, Schreiber, Pfaffen —
— Die Welt hat nichts mit Großem mehr zu schaffen,
Und ringt sich auch einmal ein Löwe los,
Er wird zum Tiger unter so viel Affen.
Wie soll er schonen, was hält länger Stich,
Wenn niemand sonst er achten kann als sich?

Geh hin, und Ruhe sei mit deinem Tod,
Ob du die Ruhe gleich der Welt gebrochen!
Hat doch ein Größerer bereits gesprochen!
„Von Höherm lebt der Mensch als nur vom Brot!"
Das Große hast am Niedren du gerochen,
Und sühnend steh' auf deinem Leichenstein:
Er ward zu groß, weil seine Zeit zu klein!

Warschau.

(Gefallen 8. September 1831.)

So bist du denn gefallen, Stadt der Ehre,
Des Heldensinnes letzter Zufluchtsort,
Wo Männerfreiheit nicht mit Satz und Lehre,
Mit Schwertern focht, statt mit dem hohlen Wort?
Bist du gefallen? und die Schar der Zungen,
Zu Meinungsstreit allein noch reg und frisch,
Bringt plappernd dir die letzten Huldigungen
Und setzt sich drauf an des Ministers Tisch.



Was glaubtest du auch, Stadt der edlen Toren,
Die Welt, sie nehme teil an deiner Not?
Als neuerer Lukulle Gladiatoren,
Genoß man euren Sieg, jetzt euren Tod.

Als jüngst ein Volk, die Kohle sonst'ger Feuer,
Halb katzenhaft nach seinem Herrn gekrallt,
Da griff ein König selbst in seine Leier,
Und ein Despot rief ihrem Dränger: Halt!

Da sah man eine Welt in Harnisch gehen,
So Ost als West nahm teil am edlen Streit;
Doch damals galt's Ruinen, Propyläen,
Erinnerungen einer schönen Zeit.

Man hatte schulweis den Homer gelesen
Und hieß gebildet, weil man da geweint, —
Der Polen Not war leiblich wahres Wesen,
Die kein Aeon mit Abendrot bescheint.

Auch mochte dort man hilfreich sich erweisen,
Der eigne Vorteil blieb geschützt, bewahrt,
Kaum kniff ans eigne Fleisch das Rettungseisen,
Da ließ mit eins der Mut von seiner Art. —

O, Frankreich, Frankreich! konntest du verkennen
Den Platz, auf den ein Gott dich hingestellt?
Bist stolz, der Freiheit Bräut'gam dich zu nennen,
Und zeugst mit ihr nicht Kinder für die Welt?

O, schau! viel klüger sind sie, die dich hassen,
Ihr Werk scheint ihnen halb und nur von heut,
So lang ein Fleck noch auf der Welt gelassen,
Wo nicht ein Herr ob einem Knecht gebeut.

Du rühmst dich deines Zwingherrn Überwinder,
Den fremde Macht bis heute nie verließ,
Auf Polens Flur erschlägt man Frankreichs Kinder,
In Warschaus Angeln klirrt die Pforte von Paris

Und du, dem man den Namen ging zu holen
Ins Land des großen, kleiner Kasimir!
Als dich der Priester taufte, dacht' er: Polen!
Dein Name bricht mit Polen über dir.

Wär's Unbill gleich, dich unbegabt zu schelten,
Ist klug gleich manches, was dein Klügeln schuf,
Auf großen Bahnen kann nur Großes gelten,
Klein ist, wer kleiner ist als sein Beruf. —

Ihr Briten, auf! es gilt Smyrneser Trauben,
Oporto-Wein, Brabanter Linnen, auf!
Frankreich will euren Freund Don Miguel berauben,
Laßt zehn, laßt zwanzig Orlogschiffen Lauf!

Ihr Brutusse mit Pfefferbüt' und Elle,
Gerecht nur gegen euch nach filz'ger Norm,
Schreit nicht das Volk an eurer eignen Schwelle?
Es ruft nach Brot, und ihr gebt ihm Reform.

Wär' Warschau hingebaut am Meeresstrande,
Und wüchse Zimmt, wo jetzt nur grüne Saat,
Ihr fühltet mächt'gere Verwandtschaftsbande,
Und Polen stünde frei, ein Volk, ein Staat.

Doch weil ihr, gleich dem Geiz'gen im Gedichte,
Einäugig gern, wenn euer Feind nur blind,
Ließt, daß kein Frank' den blut'gen Hader schlichte,
Ihr Polens Staub hinwehen in den Wind.

Und wolltet ihr das Land, vom Rhein durchflossen,
Heimsuchen nicht mit Krieg, der immer hart,
Warum mit euren Grenz- und Ruhmsgenossen
Nach Stambul hin nicht lenken eure Fahrt?

Dort konntet einem alten Freund ihr nützen,
Und jeder Streich traf nur den grimmen Zar,
Doch wechselt ihr das Herz mit euren Sitzen,
Der Wollsack eurer Freiheit Hochaltar.

Die aber in des Weltteils Mitte wohnen,
Sind mild, ein Freiheit träumendes Geschlecht!
Sie auch als Bettlerpfennig nehmend von den Thronen,
Doch, wo ein Herr, ist auch der Deutsche Knecht.

Die einen sind zu schwach, die andern — stille!
Von diesen spreche nimmermehr ein Lied!
Zum Guten fehlt nicht Macht, es fehlt der Wille,
Das Auge fehlt, das rein nach außen sieht.

Die Freiheit hassen sie, doch nicht alleine,
Nicht mehr als all, was stammt vom ew'gen Geist
Und atmend lebt im hellen Sonnenscheine,
Was wärmt, erhebt, was denkt und unterweist.

Dort tönt kein Wort durch späherwache Lüfte,
Scheu kriecht das Denken in sich selbst zurück,
Die Brust vernieten krummgebogne Stifte,
Und gänzlich stumpf, gilt dort für ganzes Glück.

Gleichwie in Dantes dunkeln Schauderorten
Die Inschrift lehrt, daß da kein Rücktritt sei,
Steh inschriftweis' an dieses Landes Pforten
Gemeinheit eingeprägt und Heuchelei.

Dem Throne nah sitzt dort ein Mann seit Jahren,
Die glatte Stirn im Venusdienst gebleicht,
Dem Einfäll' luftig durchs Gehirne fahren,
Die ihm ein andrer auf Systeme zeugt;

Und wenn der Zeitgeist durch die Macht der Schwere
Zur Erde sinkt, der strahlend er entflog,
So schwört der kleine Mann auf Wort und Ehre,
Sein Gaukeln sei's, das ihn hernieder zog.

Wer lieber sich von Ebenbürt'gen treten,
Als mahnen lassen will vom mindern Mann,
Wird fruchtlos zu der Menschheit Fest gebeten,
Er war entschuldigt, eh' es noch begann.

Dir aber, Preußen, laß mich donnernd sprechen,
Warum tust du nicht deiner Pflicht genug?
Kaum wächst ja Brot auf deinen sand'gen Flächen,
Der Geist allein: dein Acker und dein Pflug.

Als dich der, leider, einz'ge deiner Fritze
Der Zahl zum Trotz hoch zu den Sternen trug,
Dacht' er dich stets auch an der Bildung Spitze,
Stoff gegen Stoff, zerbricht der schwächre Krug.

Und war's dein Volk nicht, das dich 'rückerstritten,
Beim Haar gerissen von des Abgrunds Bord?
Warum nun zittern in des Volkes Mitten,
Das Dasein betteln von dem eis'gen Nord?

Lebst etwa du in der Erinnrung Räumen,
Wie damals, als dein Junkerheer zerschmolz?
Ein gleich Erwachen harret gleichen Träumen,
Und Jena steht, wo Dünkel prunkt und Stolz.

Sie aber hören nicht, sind nicht zu retten,
Die Niederung vermählt sich gern dem Sumpf,
Barbar'sche Könige in goldnen Ketten,
Dünkt ihnen schön ein russischer Triumph.

Du aber, Freiheit, die der Frühlingsmorgen
Hervorrief aus dem eisumschloßnen Grab,
Die Sonne hat von neuem sich verborgen,
Steig wieder nur zur kalten Gruft hinab.

Doch hüte dich, zu fest, zu lang zu schlafen,
Hat ja kein Winter ewig noch gethront,
Und wenn im Mai erst laue Strahlen trafen,
Kömmt Juli auch, ein neuer Erntemond.

Rußland.

Ich grüße dich, du Land der eis'gen Steppen,
Mit deinen Völkern, rauh und starr und roh,
Wo sie die Unschuld zum Polarkreis schleppen,
Wo noch Gewalt des Übermaßes froh.

Wohl weiß ich, was du drohst: du drohst mit Banden,
Wohl weiß ich, was du willst: du willst die Welt;
Und dennoch Heil mit dir und deinen Landen,
Greif zu! schlag los! zertrümmre, was dich hält!

Dort, wo des Bospors ätherblaue Wogen
Durch reiche Ernten fluten ohne Saat,
Wo sich des Überflusses Horn gebogen
Hinlegt um Konstantinus' goldne Stadt,

Dort setz dich hin in deiner Tierheit Fülle,
Frohlockend ob der spät gelungnen Tat,
Und fletsche deiner Zähne Reih'n und brülle,
So oft ein Störer sich dem Raube naht.

Nicht daß ich Gutes dir und Frohes gönnte,
Ich hasse deiner Räuberhände Brauch
Und möchte dich vernichten, wenn ich könnte,
Könnt' deine Gegner ich vernichten auch.

Denn sie, die Widersacher und Genossen,
Die gleiche Lust zu gleichem Kitzel neckt,
Im Kleinen Quäler, wie du Scherg' im Großen,
Sie brauchen einen Mächt'gen, der sie schreckt.

Als noch der Mann, dem nun die grünen Gräser
Auf Helena die Schlummerstätte baun,
Als er noch stand, der Allmacht Zornverweser,
Da waren sie wie Lämmer anzuschaun.

Da krochen sie um des Gewalt'gen Füße,
Da lechzten sie nach Freiheit und nach Licht,
Da boten sie der Menschheit Freundesgrüße,
Nicht nur das Recht, auch göttlich schien die Pflicht.

Doch als erfüllt das Maß von Gottes Zorne
Und der Titan, nicht ihnen, Gott verfiel,
Vergaßen sie das heilig laut Beschworne
Und setzten gleiche Frevel sich zum Ziel.

Die Not vorbei, war auch vorbei das Beten,
Der Regenmantel wich der warmen Zeit,
Die Zwerge lockt's, des Riesen Spur zu treten,
War klein die Kraft, war das Gewissen weit.

Und Pfennige der umgemünzten Krone,
Bezahlten sie in gleichem harten Geld,
Dem Zutraun ward des Treubruchs Spott zum Lohne,
Noch einmal dunkelt's in der lichten Welt.

Und nachten wird's, wenn nicht der Schreck vom neuen
Aus Drohenden sie zu Bedrohten schafft,
Wohlan denn: schreck' sie du! laß sie bereuen,
Daß ihre Macht sie wähnten unsre Kraft.

Mach' zittern auf den Häuptern ihre Kronen,
Verstärk' den Hohn, der sie mit Schmach bespritzt,
Nimm aus das Nest, wo ihre Jungen wohnen,
Daß Eigennutz sie lehrt, was allen nützt.

Doch merk', du gräbst das Grab dem eignen Reiche;
Denn, erst gestützt des Rechtes heilig Haus,
Ziehn wir einher als unsrer Führer Gleiche
Und tilgen dich als letztes Unrecht aus.

An die Spanier.

(1843.)

Nun wohl, fahrt hin, des Ankers seid ihr los,
Es war ein plumpes Ding auch, schwer von Eisen,
Daran ein Seil, nur etwa hänfen bloß,
Das fördert nicht, zurückhält, die da reisen.

Doch hielt er auch, umringt von Klippen, fest,
Da alle Seiten schon des Schiffes krachten,
Und auf des Standrechts kargen Überrest
Die Nachbarn ihre Hände fertig machten.

Nun geht's nach vorwärts, und ein jeder rät,
Den Kurs bestimmt das Schiffsvolk der Verdecke,
Die Segel schwellen und der Wimpel weht,
Das Aug' mißt froh die rückgebliebne Strecke.

Allein bedenkt, der Sturm bläst ohne Ruh'n,
Gekreuzt aus jedem Strich der Windesrose:
Circe und Äolus, Proteus, Neptun,
Sie streiten sich um eure künft'gen Lose.

Da ist nicht Wahl, als, wenn die Kraft erlahmt,
Zu sterben, wie es ansteht wackern Streitern,
Und an den Klippenreihn, woher ihr kamt,
Mit ungeschwächtem Männermut zu scheitern.

Wenn nicht, daß wieder ihr die Sandbank sucht,
Auf der ihr seit Jahrhunderten gestanden,
Um in der schlammerfüllten eklen Bucht
Für weitere Jahrhunderte zu stranden.

Kölner Dombau.

(1842.)

Was baut ihr Häuser, el' der Gast noch da?
Die Einheit wohnt in Balken nicht und Steinen,
Sie lebt im Fühlen, das dem Herzen nah,
Und was sich liebt, wird sich von selbst vereinen.

Mit eurer Schriften hochhinweh'ndem Wind
Bewegt die Oberfläche höchstens der Verfasser;
Die Fische bleiben lautlos, wie sie sind,
Und schwimmen unberührt im tiefen Wasser.

Kehrt, Fürsten, euch ans Volk nicht bloß mit Witz,
Gebt ihnen erst, was sie verteid'gen sollen;
Den Namen Deutsche, macht ihn zum Besitz,
Dann werden, was sie können, sie auch wollen.

Macht, daß Verlust des Rechts, euch anvertraut,
Zugleich Verlust sei jedes einzeln eignen,
Wie ihr's am Franken und am Briten schaut,
Dann wird der deutsche Sinn sich nie verleugnen.

Schon einmal, daß sich Einheit nicht verliert,
Erbauten sie den Riesenturm zu Babel;
Doch ward die Sprache gleich, der Sinn verwirrt,
Und Turm und Widmung kennt nur noch die Fabel.

Lola Montez.

(1847.)

Geht nicht zurück bis auf des Ursprungs Born,
Wenn Wahres obsiegt und wenn Rechtes wird;
Es ist des Menschen Geist ein Samenkorn,
Das selbst erzeugt, doch selber nicht gebiert.

Und Erde anderseits ein schmutzig Ding,
Gemein an sich und besser nicht als Kot,
Das manchem schon sich an die Sohlen hing,
Achtlos und taub für Mahnung und Gebot.

Doch legst das Samenkorn du in den Grund,
Eint sich in beiden, was noch Leben sucht,
Und aus der Erde aufgeschlossnem Mund
Hebt sich der Keim, der Blüten trägt und Frucht.

So eint sich unserm Geist die Leidenschaft,
Die ihn beirrt, zum Schlimmen oft erregt;
Doch liegt in ihr auch unsers Guten Kraft,
Dem Blinden gleicht sie, der den Lahmen trägt.

Denn harrtest du, bis aus Vernunft und Recht
Entstünde, was das Recht und die Vernunft gebot,
Schlimm wär's bestellt ums menschliche Geschlecht;
Der Trieb erzeugt die Handlung, die uns not.

Drum kehrt euch nicht verachtend von dem Weib,
In deren Arm ein König ward zum Mann:
Sie gab dem besseren Gedanken Leib,
Verlor sich selbst, allein die Welt gewann.

Zwei Herrscher.*)

(1855.)

Vorlängst Alexander der Große,
Aus Mißbrauch so genannt,
Kaum aus der Mutter Schoße
Als Herr von wenig Land.

Und daß er ein Großer werde,
Tat Krieg und Schlacht ihm not,
Er färbte mit Blut die Erde
Und tauchte das Leben in Tod.

Du wardst so groß geboren,
Daß fast die Bürde zu schwer,
Dir hat Gehorsam geschworen
Ein Weltteil und wohl noch mehr.

Du brauchst nicht nach außen zu schweifen,
Für dich ist alles klein,
Um an die Wolken zu streifen
Brauchst du nur du selber zu sein.

Wie andre der Ehrgeiz quäle,
Du merkst seinen Stachel kaum,
Und fandest im Innern der Seele
Allein noch zu wachsen Raum.

Wem Gott noch Sieg beschieden,
Ist doch nur Gott bewußt,
Du schöpftest der Welt den Frieden
Aus dem deiner eignen Brust.

Von deinem Kaiserschlosse
Löst sich die Taube los.
Sei nur Alexander der Große!
Denn Großmut auch ist groß.

Recht und schlecht.**)

(1805.)

Mit frechen Feinden kriegen,
Und sie auch stets besiegen,
Das wär' schon recht;
Doch, ohn' ein Schwert zu ziehen,
Noch immer mehr zu fliehen,
Ei! das ist schlecht!

Mit einem andern kämpfen,
Der Feinde Rachgier dämpfen,
Das wär' schon recht;
Doch Pläne, die nichts taugen,
Und nur das Land aussaugen,
Ei! das ist schlecht!

Daß Schurken sich beraten,
Und Fürst und Land verraten,
Das ist nicht recht;
Doch sie zu pensionieren,
Statt zu arkebusieren,
Ei! das ist schlecht!

Im Siebenjähr'gen Kriege
Hatt' man sehr wenig Siege,
Das war nicht recht;
Doch jetzt so schrecklich kriegen,
Und auch nicht einmal siegen,
Ei! das ist schlecht!

Dem Lande Frieden schenken,
Und Land und Leut' bedenken,
Das wär' schon recht;
Doch, — jetzt den Frieden machen,
Worüber alle lachen,
Ei! das ist schlecht!

Wenn man uns reformierte,
Und alles anders führte,
Das wär' schon recht;
Jedoch es bleibt beim alten,
Die Schurken läßt man walten,
Ei! wahrlich! das ist schlecht!

Kaiser Josefs Denkmal.

(1842.)

Laßt mich herab von dieser hohen Stelle,
Auf die ihr mich gesetzt zu Prunk und Schau,
Prunk, mir verhaßt, als noch die Lebenswelle
Durch diese Adern floß balsamisch lau.

Längst ist ja doch mein ird'scher Leib verwesen,
Und nun durch euch mein Geist getötet auch,
Soll hören ich mein Urteil hier verlesen
Von hoher Bühne, wie's bei Sündern Brauch?

Was ich geschaffen, habt ihr ausgereutet,
Was ich getan, es liegt durch euch im Staub,
Die Zeit wird lehren, was ihr ausgebeutet,
Mich wählt zum Hehler nicht für euren Raub!

Mir war der Mensch nicht Zutat seiner Röcke,
Als Kinder, Brüder liebt' ich alle gleich;
Ihr teilt die Schar in Schafe und in Böcke,
Und mit den Böcken nur erfreut ihr euch.

Und über meiner Völker, vieler Zungen,
Flog hin des deutschen Adlers Sonnenflug,
Er hielt, was fremd, mit leisem Band umschlungen,
Vereinend, was sich töricht selbst genug.

Den Spiegel deutscher Lehr' in Kunst und Wirken
Trug er, von keinem Unterschied gehemmt,
Bis zu den letzten dämmernden Bezirken,
Wo noch der Mensch sich selbst und andern fremd.

Nun aber tönt's in wildverworrnen Lauten,
Wie Trotz und Roheit sie der Menge beut,
Dem Turme gleich, den sie bei Babel bauten,
Infolgedes die Menschen sich zerstreut.

Noch eines war, das habt ihr noch gehalten
Bis diesen Tag, aus Trägheit, Furcht, wie Spott:
Der Glaube fand sich längst in sich gespalten,
Mir war er eins, wie Recht, wie Mensch, wie Gott.

Und in der Brust, dem innerlichsten Leben,
Vergönnt' ich jedem seinen Weihaltar:
Der Lüge ist die äußre Welt gegeben,
Im Innern sei der Mensch sich selber wahr.

*) Alexander II. von Rußland hob die Leibeigenschaft auf.
**) Das erste handschriftlich verbreitete Jugendgedicht Grillparzers.

Greift noch an dies! Die heil'ge Überzeugung,
Macht wieder sie zum leeren Formenspiel,
Der überirdisch unerklärten Neigung
Setzt ihr ein selbstgemachtes rohes Ziel.

Entfaltet wieder sie, die schwarze Fahne,
Die meine fromme Mutter schon verhüllt,
Den guten Enkel, macht ihn gleich dem Ahne,
Der, frommgetäuscht, die Welt mit Mord erfüllt.

Tut's, denn ihr wollt's! — Mich aber laßt von hinnen,
Treibt nicht mit meinem heil'gen Namen Scherz!
Man ehrt den Mann, verehrend sein Beginnen,
Bracht ihr mein Werk, zerbrecht auch dieses Erz!

Doch brächet ihr's in noch so kleine Trümmer,
Es kommt der Tag, der wieder sie vereint,
Und einst — bei frühen Morgens erstem Schimmer,
Eh' noch ein Strahl die Kaiserburg bescheint;

Wenn ihr euch wälzt in schlummerlosen Träumen,
Weil Boten brachten blut'gen Krieges Wort;
Getäuschte Freunde mit der Hilfe säumen
Und Stürme herziehn vom beeisten Nord;

Wenn Art und Stamm das eigne Volk entzweien,
Getrennter Zweck sie scheidet hie und dar;
Streitsücht'ge Pfaffen ihre Gläub'gen reihen
Um ihren, nicht des Vaterlands, Altar;

In Scham sich eurer Heere Stirnen malen
Ob ihres Führers, den die Gunst berief;
Der Schatz nur reich an Ziffern und an Zahlen,
Der Schuldbrief aufgelöst in Schuld und Brief —

Hört ihr es dann in gleichgemeßnen Tönen
Durch Straßen, schweigend noch von Volkes Ruf,
Auf funkensprühendem Granit erdröhnen
Wie eines ehrnen Rosses Wechselhuf —:

Dann denkt, es naht der jüngste eurer Tage,
Der tote Kaiser kam zurück ans Licht,
Und mit der Weltgeschicke Demantwage
Geh' ich mit meinen Enkeln zu Gericht.

Kaiser Joseph.

So braucht ihr fürder mich denn nun nicht weiter,
Gehoben ist der langentbehrte Schatz,
Ich bin euch nur noch der metallne Reiter,
Aufs höchste gut, zu schmücken euern Platz.

Bis etwa wieder euch das Volk vonnöten,
Und nicht mehr ausreicht eure schwarze Kunst:
Dann kehrt zurück ihr ohne Schamerröten,
Dann komm' ich wieder neu bei euch in Gunst.

So, schon bei meines Standbild erstem Gründen,
Als rings mein Neffe von Gefahr bedroht,
Kein Helfer in der Fürsten Kreis zu finden,
Allüberall nur Untergang und Tod,

Da war mein Bild ein feierlich Gelübde
Zu folgen künftig meines Waltens Spur:
Solang das Wetter seinen Himmel trübte,
Hielt er auch halb den notgedrungnen Schwur;

Doch als der Korse dem Geschick erlegen,
Erlitt der Vorsatz einen tiefen Fall,
Das Alte kam zurück auf allen Wegen,
Er schuf Papier, ich war nur noch Metall.

Von neuem kam Gefahr von neuer Seite,
Es war das Volk, das diesmal sich erhob,
Begreiflich allererst, doch toll im Streite,
Von mir erwarte Wahnsinn nimmer Lob.

Da kam der Enkel wie zuvor sein Ahne
Zugleich mit seinem Volk zu mir heran,
Mein Standbild schmückte ihrer Hoffnung Fahne,
Ihr Schwur erscholl dort oben vom Altan.

Und weil das Wort als luftig nicht genügte,
Ward selbst mein Name, überhört seit lang,
Zum Bürgen ihres Bundes, und man fügte
Ihn einem andern bei von minderm Klang.

Was nun seitdem geschah, will ich nicht schelten,
Es sucht ein jeder anderswo das Glück,
Nur soll es als das meine nimmer gelten,
Gebt meinen Namen mir vorerst zurück.

Tauscht Furcht und Übermut nach dem Bedarfe,
Seid geistig Knecht, damit die Willkür frei,
Vor allem aber gebt zurück die Larve:
Die Völkerfastnacht ist ja doch vorbei.

Vision.*)

(1826.)

Um Mitternacht, in Habsburgs alten Mauern,
Geht ein Verhüllter, rätselhaft zu sehn!
Man sieht ihn schreiten, weilen nun, und lauern —
Dann heben seinen Fuß, und weiter gehn.
Vom Haupte zu den trägen Fersen nieder
Umhüllend rings fließt nächtiges Gewand,
Die Falten scharf; so zeichnen sich nicht Glieder,
Wo Leben noch die straffen Sehnen spannt.

Was hält er? Ist's ein Stab? Es blinkt wie Waffen —
Des Schnitters Waffe haltend zieht er ein!
Und wo des Mantels Säum' im Gehen klaffen,
Blickt kahl entgegen fleischentblößt Gebein.
Ich kenne dich! du Würger der Lebend'gen!
Was suchst im Heiligtume, Scheusal, du?
Hier darf das Alter nur die Tage end'gen,
Die Pflicht zu leben, gibt ein Recht dazu.

Jetzt steht er still, dort wo das Pförtchen schließet;
O schließe gut, o Pförtchen, schließ ihn aus!
Doch aus dem Kleide, das ihn rings umfließet,
Streckt er die dürre Knochenhand heraus.
Wie an die Flügel er die Finger stellet,
Da springen sie, weitgähnend, aus dem Schloß,
Und ein Gemach, vom Lampenschein erhellet,
Liegt seinem Aug', liegt seinem Arme bloß.

Und drin ein Mann auf seinem Schmerzensbette,
Wie ist die edle Stirn von Tropfen feucht!
Zwei Frauen neben ihm: wer sah's und hätte
Die Gattin nicht erkannt, die Mutter leicht?

*) Nach der Genesung des Kaisers Franz.

Und eine Krone liegt zu Bettes Füßen:
„Das ist ein König!" spricht der bleiche Gast,
„Und zwar ein guter, soll ich glauben müssen,
Das früh ergraute Haar zeugt nicht von Rast."

„Wohl auch als Gatte mocht' er sich bewähren,
Darum bewacht die Gattin jeden Hauch.
Durchs Schloß erschallen Seufzer, fließen Zähren,
Ein guter Herr und Vater also auch.
Und dennoch kann das alles mich nicht hindern,
Der Gattin Tränen halten mich nicht auf;
Den Vater raub' ich täglich seinen Kindern,
Was vorbestimmt ist, habe seinen Lauf!"

Und er tritt ein. Da summen leise Klänge
Vom Schloßhof her in sein gespanntes Ohr.
Dort woget Volk, kaum faßt der Raum die Menge,
Und jeder forscht, und jeder blickt empor.
Ein Weinender fragt einen, der da weinet,
Und Tränen machen ihm die Antwort kund,
„Ob Hoffnung sei?" Was trüb der Blick verneinet,
Pflanzt durch die Menge sich von Mund zu Mund.

Und alle Hände sind zum Flehn gefaltet,
Auf jeder Lippe zittert ein Gebet;
Der Todespfeil, der einen Busen spaltet,
Den blut'gen Weg zu aller Herzen geht. —
Da hält der Würger an, sieht nach dem Kranken,
Dann nach der Menge, wogend ohne Ruh, —
Es stockt der Fuß, der Arm beginnt zu wanken,
Und endlich — schreitet er der Türe zu.

Schon hört er nicht mehr das Gebet der Menge,
Die Bessrungskunde jubelnd zu sich ruft:
Und an dem Ende der verschlungnen Gänge
Schwingt er, ein Nachtgewölk, sich in die Luft. —
Im Gehen aber scheint er noch zu sprechen:
„Nicht über meinen Auftrag geht die Pflicht;
Ich ward gesandt, ein einzig Herz zu brechen,
So viele tausend Herzen brech' ich nicht!"

Das österreichische Volkslied.*)

(1835.)

Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsern guten Ferdinand!
Der du Throne hältst und Häuser,
Schirm ihn, Herr, mit starker Hand,
Laß, statt Lorbeern, Ölbaumreiser
Sprossen, wo er liebend stand;
Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsern edlen Ferdinand!

Höher als kein Weltenstürmer
Strahl' er in der Gnade Licht;
Jeden Rechtes ein Beschirmer,
Folg' ihm dienend jede Pflicht.
Nur ein Guter ist ein Weiser,
Fluch ist ohne Herz Verstand;
Darum jubeln wir dem Kaiser,
Unserm guten Ferdinand!

Und die ihm zur Seite thronet,
Fromm wie wenig, mild wie er,
Hier schon als im Jenseits wohnet,
Segen spendet um sich her,
Bis der letzte Pulsschlag leiser,
Laß sie wandeln Hand in Hand;
Segn' in ihr auch unsern Kaiser,
Unsern guten Ferdinand!

Mag dann Feind und Bosheit dräuen,
Sich erheben eine Welt!
Wer verlangt auch nach dem Neuen,
Dem das Alte wohlgefällt?
Müht euch ab, des Fremden Preiser,
Seht hier einig Fürst und Land:
Gott mit uns und unserm Kaiser,
Wir mit Gott für Ferdinand!

*) Bei der Thronbesteigung Kaiser Ferdinands umgearbeitet.

Vorzeichen.*)

(1848.)

Wenn sich der Untergang auf Staat und Haus gerüstet,
So schickt er seinen Herold erst voran,
Dem's nach der Umkehr des Gewordnen lüstet:
Den Wahnsinn, der den Sinn verkehrt in Wahn.

Der schlägt den Mörtel ab und löst die Fugen,
Damit des Meisters Arbeit leicht und kurz,
Die Stützen wanken, die den Giebel trugen,
Und weithin donnere der jähe Sturz.

Da ist ein zwecklos Rennen, töricht Schaffen,
Ein Fliehen und ein Suchen auch der Not,
Man zahlt mit Gold und schärft die schneid'gen Waffen,
Die färben soll des Eigners eigner Tod.

Wie Robeam, als, die beim Volk in Ehren,
Den Steuerdruck ihm klagten als verhaßt,
Ausrief: den Zoll ums Doppelte zu mehren,
Sein Finger wiege gleich der sonst'gen Last.

Als vor Byzanz die Moslim schon zu schauen,
Und Einigkeit zu retten nur vermag,
Da stritten sich die Grünen und die Blauen;
Die Schwarzen ohnehin bis diesen Tag.

Wenn nun ein Letztes hinweist auf die Frühern,
Ist auch ein Frühres nur, weil eins zuletzt,
Und hörst du erst des Wahnsinns Lache wiehern,
Klingt's mit des Unheils Weinen schon versetzt. — —

Ich weiß ein Land, das lag so unbeweglich,
Es regte kaum die Glieder wie ein Wurm,
In Ringen schob sich's nach der Nahrung täglich,
Die Zeit war nur ein Glockenschlag vom Turm.

Die nächste Nähe lag auf hundert Meilen,
Die Dämmrung gab noch viel zu helles Licht,
Das Höchste schien des Niedern Schmach zu teilen,
Und Ruhe war nicht bloß der Bürger Pflicht.

*) Gedichtet bei der Nachricht, die Zensur solle noch verschärft werden.

Da bäumt sich's plötzlich auf wie böse Fieber,
Ein schaurig Wehen geht durchs ganze Land,
In Wellen steigt's und stürzt sich brandend über,
Gelöst ist des Gewohnten altes Band.

Das matte Aug' strengt an die blöden Sterne
Und sucht des Übels Keim, der gar zu nah,
Mit leerem Grübeln in der weiten Ferne,
Erforscht, was wird, und nicht, was längst geschah.

Die bösen Fugen, die die Zeit gelichtet
Und die die Trägheit kaum noch hielt in Haft,
— Laßt sehen, ob ein Anstoß sie verdichtet,
Der Widerstand verdoppelt ja die Kraft!

Stört sie im Schlaf der Feile dumpfes Nagen,
— Teilt andern mit des eignen Volkes Druck!
Die Kette, weiß man, wenn sie alle tragen,
Ist sie nicht Kette mehr, sie wird zum Schmuck.

Es mangelt Geld — geht bei dem Wucher borgen,
Ist Haben doch und Sollen beides Geld,
Verzehrt im Heute alle künft'gen Morgen,
Denn morgen ist das Ende ja der Welt.

Klagt euch das Denken seiner Freiheit Schranken,
—Ruft einen Büttel, der noch engre gibt!
Der Krone Vorrecht seien die Gedanken,
Ein Vorrecht, das man freilich sparsam übt.

Doch halt! sie denken. Die in beff'ren Zeiten
Von Schlauheit nur und Selbstsucht ein Gemisch,
Sie fangen an, im Schulgezänk zu streiten,
Und zum Katheder wird der Aktentisch.

Vom Weltplan, von des Urteils erstem Wandern,
Von Gott, der sie hausväterlich gesetzt
In Häuser, die das Eigentum von andern,
Die andrer Väter Söhne auch zuletzt.

Ist das der Wahn nicht, der betört die Sinne,
Und ist der Wahnsinn nicht der Untergang,
Wenn er befällt die Wächter auf der Zinne,
Die schützen sollen vor des Unheils Drang?

Das Unheil aber naht, so muß ich meinen,
Der Einsturz folgt, wenn erst kein Widerstand,
Die Tollheit hör' ich lachen, ich muß weinen,
Denn, ach, es gilt mein eignes Vaterland.

Dem Vaterland.

(März 1848.)

Sei mir gegrüßt, mein Österreich!
Auf deinen neuen Wegen,
Es schlägt mein Herz, wie immer gleich,
Auch heute dir entgegen.

Was dir gefehlt zu deiner Zier,
Du hast es dir errungen,
Halb kindlich fromm erbeten dir
Und halb durch Mut erzwungen.

Die Freiheit strahlt ob deinem Haupt,
Wie längst in deinem Herzen,
Denn freier warst du, als man glaubt,
Es zeigten's deine Schmerzen.

Nun aber, Östreich, sieh dich vor,
Es gilt die höchsten Güter,
Leih nicht dem Schmeichellaut dein Ohr,
Und sei dein eigner Hüter!

Geh nicht zur Schule da und dort,
Wo laute Redner lärmen,
Wo der Gedanke nur im Wort,
Zu leuchten statt zu wärmen;

Wo längst die Wege abgebracht,
Die Kopf und Herz vereinen,
Und, statt der Überzeugung Macht,
Der Mensch ein grübelnd Meinen;

Wo Falsch und Wahr, und Schlimm und Gut
Sie längst auf Formeln brachten,
Rasch wechselnd die erlogne Glut
Gleich bunten Kleidertrachten;

Wo selbst die Freiheit, die zurzeit
Hinjauchzt in tausend Stimmen,
Halb großgesäugt von Eitelkeit
Und von der Lust am Schlimmen.

Bleib du das Land, das stets du warst,
Nur Morgen, wie sonst Abend,
Die Unschuld, die du noch bewahrst,
An heitrem Sinn erlabend.

Denn was der Mensch erdacht, erfand,
Als Höchstes wird er finden:
Gesund natürlichen Verstand
Und richtiges Empfinden.

Feldmarschall Radetzky.*)

(Juni 1848.)

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer.

Aus Torheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen;
In denen, die du führst zum Streit,
Lebt noch ein Geist in allen.

Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
Es besser als du zu kennen,
Der, was er träumt und nirgends ist,
Als Weisheit wagt zu benennen.

Und deine Garde, die nicht nur wacht,
Nein, auch bewacht und beschirmet,
Sie hat nicht der eigenen Sicherheit acht,
Wenn nachts die Trommel stürmet.

Der Bürger deiner wandernden Stadt,
Er weiß, diese Stadt ist sein alles,
Die, wenn sie die Flamme ergriffen hat,
Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles.

*) Ein Gedicht, das seinerzeit großes Aufsehen erregte, den Dichter bei der Armee volkstümlich machte, während er dadurch in eine schiefe Stellung zu den liberalen Parteien geriet.

Und deine Minister, die Führer im Heer,
Sie führen das Schwert an der Seite,
Zu strafen, wenn's irgend nötig wär':
Gehorsam ist Frieden im Streite;

Die Gott als Slaw' und Magyaren schuf,
Sie streiten um Worte nicht hämisch;
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
Denn: Vorwärts! ist ungrisch und böhmisch.

Gemeinsame Hilf' in gemeinsamer Not
Hat Reiche und Staaten gegründet,
Der Mensch ist ein Einsamer nur im Tod,
Doch Leben und Streben verbündet.

Wär' uns ein Beispiel dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände.
Im Anschluß von allen liegt der Sieg,
Im Glück eines jeden das Ende.

Einem Soldaten.

(1848.)

Hoch und erhaben steht des Lebens Baum
Und breitet in den Luftkreis seine Äste,
In Grün und Gold erglänzt der breite Raum,
Und singend freun sich ungebetne Gäste.

Von Blüt' und Frucht sind seine Zweige schwer,
Er läßt den Überfluß zu Boden fallen,
Und alles lagert froh sich um ihn her,
Daß er Genuß und reiche Labung allen.

Doch nur die eine Hälfte glänzt im Licht,
Und gilt daher als Baum in jedem Munde,
Die zweite Hälfte sieht dein Auge nicht,
Weil sie sich birgt in tiefsten Bodens Grunde.

Dort saugt sie ein den erdgebornen Saft
Und treibt ihn in die lichte bunte Höhe,
Sie gibt den Halt, des Widerstandes Kraft,
Damit dem Sturm das Laubdach widerstehe.

So schließt sich in sich selbst der stolze Bau,
Nach oben Fortschritt, Wechsel und das Neue,
Die Wurzel stetig, fest und altergrau,
Dasselbe, was beim Menschen heißt: die Treue.

Treu jedem Wort, das Mann dem Manne gab,
Treu jener Wahrheit, die mit uns geboren,
Dem Lande treu, das Wiege uns und Grab,
Dem Fürsten treu, dem wir den Eid geschworen.

Uns hat der Sturm geschüttelt letztes Jahr
Und abgestreift die Blüten und die Früchte,
An denen nichts als unser Dünkel wahr,
Nach kurzer Frist, so ging der Baum zunichte.

Allein die Wurzel hielt. Was Worte leer
Geraubt den weisheitstrunknen andern Ständen,
Das hielt ein einz'ger fest. Es war das Heer,
Im Herzen treu und stark in seinen Händen.

Sie riß nicht der Versuchung Stimme fort,
Die Pflicht entgegen setzten sie dem Wahne,
Sie hörten nur des Führers ernstes Wort
Und sahen nur die unbefleckte Fahne.

So steht der Baum in neuverjüngtem Saft,
Den sturmgebeugten Wipfel hoch erhoben,
Und halten wird ihn auch der Wurzel Kraft,
Beliebt's dem Sturm, von anderwärts zu toben.

Der Reichstag.*)

(1849.)

Wohlan! werft um! reißt ein! macht euch nur laut!
Verkennt der Gottheit stillgeschäft'gen Finger,
Und das, woran Jahrhunderte gebaut,
Erklärt es als der Freiheit Sklavenzwinger.

Das schönste Werk der Weisheit und der Kraft,
Daß sie die Roheit, schwer genug, gebändigt,
Hebt's auf! Entlaßt den Pöbel seiner Haft,
Erklärt der Bildung Werk als schon beendigt.

Man meint das Volk? Hast du ein Volk dereinst,
Selbstlorchend auf der Ordnung leise Klänge,
Dann ist die Zeit, die du gekommen meinst,
Nicht jetzt, wo noch dein Volk die blöde Menge:

Die hergebracht Gewohntes überzeugt,
Nicht eignes Schöpfen aus des Denkens Quelle,
Die vor dem Thron, vertrauend und gebeugt,
Nicht auf dem Thron, an ihrer rechten Stelle.

Macht alles gleich! Hüllt in dasselbe Kleid
Der Menschheit urerschaffne, nackte Blöße,
Bis alles ärmlich, wie ihr selber seid,
Und euer Maß die vorbestimmte Größe.

Was soll der Adel? er ist unbequem,
Emporzuschaun ist ein verdrießlich Placken,
Seit selbst zu Gott es uns nicht mehr genehm,
Ermüdet es bedeutend unsre Nacken.

Allein die Schönheit ist ein Adel auch,
Du wählst ein schönes Mädchen unter hundert;
Talent und Geist, der Kunstbegabung Hauch
Sind Zufall, und doch auch als Wert bewundert.

Wenn in der Erblichkeit das Unrecht liegt,
Nenn' ich den Reichtum, dem ihr selbst gewogen,
Der auf den Sohn, der heut die Welt betrügt,
Vom Vater erbt, der einst die Welt betrogen.

Wär' das ein Adel, der euch läßlich scheint,
Dem ihr vergönnt, im Herrenhaus zu sitzen?
Laßt ihr — was euch vom Fürsten schmählich scheint —
Vom Rad des Mäklers euch mit Kot bespritzen?

Gebt euch zur Ruh! — Wer endlich seid denn ihr,
Die ihr die Welt hinweist in neue Bahnen?
Soll ich, was etwa gar unschicklich hier,
An eure eigne Schwächlichkeit euch mahnen?

Nicht, was ihr habt, nein, das nur, was euch fehlt,
Empfahl euch in des Pöbels hohe Gnaden,
Der trunken damals, als er euch gewählt,
Und taumelnd noch von seinen Barrikaden.

Wer kennt euch? Wessen Name klingt für voll,
Nicht selbst den Nachbarn neu durch seine Fremdheit?
Die Schweigenden verhehlend gift'gen Groll,
Die Redenden beredt durch Unverschämtheit.

*) Gegen den Entwurf der Grundrechte gerichtet, welchem der konstituierende österreichische Reichstag den Entwurf der Verfassung voranschickte.

Und ihr wollt uns des dunkeln Rechtes Grund,
Das Grundrecht setzen ihr für alle Fernen?
Was unbefugt selbst aus der Weisheit Mund,
Das soll das Volk aus eurem Munde lernen?

Allein ihr seid bescheiden, wie mich deucht:
Der Geist der Zeit steht ein für eure Reden!
Den Geist der Zeit, ich ehr' ihn auch vielleicht,
Hat erst die Zeit den Geist, kundbar für jeden.

Doch schaut umher in aller Länder Kreis,
Wo lebt ein Mann, ein eing'ger unter allen,
Der Bürgschaft gibt, daß er das echte weiß,
Daß Gottes Schöpferhauch auf ihn gefallen?

Gab's eine ärmre je als unsre Zeit
An Männern und an Werken und an Geistern?
Und aus so vieler Mittelmäßigkeit
Wollt ihr Vortrefflichkeit des Ganzen kleistern?

„Allein die Bildung sei jetzt allgemein!" —
Als wäre Bildung eine fert'ge Größe,
Die man, wie ins Gefäß den firnen Wein,
Ein Totes und ein Unlebend'ges gösse!

Wie du die Bildung aufnimmst, sie erfaßt,
Das macht den fremden Geist in dir lebendig!
Das bunte Wissen, es vermehrt die Last,
Ein Tor ist, wer gelehrt und nicht verständig.

Die Großen aber, die, nun modernd längst,
Dich eingesetzt zu ihrer Bildung Erben,
Hat einer je gedacht, wie du nun denkst?
Bürgt einer, daß dein Umsturz nicht Verderben?

Darum erkennt die Zeit und euren Wert,
Zugleich den Wert von dem, was längst vorhanden,
Was sich zur zweiten Körperwelt verklärt,
Die Segen durch Bestand, ob unverstanden.

Doch wie du Körper ändern sollst, ja mußt,
Soll sie der Zweck zum Nutzen dir gestalten,
So laß dich auch nicht schrecken den Verlust,
Zu ändern und zu bessern an dem Alten.

Wollt ihr auf festen Grund das Neue baun,
Soll Welt und Mitwelt euch's mit Danke lohnen,
Denn eurer Klugheit wollen wir vertraun,
Mit eurer Weisheit mögt ihr uns verschonen.

Einem deutschen Fürsten.*)

(1849.)

Liebäugle nicht mit dem Unverstand,
Mit des Volkstums regem Dünkel!
Ich tauschte nicht für Gewalt und Land
Die Ruh' im eignen Winkel.

Die Einheit der Deutschen bahnst du an;
Doch der Winzer ist nicht der Leser,
Nur andere freute, was du getan,
Du wär'st nur Reichsverweser.

Ob schlau und fein ihr's kartet gleich,
Die Natur ist dennoch weiser,
Sie deutet hin auf Österreich,
Das der wahre deutsche Kaiser.

*) Dem Reichsverweser Erzherzog Johann.

Gelänge dir auch der schwere Versuch,
Daß gleiche Fürsten dir dienen,
Geheilt wär' Deutschlands arger Bruch,
Doch dein Reich, es schmölze mit ihnen.

Wenn dann der Tag und die Stunde erreicht,
Mit Östreichs Obmacht trächtig:
Dann fände man gar die Wahrheit vielleicht,
Daß Preußen der Einheit zu mächtig,

Und im Fürstenrat, der in festes Gleis
Einst lenkt die Wirren der Neuheit,
Wär' etwa Schlesien gar der Preis
Für Italiens künftige Freiheit.

Joseph von Spaun.*)

(1849.)

In Wien erscholl der Freiheit Ruf,
Hold in den ersten Tönen;
Des Großen voll, das je sie schuf,
Folgt er den Musensöhnen.

Doch bald nimmt er den Umschwung wahr
Der Freien in die Frechen,
Sieht im Gefolg der heil'gen Schar
Den Wahnsinn, das Verbrechen.

Da spricht er fromm den Vater an:
„Soll ich die Fäulnis erben?
Ansteckend ist, ich fühl's, der Wahn;
Unschuldig möcht' ich sterben."

Der Vater aber sendet ihn
Fern auf Italiens Fluren,
Wo Östreichs Heere kämpfend ziehn
In ihres Führers Spuren.

Und treu folgt er von Ort zu Ort
Bis zu Novaras Türmen,
Wo, rächend das gebrochne Wort,
Des Raubtiers Tann sie stürmen.

Weit auf steht des Verderbens Tor,
Die Todeskugeln singen;
Und er hört's an sein lauschend Ohr
Wie schrille Worte dringen:

„Unschuldig willst du sterben, Kind?
So stirb im Jugendgrünen;
Sieh nur die Zeiten, wie sie sind,
Dem tollen Frevel dienen.

„Hier aber wartet Schönres dein,
Glück sproßt aus dem Verderben,
Und nicht unschuldig nur allein,
Auch ruhmvoll kannst du sterben."

Da öffnet er die Arme weit,
Die Kugel folgt dem Zeichen,
Und in die Brust voll Widerstreit
Senkt sie die Ruh der Leichen.

Sie graben ihn im Blachfeld ein,
Den Glücklichen vor allen,
Der nicht unschuldig nur allein,
Der ruhmvoll auch gefallen.

*) Ein junger Offizier, der bei Novara verwundet wurde und an seinen Wunden starb.

Der Justizminister.*)

(1851.)

Sie sagen sich, daß ein Minister schied,
Und sagen sich's gleichgültig leerer Mienen,
Als wär's ein neuer Ton zum alten Lied,
Und die Justiz verkörpert schon in ihnen.
Und wahrlich! erst geknüpft des Rechtes Netz,
Liegt Richter und Gericht schon im Gesetz.

Doch während mich kaum kümmert der Verlauf,
Macht ein Gefühl sich frei und immer freier,
Und plötzlich geht's vor meinen Augen auf,
Sich hebend wie ein ferner Wolkenschleier:
Ist das nicht Frankfurt, die berufne Stadt?
Zum Rat berufen, aber nicht zur Tat.

Durch alle Straßen wogt des Frevels Wut,
Die Waffen schwingen mordbegier'ge Hände,
Lichnowsky, Auerswald in ihrem Blut,
Und üb'rall starren Barrikadenwände.
Die Freiheit, ihres eignen Wesens frei,
Lehrt durch Gewalttat, redet durch Geschrei.

An Deutschlands Wurzel ist das Beil gelegt,
Nur noch ein Streich, so sinkt die Eiche nieder,
Vergebens, was sich später hilfreich regt, —
Des Stammes Last erdrückt im Fall die Glieder.
Wer hilft? Wer rettet? Wo ein Hort und Haupt?
Wo, der an sich und an die Rettung glaubt?

Doch halt! ein Mann der Rede und der Schrift
Bleibt seiner Herr im Greuel der Verwüstung,
Tritt auf die Bresche, die verwaist er trifft,
Und macht sein Friedenskleid zur Waffenrüstung.
Wie sonst den Rat, so ordnet er den Krieg —
Ein Rechtstreit war's: dem Rechte blieb der Sieg.

Der Mann warst du! — Was frag' ich um dein Jetzt!
Das Heute ist ein Erbe doch des Gestern,
Daß etwa leicht man heute dich ersetzt,
Soll dich verkleinern nicht und nicht verlästern,
Doch jedem andern Schmach, der schnell vergißt
Des, was er war, in dem, was er nun ist!

Einem Regiments-Inhaber.**)

(1851.)

Ein halb Jahrhundert ist vorbeigerückt,
Seit du der Führer wardst von unsern Fahnen,
Erlaube, daß wir des, — die du beglückt! —
Dein treues Regiment, dich heute mahnen.

Gerecht und mild, so fanden wir dich stets,
Freigeb'ger Hand von allem, was das Deine,
So war für uns, für andre dein Gesetz;
Allein die Welt, sie urteilt nach dem Scheine!

Als fremden Guts Bewahrer aufgestellt,
Schien es dir Pflicht, das Fremde nicht zu mindern.
Wie tief du fühltest manche Not der Welt,
Du konntest nur versagen und verhindern.

War es das Deine, — o wie gabst du gern!
Wie konnte Selbstsucht je dein Wohltun schmälern;
Für andre handeln war dein böser Stern,
Du trugst die Last von längstgewesnen Fehlern.

So wie der Tag zur tollen Fastnachtszeit
Dem lustbegier'gen Tänzer scheint zu zaudern,
Er wünscht den heitren Strahl schon fern und weit,
Der Uhr gemessner Gang erweckt ihm Schaudern.

Allein, wenn nun die laute Nacht durchtobt,
Erscheint der Tag nichts weniger vom neuen,
Und selbst, der müd' sein Gegenteil erprobt,
Wird seiner Rückkehr sich wie andre freuen.

Die Welt ist müd'! Sie hat die Lust gebüßt
Und büßt für ihre Lust; die bösen Worte,
Die Ew'ges als Veraltetes begrüßt,
Verstummen an des Unheils offner Pforte.

Wohl dem, der nie sich von der Pflicht getrennt;
Das Wandellose sichert vor der Reue.
Drum sieh auf uns, dein altes Regiment,
Uns führt durch dich, was dich geführt: die Treue.

Der kranke Feldherr.*)

(1839.)

Er ist verwundet, tragt ihn aus der Schlacht:
Ein tapfrer Kämpe war's, ein kühner Führer,
Der vorsocht in der Finsterlinge Schar,
Nun aber traf ein Pfeil des Lichtgotts ihn
Und fuhr mit Macht hindurch, bis dahin, wo
Tief unter Herz und Brust sich Leber, Milz
Und Magen, Galle, Nieren, tier'scher Greuel,
Und doch der Sitz des Lebens solcher Herrn,
Mit schicksalsschwangern Windungen begegnen.

Der Pfeil jedoch, der ihn ins Leben traf,
Es war die Botschaft, daß der Legitimen einer,
Der Kopfabschneider Mahmud, Tods verblichen
Und nun ein anderer der Legitimen,
Der Polenwürger Nikolaus, gewillt,
Kraft seines als von Gott entsproßnen Rechts
Zu stehlen, was der Türk' vor Jahren stahl.
Das fuhr dem Mann, der, weil vom Wind geschwellt,
Sich für das Segel hielt des Schiffes dieser Welt,
Der seine Kraft, sein Schwert, durch Spitze, Schleifen
Bis zu des Fadens Dünnheit abgenützt
Und machtlos stand der Macht nun gegenüber —
Das fuhr ihm wie ein Blitzstrahl durchs Gehirn
Und warf ihn nieder, wo er annoch liegt.

Laßt ihn betrachten uns: Ein feiner Mann,
Die hohe Stirn, sie barg gewiß Verstand.
Doch ist Verstand ein doppeldeutig Ding,
Ein Diener, der nur gut durch seinen Herrn.
Ist der nun, der gebeut, kein reiner Wille,
Kein richt'ger Sinn, der Pfad und Wege weist,
Dünkt ihm sein Ziel: Erklügeln, statt: Erkennen,
Mögt ihr ihn Fluch und keine Gabe nennen.

*) Anton von Schmerling.
**) Erzherzog Ludwig.

*) Fürst Metternich.

Und auch ein Herz, es spricht aus diesen Zügen,
Der war nicht taub für seines Nächsten Leid!
Wenn anders nicht der Stolz, die Eitelkeit,
Gelagert in den hochgezognen Brauen,
Verschlossen seines Fühlens weiches Ohr,
Ihn bannten in des Hochmuts stumme Nacht! —
O, ewiger Fluch bevorzugter Naturen,
Bevorzugt als begabt, als hochgestellt.
Statt auf betretnem Völkerweg voran,
Auf launisch-ausgewählt, einsamer Bahn
Zu suchen, was der Welt gemeinsam frommt.
Beim Anfang tönen noch verwandte Stimmen,
Mahnende Leiter aus der nächsten Nähe;
Doch immer weiter abseits geht der Pfad
Durch Dickicht und Gebüsch. Mit sich allein,
Hat der Gedanke keinen Maßstab mehr
Als den Gedanken, der nur er, er selbst;
Der erste Fehlschuß zeugt den zweiten Irrtum,
Und der trägt schwanger tausende im Schoß,
Die, sich begattend und erzeugend, leisen Fortschritts
In immer steigend unlösbarer Kette
Um Haupt und Brust, um Sinn und Geist sich schlingen.
Es fehlt der Prüfstein des verwandten Strebens,
Die Billigung des ew'gen Menschensinns.
Und endlich spät zur lichten Welt gekehrt,
Steht das Erdachte als ein Scheusal da,
Sich selbst ein Greul, wenn gnädig ihm ein Gott
Beim Anfang solcher Bahn das Schauderende
Gewiesen in prophetischem Gesicht. —
Und dennoch prangt's und trotzt und droht und zwingt,
Bis endlich, der das Heil von allen will,
Den Frevler aufgreift von der frommen Erde
Und hinwirft, flach, Nebukadnezar gleich,
Daß mit dem Tier er fresse grünes Gras! —

Das war so einer, dünkt mich. Hebt ihn auf,
Besorgt und pflegt, wenn nicht, begrabt ihn:
Denn, ob nicht tot, er lebt doch auch nicht mehr.

Politische Fabeln.

1. Sprachenkampf.

Zu Äsops Zeiten sprachen die Tiere,
Die Bildung der Menschen ward so die ihre;
Da fiel ihnen aber mit einemmal ein,
Die Stammesart sollte das Höchste sein.
Ich will wieder brummen, sprach der Bär,
Zu heulen war des Wolfs Begehr,
Mich lüstet's zu blöcken, sagte das Schaf.
Nur einer, der bellt, schien dem Hunde brav.
Da wurden allmählich sie wieder Tiere
Und ihre Bildung der Bestien ihre.

2. Das Duell.

Der Hase und das Lamm im Streite,
Sie fordern sich zum Zweikampf aus.
Das Windspiel, ob geneigt gleich einer Seite,
Soll Richter sein dem blut'gen Strauß.
Der Tag erscheint, der Hase sucht das Weite,
Das Lamm ist kaum sich seines Siegs bewußt,
Da wirft das Windspiel sich an seine Brust
Und ruft entzückt, in Freundesarm gebettet:
„Er macht's wie ich, du bist gerettet,
Wirst nicht getötet und ersparst das Morden,
Hier, nimm von meinem Hals den eignen Löwenorden."

3. Orientalischer Kongreß.

Der Esel und der Wolf im Streit,
Sie greifen zum Gewehr,
Da treten als Vermittler ein
Die Nachbarn rings umher,
Der Stockfisch und das Murmeltier,
Der Marder und der Fuchs,
Dem Langohr fern und nah verwandt,
Sie bieten Hilfe flugs. —
Doch dreinzuschlagen, eh' es not,
Wär' eben auch zu toll;
Man zieht dem Esel ab die Haut
Und schreibt ein Protokoll.

4. Diplomatischer Rat.

Ein Marder fraß die Hühner gern,
Doch wußt' er nicht, wie sie erhaschen;
Er fragt' den Fuchs, 'nen alten Herrn,
Dem Steifheit schon verbot das Naschen.
Der sagt ihm: Freund, der Rat ist alt,
Was hilft zu zögern, brauch Gewalt! —
Der Marder stürmt in vollem Lauf,
Die Hühner aber flattern auf,
Die eine gackernd, kreischend jene,
Gerade in des Fuchses Zähne,
Der gegenüber lauernd lag
Und mühlos hielt den Erntetag.

Wenn du nach Hühnern lüstern bist,
Frag' keinen, der sie selbst gern frißt.



F. Verschiedenes.

Bekenntnisse eines Vagabunden.

(1844.)

Von Menschen, soweit um ich irrte,
Trägt gute und böse die Welt;
Die besten von allen: die Wirte,
Sie laben, wenn auch nur für Geld.

Nächst stehen die lust'gen Kumpane,
Sie zechen und jubeln mit euch;
Die Lumpe von jeglicher Fahne,
Man fühlt sich so heimisch und gleich.

Gut nenn' ich gefällige Weiber,
Verstehend und teilend den Scherz;
Die Leiber sind herrische Treiber,
Und Fleisch sind ja auch doch das Herz.

Die Bösen stehn aber viel dichter,
Man sieht kaum vor Bäumen den Wald;
Als erste: die Gläub'ger und Richter,
Das Recht überhaupt ist so kalt.

Die Tücht'gen, die Würd'gen, die Ernsten,
Man fühlt sich beirrt und beengt;
Man steht ihnen aber am fernsten,
Je näher an sie man sich drängt.

Doch bittrer als alle die Bittern —
Sprecht, die ihr die Länder durchzogt —
Sind dichtenden, irrenden Rittern
Rumorknecht und Bettelvogt.

A. L.

An die Sonne.*)

(1804.)

Sonne, göttliches Licht! Schaffende, nährende
Himmelstochter! Du spendest uns
Wonne, Segen und Lust, Früchte den lockenden
Fluren, zeugest den Traubensaft.

Kaum entfaltet der Tag jugendlich heiter sich,
Sieh! da singet ein Vögelchor
Hymnen, Schöpferin dir, alles belebendes,
Alles stärkendes Götterkind.

Sieh! da glänzt das Gebüsch, Felder und duftende
Haine blitzend von kühlem Tau,
Der die Gewächse erfrischet, nähret, und stärkere
Wohlgerüche zum Himmel schickt.

Du verscheuchest den Schlaf, der mit allmächtigen
Schwingen jeglichen Menschen deckt,
Der im quälenden Traum foltert den Erdensohn,
Den du gütig der Qual entreißt.

Dankbar gegen die Huld deiner erquickenden
Güte, zollet der Afrer dir
Weihrauch, dankbar ertönt starrender Lappen Lied
Auf den eisigten Ebenen.

O dein strahlendes Haupt gibt mir ein Wonnegefühl!
Macht den Schöpfer mich ahnden. Da
Stürz' ich nieder vor dir, bete die gütige
Allmacht hocherfreut, innig an.

Sinnpflanze.

Sieh, wie sich die Blumen freun!
Alle öffnen ihre Blätter
In der Sonne warmen Strahl;
Du allein nur bleibst verschlossen?
Bist du fühllos? Freust dich nicht? —
„Fühllos nun gerade nicht!
Will mich auch wohl wieder öffnen,
Nur hat mich, eh' du gekommen,
Tastend eine Hand berührt."

Spaziergänge.

(1826.)

1.

Bachesgemurmel.

Erste Welle.

Nu, nu!
Was willst du?

Zweite Welle.

Hinunter.

Erste Welle.

Hier ist mein Platz.

Zweite Welle.

Kann nicht sein, Schatz!

Erste Welle.

Ai, Ai! Sie schlägt mich!

Übrige Wellen.

Nu, nu!
Keine Ruh?
Fließen doch alle dem Frieden zu.

2.

Pflanzenwelt.

Das Höchste ist, das Höchste bleibt
Ein einig sichrer Geist,
Von außen nicht,
Von innen nicht,
Durch nichts beengt, was Störung spricht,
Und Unterwerfung heißt.

Denn wie die Pflanze steht er da
Und saugt in sich den Saft;
Treibt ihn empor
In Halm und Rohr
Und bringt als Blum' und Frucht hervor
Die Sammlung seiner Kraft.

Die Eiche prangt so hoch und hehr
Und hebt in blauer Luft
Das edle Haupt,
Von Kraft umlaubt;
Fern ihr, daß sie beschämt sich glaubt,
Weil dort der Rose Duft. —

Die Rose, strebend selber auch
Mit freud'gem Sinn empor,
Im Feierkleid
Sieht, ohne Neid,
Den Schlehdorn sie mit Frucht bestreut,
Und duftet nach wie vor.

Und keines will was anders sein,
Als was es ward gemacht;
Drum sind sie froh
Und haben's so,
Und wissen gleich ihr Was und Wo,
Bei Dämmrung, Tag und Nacht.

Du aber, Wandrer, weißt es nicht,
Schweifst dort und da des Wegs,
Willst hart und weich,
Willst gut und reich,
Willst Frucht und Blume sein zugleich,
Geh hin und überleg's!

3.

Im Gewächshause.

Aloe, Aloe!
Blühest so schön,
Aber nur einmal
In Menschengedenken.
Aloe!
Wir leben nur eines,
Ein einzig Menschengedenken.
Wenn die erste Blüte vorüber,
Aloe, Aloe!
Wo Zeit für die zweite?

*) Gedicht eines Fünfzehnjährigen.

Böses Wetter.

(1849.)

Wenn starke Winde wehen,
Dann fliegt, vom Schwung erreicht,
Papier und dürre Blätter,
Was irgend leer und leicht

Indes die armen Vögel
Sich bergen in ihr Nest,
Weil sie das tolle Treiben
Denn doch nicht fliegen läßt.

Doch wenn die Stürme schweigen,
Die Sonne wieder lacht,
Dann sinkt mit eins zu Boden,
Was hob des Windes Macht;

Indes die kleinen Vögel
Hoch fliegen mit Getön —
Wann wird die Windsbraut schweigen?
Wann wird es wieder schön?

Klosterszene.*)

(1831.)

Ein Mönch in kleiner Zelle,
Mit sorglichem Gesicht,
Halb in der Sonnen Helle,
Halb in des Kreuzgangs Licht.

Es zeigt von frommen Bitten
Manch heilig Konterfei;
Von strengen, mäß'gen Sitten
Der Korb, Gemüs' dabei.

Daß innig noch sein Fühlen,
Der Blumentopf zur Hand;
Des Wissens Durst zu kühlen,
Dient wohl der mächt'ge Band.

Doch dort mit ernstern Mienen
Strahlt herberes Gerät;
Das sind des Panzers Schienen,
In dem der Krieger geht.

Dort auch des Rosses Zäume,
Des Sattels leere Wucht,
Auf dem durch blut'ge Räume
Der Tod sein Opfer sucht.

Und brütend sieht er reiten
Die Krieger dort im Tal,
Als dächt' er frührer Zeiten
Und sich in ihrer Zahl.

So mochte jener Kaiser,
Der fünfte Karl genannt,
Als büßender Kartäuser
Hinblicken auch ins Land.

So ward sein Auge trüber,
Die Hand fuhr nach der Brust,
Ging seinem Geist vorüber,
Was nun ihm erst bewußt.

Wie schöner als kein zweiter
Von Gott er hingestellt,
Eh' er das: „Immer weiter!"
Zum Wahlspruch sich erwählt;

Wie Ländergier und Ehre
In seiner Brust im Streit,
Halb Zögling der Tibere,
Halb Ritter alter Zeit.

Bis jener Fürst der Franken,
Mit Glück von ihm bekriegt,
Ihn in der Meinung Schranken,
Der Mann den Mann, besiegt·

Und er, gestört zum Zielen
Nach Ruhm aus sich allein,
Als Höchster nur ob vielen,
Noch Erster konnte sein.

Wie nun die schwere Rechte,
Das trockene Gemüt
Dem menschlichen Geschlechte
Die dürre Regel zieht;

Und was sich drüber hebet,
Drückt nieder seine Hand,
Was eigne Bahnen strebet,
Taucht er in Blut und Brand.

In des Gedankens Reiche
Den vielgestalt'gen Geist
Engt er zu öder Gleiche
In Form, die er ihm weist.

Und so, ein Freiheitsbüttel,
Umstellt er jeden Fleck;
Das Größte wird ihm Mittel,
Ihm, dem das Kleinste Zweck.

Bis nun die junge Fichte,
Mit Macht zum Grund gebückt,
Empor schnellt und zunichte
Das Band macht, das sie drückt.

Der meist ihm nachgetreten,
Zuerst zur Freiheit ruft,
Daß die gesprengten Ketten
Hinklirren in die Luft.

Wie nun die Welt ihn widert,
Weil nicht mehr sein Gepräg,
Er launisch sich erniedert,
Weil aufwärts mehr kein Weg.

Und so, im Mönchskleide,
Am Klosterbettelstab,
Er mind'stens schmeckt die Freude,
Daß er sich selbst ihn gab;

Ja, auch noch mag genießen
Des Kitzels linden Stich,
Sich rückersehnt zu wissen,
Weil Schlimm dem Schlechtern wich. —

So gräbt und kniet der Alte,
Denkt wenig an die Welt,
Bis etwa durch die Spalte
Ein ferner Schimmer fällt;

*) Zu Fendis Gemälde Karl V. im Kloster zu St. Just.

Mit einer raschen Wendung
Sein Leben vor ihm liegt, —
Er denket seiner Sendung,
Und wie er ihr genügt.

Da wird sein Antlitz trüber,
Die Hand fährt nach der Brust,
Und Schatten ziehn vorüber,
Um die er einst gewußt.

Fühlt er nun Menschenachtung,
So fühlt wohl auch der Mann:
Mit Reue und Betrachtung
Sei's noch nicht abgetan!

Bertas Lied in der Nacht.

(1816.)

Nacht umhüllt
Mit wehendem Flügel
Täler und Hügel,
Ladend zur Ruh'.

Und dem Schlummer,
Dem lieblichen Kinde,
Leise und linde
Flüstert sie zu:

„Weißt du ein Auge,
Wachend in Kummer,
Lieblicher Schlummer,
Drücke mir's zu!"

Fühlst du sein Nahen?
Ahnest du Ruh'?
Alles deckt Schlummer,
Schlummre auch du.

Ohne Geld und ohne Sorgen.

(1816.)

Ohne Geld und ohne Sorgen,
Gibt's ein Glück, das meinem gleicht?
Geld! Ei, Geld, das kann ich borgen,
Aber Frohsinn nicht so leicht.

Heute sorget ihr für morgen,
Morgen für die Ewigkeit,
Ich will heut für heute sorgen,
Morgen ist für morgen Zeit.

Die Unschuld.*)

(1834.)

Ach, du schöne weiße Taube,
Zitterst du gleich Espenlaube?
Schmiegst dich bang mit scheuem Sinn
An die holde Schützerin.

Wohl mit Recht warnt dieses Zagen!
Vieles darf der Starke wagen;
Gierde lauert, Unschuld weint,
Und dort seh' ich deinen Feind;

Einen nur der langen Reihe:
Adler, Falke, Sperber, Weihe;
Glatt und kraus, mit Streif und Stern,
Alle fressen Täubchen gern.

Selbst die Katze krümmt den Rücken;
Zwar vor solchen Feindes Tücken
Schützt ein rascher Flügelschlag,
Und ein Engel ist ja wach.

Aber auch die Engel schlafen,
Und will Gott am stärksten strafen,
Zeigt der Feind geflügelt sich;
Täubchen, Täubchen! hüte dich.

An einen geschiedenen Freund.

Bist du gegangen, müd der ew'gen Kriege,
Die Einsicht mit der Torheit ficht und schlägt?
Und hast, verzweifelnd an dem späten Siege,
Die wohlgebrauchten Waffen hingelegt?

Wohl gut! denn ob man sieh', ob unterliege,
Der Feind bleibt ewig ganz und unbewegt,
Ist Allgemeinheit des Gemeinen Wiege,
Tilgst du ein Kraut, das Samen wieder trägt.

Dir stand es frei, du hast mit eignem Wählen
Der Waffen edlen Dienst dir ausersehn,
Auf Freigeworbne darf das Heer nicht zählen.

Doch wir, die zu der Fahne wir geschworen,
Uns ziemt, bis zu dem letzten Hauch zu stehn,
Daß, ob der Sieg, die Ehre nicht verloren.

Ständchen.

Musik von Franz Schubert.

(1824.)

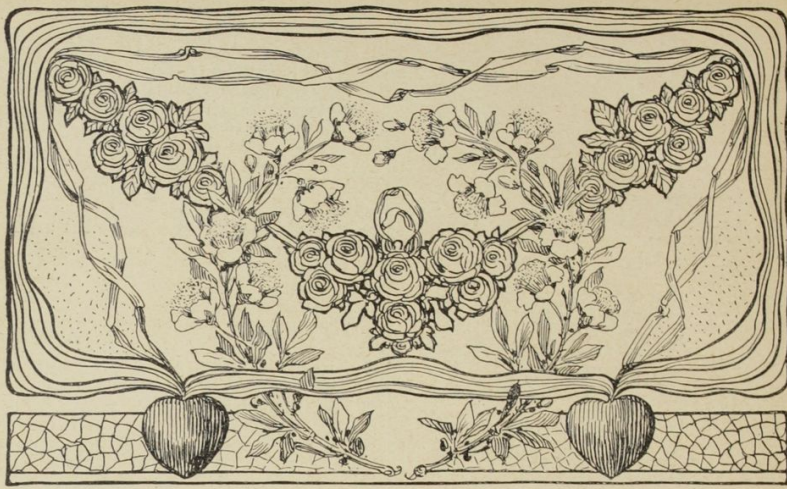
Zögernd, stille,
In des Dunkels nächt'ger Hülle
Sind wir hier;
Und den Finger sanft gekrümmt,
Leise, leise
Pochen wir
An des Liebchens Kammertür.

Doch nun steigend,
Hebend, schwellend,
Mit vereinter Stimme Laut
Rufen aus wir hochvertraut:

Schlaf' du nicht,
Wenn der Neigung Stimme spricht!
Sucht' ein Weiser nah und ferne
Menschen einst mit der Laterne,
Wie viel seltner dann, als Gold,
Menschen, uns geneigt und hold?
Drum, wenn Freundschaft, Liebe spricht,
Freundin, Liebchen, schlaf du nicht! —

Aber was in allen Reichen
Wär' dem Schlummer zu vergleichen?
Was du hast und weißt und bist,
Zahlt nicht, was der Schlaf vergißt.
Drum statt Worten und statt Gaben,
Sollst du nun auch Ruhe haben;
Noch ein Grüßchen, noch ein Wort,
Es verstummt die frohe Weise,
Leise, leise
Schleichen wir uns wieder fort.

*) Zu einem Gemälde von Waldmüller.



Einfache Myrten . . .

(1810.)

Einfache Myrten
Krönen die Braut,
Wird sie dem Teuern,
Dem Liebsten getraut.

Du schmückst der Tochter
Stirne, wie Schnee,
Sinnig mit Rosen,
Distel und Klee.

Dornig die Bürde,
Grün ihr Geschick,
Rosen der Liebe
Fesseln das Glück.

Vater Unser.

(1821.)

(Zu J. Führichs Umrissen, Fragment.

Hör' uns Gott, wenn wir rufen!
Wir alle deine Kinder:
Eingehüllt im Mantel deiner Liebe,
Hingelagert zu den Füßen deiner Macht,
Angeschmiegt an deine Vaterbrust:
Wir alle deine Kinder:
Vater unser! —

Ob wir gleich Staub sind und Spreu,
Gestern geboren, morgen tot,
Ein Nichts im All, das Nichts war, eh' du riefst;
Ob unsre Erde gleich, die groß uns dünkt,
Ein Sandkorn ist im Unermeßlichen,
Das du hinwegbläs'st, wenn dir's wohlgefällt,
Wie man den Staub vom Tische bläst;
Und du der Mächt'ge bist ob allen Mächt'gen
Und über den Gewalt'gen der Gewalt'ge,
Der Herr der Herrn, so hoch ob aller Höhe,
Daß der Gedanke selber, der dich sucht,
Auf halbem Wege schwindelnd rückwärts kehrt;

Doch siehst du uns, doch hörst du uns
Von deiner Allmacht hochgestelltem Thron,
Doch sorgst du, hilfst du, Großer, Mächt'ger,
Hoher,
Der du bist im Himmel!

Wag' ich es, dich auszusprechen?
Bin ich es wert, dich zu nennen?
Das kleinste von den Werken deiner Hand?
Hohes beuge sich und Höchstes;
Ehre sei dir und nur dir allein;
Allgütiger, Allweiser,
Offenkund'ger, Geheimnisvoller,
Uranfang, ohn' Ende!
Schöpfer, Beschützer, Erhalter!
In stumme Ehrfurcht
Sinke hin der Erdkreis.
Geheiliget werde dein Name!

Wohl hast du die Erde schön gemacht,
Und ich danke dir drum, mein Herr und Vater.

Blumen sind da und Früchte, Quellen und Bäume,
Frühlingslust und Sommerfreude, alles aufs beste;
Auch gute Menschen, die dir dienen und recht tun.
Aber ich kenne doch was Schönres, mein Herr und Vater,
Und als hätt' ich's gesehn einmal in frührer Zeit,
Schwebt es mir vor, in meinen besten Tagen;
Ein Land, wo dieser Körper nichts begehrt
Und, wenn es nichts gewährt, auch nichts versagt;
Wo der Gedanke Willen ist,
Und Willen ist die Tat;
Die Tat im Wollen und im Denken schon;
Das Land, wo, unsrer Sonne gleich, das Recht
Und, wie der Mond, die Pflicht den Tag und Nächten leuchtet;
Wo das Gefühl nicht blind –
Und der Verstand nicht taub ist allzumal;
Dort möcht' ich sein, mein Herr und Vater,
Bei dir, in deiner Nähe;
Und darum, Herr, o höre!
Zu uns komme dein Reich!

Ich bin kurzsichtig und schwach,
Kaum das Nächste erreicht mein Blick;
Der Zukunft Ferne ist mir verschlossen:
Was gut gemacht schien, zeigte sich schädlich,
Und wo Gefahr ich sah, erschien mir Gutes.
Auch hab' ich das Schlimme wohl gar gewollt,
Ja, das Schlimme gewollt, mein Herr und Vater!
Der mir der Nächste war, ich hab' ihn gekränkt,
Bekümmert hab' ich, die mich liebten,
Den Zorn ließ ich walten ob meinem Tun;
Des Fremden Weh war nicht immer mein eignes.
Hab' ich immer gelohnt dem, der Gutes mir tat?
Immer getan, was als Bestes sich zeigte?
Vater! wohl gar das Schlimme hab' ich getan,
Kurzsichtig, wie ich war und schwach;
Daher walte du ob mir und meinem Tun,
Führe mich, leite mich,
Und nicht meiner, Herr,
Dein Wille geschehe!

Wenn wir all' uns liebten hienieden,
Wie du uns liebst, mein Herr und Vater;
Wenn der Mensch den Menschen säh' im Freunde,
Und auch in seinem Feinde nur den Menschen,
Dann wäre nicht dort oben bloß dein Reich,
Auch unter uns wär' es, auch hier, hienieden,
Und der Liebe Machtgebot geschäh'
Wie im Himmel, also auch auf Erden.

Mirjams Siegesgesang.*)

(1828.)

Rührt die Zimbel, schlagt die Saiten,
Laßt den Hall es tragen weit;
Groß der Herr zu allen Zeiten,
Heute groß vor aller Zeit.

*) Als Cantate-Text für Franz Schubert, und von ihm komponiert.

Chor.
Groß der Herr zu allen Zeiten,
Heute groß vor aller Zeit.
Aus Ägypten vor dem Volke,
Wie der Hirt den Stab zur Hut,
Zogst du her, dein Stab die Wolke,
Und dein Arm des Feuers Glut!

Chor.
Zieh ein Hirt vor deinem Volke,
Stark dein Arm, dein Auge Glut.
Und das Meer hört deine Stimme,
Tut sich auf dem Zug, wird Land.
Scheu des Meeres Ungetüme
Schaun's durch die kristallne Wand.

Chor.
Wir vertrauten deiner Stimme,
Traten froh das neue Land.
Doch der Horizont erdunkelt,
Roß und Reiter löst sich los,
Hörner lärmen, Eisen funkelt:
Es ist Pharao und sein Troß.

Chor.
Herr, von der Gefahr umdunkelt,
Hilflos wir, dort Mann und Roß.
Und die Feinde, mordentglommen,
Drängen nach auf sichrem Pfad;
Jetzt und jetzt — da horch, welch Säuseln,
Wehen, Murmeln, Dröhnen — Sturm!
's ist der Herr in seinem Grimme,
Einstürzt rings der Wasserturm.
Mann und Pferd,
Roß und Reiter,
Eingewickelt, umsponnen
Vom Netze der Gefahr.
Zerbrochen die Speichen ihrer Wagen,
Tot der Lenker, tot das Gespann.
Tauchst du auf, Pharao?
Hinab, hinunter,
Hinunter in den Abgrund,
Schwarz wie deine Brust.
Und das Meer hat nun vollzogen,
Lautlos rollen seine Wogen,
Nimmer gibt es, was es barg,
Eine Wüste, Grab zugleich und Sarg.

Chor.
Tauchst du auf, Pharao?
Hinab, hinunter,
Hinunter in den Abgrund,
Schwarz wie deine Brust.
Schrecklich hat der Herr vollzogen,
Lautlos ziehn des Meeres Wogen;
Wer errät noch, was es barg?
Frevlergrab zugleich und Sarg. —
Drum mit Zimbeln und mit Saiten
Laßt den Hall es tragen weit,
Groß der Herr zu allen Zeiten,
Heute groß vor aller Zeit.

Chor.
Groß der Herr zu allen Zeiten,
Heute groß vor aller Zeit.

Herkules und Hylas.

(1832.)

Hylas! Hylas! ruft der Alcide
Laut an Mysias Felsengestad;
Ob schon wankend und Weges müde,
Klimmt er hinan den steinigten Pfad.
Den seine Brust zum Liebling erkoren,
Hylas, den schönen, hat er verloren;
Und schon die Nacht, die verhüllende, naht.

Suchend nach Wasser, ging er, der Knabe,
Mit dem Krug auf dem lockigen Haupt,
Sich und dem durstenden Freund zur Labe.
Doch durch die Pfade, waldigt umlaubt,
War er gegangen und nicht mehr gekommen,
Dunkel nur ward die Sage vernommen,
Daß ihm die Nymphen den Knaben geraubt.

Denn, als den Krug in emsigen Handen,
Übergebeugt in den spiegelnden See,
Er am Ufer schöpfend gestanden,
Hab' es gequollen vom Grund in die Höh' —
Glänzende Stirn' und Augen und Wangen
Und zwei Hände, von denen umfangen,
Hylas versank in den wallenden See.

Solches, von zagenden Hirten erzählet,
Hört des Herakles heilige Macht,
Und, von Zorn die Sehnen gestählet,
Dringt er durch Klippen und Waldesnacht.
Recht hat die schwankende Kunde geleitet,
Siehe, schon liegt weithin verbreitet
Vor ihm der See in ruhiger Pracht.

Hin ans Ufer tritt er im Grimme
Und schreit hinaus in die neblichte Luft:
Hylas! Höre des Freundes Stimme!
Komm wieder! — Und, die in felsiger Kluft
Ihr euch vermeßt, den Geliebten zu halten,
Fürchtet des Donnerers höchste Gewalten,
Denn sein Erzeugter ist's, der zu euch ruft!

Alma von Goethe.*)

Das hast du nicht gedacht, Gewalt'ger du,
Als du noch weiltest in der Menschheit Schlacken,
Daß einst dein Enkelkind frühzeit'ge Ruh
Soll finden in dem „Lande der Phäaken".

Und daß der Mann, der schüchtern vor dir stand,
Den Blick gesenkt vorm hehren Strahl des deinen,
Am fabelgleichen fernen Ilsterstrand
Bei ihrem offnen Grabe werde weinen.

Es kommt so manches anders, als man meint,
Und ist gekommen, warst du gleich der Weise;
Die Sonne, wenn sie hoch im Mittag scheint,
Senkt schon zum Untergang sich mählich leise.

Nach neuen Zonen wendet sich der Geist
Und läßt, was blank, in grauem Dunkel rosten,
Ist doch, was uns der ferne Westen heißt,
Für andre Völker auch zugleich ein Osten.

So drang dein Wort, so kam dein Enkelkind
In unser Morgenrot-bestrahlten Fluren;
Hoch schlug mein Herz, verschönt, wie Weiber sind,
In ihr zu finden deiner Züge Spuren.

Und so trat ich, zu huld'gen, in den Saal,
Wo schon das Teegerät die Tische krönte,
Die Frau begrüßend, deines Sohnes Wahl,
Die dir des Lebens Abendrot verschönte.

Doch war kein weiblich Wesen sonst im Kreis,
Nur Herren, schwarz, als wär' ein Sarg zur Stelle;
Da öffnet sich die Tür, und hell und weiß
Tritt kinderhaft das Mädchen auf die Schwelle.

Die ich gedacht mir in der Hoheit Schein,
Von angestammter Herrlichkeit erglänzend,
Ein Teebrett in den Händen, trat sie ein,
Demütig Brot zum heißen Trank kredenzend.

Doch war's, als ob dem Erlenkönig gleich
Des Ahnherrn Geist ob ihrem Scheitel schwebte,
Und sie, das Kind, dem Kind im Liede gleich,
Vorm Anhauch einer geist'gen Ladung bebte.

Wie an dem Eichstamm, den der Blitz geneigt,
Die Blume hell empor die Blätter richtet,
Als ob nicht dein Erzeugter sie erzeugt,
Als ob ihr Ahn sie Klärchen-gleich gedichtet.

Sie fühlte wohl den Wink der fernen Hand,
Die Sehnsucht nach dem Land der reinen Lilien,
Und ging dahin, so stamm- als wahlverwandt,
Verwaisend und verdoppelnd die Ottilien.

Du aber schaust mit ernstem Blick herab,
Wo sie der Grund, Beethoven nah, verschlungen,
Und sprichst kopfschüttelnd ob dem frühen Grab:
„Das war dir an der Wiege nicht gesungen!"

*) Gestorben am 19. Sept. 1844.

Fabeln und Parabeln in Prosa.

1. (1809.)

Ein Knabe fand einst im Garten eine Rose. Ihr lieblicher Geruch entzückte ihn. „Wie schön bist du, herrliche Blume," sprach er, „wie balsamisch duftest du! Wie süß muß erst dein Geschmack sein!" Er nahm hastig einige Blätter in den Mund, aber wie verzog sich sein Gesicht als er die unvermutete Bitterkeit auf seiner Zunge schmeckte. „Nichtswürdige Betrügerin," schrie er, und warf die lieblichste aus Floras Töchtern unwillig von sich, „Betrügerin, wie hat mich deine glatte Außenseite hintergangen!" „Nicht ich, du selbst hast dich betrogen," erwiderte die Rose; „wer hieß dich von mir mehr als Duft verlangen!"

2. (1811.)

Ein Herr betrat seinen Garten. Er sah die prangende Rose, das duftende Veilchen, den früchtebeladenen Pfirsichbaum, und er freute sich ihrer, und reinigte und begoß sie. Da rief

ihm ein Dornstrauch, der durch Nachlässigkeit des Gärtners in einem Winkel wucherte, zu: „Diese elenden Gewächse bewunderst du und mich würdigst du keines Blicks?" „Was ist dein Verdienst?" versetzte der Herr . . . „duftest du lieblich? Erheitert die Schönheit deines Farbenspiels? Trägst du süße Früchte?" „Nichts von dem allen," erwiderte hochmütig der Dornbusch. „Was tust du denn?" „Ich steche!" „Ha, Unseliger, du prahlst noch?" rief zürnend der Herr. „Herbei, Gärtner, und wirf mir den Stechenden auf den Mist, er soll mir nicht im Kreise dieser Lieblichen stehn!" — Und das Urteil ward an dem Rezensenten vollstreckt.

3. (1811.)

Ein Knabe hörte eine Glocke lieblich tönen. Entzückt über ihren Klang nahm er sie von der Schnur, umfaßte sie kindisch mit beiden Händen und versuchte den vorigen Ton ihr zu entlocken. Vergebens, ein mattes Geklapper war alles, was er hörte. Verächtlich warf er sie in einen Winkel. „Totes Metall!" rief er. „Sei nicht ungerecht!" versetzte die Glocke. „Ich töne lieblich, doch frei muß ich schweben in freier Luft; wie die rauhe Körperwelt mich berührt, verstumme ich." Weine, Genie, daß niemand diese Lehre begreifen will!

4. (1821.)

Als Jupiter den Stier erschuf, spottete Momus des neuen Geschöpfes, daß es die Hörner an der Stirne hätte, statt an der Brust, wo sie doch ungleich wirksamer sein müßten. Er hatte schon eine Weile geredet, ehe Jupiter sich umsah und ausrief: „Elender Spötter! Tadelst du die Stellung des Horns? Der du nicht gewußt hättest, was ein Horn und ein Stier für Dinge sind, bevor ich dir's, schaffend, gezeigt!"

5. (1822.)

An einem schönen Tage, als von allen Seiten Fischerkähne in die See stachen, lag ein zum Auslaufen bereites Meerschiff unbeweglich auf der Reede. Ein Müßiger, der zusehend dastand, rief dem Kapitän zu: „Schämst du dich nicht mit deinem großen Schiffe stille da zu liegen, indes die kleinsten Kähne lustig dahinrudern?" „Freund," erwiderte der Kapitän, „bei Fischerkähnen ist's mit Rudern getan; ein Linienschiff muß auf günstigen Wind warten."

6. (1822.)

Ich führte neulich einen in meinen kleinen Garten und zeigte ihm meine Nelkenflor. Er betrachtete sie eine Weile aufmerksam, dann wandte er sich zu mir, indem er sagte: „Gibt's wohl auf der Welt schönere Blumen als die Rosen?" Ich hatte erwartet: Nelken; doch langte ich ihm eine saftige Birne vom Baume. Sie essend, schlürfte er: „Und was Ihr Nachbar für Pfirsiche hat! Götterobst!" Er nahm darauf Abschied und noch vor dem Tore betrachtete er mein Haus. „Ja," sprach er, „wenn es dort oben auf dem Hügel stünde!" „Ja," dachte ich, „wenn du beim Teufel wärst!"

7. (1837.)

Der Rabe saß auf einem hohen Baume und hielt ein Heiratsprojekt im Schnabel. Der Fuchs, von dem fetten Geruche angelockt, schlich herbei, stellte sich unter den Baum, hob den Kopf und sprach: „Du schöner Vogel! Mit Unrecht nennt man dich schwarz, du hast vielmehr eine größere Ähnlichkeit mit dem Pfau als du selbst weißt. Wenn du nur auch Prinzipien hättest!" Der Rabe wollte: Legitimität krächzen, öffnete den Schnabel und das Heiratsprojekt fiel herab, der listige Preuße aber hob es auf und lief damit davon.

8. (1837.)

Es war ein Mann, der hatte ein edles, stolzes Pferd. Es schien ihm aber zu überkräftig, und da er kein sonderlicher Reiter war, fürchtete er, einmal abgeworfen zu werden. Er setzte daher dem Tiere durch Hunger und Quälereien aller Art so lange zu, bis es lammfromm geworden war und allerdings ein Kind es hätte reiten können. Nun wurde der Mann aber von seinen Feinden überfallen und da es galt, fehlte dem sonst so feurigen Renner Kraft und Mut, so daß der Übervorsichtige in die Hand seiner Widersacher geriet und elendiglich zugrunde ging.

9. (1838.)

Ein Schmetterling verirrte sich in mein offenstehendes Fenster und geriet zwischen die Doppelscheiben der geschlossenen obern Flügel. Da mühte er sich nun ab, aus der durchscheinenden Scheidewand herauszukommen, aber vergebens, weil er immer mehr einkerkerte. Endlich verlor er die Kraft und sank herab — zwischen die offenstehenden untern Fensterflügel, wo er dann leicht ins Freie kam. So wird es der deutschen Poesie gehen.

Rudolf und Ottokar.

(Um 1819.)

1.

Im ersiegten Ungarlager
Steht der Böhmen hoher König,
Seines Landes Hort und Säule,
Fürst Przemisl Ottokar.

Hoch empor das Haupt geworfen,
Steht er da im blanken Harnisch,
Schwarz, vom unbehelmten Scheitel,
Wallt herab sein dunkles Haar,

Und mit aufgespannten Sinnen
Sieht die Flucht er seiner Feinde,
Hört den Jubel er der Seinen,
Fühlt er das Gefühl des Siegs.

Da kommt Rudolf angeschritten,
Der von Habsburg, Schenk des Königs,
Seinen Degen in der Scheide,
Einen zweiten in der Hand.

Und zu seines Königs Füßen
Legt er hin die blanke Waffe,
Sprechend: „Nimm dies Siegeszeichen,
Nimm des Ungarkönigs Schwert!

Auf der Flucht hat er's verloren,
Und was ihm dies Schwert gewonnen,
Östreich und die Mark von Steier
Ist jetzt dein, wie dieses Schwert!"

Rasch danach mit beiden Händen
Greift der Fürst und hält's und jubelnd
Ruft er aus: „Mein Feind im Staube!
Wem dank' ich dies höchste Glück?"

„Wem?" versetzt der Graf von Habsburg,
Hebt die Hand und mit dem Finger,
Noch gepanzert aus dem Treffen,
Zeigt er in die Höh' und spricht:

„Ihm, der herrschet ob den Herrschern,
Der gewaltigt die Gewalt'gen,
Dem das Glück des Böhmenkönigs,
Was des Ungarkönigs Glück!"

Und der stolze Fürst der Böhmen
Schüttert leis' in sich zusammen,
Sieht auf ihn jetzt, der gesprochen,
Jetzt aufs Schwert in seiner Hand.

Und mit einem Blick zum Himmel
Sinkt er nieder auf die Knie,
Legt das Schwert aus seinen Händen
Und die Hände auf die Brust;

Tief gesenkt das Haupt zur Erde
Kniet er auf dem Siegesfelde,
Nah' bei ihm der Graf von Habsburg,
Weiter weg das ganze Heer.

2.

„Ruhm und Sieg!" ruft's durch die Stille,
Und auf schwarz gewalt'gem Rosse
Sprengt heran in wilden Sätzen
Zawisch, Herr von Rosenberg.

„Ruhm und Sieg!" ruft er noch einmal,
Springt vom Roß und vor dem König,
Der erstanden vom Gebete,
Wirft er tief sich neigend hin.

„Deine Feinde mögen knien,
Um Erbarmung, Schonung flehend,
Du, o Herr! steh fest und aufrecht,
Fest und aufrecht, wie dein Glück!

Östreich huldigt dir und Steier,
Und mit Böhmen und mit Mähren
Eint es sich zum Strahlenkranze
Um die Scheitel deiner Macht.

Wer mag gegen dich bestehen?
Staunend beugt sich dir der Weltteil,
Der seit Carol Magnus' Zeiten
Noch kein Reich wie dein's gesehn.

Eins nur fehlte deinem Glücke,
Eins, o König: du bist erblos,
Und dein Reich mit dir geboren,
Sinkt mit dir in eine Gruft.

Doch auch das soll nicht mehr fehlen!
König Bela bietet Friede
Und, samt Östreichs weitem Erbe,
Seiner schönen Nichte Hand.

Nimm sie an! Statt Margaretens,
Alternd deiner Kraft gesellet,
Stehe blühend Kunigunde,
Frucht versprechend durch ihr Blühn.

Ich sah sie auf meinen Zügen,
Schöneres ward nie gesehen,
Und wie sie von dir gesprochen —
Herr! beglücke dich und uns!"

Da schilt zornig der von Habsburg:
„Mag es Ungarns König wagen,
Einer Gattin rechtem Gatten
Anzubieten neuen Bund?

Hat den Ruf er nicht vernommen,
Der die Krone nennt der Frauen
Böhmens Fürstin, Margareta,
Abbild aller Huld und Zucht?

Soll ich, Herr! des Ungarn Boten,
Die so freventlich gesprochen,
Heimwärts senden, schmachbeladen,
Wie ihr Antrag, ihr Empfang?"

Und er schweigt und alle schweigen,
Doch der König, aufgerichtet,
Wendet ab sich ohne Antwort,
Schreitet stumm nach seinem Zelt.

An dem Eingang steht er stille,
Winkt, rückblickend, mit dem Finger.
Zawisch folgt, dem Wink gehorsam,
Und die Decken fallen zu.

Still wird's um das Zelt; die Menge
Eilt zur Ruhe, nur Herr Rudolf
Liegt am Eingang hingeworfen,
In die Hand das Haupt gestützt.

Und die Sonne geht zur Rüste,
Abgelegt die Strahlenkrone,
Ruht sie scheidend auf den Bergen,
Sinkt dann tiefer und erlischt.

Da springt auf der Graf von Habsburg,
Blickt noch einmal nach der Sonne,
Dann zurück zum Zelt des Königs
Und geht schweigend durch die Nacht.

3.

In der Kammer sitzt die Fürstin
Bei den Zofen, Margareta,
Spinnend, sie, die Kinderlose,
Garn zum Kleid für arme Kinder.

Und sie schafft und spinnet emsig,
Als wär' vieles zu gewinnen,
Mehr als Wohltuns stille Freude,
Waisendank und Gotteslohn.

„Fördert euch," mahnt sie die Mägde,
„Daß wir unser Werk vollenden,
Kehrt mein Herr von seinem Zuge,
Gibt es anderlei zu tun."

„Kommt er bald?" die Mägde fragen,
„Briefe hab' ich nicht," versetzt sie,
„Krieg gönnt Weile nicht zu schreiben,
Doch ich rechnete mir's aus:

Sieben Tage bis zur Grenze,
Dort steht Bela mit dem Heere,
Dann — ich weiß es wohl, der Rasche
Kriegt nicht lang und trifft mit Macht.

Doch geh eine auf die Gassen,
Mancher hat im Volk wohl Kunde
Von dem Kriege, von dem Heere,
Sichres hören wir vielleicht.

Eben jetzt, horch! tönen Stimmen,
Laute Stimmen vor den Pforten.
Ach! er naht wohl schon, der König!
Schnell hinab und sagt mir's an!"

Hin zur Türe eilt die Zofe.
Da eröffnen sich die Flügel,
Und herein mit Stab und Inful
Tritt der Bischof Adalbert.

„Naht mein Gatte?" ruft die Fürstin,
„Ja, er naht, allein vorerst noch,"
Spricht der Hirte, „harrt ein wenig,
Hört sein Wort aus meinem Mund.

Nicht mehr duldet's sein Gewissen,
Daß mit Euch, so die Gelübde
Einst getan im Trierkloster,
Er verharr' im Eheband:

Drum zur Macht der heil'gen Kirche,
Die da bindet und da löset,
Ob das Ärgernis sie sühne,
Hat er flehend sich gewandt.

Und die Kirche hat gelöset,
Was mit Sünde war gebunden,
Gibt Euch wieder dem Gelübde,
Ihm die Freiheit neuer Wahl.

Und schon naht er, ihm zur Seite
Kunigunde, Belas Nichte,
Des erlauchten Ungarkönigs;
Weicht in Frieden, denn Ihr müßt!"

Längst geendet hat der Redner,
Und die Fürstin steht und horcht noch.
Jetzt neigt sie das Haupt und schweigend
Geht sie leis' der Türe zu.

Nach der Klinke sucht sie lange;
Um zu öffnen eilt die Zofe,
Da, ins Aug' der Herrin blickend,
Sieht sie es in Tränen schwimmen.

4.

Horch, Drommeten, Trommeln schallen:
„Hoch der König! Heil dem Sieger!
Heil der Braut, der Ungarntochter;
Kunigunde, Ottokar!"

Und durch Pragas weite Gassen
Wälzt sich schallend das Gepränge,
Ottokarn, den Herrn, umgebend,
Hoch zu Roß mit seiner Braut.

Auf tun sich des Schlosses Pforten,
Auf die Säle, die Gemächer.
In der Väter alte Hallen
Tritt der Sohn — der Alte nicht!

Freudeglühend blickt er um sich,
Auf dem Thron, der ihm bereitet,
Sitzt er neben Kunigunde,
Freudeglühend so wie er.

Still ist es nun recht geworden,
Und der Fürst steht auf zu reden;
Da, Drommetenklang von neuem,
Pferdgestampf in lautem Hof.

Östreichs Ständ' und die von Steier
Sind gezogen durch die Pforten,
Bringend ihres Landes Huld'gung
Ihres Landes neuem Herrn.

Auf des Schlosses breiten Stufen
Schallen nahend ihre Tritte;
Jetzt gelangt vors Aug' des Königs,
Kniet ihr Führer und beginnt;

Doch zum Spruch kann er nicht kommen,
Denn betäubend ruft's von außen:
„Heil dem König, Böhmens König;
Heil dem Kaiser Ottokar!"

Kaiser? Alles steht und lauschet,
Klar wird bald des Rätsels Deutung,
Denn von Deutschlands Wahlvereine
Treten Abgesandte ein.

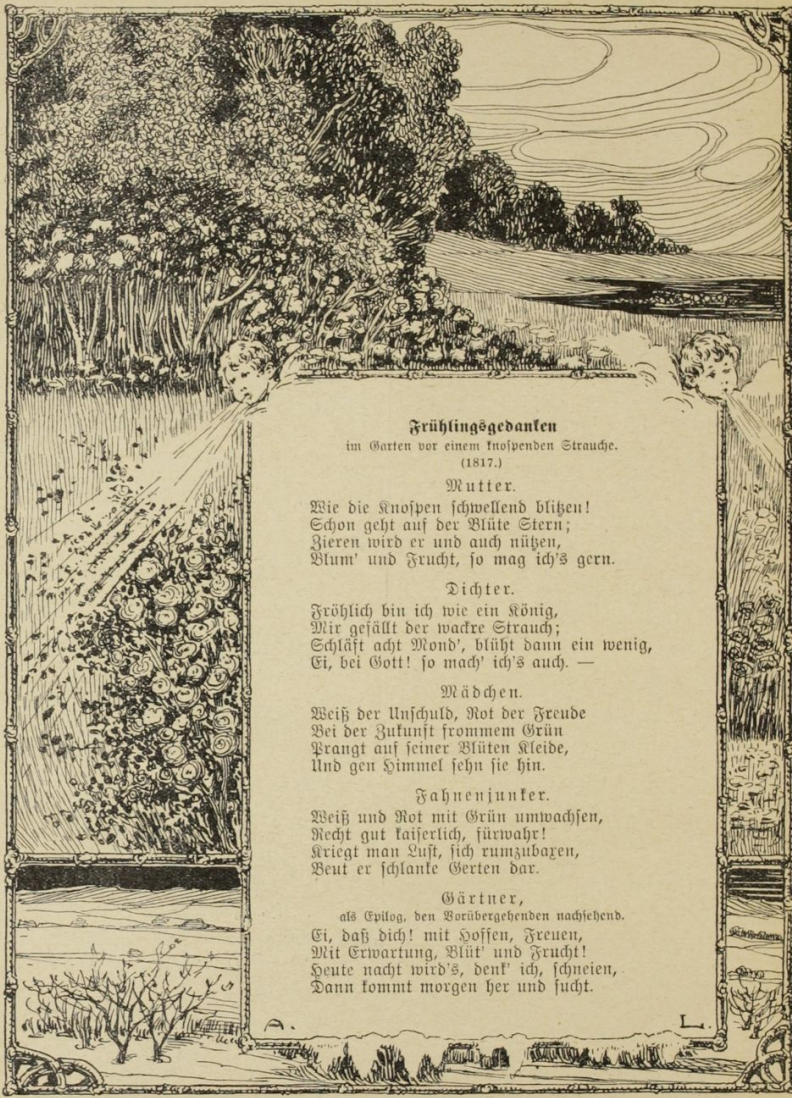
Und — „Des heil'gen röm'schen Reiches
Deutschen Volks gemeine Fürsten
Rufen," lautet ihre Botschaft,
„Böhmens Herrn auf Deutschlands Thron."

Da faßt Jubel alle Böhmen:
„Heil dem König! Heil dem Kaiser!"
Doch der Fürst springt auf vom Sitze
Und steht da und schaut und sinnt.

Tiefes Schweigen herrscht im Saale,
Endlich spricht der Wahlgesandte:
„Welche Antwort mag ich bringen
Denen, die mich hergesandt?"

Und gewandt zu seinem Kanzler
Spricht der Fürst: „Bedeutet diese,
Daß sie harren, bis uns gut dünkt,
Zu entscheiden ihr Gesuch.

Deutschland war uns oft entgegen
Auch so groß sind unsre Reiche,
Fast zu groß für einen Lenker;
Doch vielleicht — er harre nur!"



Frühlingsgedanken

im Garten vor einem knospenden Strauche.
(1817.)

Mutter.

Wie die Knospen schwellend blitzen!
Schon geht auf der Blüte Stern;
Zieren wird er und auch nützen,
Blum' und Frucht, so mag ich's gern.

Dichter.

Fröhlich bin ich wie ein König,
Mir gefällt der wackre Strauch;
Schläft acht Mond', blüht dann ein wenig,
Ei, bei Gott! so mach' ich's auch. —

Mädchen.

Weiß der Unschuld, Rot der Freude
Bei der Zukunft frommem Grün
Prangt auf seiner Blüten Kleide,
Und gen Himmel sehn sie hin.

Fahnenjunker.

Weiß und Rot mit Grün umwachsen,
Recht gut kaiserlich, fürwahr!
Kriegt man Lust, sich rumzubaxen,
Beut er schlanke Gerten dar.

Gärtner,
als Epilog, den Vorübergehenden nachsehend.

Ei, daß dich! mit Hoffen, Freuen,
Mit Erwartung, Blüt' und Frucht!
Heute nacht wird's, denk' ich, schneien,
Dann kommt morgen her und sucht.

A. L.

G. Aphorismen und Sprüche.

a) Selbstbekenntnisse.

Am fünfzehnten Jänner geboren,
Gestorben? — ich weiß noch nicht, wann?
Kömmt einst dir das Datum zu Ohren,
So füg's zur Ergänzung hier an.

Und hast du es niedergeschrieben,
So hast du mich ganz, auf ein Haar;
Was etwa noch übrig geblieben,
Wird wohl nach dem Tode erst wahr.

Gescheit gedacht und dumm gehandelt,
So bin ich mein Tage durchs Leben gewandelt.

Du nennst mich Dichter? Ich bin es nicht,
Ein andrer sitzt, ich fühl's, und schreibt mein Leben,
Und soll die Poesie den Namen geben,
Statt Dichter, fühl' ich höchstens mich Gedicht.

Ich führe den Pflug in dem leeren Feld,
Da wird denn nach mir die Scholle bestellt
Von manchem, der besser und klüger;
Doch wie sie auch reich die Ernte bringt,
Denkt, wenn schon wartend die Sichel klingt,
An den heimgegangenen Pflüger.

Glaubt ihr, man könne kosten vom Gemeinen,
Man muß es hassen, oder ihm sich einen.
Und tränkst du heute Götterwein,
— Jüngst noch Genosse schmutz'ger Zecher —
Du schenkst ihn auf die Hefen ein,
Die dir dein Gestern ließ im Becher.

Gott sagte: Nein,
Ich aber sagte: Ja;
Doch als ich es ins Werk gesetzt,
Stand nur ein Nein mir da.

Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehn,
So wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehn.

Will unsre Zeit mich bestreiten,
Ich laß es ruhig geschehn,
Ich komme aus andern Zeiten
Und hoffe, in andre zu gehn.

Was hängt ihr euch an mich und meinen Lauf
Und strebt dem Höhern plumpen Dranges wider?
Ich zieh' euch, merk' ich, nicht zu mir herauf,
Doch ihr, weiß Gott, mich auch zu euch nicht nieder.

Einem Kritiker.

1.

Wähnst du denn, ungestraft mich zu schlagen, zorniger Streiter,
Mit dem gewaffneten Fuß? Bin doch nicht krank und nicht alt.

2.

Eigne Gedanken sprichst du mir ab? Auch sind es nicht eigne:
In der Weihe Moment gab sie die Muse mir ein.

3.

Eins die Göttin noch sprach, als sie den Bann mir verhängte,
Den euch erzählt' mein Gedicht, eins, das zuvor ich vergaß:
Mühe, sprach sie, dich ab, und erzögst du Rosen und Nelken,
Fresse gehörntes Vieh dumpf deine Blumen als Gras.

4.

Schmäht, so viel euch beliebt, ihr laut rezensierenden Zungen!
Über den Reichen zu Pferd schimpft ja das Volk, das zu Fuß.

5.

Auf! erneue den Streit! So oft du schwingst den Knittel,
Send' ich aus sicherer Höh' goldene Pfeile herab.

Einem Zensor.

1.

Belle, belle nur zu! So sehr du, Köter, auch bellest,
Kriegst du den Mond nicht herab, kommst du zu ihm nicht hinauf.

2.

Daß du, Freund, nicht schreiben kannst,
Wissen wir gesamt;
Aber lesen lerne doch,
Das gehört zum Amt.

3.

Macht Poesie dich gar so wild,
War's immer so der Brauch;
Sie ist nicht bloß ein Spiegelbild,
Sie ist ein Spiegel auch.

4.

Wälz' immer dich in Schlamm und Kot,
Und spritze, spritz' nur zu:
Wer weiß? du liebst mich endlich noch,
Bin ich beschmutzt wie du.

5.

Nicht fordr' ich, daß du gut mir heißt,
Was du so eifrig schmähst,
Nur daß du's zu dem Vielen reihst,
Wovon du nichts verstehst.

6.

Du nennst mich klein? Ich glaub' es wohl,
Das Auge täuscht oft widrig.
Die Optik macht das alles klar,
Mein Freund, du stehst zu niedrig!

Weil mich Geselligkeit mit vielen nicht vereint,
Hält man mich hie und da für einen Menschenfeind.
Euch flieht nur mein Verstand, mein Herz ist euch geblieben,
Und ich entferne mich, um fürder euch zu lieben.

Jung, warst du alt durch Krankheit,
Bist jung nun, weil gesund,
Doch Alter und Krankheit der Seele
Bleibt ewig grau und wund.

War ich als Dichter gleich geboren,
So kam's doch nie zur echten Klärung;
Im Anfang wat's nicht ausgegoren,
Dann ging's gleich in die faule Gärung.

Die Knechtschaft hat meine Jugend zerstört,
Des Geistesdrucks Erhalter,
Nun kommt die Freiheit sinnbetört
Und raubt mir noch mein Alter.

Daß ich starrsinnig mitunter sei
Und wieder nachgiebig zum Teile:
Wie den Löwen das Hahnengeschrei,
Zähmt mich die Langeweile.

Du mit dem starren Auge der Meduse,
Hartnäckigkeit! du finster schau'nde Magd;
Begeistre du mich denn, sei meine Muse,
Da alles andre mir den Dienst versagt.

Kritik.

Von unsern Kunstrichtern die bestgenannten
Sind gegen mich gar strenge Richter;
Sie protestieren eben als Protestanten,
Und ich — bin ein katholischer Dichter.

„Warum gibst deine Werke du endlich nicht heraus?" —
Mein Freund, bei schlechtem Wetter hält man sich gern zu Haus.

„Wie lang ist Ihre Muse stumm geblieben!" —
Die Launen der Frauen muß man ertragen.
„Warum haben Sie mir so lang nicht geschrieben?" —
Ich hatte Ihnen eben nichts zu sagen.

Deutsche Muster.

Ich sollte von euch lernen?
Da bin ich weit entfernt;
Geh' lieber zu den Fernen,
Von denen ihr gelernt.

Der Zeit Gedanken, unverzagt,
Nennt nach, ihr luft'gen Schreiber;
Ich geh' als Jäger auf die Jagd,
Und nicht, wie ihr, als Treiber.

Lohn und Verdienst vermählt sich nie,
Die Welt bleibt ewig unverwandelt;
Wär' so gewiß ich doch nur ein Genie,
Als man mich als Genie behandelt.

Ich fühle wohl meine Sünden,
Die alten, wohl gar auch neue;
Doch wenn ich die Wahrheit gestehen soll,
So fehlt mir die rechte Reue.

Die ew'ge Macht gibt nicht so viel,
Auf daß sie wieder nimmt;
Ich bin noch dasselbe Saitenspiel,
Allein zurzeit verstimmt.

An das Publikum.

So habt ihr mich vergessen?
O könnte euch ich's auch;
Doch euren Qualm von Albernheit,
Athm' ich in jedem Hauch.

„So ist dir erloschen der Musen Gunst,
Erlahmt dein ganzes Streben?"
Mein Freund, ich treibe die schwere Kunst,
In diesen Zeiten zu leben.

Mein Wissen ist gegen das eure ein Kind,
Fern sei, daß ich es leugne;
Nur daß eure Gedanken fremde sind,
Die meinen aber eigne.

Als liberal, einst der Verfolgung Ziel,
Jetzt nennt der Freiheitstaumel mich servil,
Nicht hier, noch dort in den Extremen zünftig,
Ich glaube fast, ich bin vernünftig.

Das Volk verehr' ich so wie ihr,
Die Masse zusamt dem Hebel,
Laßt ihr aus dem Volk die Besten weg,
So bleibt nur noch der Pöbel.

Einem Porträtmaler.

1.

Ich habe Menschen gemalt, wie du,
Und wagte Ähnlichkeit zu hoffen;
Doch stimmte die Menge nicht immer zu,
Am wenigsten, die am meisten getroffen.

2.

Ob schlecht das Bild, verfehlt von Haus,
Ob ähnlich doch zum Teile?
Mich deucht: so seh' ich wirklich aus,
Wenn ich mich langeweile.

Wie nehm' ich unter Unbekannten
Auf's höchste wunderlich mich aus;
Doch da sie mich nun Dichter nannten,
Wandr' ich getrost von Haus zu Haus.

Öffentliche Anerkennung.

Wie strahl' ich nicht im Ehrenglanz,
Das Höchste sollte mich kaum überraschen;
Sie vergolden mich am Ende ganz,
Nichts ausgenommen, als die Taschen.

Hofratstitel.

Dichter zu belohnen,
Sind Orden und Titel
Die besten Mittel.
Für Fiktionen:
Illusionen!

Weigert ihr mir eure Orden, so geschieht's nicht ohne Grund,
Für den Löwen Netz und Falle, und ein Halsband für den Hund.

Auszeichnung hier erwarte nie,
Denn das System verbeut's,
Man hängt das Kreuz nicht ans Genie
Nein, das Genie ans Kreuz.

Wie oft ich gefehlt,
Es sei nicht gezählt;
Doch was ich getroffen,
Läßt mich eine Zukunft hoffen.

In Ludwig Cramolinis Stammbuch.

(1865.)

Obgleich fremder Fürsten Diener,
Bleibst du bis zum letzten Hauch
Doch ein alter treuer Wiener,
Und, mein Freund, ich bleib' es auch.

Bei Empfang des Leopoldordens.

März 1849.

Gern mißte den Orden der Barde;
Ich trag ihn in eignem Sinn:
Mich mahnt er als eine Kokarde,
Daß ich des Kaisers bin!

Fortschritt.

Nur weiter geht euer tolles Treiben,
Von vorwärts! vorwärts! erschallt das Land;
Ich möchte, wär's möglich, stehen bleiben,
Wo Schiller und Goethe stand.

Was soll ich in eurer Mitte,
Wie wäre dazu mir wohl Fug?
Ihr seid mir zu weis' und zu klug,
Steht jenseits des menschlichen Zieles;
Ihr wißt nur zu viel und zu Vieles,
Und könnt mir zugleich nicht genug.

Literarische Besoldung.

Sind's auch Brosamen nur vom Tisch verzettelt,
Mag Grund und Anlaß auf sich selbst beruhn;
Da für mich keine Familie bettelt,
So muß ich es schon selber tun.

Der Hofkammer.

Nebenbuhler mir zu wecken,
Zählt ihr Dienst und Jahre auf?
Esel schätzt man nach den Säcken,
Aber Renner nach dem Lauf.

Schillerfest.

Der Fackelzug mit Saus und Braus
Liegt meinem Wesen ferne,
Komm' je ich aus meiner Tonne heraus,
Ist's nur mit einer Laterne.

Ich rede nicht, wo jeder spricht,
Wo alle schweigen, schweig' ich nicht;
Weh euch und mir, wenn je von uns ich wieder singe,
Ich bin ein Dichter der letzten Dinge.

Zum Schweigen fühlt der Mensch sich oft gestimmt
Durch mannigfach erwägende Betrachtung;
Doch was die Lust zur Antwort gänzlich nimmt,
Ist tiefgefühlte, herzliche Verachtung.

Gott meinte, es sei nun mit mir genug,
Und ließ mich fallen die Stufen herab von oben;
Die Menschen aber, die überklug,
Sie haben mich sorglich wieder aufgehoben.*)

(1867.)

Als Deutscher ward ich geboren,
Bin ich noch einer?
Nur was ich Deutsches geschrieben,
Das nimmt mir keiner.

*) Grillparzer war im Juni 1863 zu Tüffer über eine freie Stiege gefallen und als tot liegen geblieben.

Der Verfasser der Ahnfrau.

Des Unzufriednen stöbernde Jagd
Wird endlich widerlich,
Es klagt, wer so sehr über alles klagt,
Zuletzt doch nur über sich.

Kein Gedanke will halten lang,
Fruchtbringend keiner sich ergänzen,
Ich treibe geschäftigen Müßiggang
Und gebe allgemeine Audienzen.

Krankenbesuche.

Eine Ähnlichkeit, die ich mit Christus habe:
Nur die Weiber kommen zu meinem Grabe.

b) Kunst und Literatur.

Weil die Welt ein Wunder ist,
Gibt's eine Poesie;
Was ihr nach seinen Gründen wißt,
Reicht an ein Dasein nie.

Begabung.

Bildung ist das Gleichgewicht,
Talent ist ein Übergewicht,
Der Schwerpunkt nach einer Richtung
In Tätigkeit und Dichtung.

Die eine Vorschrift nenn' ich, durch die du alle erfüllst:
Habe Talent, mein Lieber, und schreibe, was du willst.

Willst du noch dazu die guten Autoren lesen,
So brauchst du nicht zu erfinden, was lange vor dir gewesen.

Vom Himmel träuft herab des Landmanns Segen,
Doch tränkt den Boden auch des Landmanns Schweiß,
Ist das Talent der gottgesandte Regen,
Ist, was die Frucht gibt, immer nur der Fleiß.

Was echte Poesie
So hoch vor allem stellt:
Sie ist der ganze Mensch
Und auch die ganze Welt.

Erklärung.

Fragt ihr mich, was das Schöne sei?
Seht zu, ob ich's verfehle.
Ein Gleichnis beut die Liebe mir:
Es geht vom Körper aus, gleich ihr,
Und endigt in der Seele.

Künstlerische Form.

Wenn des Kindes Organe fertig sind,
Weht der Geist sie an, wie Luft und Wind,
Das Umgekehrte ginge freilich geschwind,
Doch aus dem Geist macht man kein Kind.

Formenwechsel.

Der erste Stoff kommt aus Gottes Hand,
Draus spinnt seine Fäden der Verstand;
Doch soll das Gespinst dir Nutzen geben,
Muß neu das Gemüt es zum Stoffe weben.

Reflexion.

Das Denken ist nicht der Empfindung geschenkt;
Es wirkt als gestaltende Macht,
Nicht, was der Dichter beim Dichten denkt,
Nein, was er von jeher gedacht.

Ästhetiker.

Nach Gründen suchen ist eure Schwäche,
Die Kunst lebt im Vollen und im Runden;
Der Grund ist auch eine Oberfläche,
Nur nach unten.

Unsre Ästhetiker und Dramaturgen
Gleichen ebenso vielen Lykurgen,
Die uns Deutsche, die gemütlich schwachen,
Zu Spartanern möchten machen.

Die Ästhetik vor allem verpön' ich,
Sie spielt ein gefährliches Spiel:
Die gute nützt sehr wenig,
Die schlechte schadet sehr viel.

Falsche Ansicht und Selbstüberschätzen
Muß die Begabung ins Tollhaus versetzen.

Sie sind der höchsten Ideen voll,
Zum Staunen oder zum Lachen;
Ein jeder weiß, wie man's machen soll,
Doch keiner kann es machen.

Einfälle sind keine Gedanken,
Der Gedanke kennt keine Schranken,
Der Einfall setzt sich drüber weg
Und kommt in der Ausführung nicht vom Fleck.

Durchforscht den Boden, sucht und grabt,
Bringt Wachstum auf Mechanik,
Wenn ihr dann keine Blumen habt,
Habt ihr doch eine Botanik.

Die Kritiker, will sagen, die neuen,
Vergleich' ich den Papageien:
Sie haben drei oder vier Worte,
Die wiederholen sie an jedem Orte;
Romantisch, klassisch und modern,
Scheint schon ein Urteil diesen Herrn,
Und sie übersehen in stolzem Mut
Die wahren Gattungen: schlecht und gut.

Die neuen Deutschen.

Ob ihr weiter gebracht die Poesie? —
Die Frage ist etwas verwickelt,
Erweitert habt ihr wirklich sie,
Da ihr die Prosa dran gestückelt.

Die Kunst.

Man hört vom Fortschritt der neuen Zeit,
Sie ist auch vom alten Wege weit;
Doch wird es vom Verfolg abhangen,
Sonst wär' sie vielleicht nur seitwärts gegangen.

Poesie sei dein Begleiter,
Aber nur dein Leiter nie;
Was gemessen, führt sie weiter,
Und was maßlos, adelt sie.

Das Denken sucht sich nach außen Raum,
Im Fühlen sind wir daheim,
Und all unseres Wissens stolzer Baum
Hat im Herzen den furchtbaren Keim.

Spekulation.

Ihr, meine Freunde vom deutschen Land,
Habt einen durchdringenden Verstand;
Er durchdringt das Wahre in all seiner Weite
Und — kommt heraus auf der andern Seite.

Verständlichkeit.

Gar sehr verschieden ist des Lesers Recht,
Nimmt Verse er verschiedner Art zu Handen.
Versteht er deine nicht, so sind die Verse schlecht,
Wenn meine — nun! hat er sie nicht verstanden.

Der profunde Dichter.

Du denkst und denkst! Wir wollen gern dir's danken,
Doch gib dein Denken nicht, nein, gib Gedanken!

Der radikale Dichter.

Wer Liebe singt und Wein,
Mag immer Weiberfeind und Wassertrinker sein,
Wer singt, was allen nützt und keinen kränkt,
Dem sei die Überzeugung vornherein geschenkt.
Doch wer, was zweifelhaft, ob Glück es bringt, ob Schmerzen,
Der ist ein Schuft, fühlt, was er singt, er nicht im eignen Herzen.

Der bekehrte Dichter.

(1836.)

Die Festung Ehre, die er schwor
Zu halten bis aufs Leben,
Hat endlich dem Belag'rungskorps
Aus Hunger sich ergeben.

Nachahmer schilt das Ausland uns
Und gibt uns spöttisch harte Namen.
Auf! Ahmen wir den Briten nach:
Von nun an nicht mehr nachzuahmen.

Glücklich der Künstler, der Bildung hat,
Mit einer Klausel indessen:
Wenn es kommt zur schaffenden Tat,
Muß er auf seine Bildung vergessen.

Den Himmel hätte das Talent hienieden schon auf Erden,
Könnt' zehen Jahr nach seinem Tod es erst geboren werden.

Den Fortschritt der Kriegskunst neuerer Zeit
Ahmt nach die Poesie:
Die Stärke unseres poetischen Heers
Besteht aus — Infanterie.

Schreib etwa nicht etwas, schreib über,
Schreib über etwas, mein Lieber,
Um sich über andre zu sehn,
Die etwas zu machen verstehn.

Laßt mich mit eurem Publikum
Und euren gebildeten Leuten,
Sonst waren nur immer die Dummen dumm,
Jetzt sind es auch die Gescheiten.

Es will jetzt neu sein jeder Tropf
Und kann nichts finden, trotz allen Geschreies:
Da stellt er das Alte auf den Kopf
Und hat so was Neues.

Der Fehler der Deutschen ist immer gewesen,
Wie rühmlich man sie sonst auch nennt,
Daß sie versuchen, da zu lesen,
Wo man noch kaum den Buchstab kennt.

Die Poesie und die Theologie
Sind eben beide Phantasie;
Nur die eine erfindet ihre Gestalten,
Die andre spielt mit den vorhandenen alten.

Solang die Ideen geordnet und stät,
Zeugt von Kraft wohl die Originalität;
Doch sind sie einmal gestört und im Fluß,
Ist originell jeder Hasenfuß.

Kunstgeheimnis.

Ob der Schritt der richt'ge sei,
Wenn's nur paßt und packt,
Auf dem Tanzsaal, im Geschäft
Lob' ich mir den Takt.

Systematik.

Der Leichtsinn in der Kunst bleibt schädlich immer,
Schwerfälligkeit jedoch ist noch viel schlimmer.

Die Kunst der Zukunft.

(1844.)

Bereitet vor die künft'ge Zeit,
Ihr neurer Weisheit Jünger!
So daß ihr selbst nicht Früchte seid,
Nur künft'ger Ernten — Dünger.

Genealogisch.

Der Pedantismus und die Phantasie
Vergingen sich, ich weiß nicht wie,
Und zeugten Mischlingskinder, die
Als Pflanzer sie nach Deutschland sandten,
Die sonst im Weltall unbekannten:
Phantastischen Pedanten.

Literatoren.

Ein Buch ist ein gar schönes Ding,
Ein Gelehrter ist noch viel werter;
Doch beide vereinigt, wiegen gering,
Das Ganze heißt: Buchgelehrter.

Kritiker.

1.

Weil eure Kenntnis schwach und klein,
Braucht ihr darum nicht zu schweigen,
Ihr könnt zwar keine Richter sein,
Doch seid ihr wenigstens Zeugen.

2.

Die Dichtkunst, sagt man oft und sagt es laut,
Sie sei ein treuer Spiegel alles Lebens:
Drum wenn ein Affe in das Dichtwerk schaut,
Sieht er nach einem Sokrates vergebens.

Xenien.

(Vom Jahr 1818.)

Fouqué.

Freundlich sei mir gegrüßt, polarischer Feuerländer,
Immer reizend und neu, singend dein alt Pescheräh!

Tieck.

Dir auch töne mein Gruß, du herrlicher Maler-Torso:
Brust und Auge, wie schön! Weh ob der fehlenden Hand!

Goethe.

Sage, was stört deine Ruh, o Schatten des göttlichen Goethe,
Daß du neblicht und kalt wallst um dein eigenes Grab?

Der Verfasser der Ahnfrau.

Gleich dem schaffenden Geist kannst du blitzen und donnern und regnen,
Aber erquickt, wie seins, auch dein Gewitter die Flur?

Die Altdeutschen.

Herrlich nehmt ihr euch aus in der Ahnen blanken Gewaffen,
Kräftig steht ihr da, aber nun schreitet einmal.

Die Kritiker Gebrüder Schlegel.

Flackernd erscheint ihr im Sturm, ihr schimmernden Dioskuren,
Doch nur sich selbst zeigt das Licht, leider! und nicht auch den Weg.

Jean Paul.

O, wie so gerne, Jean Paul! pflück' ich deine herrlichen Früchte,
Hab' ich glücklich den Zaun blühender Hecken passiert.

Schiller

Wohl erblickt' er's vom Berg und kannt' es, das Land der Verheißung,
Doch da er's siegend betrat, nahm ihn ein zürnender Gott.

An die Kritiker.

Regellos scheltet ihr mich, weil mein Werk in die Regel nicht passet;
Aber versucht es! Vielleicht passet die Regel ins Werk.

Müllner.

Einmal gewährte der Gott; jetzt willst du's selber ertrotzen?
Wenn er gleich Harfner sich nennt, Harfe vielmehr ist der Mensch.

Lessing.

Tapferer Winkelried! Du bahntest den Deinen die Gasse,
Dein ist, Starker, der Sieg! hast du ihn gleich nicht gesehn.

Volkspoesie.

Wenn unsre Zeit keine Dichter zählt,
Vermag das nicht uns einzuschüchtern,
Damit es uns nie an Poeten fehlt,
Erheben wir das Volk zu Dichtern.

Nibelungenlied.

Ob nun das Nibelungenlied
Ein episch wirkliches Gedicht?
Man hört zwar alles, was geschieht,
Allein man sieht es nicht.

Mit Mittelhochdeutsch und Volkspoesie
Weiß ich fürwahr nichts zu machen.
Wer trinkt auch, so lang es Brunnen gibt,
Aus Wegspur gern und Lachen?

Und fragst du mich, wo der Brunnen sei;
Hast du Homer nicht gelesen?
Fällt dir der große Brite nicht bei,
Was Spanien und Wälschland gewesen?

Dort lösche deinen brennenden Durst,
Dort aus dem Vollen dich letze.
Der Pöbel erzeugt das Schöne nicht,
Noch gibt er dem Schönen Gesetze.

Ästhetik der Eitelkeit.

Warum euch das Mittelhochdeutsch so wert? —
Kommt gleich der Grund mir entgegen:
Indem ihr das Kindergestammel ehrt,
Fühlt ihr zugleich euch überlegen.

Ist's doch mit Shakespeare viel anders nicht,
Nur halb gilt das seine, das wahre, —
Ihr schätzt ihn beleuchtet von eurem Licht,
Im Reflex eurer Kommentare.

Goethe.

Und ob er mitunter kanzleihaft spricht,
Ja, Tinten und Farben erblassen,
Die Großen der Zeiten sterben nicht,
Das Altern ist keinem erlassen.

Doch ahmst du ihm nach, du junges Volk,
So laß vor allem dir sagen:
Der Schlafrock steht nur denen wohl,
Die früher den Harnisch getragen.

Goethe.

Er war nicht kalt, wie ihr wohl meint,
Nur hielt er die Wärme zu wenig vereint.
Und da er sie teilte zuletzt ins All,
Kam wenig auf jeden einzelnen Fall.

Goethe und Kestners Briefwechsel.

Nun endlich seid ihr doch im klaren;
Ihr steht auf dem Boden des wirklich Wahren;
Es hat tatsächlich eine Lotte gegeben,
Ihr Nachtkamisol ist gemalt nach dem Leben,
Wenn wir vom kleinen Rotznäschen lasen,
Hatten die Kinder wirklich schmutzige Nasen,
Und der Gatte, gestorben seit manchem Jahr,
War fürstlich hannövrischer Archivar;
Nur hätten wir's noch viel echter genossen,
Hätte sich Goethe auch wirklich erschossen.

Goethe und Schiller.

Was setzt ihr ihnen Bilder von Stein?
Als könnten sie jemals vergessen sein?
Wollt ihr sie aber wirklich ehren,
So folgt ihrem Beispiel und horcht ihren Lehren.

Schillers Tadler.

Daß der Misere nichts Großes begegnen kann,
Spricht als Satz die Misere denn freilich nicht an.

Ludwig Tieck.

Er steht am Gestade der Poesie
Und schaut, wie sie schäumt durch die Riffe;
Er schaut, bis ihm schwindelnd zu Kopfe steigt,
Sie stehe, er selbst aber schiffe.

Tiecks Novellen.

Was lallst du deine Märchen vor,
Du alte Scheherezade?
Das hält das Nichtschwert dir nicht ab:
Es harrt schon, ohne Gnade.

Uhland.

Als 'rück zum Himmel nahm den Lauf
Die deutsche Poesie,
Hob Uhland ihren Mantel auf
Und spricht aus Gott wie sie.

Uhlands Volkslieder.

Was führst du selber Mörtel und Sand?
Zu höhern Werken berufen und schönern.
Wer bauen kann, bau' auf eigene Hand,
Und lasse den Karren den Tagelöhnern.

Pfizers Vergleichung von Uhland und Rückert.

Wie ähnlich beide, zeigt er wohlgesinnt,
Und gleichen Beifalls in die Hände klopft er. —
Und sind auch ähnlich, wie zwei Adler sind,
Ein lebender, ei, und ein ausgestopfter.

Immermann.

Du guter Schütze, scharf und kühn,
Dein Pfeil fliegt überwärts,
Der Kopf ist ein bedenklich Ziel,
Halt niedriger — aufs Herz.

Shakespeare an seine Ausleger.

Wie alles sich dir zur Absicht eint,
Du scheinst in meiner Brust zu lesen,
So hätt' ich's allerdings gemeint,
Wenn ich Ludwig Tieck gewesen.

Lord Byron an seinen Übersetzer.

Was nennst du Rabbi mich und Herrn!
War so dein Kuß gemeint?
Der du für dreißig Silberling'
Mich liefernst an meinen Feind.

Menzel.

Die Grenzen alles Wissens schier
Umwandelt er, der eine,
Umwandelt hat er alle sie,
Betreten aber keine.

Thersites.

(Frei nach Homer.)

Du Hundsgesicht mit einer Hasenseele!
Was klammerst du dich an der Fürsten Rock,
Ob auch das Wort an dir sein Ziel verfehle,
Der Herrscherstab, bedenk, dient auch als Stock.

Gervinus.

Der Deutschen Stämme, die gemütlich schwachen,
Gilt's sozial-ästhetisch zu entpuppen.
Du willst sie, scheint es, zu Spartanern machen
Und sorgst vorläufig drum für schwarze Suppen.

Die neue Literatur.

Weil sie mit Werken schwanger sind,
Sehn fruchtbar sich die Toren,
Die Mutter zählt erst dann ein Kind,
Wenn lebend sie's geboren.

Die junge Poesie.

Weil neu die Zeit, sei neu der Aufschwung des Gedichts,
Verneint, bejaht, hör' ich es lauten Schalles;
Was Wunder? Neu ist dem Pedanten nichts,
Dem Dummkopf aber alles.

Tendenz-Poesie.

Das Mittel ist probat für alt und jung.
Nur blieb es fremd den schöpferischen Meistern:
Beim Mangel eigener Begeisterung
Sich aus der allgemeinen zu begeistern.

Das junge Deutschland.

Polyphenartig ist der Tor,
Gewendet ist noch nicht bezwungen.
Das junge Deutschland schnellt empor,
Doch blieben die deutschen Jungen.

Philosophische Gedichte.

Dieses Suchen und Zweifeln und Schwanken,
Wo nichts als des Strebens Dünkel klar:
Ich hatte auch so hohe Gedanken,
Als ich noch ein Knabe war.

Die Ritter vom Geiste.

Ihr glaubt euch Ritter vom Geiste,
Wie ist die Ironie so bitter:
Eure Ritter haben nichts vom Geiste,
Und eure Geister nichts vom Ritter.

Poesie der Wirklichkeit.

Ihr habt die Romantik überwunden,
Nur daß in dem blutigen Krieg
Der teuer erkaufte Sieg
Die besten Truppen aufgerieben,
So daß nichts als Lumpe übrig geblieben.

Doch wißt ihr auch, was Romantik heißt?
Mustert die Muster in eurem Geist,
Romantik weicht von der Dichtkunst nie,
Sie ist ihre Mutter: die Phantasie.

Romantisch waren schon die Alten,
Sah'n überall der Götter, des Schicksals Walten;
Doch weil das Wunder schon nah ihrem Leben,
Tat's not nicht, sich drum erst Mühe zu geben.

Soll und Haben.

Daß die Poesie Arbeit,
Ist leider eine Wahrheit;
Doch daß die Arbeit Poesie,
Glaub' ich nun und nie.

Poesie der Arbeit.

Die Arbeit ist etwa auch poetisch,
Wir wollen da nicht streiten lang,
Doch ist die Wahrheit antithetisch,
Denn poetischer noch ist der Müßiggang.

Fahrt ihr im wirklich Wahren fort,
Steht ihr mit Island an einem Ort,
Wohl gar, phantasielos und ohne Gefühl,
Erhebt sich Gottsched vom Sterbepfühl.

Frag' ich, was wirksam übrig blieb
Der deutschen Literatur,
So stehen zwei zu oberst an:
Skandal und Karikatur.
Kein Wunder! Wo sich dein Reiz verlor,
O heilige Natur!

Wie soll ein Sänger da gedeihen,
Wo alles lärmt und alles spricht,
Man hört vor dem verworrnen Schreien
Sein eignes Wort ja selber nicht.

Hegel.

1.

Möglich, daß du uns lehrst, prophetisch, das göttliche Denken;
Aber das menschliche, Freund, richtest du wahrlich zugrund.

2.

Was mir an deinem System am besten gefällt?
Es ist so unverständlich wie die Welt.

3.

Du schreibst die Musik zum Weltentext,
Singst, wie, was schon da ist, wird und wächst;
Doch wäre dein Tonstück nur Schall gewesen,
Hätten wir nicht früher den Text gelesen.

Moderne Logik.

Das sind wunderliche Denkgesetze
Und leer an wahrer Beweiseskraft,
Wo Logik gibt die Folgesätze,
Und den Obersatz die Leidenschaft.

Der Syllogismus wäre ein rechter Schatz,
Hätte man nur immer einen ersten Satz,
Doch nimmt man einen falschen oder ungewissen,
Wächst der Irrtum im richtigen Schließen.

Anti-Spekulativ.

Einer Mühle vergleich ich den Verstand,
Die mahlt, was an Korn sich geschüttet fand;
Doch, geschehen der Schüttungen keine,
So reiben sich selber die Steine
Und erzeugen Staub und Splitter und Sand.

Strauß.

Was machst du, Freund, so viel Spektakel,
Kehrst uns den Glauben um nach neuer Regel?
Ich mind'stens glaube lieber zehn Mirakel,
Als einen Hegel.

Schelling.

Statt Philosophie der Mythologie,
Sag Mythologie der Philosophie.

Ruge.

Nennst du die Deutschen niederträchtig?
Das ist zu stark, zu viel, zu nackt.
Wer seiner Worte irgend mächtig,
Nennt sie aufs höchste abgeschmackt.

Die Philosophen.

Nur überbieten wollen sie,
Der Eitelkeit zum Dank:
Biegt Hegel erst sein Paroli,
Spielt Schelling sein va banque.

Vischers Ästhetik.

1.

Wer sich deinem System vertraut,
Wird bald sich ohne Obdach wissen:
Während du dein drittes Stockwerk gebaut,
Hat man die zwei untern abgerissen.

2.

Du trittst ruhig der Kritik entgegen,
So unangreifbar ist noch keiner gewesen:
Wer dich nicht gelesen, kann dich nicht widerlegen,
Wer dich widerlegen könnte, kann dich nicht lesen.

Marodeurs.

Das Hegelsche Kriegsvolk, entlassen
Aus dem Dienste der Philosophie,
Macht jetzt unsicher die Straßen
Der Geschichte und Poesie.

Wie sehr sich die Lage des Vaterlands drängt,
Bewahr' deine Kunst dir als reine,
Wer sich in die patriotischen Kleien mengt,
Den fressen die politischen Schweine.

Die Klassiker.

Früh war euch der Grieche zuhanden,
Nebst dem, was der Römer spricht,
Ihr last sie, eh' ihr sie verstanden,
Seit ihr sie verstündet, nicht.

Phantasterei.

Die Deutschen hätten keine Phantasie?
Ein Satz, der sich selber zerstört.
Die Deutschen haben überall sie,
Wo sie nicht hingehört.

Wollt auch, ihr guten alten Deutschen,
Euch mit der Vorzeit Großen schmeicheln;
Doch, wie laut ihr es versucht,
Eure Eichen trugen Eicheln,
Hellas' Bäume gaben Frucht.

Da die Deutschen noch bescheiden nach alter Weise,
Sagt' ich gern ein Wort zu ihrem Preise;
Nun aber, da sie sich selber loben,
Fühl' ich mich fürder der Müh' enthoben.

Auf den Zensor Ruprecht.

O Knecht Ruprecht! Gott erbarm'!
Kindern schneide Faxen.
Deiner Feder, deinem Arm
Bin ich längst entwachsen.

Als Frost und Unheil heimgesucht
Des Starken mächtig Heer,
Da plünderte ihm das Gepäck
Kosak und Marodeur.

Daß du, Freund, nicht schreiben kannst,
Wissen wir gesamt;
Aber lesen lerne doch,
Das gehört zum Amt.

Des Weisen Rede, sagt ein Spruch,
Schläft in des Narren Ohr.
O wär' ich erst ein Weiser ganz,
So wie du ganz ein Tor.

Dein Ahn hing um des Löwen Fell,
Da wurde Schrecken laut,
Du aber hängst zur alten um
Die neue Eselshaut.

Was du verschuldest gegen mich,
Erlass' ich dir zur Hand;
Nicht gut ist es, dein Gläub'ger sein,
Hör' ich vom Kaufmannsstand.

Als Kaufmann betrog er die Gläub'ger,
Als Zensor die Musen nun:
Gebt acht! er stirbt noch als Pfaffe,
Ein Gleiches an Gott zu tun.

Nein, nein, mein Freund, du bist kein Dieb,
Ein Bankrottierer nur,
Und wer dich einen Mörder schilt,
Beschuldigt die Zensur.

Du eines Menschen Parodie,
Du schreibst — es sind Pasquille;
Sei immer, was Natur dich zwingt,
Nur sei es in der Stille.

Du nennst mich klein? Ich glaub' es wohl,
Das Auge täuscht oft widrig,
Die Optik macht das alles klar:
Mein Freund, du stehst zu niedrig.

Nicht fordr' ich, daß du gut mir heißt,
Was du so eifrig schmähst,
Nur, daß du's zu dem Vielen reihst,
Wovon du nichts verstehst.

Als Taschenspieler keck und toll
Changierst du hin und her,
Zuletzt sind deine Taschen voll,
Allein die Becher leer.

Auch auf dem Seile schwebst du hin,
Hoch überm grünen Grase,
Du springst auf deinem eignen Bein
Und fällst auf unsre Nase.

Du wirfst uns hin gleich As und Daus,
Dem Partner überlassen,
Und spielten wir gern selber aus,
So heißest du uns passen.

Wälz' immer dich in Schlamm und Kot,
Und spritze, spritz' nur zu!
Wer weiß? Du liebst mich endlich noch,
Bin ich beschmutzt wie du.

Macht Poesie dich gar so wild,
War's immer so der Brauch;
Sie ist nicht bloß ein Spiegelbild,
Sie ist ein Spiegel auch.

Moderne Tonkunst.

Die Stärke braucht, und nicht die Schwächen,
Sonst wird die Kunst ihr Höchstes nie;
Gelang's der Tonkunst je, zu sprechen,
Wär' sie verpfuschte Poesie!

O, ihr kunsthistorisches Gelichter,
Nennt ihr die Tonsetzer: Tondichter,
Dann nennt auch, was wir Dichter nannten,
In Zukunft: Wörtermusikanten.

Aus Tag und Nacht hat wohlbedacht
Der Herr alles Lebens die Welt gemacht;
Die Dichtung ist Tag in klarer Pracht,
Musik die Welten verbindende Nacht.

Tonkunst, die vielberedte,
Sie ist zugleich die stumme,
Das einzelne verschweigend,
Gibt sie des Weltalls Summe.

Will der Gesang ins Innre gehn,
So poch' er erst ans Tor,
Und soll der Geist ihn ganz verstehn,
So fass' ihn auch das Ohr.

Man hört mit dem Ohr, und nicht mit dem Geist,
Das Auge nur Farben und Formen weist;
Und hältst du beides im Geist verkehrt,
Hast du gesehn nicht und nicht gehört.

Beethovomanie.

Ich sähe, glaubt ihr, auf Beethoven schief?
Als ob zu meinem Ohr nicht seine Zauber reichten?
Nur graut mir vor dem Wörtlein: tief,
Vor allem aus dem Munde der Seichten.

Beethovens neunte Sinfonie.

Ob's mir gefällt, ob nicht gefällt,
Sein Ruhm bleibt ganz und heil,
Denn jeder Faust, es weiß die Welt!
Hat seinen zweiten Teil.

Einem Komponisten.

Dein Quartett klang, als ob einer,
Der da hackt in dumpfen Schlägen
Mit drei Weibern, welche sägen,
Eine Klafter Holz verkleinert.

Der Komponist.

Man sagt, du verachtest die Melodie,
Schon das Wort erfüllt dich mit Schauer;
So ging's auch dem Fuchs, dem enthaltsamen Vieh,
Der fand die Trauben sauer.

Die musikalischen Gelehrten.

Ihr grübelt, klügelt früh und spät;
Nichts, was zu schwer euch deuchte:
Doch wer so leicht, was schwer, versteht,
Versteht oft schwer das Leichte.

Felix Mendelssohn.

Jung bist du zwar gestorben, doch wardst du geboren alt;
Dir fehlt der Jugend Frische und ihres Triebes Gewalt.

Wie schmähen das Theater doch
Die heut'gen Modedichter,
Scheint wohl der Spiegel gar zu treu,
Der 'rückgibt ihre Gesichter?

Tun sich des Theaters Pforten auf,
Strömt ein der Pöbel in vollem Hauf,
Da ist es nun des Dichters Sache,
Daß er ein Publikum aus ihm dann mache.

Dramaturgisch.

Trotz allem Bemühn eurer Bühnenberater,
Fehlen noch drei Dinge zum deutschen Theater,
Danach seht euch zum Schluß noch um:
Schauspieler, Dichter und Publikum.

Theaterdirektion.

Thespis' altes Reich ist hin,
Schirm', o Musenvater!
Pantalon und Harlekin
Meistern das Theater.

Pierrot, ein Jammerbild,
Hilft mit bleichen Mienen,
Und was mehr als alles gilt,
Sind die Kolombinen.

Historisches Drama.

Es stellt sich gar so heimisch dar,
Wie ein wackrer alter Bekannter,
Das Stück ist Geschichte ganz und gar,
Nur etwas ennuyanter.

c) Zur Politik und Zeitgeschichte.

Fortschritt.

Ein Mittel wird dem Fortschritt immer bleiben:
Wenn er nicht übertreffen kann, zu übertreiben;
Und, bei der Einzelnen schmählichen Ermattung,
Der Kultus der Nationen und der Gattung.

Der Geist der Zeit ist nur ein Traum,
Oft ist nur Mode das Bewunderte;
Doch ein Geist macht sich immer Raum,
Der Geist, der stille, der Jahrhunderte.

Was klein um klein und Griff um Griff
Polypenartig sich erweitert,
Wird endlich zum Korallenriff,
An dem manch hohles Staatsschiff scheitert.

Ihr seid zu jeder Zerstörung bereit,
Reißt nieder, daß Neues entstehe.
Ihr seid damit wohl auf der Höhe der Zeit,
Doch ist drum die Zeit auf der Höhe?

Grundsätze, Freund, Prinzipien
Sind's, die den Staatsmann führen,
Sie geben Haltung, hält man sie,
Und lassen sich ignorieren.

Geht mir mit eurem historischen Lichte,
In dem ihr Daten und Zahlen gebt:
Ihr seid die Totenbeschauer der Geschichte,
Ich habe sie schauend durchlebt.

Sie sehn die Flut den Schlamm von Grund aus mischen,
Und jeder zittert selbst vor der Gefahr,
Sie alle möchten gern das Wasser klar,
Doch freilich vorher auch im Trüben fischen.

Nationalität.

Ein Vorzug bleibt uns immer unverloren,
Man preist ihn heut als Nationalität,
Er sagt: daß irgendwo der Mensch geboren,
Was freilich sich von selbst versteht.

Nationaltracht.

Auch in der Kleidung unterscheidet euch!
Wollt euern Fehl nicht auf die Menschheit wälzen!
Die gleiche Bildung macht die Trachten gleich,
Die Tiere aber gehn noch heut in Pelzen.

Der Weg der neuern Bildung geht
Von Humanität
Durch Nationalität
Zur Bestialität.

Militär und Pfaffen
Geben uns zu schaffen.
Pfaffen und Militär
Machen Kopf und Beutel leer.

Warnung.

Willst du von Fortschritt reden, mein armer Christ,
Mußt sicher du sein zu jeder Frist,
Daß du auf dem rechten Wege bist;
Sonst führt dein Plagen, fort und viel,
Dich immer weiter ab vom Ziel,
Und all dein Fortschritt will nichts bedeuten,
Als seitwärts oder rückwärts schreiten.

Neuerer.

Was schwatzt ihr mir von einer neuen Zeit?
Die Zeiten hatten sich, es ist nicht lang, erneut.
Was aber jetzt für neue Zeit sie halten,
Ist nur verdeckte Wiederkehr zur alten.

Die Zeitideen werden sich da am vollsten drängen,
Wo keine eignen ihnen den Platz beengen.

(1848.)

Der Freiheitsdrang, der uns kam über Nacht,
Wird, fürcht' ich, wenig leisten,
Wißt ihr, was mir ihn verdächtig macht? —
Die Lumpe ergreift er am meisten.

Der Staat stützt sich auf Adel und Kirche,
Die beiden sich wieder nur stützen auf ihn,
Das gleicht dem Versuch des Baron Münchhausen,
Am eigenen Zopf aus dem Sumpf sich zu ziehn.

Historisch! Nur historisch
Hält euern Geist gefangen?
Und heißt doch, wie notorisch,
Das eben, was vergangen.

Nichts, was nur echt historisch ist,
Ging je in diesem Land verloren,
Drum herrschen zwei Parteien itzt:
Die Wichte und die Toren.

Homöopathisch ist die Kur,
Heilt man mit Rückwärtsschritten,
Was Pfaffen und Ignoranz getan,
Durch Dummheit und Jesuiten.

Ein einzelner Sinn wird leicht gestört,
Sie müssen mitsammen gehen.
Nun hab' ich genug von der Freiheit gehört,
Möcht' einmal von ihr was sehen.

Den Deutschen.

Dem Bergesgipfel naht ihr der Kultur,
Von Feldern und Pfaden längst keine Spur,
Das Knieholz fängt bereits schon an,
Kaum kurzes Gras auf eurer Bahn.
Steigt ihr noch weiter, wie ich seh',
Erreicht ihr bald den ewigen Schnee.

Deutsche, werdet wahr!
Ihr seid's vielleicht gegen andre,
Doch nicht gegen euch selbst.
Die Lüge gegen andre ist Sünde,
Die Lüge gegen sich Verkehrtheit,
Trotz Wissen und trotz Gelehrtheit.

Radikal und Konservativ.

Der Unterschied beider Parteigebilde
Ist wert nicht, daß man ein Wort verliere;
Es sind nun eben die einen wilde,
Die andern dagegen zahme Tiere.

Liberalismus.

Lern erst, was Freiheit will zu Recht bedeuten,
Eh' Wort und Wahlspruch du entlehnst von ihr.
Nicht nur, daß selbst du dienstbar keinem Zweiten,
Nein, auch kein Zweiter dir.

Konservativ.

Erhalten willst du dumpf und schwer,
Und wächst doch alles brausend.
Wer hundert hatte, hat's nicht mehr,
Hat jeder Nachbar tausend.

Der Radikale.

Nach all dem Winseln, Jammern
Von Volksvertretung, Kammern,
Steht dir das Ziel nun nicht mehr fern,
Die Kammer dir als Kammerherrn.

Scheint einer auch hell und stark und weit,
Der Zunftgeist wird jeden überraschen,
Die größten Helden der neuern Zeit,
Sie tragen denn doch auch Gamaschen.

Die Henne erhebt ein groß Geschrei
Bei jedem gelegten wirklichen Ei,
In Östreich aber lärmen die Schreier
Schon über ungelegte künftige Eier.

Fürst Windischgrätz.

Trotz Worten, groß- und emphatischen,
Bleibst du gebannt im Donauwinkel:
Steif macht nebst aristokratischen
Dich auch noch Gamaschendünkel.

Du bist der Feldherr der Monarchie,
Doch leider auch der Aristokratie,
Wo du sie findest, schonst du sie,
Gönnst ihr im Feinde Sympathie
Und kommst daher zu Ende nie.

Wem, Windischgrätz, vergleich' ich dich,
Um nicht nach Bildern fern zu haschen?
Mir bist du der alte Metternich,
Nur, statt in Strümpfen, in Gamaschen.

Radetzky.

1.

(1848.)

Will dich der Reichstag nicht erkennen,
Sei nicht erzürnt ob solchen Streichs:
Der Reichstag ist ein Tag des Reichs;
Doch die Jahrhunderte des Reiches,
Sie werden Schützer dich und Retter nennen,
Und, die besonnen, tun schon jetzt ein Gleiches.

2.

(1849.)

Was wundert ihr euch, daß er Wunder tut,
Er, der ja selber ein Wunder,
Der im Alter, wo andern erloschen die Glut,
Noch heiß von der Jugend Zunder.

Spart euer Wunder noch manches Jahr,
Bis er, statt achtzig, hundert,
Bis grau seine Kraft, wie leider sein Haar,
Jetzt, statt euch zu wundern, bewundert.

Grabschrift.

(Fürst Metternich.)

Hier liegt, für seinen Ruhm zu spät,
Der Don Quixote der Legitimität,
Der Falsch und Wahr nach seinem Sinne bog,
Zuerst die andern, dann sich selbst belog,
Vom Schelm zum Toren ward bei grauem Haupte,
Weil er zuletzt die eignen Lügen glaubte.

Der Diplomat.

Ein umgekehrter Talleyrand,
Obwohl sonst gern sein Affe,
Fängt er mit dem Minister an
Und endiget als Pfaffe.

Reise nach dem Johannisberg.*)

Du großer Staatsmann! weide dich
An dem befreiten Rhein;
Doch machtest du die Donau frei,
Es sollt' uns lieber sein.

Postulata.

Preßfreiheit steht dort oben an,
Wo — unschuldvolles Treiben —
Das halbe Land nicht lesen kann,
Das andere nicht schreiben.

Konkordat.

Um recht tugendhaft zu leben,
Will ich meinen Diener zur Macht erheben,
Mir bei jedem sündhaften Bestreben
Eine Ohrfeige zu geben.

Eilt, das Konkordat zu verkündigen,
Kastriert euch selbst, um nicht zu sündigen.

Exkommunikation.

Ob die frühere Macht der Kirche frommt,
Will man von neuem versuchen;
Bis nun der erwartete Segen kommt,
Treibt vor der Hand sie das Fluchen.

Jesuiten.

Die Schweizer worfeln tüchtig drauf,
Die Frucht fällt dicht dabei,
Doch Östreich hält noch oben auf
Und sammelt sich — die Spreu.

Politik.

(Vor dem Kriege 1859.)

Ich sah einen Rudel Gassenbuben,
Wie kaum entschlüpft aus des Lehrers Stuben,
Die warfen sich mit Ballen von Schnee
Und lachten, tat's einem im Fallen weh.
Sie waren mit Ekelnamen nicht faul
Und streckten die Zunge aus ihrem Maul.
Ei, dacht' ich in meinem Sinne, ei,
Und so was duldet die Polizei?
Da gewahrt' ich Gold in ihren Haaren
Und sah erst, daß es Könige waren.

Haynau.

Ihr seid in der Schrift sehr gut zu Haus.
Wenn euch euer Aug' ärgert, so reißt ihr's aus.
Somit wird der Ärger wohl vergehen,
Nur mit dem Ärger zugleich das Sehen.

*) Dort im Rheingau lag das Schloß des Fürsten Metternich.

Studenten, die nicht studieren,
Sind eben keine Studenten,
Und wenn sie denn auch studieren,
So sind sie doch nur Studenten.

Uns aber nicht nach Studenten,
Uns tät' es not nach Studierten,
Was freilich, wenn sie studierten,
Wohl würden dereinst die Studenten.

Seht an uns hier in krieg'rischer Tracht,
Wir sind die Wiener Studenten.
Haben studiert bei Tag und Nacht,
Und haben endlich auf eins gebracht,
Was Furcht und Gewohnheit trennten.

Die ewige Herrschaft des ewigen Rechts,
Die Arzenein für die Seelen,
Die Polytechnik des Menschengeschlechts,
Die Philosophie, wo statt Wortgefechts
Die Geister zu Taten sich stählen.

Die Prüfung aber war scharf und schnell,
Es gab ein schweres Examen,
Die Kugeln pfiffen die Fragen hell,
Der Tod stand nah' als grimmer Pedell,
Der Karzer war nicht bloß ein Namen.

Wir aber bestanden und sind graduiert,
Wer könnte, was wir nicht könnten?
Die Hefte, wobei wir die Feder geführt,
Sie werden wohl noch von der Nachwelt studiert.
Holla, die Wiener Studenten!

Das Ministerium, hör' ich, war schwach!
Der eine sagt's, der andre sagt's nach.
Es sei denn schwach! Wir aber waren's nicht,
Die lachten, wenn der Pöbel hielt Gericht?
Die Eltern waren's nicht, die ihren Knaben
Kein Wort der Mahnung zugedonnert haben?
Die Garde war es nicht, die, als es galt,
Dem Staat versagte ihres Beistands Halt?
Die Bürgertruppe nicht, die selbst zur Tat
Frei auf die Seite der Empörer trat?
Wir alle waren stark, die zugesehn,
Bis nun der Umsturz wirklich war geschehn?
Wollt fleckenlos ihr durch das Leben wandern,
Schiebt eure Schuld nur immer auf die andern!

Ministerien, die immer vertrackter,
Die Schwäche hält jedes beim Schopf,
Das frühre als schwacher Charakter,
Das jetz'ge als schwacher Kopf.

Die Dummheit in verschiedenem Kleid
Wird in Deutschland und Österreich frei;
Bei uns die Dummheit aus Unwissenheit,
Dort die Dummheit aus Vielwisserei.

Austria erit in orbe ultima.

Flicke, flicke, flicke zu!
Aus dem Stiefel ward ein Schuh.
Willst du nicht nach neuem Leder sehen,
Müßt ihr endlich barfuß gehen.

Ungarn.

Stets gärend und nie ausgegoren,
Bracht' euch der Fortschritt wenig Frommen:
Die Tugenden der Wildheit habt ihr verloren,
Und die der Bildung noch nicht bekommen.

Ungarisch.

Die Wettrenner und die Tagdiebe,
Sind stark in Vaterlandsliebe,
Sie wollen ein freies Nomadenglück:
Roß und Reiter aus einem Stück.

Deutscher Bund.

Der deutsche Bund war nicht schlecht von Haus,
Gab auch Schutz in jeder Fährlichkeit;
Nur setzt' er etwas Altmodisches voraus:
Die Treue und die Ehrlichkeit.

Dem Geber der preußischen Konstitution.

Auf dein Erfindereigentum
Brauchst du kein Privilegium —
Wer Sachen will und nicht bloß Namen,
Versucht wohl kaum dir's nachzuahmen.

Der geniale König.

(1844.)

Er hat erweckt den Sophokles,
Erweckt den Euripides,
Und möchte jetzt, zu aller Schrecken,
Den Herren Christus auch erwecken.

Auch witzig war dein großer Ahn,
Wie jeder weiß und kennt.
O hüte dich, daß etwa nicht,
Bloß witzig man dich nennt.

Türkische Wirren 1853.

Für Östreich bleibt's bei der Regel, der alten:
Rekonvaleszenten sollen sich ruhig verhalten.

Deutsches Selbstgefühl.

„Das Ausland schätzt und lobt uns allgemach,
Nur seine Kenntnis unsrer ist gering zu nennen." —
Mein Freund, der Mangel zieht den Vorteil nach,
Sie loben minder uns, wenn sie uns besser kennen.

Englische Gevatterschaft.

Ihr schwärmt entzückt, mit begeisterten Blicken,
Für die Freiheit der Länder, die ohne Fabriken.

Englisch.

Klebt man gar zu sehr am Alten,
Wird's zuletzt doch morsch und faul;
Von eurer Freiheit habt ihr nichts behalten,
Als das ungewaschne Maul.

Carlo Alberto.

Das Schwert Italiens? Mag wohl sein!
Zum wenigsten für solche,
Die Schwerter dort sind etwas klein,
Bei uns nennt man sie Dolche.

Lobt nicht gar zu sehr den Grafen Cavour,
Als wär' er allein Italiens Heiland nur,
Der eigentliche Befreier der spazzo-camini
War denn doch der selige Orsini.

Italienische Frage.

Wollt ihr Dinge vor Brand bewahren, die glimmend sind,
So bitt' ich euch vor allem: macht keinen Wind!

Preußische Gelüste.

So wärst du, Karl Albert, tot!
Mir scheint, du lebst noch jetzt,
Nur hast du dich in deiner Not
Ins Deutsche übersetzt.

Winke.

Der versteht's!
Wo ein Recht, er verdreht's,
Spaßhaft stets:
Ein Palmerston in Duodez.

Louis Napoleon.

1.

Dein Oheim ist dein Ideal,
Du suchst ihm in allem zu gleichen,
Schon ist die Kopie ganz Original,
Bis auf das Meisterzeichen

2

Unbesonnenheit statt Mut,
Und Unverschämtheit statt Verstand;
Setzt sich der Adler auf deinen Hut,
Doch folgt er drum deiner Hand?

3.

(1852.)

Von seiner Weisheit tönt ein Geschrei
Bis in Europas letzten Winkel:
Mir scheint er klug aus Schurkerei,
Und dumm aus Eigendünkel.

4.

(1853.)

Du hast die Stimmen in Wort und Schrift,
Bist anerkannt wie ein Echter;
Nun fürchte dich nicht vor Dolch und Gift,
Dir droht ein Ärgres: das Gelächter.

Napoleon,
Polisson,
Ein Gamin in der Mitte,
Macht genau: Coquin der Dritte.

Ob er der Zweite, der Dritte gar,
Streit' einer, bis er berste,
Eins ist gewiß und sicher wahr,
Daß keinenfalls er der Erste.

Französische Zustände.

Legitimität,
Autorität,
Nationalität,
Absurdität,
Servilität,
Bestialität.

d) Lebensweisheit.

Lebensregel.

Frei in unendlicher Kraft umfasse der Wille das Höchste,
Aber zum Nächsten zunächst greife bedächtig die Tat.

Antwort.

„Ich will" ist ein gewichtig Wort,
Spricht mit sich selbst der Mann;
Doch steht genüber er der Welt,
So gilt doch nur: „Ich kann."

Regel.

Willst die Bescheidenheit du des Bescheidenen prüfen, so forsche,
Nicht ob er Beifall verschmäht; ob er den Tadel erträgt.

Wen immerdar man anders schaut,
Der macht mir bange.
Nur ein Tier wechselt seine Haut,
Das ist die Schlange.

Halt' dich entfernt, teil' dich nicht jedem mit
Und flieh die Schwätzer, Lungrer, Schmecker;
Sieh nur, es ist ein kleiner Schritt
Vom Teller- bis zum Speichellecker.

Mit drei Ständen habe nichts zu schaffen:
Mit Beamten, Gelehrten und Pfaffen.

Gewinnsucht und Eitelkeit
Sind die Werboffiziere der Schlechtigkeit;
Ist das Handgeld aufgezählt,
Nimmt Gewissen das Fersengeld.

Verlieren und haben
Sind zwei, obgleich verschiedene Gaben;
Denn was der Mensch besitzt und hält,
Teilt er doch immer mit der Welt,
Erst an dem Tag, wo er's verloren,
Wird ihm zu eigen es geboren.

Fühlen und Denken, wenn man's erwägt,
Sind der Blinde, der den Lahmen trägt.

Gleich und gleich gesellt sich gern,
Wer du bist, zeigt dein Begleiter;
Aus dem Knecht kennt man den Herrn,
Aus der Fahne ihre Streiter.
Was du billigst, ob nur fern,
Ist nach Tagen oder Wochen
Dein, als ob du's selbst gesprochen.

Unmündigkeit.

Wer nicht ausgetreten die Kinderschuhe,
Den klemmen sie ein bis zur Totenruhe.

Tierschutzverein.

Wie weit verbreitet sich des Wohltuns Triebe,
Man schützt die Tiere selbst — aus Nächstenliebe.

Gedächtnis.

Des Menschen Dasein, alt wie jung,
Lebt zwischen Hoffnung und Erinnerung.
Jung, sieht dem Wunsch er alle Pfade offen,
Und alt, erinnert er sich eben an sein — Hoffen.

Jeder Irrtum hat drei der Stufen:
Auf der ersten wird er ins Leben gerufen,
Auf der zweiten will man ihn nicht eingestehn,
Auf der dritten macht nichts ihn ungeschehn.

Gesteh dir's selbst, hast du gefehlt,
Füg' nicht, wenn Einsicht kam,
Zum falschen Weg, den du gewählt,
Auch noch die falsche Scham.

Zwei Leben lebt der Mensch, weh, wenn es anders wäre,
Das eine stirbt mit ihm, das andre bleibt: die Ehre.

Der Tiefsinn wird gar leicht zum Stumpfsinn,
Der Scharfsinn artet oft in Witz,
Halt' immer dich an den Natursinn,
In ihm hat Groß und Kleines Sitz.

Praxis.

Der Nachbar einer Frommen,
Des Philanthropen Kind,
Der Knecht des Liberalen
Drei harte Ämter sind.

Inschrift auf eine Sonnenuhr.

Ihr Leuchten zeigt die Stunde,
Mich selber zeigt ihr Licht;
Mag auch das Wissen fehlen,
Fehlt nur die Weisheit nicht!

Mit einer Uhr.

Die Uhr, sie zeigt die Stunde,
Die Sonne teilt den Tag,
Und was kein Aug' erschaute,
Mißt unsers Herzens Schlag.

Wer jemals unrecht dir getan,
Wird nimmer dir gerecht;
Sein Unrecht widert selbst ihn an,
Er setzt sich drum ins Recht.
Stellt dich so tief er irgend kann,
Denkt unwert dich und schlecht,
Und ist nun ein gerechter Mann,
Sein Haß enthält sein Recht.

Zwischen nichts Wissen und Nichtswissen,
In diese zwei Teile ist die Menschheit zerrissen.
Aber Nichtswissen
Ist fruchtlos bis zum Tode beflissen,
Indes nichts Wissen
Ein gottgefälliges Ruhekissen.

Reisebeschreibung.

Wie sie nach Italien wandern,
Läßt's beim Eindruck keiner bleiben,
Jeder sieht nur, was die andern,
Und will doch was anders schreiben.

Dem Finanzmann.

Bei allen Dingen in der Welt
Ist die Übung ein großer Lehrer;
Nur bei Anleihn ist's anders bestellt,
Die werden, je öfter, je schwerer.

Einem Banquier, der die Armen beschenkte.

Im Schenken ohne Maß, beim Darlehn klug bedacht,
Erquickst du Bettler heut, die gestern du gemacht.

Naturwissenschaften.

„Der Mensch wird doch täglich gescheiter,"
Zuletzt ist doch vieles nur Schein;
„Zum wenigsten kommen wir weiter!"
Ja, weiter in den Wald hinein.

Neueste Physiologie.

So denkt und wollt, womit's euch gefällt,
Wo möglich mit dem Bauche,
Die Wunden unsrer siechen Welt
Erzeugen Materie und Jauche.

An den Kanzleidirektor Hofrat Fritz.

Das Alter macht sonst alles klug auf Erden,
Nur du, o Fritz, willst nie zum Friedrich werden.

„Nur Kraft allein ist wert und ehrenhaft!"
Ruft Deutschland aus in neu erworbner Hoheit,
Doch da man Kraft sich nicht so leicht verschafft,
Begnügt es sich indessen mit der Roheit.

Ein Ochs ging auf die Wiese,
Wo er nach Kräften fraß:
Da waren Blumen und Kräuter,
Es kümmert ihn nicht weiter,
Für ihn war alles Gras.

Wenig Farben halten gut,
Zeit und Licht saugt ew'gen Durstes,
Und der schwarze Doktorhut
Bleicht zum grauen des Hauswurstes.

Warnung.

Mit einem Schwerte spielt man nicht;
Man zieht es, will's die Not;
Doch mancher, der's im Scherze schwang,
Traf, was ihm nächst, zum Tod.

Man spielt auch nicht mit Lieb' und Wein,
Zum mind'sten, wenn man klug,
Mit Licht und Flamme, die der Wind
Oft weit und weiter trug.

So spiel auch du mit Freiheit nicht,
Erweckend ist ihr Ton,
Und wenn du sie nicht geben willst,
So sprich auch nicht davon.

Epithalamium.

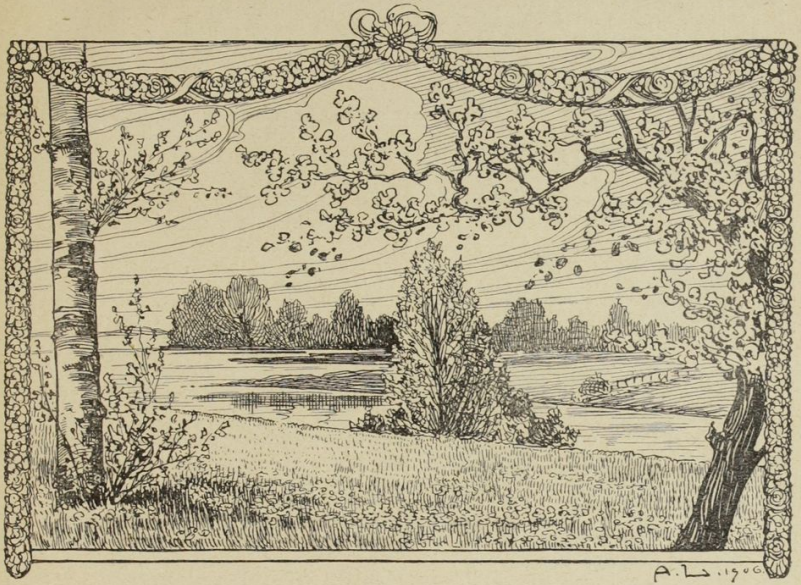
Das Härteste gar leicht verdaut der Strauß,
Ein bess'rer Gatte kann sich dir nicht bieten,
Denn bringst du auch Historien ins Haus,
Dein Mann erklärt sie folgerecht als Mythen.

Als Schüler wart ihr weise,
Als Männer seid ihr dumm,
So macht ihr die Lebensreise
Im schädlichen Zirkel herum.

Droht nicht und schreit nicht Ach und Weh,
Dem Tauben wird umsonst gepredigt:
Die Übertreibung ist wie der Schnee,
Der durch die Zeit sich von selbst erledigt.

Singt nur Don Juan in beschleunigtem Takt
Und jubelt in froher Hast:
Es kommt, ihr wißt, erst im letzten Akt,
Doch sicher der steinerne Gast.

e) Albumverse.



Ein Herbstblatt.

(1833.)

Bei des Lenzes lauem Wetter
Treibt der Baum die grünen Blätter,
Und die Zweige, dichtbelaubt,
Winden Kronen um sein Haupt;

Aber in des Spätjahrs Frösten
Wehn sie einzeln von den Ästen,
Fallen endlich — sommersatt —
Unbekannte, nimm dies Blatt!

War's nicht genug an Journalisten,
War's nicht genug an Rezensenten,
Den Kindern Kains mit Mörderhänden?
So mußte Gott, den Dichtern zürnend,
Die doch entsproßt aus Abels Lenden,
Die Sintflut noch der Albums senden?

Ein Stammbuch wird oft grauenhaft,
Festhaltend, was die Zeit entrafft,
Den Freund, das Glück, den Scherz.
Wenn du nach Jahren dies beschaust,
Sei treu noch, wem du heute traust,
Und treu sich selbst: dein Herz.

In ein neues Album.

Am Eingang steh' ich hier,
Der ich dem Ausgang nah,
Und spreche stumm zu dir,
Die ich doch niemals sah.

Der Pförtner will ich sein
Für deiner Freunde Schar,
Und laß ich jemand ein,
So sei er treu und wahr.

Einem Diplomaten ins Stammbuch.

Du trifft nun in der Welt oft falsches Spiel,
Mußt klügeln lernen, schweigen, lauern,
Mir, dem das Wesen, wie es war, gefiel,
Mengt in die Freude sich zugleich Bedauern.
Doch sind ja mannigfalt des Lebens Normen,
Die Wahrheit selbst nimmt Masken oft zum Scherz,
Und gibst du deinen Geist in neue Formen,
Bewahr' in seinen alten uns dein Herz.

Einem jungen Mädchen.

Werde, was du noch nicht bist,
Bleibe, was du jetzt schon bist,
In diesem Bleiben und diesem Werden
Liegt alles Schöne hier auf Erden.

Einer jungen Freundin.

Du wardst als Braut dereinst mir zugesagt,
Doch ward die Hochzeit etwas noch vertagt,
Weil ich nicht alt zwar, aber du viel jünger,
Nicht größer kaum, als jetzt dein Zeigefinger.
Doch ist's ein seltsam Ding mit der Grammatik,
Sie schlägt oft um, besonders in der Praktik:
Aus meinem alt ward älter, wie die Regel lehrt,
Du wardst aus jünger jung — gerade umgekehrt;
Und während du ein holder Positiv,
Scheint's, daß die letzte Staffel mir schon rief:
Wir wollen drum nicht steigern noch vergleichen,
Und statt dem Bindewort sei uns ein — Trennungszeichen.

Mit Goethes Werken.

Wo du stehst im Kreis der Wesen,
Stellt er sich als Führer ein;
Doch will er nicht bloß gelesen,
Er will auch gelebet sein.

In das Stammbuch eines Neuvermählten.

Amor würfelt' einst mit Hymen,
Und der kleine Gott der Liebe,
Schielend listig durch die Binde,
Wirft beständig hohe Zahlen,
Vier und fünf und fünf und sechs,
Halb zu viel, halb nicht genug,
Niemals Paar, trotz List und Trug.
Da greift Hymen zu den Würfeln
Und wirft hoch nicht, aber gleich,
Eins und eins. Ein Jubelschrei!
Glück und Paar liegt in dem Zwei.

Der Tochter eines Freundes.

Am 7. Februar 1841

Einst auf denselben Bänken
Saßen dein Vater und ich;
Des Guten und Schönen zu denken —
Der Vorsatz uns nimmer entwich.
Und daß wir's nicht gänzlich verfehlten,
Zeigte die Zeit, die verstrich,
All, was wir schufen und wählten;
Und jeder läßt sterbend nach sich
Die Kinder voll Anmut und Sitten —
Neid, weißt du es anders, so sprich! —
Ich — Sappho'n und Melitten —
Dein Vater — o Liebliche — dich!

In das Stammbuch der Gräfin Wimpfen, geb. Freiin von Esteles.

(Am 5. Juli 1830.)

Ich halt' ein großes Buch, wie du,
Und hielt's schon, da noch jung;
Drein schrieb so manche nahe Hand
Wohl Lieb's und Gut's genung.

Nun aber wird's zu schwer und voll,
Ich denk', ich schließ' es bald.
Das Buch, es heißt: Erinnerung!
Mit Täuschungen bemalt.

In Deinhardsteins Stammbuch.

(1816.)

Gar manche tragen nach der Kunst Verlangen
Und streben ihr auf manchem Wege nach;
Willst du die Himmlische bei dir empfangen,
Bereite ihr ein würdiges Gemach.

Sie liebt in schmutz'gen Hütten nicht zu weilen,
Und in des Erdenlebens eklem Kot;
Wer einer Göttin bräutlich Bett will teilen,
Der adle erst durch Reinheit sich zum Gott!

Drum jeder Leidenschaft den Zügel,
Und nach den Wolken hin den Blick!
Geliebter! nur der reine Spiegel
Strahlt ungetrübt die Welt zurück.

An Bellinen.

Bei Übersendung einer Spielschuld.

(1817.)

Hier send' ich dir, was du mir hast geliehen;
Was ich dir lieh, ich nahm es schon zurück:
Aus eignem Reichtum nur kann Segen blühen,
Erborgtes Gut schafft nimmer dauernd Glück.

Dem Reichen mag man noch sich schuldig wissen,
Dem Armen sei sein Pfennig unberührt,
Hier ist die Schuld, der Schuldbrief ist zerrissen;
Frei geh' ein jedes, wie der Weg ihn führt.

An Selenen.

Bei Zurückstellung des Buches „von der Nachahmung Christi".

Christus folgen? Wie mich's dränge,
Fruchtet doch mein Streben nichts;
Heimisch nur im Reich der Klänge,
Bin ich fremd im Reich des Lichts.
Meine Augen, wie erreichten
Sie ein Ziel, so hoch und fern?

Jene Strahlen, die mir leuchten,
Blenden meinen trüben Stern.
Doch hüllt Nacht mir Christus' Pfade,
Klarer sind die deinen mir,
Folg' du ihm, ich folge dir,
Dein Weg führt gewiß zur Gnade.

In Noltes Stammbuch.

(Neapel 1819.)

Neapolis, die schöne Stadt!
Was käm' ihr nah' in dieser Erde Reichen,
Wär' es bewohnt von Menschen, die dir gleichen!

In die Stammbücher zweier liebenswürdiger Cousinen in Villach.

(1819.)

Fern im prangenden Rom sah ich der Charis Altäre,
Doch in Karinthias Gebirg' fand ich die Liebliche selbst.
Monden und Jahre vergehn und sind auf immer vergangen;
Aber ein schöner Moment leuchtet das Leben hindurch.

Die dreifache Muse.

(1820.)

Wenn dein Tanz das Herz befehdet,
Wenn dein sprechend Auge redet,
All dein Wesen Harmonie,
Seh' ich hold in dir vereinet,
Was in Künsten schön erscheinet:
Tanz, Musik und Poesie.

In Ferdinand Hillers Stammbuch.

(1827.)

Kommst du von Weimar, dem schönen Ort,
Wohnen so Große wie Goethe dort,
Wohnen so Gute wie Eckermann,
Was sprichst du uns arme Wiener an?
Wir sind ein Völklein, dumpf und jung,
Nur stark in Lieb' und Bewunderung
Gehst du nach Weimar, sei's mit mir,
Mein ganzes Wesen folget dir.

In das Ehrungsbuch zu Gastein.

(1831.)

Gebadet und getrunken und geregnet;
Gott mache so viel Wasser mir gesegnet!

An Gräfin Helene.

(1831.)

So sanft, so still, als wir dich hier gefunden,
O mögest du's im ganzen Leben sein!
Und wär' dein holdes Bild dir je entschwunden,
Denk an die Schwesterbäche von Gastein.
Wie's stündlich dort gleich Mühlenrädern klappert,
Doch mit dem Lärm die Ruh' das Amt geteilt:
Der Wasserfall zerstört, bespritzt und plappert,
Die warme Quelle rieselt still und heilt.

In Andersens Stammbuch.

(1834.)

Gleicher Stamm erkennt sich wieder,
Läg' inmitten eine Welt.
Gleiche Treue, gleiche Lieder
Nennen Dän' und deutsche Brüder,
Leugnet's murrend gleich der Belt.

In das Stammbuch einer Dichterin.

Jung, schön und reich,
Und dennoch Dichterin?
Im Wünschen und im Singen
Strebt sonst man nur nach Dingen,
Die man noch nicht besitzt.
Du hast, was Menschen haben,
Die höchsten Schicksalsgaben,
Des Wirklichen Gewinn; —
Und dennoch Dichterin?

In das Stammbuch der Klavierspielerin Frau Wartel.

(1843.)

Ein Wort, ein Mann,
Ein Blick, ein Weib —
Wer dich gesehn, er glaubt dich schon zu hören,
Wer dich gehört, versteht erst was er sah.

Der Autographen-Sammlerin.

(1846.)

Du willst eine Schrift von meiner Hand?
Die Züge der Feder sind nicht'ge Gestalten.
Ich gab meine Handschrift dem Vaterland,
Und haben uns beide nicht Wort gehalten.

In Donizettis Stammbuch.

(1842.)

Ich schreibe dir, und du verstehst mich nicht;
Was du geschrieben, hab' ich wohl verstanden.
Der Kopf versteht nur, was die Zunge spricht,
Die Herzen sprechen gleich in allen Landen.

Der kleinen Gräfin Hohenwart.

(1846.)

Was du zuviel hast, macht mich nicht betrübt,
Die Zeit nimmt leider mehr uns, als sie gibt,
Und die Lebendigkeit, wie bunt sie's treibe,
Schützt vor dem Todsein bei lebend'gem Leibe.

(1824.)

Erinn'rungsbuch? Sehr nutzlos wie mich deucht,
Bedenkt man recht, für wen das Buch und wessen?
Ach, sich erinnern ist nur gar zu leicht,
Schaff' mir ein Buch erst, ach! um zu vergessen.

Ins Stammbuch der Schröder.

Zwei Schröder, Frau und Mann,
Umgrenzen unsers Drama höhern Lauf.
Der eine stand dabei, als es begann,
Die zweite schied, da hört's wohl etwa auf.

Dem Schauspieler La Roche.

Dichter nenn' ich dich gleich mir.
Dichten heißt denn freilich eben
In fremdem Dasein eignes leben,
Und da, errötend, weich' ich dir.

In Ludwig Löwes Album.

Wir sahen andere Zeiten,
Nun liegen sie leider entfernt,
Sie plaudern und lehren und streiten,
Nur siegen hat keiner gelernt.

Wir haben gemeinsam gerungen,
Wir haben gemeinsam gesiegt,
Und selbst, wo mir's etwa mißlungen,
Du stehst, wo der Dichter erliegt.

Ich bin alt, und du bist jung,
Dein Denkbuch muß sich darum eilen,
Sonst reißt mich fort der Zeiten Schwung,
Doch kann ich noch Empfindung teilen,
Und lieset einst du diese Zeilen,
Wach' auf dir die — Erinnerung.

Früh im Lenz bei lauem Wetter
Treibt der Baum die jungen Blätter,
Und die Zweige, dicht belaubt,
Winden Kronen um sein Haupt.

Aber nach des Spätjahrs Fröſten
Wehn sie einzeln von den Äſten,
Fallen endlich sommersatt,
Unbekannte: nimm dies Blatt.

Ein schlechter Richter ist das Aug',
Weil man's so leicht besticht,
Der beste freilich wär' das Herz,
Doch das erreicht dich nicht;

Ein strenger, aber allzumal
Ein bittrer ist das Ohr;
Und wär' ein Fehler noch so klein,
Die Scheelsucht führt ihn vor.

Nur wen'ge, die er schuldlos heißt —
Und die, in edler Ruh
Des Neides Zunge selber preist,
Die sind dann gut — wie du!

Stammbuchblätter.

(1860.)

Vier arme Saiten! — es klingt wie Scherz —
Für alle Wunder des Schalles!
Hat doch der Mensch nur ein einzig Herz
Und reicht doch hin für alles.

Der Fortschritt schreitet fort vom Ort;
Doch liegt oft seitwärts Hier und Dort —
Der Fortschritt wäre das rechte Wort.

Gott lasse den Winter dich überstehen,
Der Schnee fällt herab aus himmlischen Höhen;
Doch wo wir Menschen bewohnen die Räume,
Grünen im Frühling die alten Bäume.

Aus Tag und Nacht hat wohlbedacht
Der Herr des Lebens die Welt gemacht;
Die Dichtung ist Tag in klarer Pracht,
Musik die Welten verkündende Nacht.

III. Erzählungen.

Der arme Spielmann.

In Wien ist der Sonntag nach dem Vollmonde im Monat Juli jedes Jahres samt dem darauf folgenden Tage ein eigentliches Volksfest, wenn je ein Fest diesen Namen verdient hat. Das Volk besucht es und gibt es selbst; und wenn Vornehmere dazu erscheinen, so können sie es nur in ihrer Eigenschaft als Glieder des Volks. Da ist keine Möglichkeit der Absonderung; wenigstens vor einigen Jahren noch war keine.

An diesem Tage feiert die mit dem Augarten, der Leopoldstadt, dem Prater in ununterbrochener Luftreihe zusammenhängende Brigittenau ihre Kirchweihe. Von Brigittenkirchtag zu Brigittenkirchtag zählt seine guten Tage das arbeitende Volk. Lange erwartet, erscheint endlich das saturnalische Fest. Da entsteht Aufruhr in der gutmütig ruhigen Stadt. Eine wogende Menge erfüllt die Straßen. Geräusch von Fußtritten, Gemurmel von Sprechenden, das hier und da ein lauter Ausruf durchzuckt. Der Unterschied der Stände ist verschwunden; Bürger und Soldat teilt die Bewegung. An den Toren der Stadt wächst der Drang. Genommen, verloren und wiedergenommen, ist endlich der Ausgang erkämpft. Aber die Donaubrücke bietet neue Schwierigkeiten. Auch hier siegreich, ziehen endlich zwei Ströme, die alte Donau und die geschwollnere Woge des Volks, sich kreuzend, quer, unter- und übereinander, die Donau ihrem alten Flußbette nach, der Strom des Volks, der Eindämmung der Brücke entnommen, ein weiter, tosender See, sich ergießend in alles deckender Überschwemmung. Ein neu Hinzugekommener fände die Zeichen bedeutlich. Es ist aber der Aufruhr der Freude, die Losgebundenheit der Lust.

Schon zwischen Stadt und Brücke haben sich Korbwagen aufgestellt für die eigentlichen Hierophanten dieses Weihfestes: die Kinder der Dienstbarkeit und der Arbeit. Überfüllt und dennoch im Galopp durchfliegen sie die Menschenmasse, die sich hart vor ihnen öffnet und hinter ihnen schließt, unbesorgt und unverletzt. Denn es ist in Wien ein stillschweigender Bund zwischen Wagen und Menschen: nicht zu überfahren, selbst im vollen Lauf; und nicht überfahren zu werden, auch ohne alle Aufmerksamkeit.

Von Sekunde zu Sekunde wird der Abstand zwischen Wagen und Wagen kleiner. Schon mischen sich einzelne Equipagen der Vornehmeren in den oft unterbrochenen Zug. Die Wagen fliegen nicht mehr. Bis endlich fünf bis sechs Stunden vor Nacht die einzelnen Pferde- und Kutschenatome sich zu einer kompakten Reihe verdichten, die, sich selber hemmend und durch Zufahrende aus allen Quergassen gehemmt, das alte Sprüchwort: Besser schlecht gefahren, als zu Fuße gegangen, offenbar zu Schanden macht. Begafft, bedauert, bespottet, sitzen die geputzten Damen in den scheinbar stillstehenden Kutschen. Des immerwährenden Anhaltens ungewohnt, bäumt sich der Holsteiner Rappe, als wollte er seinen, durch den ihm vorgehenden Korbwagen gehemmten Weg obenhin über diesen hinaus nehmen, was auch die schreiende Weiber- und Kinderbevölkerung des Plebejerfuhrwerks offenbar zu befürchten scheint. Der schnell dahinschießende Fiaker, zum ersten Male seiner Natur ungetreu, berechnet ingrimmig den Verlust, auf einem Wege drei Stunden zubringen zu müssen, den er sonst in fünf Minuten durchflog. Zank, Geschrei, wechselseitige Ehrenangriffe der Kutscher, mitunter einen Peitschenhieb.

Endlich, wie denn in dieser Welt jedes noch so hartnäckige Stehenbleiben doch nur ein unvermerktes Weiterrücken ist, erscheint auch diesem status quo ein Hoffnungsstrahl. Die ersten Bäume des Augartens und der Brigittenau werden sichtbar. Land! Land! Land! Alle Leiden sind vergessen. Die zu Wagen Gekommenen steigen aus und mischen sich unter die Fußgänger, Töne entfernter Tanzmusik schallen herüber, vom Jubel der neu Angekommenen beantwortet. Und so fort und immer weiter, bis endlich der breite Hafen der Lust sich auftut und Wald und Wiese, Musik und Tanz, Wein und Schmaus, Schattenspiel und Seiltänzer, Erleuchtung und Feuerwerk sich zu einem pays de cocagne, einem Elderado, einem eigentlichen Schlaraffenlande vereinigen, das leider, oder glücklicherweise, wie man es nimmt, nur einen und den nächst darauffolgenden Tag dauert, dann aber verschwindet, wie der Traum einer Sommernacht, und nur in der Erinnerung zurückbleibt und allenfalls in der Hoffnung.

Ich versäume nicht leicht, diesem Feste beizuwohnen. Als ein leidenschaftlicher Liebhaber der Menschen, vorzüglich des Volkes, so daß mir selbst als dramatischem Dichter der rückhaltlose Ausbruch eines überfüllten Schauspielhauses

immer zehnmal interessanter, ja belehrender war, als das zusammengeklügelte Urteil eines an Leib und Seele verkrüppelten, von dem Blut ausgesogener Autoren spinnenartig aufgeschwollenen literarischen Matadors; — als ein Liebhaber der Menschen, sage ich, besonders wenn sie in Massen für einige Zeit der einzelnen Zwecke vergessen und sich als Teile des Ganzen fühlen, in dem denn doch zuletzt das Göttliche liegt, — als einem solchen ist mir jedes Volksfest ein eigentliches Seelenfest, eine Wallfahrt, eine Andacht. Wie aus einem aufgerollten, ungeheuren, dem Rahmen des Buches entsprungenen Plutarch, lese ich aus den heitern und heimlich bekümmerten Gesichtern, dem lebhaften oder gedrückten Gange, dem wechselseitigen Benehmen der Familienglieder, den einzelnen halb unwillkürlichen Äußerungen, mir die Biographien der unberühmten Menschen zusammen, und wahrlich! man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obskuren nicht durchgefühlt hat. Von dem Wortwechsel weinerhitzter Karrenschieber spinnt sich ein unsichtbarer, aber ununterbrochener Faden bis zum Zwist der Götterjöhne, und in der jungen Magd, die, halb wider Willen, dem drängenden Liebhaber seitab vom Gewühl der Tanzenden folgt, liegen als Embryo die Julien, die Didos und die Medeen.

Auch vor zwei Jahren hatte ich mich, wie gewöhnlich, den lustgierigen Kirchweihgästen als Fußgänger mit angeschlossen. Schon waren die Hauptschwierigkeiten der Wanderung überwunden, und ich befand mich bereits am Ende des Augartens, die ersehnte Brigittenau hart vor mir liegend. Hier ist nun noch ein, wenngleich der letzte Kampf zu bestehen. Ein schmaler Damm, zwischen undurchdringlichen Befriedigungen hindurchlaufend, bildet die einzige Verbindung der beiden Lustorte, deren gemeinschaftliche Grenze ein in der Mitte befindliches hölzernes Gittertor bezeichnet. An gewöhnlichen Tagen und für gewöhnliche Spaziergänger bietet dieser Verbindungsweg überflüssigen Raum; am Kirchweihfeste aber würde seine Breite, auch vierfach genommen, noch immer zu schmal sein für die endlose Menge, die, heftig nachdrängend und von Rückkehrenden im entgegengesetzten Sinne durchkreuzt, nur durch die allseitige Gutmütigkeit der Lustwandelnden sich am Ende doch leidlich zurecht findet.

Ich hatte mich dem Zug der Menge hingegeben und befand mich in der Mitte des Dammes, bereits auf klassischem Boden, nur leider zu stets erneutem Stillestehen, Ausbeugen und Abwarten genötigt. Da war denn Zeit genug, das seitwärts am Wege Befindliche zu betrachten. Damit es nämlich der genußlechzenden Menge nicht an einem Vorgeschmack der zu erwartenden Seligkeit mangle, hatten sich links am Abhang der erhöhten Dammstraße einzelne Musiker aufgestellt, die, wahrscheinlich die große Konkurrenz scheuend, hier an den Propyläen die Erstlinge der noch unabgenützten Freigebigkeit einernten wollten. Eine Harfenspielerin mit widerlich starrenden Augen. Ein alter invalider Stelzfuß, der auf einem entsetzlichen, offenbar von ihm selbst verfertigten Instrumente, halb Hackbrett und halb Drehorgel, die Schmerzen seiner Verwundung dem allgemeinen Mitleid auf eine analoge Weise empfindbar machen wollte. Ein lahmer, verwachsener Knabe, er und seine Violine einen einzigen ununterscheidbaren Knäuel bildend, der endlos fortrollende Walzer mit all der heftischen Heftigkeit seiner verbildeten Brust herabspielte. Endlich — und er zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich — ein alter, leicht siebzigjähriger Mann in einem fadenscheinigen, aber nicht unreinlichen Moltonüberrock mit lächelnder, sich selbst Beifall gebender Miene. Barhäuptig und kahlköpfig stand er da, nach Art dieser Leute, den Hut als Sammelbüchse vor sich auf dem Boden, und so bearbeitete er eine alte vielzersprungene Violine, wobei er den Takt nicht nur durch Aufheben und Niedersetzen des Fußes, sondern zugleich durch übereinstimmende Bewegung des ganzen gebückten Körpers markierte. Aber all diese Bemühung, Einheit in seine Leistung zu bringen, war fruchtlos, denn was er spielte, schien eine unzusammenhängende Folge von Tönen ohne Zeitmaß und Melodie. Dabei war er ganz in sein Werk vertieft: die Lippen zuckten, die Augen waren starr auf das vor ihm befindliche Notenblatt gerichtet — ja wahrhaftig Notenblatt! Denn indes alle andern, ungleich mehr zu Dank spielenden Musiker sich auf ihr Gedächtnis verließen, hatte der alte Mann mitten in dem Gewühle ein kleines, leicht tragbares Pult vor sich hingestellt mit schmutzigen, zergriffenen Noten, die das in schönster Ordnung enthalten mochten, was er so außer allem Zusammenhange zu hören gab. Gerade das Ungewöhnliche dieser Ausrüstung hatte meine Aufmerksamkeit auf ihn gezogen, so wie es auch die Heiterkeit des vorübergehenden Haufens erregte, der ihn auslachte und den zum Sammeln hingestellten Hut des alten Mannes leer ließ, indes das übrige Orchester ganze Kupferminen einsackte. Ich war, um das Original ungestört zu betrachten, in einiger Entfernung auf den Seitenabhang des Dammes getreten. Er spielte noch eine Weile fort. Endlich hielt er ein, blickte, wie aus einer langen Abwesenheit zu sich gekommen, nach dem Firmament, das schon die Spuren des nahenden Abends zu zeigen anfing, darauf abwärts in seinen Hut, fand ihn leer, setzte ihn in ungetrübter Heiterkeit auf, steckte den Geigenbogen zwischen die Saiten; sunt certi dinique fines, sagte er, ergriff sein Notenpult und arbeitete sich mühsam durch die dem Feste zuströmende Menge in entgegengesetzter Richtung, als einer, der heimkehrt.

Das ganze Wesen des alten Mannes war eigentlich wie gemacht, um meinen anthropologischen Heißhunger aufs äußerste zu reizen. Die dürftige und doch edle Gestalt, seine unbesiegbare Heiterkeit, so viel Kunsteifer bei so viel Un-

beholfenheit; daß er gerade zu einer Zeit heimkehrte, wo für andere seinesgleichen erst die eigentliche Ernte anging; endlich die wenigen, aber mit der richtigsten Betonung, mit völliger Geläufigkeit gesprochenen lateinischen Worte. Der Mann hatte also eine sorgfältigere Erziehung genossen, sich Kenntnisse eigen gemacht, und nun — ein Bettelmusikant! Ich zitterte vor Begierde nach dem Zusammenhange.

Aber schon befand sich ein dichter Menschenwall zwischen mir und ihm. Klein, wie er war, und durch das Notenpult in seiner Hand nach allen Seiten hin störend, schob ihn einer dem andern zu, und schon hatte ihn das Ausgangsgitter aufgenommen, indes ich noch in der Mitte des Dammes mit der entgegenströmenden Menschenwoge kämpfte. So entschwand er mir, und als ich endlich selbst ins ruhige Freie gelangte, war nach allen Seiten weit und breit kein Spielmann mehr zu sehen.

Das versehlte Abenteuer hatte mir die Lust an dem Volksfest genommen. Ich durchstrich den Augarten nach allen Richtungen und beschloß endlich, nach Hause zu kehren.

In die Nähe des kleinen Türchens gekommen, das aus dem Augarten nach der Taborstraße führt, hörte ich plötzlich den bekannten Ton der alten Violine wieder. Ich verdoppelte meine Schritte, und siehe da! der Gegenstand meiner Neugier stand, aus Leibeskräften spielend, im Kreise einiger Knaben, die ungeduldig einen Walzer von ihm verlangten. Einen Walzer spiel! riefen sie; einen Walzer, hörst du nicht? Der Alte geigte fort, scheinbar ohne auf sie zu achten, bis ihn die kleine Zuhörerschar schmähend und spottend verließ, sich um einen Leiermann sammelnd, der seine Drehorgel in der Nähe aufgestellt hatte.

Sie wollen nicht tanzen, sagte wie betrübt der alte Mann, sein Musikgeräte zusammenlesend. Ich war ganz nahe zu ihm getreten. Die Kinder kennen aber keinen anderen Tanz, als den Walzer, sagte ich. Ich spielte einen Walzer, versetzte er, mit dem Geigenbogen den Ort des soeben gespielten Stückes auf seinem Notenblatte bezeichnend.

Man muß derlei auch führen, der Menge wegen. Aber die Kinder haben kein Ohr, sagte er, indem er wehmütig den Kopf schüttelte. — Lassen Sie mich wenigstens ihren Undank wieder gut machen, sprach ich, ein Silberstück aus der Tasche ziehend und ihm hinreichend. — Bitte! bitte! rief der alte Mann, wobei er mit beiden Händen ängstlich abwehrende Bewegungen machte, in den Hut! in den Hut! — Ich legte das Geldstück in den vor ihm stehenden Hut, aus dem es unmittelbar darauf der Alte herausnahm und ganz zufrieden einsteckte; das heißt einmal mit reichem Gewinn nach Hause gehen, sagte er schmunzelnd. — Eben recht, sprach ich, erinnern Sie mich auf einen Umstand, der schon früher meine Neugier rege machte! Ihre heutige Einnahme scheint nicht die beste gewesen zu sein, und doch entfernen Sie sich in einem Augenblicke, wo eben die eigentliche Ernte angeht. Das Fest dauert, wissen Sie wohl, die ganze Nacht, und Sie könnten da leicht mehr gewinnen, als an acht gewöhnlichen Tagen. Wie soll ich mir das erklären?

Wie Sie sich das erklären sollen? versetzte der Alte. Verzeihen Sie, ich weiß nicht, wer Sie sind, aber Sie müssen ein wohltätiger Herr sein und ein Freund der Musik, dabei zog er das Silberstück noch einmal aus der Tasche und drückte es zwischen seine gegen die Brust gehobenen Hände. Ich will Ihnen daher nur die Ursachen angeben, obgleich ich oft deshalb verlacht worden bin. Erstens war ich nie ein Nachtschwärmer und halte es auch nicht für recht, andere durch Spiel und Gesang zu einem solchen widerlichen Vergehen anzureizen; zweitens muß sich der Mensch in allen Dingen eine gewisse Ordnung festsetzen, sonst gerät er ins Wilde und Unaufhaltsame. Drittens endlich — Herr! ich spiele den ganzen Tag für die lärmenden Leute und gewinne kaum kärglich Brot dabei; aber der Abend gehört mir und meiner armen Kunst.

Abends halte ich mich zu Hause, und — dabei ward seine Rede immer leiser, Röte überzog sein Gesicht, sein Auge suchte den Boden — da spiele ich denn aus der Einbildung, so für mich ohne Noten. Phantasieren, glaub' ich, heißt es in den Musikbüchern.

Wir waren beide ganz still geworden. Er, aus Beschämung über das verratene Geheimnis seines Innern; ich, voll Erstaunen, den Mann von den höchsten Stufen der Kunst sprechen zu hören, der nicht imstande war, den leichtesten Walzer saßbar wiederzugeben. Er bereitete sich indes zum Fortgehen.

Wo wohnen Sie? sagte ich. Ich möchte wohl einmal Ihren einsamen Übungen beiwohnen. — O, versetzte er fast flehend, Sie wissen wohl, das Gebet gehört ins Kämmerlein. — So will ich Sie denn einmal am Tage besuchen, sagte ich. — Den Tag über, erwiderte er, gehe ich meinem Unterhalt bei den Leuten nach. — Also des Morgens denn. — Sieht es doch beinahe aus, sagte der Alte lächelnd, als ob Sie, verehrter Herr, der Beschenkte wären, und ich, wenn es mir erlaubt ist zu sagen, der Wohltäter; so freundlich sind Sie, und so widerwärtig ziehe ich mich zurück. Ihr vornehmer Besuch wird meiner Wohnung immer eine Ehre sein; nur bäte ich, daß Sie den Tag Ihrer Dahinkunft mir großgünstig im voraus bestimmten, damit weder Sie durch Ungehörigkeit aufgehalten, noch ich genötigt werde, ein zurzeit etwa begonnenes Geschäft unziemlich zu unterbrechen. Mein Morgen nämlich hat auch seine Bestimmung. Ich halte es jedenfalls für meine Pflicht, meinen Gönnern und Wohltätern für ihr Geschenk eine nicht ganz unwürdige Gegengabe darzureichen. Ich will kein Bettler sein, verehrter Herr. Ich weiß wohl, daß die übrigen öffentlichen Musikleute sich damit begnügen, einige auswendig gelernte Gassen-

hauer, Deutschwalzer, ja wohl gar Melodien von unartigen Liedern, immer wieder von denselben anfangend, fort und fort herab zu spielen, so daß man ihnen gibt, um ihrer los zu werden, oder weil ihr Spiel die Erinnerung genossener Tanzfreuden oder sonst unordentlicher Ergötzlichkeiten wieder lebendig macht. Daher spielen sie auch aus dem Gedächtnis und greifen falsch mitunter, ja häufig. Von mir aber sei fern, zu betrügen. Ich habe deshalb, teils weil mein Gedächtnis überhaupt nicht das beste ist, teils weil es für jeden schwierig sein dürfte, verwickelte Zusammensetzungen geachteter Musikverfasser Note für Note bei sich zu behalten, diese Hefte mir selbst ins Reine geschrieben. Er zeigte dabei durchblätternd auf sein Musikbuch, in dem ich zu meinem Entsetzen mit sorgfältiger, aber widerlich steifer Schrift ungeheuer schwierige Kompositionen alter berühmter Meister, ganz schwarz von Passagen und Doppelgriffen, erblickte. Und derlei spielte der alte Mann mit seinen ungelenken Fingern! Indem ich nun diese Stücke spiele, fuhr er fort, bezeige ich meine Verehrung den nach Stand und Würden geachteten, längst nicht mehr lebenden Meistern und Verfassern, tue mir selbst genug und lebe der angenehmen Hoffnung, daß die mir mildest gereichte Gabe nicht ohne Entgelt bleibt, durch Veredlung des Geschmackes und Herzens der ohnehin von so vielen Seiten gestörten und irre geleiteten Zuhörerschaft. Da derlei aber, auf daß ich bei meiner Rede bleibe — und dabei überzog ein selbstgefälliges Lächeln seine Züge — da derlei aber eingeübt sein will, sind meine Morgenstunden ausschließlich diesem Exerzitium bestimmt. Die drei ersten Stunden des Tages der Übung, die Mitte dem Broterwerb und der Abend mir und dem lieben Gott, das heißt nicht unehrlich geteilt, sagte er, und dabei glänzten seine Augen wie feucht; er lächelte aber.

Gut denn, sagte ich, so werde ich Sie einmal morgens überraschen. Wo wohnen Sie? Er nannte mir die Gärtnergasse. — Hausnummer? — Nummer 34 im ersten Stocke. — In der Tat! rief ich, im Stockwerke der Vornehmen? — Das Haus, sagte er, hat zwar eigentlich nur ein Erdgeschoß; es ist aber oben neben der Bodenkammer noch ein kleines Zimmer, das bewohne ich gemeinschaftlich mit zwei Handwerksgesellen. — Ein Zimmer zu dreien? — Es ist abgeteilt, sagte er, und ich habe mein eigenes Bette.

Es wird spät, sprach ich, und Sie wollen nach Hause. Auf Wiedersehen denn! und dabei fuhr ich in die Tasche, um das früher gereichte gar zu kleine Geldgeschenk allenfalls zu verdoppeln. Er aber hatte mit der einen Hand das Notenpult, mit der andern seine Violine angefaßt und rief hastig: Was ich bevoteft verbitten muß. Das Honorarium für mein Spiel ist mir bereits in Fülle zuteil geworden, eines andern Verdienstes aber bin ich mir zurzeit nicht bewußt. Dabei machte er mir mit einer Abart vornehmer Leichtigkeit einen ziemlich linkischen Kratzfuß und entfernte sich, so schnell ihn seine alten Beine trugen.

Ich hatte, wie gesagt, die Lust verloren, dem Volksfeste für diesen Tag länger beizuwohnen, ich ging daher heimwärts, den Weg nach der Leopoldstadt einschlagend, und von Staub und Hitze erschöpft, trat ich in einen der dortigen vielen Wirtsgärten, die, an gewöhnlichen Tagen überfüllt, heute ihre ganze Kundschaft der Brigittenau abgegeben hatten. Die Stille des Ortes, im Abstich der lärmenden Volksmenge, tat mir wohl, und mich verschiedenen Gedanken überlassend, an denen der alte Spielmann nicht den letzten Anteil hatte, war es völlig Nacht geworden, als ich endlich des Nachhausegehens gedachte, den Betrag meiner Rechnung auf den Tisch legte und der Stadt zuschritt.

In der Gärtnergasse, hatte der alte Mann gesagt, wohne er. Ist hier in der Nähe eine Gärtnergasse? fragte ich einen kleinen Jungen, der über den Weg lief. Dort, Herr! versetzte er, indem er auf eine Querstraße hinwies, die, von der Häusermasse der Vorstadt sich entfernend, gegen das freie Feld hinaus lief. Ich folgte der Richtung. Die Straße bestand aus zerstreuten einzelnen Häusern, die, zwischen großen Küchengärten gelegen, die Beschäftigung der Bewohner und den Ursprung des Namens Gärtnergasse augenfällig darlegten. In welcher dieser elenden Hütten wohl mein Original wohnen mochte? Ich hatte die Hausnummer glücklich vergessen, auch war in der Dunkelheit an das Erkennen irgend einer Bezeichnung kaum zu denken. Da schritt, auf mich zukommend, ein mit Küchengewächsen schwer beladener Mann an mir vorüber. Kratzt der Alte einmal wieder, brummte er, und stört die ordentlichen Leute in ihrer Nachtruhe. Zugleich, wie ich vorwärts ging, schlug der leise, langgehaltene Ton einer Violine an mein Ohr, der aus dem offenstehenden Bodenfenster eines wenig entfernten ärmlichen Hauses zu kommen schien, das, niedrig und ohne Stockwerk wie die übrigen, sich durch dieses in der Umgrenzung des Daches liegende Giebelfenster vor den andern auszeichnete. Ich stand stille. Ein leiser, aber bestimmt gegriffener Ton schwoll bis zur Heftigkeit, senkte sich, verklang, um gleich darauf wieder bis zum lautesten Gellen empor zu steigen, und zwar immer derselbe Ton mit einer Art genußreichem Daraufberuhen wiederholt. Endlich kam ein Intervall. Es war die Quarte. Hatte der Spieler sich vorher an dem Klange des einzelnen Tones geweidet, so war nun das gleichsam wollüstige Schmecken dieses harmonischen Verhältnisses noch ungleich fühlbarer. Sprungweise gegriffen, zugleich gestrichen, auch die dazwischen liegende Stufenreihe höchst holperig verbunden, die Terz markiert, wiederholt. Die Quinte daran gefügt, einmal mit zitterndem Klang, wie ein stilles Weinen, ausgehalten, verhallend, dann in wirbelnder Schnelligkeit ewig wiederholt, immer diese selben Verhältnisse, die nämlichen Töne. —

Und das nannte der alte Mann Phantasieren! — Obgleich es im Grunde allerdings ein Phantasieren war, für den Spieler nämlich, nur nicht auch für den Hörer.

Ich weiß nicht, wie lange das gedauert haben mochte und wie arg es geworden war, als plötzlich die Türe des Hauses aufging, ein Mann, nur mit dem Hemde und lose eingeknöpftem Beinkleide angetan, von der Schwelle bis in die Mitte der Straße trat und zu dem Giebelfenster emporrief: Soll das heute einmal wieder gar kein Ende nehmen! Der Ton der Stimme war dabei unwillig, aber nicht hart oder beleidigend. Die Violine verstummte, ehe die Rede noch zu Ende war. Der Mann ging ins Haus zurück, das Giebelfenster schloß sich, und bald herrschte eine durch nichts unterbrochene Totenstille um mich her. Ich trat, mühsam in den mir unbekannten Gassen mich zurechtfindend, den Heimweg an, wobei ich auch phantasierte, aber, niemand störend, für mich, im Kopfe.

Die Morgenstunden haben für mich immer einen eigenen Wert gehabt, Es ist, als ob es mir Bedürfnis wäre, durch die Beschäftigung mit etwas Erhebendem, Bedeutendem in den ersten Stunden des Tages mir den Rest desselben gewissermaßen zu heiligen. Ich kann mich daher nur schwer entschließen, am frühen Morgen mein Zimmer zu verlassen, und wenn ich, ohne vollgültige Ursache, mich einmal dazu nötige, so habe ich für den übrigen Tag nur die Wahl zwischen gedankenloser Zerstreuung oder selbstquälerischem Trübsinn. So kam es, daß ich durch einige Tage den Besuch bei dem alten Manne, der verabredetermaßen in den Morgenstunden stattfinden sollte, verschob. Endlich ward die Ungeduld meiner Herr, und ich ging. Die Gärtnergasse war leicht gefunden, ebenso das Haus. Die Töne der Violine ließen sich auch diesmal hören, aber durch das geschlossene Fenster bis zum Ununterscheidbaren gedämpft. Ich trat ins Haus. Eine vor Erstaunen halb sprachlose Gärtnersfrau wies mich eine Bodentreppe hinauf. Ich stand vor einer niedern und halb schließenden Türe, pochte, erhielt keine Antwort, drückte endlich die Klinke und trat ein. Ich befand mich in einer ziemlich geräumigen, sonst aber höchst elenden Kammer, deren Wände von allen Seiten den Umrissen des spitzzulaufenden Daches folgten. Hart neben der Türe ein schmutziges, widerlich verstörtes Bette, von allen Zutaten der Unordentlichkeit umgeben; mir gegenüber, hart neben dem schmalen Fenster, eine zweite Lagerstätte, dürftig, aber reinlich, und höchst sorgfältig gebettet und bedeckt. Am Fenster ein kleines Tischchen mit Notenpapier und Schreibgeräte, im Fenster ein paar Blumentöpfe. Die Mitte des Zimmers von Wand zu Wand war am Boden mit einem dicken Kreidenstriche bezeichnet, und man kann sich kaum einen grelleren Abstich von Schmutz und Reinlichkeit denken, als diesseits und jenseits der gezogenen Linie dieses Äquators einer Welt im kleinen herrschte.

Hart an dem Gleicher hatte der alte Mann sein Notenpult hingestellt und stand, völlig und sorgfältig gekleidet, davor und — exerzierte. Es ist schon bis zum Übelklang so viel von den Mißklängen meines und, ich fürchte beinahe, nur meines Lieblings die Rede gewesen, daß ich den Leser mit der Beschreibung dieses höllischen Konzertes verschonen will. Da die Übung größtenteils aus Passagen bestand, so war an ein Erkennen der gespielten Stücke nicht zu denken, was übrigens auch sonst nicht leicht gewesen sein möchte. Einige Zeit Zuhörens ließ mich endlich den Faden durch dieses Labyrinth erkennen, gleichsam die Methode in der Tollheit. Der Alte genoß, indem er spielte. Seine Auffassung unterschied hierbei aber schlechthin nur zweierlei, den Wohlklang und den Übelklang, von denen der erstere ihn erfreute, ja entzückte, indes er dem letzteren, auch dem harmonisch begründeten, nach Möglichkeit aus dem Wege ging. Statt nun in einem Musikstücke nach Sinn und Rhythmus zu betonen, hob er heraus, verlängerte er die dem Gehör wohltuenden Noten und Intervalle, ja nahm keinen Anstand, sie willkürlich zu wiederholen, wobei sein Gesicht oft geradezu den Ausdruck der Verzückung annahm. Da er nun zugleich die Dissonanzen so kurz als möglich abtat, überdies die für ihn zu schweren Passagen, von denen er aus Gewissenhaftigkeit nicht eine Note fallen ließ, in einem gegen das Ganze viel zu langsamen Zeitmaß vortrug, so kann man sich wohl leicht eine Idee von der Verwirrung machen, die daraus hervorging. Mir ward es nachgerade selbst zu viel. Um ihn aus seiner Abwesenheit zurückzubringen, ließ ich absichtlich den Hut fallen, nachdem ich mehrere Mittel schon fruchtlos versucht hatte. Der alte Mann fuhr zusammen, seine Knie zitterten, kaum konnte er die zu Boden gesenkte Violine halten. Ich trat hinzu. O, Sie sind's, gnädiger Herr! sagte er, gleichsam zu sich selbst kommend. Ich hatte nicht auf die Erfüllung Ihres hohen Versprechens gerechnet. Er nötigte mich, zu sitzen, räumte auf, legte hin, sah einigemal verlegen im Zimmer herum, ergriff dann plötzlich einen auf einem Tische neben der Stubentür stehenden Teller und ging mit demselben zu jener hinaus. Ich hörte ihn draußen mit der Gärtnersfrau sprechen. Bald darauf kam er wieder verlegen zur Türe herein, wobei er den Teller hinter dem Rücken verbarg und heimlich wieder hinstellte. Er hatte offenbar Obst verlangt, um mich zu bewirten, es aber nicht erhalten können. Sie wohnen hier recht hübsch, sagte ich, um seiner Verlegenheit ein Ende zu machen. — Die Unordnung ist verwiesen. Sie nimmt ihren Rückzug durch die Türe, wenn sie auch derzeit noch nicht über die Schwelle ist. Meine Wohnung reicht nur bis zu dem Striche, sagte der Alte, wobei er auf die Kreidelinie in der Mitte des Zimmers zeigte. Dort drüben wohnen zwei Handwerksgesellen. — Und respektieren diese Ihre Bezeichnung? — Sie nicht, aber ich, sagte

er. Nur die Türe ist gemeinschaftlich. — Und werden sie nicht gestört von ihrer Nachbarschaft? — Kaum, meinte er. Sie kommen des Nachts spät nach Hause, und wenn sie mich da auch ein wenig im Bette aufschrecken, so ist dafür die Lust des Wiedereinschlafens um so größer. Des Morgens aber wecke ich sie, wenn ich mein Zimmer in Ordnung bringe. Da schelten sie wohl ein wenig und gehen.

Ich hatte ihn währenddessen betrachtet. Er war höchst reinlich gekleidet, die Gestalt gut genug für seine Jahre, nur die Beine etwas zu kurz. Hand und Fuß von auffallender Zartheit. — Sie sehen mich an, sagte er, und haben dabei Ihre Gedanken? — Daß ich nach Ihrer Geschichte lüstern bin, versetzte ich. — Geschichte? wiederholte er. Ich habe keine Geschichte. Heute wie gestern, und morgen wie heute. Übermorgen freilich und weiter hinaus, wer kann das wissen? Doch Gott wird sorgen, der weiß es. — Ihr jetziges Leben mag wohl einförmig genug sein, fuhr ich fort; aber Ihre früheren Schicksale. Wie es sich fügte — daß ich unter die Musikleute kam? fiel er in die Pause ein, die ich unwillkürlich gemacht hatte. Ich erzählte ihm nun, wie er mir beim ersten Anblicke aufgefallen; den Eindruck, den die von ihm gesprochenen lateinischen Worte auf mich gemacht hätten. Lateinisch, tönte er nach. Lateinisch? das habe ich freilich auch einmal gelernt, oder vielmehr hätte es lernen sollen und können. Loqueris latine? wandte er sich gegen mich, aber ich könnte es nicht fortsetzen. Es ist gar zu lange her. Das also nennen sie meine Geschichte? Wie kam es? Ja so! da ist denn freilich allerlei geschehen; nichts besonderes, aber doch allerlei. Möchte ich mir's doch selbst einmal wieder erzählen. Ob ich's nicht gar vergessen habe. Es ist noch früh am Morgen, fuhr er fort, wobei er in die Uhrtasche griff, in der sich freilich keine Uhr befand. — Ich zog die meine, es war kaum 9 Uhr. — Wir haben Zeit, und fast kommt mich die Lust, zu schwatzen, an. Er war während des letzten zusehends ungezwungener geworden. Seine Gestalt verlängerte sich. Er nahm mir ohne zu große Umstände den Hut aus der Hand und legte ihn aufs Bette, schlug sitzend ein Bein über das andere und nahm überhaupt die Lage eines mit Bequemlichkeit Erzählenden an.

Sie haben — hob er an — ohne Zweifel von dem Hofrate — gehört? Hier nannte er den Namen eines Staatsmannes, der in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem bescheidenen Titel eines Bureaucheefs einen ungeheuren, beinahe ministerähnlichen Einfluß ausgeübt hatte. Ich bejahte meine Kenntnis des Mannes. — Er war mein Vater, fuhr er fort. — Sein Vater? des alten Spielmanns? des Bettlers? Der Einflußreiche, der Mächtige, sein Vater? Der Alte schien mein Erstaunen nicht zu bemerken, sondern spann, sichtbar vergnügt, den Faden seiner Erzählung weiter. Ich war der mittlere von drei Brüdern, die in Staatsdiensten hoch hinaufkamen, nun aber schon beide tot sind; ich allein lebe noch, sagte er und zupfte dabei an seinen fadenscheinigen Beinkleidern, mit niedergeschlagenen Augen einzelne Federchen davon herablesend. Mein Vater war ehrgeizig und heftig. Meine Brüder taten ihm genug. Mich nannte man einen langsamen Kopf; und ich war langsam. Wenn ich mich recht erinnere, sprach er weiter — und dabei senkte er, seitwärts gewandt, wie in eine weite Ferne hinausblickend, den Kopf gegen die unterstützende linke Hand, — wenn ich mich recht erinnere, so wäre ich wohl imstande gewesen, allerlei zu erlernen, wenn man mir nur Zeit und Ordnung gegönnt hätte. Meine Brüder sprangen wie Gemsen von Spitze zu Spitze in den Lehrgegenständen herum, ich konnte aber durchaus nichts hinter mir lassen, und wenn mir ein einziges Wort fehlte, mußte ich von vorne anfangen. So ward ich denn immer gedrängt. Das Neue sollte auf den Platz, den das Alte noch nicht verlassen hatte, und ich begann, stockisch zu werden. So hatten sie mir die Musik, die jetzt die Freude und zugleich der Stab meines Lebens ist, geradezu verhaßt gemacht. Wenn ich abends im Zwielicht die Violine ergriff, um mich nach meiner Art ohne Noten zu vergnügen, nahmen sie mir das Instrument und sagten, das verdirbt die Applikatur, klagten über Ohrenfolter und verwiesen mich auf die Lehrstunde, wo die Folter für mich anging. Ich habe zeitlebens nichts und niemand so gehaßt, als ich damals die Geige haßte.

Mein Vater, aufs äußerste unzufrieden, schalt mich häufig und drohte, mich zu einem Handwerke zu geben. Ich wagte nicht, zu sagen, wie glücklich mich das gemacht hätte. Ein Drechsler oder Schriftsetzer wäre ich gar zu gerne gewesen. Er hätte es ja aber doch nicht zugelassen, aus Stolz. Endlich gab eine öffentliche Schulprüfung, der man, um ihn zu begütigen, meinen Vater beizuwohnen beredet hatte, den Ausschlag. Ein unredlicher Lehrer bestimmte im voraus, was er mich fragen werde, und so ging alles vortrefflich. Endlich aber fehlte mir — es waren auswendig zu sagende Verse des Horaz — ein Wort. Mein Lehrer, der kopfnickend und meinen Vater anlächelnd zugehört hatte, kam meinem Stocken zu Hilfe und flüsterte es mir zu. Ich aber, der das Wort in meinem Innern und im Zusammenhange mit dem übrigen suchte, hörte ihn nicht. Er wiederholte es mehrere Male; umsonst. Endlich verlor mein Vater die Geduld. Cachinnum! (so hieß das Wort) schrie er mir donnernd zu. Nun war's geschehen. Wußte ich das eine, so hatte ich dafür das übrige vergessen. Alle Mühe, mich auf die rechte Bahn zu bringen, war verloren. Ich mußte mit Schande aufstehen, und als ich, der Gewohnheit nach, hinging, meinem Vater die Hand zu küssen, stieß er mich zurück, erhob sich, machte der Versammlung eine kurze Verbeugung und ging. Ce gueux schalt er mich, was ich damals nicht war, aber

jetzt bin. Die Eltern prophezeien, wenn sie reden! Übrigens war mein Vater ein guter Mann. Nur heftig und ehrgeizig.

Von diesem Tage an sprach er kein Wort mehr mit mir. Seine Befehle kamen mir durch die Hausgenossen zu. So kündigte man mir gleich des nächsten Tages an, daß es mit meinen Studien ein Ende habe. Ich erschrak heftig, weil ich wußte, wie bitter es meinen Vater kränken mußte. Ich tat den ganzen Tag nichts, als weinen und dazwischen jene lateinischen Verse rezitieren, die ich nun aufs Und wußte mit den vorhergehenden und nachfolgenden dazu. Ich versprach, durch Fleiß den Mangel an Talenten zu ersetzen, wenn man mich noch ferner die Schule besuchen ließe, mein Vater nahm aber nie einen Entschluß zurück.

Eine Weile blieb ich nun unbeschäftigt im väterlichen Hause. Endlich tat man mich versuchsweise zu einer Rechenbehörde. Rechnen war aber nie meine Stärke gewesen. Den Antrag, ins Militär zu treten, wies ich mit Abscheu zurück. Ich kann noch jetzt keine Uniform ohne innerlichen Schauder ansehen. Daß man werte Angehörige allenfalls auch mit Lebensgefahr schützt, ist wohl gut und begreiflich; aber Blutvergießen und Verstümmelung als Stand, als Beschäftigung. Nein! Nein! Nein! Und dabei fuhr er mit beiden Händen über beide Arme, als fühlte er stechend eigene und fremde Wunden.

Ich kam nun in die Kanzlei unter die Abschreiber. Da war ich recht an meinem Platze. Ich hatte immer das Schreiben mit Lust getrieben, und noch jetzt weiß ich mir keine angenehmere Unterhaltung, als mit guter Tinte auf gutem Papier Haar- und Schattenstriche aneinander zu fügen zu Worten oder auch nur zu Buchstaben. Musiknoten sind nun gar überaus schön. Damals dachte ich aber noch an keine Musik.

Ich war fleißig, nur aber zu ängstlich. Ein unrichtiges Unterscheidungszeichen, ein ausgelassenes Wort im Konzepte, wenn es sich auch aus dem Sinne ergänzen ließ, machte mir bittere Stunden. Im Zweifel, ob ich mich genau ans Original halten oder aus eigenem beisetzen sollte, verging die Zeit angstvoll, und ich kam in den Ruf, nachlässig zu sein, indes ich mich im Dienste abquälte, wie keiner. So brachte ich ein paar Jahre zu, und zwar ohne Gehalt, da, als die Reihe der Beförderung an mich kam, mein Vater im Rate einem andern seine Stimme gab und die übrigen ihm zufielen aus Ehrfurcht.

Um diese Zeit — sieh nur, unterbrach er sich, es gibt denn doch eine Art Geschichte. Erzählen wir die Geschichte! Um diese Zeit ereigneten sich zwei Begebenheiten: die traurigste und die freudigste meines Lebens. Meine Entfernung aus dem väterlichen Hause nämlich und das Wiederkehren zur holden Tonkunst, zu meiner Violine, die mir treu geblieben ist bis auf diesen Tag.

Ich lebte in dem Hause meines Vaters, unbeachtet von den Hausgenossen, in einem Hinterstübchen, das in des Nachbars Hof hinausging. Anfangs aß ich am Familientische, wo niemand ein Wort an mich richtete. Als aber meine Brüder auswärts befördert wurden und mein Vater beinahe täglich zu Gast geladen war — die Mutter lebte seit lange nicht mehr — fand man es unbequem, meinetwegen eine eigene Küche zu führen. Die Bedienten erhielten Kostgeld; ich auch, das man mir aber nicht auf die Hand gab, sondern monatweise im Speisehause bezahlte. Ich war daher wenig in meiner Stube, die Abendstunden ausgenommen; denn mein Vater verlangte, daß ich längstens eine halbe Stunde nach dem Schluß der Kanzlei zu Hause sein sollte. Da saß ich denn, und zwar, meiner schon damals angegriffenen Augen halber, in der Dämmerung ohne Licht. Ich dachte auf das und jenes und war nicht traurig und nicht froh.

Wenn ich nun so saß, hörte ich auf dem Nachbarshofe ein Lied singen. Mehrere Lieder, heißt das, worunter mir aber eines vorzüglich gefiel. Es war so einfach, so rührend und hatte den Nachdruck so auf der rechten Stelle, daß man die Worte gar nicht zu hören brauchte. Wie ich denn überhaupt glaube, die Worte verderben die Musik. — Nun öffnete er den Mund und brachte einige heisere rauhe Töne hervor. Ich habe von Natur keine Stimme, sagte er und griff nach der Violine. Er spielte, und zwar diesmal mit richtigem Ausdrucke, die Melodie eines gemütlichen, übrigens gar nicht ausgezeichneten Liedes, wobei ihm die Finger auf den Saiten zitterten und endlich einzelne Tränen über die Backen liefen.

Das war das Lied, sagte er, die Violine hinlegend. Ich hörte es immer mit neuem Vergnügen. So sehr es mir aber im Gedächtnis lebendig war, gelang es mir doch nie, mit der Stimme auch nur zwei Töne davon richtig zu treffen. Ich ward fast ungeduldig von Zuhören. Da fiel mir meine Geige in die Augen, die aus meiner Jugend her, wie ein altes Rüstzeug, ungebraucht an der Wand hing. Ich griff danach, und — es mochte sie wohl der Bediente in meiner Abwesenheit benützt haben — sie fand sich richtig gestimmt. Als ich nun mit dem Bogen über die Saiten fuhr, Herr, da war es, als ob Gottes Finger mich angerührt hätte. Der Ton drang in mein Inneres hinein und aus dem Innern wieder heraus. Die Luft um mich war wie geschwängert mit Trunkenheit. Das Lied unten im Hofe und die Töne von meinen Fingern an mein Ohr, Mitbewohner meiner Einsamkeit. Ich fiel auf die Knie und betete laut und konnte nicht begreifen, daß ich das holde Gotteswesen einmal gering geschätzt, ja gehaßt in meiner Kindheit, und küßte die Violine und drückte sie an mein Herz und spielte wieder und fort.

Das Lied im Hofe — es war eine Weibs-

person, die sang — tönte derweile unausgesetzt; mit dem Nachspielen ging es aber nicht so leicht.

Ich hatte das Lied nämlich nicht in Noten. Auch merkte ich wohl, daß ich das wenige der Geigenkunst, was ich etwa einmal wußte, so ziemlich vergessen hatte. Ich konnte daher nicht das und das, sondern nur überhaupt spielen. Obwohl mir das jeweilige Was der Musik, mit Ausnahme jenes Lieds, immer ziemlich gleichgültig war und auch geblieben ist bis zum heutigen Tag. Sie spielen den Wolfgang Amedeus Mozart und den Sebastian Bach, aber den lieben Gott spielt keiner. Die ewige Wohltat und Gnade des Tons und Klangs, seine wundertätige Übereinstimmung mit dem durstigen, zerlechzenden Ohr, daß — fuhr er leiser und schamrot fort — der dritte Ton zusammenstimmt mit dem ersten und der fünfte desgleichen, und die Nota sensibilis hinaufsteigt, wie eine erfüllte Hoffnung, die Dissonanz herabgebeugt wird als wissentliche Bosheit oder vermessener Stolz, und die Wunder der Bindung und Umkehrung, wodurch auch die Sekunde zur Gnade gelangt in den Schoß des Wohlklangs. Mir hat das alles, obwohl viel später, ein Musiker erklärt. Und, wovon ich aber nichts verstehe, die fuga und das punctum contra punctum und der canon a duo, a tre und so fort, ein ganzes Himmelsgebäude, eines ins andere greifend, ohne Mörtel verbunden und gehalten von Gottes Hand. Davon will niemand etwas wissen bis auf wenige. Vielmehr stören sie dieses Ein- und Ausatmen der Seelen durch Hinzufügung allenfalls auch zu sprechender Worte, wie die Kinder Gottes sich verbanden mit den Töchtern der Erde; daß es hübsch angreife und eingreife in ein schwieliges Gemüt. Herr, schloß er endlich, halb erschöpft, die Rede ist dem Menschen notwendig wie die Speise, man sollte aber auch den Trank rein erhalten, der da kommt von Gott.

Ich kannte meinen Mann beinahe nicht mehr, so lebhaft war er geworden. Er hielt ein wenig inne. Wo blieb ich nur in meiner Geschichte? sagte er endlich. Ei ja, bei dem Liede und meinen Versuchen, es nachzuspielen. Es ging aber nicht. Ich trat ans Fenster um besser zu hören. Da ging eben die Sängerin über den Hof. Ich sah sie nur von rückwärts, und doch kam sie mir bekannt vor. Sie trug einen Korb, mit, wie es schien, noch ungebackenen Kuchenstücken. Sie trat in ein Pförtchen in der Ecke des Hofes, da wohl ein Backofen inne sein mochte, denn immer fortsingend, hörte ich mit hölzernen Geräten scharren, wobei die Stimme einmal dumpfer und einmal heller klang, wie eines, das sich bückt und in eine Höhlung hineinsingt, dann wieder erhebt und aufrecht dasteht. Nach einer Weile kam sie zurück, und nun merkte ich erst, warum sie mir vorher bekannt vorkam. Ich kannte sie nämlich wirklich seit längerer Zeit. Und zwar aus der Kanzlei.

Damit verhielt es sich so. Die Amtsstunden fingen früh an und währten über den Mittag hinaus. Mehrere von den jüngeren Beamten, die nun entweder wirklich Hunger fühlten, oder eine halbe Stunde damit vor sich bringen wollten, pflegten gegen elf Uhr eine Kleinigkeit zu sich zu nehmen. Die Gewerbsleute, die alles zu ihrem Vorteile zu benutzen wissen, ersparten den Leckermäulern den Weg und brachten ihre Feilschaften ins Amtsgebäude, wo sie sich auf Stiege und Gang damit hinstellten. Ein Bäcker verkaufte kleine Weißbrote, die Obstfrau Kirschen. Vor allem aber waren gewisse Kuchen beliebt, die eines benachbarten Grieslers Tochter selbst verfertigte und noch warm zu Markte brachte. Ihre Kunden traten zu ihr auf den Gang hinaus, und nur selten kam sie, gerufen, in die Amtsstube, wo dann der etwas grämliche Kanzleivorsteher, wenn er ihrer gewahr wurde, ebenso selten ermangelte, sie wieder zur Türe hinauszuweisen, ein Gebot, dem sie sich nur mit Groll, und unwillige Worte murmelnd, fügte.

Das Mädchen galt bei meinen Kameraden nicht für schön. Sie fanden sie zu klein, wußten die Farbe ihrer Haare nicht zu bestimmen. Daß sie Katzenaugen habe, bestritten einige, Pockengruben aber gaben alle zu. Nur von ihrem stämmigen Wuchs sprachen alle mit Beifall, schalten sie aber grob, und einer wußte viel von einer Ohrfeige zu erzählen, deren Spuren er noch acht Tage nachher gefühlt haben wollte.

Ich selbst gehörte nicht unter ihre Kunden. Teils fehlte mir's an Geld, teils habe ich Speise und Trank wohl immer — oft nur zu sehr — als ein Bedürfnis anerkennen müssen, Lust und Vergnügen darin zu suchen aber, ist mir nie in den Sinn gekommen. Wir nahmen daher keine Notiz voneinander. Einmal nur, um mich zu necken, machten ihr meine Kameraden glauben, ich hätte nach ihren Eßwaren verlangt. Sie trat zu meinem Arbeitstisch und hielt mir ihren Korb hin. Ich kaufe nichts, liebe Jungfer, sagte ich. Nun, warum bestellen Sie dann die Leute? rief sie zornig. Ich entschuldigte mich, und so wie ich die Schelmerei gleich weg hatte, erklärte ich ihr's aufs beste. Nun, so schenken Sie mir wenigstens einen Bogen Papier, um meine Kuchen darauf zu legen, sagte sie. Ich machte ihr begreiflich, daß das Kanzleipapier sei und nicht mir gehöre, zu Hause aber hätte ich welches, das mein wäre, davon wollt' ich ihr bringen. Zu Hause habe ich selbst genug, sagte sie spöttisch und schlug eine kleine Lache auf, indem sie fortging.

Das war nur vor wenigen Tagen geschehen, und ich gedachte aus dieser Bekanntschaft sogleich Nutzen für meinen Wunsch zu ziehen. Ich knöpfte daher des andern Morgens ein ganzes Buch Papier, an dem es bei uns zu Hause nie fehlte, unter den Rock, und ging auf die Kanzlei, wo ich, um mich nicht zu verraten, meinen Harnisch mit großer Unbequemlichkeit auf dem Leibe behielt, bis ich gegen mittag aus dem Ein- und Ausgehen meiner Kameraden und dem Geräusch der kauenden Backen bemerkte, daß die

Kuchenverkäuferin gekommen war, und glauben konnte, daß der Hauptandrang der Kunden vorüber sei. Dann ging ich hinaus, zog mein Papier hervor, nahm mir ein Herz und trat zu dem Mädchen hin, die, den Korb vor sich auf dem Boden und den rechten Fuß auf einen Schemel gestellt, auf dem sie gewöhnlich zu sitzen pflegte, dastand, leise summend und mit dem auf den Schemel gestützten Fuß den Takt dazu tretend. Sie maß mich vom Kopf bis zu den Füßen, als ich näher kam, was meine Verlegenheit vermehrte. Liebe Jungfer, fing ich endlich an, Sie haben neulich von mir Papier begehrt, als keines zur Hand war, das mir gehörte. Nun habe ich welches von Hause mitgebracht und — damit hielt ich ihr mein Papier hin. Ich habe Ihnen schon neulich gesagt, erwiderte sie, daß ich selbst Papier zu Hause habe. Indes man kann alles brauchen. Damit nahm sie mit einem leichten Kopfnicken mein Geschenk und legte es in den Korb. Von den Kuchen wollen Sie nicht? sagte sie, unter ihren Waren herummusternd, auch ist das beste schon fort. Ich dankte, sagte aber, daß ich eine andere Bitte hätte. Nu, allenfalls? sprach sie, mit dem Arm in die Handhabe des Korbes fahrend und aufgerichtet dastehend, wobei sie mich mit heftigen Augen anblitzte. Ich fiel rasch ein, daß ich ein Liebhaber der Tonkunst sei, obwohl erst seit kurzem, daß ich sie so schöne Lieder singen gehört, besonders eines. Sie? Mich? Lieder? fuhr sie auf, und wo? Ich erzählte ihr weiter, daß ich in ihrer Nachbarschaft wohne und sie auf dem Hofe bei der Arbeit belauscht hätte. Eines ihrer Lieder gefiele mir besonders, so daß ich's schon versucht hätte, auf der Violine nachzuspielen. Wären sie etwa gar derselbe, rief sie aus, der so kratzt auf der Geige? — Ich war damals, wie ich bereits sagte, nur Anfänger und habe erst später mit vieler Mühe die nötige Geläufigkeit in diese Finger gebracht, unterbrach sich der alte Mann, wobei er mit der linken Hand, als einer, der geigt, in der Luft herumfingerte. Mir war es, setzte er seine Erzählung fort, ganz heiß ins Gesicht gestiegen und ich sah auch ihr an, daß das harte Wort sie gereute. Werte Jungfer, sagte ich, das Kratzen rührt von daher, daß ich das Lied nicht in Noten habe, weshalb ich auch höflichst um die Abschrift gebeten haben wollte. Um die Abschrift? sagte sie. Das Lied ist gedruckt und wird an den Straßenecken verkauft. Das Lied? entgegnete ich. Das sind wohl nur die Worte. — Nun ja, die Worte, das Lied. — Aber der Ton, in dem man's singt. — Schreibt man denn derlei auch auf? fragte sie. Freilich! war meine Antwort, das ist ja eben die Hauptsache. Und wie haben denn Sie's erlernt, werte Jungfer? — Ich hörte es singen, und da sang ich's nach. — Ich erstaunte über das natürliche Ingenium; wie denn überhaupt die ungelernten Leute oft die meisten Talente haben. Es ist aber doch nicht das rechte, die eigentliche Kunst. Ich war nun neuerdings in Verzweiflung. Aber welches Lied ist es denn eigentlich? sagte sie. Ich weiß so viele. — Alle ohne Noten? — Nun freilich; also welches war es denn? — Es ist gar so schön, erklärte ich mich. Steigt gleich anfangs in die Höhe, kehrt dann in sein Inwendiges zurück und hört ganz leise auf. Sie singen's auch am öftesten. Ach, das wird wohl das sein! sagte sie, setzte den Korb wieder ab, stellte den Fuß auf den Schemel und sang nun mit ganz leiser und doch klarer Stimme das Lied, wobei sie das Haupt duckte, so schön, so lieblich, daß, ehe sie noch zu Ende war, ich nach ihrer herabhängenden Hand fuhr. Oho! sagte sie, den Arm zurückziehend, denn sie meinte wohl, ich wollte ihre Hand unziemlicherweise anfassen, aber nein, küssen wollte ich sie, obschon sie nur ein armes Mädchen war. — Nun, ich bin ja jetzt auch ein armer Mann.

Da ich nun vor Begierde, das Lied zu haben, mir in die Haare fuhr, tröstete sie mich und sagte: der Organist der Peterskirche käme öfters um Muskatnuß in ihres Vaters Gewölbe, den wolle sie bitten, alles auf Noten zu bringen. Ich könnte es nach ein paar Tagen dort abholen. Hierauf nahm sie ihren Korb und ging, wobei ich ihr das Geleite bis zur Stiege gab. Auf der obersten Stufe die letzte Verbeugung machend, überraschte mich der Kanzleivorsteher, der mich an meine Arbeit gehen hieß und auf das Mädchen schalt, an dem, wie er behauptete, kein gutes Haar sei. Ich war darüber heftig erzürnt und wollte ihm eben antworten, daß ich, mit seiner Erlaubnis, vom Gegenteile überzeugt sei, als ich bemerkte, daß er bereits in sein Zimmer zurückgegangen war, weshalb ich mich faßte und ebenfalls an meinen Schreibtisch ging. Doch ließ er sich seit dieser Zeit nicht nehmen, daß ich ein liederlicher Beamter und ein ausschweifender Mensch sei.

Ich konnte auch wirklich desselben und die darauf folgenden Tage kaum etwas Vernünftiges arbeiten, so ging mir das Lied im Kopfe herum, und ich war wie verloren. Ein paar Tage vergangen, wußte ich wieder nicht, ob es schon Zeit sei, die Noten abzuholen oder nicht. Der Organist, hatte das Mädchen gesagt, kam in ihres Vaters Laden, um Muskatnuß zu kaufen; die konnte er nur zu Vier gebrauchen. Nun war seit einiger Zeit kühles Wetter und daher wahrscheinlich, daß der wackere Tonkünstler sich eher an den Wein halten und daher so bald keine Muskatnuß bedürfen werde. Zu schnell anfragen schien mir unhöfliche Zudringlichkeit, allzu langes Warten konnte für Gleichgültigkeit ausgelegt werden. Mit dem Mädchen auf dem Gange zu sprechen, getraute ich mir nicht, da unsere erste Zusammenkunft bei meinen Kameraden ruchbar geworden war, und sie vor Begierde brannten, mir einen Streich zu spielen.

Ich hatte inzwischen die Violine mit Eifer wieder aufgenommen und übte vorderhand das Fundament gründlich durch, erlaubte mir wohl auch von Zeit zu Zeit, aus dem Kopfe zu spielen,

wobei ich aber das Fenster sorgfältig schloß, da ich wußte, daß mein Vortrag mißfiel. Aber wenn ich das Fenster auch öffnete, bekam ich mein Lied doch nicht wieder zu hören. Die Nachbarin sang teils gar nicht, teils so leise und bei verschlossener Türe, daß ich nicht zwei Töne unterscheiden konnte.

Endlich — es waren ungefähr drei Wochen vergangen — vermochte ich's nicht mehr auszuhalten. Ich hatte zwar schon durch zwei Abende mich auf die Gasse gestohlen — und das ohne Hut, damit die Dienstleute glauben sollten, ich suchte nur nach etwas im Hause — so oft ich aber in die Nähe des Grieslerladens kam, überfiel mich ein so heftiges Zittern, daß ich umkehren mußte, ich mochte wollen oder nicht. Endlich aber — wie gesagt — konnte ich's nicht mehr aushalten. Ich nahm mir ein Herz und ging eines Abends — auch diesmal ohne Hut — aus meinem Zimmer die Treppe hinab und festen Schrittes durch die Gasse bis zu dem Grieslerladen, wo ich vorderhand stehen blieb und überlegte, was weiter zu tun sei. Der Laden war erleuchtet, und ich hörte Stimmen darin. Nach einigem Zögern beugte ich mich vor und lugte von der Seite hinein. Ich sah das Mädchen hart vor dem Ladentische am Lichte sitzen und in einer hölzernen Mulde Erbsen und Bohnen lesen. Vor ihr stand ein derber, rüstiger Mann, die Jacke über die Schulter gehängt, eine Art Knittel in der Hand, ungefähr wie ein Fleischhauer. Die beiden sprachen, offenbar in guter Stimmung, denn das Mädchen lachte einigemale laut auf, ohne sich aber in ihrer Arbeit zu unterbrechen oder auch nur aufzusehen. War es meine gezwungene vorgebeugte Stellung oder sonst was immer, mein Zittern begann wieder zu kommen; als ich mich plötzlich von rückwärts mit derber Hand angefaßt und nach vorwärts geschleppt fühlte. In einem Nu stand ich im Gewölbe, und als ich, losgelassen, mich umschaute, sah ich, daß es der Eigentümer selbst war, der, von auswärts nach Hause kehrend, mich auf der Lauer überraschte und als verdächtig angehalten hatte. Element! schrie er, da sieht man, wo die Pflaumen hinkommen und die Handvoll Erbsen und Rollgerste, die im Dunkeln aus den Auslagkörben gemaust werden. Da soll doch gleich das Donnerwetter dreinschlagen! Und damit ging er auf mich los, als ob er wirklich dreinschlagen wollte.

Ich war wie vernichtet, wurde aber durch den Gedanken, daß man an meiner Ehrlichkeit zweifle, bald wieder zu mir selbst gebracht. Ich verbeugte mich daher kurz und sagte dem Unhöflichen, daß mein Besuch nicht seinen Pflaumen oder seiner Rollgerste, sondern seiner Tochter gelte. Da lachte der in der Mitte des Ladens stehende Fleischer laut auf und wendete sich, zu gehen, nachdem er vorher dem Mädchen ein paar Worte leise zugeflüstert hatte, die sie, gleichfalls lachend, durch einen schallenden Schlag mit der flachen Hand auf seinen Rücken beantwortete. Der Griesler gab dem Weggehenden das Geleit zur Türe hinaus. Ich hatte derweil schon wieder all meinen Mut verloren und stand dem Mädchen gegenüber, die gleichgültig ihre Erbsen und Bohnen las, als ob das Ganze sie nichts anginge. Da polterte der Vater wieder zur Türe herein. Mordtausendelement noch einmal, sagte er, Herr, was soll's mit meiner Tochter? — Ich versuchte, ihm den Zusammenhang und den Grund meines Besuches zu erklären. Was Lieb? sagte er, ich will euch Lieder singen! wobei er den rechten Arm sehr verdächtig auf und ab bewegte. — Dort liegt es, sprach das Mädchen, indem sie, ohne die Mulde mit Hülsenfrüchten wegzusetzen, sich samt dem Sessel seitwärts überbeugte und mit der Hand auf den Ladentisch hinwies. Ich eilte hin und sah ein Notenblatt liegen. Es war das Lied. Der Alte war mir aber zuvorgekommen. Er hielt das schöne Papier zerknittert in der Hand. Ich frage, sagte er, was das abgibt? Wer ist der Mensch? Es ist ein Herr aus der Kanzlei, erwiderte sie, indem sie eine wurmstichige Erbse etwas weiter als die andern von sich warf. Ein Herr aus der Kanzlei? rief er, im Dunkeln, ohne Hut? — Den Mangel des Hutes erklärte ich durch den Umstand, daß ich ganz in der Nähe wohnte, wobei ich das Haus bezeichnete. Das Haus weiß ich, rief er. Da wohnt niemand drinnen als der Hofrat — hier nannte er den Namen meines Vaters — und die Bedienten kenne ich alle. Ich bin der Sohn des Hofrats, sagte ich, leise, als ob's eine Lüge wäre. — Mir sind im Leben viele Veränderungen vorgekommen, aber noch keine so plötzliche, als bei diesen Worten in dem ganzen Wesen des Mannes vorging. Der zum Schmähen geöffnete Mund blieb offen stehen, die Augen drohten noch immer, aber um den untern Teil des Gesichts fing an, eine Art Lächeln zu spielen, das sich immer mehr Platz machte. Das Mädchen blieb in ihrer Gleichgültigkeit und gebückten Stellung, nur daß sie sich die losgegangenen Haare, fortarbeitend, hinter die Ohren zurückstrich. Der Sohn des Herrn Hofrats? schrie endlich der Alte, in dessen Gesichte die Aufheiterung vollkommen geworden war. Wollen Euer Gnaden sich's vielleicht bequem machen? Barbara, einen Stuhl! Das Mädchen bewegte sich widerwillig auf dem ihren. Nu, wart, Tuchmauser! sagte er, indem er selbst einen Korb von seinem Platze hob und den darunter gestellten Sessel mit dem Vortuche vom Staube reinigte. Hohe Ehre, fuhr er fort. Der Herr Hofrat — der Herr Sohn, wollt' ich sagen, praktizieren also auch die Musik? Singen vielleicht, wie meine Tochter, oder vielmehr ganz anders, nach Noten, nach der Kunst? Ich erklärte ihm, daß ich von Natur keine Stimme hätte. Oder schlagen Klavierzimbel, wie die vornehmen Leute zu tun pflegen? Ich sagte, daß ich die Geige spiele. Habe auch in meiner Jugend gekratzt auf der Geige, rief er. Bei dem Worte Kratzen blickte ich unwillkürlich auf das

Mädchen hin und sah, daß sie ganz spöttisch lächelte, was mich sehr verdroß.

Sollten sich des Mädels annehmen, heißt das in Musik, fuhr er fort. Singt eine gute Stimme, hat auch sonst ihre Qualitäten, aber das Feine, lieber Gott, wo soll's herkommen? wobei er Daumen und Zeigefinger der rechten Hand wiederholt übereinander schob. Ich war ganz beschämt, daß man mir unverdienterweise so bedeutende musikalische Kenntnisse zutraute, und wollte eben den wahren Stand der Sache auseinander setzen, als ein außen Vorübergehender in den Laden hineinrief: Guten Abend alle miteinander! Ich erschrak, denn es war die Stimme eines der Bedienten unseres Hauses. Auch der Griesler hatte sie erkannt. Die Spitze der Zunge vorschiebend und die Schulter emporgehoben, flüsterte er: Waren einer der Bedienten des gnädigen Papa. Konnten Sie aber nicht erkennen, standen mit dem Rücken gegen die Türe. Letzteres verhielt sich wirklich so. Aber das Gefühl des Heimlichen, Unrechten ergriff mich qualvoll. Ich stammelte nur ein paar Worte zum Abschied und ging. Ja selbst mein Lied hätte ich vergessen, wäre mir nicht der Alte auf die Straße nachgesprungen, wo er mir's in die Hand steckte.

So gelangte ich nach Hause, auf mein Zimmer, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Und sie blieben nicht aus. Der Bediente hatte mich dennoch erkannt. Ein paar Tage darauf trat der Sekretär meines Vaters zu mir auf die Stube und kündigte mir an, daß ich das elterliche Haus zu verlassen hätte. Alle meine Gegenreden waren fruchtlos. Man hatte mir in einer entfernten Vorstadt ein Kämmerchen gemietet, und so war ich denn ganz aus der Nähe der Angehörigen verbannt. Auch meine Sängerin bekam ich nicht mehr zu sehen. Man hatte ihr den Kuchenhandel auf der Kanzlei eingestellt, und ihres Vaters Laden zu betreten, konnte ich mich nicht entschließen, da ich wußte, daß es dem meinigen mißfiel. Ja, als ich dem alten Griesler zufällig auf der Straße begegnete, wandte er sich mit einem grimmigen Gesichte von mir ab, und ich war wie niedergedonnert. Da holte ich denn, halbe Tage lang allein, meine Geige hervor und spielte und übte.

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Das Glück unseres Hauses ging abwärts. Mein jüngster Bruder, ein eigenwilliger, ungestümer Mensch, Offizier bei den Dragonern, mußte eine unbesonnene Wette, infolge der er, vom Ritt erhitzt, mit Pferd und Rüstung durch die Donau schwamm — es war tief in Ungarn — mit dem Leben bezahlen. Der ältere, geliebteste, war in einer Provinz am Ratstisch angestellt. In immerwährender Widersetzlichkeit gegen seinen Landesvorgesetzten und, wie sie sagten, heimlich dazu von unserem Vater aufgemuntert, erlaubte er sich sogar unrichtige Angaben, um seinem Gegner zu schaden. Es kam zur Untersuchung, und mein Bruder ging heimlich aus dem Lande. Die Feinde unseres Vaters, deren viele waren, benützten den Anlaß, ihn zu stürzen. Von allen Seiten angegriffen und ohnehin ingrimmig über die Abnahme seines Einflusses, hielt er täglich die angreifendsten Reden in der Ratssitzung. Mitten in einer derselben traf ihn ein Schlagfluß. Er wurde sprachlos nach Hause gebracht. Ich selbst erfuhr nichts davon. Des andern Tages auf der Kanzlei bemerkte ich wohl, daß sie heimlich flüsterten und mit Fingern nach mir wiesen. Ich aber war derlei schon gewohnt und hatte kein Arges. Freitags darauf — es war Mittwochs gewesen — wurde mir plötzlich ein schwarzer Anzug mit Flor in die Stube gebracht. Ich erstaunte und fragte und erfuhr. Mein Körper ist sonst stark und widerhältig, aber da fiel's mich mit Macht an. Ich sank besinnungslos zu Boden. Sie trugen mich ins Bette, wo ich fieberte und irre sprach den Tag hindurch und die ganze Nacht. Des andern Morgens hatte die Natur die Oberhand gewonnen, aber mein Vater war tot und begraben.

Ich hatte ihn nicht mehr sprechen können; ihn nicht um Verzeihung bitten wegen all des Kummers, den ich ihm gemacht; nicht mehr danken für die unverdienten Gnaden — ja Gnaden! denn seine Meinung war gut, und ich hoffe ihn einst wiederzufinden, wo wir nach unsere Absichten gerichtet werden und nicht nach unsern Werken.

Ich blieb mehrere Tage auf meinem Zimmer, kaum daß ich Nahrung zu mir nahm. Endlich ging ich doch hervor, aber gleich nach Tische wieder nach Hause, und nur des Abends irrte ich in den dunkeln Straßen umher, wie Kain, der Brudermörder. Die väterliche Wohnung war mir dabei ein Schreckbild, dem ich sorgfältigst aus dem Wege ging. Einmal aber, gedankenlos vor mich hinstarrend, fand ich mich plötzlich in der Nähe des gefürchteten Hauses. Meine Knie zitterten, daß ich mich anhalten mußte. Hinter mir an die Wand greifend, erkenne ich die Türe des Grieslerladens und darin sitzend Barbara, einen Brief in der Hand, neben ihr das Licht auf dem Ladentische und hart dabei in aufrechter Stellung ihr Vater, der ihr zuzusprechen schien. Und wenn es mein Leben gegolten hätte, ich mußte eintreten. Niemanden zu haben, dem man sein Leid klagen kann, niemanden, der Mitleid fühlt! Der Alte, wußte ich wohl, war auf mich erzürnt, aber das Mädchen sollte mir ein gutes Wort geben. Doch kam es ganz entgegengesetzt. Barbara stand auf, als ich eintrat, warf mir einen hochmütigen Blick zu und ging in die Nebenkammer, deren Türe sie abschloß. Der Alte aber faßte mich bei der Hand, hieß mich niedersetzen, tröstete mich, meinte aber auch, ich sei nun ein reicher Mann und hätte mich um niemanden mehr zu kümmern. Er fragte, wie viel ich geerbt hätte. Ich wußte das nicht. Er forderte mich auf, zu den Gerichten zu gehen, was ich versprach. In den Kanzleien, meinte er, sei nichts zu machen.

Ich sollte meine Erbschaft im Handel anlegen. Knoppern und Früchte würfen guten Profit ab; ein Kompagnon, der sich darauf verstände, könnte Froschen in Gulden verwandeln. Er selbst habe sich einmal viel damit abgegeben. Dabei rief er wiederholt nach dem Mädchen, die aber kein Lebenszeichen von sich gab. Doch schien mir, als ob ich an der Türe zuweilen rascheln hörte. Da sie aber immer nicht kam und der Alte nur vom Gelde redete, empfahl ich mich endlich und ging, wobei der Mann bedauerte, mich nicht begleiten zu können, da er allein im Laden sei. Ich war traurig über meine verfehlte Hoffnung und doch wunderbar getröstet. Als ich auf der Straße stehen blieb und nach dem Hause meines Vaters hinüberblickte, hörte ich plötzlich hinter mir eine Stimme, die gedämpft und im Tone des Unwillens sprach: Trauen Sie nicht gleich jedermann, man meint es nicht gut mit Ihnen. So schnell ich mich umkehrte, sah ich doch niemand; nur das Klirren eines Fensters im Erdgeschosse, das zu des Grieslers Wohnung gehörte, belehrte mich, wenn ich auch die Stimme nicht erkannt hätte, daß Barbara die geheime Warnerin war. Sie hatte also doch gehört, was im Laden gesprochen worden. Wollte sie mich vor ihrem Vater warnen? oder war ihr zu Ohren gekommen, daß gleich nach meines Vaters Tode teils Kollegen aus der Kanzlei, teils andere, ganz unbekannte Leute, mich mit Bitten um Unterstützung und Nothilfe angegangen, ich auch zugesagt, wenn ich erst zu Geld kommen würde. Was einmal versprochen, mußte ich halten, in Zukunft aber beschloß ich, vorsichtiger zu sein. Ich meldete mich wegen meiner Erbschaft. Es war weniger, als man geglaubt hatte, aber doch sehr viel, nahe an elftausend Gulden. Mein Zimmer wurde den ganzen Tag von Bittenden und Hilfesuchenden nicht leer. Ich war aber beinahe hart geworden und gab nur, wo die Not am größten war. Auch Barbaras Vater kam. Er schmähte, daß ich sie schon drei Tage nicht besucht, worauf ich der Wahrheit gemäß erwiderte, daß ich fürchte, seiner Tochter zur Last zu sein. Er aber sagte, das solle mich nicht kümmern, er habe ihr schon den Kopf zurecht gesetzt, wobei er auf eine boshafte Art lachte, so daß ich erschrak. Dadurch an Barbaras Warnung rückerinnert, verhehlte ich, als wir bald im Gespräche darauf kamen, den Betrag meiner Erbschaft; auch seinen Handelsvorschlägen wich ich geschickt aus.

Wirklich lagen mir bereits andere Aussichten im Kopfe. In der Kanzlei, wo man mich nur meines Vaters wegen geduldet hatte, war mein Platz bereits durch einen andern besetzt, was mich, da kein Gehalt damit verbunden war, wenig kümmerte. Aber der Sekretär meines Vaters, der durch die letzten Ereignisse brotlos geworden, teilte mir den Plan zur Errichtung eines Auskunfts-, Kopier- und Übersetzungskontors mit, wozu ich die ersten Einrichtungskosten vorschießen sollte, indes er selbst die Direktion zu übernehmen bereit war. Auf mein Anbringen wurden die Kopierarbeiten auch auf Musikalien ausgedehnt, und nun war ich in meinem Glücke. Ich gab das erforderliche Geld, ließ mir aber, schon vorsichtig geworden, eine Handschrift darüber ausstellen. Die Kaution für die Anstalt, die ich gleichfalls vorschoß, schien, obgleich beträchtlich, kaum der Rede wert, da sie bei den Gerichten hinterlegt werden mußte und dort mein blieb, als hätte ich sie in meinem Schranke.

Die Sache war abgetan, und ich fühlte mich erleichtert, erhoben, zum ersten Male in meinem Leben selbständig, ein Mann. Kaum daß ich meines Vaters noch gedachte. Ich bezog eine bessere Wohnung, änderte einiges in meiner Kleidung und ging, als es Abend geworden, durch wohlbekannte Straßen nach dem Grieslerladen, wobei ich mit den Füßen schlenkerte und mein Lied zwischen den Zähnen summte, obwohl nicht ganz richtig! Das b in der zweiten Hälfte habe ich mit der Stimme nie treffen können. Froh und guter Dinge langte ich an, aber ein eiskalter Blick Barbaras warf mich sogleich in meine frühere Zaghaftigkeit zurück. Der Vater empfing mich aufs beste, sie aber tat, als ob niemand zugegen wäre, fuhr fort, Papierdüten zu wickeln, und mischte sich mit keinem Worte in unser Gespräch. Nur als die Rede auf meine Erbschaft kam, fuhr sie mit halbem Leibe empor und sagte fast drohend: Vater! worauf der Alte sogleich den Gegenstand änderte. Sonst sprach sie den ganzen Abend nichts, gab mir keinen zweiten Blick, und als ich mich endlich empfahl, klang ihr: Guten Abend! beinahe wie ein Gott sei Dank!

Aber ich kam wieder und wieder, und sie gab allmählich nach. Nicht als ob ich ihr irgend etwas zu Danke gemacht hätte. Sie schalt und tadelte mich unaufhörlich. Alles war ungeschickt; Gott hatte mir zwei linke Hände erschaffen; mein Rock saß wie an einer Vogelscheuche; ich ging wie die Enten, mit einer Anmahnung an den Haushahn. Besonders zuwider war ihr meine Höflichkeit gegen die Kunden. Da ich nämlich bis zur Eröffnung der Kopieranstalt ohne Beschäftigung war und überlegte, daß ich dort mit dem Publikum zu tun haben würde, so nahm ich, als Vorübung, an dem Kleinverkauf im Grieslergewölbe tätigen Anteil, was mich oft halbe Tage lang festhielt. Ich wog Gewürz ab, zählte den Knaben Nüsse und Weltpflaumen zu, gab klein Geld heraus; letzteres nicht ohne häufige Irrungen, wo denn immer Barbara dazwischen fuhr, gewalttätig wegnahm, was ich eben in den Händen hielt, und mich vor den Kunden verlachte und verspottete. Machte ich einem der Käufer einen Bückling oder empfahl mich ihnen, so sagte sie barsch, ehe die Leute noch zur Türe hinaus waren: Die Ware empfiehlt! und kehrte mir den Rücken. Manchmal aber wieder war sie ganz Güte. Sie hörte mir zu, wenn ich erzählte, was in der Stadt

vorging; aus meinen Kinderjahren; von dem Beamtenwesen in der Kanzlei, wo wir uns zuerst kennen gelernt. Dabei ließ sie mich aber immer allein sprechen und gab nur durch einzelne Worte ihre Billigung oder — was öfter der Fall war — ihre Mißbilligung zu erkennen.

Von Musik oder Gesang war nie die Rede. Erstlich meinte sie, man müsse entweder singen oder das Maul halten, zu reden sei da nichts. Das Singen selbst aber ging nicht an. Im Laden war es unziemlich, und die Hinterstube, die sie und ihr Vater gemeinschaftlich bewohnten, durfte ich nicht betreten. Einmal aber, als ich unbemerkt zur Türe hineintrat, stand sie, auf den Zehenspitzen emporgerichtet, den Rücken mir zugekehrt und mit den erhobenen Händen, wie man nach etwas sucht, auf einem der höheren Stellbretter herumstastend. Und dabei sang sie leise in sich hinein. — Es war das Lied, mein Lieb! — Sie aber zwitscherte wie eine Grasmücke, die am Bache das Hälslein wäscht und das Köpfchen herumwirft und die Federn sträubt und wieder glättet mit dem Schnäblein. Mir war, als ginge ich auf grünen Wiesen. Ich schlich näher und näher und war schon so nahe, daß das Lied nicht mehr von außen, daß es aus mir herauszutönen schien, ein Gesang der Seelen. Da konnte ich mich nicht mehr halten, und faßte mit beiden Händen ihren in der Mitte nach vorn strebenden und mit den Schultern gegen mich gesenkten Leib. Da aber kam's. Sie wirbelte wie ein Kreisel um sich selbst. Glutrot vor Zorn im Gesichte, stand sie vor mir da; ihre Hand zuckte, und ehe ich mich entschuldigen konnte —

Sie hatten, wie ich schon früher berichtet, auf der Kanzlei öfter von einer Ohrfeige erzählt, die Barbara, noch als Kuchenhändlerin, einem Zudringlichen gegeben. Was sie da sagten von der Stärke des eher klein zu nennenden Mädchens und der Schwungkraft ihrer Hand, schien höchlich und zum Scherze übertrieben. Es verhielt sich aber wirklich so und ging ins Riesenhafte. Ich stand wie vom Donner getroffen. Die Lichter tanzten mir vor den Augen. — Aber es waren Himmelslichter. Wie Sonne, Mond und Sterne; wie die Engelein, die Versteckens spielen und dazu singen. Ich hatte Erscheinungen, ich war verzückt. Sie aber, kaum minder erschrocken als ich, fuhr mit ihrer Hand wie begütigend über die geschlagene Stelle. Es mag wohl zu stark ausgefallen sein, sagte sie, und — wie ein zweiter Blitzstrahl — fühlte ich plötzlich ihren warmen Atem auf meiner Wange und ihre zwei Lippen, und sie küßte mich; nur leicht, leicht; aber es war ein Kuß auf diese meine Wange, hier! Dabei klatschte der alte Mann auf seine Backe, und die Tränen traten ihm aus den Augen. Was nun weiter geschah, weiß ich nicht, fuhr er fort. Nur daß ich auf sie losstürzte und sie in die Wohnstube lief und die Glastüre zuhielt, während ich von der anderen Seite nachdrängte. Wie sie nun, zusammengekrümmt und mit aller Macht sich entgegenstemmend, gleichsam an dem Türfenster klebte, nahm ich mir ein Herz, verehrtester Herr, und gab ihr ihren Kuß heftig zurück, durch das Glas.

Oho, hier geht's lustig her! hörte ich hinter mir rufen. Es war der Griesler, der eben nach Hause kam. Nu, was sich neckt — sagte er. Komm nur heraus, Bärbe, und mach keine Dummheiten! Einen Kuß in Ehren kann niemand wehren. — Sie aber kam nicht. Ich selbst entfernte mich nach einigen halb bewußtlos gestotterten Worten, wobei ich den Hut der Griesler statt des meinigen nahm, den er lachend mir in der Hand austauschte. Das war, wie ich ihn schon früher nannte, der Glückstag meines Lebens. Fast hätte ich gesagt: der einzige, was aber nicht wahr wäre, denn der Mensch hat viele Gnaden von Gott.

Ich wußte nicht recht, wie ich im Sinne des Mädchens stand. Sollte ich sie mir mehr erzürnt oder mehr begütigt denken? Der nächste Besuch kostete einen schweren Entschluß. Aber sie war gut. Demütig und still, nicht auffahrend wie sonst, saß sie da bei einer Arbeit. Sie winkte mit dem Kopfe auf einen nebenstehenden Schemel, daß ich mich setzen und ihr helfen sollte. So saßen wir denn und arbeiteten. Der Alte wollte hinausgehen. Bleibt doch da, Vater, sagte sie; was Ihr besorgen wollt, ist schon abgetan. Er trat mit dem Fuße hart auf den Boden und blieb. Ab- und zugehend sprach er von diesem und jenem, ohne daß ich mich in das Gespräch zu mischen wagte. Da stieß das Mädchen plötzlich einen kleinen Schrei aus. Sie hatte sich beim Arbeiten einen Finger geritzt, und obgleich sonst gar nicht weichlich, schlenkerte sie mit der Hand hin und her. Ich wollte zusehen, aber sie bedeutete mich, fortzufahren. Allfanzerei und kein Ende! brummte der Alte, und vor das Mädchen hintretend, sagte er mit starker Stimme: Was zu besorgen war, ist noch gar nicht abgetan! und so ging er schallenden Trittes zur Türe hinaus. Ich wollte nun anfangen, mich von gestern her zu entschuldigen; sie aber unterbrach mich und sagte: Lassen wir das und sprechen wir jetzt von gescheitern Dingen.

Sie hob den Kopf empor, maß mich vom Scheitel bis zur Zehe und fuhr in ruhigem Tone fort: Ich weiß kaum selbst mehr den Anfang unserer Bekanntschaft, aber sie kommen seit einiger Zeit öfter und öfter, und wir haben uns an Sie gewöhnt. Ein ehrliches Gemüt wird Ihnen niemand abstreiten, aber Sie sind schwach, immer auf Nebendinge gerichtet, so daß Sie kaum imstande wären, Ihren eigenen Sachen selbst vorzustehen. Da wird es denn Pflicht und Schuldigkeit von Freunden und Bekannten, ein Einsehen zu haben, damit Sie nicht zu Schaden kommen. Sie versitzen hier halbe Tage im Laden, zählen und wägen, messen und markten; aber dabei kommt nichts heraus. Was gedenken Sie in Zukunft zu tun, um Ihr Fortkommen zu haben? Ich erwähnte die Erbschaft meines Vaters. Die mag recht groß sein, sagte sie. Ich nannte

den Betrag. Das ist viel und wenig, erwiderte sie. Viel, um etwas damit anzufangen; wenig um vom Breiten zu zehren. Mein Vater hat Ihnen zwar einen Vorschlag getan, ich riet Ihnen aber ab. Denn einmal hat er schon selbst Geld bei derlei Dingen verloren, dann, setzte sie mit gesenkter Stimme hinzu, ist er gewohnt, von Fremden Gewinn zu ziehen, daß er es Freunden vielleicht auch nicht besser machen würde. Sie müssen jemand an der Seite haben, der es ehrlich meint. — Ich wies auf sie. — Ehrlich bin ich, sagte sie. Dabei legte sie die Hand auf die Brust, und ihre Augen, die sonst ins Graulichte spielten, glänzten hellblau, himmelblau. Aber mit mir hat's eigene Wege. Unser Geschäft wirft wenig ab, und mein Vater geht mit dem Gedanken um, einen Schenkladen aufzurichten. Da ist denn kein Platz für mich. Mir bliebe nur Handarbeit, denn dienen mag ich nicht. Und dabei sah sie aus wie eine Königin. Man hat mir zwar einen andern Antrag gemacht, fuhr sie fort, indem sie einen Brief aus ihrer Schürze zog und halb widerwillig auf den Ladentisch warf; aber da müßte ich fort von hier. — Und weit? fragte ich. — Warum? was kümmert Sie das? — Ich erklärte, daß ich an denselben Ort hinziehen wollte. — Sind Sie ein Kind! sagte sie. Das ginge nicht an und wären ganz andere Dinge. Aber wenn Sie Vertrauen zu mir haben und gerne in meiner Nähe sind, so bringen Sie den Putzladen an sich, der hier nebenan zu Verkauf steht. Ich verstehe das Werk, und um den bürgerlichen Gewinn aus Ihrem Gelde dürften Sie nicht verlegen sein. Auch fänden Sie selbst mit Rechnen und Schreiben eine ordentliche Beschäftigung. Was sich etwa noch weiter ergäbe, davon wollen wir jetzt nicht reden. Aber ändern müßten Sie sich! Ich hasse die weibischen Männer.

Ich war aufgesprungen und griff nach meinem Hute. Was ist? wo wollen Sie hin? fragte sie. Alles abbestellen, sagte ich mit kurzem Atem. — Was denn? — Ich erzählte ihr nun meinen Plan zur Errichtung eines Schreib- und Auskunftskontors. Da kommt nicht viel heraus, meinte sie. Auskunft einziehen kann ein jeder selbst, und schreiben hat auch ein jeder gelernt in der Schule. Ich bemerkte, daß auch Musikalien kopiert werden sollten, was nicht jedermanns Sache sei. Kommen Sie schon wieder mit solchen Albernheiten? fuhr sie mich an. Lassen Sie das Musizieren und denken Sie auf die Notwendigkeit! Auch wären Sie nicht imstande, einem Geschäft selbst vorzustehen. Ich erklärte, daß ich einen Kompagnon gefunden hätte. Einen Kompagnon? rief sie aus. Da will man Sie gewiß betrügen! Sie haben doch noch kein Geld hergegeben? — Ich zitterte, ohne zu wissen, warum. — Haben Sie Geld gegeben? fragte sie noch einmal. Ich gestand die dreitausend Gulden zur ersten Einrichtung. — Dreitausend Gulden? rief sie, so vieles Geld — Das übrige, fuhr ich fort, ist bei den Gerichten hinterlegt und jedenfalls sicher. — Also noch mehr? schrie sie auf. — Ich gab den Betrag der Kaution an. — Und haben Sie die selbst bei den Gerichten angelegt? — Es war durch meinen Kompagnon geschehen. — Sie haben doch einen Schein darüber? — Ich hatte keinen Schein. — Und wie heißt Ihr sauberer Kompagnon? fragte sie weiter. Ich war einigermaßer beruhigt, ihr den Sekretär meines Vaters nennen zu können.

Gott der Gerechte! rief sie aufspringend und die Hände zusammenschlagend. Vater! Vater! — Der Alte trat herein. — Was habt Ihr heute aus den Zeitungen gelesen? — Von dem Sekretarius? sprach er. — Wohl, wohl! — Nun, der ist durchgegangen, hat Schulden über Schulden hinterlassen und die Leute betrogen. Sie verfolgen ihn mit Steckbriefen! — Vater, rief sie, er hat ihm auch sein Geld anvertraut. Er ist zugrunde gerichtet. — Potz Dummköpfe und kein Ende! schrie der Alte. Hab' ich's nicht immer gesagt? Aber das war ein Entschuldigen. Einmal lachte sie über ihn, dann war er wieder ein redliches Gemüt. Aber ich will dazwischen fahren! Ich will zeigen, wer Herr im Hause ist. Du, Barbara, marsch hinein in die Kammer! Sie aber, Herr, machen Sie, daß Sie fortkommen, und verschonen uns künftig mit Ihren Besuchen. Hier wird kein Almosen gereicht. — Vater, sagte das Mädchen, seid nicht hart gegen ihn, er ist ja doch unglücklich genug. — Eben darum, rief der Alte, will ich's nicht auch werden. Das, Herr, fuhr er fort, indem er den Brief zeigte, den Barbara vorher auf den Tisch geworfen hatte, das ist ein Mann! Hat Grüß' im Kopfe und Geld im Sack. Betrügt niemanden, läßt sich aber auch nicht betrügen; und das ist die Hauptsache bei der Ehrlichkeit. — Ich stotterte, daß der Verlust der Kaution noch nicht gewiß sei. — Ja, rief er, wird ein Narr gewesen sein, der Sekretarius! Ein Schelm ist er, aber pfiffig. Und nun gehen Sie nur rasch, vielleicht holen Sie ihn noch ein! Dabei hatte er mir die flache Hand auf der Schulter gelegt und schob mich gegen die Türe. Ich wich dem Drucke seitwärts aus und wendete mich gegen das Mädchen, die, auf den Ladent sich gestützt, da stand, die Augen auf den Boden gerichtet, wobei die Brust heftig auf und nieder ging. Ich wollte mich ihr nähern, aber sie stieß zornig mit dem Fuße auf den Boden, und als ich meine Hand ausstreckte, zuckte sie mit der ihren halb empor, als ob sie mich wieder schlagen wollte. Da ging ich, und der Alte schloß die Türe hinter mir zu.

Ich wankte durch die Straßen zum Tor hinaus, ins Feld. Manchmal fiel mich die Verzweiflung an, dann kam aber wieder Hoffnung. Ich erinnerte mich, bei Anlegung der Kaution den Sekretär zum Handelsgerichte begleitet zu haben. Dort hatte ich unter dem Torwege gewartet, und er war allein hinaufgegangen. Als er herabkam, sagte er, alles sei berichtigt, der Empfangsschein werde mir ins Haus geschickt werden. Letzteres war freilich nicht geschehen, aber die Möglichkeit blieb noch immer. Mit an-

brechendem Tage kam ich zur Stadt zurück. Mein erster Gang war in die Wohnung des Sekretärs. Aber die Leute lachten und fragten, ob ich die Zeitungen nicht gelesen hätte? Das Handelsgericht lag nur wenige Häuser davon ab. Ich ließ in den Büchern nachschlagen, aber weder sein Name noch meiner kam darin vor. Von einer Einzahlung keine Spur. So war denn mein Unglück gewiß. Ja beinahe wäre es noch schlimmer gekommen. Denn da ein Gesellschaftskontrakt bestand, wollten mehrere seiner Gläubiger auf meine Person greifen. Aber die Gerichte gaben es nicht zu. Lob und Dank sei ihnen dafür gesagt! Obwohl es auf eines herausgekommen wäre.

In all diesen Widerwärtigkeiten war mir, gestehe ich's nur, der Griesler und seine Tochter ganz in den Hintergrund getreten. Nun, da es ruhiger wurde, und ich anfing, zu überlegen, was etwa weiter geschehen sollte, kam mir die Erinnerung an den letzten Abend lebhaft zurück. Den Alten, eigennützig, wie er war, begriff ich ganz wohl, aber das Mädchen! Manchmal kam mir in den Sinn, daß, wenn ich das Meinige zu Rate gehalten und ihr eine Versorgung hätte anbieten können, sie wohl gar — aber sie hätte mich nicht gemocht. — Dabei besah er mit auseinander fallenden Händen seine ganze dürftige Gestalt. — Auch war ihr mein höfliches Benehmen gegen jedermann immer zuwider.

So verbrachte ich ganze Tage, sann und überlegte. Eines Abends im Zwielicht — es war die Zeit, die ich gewöhnlich im Laden zuzubringen pflegte — saß ich wieder und versetzte mich in Gedanken an die gewohnte Stelle. Ich hörte sie sprechen, auf mich schmähen, ja es schien, sie verlachten mich. Da raschelte es plötzlich an der Türe, sie ging auf, und ein Frauenzimmer trat herein. — Es war Barbara. — Ich saß auf meinem Stuhl angenagelt, als ob ich ein Gespenst sähe. Sie war blaß und trug ein Bündel unter dem Arme. In der Mitte des Zimmers gekommen, blieb sie stehen, sah rings an den kahlen Wänden umher, dann nach abwärts auf das ärmliche Geräte und seufzte tief. Dann ging sie an den Schrank, der zur Seite an der Mauer stand, wickelte ihr Paket auseinander, das einige Hemden und Tücher enthielt — sie hatte in der letzten Zeit meine Wäsche besorgt — zog die Schublade heraus, schlug die Hände zusammen, als sie den spärlichen Inhalt sah, fing aber gleich darauf an, die Wäsche in Ordnung zu bringen und die mitgebrachten Stücke einzureihen. Darauf trat sie ein paar Schritte vom Schranke hinweg, und die Augen auf mich gerichtet, wobei sie mit dem Finger auf die offene Schublade zeigte, sagte sie: Fünf Hemden und drei Tücher. So viel habe ich gehabt, so viel bringe ich zurück. Dann drückte sie langsam die Schublade zu, stützte sich mit der Hand auf den Schrank und fing laut an zu weinen. Es schien fast, als ob ihr schlimm würde, denn sie setzte sich auf einen Stuhl neben dem Schranke, verbarg das Gesicht in ihr Tuch, und ich hörte aus den stoßweise geholten Atemzügen, daß sie noch immer fortweinte. Ich war leise in ihre Nähe getreten und faßte ihre Hand, die sie mir gutwillig ließ. Als ich aber, um ihre Blicke auf mich zu ziehen, an dem schlaff hängenden Arme bis zum Ellenbogen emporrückte, stand sie rasch auf, machte ihre Hand los und sagte in gefaßtem Tone: Was nützt das alles? Es ist nun einmal so. Sie haben es selbst gewollt, sich und uns haben Sie unglücklich gemacht; aber freilich sich selbst am meisten. Eigentlich verdienen Sie kein Mitleid — hier wurde sie immer heftiger — wenn man so schwach ist, seine eigenen Sachen nicht in Ordnung halten zu können; so leichtgläubig, daß man jedem traut, gleichviel, ob es ein Spitzbube ist oder ein ehrlicher Mann. Und doch tut's mir leid um Sie. Ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen. Ja, erschrecken Sie nur. Ist's doch Ihr Werk. Ich muß nun hinaus unter die groben Leute, wogegen ich mich so lange gesträubt habe. Aber da ist kein Mittel. Die Hand habe ich Ihnen schon gegeben, und so leben Sie wohl — für immer. Ich sah, daß ihr die Tränen wieder ins Auge traten, aber sie schüttelte unwillig mit dem Kopfe und ging. Mir war, als hätte ich Blei in den Gliedern. Gegen die Tür gekommen, wendete sie sich noch einmal um und sagte: Die Wäsche ist jetzt in Ordnung. Sehen Sie zu, daß nichts abgeht. Es werden harte Zeiten kommen. Und nun hob sie die Hand auf, machte wie ein Kreuzeszeichen in die Luft und rief: Gott mit dir, Jakob! — In alle Ewigkeit, Amen! setzte sie leiser hinzu und ging.

Nun erst kam mir der Gebrauch meiner Glieder zurück. Ich eilte ihr nach, und auf dem Treppenabsatze stehend, rief ich ihr nach: Barbara! Ich hörte, daß sie auf der Stiege stehen blieb. Wie ich aber die erste Stufe hinabstieg, sprach sie von unten herauf: Bleiben Sie! und ging die Treppe vollends hinab und zum Tore hinaus.

Ich habe seitdem harte Tage erlebt, keinen aber wie diesen; selbst der darauf folgende war es minder. Ich wußte nämlich doch nicht so recht, wie ich daran war, und schlich daher am kommenden Morgen in der Nähe des Grieslerladens herum, ob mir vielleicht einige Aufklärung würde. Da sich aber nichts zeigte, blickte ich endlich seitwärts in den Laden hinein und sah eine fremde Frau, die abwog und Geld herausgab und zuzählte. Ich wagte mich hinein und fragte, ob sie den Laden an sich gekauft hätte? Zurzeit noch nicht, sagte sie. — Und wo die Eigentümer wären? — Die sind heute frühmorgens nach Langenlebarn gereist. — Die Tochter auch? stammelte ich. — Nun freilich auch, sagte sie, sie macht ja Hochzeit dort.

Die Frau mochte mir nun alles erzählt haben, was ich in der Folge von anderen Leuten erfuhr. Der Fleischer des genannten Ortes nämlich — derselbe, den ich zur Zeit meines ersten

Besuchs im Laden antraf — hatte dem Mädchen seit lange Heiratsanträge gemacht, denen sie immer auswich, bis sie endlich in den letzten Tagen, von ihrem Vater gedrängt und an allem übrigen verzweifelnd, einwilligte. Desselben Morgens waren Vater und Tochter dahin abgereist, und in dem Augenblick, da wir sprachen, war Barbara des Fleischers Frau.

Die Verkäuferin mochte mir, wie gesagt, das alles erzählt haben, aber ich hörte nicht und stand regungslos, bis endlich Kunden kamen, die mich zur Seite schoben, und die Frau mich anfuhr, ob ich noch sonst etwas wollte, worauf ich mich entfernte.

Sie werden glauben, verehrtester Herr, fuhr er fort, daß ich mich nun als den unglücklichsten aller Menschen fühlte. Und so war es auch im ersten Augenblicke. Als ich aber aus dem Laden heraustrat und, mich umwendend, auf die kleinen Fenster zurückblickte, an denen Barbara gewiß oft gestanden und herausgesehen hatte, da kam eine selige Empfindung über mich. Daß sie nun alles Kummers los war, Frau im eigenen Hause, und nicht nötig hatte, wie wenn sie ihre Tage an einen Herd- und Heimatlosen geknüpft hätte, Kummer und Elend zu tragen, das legte sich wie ein lindernder Balsam auf meine Brust, und ich segnete sie und ihre Wege.

Wie es nun mit mir immer mehr herabkam, beschloß ich, durch Musik mein Fortkommen zu suchen; und so lange der Rest meines Geldes währte, übte und studierte ich mir die Werke großer Meister, vorzüglich der alten, ein, welche ich abschrieb; und als nun der letzte Groschen ausgegeben war, schickte ich mich an, von meinen Kenntnissen Vorteil zu ziehen, und zwar anfangs in geschlossenen Gesellschaften, wozu ein Gastgebot im Hause meiner Mietfrau den ersten Anlaß gab. Als aber die von mir vorgetragenen Kompositionen dort keinen Anklang fanden, stellte ich mich in die Höfe der Häuser, da unter so vielen Bewohnern doch einige sein mochten, die das Ernste zu schätzen wußten — ja endlich auf die öffentlichen Spaziergänge, wo ich denn wirklich die Befriedigung hatte, daß einzelne stehen blieben, zuhörten, mich befragten und nicht ohne Anteil weiter gingen. Daß sie mir dabei Geld hinlegten, beschämte mich nicht. Denn einmal war gerade das mein Zweck, dann sah ich auch, daß berühmte Virtuosen, welche erreicht zu haben ich mir nicht schmeicheln konnte, sich für ihre Leistungen, und mitunter sehr hoch, honorieren ließen. So habe ich mich, obzwar ärmlich, aber redlich fortgebracht bis diesen Tag.

Nach Jahren sollte mir noch ein Glück zuteil werden. Barbara kam zurück. Ihr Mann hatte Geld verdient und ein Fleichhauergewerbe in einer der Vorstädte an sich gebracht. Sie war Mutter von zwei Kindern, von denen das älteste Jakob heißt, wie ich. Meine Berufsgeschäfte und die Erinnerung an alte Zeiten erlaubten mir nicht, zudringlich zu sein, endlich ward ich selbst ins Haus bestellt, um dem ältesten Knaben Unterricht auf der Violine zu geben. Er hat zwar ein wenig Talent, kann auch nur an Sonntagen spielen, da ihn in der Woche der Vater beim Geschäft verwendet, aber Barbaras Lied, das ich ihn gelehrt, geht doch schon recht gut; und wenn wir so üben und hantieren, singt manchmal die Mutter mit darein. Sie hat sich zwar sehr verändert in den vielen Jahren, ist stark geworden und kümmert sich wenig mehr um Musik, aber es klingt noch immer so hübsch wie damals. Und damit ergriff der Alte seine Geige und fing an, das Lied zu spielen, und spielte fort und fort, ohne sich weiter um mich zu kümmern. Endlich hatte ich's satt, stand auf, legte ein paar Silberstücke auf den nebenstehenden Tisch und ging, während der Alte eifrig immer fortgeigte.

Bald darauf trat ich eine Reise an, von der ich erst bei einbrechendem Winter zurückkam. Die neuen Bilder hatten die alten verdrängt, und mein Spielmann war so ziemlich vergessen. Erst bei Gelegenheit des furchtbaren Eisganges im nächsten Frühjahre und der damit in Verbindung stehenden Überschwemmung der niedrig gelegenen Vorstädte erinnerte ich mich wieder an ihn. Die Umgegend der Gärtnergasse war zum See geworden. Für des alten Mannes Leben schien nichts zu besorgen, wohnte er doch hoch oben am Dache, indes unter den Bewohnern der Erdgeschosse sich der Tod seine nur zu häufigen Opfer ausersehen hatte. Aber entblößt von aller Hilfe, wie groß mochte seine Not sein! So lange die Überschwemmung währte, war nichts zu tun, auch hatten die Behörden nach Möglichkeit auf Schiffen Nahrung und Beistand den Abgeschnittenen gespendet. Als aber die Wasser verlaufen und die Straßen gangbar geworden waren, beschloß ich, meinen Anteil an der in Gang gebrachten, zu unglaublichen Summen angewachsenen Kollekte persönlich an die mich zunächst angehende Adresse zu befördern.

Der Anblick der Leopoldstadt war grauenhaft. In den Straßen zerbrochene Schiffe und Gerätschaften, in den Erdgeschossen zum Teil noch stehendes Wasser und schwimmende Habe. Als ich, dem Gedränge ausweichend, an ein zugelehntes Hoftor hintrat, gab dieses nach und zeigte im Torweg eine Reihe von Leichen, offenbar behufs der amtlichen Inspektion zusammengebracht und hingelegt; ja, im Innern der Gemächer waren noch hie und da, aufrechtstehend und an die Gitterfenster angekrallt, verunglückte Bewohner zu sehen, die — es fehlte eben an Zeit und Beamten, die gerichtliche Konstatierung so vieler Todesfälle vorzunehmen.

So schritt ich weiter und weiter. Von allen Seiten Weinen und Trauergeläute, suchende Mütter und irregehende Kinder. Endlich kam ich an die Gärtnergasse. Auch dort hatten sich die schwarzen Begleiter eines Leichenzuges aufgestellt, doch, wie es schien, entfernt von dem Hause, das ich suchte. Als ich aber näher trat, bemerkte ich wohl eine Verbindung von Anstalten

und Hin- und Hergehenden zwischen dem Trauergeleite und der Gärtnerswohnung. Am Haustor stand ein wacker aussehender, ältlicher, aber noch kräftiger Mann. In hohen Stiefeln, gelben Lederhosen und langherabgehendem Leibrocke sah er einem Landfleischer ähnlich. Er gab Aufträge, sprach aber dazwischen ziemlich gleichgültig mit den Nebenstehenden. Ich ging an ihm vorbei und trat in den Hofraum. Die alte Gärtnerin kam mir entgegen, erkannte mich auf der Stelle wieder und begrüßte mich unter Tränen. Geben Sie uns auch die Ehre? sagte sie. Ja, unser armer Alter! der musiziert jetzt mit den lieben Engeln, die auch nicht viel besser sein können, als er es war. Die ehrliche Seele saß da oben sicher in seiner Kammer. Als aber das Wasser kam und er die Kinder schreien hörte, da sprang er herunter und rettete und schleppte und trug und brachte in Sicherheit, daß ihm der Atem ging, wie ein Schmiedegebläs. Ja — wie man denn nicht überall seine Augen haben kann — als sich ganz zuletzt zeigte, daß mein Mann seine Steuerbücher und die paar Gulden Papiergeld im Wandschrank vergessen hatte, nahm der Alte ein Beil, ging ins Wasser, das ihm schon an die Brust reichte, erbrach den Schrank und brachte alles treulich. Da hatte er sich wohl erkältet, und wie im ersten Augenblicke denn keine Hilfe zu haben war, griff er in die Phantasie und wurde immer schlechter, ob wir ihm gleich beistanden nach Möglichkeit, und mehr dabei litten, als er selbst. Denn er musizierte in einem fort, mit der Stimme nämlich, und schlug den Takt und gab Lektionen. Als sich das Wasser ein wenig verlaufen hatte und wir den Bader holen konnten und den Geistlichen, richtete er sich plötzlich im Bette auf, wendete Kopf und Ohr seitwärts, als ob er in der Entfernung etwas gar Schönes hörte, lächelte, sank zurück und war tot. Gehen Sie nur hinauf, er hat oft von Ihnen gesprochen. Die Madame ist auch oben. Wir haben ihn auf unsere Kosten begraben lassen wollen, die Frau Fleischermeisterin gab es aber nicht zu.

Sie drängte mich die steile Treppe hinauf bis zur Dachstube, die offen stand und ganz ausgeräumt war bis auf den Sarg in der Mitte, der, bereits geschlossen, nur der Träger wartete. An dem Kopfende saß eine ziemlich starke Frau, über die Hälfte des Lebens hinaus, im buntgedruckten Kattunüberrocke, aber mit schwarzem Halstuch und schwarzem Band auf der Haube. Es schien fast, als ob sie nie schön gewesen sein konnte. Vor ihr standen zwei ziemlich erwachsene Kinder, ein Bursche und ein Mädchen, denen sie offenbar Unterricht gab, wie sie sich beim Leichenzuge zu benehmen hätten. Eben, als ich eintrat, stieß sie dem Knaben, der sich ziemlich tölpisch auf den Sarg gelehnt hatte, den Arm herunter und glättete sorgfältig die herausstehenden Kanten des Leichentuches wieder zurecht. Die Gärtnersfrau führte mich vor; da fingen aber unten die Posaunen an zu blasen, und zugleich erscholl die Stimme des Fleischers von der Straße herauf: Barbara, es ist Zeit! Die Träger erschienen, ich zog mich zurück, um Platz zu machen. Der Sarg ward erhoben, hinabgetragen und der Zug setzte sich in Bewegung. Voraus die Schuljugend mit Kreuz und Fahne, der Geistliche mit dem Kirchendiener. Unmittelbar nach dem Sarge die beiden Kinder des Fleischers und hinter ihnen das Ehepaar. Der Mann bewegte unausgesetzt, als in Andacht, die Lippen, sah aber dabei links und rechts um sich. Die Frau las eifrig in ihrem Gebetbuche, nur machten ihr die beiden Kinder zu schaffen, die sie einmal vorschob, dann wieder zurückhielt, wie ihr denn überhaupt die Ordnung des Leichenzuges sehr am Herzen zu liegen schien. Immer aber kehrte sie wieder zu ihrem Buche zurück. So kam das Geleit zum Friedhof. Das Grab war geöffnet. Die Kinder warfen die erste Handvoll Erde hinab. Der Mann tat stehend dasselbe. Die Frau kniete und hielt ihr Buch nahe an die Augen. Die Totengräber vollendeten ihr Geschäft, und der Zug, halb aufgelöst, kehrte zurück. An der Türe gab es noch einen kleinen Wortwechsel, da die Frau eine Forderung des Leichenbesorgers offenbar zu hoch fand. Die Begleiter zerstreuten sich nach allen Richtungen. Der alte Spielmann war begraben.

Ein paar Tage darauf — es war ein Sonntag — ging ich, von meiner psychologischen Neugierde getrieben, in die Wohnung des Fleischers und nahm zum Vorwande, daß ich die Geige des Alten als Andenken zu besitzen wünschte. Ich fand die Familie beisammen ohne Spur eines zurückgebliebenen besonderen Eindrucks. Doch hing die Geige mit einer Art Symmetrie geordnet neben dem Spiegel einem Kruzifix gegenüber an der Wand. Als ich mein Anliegen erklärte und einen verhältnismäßig hohen Preis anbot, schien der Mann nicht abgeneigt, ein vorteilhaftes Geschäft zu machen. Die Frau aber fuhr vom Stuhle empor und sagte: Warum nicht gar! Die Geige gehört unserem Jakob, und auf ein paar Gulden mehr oder weniger kommt es uns nicht an! Dabei nahm sie das Instrument von der Wand, besah es von allen Seiten, blies den Staub herab und legte es in die Schublade, die sie, wie einen Raub befürchtend, heftig zustieß und abschloß. Ihr Gesicht war dabei von mir abgewandt, so daß ich nicht sehen konnte, was etwa darauf vorging. Da nun zu gleicher Zeit die Magd mit der Suppe eintrat und der Fleischer, ohne sich durch den Besuch stören zu lassen, mit lauter Stimme sein Tischgebet anhob, in das die Kinder gellend einstimmten, wünschte ich gesegnete Mahlzeit und ging zur Türe hinaus. Mein letzter Blick traf die Frau. Sie hatte sich umgewendet, und die Tränen liefen ihr stromweise über die Backen.

Das Kloster bei Sendomir.

Nach einer als wahr überlieferten Begebenheit.

Die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Abhänge eines der reizendsten Täler der Woiwodschaft Sendomir. Wie zum Scheidekuß ruhten sie auf den Mauern des an der Ostseite fensterreich und wohnlich prangenden Klosters, als eben zwei Reiter, von wenigen Dienern begleitet, den Saum der gegenüberliegenden Hügelkette erreichten und, von der Vesperglocke gemahnt, nach kurzem, betrachtendem Verweilen, ihre Pferde in schärferen Trott setzten, talein wärts, dem Kloster zu.

Die Kleidung der späten Gäste bezeichnete die Fremden. Breitgedrückte, befiederte Hüte, das Elenkoller vom dunkeln Brustharnisch gedrückt, die straffanliegenden Unterkleider und hohen Stulpstiefel erlaubten nicht, sie für eingeborene Polen zu halten. Und so war es auch. Als Boten des deutschen Kaisers zogen sie, selbst Deutsche, an den Hof des kriegerischen Johann Sobiesky, und vom Abend überrascht, suchten sie Nachtlager in dem vor ihnen liegenden Kloster.

Das bereits abendlich verschlossene Tor ward den Einlaßheischenden geöffnet, und der Pförtner hieß sie eintreten in die geräumige Gaststube, wo Erfrischung und Nachtruhe ihrer warte; obgleich, wie er entschuldigend hinzusetzte, der Abt und die Konventualen, bereits zur Vesper im Chor versammelt, sich für heute die Bewillkommnung so werter Gäste versagen müßten. Die Angabe des etwas mißtrauisch blickenden Mannes ward durch den eintönigen Zusammenklang halb sprechend, halb singend erhobener Stimmen bekräftigt, die, aus dämpfender Ferne durch die hallenden Gewölbe sich hinwindend, den Chorgesang einer geistlichen Gemeine deutlich genug bezeichneten.

Die beiden Fremden traten in das angewiesene Gemach, welches, obgleich, wie das ganze Kloster, offenbar erst seit kurzem erbaut, doch altertümliche Spitzformen mit absichtlicher Genauigkeit nachahmte. Weniges, doch anständiges Geräte war rings an den Wänden verteilt. Die hohen Bogenfenster gingen ins Freie, wo der in Osten aufsteigende Mond, mit der letzten Abendhelle kämpfend, nur sparsame Schimmer auf die Erhöhungen des hüglichten Bodens warf, indes in den Falten der Täler und unter den Bäumen des Forstes sich allgemach die Nacht mit ihrem dunkeln Gefolge lagerte, und die stille Ruhe, hold vermischend, ihren Schleier über Belebtes und Unbelebtes ausbreitete.

Die eigenen Diener der Ritter trugen Wein auf und Abendkost. Ein derbgefügter Tisch, in die Brüstung des geöffneten Bogenfensters gerückt, empfing die ermüdeten Gäste, die, auf hohe Armstühle gelagert, sich bald an dem zauberischen Spiele des Mondlichtes ergötzten, bald, zu Wein und Speise zurückkehrend, den Körper für die Reise des nächsten Tages stärkten.

Eine Stunde mochte auf diese Art vergangen sein. Die Nacht war vollends eingebrochen, Glockenklang und Chorgesang längst verstummt. Die zur Ruhe gesendeten Diener hatten eine düsterbrennende Ampel, in der Mitte des Gemaches hängend, angezündet, und noch immer saßen die beiden Ritter am Fenster, im eifrigen Gespräch; vielleicht vom Zweck ihrer Reise, offenbar von Wichtigem. Da pochte es mit kräftigem Finger an die Türe des Gemaches, und ehe man noch, ungern die Rede unterbrechend, mit einem: Herein! geantwortet, öffnete sich diese, und eine seltsame Menschengestalt trat ein, mit der Frage: ob sie Feuer bedürften?

Der Eingetretene war in ein abgetragenes, an mehreren Stellen geflicktes Mönchskleid gehüllt, das sonderbar genug gegen den derben, gedrungenen Körperbau abstach. Obgleich von Alter schon etwas gebeugt, und mehr unter als über der Mittelgröße, war doch ein eigener Ausdruck von Entschlossenheit und Kraft über sein ganzes Wesen verbreitet, so daß, die Kleidung

abgerechnet, der Beschauer den Mann eher für alles, als für einen friedlichen Sohn der Kirche, erkannt hätte. Haar und Bart, vormals augenscheinlich rabenschwarz, nun aber überwiegend mit Grau gemischt und, trotz ihrer Länge, stark gekräuselt, drängten sich in dichter Fülle um Stirne, Mund und Kinn. Das Auge, klösterlich gesenkt, hob sich nur selten; wenn es aber aufging, traf es wie Wetterschlag, so grauenhaft funkelten die schwarzen Sterne aus den aschfahlen Wangen, und man fühlte sich erleichtert, wenn die breiten Lider sie wieder bedeckten. So beschaffen und so angetan, trat der Mönch, ein Bündel Holz unter dem Arme, vor die Fremden hin, mit der Frage: ob sie Feuer bedürften?

Die beiden sahen sich an, erstaunt ob der seltsamen Erscheinung. Indessen kniete der Mönch am Kamine nieder und begann Feuer anzumachen, ließ sich auch durch die Bemerkung nicht stören, daß man gar nicht friere, und seine Mühe überflüssig sei. Die Nächte würden schon rauh, meinte er, und fuhr in seiner Arbeit fort. Nachdem er sein Werk vollendet, und das Feuer lustig brannte, blieb er ein paar Augenblicke am Kamine stehen, die Hände wärmend, dann, ohne sich scheinbar um die Fremden zu bekümmern, schritt er schweigend der Türe zu.

Schon stand er an dieser und hatte die Klinke in der Hand, da sprach einer der Fremden: „Nun Ihr einmal hier seid, ehrwürdiger Vater —"

„Bruder!" fiel der Mönch, wie unwillig, ein, und ohne sich umzusehen, blieb er, die Stirn gegen die Türe geneigt, am Eingange stehen.

„Nun denn also, ehrwürdiger Bruder!" fuhr der Fremde fort, „da Ihr schon einmal hier seid, so gebt uns Aufschluß über einiges, das wir zu wissen den Wunsch hegen."

„Fragt!" sprach, sich umwendend, der Mönch.

„So wißt denn," sagte der Fremde, „daß uns die herrliche Lage und Bauart Eures Klosters mit Bewunderung erfüllt hat, vor allem aber, daß es so neu ist und vor kurzem erst aufgeführt zu sein scheint."

Die dunkeln Augen des Mönchs hoben sich bei dieser Rede und hafteten mit einer Art grimmigen Ausdruckes auf dem Sprechenden.

„Die Zeiten sind vorüber," fuhr dieser fort, „wo die Einrichtung solcher Werke der Frömmigkeit nichts Seltenes war. Wie lange steht das Kloster?"

„Wißt Ihr es vielleicht schon?" fragte, zu Boden blickend, der Mönch, „oder wißt Ihr es nicht?"

„Wenn das erstere, würde ich fragen?" entgegnete der Fremde.

„Es trifft sich zuweilen," murmelte jener. „Drei Jahre steht dies Kloster. Dreißig Jahre!" fügte er verbessernd hinzu und sah nicht auf vom Boden.

„Wie aber hieß der Stifter?" fragte der Fremde weiter. „Welch gottgeliebter Mann?" — Da brach der Mönch in ein schmetterndes Hohngelächter aus. Die Stuhllehne, auf die er sich gestützt hatte, brach krachend unter seinem Druck zusammen; eine Hölle schien in dem Blicke zu flammen, den er auf die Fremden richtete, und plötzlich gewendet ging er schallenden Trittes zur Türe hinaus.

Noch hatten sich die beiden von ihrem Erstaunen nicht erholt, da ging die Türe von neuem auf, und derselbe Mönch trat ein. Als ob nichts vorgefallen wäre, schritt er auf den Kamin zu, lockerte mit dem Störeisen das Feuer auf, legte Holz zu, blies in die Flamme. Darauf sich umwendend, sagte er: „Ich bin der mindeste von den Dienern dieses Hauses. Die niedrigsten Dienste sind mir zugewiesen. Gegen Fremde muß ich gefällig sein und antworten, wenn sie fragen. Ihr habt ja auch gefragt? Was war es nur?"

„Wir wollten über die Gründung dieses Klosters Auskunft einholen," sprach der ältere der beiden Deutschen, „aber Eure sonderbare Weigerung —"

„Ja, ja!" sagte der Mönch, „ihr seid Fremde und kennet Ort und Leute noch nicht. Ich möchte gar zu gerne eure törichte Neugierde unbefriedigt lassen, aber dann klagt ihr's dem Abte, und der schilt mich wieder, wie damals, als ich dem Palatin von Plozk an die Kehle griff, weil er meiner Väter Namen schimpfte. Kommt ihr von Warschau!" fuhr er nach einer kleinen Weile fort.

„Wir gehen dahin," antwortete einer der Fremden.

„Das ist eine arge Stadt," sagte der Mönch, indem er sich setzte. „Aller Unfrieden geht von dort aus. Wenn der Stifter dieses Klosters nicht nach Warschau kam, so stiftete er überhaupt kein Kloster, es gäbe keine Mönche hier, und ich wäre auch keiner. Da ihr nicht von dorther kommt, mögt ihr rechtliche Leute sein, und alles betrachtet, will ich euch die Geschichte erzählen. Aber unterbrecht mich nicht und fragt nicht weiter, wenn ich aufhöre. Am Ende sprech' ich selbst gerne wieder einmal davon. — Wenn nur nicht so viel Nebel dazwischen läge, man sieht kaum das alte Stammschloß durchschimmern, und der Mond scheint auch so trübe." — Die letzten Worte verloren sich in ein unverständliches Gemurmel und machten endlich einer tiefen Stille Platz, während welcher der Mönch, die Hände in die weiten Ärmel gesteckt, das Haupt auf die Brust gesunken, unbeweglich da saß. Schon glaubten die beiden, seine Zusage habe ihn gereut, und wollten kopfschüttelnd sich entfernen, da richtete er sich plötzlich mit einem verstärkten Atemzuge empor; die vorgesunkene Kapuze fiel zurück; das Auge, nicht mehr wild, strahlte in fast wehmütigem Lichte; er stützte das dem Mond entgegengewendete Haupt in die Hand und begann:

„Starschensky hieß der Mann, ein Graf seines Stammes, dem gehörte die weite Umgegend und der Platz, wo dies Kloster steht. Damals war

aber noch kein Kloster. Hier ging der Pflug; er selber hauste dort oben, wo jetzt geborstene Mauern das Mondlicht zurückwerfen. Der Graf war nicht schlimm, wenn auch gerade nicht gut. Im Kriege hieß man ihn tapfer; sonst lebte er still und abgeschieden im Schlosse seiner Väter. Über eines wunderten sich die Leute am meisten: nie hatte man ihn einem weiblichen Wesen mit Neigung zugetan gesehen, sichtlich vermied er den Umgang mit Frauen. Er galt daher für einen Weiberfeind; doch war er keiner. Ein von Natur schüchterner Sinn, und — laßt sehn, ob ich's treffe!" sagte der Mönch, indem er sich aufrichtete — „ein über alles gehendes Behagen im Besitz seiner selbst hatte ihm bis dahin keine Annäherung erlaubt. Abwesenheit von Unlust war ihm Lust. — Habt ihr noch Wein übrig? Gebt mir einen Becher! der Graf war so schlimm nicht."

Der Mönch trank, dann fuhr er fort: „So lebte Starschensky, so gedachte er, zu sterben; doch war es ihm anders bestimmt. Ein Reichstag rief ihn nach Warschau. Unwillig über die Verkehrtheit der Menge, deren jeder nur sich wollte, wo es das Wohl des Ganzen galt, ging er eines Abends durch die Straßen der Stadt; schwarze Regenwolken hingen am Himmel, jeden Augenblick bereit, sich zu entladen, dichtes Dunkel ringsum. Da hört er plötzlich hinter sich eine weibliche Stimme, die zitternd und schluchzend ihn anspricht: Wenn Ihr ein Mensch seid, so erbarmt Euch eines Unglücklichen! Rasch umgewendet, erblickt der Graf ein Mädchen, das bittend ihm die Hände entgegenstreckt. Die Kleidung schien ärmlich, Hals und Arme schimmerten weiß durch die Nacht. Der Graf folgt der Bittenden. Zehn Schritte gegangen tritt sie in eine Hütte, Starschensky folgt, und bald steht er mit ihr allein auf dem dunkeln Flur. Eine warme, weiche Hand ergreift die seinige. — Seid Ihr Ordensritter?" unterbrach sich der Mönch, zu dem jüngern der Fremden gewendet. „Was bedeutet das Kreuz auf Eurem Mantel?" — „Ich bin Malteser," entgegnete dieser. — „Ihr auch?" wendete der Mönch sich zum Zweiten. — „Keineswegs," war die Antwort. — „Habt Ihr Weib und Kinder?" — „Beides hatt' ich nie." — „Wie alt seid Ihr?" — „Fünfundvierzig." — „So! so!" murmelte kopfnickend der Mönch. Dann fuhr er fort:

„Ein bis dahin unbekanntes Gefühl ergriff den Grafen bei der Berührung der warmen Hand. Sie erzählen ein morgenländisches Märchen von einem, dem plötzlich verliehen ward, die Sprache der Vögel und andern Naturwesen zu verstehen, und der nun, im Schatten liegend am Bachesrand, mit freudigem Erstaunen rings um sich überall Wort und Sinn vernahm, wo er vorher nur Geräusch gehört und Laute. So erging es dem Grafen. Eine neue Welt stand vor ihm auf, und bebend folgte er seiner Führerin, die eine kleine Türe öffnete und mit ihm in ein niederes, schwacherleuchtetes Zimmer trat.

„Der erste Strahl des Lichtes fiel auf das Mädchen. Starschenskys innerstes Wesen jubelte auf, daß die Wirklichkeit gehalten, was die Ahnung versprach. Das Mädchen war schön, schön in jedem Betracht. Schwarze Locken ringelten sich um Stirn und Nacken und erhoben, mit der gleichgefärbten Wimper, bis zum Sonderbaren den Reiz des hellblau strahlenden Auges. Der Mund mit üppig aufgeworfenen, beinahe zu hochroten Lippen, ward keineswegs durch eine kleine Narbe entstellt, die, als schmale, weißlich gefärbte Linie schräg abwärts laufend, sich in dem Karmin der Oberlippe verlor. Grübchen in Kinn und Wangen; Stirn und Nase, wie vielleicht gerade der Maler sie nicht denkt, wie sie aber meinen Landsmänninnen wohl stehen, vollendeten den Ausdruck des reizenden Köpfchens und standen in schönem Einklange mit den Formen eines zugleich schlank und voll gebauten Körpers, dessen üppige Schönheit die ärmliche Hülle mehr erhob als verbarg. — Nicht wahr, davon wißt Ihr nichts, Malteser? Ja, ja, bei dem alten Mönch rappelt's einmal wieder! Laßt uns noch eins trinken! — So, und nun gut.

„Der Graf stand verloren im Anschaun des Mädchens und bemerkte kaum, daß in einem Winkel der Hütte, auf moderndes Stroh gebettet, einen zerrissenen Sattel statt des Kissens unter dem Kopfe, mit Lumpen bedeckt, die Jammergestalt eines alten Mannes lag, der jetzt die Hand aus seinen ärmlichen Hüllen hervorstreckte und mit erloschener Stimme fragte: Bist du's, Elga? Wen bringst du mir da? — Hier der Unglückliche, sprach das Mädchen zu Starschensky gewendet, für den ich, durch äußerste Not getrieben, Euer Mitleid anspruch. Er ist mein Vater, ein Edelmann von altem Stamm und Adel, durch Verfolgungen bis hierher gebracht. — Damit ging sie hin, und am Lager des Greises niedergekauert, suchte sie durch Zurechtrücken und Ausbreiten in die Lumpen, die ihn bedeckten, einen Schein von Anständigkeit und Ordnung zu bringen.

„Der Graf trat näher. Er erfuhr die Geschichte. Der vor ihm lag, war der Starost von Laschek. Er und seine zwei Söhne hatten sich in politische Verbindungen eingelassen, die das Vaterland mißbilligte. Ihre Anschläge wurden entdeckt. Die beiden Söhne samt einigen Unvorsichtigen, die mit ihnen gemeine Sache gemacht, traf Verbannung; der Vater, seiner Güter beraubt, war im Elend.

„Im ersten Augenblicke, als Starschensky den Namen Laschek hörte, wußte er auch schon, daß die Lage des Unglücklichen nicht ganz unverschuldet war. Denn, wenn er auch einer unmittelbaren Teilnahme an den Anschlägen seiner Söhne nicht gerade überwiesen werden konnte, so hatte er doch durch Leichtsinn in der Jugend und üble Wirtschaft im vorgerückten Alter seinen Söhnen die rechtlichen Wege des Emporkommens schwierig und Wagnisse willkommen gemacht.

All dies war dem Grafen nicht verborgen. Aber es galt, einen Unglücklichen zu retten, und Elgas Vater hatte den beredtesten Fürsprecher bei dem Entbrannten für seine Tochter.

„Laschek ward in eine anständige Wohnung gebracht, er und seine Tochter mit dem Notwendigen versehen. Starschensky verwendete seinen Einfluß, seine Verbindungen, er ließ sich bis zu Geld und Geschenken herab, um die Wiederherstellung des Entsetzten, die Rückberufung der Verbannten zu bewirken. Glücklicherweise waren die äußern Verhältnisse längst vorüber, welche die Anschläge jener Unvorsichtigen gefährlich gemacht hatten. Verzeihung ward bewilligt; die Verwiesenen rüsteten sich zur Heimkehr. Mehrere der Unglücksgenossen hatten, ihrem Leichtsinne treu, Dienste in fremden Landen genommen; nur Laschels beide Söhne und ein entfernter Verwandter des Hauses, Oginsky genannt, machten Gebrauch von der schwer erlangten Erlaubnis. Täglich erwartete man ihre Ankunft.

„Die Wiedergabe von Laschels eingezogenen Gütern zeigte sich indes als wenig Nutzen bringend. Täglich erschienen neue Gläubiger. Hauptstock und rückständige Zinsen verschlangen weit den Wert des vorhandenen Unbeweglichen. Starschensky trat ins Mittel, bezahlte, verschuldete seine eigenen Güter und konnte dennoch kaum einen geringen Rest der Stammbesitzungen als Pfropfreis für die Zukunft retten.

„Glücklicher schien er mittlerweile in seinen Bewerbungen um Elgas Herz. Als das Mädchen sich zum ersten Male wieder in anständigen Kleidern erblickte, flog sie ihm beim Eintritte aufschreiend entgegen, und ein langer nachgefühlter Kuß von ihren brennenden Lippen lohnte seine Vorsorge, sein Bemühn. Dieser erste Kuß blieb freilich vorderhand auch der letzte, nichtsdestoweniger durfte sich aber doch Starschensky mit der Hoffnung schmeicheln, ihrem Herzen nicht gleichgültig zu sein. Sie war gern in seiner Gesellschaft, sie bemerkte und empfand seine Abwesenheit. Oft überraschte er ihr Auge, das gedankenvoll und betrachtend auf ihn geheftet war; ja einige Male konnte er nur durch schnelles Zurückziehen verhindern, daß nicht ein Kuß, den er gar zu gerne seinen Lippen gegönnt hätte, auf seine Hand gedrückt wurde. Er war voll der schönsten Hoffnungen. Doch mit einem Male änderte sich die Szene. Elga war düster und nachdenkend. Wenn sonst ihre Neigung für Zerstreuungen, für Kleiderzier und Lebensgenuß sich aufs bestimmteste aussprach und manchmal hart an die Grenzen des Zuviel zu streifen schien, so mied sie jetzt die Gesellschaft. Streitende Gedanken jagten ihre Wolken über die schöngeglättete Stirne; das getrübte Auge sprach von Tränen, und nicht selten drängte sich ein einzelner der störenden Gäste unter der schnellgesenkten Wimper hervor. Starschensky bemerkte, wie der Vater sie dann ernst, beinahe drohend anblickte, und eine erkünstelte Heiterkeit das Bestreben des Mädchens bezeichnete, einen heimlichen Kummer zu unterdrücken. Einmal, rasch durchs Vorgemach auf die Türe des Empfangzimmers zuschreitend, hörte Starschensky die Stimme des Starosten, der aufs heftigste erzürnt schien und sich sogar ziemlich gemeiner Ausdrücke bediente. Der Graf öffnete die Türe und sah ringsum, erblickte aber kein drittes; nur die Tochter, die nicht weinend und höchst erhitzt, vom Vater abgekehrt, im Fenster stand. Ihr mußten jene Schelteworte gegolten haben. Da ward es fester Entschluß in der Seele des Grafen, durch eine rasche Werbung um Elgas Hand der marternden Ungewißheit des Verhältnisses ein Ende zu machen.

„Während er sich kurze Frist zur Ausführung dieses Vorsatzes nahm und Elgas vorige Heiterkeit nach und nach zurückkehrte, langten die aus der Verbannung heimberufenen Angehörigen an. Elga schien weniger Freude über den Wiederbesitz der so lange entbehrten Brüder zu empfinden, als der Graf vorausgesetzt hatte. Am auffallendsten aber war ihre schroffe Kälte, um es nicht Härte zu nennen, gegen den Gefährten von ihrer Brüder Schuld und Strafe, den armen Vetter Oginsky, den sie kaum eines Blickes würdigte. Gut gebaut und wohl aussehend, wie er war, schien er eine solche Abneigung durch nichts zu verdienen; vielmehr war in seinem, beinahe zu unterwürfigen Benehmen das Streben sichtbar, sich um die gute Meinung von jedermann zu bewerben. Keine Härte konnte ihn aufbringen; nur schien ihm freilich jede Gelegenheit erwünscht, sich der beinahe verächtlichen Behandlung Elgas zu entziehen. Zuletzt verschwand er ganz, und niemand wußte, wo er hingekommen war.

„Nun endlich trat der Graf mit seiner Bewerbung hervor, der alte Starost weinte Freudentränen. Elga sank schamerrötend und sprachlos in seine Arme, und der Bund war geschlossen. Laute Feste verkündeten der Hauptstadt Starschenskys Glück, und wiederholte, zahlreich besuchte Feste versicherten ihn der allgemeinen Teilnahme. Durch eine Ehrendienstung am Hofe festgehalten, lernte er bald sich in Geräusch und Glanz fügen, ja wohl gar daran Vergnügen finden, wenigstens insoweit Elga es fand, deren Geschmack für rauschende Lustbarkeiten sich immer bestimmter aussprach. Aber war sie nicht jung, war sie nicht schön? Hatte nicht, nach langen Unfällen, jede Lust für sie den doppelten Reiz, als Lust und als neu? Der Graf gewährte und war glücklich. Nur eines fehlte, um ihn ganz selig zu machen: schon war ein volles Jahr seit seiner Vermählung verstrichen, und Elga gab noch keine Hoffnung, Mutter zu werden.

„Doch plötzlich ward der Rausch des Glücklichen auf eine noch weit empfindlichere Weise gestört. Starschenskys Hausverwalter, ein als redlich erprobter Mann, erschien, trübe Wolken auf der gefurchten Stirn. Man schloß sich ein, man rechnete, man verglich, und es zeigte sich

bald nur zu deutlich, daß durch das, was für Elgas Verwandte geschehen war, durch den schrankenlosen Aufwand der letzten Zeit des Grafen Vermögensstand erschüttert war und schleunige Vorsorge erheischte. Das Schlimmste zu dieser Verwirrung hatten Elgas beide Brüder getan. Wie denn überhaupt das Unglück nur Besserungsfähige bessert, so war die alles verschlingende Genußliebe des leichtfertigen Paares durch die lange Entbehrung nur noch gieriger geworden. Auf die Kasse des Grafen mit ihrem Unterhalte angewiesen, hatten sie den überschwänglichsten Gebrauch von dieser Zugestehung gemacht, und nachdem der in Seligkeit schwimmende Graf auf die ersten Anfragen seiner besorgten Geschäftsleute ungeduldig die Antwort erteilt hatte: man solle es nicht zu genau nehmen und seinen Schwägern geben, was sie bedürften, war bald des Forderns und Nehmens kein Ende.

„Der Graf übersah mit einem Blicke das Bedenkliche seiner Lage, und ordnungsliebend wie er war, hatte für ihn ein so rasches Umkehren von dem eingeschlagenen Taumelpfade nichts Beängstigendes. Nur der Gedanke an Elga machte ihn bange. Wird das heitere, in unbefangenem Frohsinn so gern hinschwebende Wesen —? Aber es mußte sein, und der Graf tat, was er mußte. Mit klopfendem Herzen trat er in Elgas Gemach. Aber wie angenehm ward er überrascht, als, da er kaum die Verhältnisse auseinandergesetzt und die Notwendigkeit geschildert hatte, die Stadt zu verlassen, um auf eigener Scholle den Leichtsinn der letztverflossenen Zeit wieder gut zu machen, als bei der ersten Andeutung schon Elga an seine Brust stürzte und sich bereitwillig und erfreut erklärte. Was er wolle, was er gebiete, sie werde nur gehorsam sein! Dabei stürzten Tränen aus ihren Augen, und sie wäre zu seinen Füßen gefallen, wenn er es nicht verhindert, sie nicht emporgehoben hätte zu einer langen, Zeit und Außenwelt aufhebenden Umarmung.

„Alle Anstalten zur Abreise wurden gemacht. Starschensky, der, von Jugend auf an Einsamkeit gewohnt, alle Freuden des Hofes und der Stadt nur in der Freude, die seine Gattin daran zeigte, genossen hatte, segnete beinahe die Unfälle, die ihn zwangen, in den Schoß seiner ländlichen Heimat zurückzukehren. Elga packte und sorgte, und in den ersten Nachmittagsstunden eines warmen Maitages war man mit Kisten und Packen in dem altertümlichen Stammschlosse angekommen, das, neu eingerichtet und aufs beste in Stand gesetzt, durch Nachtigallenschlag und Blütenduft wetteifernd ersetzte, was ein verwöhnter Geschmack in Vergleich mit den Palästen der Städte allenfalls hätte vermissen können.

„Bald nach der Ankunft schien sich zum Teile aufzuklären, warum Elga die Änderung der bisherigen Lebensweise so leicht geworden war. Sie stand in den ersten Monaten einer bis jetzt verheimlichten Schwangerschaft, und Starschensky, mit der Erfüllung aller seiner Wünsche überschüttet, kannte keine Grenzen seines Glücks.

„Frühling und Sommer verstrichen unter ländlichen Ergötzlichkeiten, ordnenden Einrichtungen und frohen Erwartungen. Als das Laub gefallen war und rauhe Stürme, die ersten Boten des Winters, an den Fenstern des Schlosses rüttelten, nahte Elga die ersehnte und gefürchtete Stunde, sie gebar, und ein engelschönes, kleines Mädchen ward in die Arme des Grafen gelegt, der die Tochter mit segnenden Tränen benetzte. Leicht überstanden, wie die Geburt, waren die Folgen, und Elga blühte bald wieder einer Rose gleich.

„Soviel günstige Vorfälle wurden leider durch unangenehme Nachrichten aus der Hauptstadt unterbrochen. Der alte Starost, Elgas Vater, war gestorben und hatte seine Umstände in der größten Zerrüttung hinterlassen. Die beiden Söhne, in ihrer tollen Verschwendung nicht mehr von ihrem bedächtlicher gewordenen Schwager unterstützt, häuften Schulden auf Schulden, und ihre Gläubiger, die in Hoffnung auf den Nachlaß des alten Vaters zugewartet hatten, sahen sich zum Teile in ihrer Erwartung dadurch getäuscht, daß in dem Testamente des Starosten eine beträchtliche Summe, infolge einer früher geschehenen förmlichen Schenkung, an jenen armen Vetter Oginsky überging. Dieser Vetter war, wie bekannt, seit längerer Zeit verschwunden. Er mußte aber doch noch leben, und sein Aufenthalt nicht jedermann ein Geheimnis sein, denn die ihm bestimmte Summe ward gefordert, übernommen, und die Sache blieb abgetan.

„Zu den Verschwendungen der beiden Laschek gesellten sich überdies noch Gerüchte, als ob sie neuerdings verbotene Anschläge hegten und Parteigänger für landesschädliche Neuerungen würben. Starschensky sah sich aufs überlästigste von seinen Schwägern und ihren Gläubigern bestürmt, er wies aber, nachdem er getan, was in seinen Kräften stand, alle weitere Anforderung standhaft von sich und hatte das Vergnügen, Elga in ihren Gesinnungen mit den seinigen ganz übereinstimmen zu sehen. Ja, als die Brüder, gleichsam zum letzten Versuch, sich auf dem Schlosse des Grafen einfanden, sahen sie sich von der Schwester mit Vorwürfen überhäuft, und man schied beinahe in Feindschaft.

„So gingen mehr als zwei Jahre vorüber, und der Friede des Hauses blühte, nach überstandenen Stürmen, nur um so schöner empor. Sah sich gleich der Graf in seinen Wünschen nach einem männlichen Stammhalter fortwährend getäuscht, so wendete sich dafür eine um so größere, eine ungeteilte Liebe auf das teure, einzige Kind.

„Kaum konnte aber auch etwas Reizenderes gedacht werden, als das kleine, rasch sich entwickelnde Mädchen. In allen schon angekündigten Formen der Mutter Abbild, schien sich die schaffende Natur bei dem holden Köpfchen in

einem seltsamen Spiele gefallen zu haben. Wenn Elga bei der Schwärze ihrer Haare und Brauen durch ein hellblaues Auge auf eine eigene Art reizend ansprach, so war bei dem Kinde diese Verkehrung des Gewöhnlichen nachgeahmt, aber wieder verkehrt; denn goldene Locken ringelten sich um das zierliche Häuptchen, und unter den langen blonden Wimpern barg sich, wie ein Räuber vor der Sonne, das große schwarzrollende Auge. Der Graf scherzte oft über diese, wie er es nannte, auf den Kopf gestellte Ähnlichkeit, und Elga drückte dann das Kind inniger an sich, und ihre Lippen hafteten auf den gleichgeschwellten, strahlenden von gleichem Rot.

„Der Graf widmete alle Stunden, die er nicht den häuslichen Freuden schenkte, einzig der Wiederherstellung seiner, durch die unüberlegte Freigebigkeit an Elgas Verwandte herabgekommenen Vermögensumstände und der Verbesserung seiner Güter. Tagelang durchging er Meierhöfe und Fruchtscheuern, Saatfelder und Holzschläge, immer von seinem Hausverwalter begleitet, einem alten, redlichen Manne, der, vom Vater auf den Sohn vererbt, dessen ganzes Vertrauen besaß. Schon seit längerer Zeit bemerkte Starschenskiy eine auffallende Düsterheit in den Zügen des Alten. Wenn er unvermutet sich nach ihm umwendete, überraschte er das sonst immer heitere Auge beinahe wehmütig auf sich geheftet. Doch schwieg der Mann.

„Einst, als beide die Hitze eines brennenden Vormittages mit den Schnittern geteilt hatten und der Graf, im Schatten eines Erlenbusches gelagert, mit Behagen einen Trunk frischen Wassers aus der Hand seines alten Dieners empfing, da rief dieser losbrechend aus: Wie herrlich Gottes Segen auf den Feldern steht! Wie glücklich sich der Besitzer von dem allen fühlen muß! — Das tut er auch, entgegnete, kopfnickend und zu wiederholtem Trinken ansetzend, der Graf. — Es begreift sich allenfalls noch, fuhr der Alte fort, wie es in den Städten Unzufriedene gibt, die an Staat und Ordnung rütteln und denen die Gewalt nichts zu Danke machen kann, aber auf dem Lande, in Wald und Feld, fühlt man's deutlich, daß doch am Ende Gott allein alles regiert; und der hat's noch immer gut gemacht bis auf diesen Augenblick. Aber die Ruhestörer haben keine Rast, bis sie alles verwirrt und zerrüttet, Vater und Bruder in ihr Netz gezogen, Schwester und Schwäger. Gottes Verderben über sie! — Der Graf war aufgestanden. Ich merke wohl, sprach er, daß du auf meiner Frauen Brüder zielst. Hast du etwa neuerlich von ihnen gehört? — Da fiel der alte Mann plötzlich zu Starschenskys Füßen, und in heiße Tränen ausbrechend, rief er: Herr, laßt Euch nicht verlocken! Denkt an Weib und Kind! An so manches, was Ihr besitzt! An Eurer Väter ruhmwürdigen Namen! — Was kommt dir an? zürnte der Graf. — Herr, rief der Alte, Eure Schwäger sinnen Böses, und Ihr wißt um ihr Vorhaben! — Spricht der Wahnsinn aus dir? schrie Starschenskiy. — Ich weiß, was ich sage, entgegnete der Alte. Ein Vertrauter Eurer Schwäger kommt zu Euch heimlich aufs Schloß. Heimlich wird er eingelassen. Tagelang liegt er in der halbverfallenen Warte am westlichen Ende der Tiergartenmauer verborgen. — Wer sagt das? — Ich, der ich ihn selbst gesehen habe. — Heimlich aufs Schloß kommend? — Heimlich aufs Schloß! — Wann? — Oft! — Ein Vertrauter meiner Schwäger? — In Warschau sah ich ihn an ihrer Seite. — Weißt du seinen Namen? — Euch ist wohlbekannt, daß ich nur einmal in Warschau war, und da hatte ich Wichtigeres in Eurem Dienste zu schaffen, als mich um die Namen von Eurer Schwäger zahlreichen Zechgesellen zu bekümmern. Aber, daß ich ihn mit ihnen sah, des bin ich gewiß. — Zu welchen Stunden sahst du ihn aufs Schloß kommen? — Nachts! — Starschenskiy schauderte unwillkürlich zusammen bei dieser letzten Antwort, obgleich eine kurze Besinnung ihm so viele mögliche Erklärungsarten dieser rätselhaften Besuche darbot, daß er bei seiner Nachhausekunft schon wieder beinahe ganz ruhig war. Nur fragte er wie im Vorbeigehn Elga: ob sie schon lange keine Nachricht von ihren Brüdern erhalten habe? Seit sie zuletzt selbst hier waren, keine, — entgegente sie ganz unbefangen. Der Graf gebot dem alten Hausverwalter, dem er seine patriotischen Besorgnisse leicht ausgeredet hatte, das tiefste Stillschweigen über die ganze Sache, beschloß aber doch, wo möglich näher auf den Grund zu sehen.

„Einige Zeit verstrich, da war er eines Nachmittags zu Pferde gestiegen, um eine seiner entfernten Besitzungen zu besuchen, wo er mehrere Tage zubringen wollte. Schon hatte er einen guten Teil des Weges gemacht, und der Abend fing an, einzubrechen, da hörte er hinter sich laut und ängstlich seinen Namen rufen. Umblickend, erkannte er den alten Hausverwalter, der auf einem abgetriebenen Pferde keuchend und atemlos ihn einzuholen sich bestrebte und mit Rufen und Händewinken anzuhalten und ihn zu erwarten bat. Der Graf zog den Zügel seines Rosses an und hielt. Angelangt, drängte der Alte sich hart an seinen Herrn und stammelte ihm keuchend seine Kunde ins Ohr. Der Veranlasser jener Besorgnisse, der rätselhafte Unbekannte war wieder in der Nähe des Schlosses gesehen worden. Der Graf wandte sein Roß, und eines Laufes sprengten sie den Weg zurück, heimwärts, mit Mühe von den Dienern gefolgt. Eine gute Strecke vom Schlosse stiegen beide ab und gaben die Pferde dem Diener, der angewiesen wurde, ihrer an einem bezeichneten Platze zu harren. Durch Gestrüpp und Dickicht gingen sie jener Warte zu, wo der Fremde sich am öftesten zeigen sollte. Es war indes dunkel geworden, und der Mond zögerte noch, aufzugehen, obschon bereits durch eine dämmernde Helle am Saum des Horizontes angekündigt. Da fiel plötzlich durch die dicht

verschlungenen Zweige ein Licht in ihre Augen, in derselben Richtung, in der jene Warte liegen mußte. Sie beeilten sich, den Rand des Waldes zu erreichen, und waren nun am Fuße des von Bäumen entblößten Hügels angekommen, auf dem die Warte stand. Aber kein Licht blickte durch die ausgebröckelten Schutzscharten; keine Spur eines menschlichen Wesens. Zwar wollte der alte Verwalter bei dem Schein des eben aufgehenden Mondes frische Fußtritte am Boden bemerken, auch war es keineswegs in der Ordnung, die Türe unverschlossen zu finden; aber das erste Anzeichen konnte täuschen, das andere ließ sich so leicht aus einer Nachlässigkeit des Schloßwarts erklären.

„Leichter atmend, ging der Graf mit seinem Begleiter den Hügel herab, dem Schlosse zu. Der Mond warf sein Silber über die ruhig schlummernde Gegend und verwandelte das vor ihnen liegende Schloß in einen schimmernden Feenpalast. In der Seele Starschenskys ging, reizender als je, das Bild seiner Gattin auf. Jetzt erst gestand er sich's, daß ein Teil des in ihm aufkeimenden Verdachtes ihr gegolten hatte, und nun, im Gefühle seines Unrechts, ihr Bild, wie sie sorglos schlummernd im jungfräulichen Bette lag, vor den Augen seiner Seele, entstand eine Sehnsucht nach ihr in seinem Innern, wie er sie, seit den Tagen des ersten Begegnens, der bräutlichen Bewerbung kaum je empfunden hatte.

„So träumte er, so ging er. Da fühlte er sich plötzlich angestoßen. Sein Begleiter war's; der zeigte mit dem Finger vor sich hin in das hellerleuchtete Feld. Starschensky folgte der Richtung und sah eines Mannes Gestalt, welche, die vom Monde unerleuchtete, dunkle Seite ihnen zugekehrt, übers Feld dem Schlosse zuschlich. Der Graf war sein selbst nicht mächtig. Mit einem lauten Ausruf, den gezückten Säbel in der Faust, stürzte er auf die Gestalt los. Der Fremde, frühzeitig gewarnt, floh, vom Schlosse ab, den Bäumen zu. Schon im Begriffe, ihn dahin zu verfolgen, ward der Graf durch eine zweite Erscheinung davon abgehalten, die dicht an der Mauer des Schlosses sich hinschob. Diese zweite ward bald erreicht und gab sich zitternd und bebend als Dortka, der Gräfin Kammermädchen kund. Auf die erste Frage: Was sie hier gemacht? stotterte sie unzusammenhängende Entschuldigungen; die zweite: wie sie hierher gekommen? beantwortete an ihrer Statt das geöffnete Ausfallpförtchen, das, gewöhnlich versperrt und verriegelt, nur auf des Grafen Befehl mit einem Schlüssel, den er selbst verwahrte, geöffnet werden konnte.

„Alle Versuche, von dem Mädchen ein Geständnis zu erpressen, waren vergeblich. Da ergriff sie der Graf hocherzürnt bei der Hand und führte sie gewaltsam durch die mannigfach verschlungenen Gänge bis zu den Zimmern seiner Gemahlin, die er noch erleuchtet und unverschlossen fand. Elga selbst war wach und in Kleidern. Der Graf, stotternd vor Wut, erzählte das Geschehene und verlangte, daß das Mädchen entweder augenblicklich bekenne, oder auf der Stelle aus Dienst und Hause entfernt werde. Dortka war auf die Knie gefallen und zitterte und weinte.

„Starschensky hatte sich seine Gattin verlegen, oder seinem gerechten Zorne beistimmend gedacht. Keines von beiden geschah. Kalt und teilnahmlos bat sie ihn anfangs, die Ruhe des Hauses nicht durch sein lautes Schelten zu stören, und als er fortfuhr und die Entfernung des Mädchens begehrte, da erklärte sie mit steigender Wärme: Ihr gebühre, über das Verhalten ihrer Dienerinnen zu richten, sie selbst werde untersuchen und entscheiden. Der Graf, außer sich, zog das Mädchen vom Boden auf, sie gewaltsam aus dem Zimmer zu bringen, aber Elga sprang hinzu, ergriff des Mädchens andere Hand, riß sie zu sich, indem sie ausrief: Nun denn, so stoß auch mich aus dem Hause, denn darauf ist es doch wohl abgesehen! Daß ich früher dich so gekannt! Unglückliche, die ich bin! fuhr sie laut weinend fort; gekränkt, mißhandelt! Aber schuldlose Diener sollen nicht um meinetwillen leiden! Dabei zeigte sie dem Mädchen mit dem Finger auf die Türe ihres Schlafgemaches; dieses verstand den stummen Befehl und ging eilig hinein. Elga folgte und schloß die Türe hinter sich ab.

„Starschensky stand wie vom Donner getroffen. Einmal raffte er sich empor und ging auf das Zimmer seiner Frau zu; halben Weges aber blieb er stehen und versank neuerdings in ein dumpfes Staunen. Der alte Hausverwalter trat zu ihm und sprach einige Worte; der Graf aber ging ohne Antwort an ihm vorüber zur Türe hinaus, über die Gänge, auf sein Gemach, das im entgegengesetzten Flügel des Schlosses lag. An der Schwelle wendete er sich um, durch eine Bewegung der Hand jede Begleitung zurückweisend, und die Türe ging hinter ihm zu. Wie er die Nacht zubrachte — wer kann es wissen? Der Diener, der des morgens zu ihm eintrat, fand ihn angekleidet, auf einem Stuhle sitzend. Er schien zu schlafen, doch näher besehen, standen die Augen offen und starrten vor sich hin. Der Diener mußte einigemal seinen Namen nennen, bis er sich bewegte. Dann erst meldete jener seine Botschaft, indem er ihn im Namen der Gräfin bat, das Frühstück auf ihrem Zimmer einzunehmen. Starschensky sah ihn staunend an, dann aber stand er auf und folgte schweigend, wohin jener ihn, vortretend, geleitete.

„Heiter und blühend, als ob nichts vorgefallen wäre, kam ihm Elga entgegen; sie erwähnte halb scherzend der Ereignisse der verflossenen Nacht. Das Kammermädchen ward eines heimlichen Liebeshandels angeklagt, Dortka selbst gerufen, die ein unwahrscheinliches Märchen unbeholfen genug erzählte. Zuletzt bat sie um Verzeihung, welche die Gräfin, mit Rücksicht auf

sonst gezeigtes gutes Betragen, im eigenen und in ihres Gatten Namen großmütig erteilte. Der Graf, am Schlusse doch auch um seine Zustimmung befragt, erteilte diese kopfnickend, und das Mädchen blieb im Hause.

„Schweigend nahm Starschensky das Frühstück ein, stumm ging er aus dem Schlosse. Der alte Hausverwalter, der ihm auf seinem Wege entgegenkam, wagte, neben ihm hergehend, nicht, das Stillschweigen zu brechen, und suchte nur in den Zügen seines Herrn Antwort auf seine zurückgehaltenen Fragen und Zweifel. So gingen sie, so verrichteten sie ihre Geschäfte, wie sonst, wie immer. Der Graf bestrebte sich nicht bloß, über die Vorfälle des gestrigen Tages nichts zu denken, er dachte wirklich nichts. Denn wenn der verfolgte Strauß sein Haupt im Busch verbirgt und wähnt, sein Nichtsehen der Gefahr sei zugleich ein Nichtdasein derselben, so tut der Mensch nicht anders. Unwillkürlich schließt er sein Auge vor einem hereinbrechenden Unvermeidlichen, und jedes Herz hat seine Geheimnisse, die es absichtlich verbirgt vor sich selbst.

„Einige Tage darauf wollte Starschensky eintreten bei seiner Gemahlin. Es hieß, sie sei im Bade; doch hörte er die Stimme seines Kindes im nächsten Gemache, und er ging hinein. Da fand er die Kleine am Boden sitzend, mitten in einer argen Verwirrung, die sie angerichtet. Elgas Schmuck und Kleinodien lagen rings um das Kind zerstreut, und das offene umgestürzte Schmuckkästchen nebst dem herabgezogenen Teppich des daneben stehenden Putztisches zeigte deutlich die Art, wie es sich das kostbare Spielzeug verschafft hatte. Starschensky trat gutmütig scheltend hinzu, stritt dem Kinde Stück für Stück seinen Raub ab und versuchte nun, die glänzenden Steine wieder an ihre Stelle zu legen. Der Deckel des Schmuckkästchens, augenscheinlich ein doppelter, war durch den Sturz vom Tische aus den Fugen gewichen, und da der Graf versuchte, ihn, mit dem Finger drückend, wieder zurück zu pressen, fiel der innere Teil der doppelten Verkleidung auf den Boden und zeigte in dem zurückgebliebenen hohlen Raum ein Porträt, das, schwach eingefügt, leicht von der Stelle wich und das nun der Graf hielt in der zitternden Hand.

„Es war das Bild eines Mannes in polnischer Nationaltracht. Das Gefühl einer entsetzlichen Ähnlichkeit überfiel den Grafen wie ein Gewappneter. Da war das oft besprochene Naturspiel mit den schwarzen Augen und blondem Haare, wie — bei seinem Kinde. — Er sah das Mädchen an, dann wieder das Bild. — Diese Züge hatte er sonst schon irgend gesehen; aber wann? wo? — Schauer überlief ihn. — Er blickte wieder hin. Da schaute ihn sein Kind mit schwarzen Schlangenaugen an, und die blonden Haare loderten wie Flammen, und die Erinnerung an jenen verschmähten Vetter in Warschau ging gräßlich in ihm auf. — Oginsky! schrie er und hielt sich am Tische, und die Zähne seines Mundes schlugen klappernd aneinander.

„Ein Geräusch im Nebenzimmer schreckte ihn empor. Er befestigte den Deckel an seine Stelle, schloß das Kästchen, das Bild hatte er in seinen Busen gesteckt: so floh er, wie ein Mörder.

„Diesen Tag ward er im Schlosse nicht mehr gesehen. Sein Platz blieb leer am Mittagstische. Gegen Abend kam er ins Zimmer der Wärterin und verlangte nach dem Kinde. Das nahm er bei der Hand und führte es in den Garten, der einsam gelegenen Moosbütte zu. Dort fand ihn nach einer Stunde der suchende Hausverwalter, in eine Ruhebank zurückgelehnt. Das Kind stand zwischen seinen Knien, er selbst hielt ein Bild in der Hand, abwechselnd auf dieses, dann auf die Kleine blickend, wie einer, der vergleicht, — meinte der alte Mann.

„Am folgenden Morgen war Starschensky verreist, niemand wußte, wohin. Er aber war in Warschau; dort forschte er, zu spät! nach Elgas früheren Verhältnissen. Er erfuhr, daß sie und Oginsky, der in des alten Starosten Hause erzogen war, sich schon frühzeitig geliebt, daß, aus Besorgnis vor der wachsenden Vertraulichkeit, der aussichtslose Vetter entfernt wurde; daß, aus seiner Verbannung zurückkehrend, kurz vor Starschenskys Vermählung, er seine Ansprüche erneuert habe und jene bedeutende Summe Geldes, die in des alten Laschek letztem Willen ihm zugedacht war, zum Teil der Preis seines Rücktrittes war; daß Elga sich nur schwer von ihm getrennt und seine Armut und Starschenskys Reichtum, verbunden mit dem Anbringen ihrer Verwandten, der Hauptgrund ihrer Einwilligung zur Verbindung mit dem Grafen gewesen war. All diese Geheimnisse soll einer von Elgas Brüdern, gegen den er sich zur rechten Zeit freigebig zeigte, dem Grafen um Geld verraten und ihm zugleich den Ort angezeigt haben, wo Oginsky, einem geleisteten Schwur zufolge, sich verborgen hielt.

„Auf dem Schlosse herrschte unterdessen Unruhe und Besorgnis. Elga selbst war übrigens augenscheinlich die Ruhigste von allen. Sie schien das befremdliche Betragen ihres Gatten noch auf Rechnung jener nächtlichen Überraschung zu schieben, über die, da durchaus niemanden etwas Bestimmtes zur Last gelegt werden konnte, der Graf, wie er hoffte, sich am Ende wohl selbst beruhigen werde. Jenes Kammermädchen war noch immer in ihren Diensten.

„Unvermutet erschien nach einiger Zeit der Graf auf der Grenze seiner Besitzung, in seinem Gefolge ein verschlossener Wagen, von dessen Inhalt niemand wußte. Eine verhüllte Gestalt, vielleicht durch Knebel am Sprechen verhindert, ward herausgehoben und dem durch Briefe im voraus an die Grenze beschiedenen Hausverwalter übergeben. Die alte Warte an der Westseite des Tiergartens, seitdem sorgfältig verschlossen, nahm die sonderbare Erscheinung in

ihren Gewahrsam, und dunkle Gerüchte verbreiteten sich unter den Bewohnern der Umgegend.

„Der Graf ging auf sein Schloß. Laut jubelnd kam ihm Elga entgegen, das Kind an ihrer Hand. Er hörte, wie unruhig man über seine plötzliche Abreise gewesen, wie sehnlich man ihn zurückerwartet. Der Kleinen Fortschritte wurden angerühmt, einige Proben der erlangten Geschicklichkeit auf der Stelle abgelegt. Da die Zeit des Abendessens gekommen war, erklärte Starschensky sich unpaß und ermüdet von der Reise. Er ging, trotz aller Gegenvorstellungen, allein auf sein Zimmer, wo er sich einschloß. Doch war sein Bedürfnis nach Ruhe nur vorgegeben, denn nachts verließ er sein Gemach und ging allein nach der Warte, wo er bis zum grauenden Morgen blieb.

„Am darauf folgenden Tage war Elga verdrießlich, schmollend. Des Grafen nächtlicher Gang war nicht unbemerkt geblieben. Elga fand sich vernachlässigt und zeigte ihre Unzufriedenheit darüber. Starschensky unterbrach ihre mißmutigen Äußerungen, indem er von ihrer beiderseitigen Lage zu sprechen anfing. Er bemerkte, daß bei seinem jetzigen Aufenthalte in Warschau, bei dem erneuten Anblick der Zerstreuungen jener genußliebenden Stadt, es ihm klar geworden, wie ein so reizendes, lebensfrohes Wesen, als Elga, auf dem Lande gar nicht an ihrer Stelle sei. Er fragte sie, ob sie den Aufenthalt in der Hauptstadt vorziehen würde? — An seiner Seite, entgegnete sie. — Er selbst, versicherte der Graf, werde durch seine Geschäfte auf den Gütern festgehalten; seine Vermögensumstände seien schlimmer, als man geglaubt, er müsse bleiben. Dann bleibe auch sie, sagte Elga. An seiner Seite wolle sie leben und sterben. — Nun verwünschte sie die beiden Brüder, die durch ihre unverschämten Forderungen den allzu guten Gatten in so manche Verlegenheit gestürzt. Sie versicherte, nun aber auch jeden Rest von Liebe für sie abgelegt zu haben. Wenn ihre Brüder bettelnd vor der Türe ständen, sie würde nicht öffnen, sagte sie. Der Graf übernahm zum Teil die Verteidigung seiner Schwäger. Er habe sie in Warschau gesprochen. Es war einer ihrer Verbannungsgefährten bei ihnen, — wie hieß er doch? — Elga sann gleichfalls nach. — Oginsky! rief der Graf und blickte sie rasch an. Sie veränderte nicht eine Miene und sagte: Die Genossen meiner Brüder sind alle schlecht, dieser aber ist der schlechteste! — Welcher? — Den du nanntest! — Welcher war das? — Nun, Oginsky! antwortete sie, und ein leichtes Zucken in ihren Zügen verriet eine vorübergehende Bewegung.

„Der Graf war ans Fenster getreten und blickte hinaus. Elga folgte ihm, sie lehnte den Arm auf seine Schulter. Der Graf stand unbeweglich. Starschensky, sagte sie, ich bemerke eine ungeheuere Veränderung in deinem Wesen. Du liebst mich nicht, wie sonst. Du verschweigst mir manches. Der Graf wendete sich um und sagte: Nun denn, so laß uns reden, weil du Rede willst. Du kennst die Zerrüttung meiner Vermögensumstände, du kennst deren Ursache. Was noch sonst mich drückt, weiß nur ich. Wenn nun die Ereignisse schwer auf mir liegen, so mantert nicht weniger der Gedanke, daß ich die Ursache wohl gar selbst herbeigeführt habe. Gewiß war der Leichtsinn tadelnswert, mit dem ich das Erbe meiner Väter verwaltete; vielleicht war ich aber sogar damals strafbar, als ich, der Störrische, an Abgeschiedenheit Gewohnte, um die Hand des lebensfrohen Mädchens warb, unbekümmert, ob ich sie, meine Frau geworden, zu einer Lebensart verdammte, deren Einförmigkeit ihr unerträglich werden mußte. — Starschensky! sagte Elga und sah ihn mit schmeichelndem Vorwurfe an. — Man hat mir fremde Dienste angeboten, fuhr Starschensky fort, und genau besehen, ist es vielleicht am besten, ich meide für einige, vielleicht für längere Zeit das Land meiner Väter. Gestern noch waren meine Entschlüsse finsterer. Aber die Überlegung der heutigen Nacht zeigte mir diesen Entschluß als den besten. Heute nacht, versetzte Elga mißtrauisch, heute nacht hast du überlegt? Und wo? Auf jener Warte etwa? Und da Starschensky betroffen zurückfuhr: Hab' ich dich? — fuhr sie fort. Von dort her holst du deine Besorgnisse? Von dorther deinen Wunsch, zu reisen? Und die Reisegefährtin wohl auch? Durch das Gerücht mußte ich erfahren, wie eine verhüllte Gestalt, wahrscheinlich eine glücklichere Geliebte, dort abgesetzt ward, zu der du nun allnächtlich die Zärtlichkeit trägst, die du an dem Altare mir zugeschworen. Ist das mein Lohn? — Komm! wendete sie sich zu dem danebenstehenden Kinde, komm! Wir sind ihm zur Last! Er hat andere Freuden kennen gelernt, als in dem Kreise der Seinen! damit wendete sie sich zum Gehen. Ein gellendes Hohngelächter entfuhr dem Munde des Grafen, über das er selbst zusammenschrak, wie über das eines andren. Elga wendete sich um. Ich wußte wohl, sagte sie, daß es nur Scherz war. Aber die Enthüllung des Geheimnisses jener Warte erspart du dir noch nicht. Ich muß selbst schauen, was sie verbirgt. Versprichst du mir das? Der Graf war auf ein Ruhebett gesunken und verhüllte das Gesicht in seine beiden Hände. Da hörte er eine Türe gehen. Durch die Finger blickend, sah er das Kammermädchen seiner Frau, die eben mit ihrem Nachtzeuge eintreten wollte, und Elga, die mit einem listigen Gesichte ihr Entfernung zuwinkte. Elga nahte hierauf dem Ruhebette, und sich neben ihren Gatten hinsetzend, sprach sie: Komm, Starschensky, laß uns Frieden schließen! Wir haben uns ja doch schon so lange nicht ohne Zeugen gesprochen. Damit neigte sie ihre Wange an die seinige und zog eine seiner Hände an ihr klopfendes Herz. Ein Schauder überfiel den



Elga lehnte den Arm auf des Grafen Schulter.

Grafen. Höllenschwarz stand's vor ihm. Er stieß sein Weib zurück und entfloh.

„Mitternacht hatte geschlagen. Alles im Schlosse war stille. Elga schlief in ihrem Zimmer. Da fühlte sie sich angefaßt, und aus dem Schlafe emporfahrend, sah sie beim Scheine der Nachtlampe ihren Gatten, der, eine Blendlaterne in der Hand, sie aufstehen und sich ankleiden hieß. Auf ihre Frage: wozu? entgegnete er: Sie haben Verlangen gezeigt, die Geheimnisse jener Warte kennen zu lernen. Am Tage ginge das nicht an; wenn sie aber Finsternis und Nachtluft nicht scheue, so möge sie ihm folgen. Aber hast du nichts Arges im Sinne? sagte die Gräfin; du warst gestern abend so sonderbar! — Wenn du nicht folgen willst, so bleibe, sprach Starschensky und war im Begriffe, sich zu entfernen. Halt! rief Elga. Wenn Furchtsamkeit der Weiber allgemeines Erbteil ist, so bin ich kein Weib. Auch muß dieser Zustand von Ungewißheit enden. Vielleicht bist du in dich gegangen, hast erkannt. — Wenn du dich überzeugen willst — sprach Starschensky, so steh auf und folge mir. — Elga war aus dem Bette gesprungen und hatte einen Schafpelz übergeworfen. Sie wollte gehen. Aber indes war das Kind erwacht, das in dem Bette ihr zur Seite schlief. Es fing an, zu weinen. Dein Kind wird die Bewohner des Schlosses wecken, sagte der Graf. Da, ohne ein Wort zu sprechen, nahm Elga die Kleine empor, wickelte sie in ein warmverhüllendes Tuch, und das Kind auf dem Arme, folgte sie dem leitenden Gatten.

„Die Nacht war kühl und dunkel. Die Sterne zwar schimmerten tausendfältig am trauergefärbten Himmel, aber kein Mond beleuchtete der Wandler einsamen Pfad, nur des Grafen Blendlaterne warf kurze Streiflichte auf den Boden und die untersten Blätter der mitternächtig schlummernden Gesträuche.

„So hatten sie den, von seiner ehemaligen Benützung so genannten Tiergarten durchschritten und waren nun bei jener Warte angelangt, dem eigentlichen Ziele ihrer Wanderung. Da wendete der Graf sich um zu seiner Gattin und sprach: Du bist nun im Begriffe, das verborgenste Geheimnis deines Gatten zu erforschen. Du willst ihn überraschen über dem Bruche seine ehelichen Treue, ihn beschämen in Beisein einer verworfenen Geliebten. Es ist billig, daß Gefahr und Vorteil auf beiden Seiten gleich sei. Bevor du eintrittst, schwöre mir, daß du selber nie eines gleichen Fehls dich schuldig gemacht, daß du rein seist an dem Verbrechen, dessen du zeihst deinen Gatten. Du suchst Ausflüchte, sprach Elga. Weib! fuhr der Graf fort, durchgeh in Gedanken dein verflossenes Leben, und wenn du einen Makel, ich will nicht sagen, ein Brandmal, darin entdeckst, so tritt nicht ein, in dieses Gemäuer. Elga drängte sich am Graf vorbei, dem Eingange zu. Er stellte sich ihr von neuem in den Weg, indem er ausrief: Du gehst nicht ein, bevor du mir's eidlich versichert. Lege die Hand auf das Haupt deines Kindes und schwöre! — Da legte Elga die Rechte auf das Haupt der schlummernden Kleinen und sprach: So überflüssig mir ein solcher Schwur scheint, so gut du selbst davon überzeugt bist, wie sehr er es sei, so bekräftige ich doch! — Halt! schrie Starschensky, es ist genug. Tritt ein und sieh!

„Der Graf schloß auf. Sie stiegen eine schmale Wendeltreppe hinan, die zu einer gleichfalls verschlossenen Türe führte. Der Graf öffnete auch diese, und nun traten sie in ein geräumiges Gemach, dessen innerer Teil durch einen dunklen Vorhang abgeschlossen war. Der Graf setzte Stühle an einem vorgeschobenen Tische zurecht, entzündete an dem Lichte seiner Blendlaterne zwei Wachskerzen in schweren, ehernen Leuchtern, zog aus der Schublade des Tisches ein Heft Papiere hervor und winkte seiner Frau, sich zu setzen, indem er sich gleichfalls niederließ. Elga sah rings um sich her, bemerkte aber niemand. Sie saß und hörte.

„Da begann der Graf, dem Lichte näher rückend, zu lesen aus den Papieren, die er hielt: ‚Auch bekenne ich, mit der Tochter des Starosten Laschek unerlaubte Gemeinschaft gepflogen zu haben; vor und nach ihrer Vermählung mit dem Grafen Starschensky. Ihrer Ehe einziges Kind — —' Unerhörte Verleumdung! schrie Elga und sprang auf. Wer wagt es, mich solcher Dinge zu zeihen? — Oginsky! rief der Graf, Steh auf und bekräftige deine Aussage! Bei diesen Worten hatte er den Vorhang hinweggerissen, und eine Mannesgestalt zeigte sich, auf Stroh liegend, mit Ketten an die Wand gefesselt. Wer ruft mich? fragte der Gefangene. Elga ist hier, sagte der Graf, und fragt, ob es wahr sei, daß du mit ihr gekost? — Wie oft soll ich's noch wiederholen? sagte der Mann, sich in seinen Ketten umkehrend. — Hörst du? schrie der Graf zu seiner Gattin, die bleich und erstarrt dastand. Nimm hier den Schlüssel und öffne die Fesseln dieses Mannes! Elga zauderte. Da riß der Graf seinen Säbel halb aus der Scheide, und sie ging. Klirrend fielen die Ketten ab, und Oginsky trat vor. Was wollt Ihr von mir? sagte er. Du hast mich am tiefsten verletzt, sprach der Graf. Du weißt, wie Männer und Edelleute ihre Beleidigungen abtun. Hier nimm diesen Stahl, fuhr er fort, indem er einen zweiten Säbel aus seinem Oberrocke hervorzog, und stelle dich mir! — Ich mag nicht fechten! sagte Oginsky. — Du mußt! schrie Starschensky und drang auf ihn ein. Mittlerweile hörte man Geräusch auf der Treppe. Elga, die unbeweglich dagestanden hatte, sprang jetzt der Türe zu und versuchte diese zu öffnen, indem sie laut um Hilfe schrie. Starschensky ereilte sie, da sie eben nach der Klinke griff, stieß das Weib zurück und schloß die Türe ab. Die Zwischenzeit benützte Oginsky, und während der Graf noch am

Eingange beschäftigt war, riß er das Fenster auf und sprang hinab. Der Fall war nicht tief; Oginsky erreichte unbeschädigt den Boden, und als der Graf von der Türe weg zum Fenster eilte, verhallten bereits die Fußtritte des Entflohenen in weiter Entfernung.

„Der Graf wendete sich nun zu seiner Gemahlin. Dein Mitschuldiger ist entflohen, sagte er, aber du entgehst mir nicht. — Kannst du jene Verleumdung glauben? stammelte Elga. — Ich glaube dem, was ich weiß, sprach Starschensky, und dem Stempel der Ähnlichkeit in den Zügen dieses Kindes. Du mußt sterben, sagte er, und zwar hier auf der Stelle! — Elga war auf die Knie gefallen. Erbarme dich meines Lebens! rief sie. Beginne mit mir, was du willst! Verbanne mich! verstoße mich! heiße mich in ein Kloster, in einem Kerker den Rest meiner Tage vollbringen, nur laß mich leben! leben! — Der Graf bedachte sich eine Weile, dann sprach er: Weil du denn dieses schmacherfüllte, scheußliche Dasein schätzest über alles, so wisse: ein einziges Mittel gibt es, dich zu retten. Nenn es, nenne es, wimmerte Elga. Der Brandfleck meiner Ehre, sprach der Graf, ist dies Kind. Wenn seine Augen der Tod schließt, wer weiß, ob mein Grimm sich nicht legt. Wir sind allein, niemand sieht uns, Nacht und Dunkel verhüllen die Tat. Geh hin und töte das Kind! — Wie, ich? schrie Elga. Töten? Mein Kind? Unmenschlicher! Verruchter! Was sinnst du mir zu? — Nun denn! rief Starschensky und hob den weggeworfenen Säbel vom Boden auf. — Halt! schrie Elga, halt! Ich will! Sie stürzte auf ihr Kind los und preßte es an ihren Busen, bedeckte es mit Tränen. — Du zauderst? schrie Starschensky und machte eine Bewegung gegen sie. — Nein! nein! rief Elga. Verzeihe mir Gott, was ich tun muß, was ich nicht lassen kann. Verzeihe du mir, zum Unglück Gebornes! Damit hatte sie das Kind wiederholt an ihre Brust gedrückt; mit weggewandtem Auge ergriff sie eine große Nadel, die ihren Pelz zusammenhielt; das Werkzeug blinkt, der bewaffnete Arm — Halt! schrie plötzlich Starschensky. Dahin wollt' ich dich haben! sehen, ob noch eine Regung in dir, die wert des Tages. Aber es ist schwarz und Nacht. Dein Kind soll nicht sterben, aber, Schändliche, du! und damit stieß er ihr den Säbel in die Seite, daß das Blut in Strömen emporsprang und sie hinfiel über das unverletzte Kind.

„Dieselbe Nacht war eine des Schreckens für die Bewohner der umliegenden Gegend. Von einer Feuerröte am Himmel aufgeschreckt, liefen sie zu und sahen die alte Warte an der Westseite der Tiergartenmauer von Starschenskys Schlosse in hellen Flammen. Alle Versuche, zu löschen, waren vergebens; bald standen nur schwarze Mauern unter ausgebrannten, rauchenden Trümmern. Man wollte den Grafen wecken; er fehlte, mit ihm sein Weib, sein Kind. Die Brandstätte ward durchsucht, und zwar allerdings menschliches Gebein aufgefunden, aber sollten das die Reste dreier Menschen sein?

„Beim Scheiden derselben Nacht aber fühlte sich ein armes Köhlerweib im Gebirge die Glücklichste aller Sterblichen. Denn als sie mit ihrem Manne lag und schlief, pochte es an der Hüttentüre. Sie stand auf und öffnete; da sah sie im Scheine des anbrechenden Morgens ein weinendes Kind von etwa zwei Jahren vor sich stehen, statt aller Kleider in ein weites Tuch gehüllt, ein Kästchen neben sich. Geöffnet, zeigte dieses mehr Gold, als sich das arme Paar je beisammen geträumet hatte. Ein paar beigelegte Zeilen empfahlen das Kind der Vorsorge der beiden und versprachen fernere Geldspende in der Zukunft.

„Nach zwei Tagen erschien der Graf wieder in der Mitte der Seinigen, aber nur um sich zu einer Reise nach Warschau zu bereiten. Dort angelangt, suchte und erhielt er persönliches Gehör beim Könige, nach dessen Beendigung der Fürst, sichtbar erschüttert, seinen Kanzler holen ließ und ihm offene Briefe auszufertigen befahl, welche dem Grafen Starschensky, als Letzten seines Stammes, die freie Verfügung über seine Lehengüter einräumten.

„Die Güter selbst wurden teils verkauft und der Erlös zur Tilgung von Schulden verwendet, teils als Stiftung einem Kloster zu Eigentume gegeben, das man nicht fern von der Stelle zu bauen anfing, wo die alte, abgebrannte Warte gestanden hatte. Das ist die Geschichte dieses Klosters," endete der Mönch.

„Der Graf selbst aber?" — fragte einer der Fremden.

„Ich habe Euch gleich anfangs gewarnt," sagte der Mönch, „nicht weiter zu fragen, wenn ich aufhöre, nun tut Ihr's aber doch! Zahlreiche Seelmessen wurden gestiftet für die Ruhe derjenigen, die eine rasche Gewalttat hinweggerafft in der Mitte ihrer Sünden; um Vergebung für den Unglücklichen, der in verdammlicher Übereilung Verbrechen bestraft durch Verbrechen. Der Graf war Mönch geworden in dem von ihm gestifteten Kloster. Anfangs fand er Trost in der Stille des Klosterlebens, in der Einförmigkeit der Bußübungen. Die Zeit aber, statt den Stachel abzustumpfen, zeigte ihm stets gräßlicher seine Tat. Oder ihn kam seines Stammes tatenheischender Geist, und die Einsamkeit der Zelle ward ihm zur Folterqual. In Zweifsprach mit Geistern und gen sich selber wütend, hütete man ihn als Wahnsinnigen manches Jahr. Endlich geheilt, irrte er bei Tag umher; jedes Geschäft war ihm Erquickung, an den Bäumen des Forstes übte er seine Kraft. Nur nachts, um die Stunde, da die beklagenswerte Tat geschah, die erste nach Mitternacht, wenn die Totenfeier beginnt" — — So weit war er in seiner Erzählung gekommen, da ward diese durch die ersten Töne eines aus der Klosterkirche herübertönenden Chorgesanges unterbrochen; zugleich schlug die Glocke ein Uhr.

Bei den ersten Lauten schütterte der Mönch zusammen. Seine Knie schlotterten, seine Zähne schlugen aneinander, er schien hinsinken zu wollen, als sich plötzlich die Türe öffnete und der Abt des Klosters in hochaufgerichteter Stellung, das Kreuz seiner Würde funkelnd auf der Brust, in die Schwelle trat. „Wo bleibst du, Starschensky?" rief er. „Die Stunde deiner Buße ist gekommen." Da wimmerte der Mönch, und zusammengekrümmt, wie ein verwundetes Tier, in weiten Kreisen, dem Hunde gleich, der die Strafe fürchtet, schob er sich der Türe zu, die der Abt, zurücktretend, ihm frei ließ. Dort angelangt, schoß er wie ein Pfeil hinaus, der Abt, hinter ihm, schloß die Türe.

Noch lange hörten die Fremden dem Chorgesange zu, bis er verklang in der Stille der Nacht und sie ihr Lager suchten zu kurzer Ruhe.

Am Morgen nahmen sie Abschied vom Abte, ihm dankend für die gastfreundliche Bewirtung. Der Jüngere gewann es über sich, nach dem Mönche der gestrigen Nacht zu fragen, worauf der Prälat, ohne zu antworten, ihnen eine glückliche Reise wünschte.

Sie zogen nach Warschau und nahmen sich vor, auf der Rückreise weitere Kunde von dem Zustande des Mönches einzuziehen, in dem sie wohl den unglücklichen Starschensky erkannt hatten. Aber eine Änderung in ihren Geschäften schrieb ihnen eine andere Straße zur Rückkehr vor, und nie haben sie mehr etwas von dem Mönche und dem Kloster bei Sendomir gehört.

IV. Satiren.

Totengespräch.

Friedrich der Große und Lessing.

(Ein Gespräch im Elysium.)

(1841.)

Friedrich.

Lessing, komm herab!

Lessing.

Seid Ihr es, Sire?

Friedrich.

Ich ennuyiere mich und habe Lust zu plaudern.

Lessing.

Und wenn ich meinesteils nun keine Lust dazu hätte?

Friedrich.

Du mußt dich eben fügen. Denk, ich war ein König.

Lessing.

Und ich ein deutscher Gelehrter. Ich füge mich.

Friedrich.

Das währt lange! — Ah! — Willkommen! Was gilt's, du hast geschrieben?

Lessing.

Erraten, Sire.

Friedrich.

Und was? Anmerkungen zu den Wolfenbüttler Fragmenten etwa?

Lessing.

Es kam auf so etwas heraus.

Friedrich.

Gesteh nur, daß wir heute nicht viel mehr von derlei Dingen wissen als damals. Mit der Unsterblichkeit hat's seine Richtigkeit. Man spricht auch von einem Himmel und einer Hölle, für die ganz Guten und ganz Bösen nämlich. Wir Leute vom Mittelschlag aber leben so ziemlich fort wie vorher, und wenn nicht die Gesellschaft und die Lektüre wäre, man wüßte bei Gott nicht, was anfangen; denn ewig Schlachten liefern auch hier noch, wie der kleine Napoleon Bonaparte, ist denn doch zu handwerksmäßig.

Lessing.

Man setzt eben diesseits fort, was man jenseits geübt.

Friedrich.

So ganz denn doch nicht. Denn kennst du den Hauptgegenstand meiner hiesigen Lukubrationen?

Lessing.

Erraten möcht' ich's beinahe.

Friedrich.

Nun ja denn: deutsche Literatur, und die habe ich, mort de ma vie, im Leben nicht sehr geübt.

Lessing.

Wir haben's noch in Erinnerung.

Friedrich.

Ihr Deutschen wart aber auch langweilige Kerls damals. Der kryptogamische Klopstock. Gellert war noch der beste. Du selbst, Lessing, bist ein ausgezeichneter, aber kein großer Schriftsteller.

Lessing.

Ich weiß es, Sire.

Friedrich.

Ich sage das, wie ich gestehe, ein schlechter Dichter gewesen zu sein. Du hast nichts geschaffen und nichts erwiesen. Das kommt, weil es euch Deutschen an Fleiß fehlt.

Lessing.

Der Vorwurf ist neu.

Friedrich.

Sitzfleisch habt ihr und Fleiß beim Sammeln, aber keinen zum Reifwerdenlassen und Ausarbeiten. Drum kann eure Literatur auch keine Werke

aufweisen, nur Bücher. Sein Leben an drei Bände setzen, wie Montesquieu, oder wenigstens an ein einziges Werk, wie Gibbon, das kommt bei euch nicht vor. Höchstens Kant hat so getan; der war aber auch ein Philosoph, und jede Philosophie involviert eine fixe Idee. Also daß ich auf dich zurückkomme: du hast deine Kräfte zu sehr zerstreut, deine Gegenstände sind unbedeutend, aber in der Art, wie du sie behandelt, kommt dir niemand gleich. Aber flüchtig, flüchtig, immer was Neues. Für einen Gelehrten warst du ein guter Dichter, aber für einen Dichter viel zu sehr Gelehrter. In deinem Nathan sind vortreffliche Charaktere, aber als Stück taugt es nichts.

Lessing.

Das ist auch meine Meinung.

Friedrich.

Die Emilia Galotti gefällt mir besser.

Lessing.

Mir nicht.

Friedrich.

Das Verdienst der Minna von Barnhelm liegt in den Nebensachen, die Hauptsache will nicht viel bedeuten.

Lessing.

Die Hauptsache ist auch nicht von mir.

Friedrich.

Von wem sonst?

Lessing.

Von dir.

Friedrich.

Ja so, weil der Tellheim kein Geld kriegen konnte? War notwendig damals, war notwendig. — Aber lassen wir die Anwesenden! — Also die deutsche Literatur war schlecht zu meiner Zeit.

Lessing.

Aber sie ist später gut geworden

Friedrich.

Gut? Hm!

Lessing.

Und wie schnell!

Friedrich.

Aber auch wie kurz! Oder hältst du die heutige auch für gut?

Lessing.

Sie wird's wieder werden.

Friedrich.

Wird! Wird! Wir wollen nicht die Propheten machen, sondern die Beurteiler. — Erstens also leugne ich eure deutsche Literatur; in dem Sinne nämlich, als es eine französische, italienische, englische, spanische gibt; die eure ist nur ein Resümee aller übrigen. Aus Nachahmung entsprungen und nicht aus Naturdrang, aus Büchern, nicht aus eigentümlicher Auffassung, hat sie sich sämtliche Literaturen angeeignet, schon aus dem natürlichen Grunde, weil sie die letzte war und kein Mensch da erfindet, wo er nur zu benützen braucht. Du fandest deine Landsleute über der Nachahmung der Franzosen und hast sie ihnen verleidet. Du tatest recht daran. Denn die Literatur der guten Zeit Frankreichs ist leer ohne die Urbanität und den Geschmack derselben Zeit, wo aber diese hernehmen im damaligen Deutschland oder im jetzigen? Du hast sie dafür auf die Engländer verwiesen und tatst unrecht; denn die englische Derbheit wird nur durch die englische Tüchtigkeit wieder gut gemacht; der Deutsche aber ist in nichts tüchtig als in der Pflichterfüllung. Einige von euch haben zwar einen eigentümlichen Ton angeschlagen, wie der Goethe, den ich übrigens nicht leiden mag; er nahm aber nur das aus der Natur, was die Kunst gar nicht brauchen kann, so wie das Gras in der Wirklichkeit recht gut, ja schön ist, der Blumenmaler es aber doch nicht nachbilden wird, sondern eben Blumen nehmen muß. Die Kunst beruht auf einer Steigerung des Wirklichen und unterscheidet sich eben dadurch von Natur. Nun haben aber gerade jene kleinen, hausbackenen Empfindungen, deren Wert in der Wirklichkeit ich nicht leugnen will, das Besondere, daß sie zu nichts werden, wenn man ihnen nur das geringste nimmt oder zusetzt. Es muß daher auch die Darstellung, wenn sie sich an solche Zustände macht, aus einer künstlerischen zu einer bloß natürlichen werden, was das größte Unglück ist, das der Kunst irgend passieren kann. Solange das nun nur die ausgezeichneten Geister treiben, geht es noch an, denn Leute dieser Art fassen die Natur mit scharfen Sinnen auf, und das Wirkliche ist immer interessant, wenn auch nicht immer schön; die Nachtreter aber, deren blöde Augen nur allgemeine Umrisse empfangen und nun das Schattenbild treulichst auf Löschpapier abklatschen, liefern ein Unding, das endlich selbst deutschen Geschmackswerkzeugen zu matt vorkommen muß.

Lessing.

Deutschen Geschmackswerkzeugen!

Friedrich.

Ja! Ja! Daß ihr keinen Geschmack habt, nämlich keine Empfindung. — Lächle nicht! Es ist so. Gefühl habt ihr, vielleicht mehr als andere, aber Empfindung? Gefühl ist nur der unartikulierte Aufschrei des Innern, der sich nichts bewußt ist, als seines Zustandes im ganzen, die Empfindung erkennt aber auch die einzelnen Bestandteile des Eindrucks, daher sie vor allem dem Schriftsteller nötig ist, der seinen

Zustand andern begreiflich machen, auf andere übertragen will. Auch die Tiere haben Gefühl, aber nur der Mensch hat Empfindung, weil nur er Verstand hat. Die Empfindung steht der Erkenntniskraft ebenso nah als der Gefühlsgabe. Verzeih, daß ich dir das vordemonstriere, der du es besser verstehst als ich; ich bin aber einmal im Zuge.

Lessing.

Man lernt immer, wenn man mit vernünftigen Leuten spricht. Und überdies: der Philosoph von Sanssouci —

Friedrich.

Lassen wir das! Also eure schöne Literatur taugt nichts.

Lessing.

Und doch wird sie gegenwärtig von ganz Europa bewundert.

Friedrich.

Weil die andern eben gar nichts haben. Zudem ist eure Literatur von gestern und befriedigt daher die Bedürfnisse von heute. Die Glanzepochen der übrigen Nationen fallen in eine so frühe Zeit, daß ihre Hervorbringungen auf viele Zustände der Gegenwart keine Anwendung leiden. Sie müssen mit Abstraktion genossen werden, indes die eure das Grobzeug recht im Kernschuß trifft. Auch verhalten sich die andern Nationen zur deutschen Literatur, wie man sonst von der Weisheit der Ägypter sprach. Man lobt, was man nicht kennt. Um wieder auf Goethe zu kommen: seine frühern Werke sind zu natürlich und seine spätern zu künstlich. Am besten noch gefällt mir sein Wilhelm Meister. Es ist der deutsche Don Quixote und steht an Wert dem spanischen nichts nach.

Lessing.

Aber der Schluß!

Friedrich.

Er wollte eben aufhören. — Schiller ist gut. Er ist der deutsche Racine.

Lessing.

Das wäre mir nicht eingefallen.

Friedrich.

Lies seine Übersetzung der Phädra, und du wirst glauben, Racine habe sich selbst übersetzt. Sie decken sich. Wenn Schiller weiter ist, so ist es die im Wissen vorgeschrittene Zeit. Versetze Schillern in die Zeit Ludwigs XIV. und mache Racine zum deutschen Professor im 19. Jahrhundert, und jeder Unterschied hat aufgehört. Shakespeare hat einen üblen Einfluß auf deinen Landsmann ausgeübt, indem er seine Form erweiterte. Wäre der Wallenstein in fünf Akte zusammengedrängt, ich wüßte ihm nichts an die Seite zu setzen.

Lessing.

Und doch, ohne Shakespeare als Vorgänger, was wäre Schiller?

Friedrich.

Da magst du recht haben. Voltaire hat Shakespeare einen Wilden genannt. Er hätte nur dazu setzen sollen: ein großer Wilder, um die Wahrheit ganz zu treffen. Seine Form ist nämlich wild und taugt nichts, oder vielmehr nur für eine halb rohe Zeit, die neue und starke Eindrücke wollte, ohne sich um ihre Herbeiführung und Verbindung viel zu bekümmern.

Lessing.

Und doch geht er immer den Weg der Natur.

Friedrich.

Auf den Stationsplätzen trifft er allerdings fast immer mit ihr zusammen, aber auf dem Wege eilt er ihr so ziemlich voraus. Er gibt ein précis, ein abrégé der Natur, aber nicht die Natur selbst. In der Kunst aber sind ihre Stufen ebenso wichtig als ihre Höhe.

Lessing.

Du forderst die Natur bei Shakespeare und weisest sie bei Goethe zurück.

Friedrich.

Shakespeare hat eben die Natur genommen, wie der Dichter soll: in ihren großen Verhältnissen. Goethe stellt sie zwar mit Treue dar, bringt sie aber vorher auf seine eigenes Maß herab. Hat er nicht aus Egmont einen Lebemenschen gemacht und aus dem Tyrannen Alba einen ganz plausibeln homme d'état? Ist in der Iphigenie eine Spur von dem heroischen Zeitalter, in der die Handlung spielt? Oder glaubst du, daß solche Gesinnungen und Charaktere möglich sind, wenn nicht lange vor Anfang der Handlung der Herr Onkel seine eigenen Kinder gegessen und der Vater seine Tochter den Göttern zum Opfer gebracht hat? Nichts davon zu sagen, daß dieser König Thaos nicht danach aussieht, daß ein neues Menschenopfer irgend von ihm zu befürchten stünde. Goethe hat nur den Winkelmann in Handlung gesetzt und auf lebende Menschen angewendet, was von toten Statuen allerdings seine Geltung haben mag.

Lessing.

Ich war Goethes Freund nicht, solang' ich lebte, er war aber auch damals nicht, was er später geworden ist. Er ist denn doch der Glanzpunkt unserer Nation.

Friedrich.

Das ist ja, was ich sage. Ich tadle nicht ihn, sondern euch. Daß ihr nichts Großartiges

in eurer Natur habt und keine Energie. Hat sich nicht Goethe über sich selbst als Dichter lustig gemacht? Oder was anders wäre der Kern seines Wilhelm Meister, ja seines Tasso, wo zuletzt die Lumpe recht behalten? Goethe ist überdies ein unmoralischer Dichter. Die gefallenen Mädchen sind seine Lieblingsfiguren, und die Wahlverwandtschaften sind abscheulicher als die französischen Schmutzromane. Die Sünde war da und wird da sein, und im Leben mag sich der Mensch mit ihr abfinden, wie er kann, aber für den Schriftsteller muß sie nicht bloß ein Unglück sein, sondern ein Verbrechen.

Lessing.

Laß uns nicht ungerecht sein, König, wir sind auf dem graden Wege.

Friedrich.

Es hört uns niemand, da können wir schon ein wenig übertreiben. Dann? Hat er nicht nur die Blüte eurer Poesie herbeigeführt, sondern ist auch Ursache an ihrem Verfall.

Lessing.

Ich weiß, was du sagen willst, und es ist etwas daran.

Totengespräch.

Friedrich der Große und Voltaire.

(1806.)

Friedrich der Große, Voltaire, Prinz Louis von Preußen, Prinz von Braunschweig.

Voltaire
(hat ein Zeitungsblatt in der Hand).
Vive Napoléon, vive la France!

Friedrich (eilt herbei).
Was gibt's, Voltaire, was gibt's?

Voltaire.
Blicke her, Friedrich, und frohlocke! — Österreich ist gedemütigt, ist gestürzt!

Friedrich.
Bist du wahnsinnig, alter Satyr?

Voltaire.
Sieh dieses Zeitungsblatt, das Merkur soeben von der Oberwelt hierher gebracht hat!

Friedrich.
Gib!

Voltaire.
Höre. — Die tapferen Österreicher haben sich bei Ulm und Austerlitz schlagen lassen!

Friedrich.
Von meinen Preußen!

Voltaire.
Nicht doch, von meinen Landsleuten, von Franzosen!

Friedrich.
Wer hat wohl dem friedfertigen Ludwig diesen Gedanken eingehaucht?

Voltaire.
Ludwig ist tot!

Friedrich.
Tot

Voltaire.
Schon seit vierzehn Jahren!

Friedrich.
Und noch haben wir davon nichts erfahren!

Voltaire.
Er wurde enthauptet!

Friedrich.
Enthauptet? — Wer hätte doch gedacht, daß die Engländer sich so weit vergehen würden, ihn zu töten!

Voltaire.
Du irrest, seine eigenen Untertanen haben ihn getötet!

Friedrich.
Und Preußen schwieg dazu stille?

Voltaire.
Gott bewahre! — Es griff zu den Waffen!

Friedrich.
Bravo, Friedrich Wilhelm, du zeigst dich deines Vaters würdig! — Im Trüben ist gut fischen.

Voltaire.
Aber da Preußen sah, daß Frankreich sich dennoch verteidigte, stand es vom Kriege ab, nachdem es —

Friedrich.
Ich verstehe, ich verstehe! — O göttliche Politik, Preußen ist dein erster Opferaltar, und Preußens Könige sind deine Oberpriester!


Blicke her, Friedrich
und frohlocke!
A. L. 1906.

Voltaire.

Nun stand Österreich verlassen und allein und Napoleon der Große, der Eroberer der halben Welt, der zweite Alexander der Große, hat alle Staaten Deutschlands erobert.

Friedrich.

Bis auf Preußen, nicht wahr?

Voltaire.

Ei ja doch! Preußen spielt ja mit ihm unter der Decke.

Friedrich.

Das gefällt mir nicht.

Voltaire.

Was?

Friedrich.

Nach deiner Erzählung betrachtet man jetzt Frankreich als dominierende Macht und Preußen als ein — als — wie soll ich nur sagen —

Voltaire.

Als eine Null meinst du!

Friedrich.

Pardon! Das meine ich nicht! Aber so als Alliierten meine ich.

Voltaire.

Nun ja, als Alliierten! Wie anders?

Friedrich.

Du verstehst mich nicht recht, Voltaire. O unsre platte, arme, rauhe deutsche Sprache hat dafür kein Wort! — en bagatelle wollt' ich sagen!

Voltaire.

Ei, was kümmert das mich!

Friedrich.

Aber mich desto mehr!

Voltaire.

Laß die Grillen fahren, alter Deutscher!

Friedrich.

Fi donc, Voltaire, wer wird so unartig sein.

Voltaire.

Wieso?

Friedrich.

Ich glaube, du hast es heute darauf angelegt, mir die Seele aus dem Leibe zu ärgern! Ich bin kein Deutscher, ich will wenigstens kein Deutscher sein.

Voltaire.

Nun denn, so sei heute einmal ganz Franke! Verderben den Österreichern!

Friedrich.

Auch als Preuße rufe ich: Verderben den Österreichern! Wie sich doch die Sieger von Kollin jetzt betragen werden!

Voltaire.

Ha, ha, ha! über den neunzigtägigen Krieg!

Friedrich.

Neunzig Tage dauerte nur der Krieg!

Voltaire.

Wien ist erobert!

Friedrich.

Ich will dir einen Altar bauen Napoleon!

Voltaire.

Vive Napoléon, vive la France!

(Eine Menge Schatten kommen aus der Oberwelt an. Wüstes Geschrei. Que le diable emporte ce Napoléon, nous sommes le sacrifice de sa rage! Les maudites épées des Prusses. Ma tête! O léna, léna! Geht zum Teufel, ihr Hunde!)

Friedrich.

Was ist das?

Voltaire.

Vermutlich ist eine Schlacht zwischen Österreichern und Franzosen vorgefallen.

Beide.

Vive Napo'léon, vive la France!

(**Prinz Louis, Prinz von Braunschweig** treten auf.)

Schreiben des Nachtwächters Germanikus Walhall.

(1842.)

Der Unterzeichnete fühlt sich gedrungen, vor den hohen Behörden und dem gesamten deutschen Vaterlande hiermit ein Geständnis abzulegen, das, wie er hofft, ihm selbst und den armen Seinigen nicht zum Schaden oder wie immer geeigneten Nachteil gereichen soll. Es sind nämlich seit einiger Zeit eine Reihe politischer Gedichte unter dem Namen Herwegh, Prutz, Tag- und Nachtwächter, Lebendiger, Verstorbener erschienen, welche so glücklich waren, sich den Beifall eines verehrten Publikums, wenn auch nicht einer gleichmäßig verehrten hohen Behörde zu erwerben. Diese Gedichte nun, wozu ich die Namen unschuldiger junger Leute borgte, sind sämtlich von mir, dem Unterzeichneten, in Stunden des Mißmutes und Ärgers verfaßt. Vor allem muß ich mich nur wundern, daß man auf das Geheimnis einer einzigen Autorschaft bei sämt-

lichen diesen Gedichten nicht schon früher und von selbst verfallen ist. Denn nicht allein, daß sie alle das nämliche sagen, was auch bei verschiedenen Autoren sonst wohl zu geschehen pflegt, so sagen sie's auch alle auf die nämliche Art und Weise, was doch bei verschiedenen nicht so leicht vorkommt. Schreibart, Ausdruck, poetischer Wert und impetus sind bei allen ganz dieselben — natürlich, weil ich der alleinige Autor bin —, daß ich einen Preis darauf setzen möchte, ohne Unterschrift des Namens, eines von dem andern zu unterscheiden. Diese Gedichte nun, wie ich oben, und jedermann auch sonst bemerkt, sind sämtlich Erzeugnisse des Mißmuts und Ärgers. Damit hat es aber folgende Bewandtnis. Man hat mir meine Freiheit genommen. Mit diesem Namen bezeichnet man nämlich auf unserm Dorfe ein Stück Weideland, auf welches meine Vorgänger, die früheren Nachtwächter, Erlaubnis hatten, ein oder zwei Stück Vieh zu treiben und so ihrer kärglichen Existenz einige, wenn auch geringe Erleichterung zu verschaffen. Wegen welchen Umstandes gedachtes Stück Land auch insgemein die Freiheit genannt wurde. Diesen Weidegrund nun hat mir der Schulze und die Dorfgemeinde zu meinem größten Nachteil und Schaden widerrechtlicherweise genommen. In der ersten Verzweiflung wollte ich mich töten und rannte mit dem Kopfe gegen die Wand. Da flimmerte es mir vor den Augen und klang mir in den Ohren. Der Stoß hatte aber so wehe getan, daß ich beschloß, ihn vorderhand nicht zu wiederholen. Ich setzte mich vielmehr hin und wollte eine Schutzschrift ausarbeiten. Aber — Gottes Wunder! — mir, der ich sonst nie einen Vers gemacht, kamen jetzt Reime und Vergleichungen wie gerufen. Es entstand ein Gedicht, welches jedoch in den Ausdrücken viel zu stark war, als daß ich es, abgerechnet das Unschickliche der poetischen Form, bei der Gemeinde hätte einreichen können. Da fiel ich auf den Gedanken, es in die Stadt zu tragen, um vielleicht durch Drucklegung desselben — man kann ja nicht nur eine Kuh, sondern auch ein Talent melken — mir einigen Ersatz für meine verlorene Freiheit zu verschaffen. Ich erhielt sieben bare Groschen und konnte meinen armen Kindern etwas Wurst zu ihrem trocknen Brote nach Hause bringen. Als ich aber meine ökonomischen Dichtungen fortsetzen wollte, fiel mir eben nichts weiter ein. Ich plagte mich; umsonst! Endlich plagte mich meine Frau um Brot, und in dem daraus entstandenen Streite, der mit einer erhaltenen Ohrfeige endete, entzündete sich auf einmal mein ingenium aufs neue. Facit indignatio versum, sagt Ovidius oder Virgilius, und so war es bei mir. Meine von Geburt kalte und trockene Natur findet sich nur in Zorn und Ärger poetisch angeregt. Ich arbeitete nun auf mich los. Über alles war ich unzufrieden, überall fing ich Händel an; aus der Schenke wurde ich hinausgeworfen, und aus jedem dieser Streite — die häuslichen ungerechnet — blühte wie aus einem Mistbeete eine neue poetische Blume empor. Meine Gedichte, zu denen ich aus Besorgnis, meinen Dienst zu verlieren, fremde Namen erborgte, machten Aufsehen und warfen mir bald mehr ab als der Milchertrag von zehn Kühen. Zugleich aber — und hier fängt meine Schuld an — bemerkte ich, daß das Publikum die Klage um meine verlorene und wieder zu erlangende Freiheit, die Kuhweide nämlich, in einem ganz andern, in einem verbotenen, mir als echten Deutschen völlig fremden politischen Sinne aufnahm. Nichtsdestoweniger — Verbrecher, der ich bin! — fuhr ich fort, das Mißverständnis zu meinem Vorteile auszubeuten; ja, wäre darin noch ferner vorgegangen, wenn nicht einer meiner Namensträger sich hätte beigehen lassen, ein nach Stand und Würden geehrtes hohes Haupt durch briefliche Behelligungen in gerechten Zorn zu versetzen. Die Furcht, bei allfälliger Entdeckung als Namensträger meines Doppelgängers zur Verantwortung gezogen und mit dem Tode oder wohl gar mit Verlust meines Amtes bestraft zu werden, zwingt mir ein freiwilliges Geständnis ab. Ich habe gefehlt. Zugleich aber verspreche ich feierlich, daß, wenn man mir meine Freiheit — die Kuhweide — wieder einräumt, oder eine Vergütung von sieben Talern preußisch, gleich vierzehn Gulden rheinisch, jährlich aus der Gemeindekassa großgünstig anweist, ich mich fortan als ruhiger Staatsbürger benehmen werde, der ich in Prosa war und bin, sollte ich auch in der Besessenheit der Poesie und in der Sorge für Nahrung und Kleidung noch so verbrecherisch ausgeartet haben.

Aller Welt gehorsamster

Germanikus Walhall,
Küster und Nachtwächter zu Dombau
bei Köln am Rhein.

Schreiben Gottes an den Bürgermeister Hirzel in Zürich.

(1839.)

Mein lieber Bürgermeister Hirzel!

Es muß in gegenwärtigen radikalen Zeiten für uns legitime Gewalten doppelt erfreulich sein, wenn wir Zeichen der Anhänglichkeit an unsere Person von Seiten her erhalten, von wo wir es am wenigsten vermutet hätten, namentlich von Freidenkern und aus Freistaaten. Die Allgemeine Zeitung vom 25. Februar hat mir daher unendliches Vergnügen gemacht. Sie sprechen darin klar und unumwunden Ihre Gesinnung gegen mich aus. Sie glauben an mich! Freundlicher Mann! Nehmen Sie dafür die

Gegenversicherung, daß auch ich an Sie glaube, und zwar nicht bloß, daß Sie der Bürgermeister Hirzel sind, wie Sie gütig annehmen, daß ein Gott sei, sondern ich schreibe Ihnen außerdem auch Eigenschaften und Wirksamkeiten zu; wo ich denn nicht weiß, ob Ihr schönes Bekenntnis rücksichtlich meiner sich ebensoweit erstreckt. Ich bin vorsichtig geworden. Ihr Freund und Lehrer Hegel glaubt auch an mich, ja er beweist mich, wobei er mich aber zur absoluten Allgemeinheit macht. Mein Herr Bürgermeister Hirzel! Ich bin nicht die absolute Allgemeinheit, so wenig Sie selbst etwa die Bürgermeisterwürde in Zürich, sondern der wirkliche Bürgermeister sind. Ich will nicht bloß sein, sondern auch handeln, schaffen, regieren, belohnen, strafen und dergleichen. Wollen Sie mir daher durch die Allgemeine Zeitung gefälligst zu wissen machen, nicht bloß, daß Sie mich glauben, sondern auch als was und wie.

Nicht verhehlen kann ich Ihnen übrigens schon jetzt, daß die Berufung des Professors Strauß auf die Universität nach Zürich mit meinen Wünschen keineswegs übereinstimmt. Er ist mit meinem Sohne fast ebenso umgegangen, wie Professor Hegel mit mir. Er glaubt zwar ebenfalls an ihn, heißt daß all' ingrosso oder en bloc, zerrt und zupft dann aber wieder so lange an ihm, daß man zuletzt nicht mehr weiß, was davon übrig bleibt. Er nennt ihn zwar den tugendhaftesten und weisesten aller Geborenen, wenn er aber erst all seine Lebensumstände und Wunder zu Mythen, d. h. nach Hörensagen ausgebildeten und vergrößerten macht, so weiß ich nicht, warum jene belobte Weisheit und Tugend nicht ebenso mythisch ausgeprägt und überarbeitet sein sollte, wo denn der Name Christus das einzig Unzweifelhafte bliebe. Sie werden mir zwar einwenden, meines Sohnes Lehre stehe als Zeugnis seiner für immer unantastbar da; aber teils ist diese Lehre schon so mannigfach angetastet worden, teils habe ich genannten meinen Sohn nicht als Professor ordinarius auf die Universität Jerusalem geschickt, sondern in die Welt als Befreier und Erlöser des Menschengeschlechtes.

Was Sie von der Notwendigkeit sagen, die Fortschritte der Wissenschaft nicht zu hemmen oder auf gewisse Fächer zu beschränken, trifft ganz mit meiner eigenen Ansicht zusammen. Nur gebe ich Ihnen zu bedenken, daß vorderhand Ihre Schweizer Bauern von der Religion nicht Aufklärung, sondern Heiligung und Versöhnung erwarten. Machen Sie deshalb Herrn Strauß zum Professor der Philosophie, und gelingt es ihm als solcher Ihre Landsleute zu überzeugen, daß die Geheimnisse und Gnadenmittel der Religion zum seligen Leben überflüssig seien, so können Sie den Gehalt eines Professors der Theologie künftig in Ersparung bringen, ja die Auslagen für Kirchen und Pastoren im allgemeinen, was dem Budget Ihrer guten Stadt nicht wenig ersprießlich sein wird. Bis dahin lassen Sie die Äcker von den Ackersleuten bestellen und nicht von den Naturforschern.

So weit geht meine unmaßgebliche Meinung, der ich übrigens verbleibe

Ihr

wohlaffektionierter

Gott m. p.

Nachschrift. Wissen Sie etwas Näheres von Rauschenplatt und Mazzini? Man sagt auch, die Hannoveraner seien bei ihrer Regierung um die Erlaubnis eingekommen, eine Revolution machen zu dürfen? Sollten die Leute so kühn sein?

Antwort auf die Briefe des alten Theaterfreundes.

Lieber Bruder!

Erschrick nicht, daß die Briefe, die Du an Deinen Sohn schriebst, von mir erbrochen worden sind, und ich sie beantworte. Dein Sohn ist weder tot, noch krank, sondern nur auf einer kleinen Ferienreise begriffen, und da Deine Briefe Aufträge oder sonst Unverschiebliches enthalten konnten, so nahm ich mir die oft genommene Freiheit, sie zu erbrechen, und fühle mich nun gedrungen, Deine Kunstansichten ein wenig auf die Kappe zu nehmen.

Du nennst Dich selbst einen alten Theaterfreund! Jawohl, Theaterfreund! Das ist ein eigener Schlag Menschen, ich habe es oft bemerkt. Das Theater hat für sie ungemeinen Wert, schon insofern es Theater ist. Unabhängig von dem Wert oder Unwerte der Darstellung gewährt diesen Ehrenmännern der Anblick der Schaubühne, das Klingeln des Souffleurs, das Aufziehen des Vorhanges, das Kommen und Gehen der Schauspieler, die ernsthaften oder lustigen Faxen und Gesichter, die sie dabei machen, ein unbeschreibliches Vergnügen. Mit offnem Mund und Augen sieht man sie täglich im Theater die hundertmal gesehenen Erbärmlichkeiten mit immer frischem Genusse in sich aufnehmen. Ich habe diese Theaterfreunde bei mir immer in eine Klasse mit den Hundefreunden gesetzt, die alle Unarten der von ihnen geliebten Bestien höchst liebenswürdig finden, ja Schmutz und Unrat sich gerne gefallen lassen, wenn dadurch die Nähe der erkornen Lieblinge erkauft wird.

Solche Theaterfreunde pflegen gewöhnlich das übrige Publikum kalt zu schelten, und Du, wie ich aus Deinem Briefe ersehe, tust es auch. Aber ihr guten Leute habt unrecht. Bei denselben Anlässen, wo Du die Kälte des Publikums be-

klagst, habe ich mich über seine Wärme verwundert.

Der Hauptwert der Schauspielkunst nämlich, wie der aller übrigen, nicht schaffenden, sondern bloß ausführenden Künste, besteht für den gesund organisierten Menschen darin, daß sie Mittel wird, zum Genusse eines andern, selbständigern Kunstwerkes zu gelangen. Die Paganinis sind selten, die durch die Art, wie sie spielen, das vergessen machen, was sie spielen; im allgemeinen wird ein Virtuos auf der Violine uns entzücken, wenn er eine gute Komposition vortrefflich vorträgt, dagegen aber langweilen, wenn er ein elendes Machwerk, sei es auch mit Aufwand von Geschicklichkeit, uns hören läßt. Nicht als ob wir darum seinem Talente des Vortrages unsern Beifall versagten. Wir werden ihm Beifall geben, werden uns aber nichtsdestoweniger langweilen. Genau in dem Falle des Virtuosen auf der Violine ist nun der Schauspieler, der Virtuose in Rede und Mimik. Welcher Genuß geht über ein vortreffliches, vortrefflich dargestelltes dramatisches Werk? Ein langweiliges Stück wird uns die Kunst des Schauspielers dagegen immer nur höchstens erträglich machen. Denn, wie gesagt, die Paganinis sind selten, in jeder Kunst.

Ich sehe Dich in Gedanken vor Freude aufspringen. Da ist denn die Kälte des Publikums mit einem Male erklärt, und die ganze Schuld von Deinen Lieblingen, den Schauspielern, weg, den Dichtern in die Schuhe geschoben. Nicht so ganz, wie die Folge zeigen soll.

Aber Du besinnst Dich. Auch diesen Erklärungsgrund läßt Du nicht gelten, ob er gleich Deinen Schauspielern zu statten kommt. Langweilige Stücke? Nichtsdestoweniger! Bei denselben Stücken bleibt das Publikum kalt, die es vor zwanzig, ja vor zehn Jahren noch entzückten. — Halt, Freund! Wir sind auf der Fährte! — Laß uns darauf fortgehen, vorerst aber zum Behufe unserer Frage die an der Tagesordnung befindlichen Stücke in drei Klassen einteilen. In die vortrefflichen, eigentlich klassischen Werke, leider beinahe durchaus aus einer früheren Zeit. In die übrigen älteren, welche, ohne gerade vortrefflich zu sein, doch sonst dem Publikum ein großes Vergnügen gewährten. Die dritte Klasse endlich mögen die neuesten Produktionen einnehmen; gut und schlecht, wie es kommt, nur freilich mit einem starken Übergewichte des letzteren.

Was nun die neuesten Hervorbringungen betrifft, so ist das Publikum in bezug auf sie allerdings in einer kläglichen Presse. Es hat sich nämlich in unserer Zeit eine sogenannte Wissenschaft der Kritik gebildet, und von der Produktion getrennt, ja sich geradezu über sie gestellt. Den ersten Anlaß zu dieser Erscheinung gab der leicht erklärliche, ewige Krieg der mehr oder weniger Geistreichen gegen die mehr oder minder Talentvollen. Es wird nämlich den ersteren gar zu schwer, in den letzteren das Walten einer Himmelsgabe anerkennend zu verehren, die ihnen um so zweifelhafter scheint, je weniger sie durch Mühe erworben, sondern als reines Geschenk erhalten wird. So feinden ungefähr die Halbgebildeten unter den häßlichen Frauenzimmern die schönen an, als ohne ihr Verdienst ausgezeichnet, und nur die Ganzgebildeten erfreuen sich an ihnen. Weil die vorhandenen Werke des Schönen auch allenfalls unter die Denkgesetze gebracht und diese dabei in der Form von Regeln ausgesprochen werden können, glauben sie, von den bloßen Denkgesetzen aus ließen sich auch Regeln über das erst hervorzubringende Schöne geben, und weil sie ihre Urteile über das Vorhandene, die ihnen als Beleg ihrer Regeln dienen müssen, mit einer Art Begeisterung aussprechen, so scheint ihnen auch dieses zweite notwendige Ingrediens der schönen Kunst, das erhöhte Gefühl nämlich, diesen ihren Anordnungen nicht zu fehlen. Die Getäuschten! die nicht begreifen, daß dieses erhöhte Gefühl der Kritiker bei ihnen kein ursprüngliches, sondern ein vermitteltes ist, die Begeisterung, die jeden, auch den minder begabten Leser bei dem Genusse eines großen Kunstwerkes ergreift, aber auch nicht weiter reicht, als dieses Kunstwerk selbst, und schnell verschwindet, sobald die Grenzen des Zauberkreises überschritten sind, der so seltsame Regungen erweckt. Nicht anders leuchtet der glimmende Schwamm, den man für einen Augenblick in abgeschlossene Lebensluft gebracht, wird aber schnell wieder zur vorigen glimmenden, qualmenden Masse, sobald eine andere, wenn auch noch so gesunde Atmosphäre ihn umgibt.

Korrespondenznachrichten aus dem Lande der Irokesen.

Anondago, am 1. April 1820.

Lieber Freund!

Du wirst wohl erstaunen, wenn Du das Datum meines Briefes liesest. Anfänglich weißt Du vielleicht kaum, wohin du Anondago, meinen gegenwärtigen Aufenthaltsort, hin versetzen sollst. Du wirst eine Erdbeschreibung zur Hand nehmen, und statt von Deinem Staunen zurückzukommen, nur noch mehr erstaunen, wenn Du findest, daß Anandago im Lande der Irokesen, im fernen Norden von Amerika, nahe dem ungeheuren Ontario, liegt. Im Lande der Irokesen? wirst Du rufen. Ja, im Lande der Irokesen, wo ich gerne bin, wo ich bleiben will, solang' ich lebe, wo ich gefunden habe, was ich solang vergebens suchte, und wovon sich in Deutschland kaum noch die ersten Spuren zeigen: echt nationaler Sinn,

echt volkstümliche Bildung, echt vaterländisches Leben.

O mein Freund, wie glücklich bin ich! Wenn wir so abends, ich und meine edlen Wirte, bei einer Pfeife Tabak unter den uralten Eichen sitzen und Bier trinken aus den Hirnschädeln erschlagener Franzosen und Engländer und die Trinker nach der Reihe altväterliche Lieder singen oder erzählen, wem der Schädel gehört habe, aus dem er jetzt trinkt, wie er gewonnen worden im ritterlichen Streit, und dabei seine Streitaxt schwingt und schäumt und heult; wenn dann etwa ein Gefangener gebracht wird, dem man die Haut abzieht, oder ein Schaman hinzutritt; der Feuer und Wasser bespricht, Kobolde austreibt, aus der Hand wahrsagt oder klardunkle Märlein erzählt, wunderlieb und wunderbar und wunderschaurig — o Freund! Was sind dagegen eure Klubs, eure Gesellschaften, eure Zirkel? Fort! ich muß aufhören, sonst regt sich meine Galle.

Ich weiß, wie das Volk in Europa verschrien ist. Man nennt sie roh, barbarisch, abscheulich. Warum? Weil sie ihre Nationalität bewahrt, sich verschlossen haben dem entnervenden Einfluß fremder Kultur, weil sie nicht Weltbürger und Menschen sein wollen, sondern Frokesen! Und, um Gott! tun sie daran nicht recht? O, es hat nicht an Einflüsterungen und Störungen von außen gefehlt und noch vor einiger Zeit war diese herrliche Nation nahe daran, dem Schmeichelnden der Kultur zu unterliegen. Sie fingen, durch Engländer und Franzosen verleitet, schon an, beider Sprachen zu lernen, schon fand das Christentum den Weg in ihrer Wälder, schon trugen sie Beinkleider! Noch wenige Jahre, und es war um sie geschehen!

Missionarien hatten sich eingeschlichen, die Religion der Christen schon angefangen, ihre alten Götter zu verdrängen, aber da standen wackere Männer auf. Im Geist ihrer Altvorderen traten sie auf mit nackten Beinen und bewogen auch ihre Landsleute, die verderblichen Hosen abzulegen; sie erschlugen die Missionare, zerstörten die Christenaltäre und stellten die Tempel der Väter wieder her. Schon haben sie in ihrer Volksversammlung ihre alten Götter von neuem angenommen und mit nächstem hoffen sie auch wieder daran zu glauben. Bis zum wirklichen Eintreten dieses Glaubens wollen sie mit einer gewissen In- und Durcheinanderrührung aller Gefühle vorlieb nehmen, die den Landeskindern wenigstens den Geschmack an dem klaren, gemein-schlichten Geist des Christentums verleiden soll.

Ihre Religion selbst ist höchst abgezogen und rein geistig. Bilder dulden sie, aber nur ganz symbolische oder vielmehr hieroglyphische. Einer ihrer größten Maler hat ihren obersten Gott Dschingdschang gebildet als ein gefügeltes Dreieck mit sieben Füßen, fünf Hälsen und vierzehn Köpfen. In ihrer Kunst ist alles symbolisch, die Gestalt kaum Nebensache.

Die Liebe stellen sie als ein Parallelepipedon dar, den Gott des Krieges unter der Gestalt eines Feuersteines, die Göttin der Weisheit als Quadratur des Zirkels. Ebenso geht ihre Poesie lediglich auf Wahrheit, nicht poetische, sondern wirkliche, objektive. Sie verachten daher auch die Dichter der Christen, die ihrer Meinung nach notwendig schlecht sein müssen, weil ihre Religion falsch ist. Wenn sie darin vielleicht auch etwas zu weit gehen, so haben sie doch recht; denn man muß die Menschen von allen Seiten eindämmen, wenn man sie aus ihrer Universalität wieder in den eigentlichen Volkssinn hineinkriegen will.

Wenn sie vorher eine nachahmungssüchtige Nation waren, so sind sie gegenwärtig entschlossen, das Beispiel der Engländer nachzuahmen und alle Nachahmung zu verbannen. Weit entfernt, den Fremden einen Vorzug einzuräumen, schlagen sie dieselben vielmehr tot, wenn sie sie inner ihrer Grenzen betreten, und da sie die erste Nation der Welt werden wollen, so sind sie übereingekommen, bis sie es wirklich geworden sind, vorläufig schon jetzt sich untereinander dafür zu halten.

Mit einem Wort, sie sind das wirklich und ganz, wozu ihr andern kaum noch die Idee in euch tragt, noch kaum die ersten Schritte getan habt. Ich segne die Stunde meines Eintritts in ihren Kreis. Leb wohl, mit nächstem mehr, wenn meine Beschreibung Dich nicht vielmehr anlockt, selbst zu kommen, Dich zu überzeugen, mit zu genießen.

Ein Gespräch.

Deutsch.

Und wer sind Sie?

Alleins.

Ich bin ein apriorischer Koch.

Deutsch.

Ist das nach französischer, deutscher oder englischer Art?

Alleins.

Nach der Art oder vielmehr dem Prinzip des Absoluten.

Deutsch.

Und muß das absolut schmecken?

Alleins.

Sie haben vorher selbst die verschiedenen Arten erwähnt, die sämtlich aus der Erfahrung herstammend, keine feste Basis für eine allge-

meine Kochkunst abgeben. Man pflegt deshalb zu sagen: Der Geschmack sei verschieden, was er auch ist. Eine spartanische Suppe möchte heutzutage niemand fressen und der Knoblauch der Juden und Spanier wird von höherstehenden Nationen mit Recht verworfen, ja verabscheut. Es handelt sich deshalb darum, aus der aprioristischen, jeder Erfahrung vorangehenden Beschaffenheit des Magens und der Speise ein Prinzip zu gewinnen, dem sich jeder Einzelgeschmack fügen muß.

Deutsch.

Der meinige hat wenig Lust dazu.

Alleins (grob).

Muß, muß! Das Verbindende zwischen Magen und Speise ist der Hunger, das Selbstbewußtsein des Magens. Im Hunger stellt sich der Magen die noch gar nicht in ihm befindliche Speise vor, weshalb ich diese Vorstellung, die die Möglichkeit aller Speisen in sich begreift, als den Inhalt des aprioristischen, des reinen oder leeren Magens ausspreche.

Deutsch.

Die Leere ist also auch ein Inhalt?

Alleins.

Allerdings. Wie ein leerer Beutel mit der Möglichkeit alles Geldes angefüllt ist.

Deutsch.

Kurioser Reichtum.

Alleins.

Von diesen möglichen Speisen, den Potenzen, die den Inhalt des reinen Magens ausmachen, können nur einige in das Sein, in die Wirklichkeit übergehen.

Deutsch.

Gott sei Dank!

Alleins.

Zum Beispiel: Knödel mit Schweinfleisch, Schöpsenkotelett mit Bohnen.

Deutsch.

Das sind Speisen, die ich liebe.

Alleins.

Diese dienen jedoch nur der Gemeinheit zur Nahrung, so wie sie selbst aus der Möglichkeit, der Freiheit, in die Fesseln der Existenz, des Wirklichen, übergegangen sind. Aber auch für diese ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Sie können durch die Kochkunst der reinen Idee wieder geadelt, in den ursprünglichen Zustand der bloßen Möglichkeit zurückgeführt werden, indem man sie entweder verpfuscht, oder durch widerwärtige Beimischungen ungenießbar macht.

Deutsch.

Gott behüte alle Menschen!

Alleins.

Die reine Kochkunst hat daher erstens: verpfuschte Speisen, durch zu viel oder zu wenig Braten oder Sieden. Zweitens: ungenießbare Speisen, als da wären: ein Hase in Schnupftabaksauce, ausgedünstete, wirkliche Regenwürmer.

Deutsch.

Pfui Teufel!

Alleins.

Die dritte oder höchste Potenz, die unmöglichen Speisen, sind leider für unser irdisches Dasein nicht anwendbar. Denn wer würde einen gebratenen Engel, einen frikassierten Begriff, ein logisches Prädikat à la maître d'hôtel nur in Gedanken fassen können. Sie bleiben einem höheren Dasein vorbehalten, wo man mit Vernunftschlüssen kaut und mit Urteilsformen sich die Zähne stochert.

Deutsch.

Was essen denn nun Sie selbst für Speisen?

Alleins.

Gewöhnliche, wirkliche, gemeine, die aber schon dadurch auf einer höheren Stufe stehen, daß Trüffelpasteten, gebratene Fasanen und dergleichen nur als ursprüngliche Potenz, als reine Möglichkeit vorkommen, nebstbei, daß ich durch Beimischung vom Begriffe des Ekels, des Widerwillens mich dem Zustande der indifferenten Unwirklichkeit möglichst zu nähern suche.

Publikationen die Kaiser Ferdinands-Nordbahn betreffend.

(1839.)

Zur größeren Bequemlichkeit des Publikums werden auf jeder Anhaltstation der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn zwei Chirurgen und ein Geistlicher mit dem Viatikum fortwährend bereit sein.

Die Freiherrn von Rothschild und von Sina haben über die Güte ihrer beiderseitigen Lokomotive eine Wette eingegangen, zu deren Entscheidung nächsten Sonntag zu derselben Stunde zwei Wagenzüge, der eine von Wien in der Richtung nach Brünn, der zweite von Brünn nach Wien abgehen wird. Bei ihrem Zusammentreffen wird sich aus der Zahl der zerbrochenen Wagen, dann der jeseitigen Toten und Verwundeten die streitige Kraft der Maschinen am augenfälligsten beurteilen lassen.

Ein schon einmal aus dem Wasser gezogener Selbstmörder soll aus Lebensüberdruß gesonnen sein, die Fahrt auf der Nordbahn mitzumachen. Die für seine Erhaltung besorgte Familie ersucht eine hohe Direktion, ihm gefälligst die Aufnahme zu verweigern.

Der für Vervollkommnung ihrer Anstalt unablässig bemühten Direktion der priv. Kaiser-Ferdinands-Nordbahn ist es endlich gelungen,

als technischen Leiter den berühmten englischen Maschinenführer zu gewinnen, der bei Eröffnung der Birminghamer Eisenbahn den damaligen Handelsminister niedergeführt hat.

Aus Billigkeitsgründen wird künftig auf der Eisenbahn das Passagiergeld nicht bei der Abfahrt, sondern erst bei der Ankunft bezahlt. Auf diese Art bleiben die Toten ganz frei. Die Verwundeten zahlen nur nach Verhältnis der übriggebliebenen Gliedmaßen.

Darstellung der im Monate Juli d. J. durch Fahren mit Pferden geschehenen Unglücksfälle, woraus sich ergeben wird, daß ein wirkliches Pferd viel hartnäckiger und unvernünftiger ist als ein Maschinenführer.

Vorschlag, die nächste Probefahrt auf der Eisenbahn durch die Wahnsinnigen und Rasenden des allgemeinen Krankenhauses vornehmen zu lassen.

Vorschlag zur Errichtung eines Invalidenhauses nächst dem Bahnhof im Prater.

Das Treffen bei Branowitz, nebst Gedanken über die Anwendung der Dampfwägen in Feldschlachten.

Die Sichelwägen der Alten und die Dampfwägen der Neuern als Zerstörungsmittel.

Die Horatier und Kuriatier oder die Familien Stubenrauch und Rothschild.

Über die Entbehrlichkeit der Füße seit Vervollkommnung der künstlichen Beförderungsmittel.

Ob von den Reisenden auf der Eisenbahn künftig statt der Passagierscheine nicht vielmehr die Beichtzettel abzufordern seien?

Bittschrift der Spitzbuben.

Die Fortschritte der Welt, wenn auch nicht auf dem Wege der Freiheit, doch wenigstens auf dem der Gleichheit, haben die sozialen Zustände auf eine Höhe der Humanität gebracht, welche früheren Jahrhunderten einen Schauder erregt hätten. Die Unterschiede verschwinden. Der schlichte Bürger sitzt jetzt auf denselben Deputiertenbänken, auf die sonst nur Standesherren und Raubritter zugelassen wurden, und stimmt mit der Majorität, so daß, wenn seine Beschlüsse nicht von der oberen Kammer oder dem Bundestage vernichtet werden, er jetzt mit seiner Einwilligung ebensoviel bezahlen kann, als vorher ohne dieselbe. Die niederen Stände sind zwar nicht hinaus, die oberen aber sind herunter gekommen, sie sind sich gleich.

Es war daher ganz an der Zeit, daß auch der Unterschied, der bisher zwischen den sogenannten ehrlichen Leuten und Spitzbuben bestand, und der ohnehin nicht sehr groß ist, in das Grab vergangener Jahrhunderte gesenkt wurde. In Wien hat sich ein Verein zur Unterstützung entlassener Sträflinge gebildet, welcher mit Übergehung der Notleidenden aus der bevorzugten Kaste der Ehrlichen sich bloß mit dem Wohle der Spitzbuben beschäftigt. Schön! Erhaben! Der Staat hat auch diesen Verein gebilligt, ihm seinen Schutz zugesagt; aber hat er etwas Positives getan, ist er diesem Verein selbst beigetreten?

Wir heben dies besonders in Österreich heraus, wo für eine andere, gleich uns verachtete Klasse, wir meinen die der Dummköpfe, so viel im Staatsdienste geschehen ist. Man ging hierbei von einem, wie uns scheint, richtigen Gesichtspunkte aus. Ein fähiger und brauchbarer Mensch hilft sich leicht selbst in der Welt fort. Was sollen aber die Unfähigen und Unbrauchbaren anfangen, wenn die Staatsgewalt nicht ihre hilfreichen Hände bietet? Sind sie nicht auch Menschen? Bedenkt ein Vater nicht vor allem seine geistesschwachen, seine blödsinnigen Kinder? Man hat daher hierlands in Beförderungsfällen bei Hof- und Länderstellen die Dummköpfe immer ganz besonders bevorzugt und manche aus dieser von der Natur verwahrlosten Klasse stehen den höchsten Bedienstungen mit glücklicher Selbstzufriedenheit vor. Sollte so viel für die Dummköpfe geschehen und für die Spitzbuben nichts?

Wir sprechen hier nicht von denjenigen Anstellungen, zu denen man Schurken notwendig braucht, und wo wir bisher auch wirklich berücksichtigt worden sind. Nämlich die Diplomatie, Zensur und Polizei, das Brieferöffnungsgeschäft, das Personal der Denunzianten und Vertrauten. Denn auch hier nimmt man die Spitzbuben nur, bevor sie ins Zuchthaus kommen, indes man sie, wenn sie bereits in demselben gewesen sind und solchergestalt ein Brevet der Brauchbarkeit erhalten haben, aus einem engherzigen Vorurteil ausschließt. Wir sprechen vielmehr hier von jenen Anstellungen, zu denen man bisher nur sogenannte ehrliche Leute genommen hat. Viel ist hier von Privaten geschehen; sollte der Staat zurückbleiben?

Wir haben in dem letzten Rechenschaftsberichte des Vereins für Sträflinge gelesen, daß ein Kaufmann einen Dieb zum Einkassieren verwendet, Müßiggänger und Vagabunden werden unter die Fabrikarbeiter aufgenommen, Handschriftenverfälscher in die Kontors.

Auf also, ihr Vorsteher des Staates! Macht wenigstens den Versuch! Glaubt, daß wir Spitzbuben, wie der Adel und der Kriegerstand, wenn auch nicht Ehrlichkeit, doch aber Ehre im Leibe haben. Wenn ihr uns eure Kassen verschließt, werden wir einbrechen. Wenn ihr sie aber offen uns anvertraut, — mir schwindelt! Wenigstens aber werden wir sie wie Löwen gegen jeden anderen verteidigen.

*

V. Studien.

A. Studien zur Literatur

1. Zur deutschen Literatur.

Zur Literaturgeschichte.

Nicht leicht ist die Geschichte je in so hohem Ansehen gestanden, als bei den neuesten Deutschen. Und mit Recht. Die Naturwissenschaften beiseite gesetzt, und so lange es keine Philosophie gibt, ist die Geschichte die Lehrerin des Menschengeschlechtes. Freilich ist ihr Nutzen großenteils ein negativer. Sie zeigt uns den Hochmut, den Eigennutz, die Leidenschaften, die Irrtümer, die von jeher an den Geschicken der Welt gerüttelt haben, und lehrt, sich davor zu hüten; aber eben dadurch wird ihr Nutzen auch positiv, denn wenn man erst alle falschen Wege bezeichnet hat, fände man wohl auch den rechten. Wer eine solche Ansicht des Menschengetriebes für zu dunkel hielte und dagegen die unleugbaren Fortschritte der Welt zum Bessern anführte, mag in bezug auf das Trübe der Ansicht unsere Zeit und die nächstverflossene betrachten; was aber den Fortschritt betrifft, nicht vergessen, daß einzelne ausgezeichnete Männer der Tat, des Wissens und der Kunst allerdings wie Leuchttürme ihr Licht auf ganze Generationen und Epochen geworfen haben; andererseits aber den glücklichen Umstand in Anschlag bringen, daß das Gute und Rechte, abgesehen von ihrem inneren Wert, auch noch den äußeren haben, daß sie der Nutzen aller, gegenüber dem Eigennutz des einzelnen, sind, so daß jeder Gewinn- und Ehrsüchtige im Großen das ganze Menschengeschlecht gewissermaßen aus dem nämlichen Motiv gegen sich hat, und der gewalttätige Frevler zuletzt nicht sowohl besiegt als erdrückt wird.

Wenn man nun aber der neudeutschen Verehrung der Geschichte näher nachforscht und, wie in einem Kaufladen, außer der Aufschrift auf der Büchse, in die Büchse selber hineinsieht, so wird die Freude über jene Wertschätzung sehr vermindert. Da ist denn die Geschichte der sich selbst realisierende Begriff, und noch dazu mit nachweisbarer Notwendigkeit und zu immerwährendem Fortschritt. Hier hört auf einmal der praktische Nutzen der Geschichte auf, und sie bekommt dafür einen theoretischen Heiligenschein. Sie ist das Wandeln Gottes auf der Erde, welcher Gott aber seinerseits durch die Geschichte erst gemacht wird. Die Vergangenheit zu erforschen, wäre ein Geschäft für Schwachköpfe, die nicht die Gaben haben, sie aus der Gegenwart zu deduzieren, und der Geschichtschreiber hätte sich vielmehr an die Zukunft zu wenden, um sie, gleichfalls mit Notwendigkeit, im voraus zu bestimmen. Man sage nicht, daß diese Ansichten einer halbverrückten Philosophie unserer wirklichen Geschichtschreibung aufgedrungen seien; in den Werken unserer ausgezeichnetsten Historiker finden sich Spuren davon und werden diese Werke, trotz ihrer Vorzüge, einer aus der Trunkenheit erwachten Nachwelt geradezu ungenießbar machen. Warum ich von dieser Verirrung der Geschichte spreche, ist, weil sie ihren Einfluß auf die Literargeschichte ausgeübt hat, von der ich eben sprechen will.

Zwischen dieser, der Literargeschichte und der Menschen- oder Völkergeschichte, zeigt sich nun gleich von vornherein ein ungeheurer Unterschied, der nicht nur ihren Gegenstand, sondern auch ihren Wert und Nutzen betrifft. Die Begebenheiten der Völkergeschichte sind vergangen, und sie zu erforschen und richtig zu stellen, ist die Hauptaufgabe des Historikers; die Begebenheiten der Literargeschichte, die Werke der Schriftsteller sind noch heute da, wie vor Jahrhunderten, ja vor einem Jahrtausend. Homer und Shakespeare stehen vor mir auf meinem Pulte, und ich kann jeden Augenblick sie mir vergegenwärtigen, nicht bloß die Nachricht von ihnen, sie selbst, als ob ich mit ihnen zugleich lebte. Die Zeit- und Ortsverhältnisse, in denen sie sich befanden, sind allerdings wichtig zum Verständnis ihrer Werke, aber das leistet die Völkergeschichte, und es braucht dazu keine weitere Beihilfe. Biographische Nachrichten erläutern manches, vor allem die Mängel der Schriftsteller; die Welt lebt aber von ihren Vorzügen. An dem Schriftsteller mehr Anteil zu nehmen, als an seinen Schriften, ist eine sentimental-verhätschelnde Manier, die nur dazu dient, verunglückte Halbgenies mit dem Troste zu erquicken, was sie alles Erstaunliches geleistet hätten, wenn Zeit und Umstände ihnen günstig gewesen wären.

Wenn auf diese Art die eigentlichen Fakten

der Literargeschichte, die Werke der bedeutenden Schriftsteller jedermann ohnehin zugänglich sind, so bliebe ihr als Historie nichts übrig, als von den Unbedeutenden zu sprechen. Die mögen aber nur unbekannt bleiben. In der politischen Geschichte ist das Volk oder (wenn ich die Besten weggenommen habe) der Pöbel nicht ohne Bedeutung; er fügt den Unternehmungen der hervorragenden Männer die physische Kraft bei, in der Literatur ist der Schriftstellerpöbel nur da, um durch Nachahmung das Gute zu entstellen und dem Schlechten eine längere Dauer zu geben; mit Ausnahme der Zeiten, die von Originalität und Genialität träumen, wo derlei Subjekte Albernheiten auf eigene Faust treiben.

Man könnte mir einwenden, daß die Literargeschichte wenigstens für jenen Teil des Publikums ihren Wert behalte, der, anderen Beschäftigungen hingegeben, nicht Zeit und Gelegenheit hat, von den Werken vieler ausgezeichneter Schriftsteller selbst Kenntnis zu nehmen, sowie daß für dasselbe Publikum, ja für einen Teil der die Literatur ex professo treibenden Personen, das richtige Verständnis jener Werke mitunter schwierig sei und daher eine Nachhilfe nötig mache. Aber nebstdem, daß letzteres schon aus dem Felde der Geschichte in das der Kritik übergeht, spare ich mir die Besprechung dieser beiden Punkte für den weiteren Verfolg auf.

Mit alle dem will ich nicht von der Literargeschichte viel gesprochen haben. Sie hat mir selbst zu viel Vergnügen gemacht, als daß ich es nicht dankbar erkennen sollte. Der Mensch will alles wissen; er soll über alles denken. Außer der Wißbegierde (ich meine so, wenn man etwas wissen will, was innern oder äußern Nutzen gewährt) gibt es auch eine erlaubte, ja löbliche Neugier, die vor allem den geistreichen Menschen befällt und unabläßlich nach Befriedigung strebt. Ich eifre nur gegen den in neuerer Zeit prätendierten Nutzen der Literargeschichte selbst für die praktische weitere Fortbildung der Literaturzweige, und zähle sie vielmehr jenen mitunter gefährlichen Bestrebungen zu, die, indes sie einerseits die Masse der oberflächlichen Kenntnisse, will sagen: Notizen, vermehren, auf der andern Seite den Gesichtskreis ins Unermeßliche erweitern, so daß endlich jene innere Konzentration immer schwieriger wird, ohne die eine Tat oder ein Werk nicht möglich ist. Im Mangel dieser Konzentration liegt aber der Fluch unserer Zeit.

Wie wenig gering ich von der Literargeschichte denke, zeigt schon die Überschrift dieser Blätter. Ich habe nämlich versprochen, nicht über, sondern zur Literargeschichte zu sprechen, also einen Teil Geschichte selbst, und zwar, wie ich mich jetzt näher erkläre, zur Literargeschichte der Gegenwart. Daß ich hierbei, nach der Natur meiner eigenen Beschäftigungen, vor allem die Poesie im Auge habe, wird wohl jedermann schon von vornherein vermutet haben. Ich werde hierbei keine Werke beurteilen oder Namen nennen; mir ist's um das Ganze der Erscheinung und ihrer Gründe zu tun. Wenn ich hierdurch in den Tadel verfalle, den ich kurz vorher über jene ausgesprochen habe, die aus dem Boden der Geschichte gar zu gerne in den der Kritik übergehen, so bleibt allerdings wahr, daß, wer die Geduld hat, all das Mittelmäßige und Schlechte zu lesen, das der Historiker als solcher sich nicht ersparen kann, wohl kaum je die Gabe haben wird, ein berechtigtes Kunsturteil zu fällen, indes der künstlerisch Begabte nie den Ekel überwinden wird, den eine solche nichtssagende Lektüre mit sich führt. Ein Dichter aber, und ein solcher schmeichle ich mir zu sein, dürfte wohl, mit Vernachlässigung des einzelnen, seine Meinung über den allgemeinen Standpunkt abgeben dürfen.

Eigentlich ist Geschichte der Gegenwart ein Widerspruch. Die Gegenwart ist ein Augenblick, ein Jetzt, das im nächsten Augenblick in die Zukunft übergeht, von der wir nichts wissen, andererseits aber sich an die nächste Vergangenheit knüpft, die man wohl unter dem Namen der Gegenwart auf ein sogenanntes Menschenalter ausdehnen kann; soweit die Jetztlebenden sich zurückerinnern, und zwar um so mehr, wenn dieser Zeitverlust zugleich einen Wendepunkt in sich schließt, wo er dann zur Epoche wird. Ein solcher Wendepunkt hat nun in der deutschen Poesie allerdings stattgefunden, und er dürfte so ziemlich mit Schillers Tode zusammentreffen; der große Goethe hat ihn zwar um viele Jahre überlebt; aber an der Poesie zuletzt fast nur durch den Wechselverkehr mit seinem Freunde festgehalten, gab er sich von da an immer mehr und mehr den Naturwissenschaften hin, und seine späteren poetischen Erzeugnisse haben, bei diesem geteilten Interesse, dem Verfalle der Poesie eher Tür und Tor geöffnet, als ihr einen wirksamen Damm entgegengesetzt. Hiervon, so frevelhaft es klingen mag, vielleicht später mehr.

Die erste Erscheinung dieser neuen Epoche: die Abnahme des Talents, mit einem immer sich mehrenden Beigeschmack von Taktlosigkeit, darf uns, was die bloße Abnahme betrifft, weder wundern noch beschämen. Die unmittelbar vorausgegangene Periode war eben das goldene Zeitalter der deutschen Poesie, ja der deutschen Literatur überhaupt. Alle Literaturen haben solche Glanzperioden, deren Gründe zum Teil erklärbar, teils so unerklärlich sind, als alle Erscheinungen der geistigen und körperlichen Natur. Nach einigen anregenden Vorläufern erscheinen ein, gewöhnlich aber zwei große Dichter, welche die Poesie mit einem Ruck auf eine bis dahin nicht geahnte Stufe erheben. Die Nation fühlt sich auf den neuen Weg hingewiesen, die Sprache gewinnt Farbe und Gestalt; Gleichgestimmte werden sich ihrer dunkeln Begabung bewußt; die der allgemeinen Richtung Widerstrebenden werden durch die Gewalt des Mittelpunktes zu einer gewissen Konzentrizität gezwungen. Selbst das Mittelmäßige arbeitet

sich zur Angemessenheit und Brauchbarkeit empor. So weit ist alles erklärlich. Aber die große Masse und Bedeutenheit der Talente auf einem Punkt, verglichen mit der früheren Dürre und der darauffolgenden späteren, obgleich den Nachgekommenen das Beispiel der großen Männer mit den Gleichlebenden gemeinschaftlich ist: darin liegt das Rätselhafte der Sache.

Diese Glanzperioden haben nämlich für die nächste Zukunft etwas Gefährliches. Nationen von Geschmack und gesundem Urteil sind von der Vortrefflichkeit des Vorhergegangenen so durchdrungen, daß sie in der genauen Nachahmung das einzige Heil sehen und so allgemach in leeren Formalismus geraten, indes Völker, denen jene Eigenschaften im mindern Grade eigen sind, meinen, das Vortreffliche zu haben, das sie nur besitzen, und sich gedrungen fühlen, darüber hinauszugehen. — Fortschreiten nennt man es. Unsere Landesgenossen haben diesen letzteren Weg erwählt. Wie es kaum lohnt der Mühe, betrachtet zu werden.

Die Deutschen waren von dem Zeitpunkt an, als die Faust aufhörte, den Wert zu bestimmen, die bescheidenste Nation der Erde. Aus ihrer politischen Bedeutung herabgesunken, von ihren Nachbarn, nicht an löblichen Eigenschaften, wohl aber an Macht, Glanz und Bildung übertroffen, fiel es ihnen nicht ein, von sich selbst groß zu denken. Sie hatten bereits eine große Literatur, und sie maßten sich noch keiner Überhebung, ja kaum einer Vergleichung an. Wenn Goethe den oft wiederholten Ausspruch tat: „nur die Lumpe seien bescheiden," so fühlte ganz Deutschland, erstens, daß es dem alten Herrn selbst nicht geschadet hätte, wenn er etwas bescheidener gewesen wäre; dann, daß er dabei wohl nur gemeint habe, wie er eben nicht Lust empfinde, gegen irgend einen seiner Zeitgenossen demütig zu sein; worin er ganz recht hatte. Selbst die Vormänner der Literatur waren sich bewußt, als die Letztgekommenen, sich an fremden Mustern herangebildet zu haben, und sie schämten sich weder ihrer Lehrlingschaft, noch verleugneten sie ihre Lehrer. Die Anmaßungen der Schlegel, die Selbstüberhebung der Nach-Kantischen Philosophen hielten sich im Kreis der Schule, und die Nation blieb bescheiden wie vorher. Es fehlte nämlich, was auch den einzelnen über sich selbst aufklärt: die fremde Anerkennung.

Diese Anerkennung wurde Deutschland durch das Werk der Madame Staël de l'Allemagne zuteil. Obwohl sie selbst ihren Gegenstand größtenteils nur aus fremder Zurichtung kannte und bei ihrem Lob, wie ihr Vorgänger Tacitus, nach einer anderen Seite agressive Hintergedanken im Sinne hatte, so hob sich doch durch die Darstellung der geistreichen Frau, in der Weltsprache geschrieben, das literarische Deutschland wie eine neuentdeckte Insel aus dem Weltmeere der Jahrhunderte empor. Das Überraschende des Eindrucks, dort, wo man nichts als Leere vermutet hatte, eine vollständige und bedeutende Literatur zu erblicken, dazu der Umstand, daß die übrigen Literaturen Europas eben damals gar nichts hatten und die deutsche, als von gestern, der Empfindungs- und Anschauungsweise von heute am gemäßesten entgegenkam, wirkte magisch, und der Lichtglanz nach außen verklärte, zurückgeworfen, das Land. Hierbei ging es freilich wie mit der gerühmten Weisheit der alten Ägypter; man lobte, was man nicht kannte. Überhaupt hat die deutsche Literatur, unbeschadet ihrer Vorzüge für den, der sie kennt, etwas ungemein Bestechendes für den, der sie aus der Entfernung betrachtet. Das kommt von der Vermischung der Gattungen. Man mengt die Philosophie in die Poesie, und dafür wieder die letztere in jene. Naturwissenschaft und Geschichte strotzen von sogenannten Ideen, die in ihrer Halbwahrheit überraschen. Dadurch werden die Umkreise ins Ungeheure ausgedehnt, und man muß scharf hinsehen, um zu bemerken, daß die Mitte häufig leer ist.

In dieser Geistesstimmung fanden uns die Befreiungskriege, die den kulturhistorischen Abschluß der früheren Literaturperiode bilden, wie Schillers Tod den literarischen. Deutschland hatte damals seine Schuldigkeit getan und wohl auch mehr. Die Unabhängigkeit der deutschen Gauen war errungen. Sie hatten, und zwar, wie sie gütigst voraussetzten, allein den Helden des Jahrhunderts besiegt, nicht auf Geheiß ihrer Fürsten, sondern gewissermaßen selbst gegen den Willen derselben, aus eigenem Antrieb, freiwillig, durch Volksmacht. Ein neues tausendjähriges Reich von Freiheit, Ruhm und Größe schien angebrochen. Wer alt genug ist, um sich jener Zeit, als ein damals schon Gereifter, lebhaft zu erinnern, wird sich leicht die Ungeheuerlichkeiten vergegenwärtigen, die das erwachte Nationalgefühl an das Licht der Sonne brachte.

Augenblicklich wirkte das noch nicht auf die Literatur. Die Schlachtensänger der Zeit hielten sich so ziemlich in den Fußstapfen Schillers, und Goethe, obgleich politisch bemakelt, blieb der Abgott der Nation.

Unglücklicherweise mußte aber der außerordentliche Mann selbst dem Verderbnis in die Hand arbeiten. Einerseits erging es ihm wie jedem, der widerstrebt; indem er sich nicht fortreißen lassen will, nähert er sich unwillkürlich der entgegengesetzten Seite mehr als billig. Mit Ausnahme Lord Byrons (wo denn der Engländer und der Lord auch mit in Rechnung kommen), widmete er seine Anerkennung nur dem Wirkungslosen, abgeschwächt Ruhigen. Trotz seiner anderweitigen Beschäftigungen konnte er doch nicht unterlassen, sich von Zeit zu Zeit poetisch auszukünden, was aber so nebelhaft, abstrus und matt geriet, das nur eine alte Garde von Hochgebildeten den Einbruch der Barbaren in sein Feldlager mühsam abhielt. Ich habe mich in dem bisherigen so ziemlich als einen Freund des Alten dargestellt; demungeachtet aber muß ich bekennen, daß der Dalai-Lama-

Dienst der damaligen Goetheaner nicht so absurd, aber bedeutend abgeschmackter war, als die Burschikosität unserer heutigen Feuer- und Wassermänner.

Da geschah etwas, was der Urteilsfähigkeit der deutschen Nation auf ewig zur Schande gereichen wird. Ein obskurer Skribler schrieb falsche Wanderjahre, in denen er Goethe offenbar angriff, und mit einem Schlage, sozusagen, über nacht, fielen zwei Dritteile Deutschlands von dem für alle Zeiten Ehrfurcht gebietenden Großmeister ihrer Literatur ab. Es wurde offenbar, daß, mit Ausnahme seiner Jugendwerke, Goethes Wirken der Nation fremd geblieben und seine Verehrung nichts als Nachbeterei war.

Die entstandene Bresche stürmte das junge Deutschland. Die Masse war froh, auf die früheren Nebelbilder und Schauessen wenigstens etwas Substanzielles zwischen die Zähne zu bekommen, und die Verwilderung machte reißende Fortschritte.

Vielleicht wäre bei der sehr geringen Begabung der damals tätigen Geister die Wirkung nur eine vorübergehende gewesen, wenn nicht zwei andere Faktoren tätigst mitgewirkt hätten: die seit den Befreiungskriegen immer fortwuchernden politischen und Freiheitsideen, dann und vor allem: die Hegelsche Philosophie.

Die ersteren machten es jedem Tropf möglich, den Anteil des Publikums zu gewinnen, wenn er nur gegen die Gewalt ankämpfte, den Fürsten bittere Wahrheiten sagte und alles Heil vom Volke, will sagen: von seinen Lesern erwartete. Ja, diese Ideen wirkten nach einer zweifachen Seite. Selbst die Dichter wurden besser, als sie waren, wenn sie, beim Mangel eigener Begeisterung, sich an der allgemeinen begeisterten. Wie einer sich am Ofen wärmt, wenn ihm die eigene Wärme ausgeht, oder die Bauernburschen und Mägde, die sonst kein Wort zu sagen wissen, witzig, ja in ihrer Art geistreich werden, wenn das Gespräch auf versteckte Zweideutigkeiten und und Unanständigkeiten fällt. Vielen dieser politischen Gedichte kann man eine gewisse Anerkennung nicht versagen, indes die Verfasser, als ihnen das Handwerk in dieser Richtung gelegt wurde, entweder ganz verstummten, oder über keinen anderen gedenkbaren Gegenstand etwas nur Leidliches vorzubringen wußten.

Es ist hier nicht der Ort und ich bin wohl auch nicht imstande, die Hegelsche Philosophie philosophisch abzuschätzen, was übrigens auch nicht notwendig sein dürfte, da sie ihre Geltung bei allen Vernünftigen bereits verloren zu haben scheint. Mir ist nur um ihren Einfluß auf die übrige Literatur zu tun. Und der war nun: der maßloseste Eigendünkel. Was Wunder auch? Die Natur war durchsichtig geworden, die Schlüssel zu allen Rätseln der Welt waren gefunden. Gott war nur noch ein Rattenkönig des Menschen, oder vielmehr er war ein Deutscher, da die Deutschen ihn nach ihrem Ebenbilde geschaffen, indem sie ihn demonstrierten und allein begriffen. Da die Entwickelung des objektiven Begriffes den immerwährenden Fortschritt notwendig in sich schloß, so konnten die Mittebenden nicht zweifeln, ihren Vorgängern unendlich überlegen zu sein, wenn nicht an Talent, doch durch die Höhe des Standpunktes, auf den alles ankam. Wir haben erlebt, daß bei einer Schillerfeier der große Mann entschuldigt wurde, daß er sich mit der Ausschmückung von romantischen Albernheiten befaßt habe, aber daran trage seine Zeit die Schuld und nicht er. Wenn Goethe bei den Wortführern in großer Achtung blieb, so verdankte er es weniger seinen Vorzügen, als seinen Fehlern, worunter eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht gehört, so daß das Moralische dem Tatsächlichen untergeordnet wird.

Über ihren Mangel an Talent trösteten sie sich damit, daß unsere Zeit eine Übergangsperiode sei, und ihr Augenmerk ging besonders auf die Zukunft, der sie die Richtung vorzeichneten und den Weg pflasterten; daß auf diesem Wege das Außerordentliche kommen müsse, zweifelten sie keinen Augenblick. Ich erinnere mich hierbei eines politischen Zeitungsschreibers aus dem Jahre 1848, der sich wunderte, daß die allgemeine Revolution noch keinen großen Mann hervorgebracht habe, indes doch die Revolutionen die großen Männer auf die Oberfläche brächten; was auch allerdings wahr ist, wenn nämlich eben große Männer wirklich vorhanden sind.

Dieser Eigendünkel und die damit zusammenhängende Geistesverwirrung schien durch nichts mehr gesteigert werden zu können, und doch geschah es von einer entgegengesetzten Seite, und zwar durch einen Wissenszweig, der für jeden Deutschen höchst interessant wäre, und für den er sich den Urhebern zu wahrem Danke verpflichtet fühlen muß, nur daß die eingerissene Übertreibung und Nachbeterei auch hier dem an sich Erfreulichen den Samen des Schädlichen beizumischen verstand. Ich meine die deutsche Sprach- und Altertumswissenschaft. Es fand sich auf einmal, daß die deutsche Nation eine urpoetische sei, obgleich die aufgefundenen Gedichte, mit Ausnahme des rätselhaften Nibelungenliedes, den fremden Ursprung eingeständlich und offen an der Stirn trugen. Man postulierte antediluvianische, mastodontisch-ichthyosaurische Volksepen oder doch Fragmente derselben, die nur ein mittelhochdeutscher Pedant zusammengesetzt und so das Außerordentliche auf mechanischem Wege hervorgebracht hatte. Die Volkslieder, die niemand gemacht hatte, wurden der rohen Masse in die Schuhe geschoben, und man bedurfte von nun an nur das Volk und ein paar Pedanten, um jede poetische Begabung überflüssig zu machen.

Es teilten sich demzufolge die Dichter in mehrere Richtungen. Die Ideendichter, die irgend einem halb verrückten Satze einen ganz ausgerenkten und verkrüppelten Körper anzupassen strebten; die Altertümelnden und Volkston-

dichter, und endlich die Dichter des wirklich Wahren, die nämlich ihre eigenen lumpigen Zustände für so bedeutend hielten, daß sie dieselben von Mund auf in den Himmel der Poesie einzubürgern hofften.

Ich habe früher von der Talentlosigkeit unserer Zeit gesprochen. Damit meinte ich keinen gänzlichen Abgang des Talentes. Eine solche Zeit war nie und wird nie sein. Es gibt aber auch eine Talentlosigkeit, die dadurch entsteht, daß man sich Aufgaben stellt, zu deren Ausführung der Kräfte bei weitem nicht zureichen und endlich noch eine andere durch die Befolgung ganz falscher Grundsätze. Die richtigen Grundsätze, oder mit anderen Worten: die wahre Ästhetik, wenn es je eine solche gibt, ist ziemlich gleichgültig. Die richtigen Grundsätze sind mehr oder weniger unbewußt im Talente selbst enthalten, wie im gesunden Menschenverstande die Logik und in der Rechtschaffenheit die Moral. Wie man denn schon früher bemerkt und oft wiederholt hat, daß die großen Dichter da waren, ehe es eine Ästhetik gab. Wenn auf diese Art die wahre Ästhetik entbehrlich und für jeden Fall durch das Studium der großen Vorbilder zu ersetzen wäre, so ist dafür eine falsche Ästhetik geradezu verderblich, indem sie in ihrer aus allen Fächern des Wissens zusammengestoppelten Rüstung der Waffenlosigkeit der Anschauung weit überlegen ist und, indem sie Worte und Begriffe gebraucht, die auf einem anderen Felde Wert, ja Würde haben, die Produktion an sich selber irre macht und einem falschen Standpunkte zutreibt. Auf einem falschen Standpunkte aber erlahmt jedes Wirken.

In dieses traurige Geschäft, das in früherer Zeit die Kunstphilosophen betrieben, treten nun, infolge der gestiegenen Wertschätzung der Geschichte, die Kunsthistoriker ein. Mitunter ganz gescheite, ohnehin höchst unterrichtete Leute, hatten sie nur einen Fehler, den nämlich, daß sie gar nicht wußten, was Poesie allenfalls sein durfte. Außer dem lächerlichen Streben, die aufeinander folgenden Erscheinungen der Literatur mit Notwendigkeit auseinander abzuleiten, war es ihnen hauptsächlich um die Fällung eigener Kunsturteile zu tun, wobei sie den künstlerischen Standpunkt in einem fort mit dem kulturhistorischen vermischten und der Poesie Zwecke andichteten, die allerdings die höchsten Aufgaben der Prosa sind. Ein guter Bürger und tüchtiger Landmann muß man sein, und nicht mit der Phantasie sich auf den Standpunkt eines solchen versetzen. Die politische und bürgerliche Freiheit ist ein schönes Ding, aber die Wege dazu müssen mit dem Verstande erwogen und angebahnt werden, und nicht mit dem poetischen Hallo. Exempla sunt odiosa.

Aber soll denn die Literargeschichte bloß Fakten geben und die Urteile ganz ausschließen? Keineswegs, sie soll sie geben; aber als Geschichte, historisch. Es ist interessant, zu wissen, wie die Mitlebenden über einen Dichter geurteilt haben, in welcher Geltung er bei der darauf folgenden Zeit gestanden, und wie die berufenen Geister heutzutage über ihn urteilen. Es ist interessant, zu wissen, daß die Academia della Crusca Tassos befreites Jerusalem verwarf, was den Verfasser veranlaßte, es umzuarbeiten, d. h. zu verschlechtern, so daß man später die Verbesserung wegwarf und das ursprünglich Verworfene bewundert. Es ist interessant, zu wissen, daß Shakespeare unmittelbar nach seinem Tode von Beaumont und Fletcher verdrängt wurde und vergessen blieb, bis anderthalb Jahrhunderte später ein Schauspieler ihn wieder zu Ehren brachte. Selbsturteilen sollen nur Sachkundige, und das ist man noch nicht, wenn man weiß oder wohl auch lebhaft fühlt, daß Schiller und Goethe große Dichter sind und Lessing ein vortrefflicher Kopf war.

Wenn auf diese Art die Nachhilfe zum bessern Verständnis der Literatur wegfällt, so ist der zweite Vorteil der Literargeschichte, daß dadurch die Sommitäten der Literatur aller Zeiten und aller Völker dem Lesepublikum bekannt werden, noch viel problematischer. Vielleicht waren die Dichter früherer Zeiten nur darum um so viel besser als die heutigen, weil sie, mit Ausnahme der Klassiker, die fremden Literaturen gar nicht kannten. Ich spreche hier nicht von den Wissenschaften, sondern von der Poesie. Ein Dichter muß seine eigene Empfindung aussprechen, und das Publikum ihn ebenso mit der eigenen genießen. So lächerlich es ist, wenn man in eine vorgeschrittene und gewissermaßen fertige Literatur die Nationalität hinterher einführen will, ebenso gewiß ist, daß nur jene Literaturen Kraft und eigentliche Geistesfrische zeigen, die vom nationellen Standpunkte angefangen haben. Mit Abstraktion, d. h. von einem fremden Standpunkte aus, zu genießen, ist ein trauriges Vorrecht der Literatoren selbst, traurig, weil sie an ihrer wahren Empfindung als Menschen häufig ebensoviel einbüßen, als sie an der Erweiterung ihrer Empfindungsfähigkeit als Literatoren gewinnen. Es ist schon die Übersetzung fremder Dichter, besonders wenn ihre Formen sehr künstlich sind und man sie möglichst genau übersetzen will, ein halbes Unglück. Die in einer solchen Übersetzung kaum zu vermeidenden, verrenkten Redensarten und das daraus entstehende Wortgepolter erzeugen bei den der Originalsprache Unkundigen die Meinung, die Dichter selbst hätten sich auf eine so ungeschickte und verworrene Art ausgedrückt, was in der Nachahmung dieser Vorbilder die schauerlichsten Wirkungen hervorbringt. Vielleicht ist unsere poetische Sprache hauptsächlich durch solche wortgetreue Übersetzungen verdorben worden. Nun erst die Darstellungen, Inhaltsangaben und Lobpreisungen der Literarhistoriker, die von dem, was für den Geschmack bestimmt ist, höchstens den Geruch geben.

Die traurigste Wirkung ist aber die auf das Publikum, für das man die Größen der Literatur

zum Gesprächsstoff macht und dem die ausgezeichneten Geister, zu deren Hervorbringung die Natur Jahrhunderte, ja Jahrtausende gebraucht hat, in die Nähe von Wandnachbarn gebracht werden, von welcher unmittelbaren Nähe sie dann allenfalls in der eigenen Beurteilung ihrer Zeitgenossen Gebrauch machen und meinen: Das oder jenes hätte Shakespeare besser gemacht oder Äschylus wahrscheinlich tiefer aufgefaßt.

In Deutschland ist der Wert des Publikums nie genug erkannt worden. Schiller und Goethe haben an kleinen Orten gelebt und daher den Eindruck dieser großartigen Erscheinung nie empfunden, weshalb sie auch von der unberufenen Menge abschätziger sprechen, als billig. Für seine Gedanken und Intentionen muß der Dichter selbst einstehen, ob er aber mit der Darstellung die allgemeine Menschennatur getroffen, kann er nur vom Publikum erfahren. Dieses ist nicht ein gesetzkundiger Richter, wohl aber eine Jury, die ihr Schuldig oder Nichtschuldig nach gesundem Menschenverstande und natürlicher Empfindung ausspricht. Was diese Natürlichkeit und Unbefangenheit stört, hebt den ganzen Wert des Publikums auf. Wenn Gefallen oder Nichtgefallen keinen Grund mehr der Billigung oder Mißbilligung ist, wenn statt dem Zeugnis des eigenen Innern das Publikum nachgebetete Meinungen und fertige Phrasen in Bereitschaft hat, dann taumelt die Literatur, Richter und Partei zugleich, schrankenlos jeder Übertreibung und Abgeschmacktheit zu.

Übrigens ist dieser Mißbrauch der Literargeschichte keine vereinzelte Erscheinung, sondern fällt mit der Popularisierung der Wissenschaften, den physiologischen, odischen und metaphysisch-theologischen Briefen in unsern Zeitungsblättern, kurz zu sagen: mit jener Vielwisserei zusammen, die schon unter Voraussetzung einer wahren Bildung gefährlich, bei einer falschen aber geradezu verderblich ist.

1819.

Die wunderliche Richtung des neuesten Kunstgeschmackes in Deutschland läßt sich sehr einfach erklären aus dem Zusammentreffen zweier Tatsachen: historische, ja analytisch-wissenschaftliche Kenntnis des vor uns gewesenen Vortrefflichen in der Kunst, verbunden mit eigener Impotenz. Die Tonangeber unter uns sind, was Jean Paul weibliche Genies nennt. Da fehlt es weder an Empfänglichkeit noch Liebe für das Schöne, aber an Kraft, es zu gestalten und außer sich hinzustellen. Da nun aber diese Kraftlosigkeit sich nicht leicht jemand selbst gesteht, so suchen sie den Grund des Nichtgelingens, statt in sich, immer in dem Abgang gewisser äußerer Bedingungen, die einmal dagewesen sein sollen und jetzt nicht mehr sind. Die Religion, meinen sie, habe die dramatischen Meisterwerke der Griechen und Spanier hervorgebracht, und gegenwärtig hat man keine Religion — folglich auch keine Meisterwerke. Eben daher kommt der gegenwärtig vorwaltende Hang zum sogenannten Romantischen, zu jenem Ahnen, Sehnen und übersinnlichen Schauen, für das es in der Natur überall kein Gegenbild gibt. Alle großen Meister aller Zeiten von Shakespeare und Milton bis Goethe waren mehr oder weniger plastisch, weil eben dieses plastische, gesonderte Hinstellen mit scharfen Konturen, als das schwerste in der Kunst, nur dem kräftigen Meister gelingt und deshalb auch seines Strebens Hauptziel ist. Die Formlosigkeit, welche ein Hauptingrediens der sogenannten Romantik ist, war von jeher ein Zeichen eines schwachen, kränkelnden Geistes, der sich selbst und seinen Stoff nicht zu beherrschen vermag. — Was heißt denn eigentlich der Ausdruck: romantisch? Soll er auf jenen Charakter hindeuten, den die neuere Kunst durch das Christentum erhielt, das, den menschlichen Willen einem höheren unterordnend, die Versenkung des ersteren in den letzteren als höchstes Ziel des Strebens aufstellt und mit Vernichtung des Leiblichen, als eines von Anfang Schlimmen, ewig Vergeistigung predigt, so weiß ich nicht, wie man Shakespeare einen romantischen Dichter nennen kann. Oder zielt man damit — besonders im Dramatischen — auf die erweiterte Form, so macht man damit, ungerechnet alle Kunstgründe, die dagegen sprechen, die rohen Verfasser der geistlosen Moralitäten des Mittelalters zu Gründern einer neuen Kunstnorm im Gegensatz mit Äschylus und Sophokles; denn daß Shakespeare und Calderon die Gattung, in der sie schrieben, nicht schufen, sondern nur veredelten durch die Bedeutung, die sie dem vorher Unbedeutenden gaben, zeigt ein flüchtiger Blick auf die Geschichte des Theaters vor ihnen. Dasselbe gilt von der Mischung des Ernsten und Komischen in den Werken dieser Meister. Was folgt nun daraus? Daß die romantische Gattung schlecht und verwerflich sei? — Daß es keine Schubfächer gebe, folgt daraus, in denen man den menschlichen Geist und die Arten, in denen er erscheint, einschließen kann und registrieren wie eine Insektensammlung, daß, wenn auch das Zeitalter eines Dichters mit seinen Ansichten, als notwendiges Medium der Einwirkung der Natur auf sein Gemüt, notwendig auf die Art dieser Einwirkung Einfluß nehmen muß, die Auffassung der Natur selbst und nicht das Medium die Hauptsache ist. Daß, da metaphysische und religiöse Ideen wandelbar sind, der Charakter des Schönen aber ein unwandelbarer, sich die Kunst, wenn sie letzteres abspiegeln will, auf etwas Festeres gründen müsse, als metaphysische und religiöse Ideen sind, auf den Menschen und die Natur nämlich; daß es zwar allerdings zulässig, ja — da es sich nicht um Porträtierung, sondern um Idealisierung der Natur handelt — unerläßlich sei, in das Sinnliche das Übersinnliche hereinspielen zu lassen, daß es aber immer auf eine, mit der allgemeinen Men-

schennatur, mit dem allgemeinen Menschengefühl übereinstimmende Art geschehen müsse, die subjektiv wahr bleibt, wenn auch die geträumte, objektive Wahrheit längst verloren gegangen wäre, so daß also Meinungen, die immer da waren, die, vermöge eines nicht zu deduzierenden Grundzuges der menschlichen Natur, auch immer da sein werden, ungeachtet ihres Schwankenden, für die Poesie brauchbarer sind, als sogenannte Wahrheiten, unangreifbar gelagert unter den Kanonen eines philosophischen oder Religionssystems.

Betrachtet den Calderon. Hundertmal hat er den katholischen Aberglauben gebraucht (der nichts ist, als ein maskierter heidnischer oder, kurzweg, menschlicher), kaum einmal den Glauben. Und doch erschüttert dieser Aberglaube im Gedicht Menschen, die ihn verachten in der Religion. Erklärt mir das, ihr alten Norddeutschen!

1822.

Dasjenige, was die neuere Welt von der älteren unterscheidet, ist vornehmlich das Gefühl einer unbestimmten Sehnsucht, das der ersteren eigen ist und letzterer beinahe ganz unbekannt war. Die erste Quelle dieses Gefühls ist ein Tätigkeitstrieb ohne Wirkungskreis. So lange es noch einen Staat gab oder vielmehr ein Volk, hatten alle Fähigkeiten des Körpers und Geistes ihren Zweck, oder wenigstens ihre Richtung, und von Zeit zu Zeit eintretende, außerordentliche Vorfälle gaben auch der Begeisterung ein skopo. Als der Verbrauch nach außen aufhörte, wendete sich die beste Tätigkeit des Geistes nach innen. Wer aber einmal die Süßigkeit des Ungangs mit sich selbst genossen hat, kehrt nicht mehr zurück. Wie der sich selbst Beseligende zuletzt die Weiber flieht, flieht der sich selbst Beschauende die Welt. In seinem Innern ist er Herr und König. Alles fügt sich nach seinem Sinne, und selbst was sich nicht fügt, was ihm widersteht, ihn quält, ist doch wenigstens sein Gedanke, sein eigenes Werk. Auch Selbstverdammung ist noch immer süß; denn wird dadurch der Mensch als Verdammter erniedrigt, so ist ja doch der hoch stehende Verdammende wieder er selbst. So lebt er in einer eigenen Welt, unwidersprochen, alles gebietend, alles nach eigenen Gesetzen denkend. Dieses süße Schalten führt nun endlich zum eigentlichen, unmittelbar letzten Quell des Übels: dem Bedürfnis starker Eindrücke.

Mit einer unendlich erhöhten Reizbarkeit haben die sogenannten gemeinen Genüsse ihr Anziehendes verloren, und der Mensch findet zuletzt nichts mehr, was ihn befriedigt. Ohne Tatkraft voll Tatendurst, voll Reiz zum Genuß ohne Sinn dafür; voll Gedanken ohne Wollen, das ist der Zustand eines solchen Menschen, einer solchen Zeit, daher jene Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, dem man zu viel Ehre antut, wenn man es aufs Religiöse bezieht, da es eigentlich nichts ist als die Sehnsucht nach einem neuen Reiz, der imstande wäre, den Überreizten zu reizen. Die Deutschen applizieren sich alle zehn Jahre ein neues Zugpflaster und werden darin so lange fortfahren, bis sie ein äußeres praktisches Interesse bekommen haben, wie die Engländer, die von jener romantischen Sehnsucht am entferntesten geblieben sind, eben weil sie praktische Interessen haben. Daher weh jedem Volke, das sich mit der deutschen Literatur befaßt. Sie wird ihre eigene verschlingen, und Faseler und Querköpfe werden die Frucht sein. Die deutsche Literatur ist die des gegenwärtigen Jahrhunderts. Schon ist die englische davon angesteckt, die französische im Begriffe, zu folgen. Die deutsche Literatur entnervt. Für uns ist sie die beste, weil wir keine andere haben können; aber jeder Fremde soll sich davor hüten. Gebt aber ein den Deutschen rein praktisches Interesse, und sie werden nach außen und nach innen sein, was sie sollen und was sie können.

Es ist eine traurige Zeit gekommen für die Dichter. Der enthusiastische Schwindel aller Art, der die Köpfe in Deutschland ergriffen hat, drängt alle, die den Narrentanz nicht mitmachen wollen, so sehr auf die Seite des kalten, sichtenden Verstandes, daß selbst die poetische Begeisterung dabei kaum emporkommen kann. Überhaupt hat jedes Extrem, auf das der menschliche Geist mit Parteiung gerät, schon das Schlimme, daß diejenigen, die den Unsinn jenes Strebens erkennen, statt die richtige Mitte zu halten, leicht in der Hitze des Streites sich dem entgegengesetzten Punkte nähern und so auch inkonsequent werden. Das ist die Geschichte aller menschlichen Streitigkeiten von jeher gewesen.

1828.

Daß die Deutschen diesem schaukelnden Träumen, dieser bild- und begrifflosen Ahnungsfähigkeit einen so hohen Wert beilegen, ist eben das Unglück dieser Nation. Daher kommt es, daß sie sich so gerne jedem Irrtum in die Arme werfen, wenn er nur irgend einen Halt darzubieten scheint, an den sie jenes flatternde, verworrene Gewebe anknüpfen können. Daher kommt es, daß von zehn zu zehn Jahren die ganze Nation mit einem Schlage ihr geistiges Glaubensbekenntnis ändert und die Götzen des gestrigen Tages (Schelling) heute wie Schatten von Verstorbenen umherwandeln. Unmännlich! herabwürdigend! Sie glauben, das sei etwas ihrer Nation Eigentümliches, aber andere Völker kennen diesen Zustand auch, nur werden bei ihnen die Knaben endlich Männer. Ich spreche hier nicht als einer, dem dieser dumpf träumende Zustand fremd ist, denn er ist der meine. Aber ich erkenne wenigstens, daß man sich aus ihm herausarbeiten muß, wenn etwas geleistet werden

soll. Mönche und Klausner mögen „Hymnen an die Nacht“ heraustönen, für tätige Menschen ist das Licht!

Wir sind alle verdorben, wir neueren deutschen Dichter, durch unser ewiges Lesen der älteren, der fremden. Wir wissen kaum mehr, wie sich die Empfindung bei unseren Zeitgenossen äußert. Wir lassen sie (die Empfindung) Sprünge machen, wie sie sie heutzutage nicht mehr macht. Wir empfinden mit Abstraktion. Daher weiß sich das Publikum im Theater nicht mehr zurecht zu finden, und nur Stümperwerke oder die unbewußten Versuche der Anfänger gefallen. Hier nämlich kann das Publikum folgen, indes die sogenannten Meisterwerke sich ihm wie Rechenexempel darstellen. Schiller war der letzte populäre eigentliche Dichter, und selbst der Wortüberfluß, den ihm der lesende Kritiker zum Vorwurf macht, ist für den Zuseher die vermittelnde Brücke, mittels der er die Höhen der schwierigsten Situationen und Charakteräußerungen, Schritt für Schritt, ohne Anstrengung erklimmt. Shakespeare hat uns Neueren alle verdorben.

Ein Werk nenne ich eine Hervorbringung, die so viel inneres Leben oder innere Wahrheit hat, um wenigsten mehrere der wandelbaren Gefühls- und Meinungsphasen der Zeit zu überdauern. Was aus einer Zeitrichtung entsteht und mit ihr untergeht, ist eine Flugschrift, und wenn sie dreißig Bände stark wäre.

Diese neue deutsche Poesie mit ihren Theorien kommt mir vor wie eine Schuljugend, die, von ihrem Meister wegen Unartigkeit zur Rede gestellt, sich verantwortete: sie hätten neue Gesetze der Artigkeit erfunden, und nach diesen seien sie sehr gesittet.

Eines der größten Übel der deutschen Literatur ist, daß niemand bei seinem Fache bleibt. Jeder sucht seine Grenzen auszudehnen, so weit als möglich. Jeder walkt seinen Teig nach Leibeskräften, und indem er nach den Enden zu immer ausgedehnter wird, wird er immer dünner in der Mitte, bis er endlich reißt und die Lücken im Innern entstehen, die man nach außen vermeiden wollte. Was man von einer allseitigen Bildung sagt, ist ganz gut; aber eine allseitige Tätigkeit gibt es nicht.

Freilich hat gerade diese Vermischung der Fächer in neuester Zeit der deutschen Literatur großes Ansehen im Auslande verschafft. Wenn ein armer fremder Dichter ein neudeutsch poetisches Werk liest und ein Sideralliicht von weltphilosophischen, welthistorischen, psychologischen, politischen, magischen, artistischen Halbheiten ihm entgegenstrahlt, muß er freilich verblüfft werden und mit der Natur zürnen, die ihn zu nichts als zum Dichter gemacht hat; wie anderseits der Gelehrte, der den festen Boden seiner Wissenschaft verschwinden und sich in die hängenden Gärten des Idealismus versetzt sieht, wo statt der Distel des Begriffes die Blume der Inspiration wuchert und es keine Schlösser gibt, sondern nur Schlüssel; ein solcher wird gleichmäßig die Stirn auf die Erde schlagen und ausrufen: Herr, ich bin nicht würdig.

Der Deutsche hat vor nichts Respekt, als was er nicht versteht. Nun hat er wohl insofern recht, daß das Höchste, Letzte allerdings bis auf einen gewissen Grad unverständlich sein muß: aber deshalb annehmen, daß alles Unverständliche auch hoch oder tief sein müsse, ist viel schlimmer, als den Verstand als letztes Maß aller Dinge annehmen.

Ich kann das für keine Poesie halten, wozu die parties honteuses der Menschheit, Widerspruchsgeist, Reiz des Verbotenen, Pöbelbeifall und Modeton den Wärmestoff hergeben. Die Frühlingsdichter unserer Tage gemahnen mich an die Dienstmägde und Bauerndirnen, die von nichts zu reden wissen, aber beinahe witzig und graziös werden, wenn verdeckte Zweideutigkeiten ins Spiel kommen.

Deutschland hat angefangen, sich auf das praktische Interesse zu werfen. Es ist mit der Kunst nichts mehr anzufangen, sie fängt an, nachdem sie theoretisch geworden, didaktisch werden zu wollen, und das war immer ihr wenigstens momentaner, Untergang.

Deutschland hat sich mit Phantasie den Magen überladen und möchte nun die Einfalt als diätetische Kur brauchen. Wir haben Philosophie und Religion zur Poesie gemacht und möchten nun dafür aus der Poesie Philosophie und Religion machen.

Das Streben nach Realität in der Kunst, die Religionsschwärmereien und die politischen Umtriebe entspringen aus einer Quelle, dem erwachten Sinn, der aber noch nicht weiß, woran er sich halten und wie weit er gehen soll.

Die Leiden der letzten Zeit haben die Deutschen ins Leben gezogen und jenen Sinn fürs Praktische geweckt. Seit den Reformationskriegen war es das erstemal, daß den Deutschen eine herrschende Idee ward, deren Realisierung zugleich Bedürfnis war.

Ich tadle dieses Streben der Deutschen nicht; es kann vielleicht zum besten Ziele führen und Nationalität begründen, die auf einem anderen Wege nicht möglich ist. Aber die Kunst muß darüber auf einige Zeit verschwinden, und ich beklage daher bloß die Künstler. Jene aber, die das nicht einsehen und, indem sie dem Anpochen der Zeit nachtönen, glauben, Kunstwerke hervorgebracht zu haben, und zwar um so mehr Kunstwerke, je mehr sie von der geglaubten Realität in sich haben: die sind mir als Künstler lächerlich.

Die Regenten merken nicht, daß, indem sie den Religionsenthusiasmus unterstützen, sie das ihnen drohende Feuer anfachen und die Stimmung nähren, die ihnen so gefährlich scheint.

Die Schriftsteller fehlen gewöhnlich nach zwei Seiten: die einen sind so verliebt in ihre eigenen Gedanken, daß sie auf das Publikum gar keine Rücksicht nehmen. Ein großer Fehler; denn man denkt für sich, schreibt aber und läßt drucken oder aufführen für andere. Die zweite Klasse will nur dem Publikum gefallen. Da läßt sich denn schwer voraussehen, was dem Publikum jederzeit und überall gefallen wird, nebstdem, daß dieses Verfahren geradezu zur Gemeinheit führt. Das Wahre ist, die Moralregel des Christentums: was du nicht willst, daß dir ein anderer tue, das tue ihm auch nicht, geradezu auf die Poesie anzuwenden und sich beim Schreiben zu fragen: würde dir das gefallen, wenn es ein anderer schriebe?

In einem stimmt die Welt jetzt ziemlich überein, und sie müßte blinder sein, als die Blindheit selbst, wenn sie nicht einsähe: daß es unserer Zeit an Talenten und Charakteren fehlt. Selbst der früher so oft wiederholte und eigentlich aus der Sache selbst fließende Satz: daß die Revolutionen große Männer an den Tag bringen, hat unser Armutszeugnis besiegelt und unterschrieben. In ganz Europa war die Revolution und kein großer Mann hat sich gezeigt. Natürlich! Wo nichts ist, kann auch nichts erscheinen. Woher kommt also diese Dürftigkeit? Man kann es einen Zufall nennen, aber ein Zufall, der gleichzeitig sich in allen Ländern wiederholt, ist doch gar zu sehr allen Zusammenhang der Dinge verspottend. Ein Teil wird wohl immer Zufall bleiben: daß selbst nicht einzelne sich der allgemeinen Ansteckung entziehen konnten, aber die Entgeistigung der Massen als Grund der Ansteckung ist denn doch kein Zufall; um so mehr, wenn sich Ursachen nachweisen lassen, die die Erscheinung halb oder ganz erklären.

Andere mögen in der immer zunehmenden Gewinn- und Genußsucht, im Egoismus, in der Übertreibung des Handels- und Industriestrebens die Gründe für die soziale und politische Mattigkeit nachsuchen, mich interessiert die Literatur und da sich unsere Zeit vor allem eine gebildete nennt, so dürfte die Literatur als das Organ der Bildung am wenigsten ohne Einfluß sein und wohl gar einen großen Teil der Schuld tragen usw.

Zur Geschichte der deutschen Dichtung von Gervinus.

Vor allem scheint dem Verfasser nicht klar geworden zu sein, ob er, wie der Titel besagt, eine Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands oder eine deutsche Kulturgeschichte vom Standpunkte der Poesie schreiben wollte. Ein Unterschied, der, wenn er auch über die Fassungskraft des Herrn Verfassers gehen sollte, doch nichtsdestoweniger höchst bedeutend ist. Ob Horaz und Ovid durch ihre Werke den sittlichen und gesellschaftlichen Zustand damals sehr gefördert haben, ist eine große oder vielmehr keine Frage, daß sie aber demungeachtet vortreffliche Dichter sind, wird wohl auch Herr Gervinus, und wäre es auch nur wegen der lateinischen Ausgangssilbe seines Namens, gerne zugeben.

Im übrigen bringt Herr Gervinus zur Lösung seiner Aufgabe eine sehr gute und eine sehr üble Eigenschaft mit. Die gute ist, daß er gesunden Menschenverstand besitzt, ein Vorzug, der in dem literarischen Deutschland ein seltener zu werden anfängt. Infolge dieses gesunden Menschenverstandes hält er z. B. bei Beurteilung der mittelhochdeutschen Poesie instinktmäßig den Mittelweg zwischen zu enthusiastischem Lob und zu ablehnenden Tadel ein und kommt dadurch auch vergleichungsweise der Wahrheit am nächsten. Andererseits borgt er bei den Erscheinungen der späteren Literatur, wo es mit einem juste milieu nicht abgetan ist, fremde Kunsturteile und geht dabei, eben durch jenen gesunden Menschenverstand geleitet, meistens vor die rechte Schmiede. Lessing und Goethe, Schiller und Herder müssen ihr Kontingent zur Abschätzung ihrer gleichzeitigen oder vorhergegangenen Periode abgeben, nur daß das en bloc genommene Urteil, z. B. über Jean Paul, in der weiteren, Herrn Gervinus angehörigen Ausführung leicht ins Verkehrte hinübergespielt wird. Es ist viel Richtiges in dem Buche, nur gehört dies durchaus nicht dem Verfasser an, was aber für die Sache gleichgültig ist.

Dieses führt mich, nachdem ich die gute Eigenschaft des Herrn Gervinus: gesunden Menschenverstand im allgemeinen, geltend gemacht habe, auch auf seine schlimme: er versteht nämlich von seinem Gegenstande nicht das geringste. Das ist nicht gleichgültig. Ein Geschichtschreiber der allgemeinen menschlichen Dinge versteht von seinem Gegenstand immer so viel, als er eben Verstand hat. Bei Spezialitäten ist das aber ein anderer Fall. Sowie ein Geschichtschreiber der Chemie mehr Chemiker sein muß, als Historiker, und einer, der die Geschichte der Astronomie schreibt, vor allem Astronom, so müßte auch der Verfasser eines Buches über die poetische Literatur Deutschlands notwendig, wenn auch nicht ein Dichter sein, doch wenigstens poetischen Sinn haben. Diese Gabe der Natur aber ward Herrn von Gervinus leider nicht zu teil. Erfindung und Komposition, Lebendigmachung und Ausführung, üben auf sein ästhetisches Urteil nicht den geringsten Einfluß aus. Wenn er sich bei Goethe mit der Form viel zu schaffen macht, so geschieht es nur darum, weil Goethe in seinen Konfessionen den Anspruch selbst so häufig urgiert; eine gleiche Rücksicht aber den andern Dichtern angedeihen zu lassen, fällt Herrn

Gervinus nicht ein. Das macht, weil er von der Form keine Vorstellung hat und sie nur in ihrer Übertreibung gewahr wird. Ihm ist die Poesie lediglich ein Mittel, seine Gedanken und Meinungen auszusprechen, zu nützen, zu belehren, volkstümliche und rechtschaffene Gesinnungen zu erwecken und fortzupflanzen.

Alles das war die Aufgabe der Poesie auch wirklich in ihrem Anfange, vor Erfindung der Prosa nämlich. Seit diesem letzten Ereignisse aber hat man das begriffsmäßig Wahre, Belehrende, Erbauende, mit einem Worte: alles, was dem Bedürfnisse angehört, ihr, der Prosa, überlassen und für die Poesie das Gebiet des Gefühls und der Phantasie in Anspruch genommen. Es gibt etwas, das man das Schöne heißt, kann ich Herrn Gervinus versichern. Wenn nun aber ein stockdürrer, lederner Stribent in einer gräßlichen Dissertationsprosa die Angelegenheiten des Gemütes und der Phantasie vor den Richterstuhl des Utilitarismus oder Sozialismus schleppt, so ist das die ekelhafteste Gerichtsverhandlung, die man sich denken kann. Damit sei nicht gesagt, daß es Herrn Gervinus an einer gewissen Begeisterung fehlt, welche immer etwas Poetisches hat. Aber Archimedes war auch begeistert, als er im Bade das Gesetz der spezifischen Schwere gefunden hatte und nun nackt, wie ein Verrückter, durch die Straßen von Syrakus lief, er blieb aber nichtsdestoweniger der A+B-Mann, der er früher gewesen war. Jede Wissenschaft hat ihre Begeisterung als gesteigerten Zustand; in der Poesie aber ist sie zugleich der ganze Umfang des Objektes: der Inhalt. Dieser angelernte Enthusiasmus, dieser Mietpferdgalopp geht nun durch das ganze Streben des Herrn Gervinus. Man kann wohl von ihm behaupten, daß er für die Wissenschaft ebenso verdorben ist, als für die Kunst. Indes er den Pragmatismus in der Geschichte verlacht, wohin er doch gehört, huldigt er ihn in der Nachweisung der Kunstentwicklung mit der Ängstlichkeit eines Pedanten. Die Fortschritte der Kunst sind von den Talenten abhängig und nicht von den Weltbegebenheiten. Goethe wäre derselbe große Dichter geworden, wenn es auch nie einen Friedrich den Großen gab, und die französische Revolution, die doch drastisch genug war, hat doch keinen einzigen Poeten hervorgebracht. Ja, die Bildung und die Poesie sind sich in einer gewissen Beziehung sogar entgegengesetzt; denn die erstere strebt nach Allseitigkeit, gleich der Vernunft, und die letztere ist und soll einseitig sein, wie das Gefühl. Sie isoliert ihren Gegenstand, und statt ihn nach seinem Verhältnisse zu den übrigen Dingen zu beurteilen, macht sie ihn zum Maßstab seiner selbst. Deshalb ist Homer größer als Schiller, und wem es um volle Poesie zu tun ist, der wird sich immer vorzugsweise an die früheren, minder kultivierten Zeiten wenden müssen.

Wenn Herrn Gervinus' Buch demungeachtet so viel Anklang in Deutschland gefunden hat, so zeigt es nur, daß dieses Land in der Gedankenvermischung immer weiter fortschreitet und da träumt, wo es denken, und da denkt, wo es fühlen sollte. Wolfgang Menzel, ein gleiches Rüstzeug, hat ja auch seine Periode gehabt, wo er nicht verlacht wurde.

Zum Schluß gibt Herr Gervinus den jetzt lebenden Dichtern den Rat, durch fünfzig Jahre ihre poetischen Arbeiten einzustellen. Es ist möglich, daß die Welt dabei nicht viel verlöre; der Rat ist aber hart. Denn erstens sollte Herr Gervinus aus seinem eigenen Beispiele erkennen, wie schwer es ist, die Schreibkunst zu zügeln, selbst in Dingen, denen man nicht gewachsen ist; dann hätte ich einen Gegenvorschlag zu machen. Wie, wenn sämtliche Kunstphilosophen, Kunsthistoriker, und wie die Fortschrittsapostel heißen mögen, die aus Verzweiflung, in ihrem eigenen Fache etwas leisten zu können, sich zentaurenartig auf dem Boden der Poesie herumtummeln, es versuchten, fünfzig Jahre lang Ruhe zu halten? Ich glaube wenigstens voraussagen zu dürfen, daß der zerstampfte Boden wieder von neuem grünen und Blüten der Poesie hervortreiben würde, die, wenn auch nicht vom feinsten Aroma, doch immer beitragen würden, der von den Winterstürmen der Zeit bedrängten Gegenwart eine heilsame Frühlingserholung zu verschaffen. Man verweise hiezu nicht auf die Werke der Vergangenheit, die eben vorher als die poetischeren gepriesen worden sind; der Gefühlsausdruck einer fremden Zeit kann immer nur mit Abstraktion genossen werden, was natürlich nur die Sache weniger ist. Die Masse, im guten Sinne, wird doch nur von demjenigen angeregt, worin sich ihre eigene nächste Empfindungsweise ausspricht und verklärt. Die Zeit, die versäumt, ihre eigenen Anschauungen zu bilden und zu gestalten, fällt, indem sie der Gemeinheit aus dem Wege geht, der Pedanterie in die Arme.

Sollte übrigens jemand sich dieses Urteils bewußt worden sein und schon der Zusatz Nationalliteratur auf dem Titel seines Buches diesen kulturgeschichtlichen Standpunkt andeuten, so mag er nur wissen, daß er sich eine der abstraktesten Aufgaben gestellt hat. — Eine Geschichte der Pflanzen nach ihrem ökonomischen oder medizinischen Gebrauche hat einen unzweifelhaften Wert; aber eine Klassifikation der Blumen aus demselben Gesichtspunkte, wodurch die Kamille über die Rose zu stehen käme, wäre denn doch gar zu absurd.

Nicht leicht ist mir bei allem unleugbaren Geist und Verdienst etwas so unerträglich geworden, als diese Geschichte der deutschen Literatur von Gervinus. Die geistige Welt wird da, als ein vollkommenes Gegenbild der körperlichen, den Gesetzen der Schwere, der Attraktion, der Kohäsion, und was weiß ich, unterworfen; alles, was kommt, mußte so kommen; der Willkür, der Stimmung, dem Genie, der Laune ist kein Spielraum gelassen, bis aufs Blut wird alles erklärt,

und wenn der Mensch bis dahin ein kaum lösbares Rätsel schien, sieht man mit einemmal, daß jede Erscheinung der sittlichen Welt sich nach den Anhandgebungen der Regeldetri und des Einmaleins darlegen lasse. Wenn Wille und Entschluß des Menschen nicht frei sein sollten, so sind doch die Fäden ihrer Leitung so fein und kompliziert, daß Seildreher und Zwirnspinner ewig nicht dahin kommen werden, sie zu unterscheiden und aufzuzählen.

Gervinus wundert sich über Goethes Erklärung, daß er sich für unfähig halte, eine wahre Tragödie zu schreiben, und daß er fürchte, durch das bloße Unternehmen sich aufzureiben. Er sieht eben nicht ein, daß Goethes Art, sich in die innerste Natur des Darzustellenden hineinzusetzen, ihm die Identifizierung mit den Personen einer Tragödie notwendig grauenhaft machen mußte, indes Schiller die Charaktere von der Oberfläche aufnahm, das Innere aus seinem eigenen, reichen Wesen supplierte und so mit einer bald abzuschüttelnden Fieberaufregung leicht zu Ende kam. Von den Neueren hat nur Shakespeare sich tragischen Stoffen in Goethes Sinne hingegeben. Selbst die großen Alten haben es mehr in Schillers Sinn getan, mit Ausnahme des Euripides, der daher seine beiden Mitbewerber in dieser Hinsicht übertrifft, nur daß sie ihn wieder an Großartigkeit übertreffen, wie Schiller Goethen, aber nur aus demselben Grunde.

Nibelungen.

20. Si vrumten starchiu wunder sit in Etzelen lant. Ein Beweis, daß der zweite Teil nicht zufällig und später zum ersten hinzukam, sondern schon von vornherein in Absicht lag, ebenso V. 24: si ersturben sit iaemerliche von zweier edelen frowen nit.

Eigentlich episch, daß die Vorbegebenheiten durch Hagen erzählt werden. Aber wie kurz bis zur Unverständlichkeit wird da das Wesentliche und Wichtige abgefertigt, indes das Unbedeutende vorher eine solche Weitschweifigkeit fand. Auch erschien Siegfried beim Abschied von seinen Eltern wie ein halb hilfloses Kind, so daß der Verfasser damals sich dieser Taten kaum erinnert zu haben scheint.

Wenn Kriemhild aus ihrem Gemache hervorgeht, wird der Dichter so warm, daß er selbst ein paar Gleichnisse braucht, was ihm sonst nicht leicht geschieht. Wem wohl einfiel, daß der Verfasser der Nibelungen Wolfram von Eschenbach sei? Eine größere Verschiedenheit ist kaum denkbar. Die Nibelungen sind grandioser, Eschenbach aber ist in der Ausschmückung poetischer.

Brunhild — Königin von Island. Schön, daß sie sich zuerst an Siegfried wendet, obwohl er nur als Dienstmann da ist. Auch der Gegensatz der vier Helden: der König, Siegfried, der grimme Hagen und der magdlich aussehende Dankwart.

Wie weise ist die spätere Verschlimmerung von Kriemhildens Charakter schon bei der Abreise mit Sivrid vorbereitet, wo sie durchaus das väterliche Land mit ihren Brüdern teilen will. 2797.

Überhaupt ist Komposition in dem Ganzen; die einzige Spur davon, die sich überhaupt in altdeutschen Gedichten findet.

Man tut nichts Gutes, wenn man die Nibelungen in neue Sprachen übersetzt. Es wirft sich dann die Roheit des Ganzen bloß auf den Inhalt und Stoff, die dadurch unleidlich werden. In der unbehilflichen Sprache des Originals aber zeigt sich erst das unvergleichliche Verdienst des Dichters, der in einer so brutalen Zeit der wahren Poesie — was Auffassung, Charakteristik und selbst Komposition betrifft — wenigstens so nahe kam.

Hartmann von Aue.

Iwein.

Was ist das für eine alberne Erfindung im Iwein, daß ihm die Magd einen Ring gibt, der unsichtbar macht. Auf diese Art läßt sich freilich jede Schwierigkeit auf die Seite schaffen.

Sonst versteht Hartmann von der Aue besser einen Gedanken auseinander zu setzen, als die übrigen Dichter seiner Zeit; aber in dieser Apostrophe an die Minne 1558—1590 ebenso unmündig und unklar als die übrigen.

Im Iwein schon die Antithese, die wohl im Walther von der Vogelweide, aber kaum im Wolfram vorkommt.

Dieser Dichter, wenn auch nicht so schwunghaft als ein oder der andere seiner Genossen, ist ihnen doch allen an Verstand, Sittlichkeitsgefühl und Urteilskraft überlegen.

Nach der englischen Bearbeitung zu schließen, ist übrigens auch dieses deutsche Gedicht nicht vielmehr als die Übersetzung eines französischen Originals.

Vortrefflich, wie die jüngere Schwester auf ihr Erbe verzichtet, damit keiner der Kämpfer deshalb das Leben verliere, 7302—7314.

Wunderschön, wie Iwein zuerst sich zum Gegner wendet und die Nacht rühmt, daß sie ihm das Besiegtwerden erspart habe, 7400. — Derlei Züge sucht man bei allen gleichzeitigen Dichtern vergebens. — Die ganze Stelle wahrhaft schön.

Walther von der Vogelweide.

Es ist noch die Frage, ob man Walther von der Vogelweide einen eigentlichen Dichter nennen kann. Dichterische Glut und Phantasie fehlen beinahe ganz. Verstand und Empfindung kann man ihm nicht absprechen. Er ist größtenteils

Reflexions- oder Spruchdichter. Mitunter hat er höchst glückliche Wandlungen, sie sind aber selten.

Volkslieder sind wie die Wiesenblumen, die, wenn man sie im Felde ohne Pflege und Kultur aufgewachsen antrifft, erfreuen, ja entzücken; in den Gärten, zwischen Rosen, Nelken und Lilien versetzt, sind sie nicht viel besser als Unkraut.

Was das für eine Idee ist! Die nationale Poesie Deutschlands im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderte sei durch die aufgezwungene klassische Bildung erstickt worden. Als ob irgend jemand damals klassische Bildung gehabt hätte, als höchstens ein paar Geistliche, die der Nationalpoesie weder nützen noch schaden konnten. Und als ob die klassische Bildung der Nationalpoesie irgend genützt oder geschadet hätte, als endlich in der letzten Zeit der Hohenstaufen wirklich nationale Dichter, die Minnesänger, aufstanden. Mangel an Talenten war das Hindernis, das der Nationalpoesie früher im Wege stand, kein anderes.

Das Hervorziehen altgermanischen Wesens und dessen Gegenüberstellung einem weit verfeinerten, aber auch mannigfach ausgearteten Zustande, das gegenwärtig die deutschen Schriftsteller so sehr beschäftigt, ist nichts Neues; schon Tacitus hat es getan. Aber der weise Römer suchte für seine Zeitgenossen in jener Schilderung biederer Roheit höchstens Arzenei für das Übermaß, indes unsere Neu-Altdeutschen darin Nahrung für das Bedürfnis zu finden glauben.

Was die mittelalterliche oder romantische Poesie von der neueren unterscheidet und unterscheiden muß, ist das Pragmatische in dem Charakter der neueren Zeit. Die Poesie des sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert begnügt sich mit dem poetischen Was, dieses bildet sie möglichst vollständig und scharf aus, die Verbindungen und Vermittelungen erscheinen dabei als Nebensache. Unsere Poesie kann sich der Nachweisung des Wie nicht entschlagen. Die Verknüpfung der Begebenheiten und Empfindungen macht sich vor diesen selbst geltend, und wo ein Sprung gewagt werden soll, muß der Dichter den Beschauer mit Gewalt fortreißen, von selbst überschreitet er keine Lücke.

Lessing.

Man ist gegenwärtig sehr geneigt, Lessing als den Ausgangspunkt unserer Literatur hinzustellen. Das ist aber nicht wahr. Der Vater unserer Literatur ist Klopstock. Er hat zuerst den Funken der Begeisterung in die träge und pedantische Masse geworfen, und erst als in der Mitte von Klopstock und Goethe, mit Wieland zur Seite, kann Lessings Wirken als ein heilbringendes bezeichnet werden. Überhaupt ist des Mannes Wahrheitsliebe nicht ohne Streitsucht, und seine Kritik nicht ohne Neid. Statt Klopstock mit offenen Armen als den einzigen deutschen Dichter aufzunehmen, hat er an ihm genörgelt, Wielanden hat er die Freude an seinen harmlosen Produkten zerstört, den Wert von Goethes ersten Hervorbringungen hat er verkannt. Seine Freundschaft mit Ramler und Nicolai ist nicht ohne erklärende Bedeutung. Wenn er gegen die Fehler der französischen Tragiker zu Felde zog, so hatte die Derbheit seiner Natur daran so viel Anteil, als sein kritischer Scharfsinn, und seine syllogistische Ästhetik hat ihn weit schlechtere Gattungen in die Arme geführt, der weinerlichen Komödie und dem bürgerlichen Trauerspiele. Sein Kultus für Shakespeare konnte ihn vor der Nachahmung Diderots nicht bewahren. Damit sollen nicht die unendlichen Verdienste Lessings geleugnet, sondern nur der Vergötterung in den Weg getreten werden, die ihm Leute zukommen lassen, die eine Ähnlichkeit zwischen ihm und sich finden und sich loben, wenn sie ihn preisen. Lessing hat aber nur Wert als der Höchste einer nichts weniger als wünschenswerten Gattung; der nächste nach ihm ist schon ein Kopfsechter und ein poetisierender Prosaiker.

Gegenwärtig treibt man die metaphysische Ästhetik, Lessing trieb die syllogistische. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß, wo die Ursache rätselhaft ist, man die Wirkungen im Auge behalten muß, erkannte er mit Aristoteles Furcht und Mitleiden als die Quellen des Wohlgefallens an der Tragödie. Aber nun schloß er logisch weiter. Je mehr Furcht und je mehr Mitleid, um so größer die Wirkung. Da nun, je näher uns die Personen stehen, um so größer der Anteil an ihrem Schicksale sein muß, ergo. — Und so kam er auf das bürgerliche Trauerspiel und in weiterer Folge auf das weinerliche Lustspiel: die zwei schlechtesten Gattungen, die es gibt. Wenn man syllogistisch zu Werke gehen will, so muß man vor allem einen unzweifelhaften und vollständigen Begriff vor sich haben, sonst kommt man um so mehr in den Irrtum, je richtiger die Schlüsse sind.

Was den Wert Lessings ausmacht, ist die Vereinigung des Kunstsinnes mit der Logik. Es ist zwar weder der Kunstsinn so rein, noch die Logik immer so echt; aber in dieser Vereinigung sind sie vielleicht noch nie dagewesen; ja gewöhnlich schließen sie sich sogar aus.

Bedeutende Schauspielerinnen (Mad. Rettich) wissen sich in der Rolle der Emilia Galotti nur so zu helfen, daß sie eine verborgene Neigung zu dem Prinzen voraussetzen, besonders um das Widerliche: „meine Sinne sind auch Sinne," und ihren Wunsch, zu sterben, zu motivieren. Lessing scheint aber einer solchen Geheimlehre

nicht geneigt gewesen zu sein, da er einmal an Nicolai schreibt: „Die Rolle der Emilia erfordert gar keine Kunst. Naiv und natürlich spielen kann ein junges Mädchen ohne alle Anweisung.“ Wie aber nun diesen Widerspruch erklären? Damit, daß Lessing erwiesenermaßen mit dem Schlusse nur spät und da mit einer Art Übereilung zustande kam. Er hatte sich das ganze Stück deutlich gemacht, nur den Schluß nicht, und da merkte er vielleicht, daß er ein vortreffliches Schauspiel, aber ein schlechtes Trauerspiel geschrieben hatte.

Schiller und Goethe.

Schiller geht nach oben, Goethe kommt von oben.

Calderon: der Schiller der spanischen Literatur, Lope de Vega: ihr Goethe.

Calderon: großartiger Manierist, Lope: Naturmaler.

Schiller und Calderon scheinen philosophische Schriftsteller, Goethe und Lope de Vega sind es. Jene scheinen es vorzugsweise zu sein, weil sie die philosophische Diskussion geben, diese haben nur die Resultate.

Goethe nimmt häufig zu wenig Rücksicht auf seine Leser. Er widerspricht scharf, um sich einen Irrtum bestimmt vom Leibe zu halten, und kümmert sich nicht darum, ob der Widerspruch in all seiner ungemilderten Schärfe, unabhängig von einer gegenüberstehenden Meinung betrachtet, vielleicht selbst einen Irrtum, ein Zuwenig oder Zuviel einschließe. Goethe kann nur begriffen werden, wenn man ihn in steter Polemik sich vorstellt. Seine Polemik ist aber nicht angreifender Natur, sondern abwehrender, und am Ende bloß Selbstverteidigung. Goethe als Literator ist der kompletteste Egoist, er ist sein eigener Hof- und Hausdichter.

Sonderbar mag allerdings die Lage gewesen sein, als Goethe aus Italien zurückkam, wo er die glimmenden Kohlen seines früheren Dichterfeuers zu einer nachhaltigen und wohltuenden Glut zusammengeschürt hatte, und er nun den lohen Brand Schillers in vollen Flammen fand.

Es ist nicht zu sagen, was wir an Goethe haben würden, wenn er mit 30 Jahren Dichter hätte bleiben können und mit 60 Minister geworden wäre, statt daß es jetzt beinahe der umgekehrte Fall ist.

Die beste Kritik über seine, übrigens wohl vortreffliche, Iphigenie hat Goethe selbst ausgesprochen, wenn er in einem Briefe an Schiller sagt: er habe sie nach langer Zeit einmal wieder durchgesehen und finde sie verteufelt human.

Goethe mag ein größerer Dichter sein, und ist es wohl auch. Schiller aber ist ein größeres Besitztum der Nation, die starke, erhebende Eindrücke braucht, Herzensbegeisterung in einer an Mißbrauch des Geistes kränkelnden Zeit. Er ist nicht zum Volke herabgestiegen, sondern hat sich dahin gestellt, wo es auch dem Volke möglich wird, zu ihm hinauf zu gelangen, und die Überfülle des Ausdruckes, die man ihm zum Fehler anrechnen mochte, bildet eben die Brücke, auf der Wanderer von allen Bildungsstufen zu seiner Höhe gelangen können. Sind seine Ansichten immer natürlich und selbst sein Übernatürliches immer ein solches, welches durch sein Vorkommen zu allen Zeiten sich als ein in der Menschennatur unaustilgbar Begründetes darstellt, so ist seine Form geradezu musterhaft. Zwischen dem Allzuweiten der Engländer und dem Engen der älteren Franzosen bildet sie gerade jene Mitte, welche einerseits jeder Entwickelung Raum gibt und andererseits ein durch literarische Genüsse abgenütztes Publikum hinlänglich festhält, um nicht nach allen Seiten sich zu zerstreuen. Und wahrlich: die Ansicht oder, will's Gott, die „Ideen“ der Kunst sind menschlich, aber die Form ist göttlich; sie schließt ab wie die Natur.

Lächerlich ist die Behauptung, Goethe habe sich nach dem Publikum gerichtet und ihm jederzeit gegeben, was es zu wünschen schien. Dem Publikum aufzudringen, was es nicht wollte, war sein Streben. Es hat sich lange genug, ja immer gegen die natürliche Tochter u. dgl. gewehrt. Kotzebue gab ihm, was es wollte.

Schiller sah ein, daß es etwas Höheres, Tieferes gebe, als Goethes Vorwürfe. Gewiß! Er ergriff sie und stellte sie dar. Gut! Aber wie? Er wurde der Lieblingsdichter des Volks. Gewiß, weil dieses auf das Wie nicht so sehr zu achten pflegt. Ich glaube selbst, daß Schillers Gattung die höhere ist, aber Goethe war als Individuum größer.

Ihr schreit immer: Goethe! Goethe! Der Mann hat so viel Formen, welche davon ist euch denn so lieb? Alle. Goethe der Jüngling, Goethe der Mann. Der Reifende, der Reife, ja selbst der Überreife noch. Seine vielen Gestalten werden doch nicht verschiedener sein, als Pfirsichblüte und Pfirsichfrucht, die kaum einen Ähnlichkeitspunkt haben und die gleich entzücken.

„Hoch auf dem alten Turme steht“ wird als eines der schönsten Goetheschen Gedichte angesprochen. Warum nicht? Wenn der Leser gerade in der Stimmung ist, es selbsttätig dazu zu machen. Ein Hauptfehler der Goetheschen lyrischen Gedichte ist aber, daß sie dem Leser zumuten, sich durch eine Reihe von Operationen erst auf den Standpunkt zu setzen, auf dem sich der Dichter befand, da er es schrieb, um die Stimmung vorauszusetzen, statt zu erwecken.

In einer Beilage der Allgemeinen Zeitung stand neulich ein Aufsatz von einem unbefangen sehenden Manne, er heiße nun, wie er wolle, der den Deutschen die eigentliche Poesie absprach. Da wird nun, wenn man nicht vorzieht, mit vornehmer Verachtung darüber hinauszugehen, ein großes Geschrei in unserm lieben Vaterlande entstehen. Falsch! werden die einen losbrechen: Schiller ist zwar kein ursprünglicher, unmittelbarer Dichter, aber Goethe, Goethe! — Unverschämt! hör' ich die andern sich Luft machen: Von Goethe wollen wir's gerne zugeben, daß er kein eigentlicher Poet war, aber unser herrlicher, kräftiger, deutscher Schiller! Hier haben wir also schon Deutschland in zwei Parteien geteilt, von denen jede den einen der Koryphäen der deutschen Poesie für keinen eigentlichen Dichter gelten lassen will. Das scheint um so sonderbarer, da kein Grieche jemals an Homer, kein Italiener an seinem Dante und Ariost gezweifelt hat, so wie kein Engländer, wenigstens jetzt, an Shakespeare zweifelt. Hieraus folgt, wenn nichts anderes, wenigstens so viel, daß diesen beiden vorzüglichsten deutschen Dichtern der Stempel der echten Poesie nicht so klar aufgedrückt ist, daß nur Dummköpfe, und das sind beide Parteien nicht, an der Echtheit zweifeln könnten. Es scheint vielmehr, daß jedem dieser beiden bedeutenden Männer ein Ingrediens der echten Poesie fehle, das, nach der Verschiedenheit der Ansichten, jede der beiden Parteien für das Wesentlichste hält. Und das ist es eben, was der Verfasser jenes Aufsatzes sagen will.

Die neueste deutsche Poesie teilt sich in zwei Klassen, die ich mit den Namen der Schlafrock-Poesie und der radikalen Poesie bezeichnen möchte.

Die erste Klasse besteht aus den Nachahmern Goethes. Wohlgemerkt! den Nachahmern, nicht den Verehrern. Wer kein Verehrer Goethes ist, für den sollte kein Raum sein auf der deutschen Erde. Dieser vielleicht größte aller Deutschen hat, ein anderer Napoleon, seine vorher bürgerlichen Angehörigen, alle Deutsche geadelt, so daß man ihnen noch lange ihre Unbesonnenheiten und Eingriffe um seinetwillen verzeihen wird, bis einmal, vielleicht bald, der Glanz erlischt, den er auf seine Umgebung warf, und nur der seine bleiben wird bis ans Ende der Zeiten. Für seine Feinde sollte kein Raum sein auf der deutschen Erde. Ich nehme hier einen einzigen aus, dessen großartiger, aber einseitiger Haß ihm darum verziehen werden kann, weil es ein Haß, also eine Leidenschaft ist, die, aus anderer Quelle entsprungen, auf Goethe den Schriftsteller nur einen entfernten Bezug hat. Auch hat er sich selbst aus Deutschland verbannt.

Aber Goethe verehren und nachahmen, sind verschiedene Dinge. Schiller kann und soll man nachahmen, weil er der Höchste einer Gattung ist und daher ein Muster für alle seiner Gattung. Goethe dagegen ist ein Ausnahmsmensch, eine Vereinigung von halb widersprechenden Eigenschaften, die vielleicht im Lauf der Jahrhunderte sich nicht wieder beisammen finden. Er gehört keiner Gattung an, oder wenn man ihn an die Spitze einer solchen stellen wollte, so wäre es eine ziemlich bedenkliche Gattung, nur daß er selbst um eine Unendlichkeit von dem auf ihn folgenden Nächstbesten abstünde.

Goethes Gebrauch der Interjektionszeichen unmittelbar an der prägnanten Stelle, nicht erst am Ende des ganzen Satzes, ist sehr zu empfehlen. Vielleicht ebenso sein, den Italienern nachgeahmter, Gebrauch des Superlativs als Positiv, zur Bezeichnung eines Vorzüglichen, jedoch außer der Vergleichung.

Form, d. h. der Inbegriff der Mittel, um den Gedanken in seiner vollen Lebendigkeit auf den Zuhörer übergehen zu machen.

Goethes Werke teilen sich nun in Werke von strenger und von loser Form.

Die strenge Form (Tasso, Iphigenie, natürliche Tochter) hat das Gefährliche daß sie die Mannigfaltigkeit ausschließt, ohne die es minder begabten Geistern unmöglich wird, zu interessieren und zu befriedigen.

Die lose Form (Goethes früheste und letzte Arbeiten) hat den Nachteil, daß dem Leser, Beschauer zugemutet wird, die Lücken der Behandlung auszufüllen oder zu überspringen, was nur dann mit Erfolg zu erwarten ist, wenn ihm die Vortrefflichkeit des Gegebenen Lust und Schwungkraft dazu verliehen hat.

Es hat in diesen Blättern ein geistreicher und wohlgesinnter Mann die Frage berührt, ob auf Goethes oder Schillers Wege für die deutsche schöne Literatur ein erwünschteres Gelingen zu hoffen sei?

So gut das dort Gesagte auch immer sein mag, so ist die Frage doch zu wichtig, als daß nicht jeder suchen sollte, sein Scherflein zu ihrer Beantwortung beizutragen.

Hier mein Beitrag.

Wenn in jenem Aufsatze gleich anfangs die Zulässigkeit der ganzen Frage aus dem Grunde geleugnet wird, weil jeder selbständige Geist die seinen Gedanken angemessene Form zugleich mit dem Gedanken an sich trage, so hat das seine volle Richtigkeit bei den selbständigen Geistern und für sie eine Regel aufstellen zu wollen, hieße allerdings sich lächerlich machen. Nur glaube ich, daß Geister dieser Art so selten sind, daß es Jahrhunderte gibt, die nicht einen aufzuweisen haben, sowie ich denn gegenwärtig in ganz Deutschland, Frankreich und seit Byrons Tode in England keinen einzigen eigentlich selbständigen Geist kenne. Die Frage muß vielmehr so gefaßt werden: Ist es für allerdings begabte aber nicht selbständige Geister geratener

sich Goethe oder Schiller zum Muster und Vorbild zu nehmen?

Eine zweite Art den Knoten zu zerhauen, wäre der Ausspruch: derlei Geister minderen Ranges sollten eben gar nicht schreiben. Die Poesie verlöre dabei nichts und das vorhandene Vortreffliche könnte um so ungestörter auswirken. Ganz unrichtig, wie mir scheint. Denn erstens wäre es unbillig, denen, die einen, wie man weiß, unwiderstehlichen Drang sich auszusprechen fühlen, die Befriedigung dieses edelsten Bedürfnisses geradehin zu versagen; dann erfreut, ja bildet das größere Publikum eben das am meisten, was in der eigenen Zeit, unter gleichen Umständen, bei gleicher Gefühlsweise unter den nämlichen Freuden und Schmerzen ausgesprochen wird. Längst Dagewesenes gleichsam mit Abstraktion empfinden, wird immer nur Sache weniger sein. Endlich muß jedes Zeitalter, das nicht seine eigenen Erlebnisse lebendig auszubilden sich bestrebt, über der irrigen Betrachtung des Alten, das nie der neuen Gefühlsweise ganz entspricht, notwendig in Pedanterie verfallen, die in der Kunst noch schlimmer ist als der Leichtsinn. Jedermann kennt die Pedanterie, die mit Griechen und Römern getrieben worden ist; daß man aber auch über Shakespeare zum Pedanten werden könne, davon scheinen unsere Landsleute derzeit noch keine Ahnung zu haben.

Also die nicht selbständigen Geister dürfen und sollen schreiben und sie bedürfen dazu Muster, eben weil sie nicht selbständig sind.

Wir sind auf diese Art wieder auf unseren Anfang zurückgekommen, auf Goethe und Schiller, zwischen denen wir wählen sollen.

Es kann hier nicht die Frage sein: wer von beiden der größere Dichter ist. Ich halte mit dem Verfasser des besprochenen Aufsatzes Goethen dafür. Es ist aber ein Unterschied zwischen vortrefflich als Individuum und ausgezeichnet als Kulminationspunkt einer Gattung zu sein.

Nur letzterer kann eigentlich ein Gegenstand der Nachahmung sein, für seine ganze Gattung nämlich.

Goethe ist ein nach allen Seiten scharf abgeschnittenes Individuum und wenn man ihn gewaltsam an die Spitze einer Gattung stellen wollte, so wäre diese allerdings eine ziemlich schlechte, nur daß er selbst um ein paar Unerreichlichkeiten von dem Zweitbesten seines Gelolges abstände. Diese Verwechselung Goethes mit seiner Schule oder Gattung dessen, was er war, mit dem, was seine Nachahmung hervorbrachte, ist die Quelle aller Mißverständnisse über diesen vielleicht größten aller Deutschen.

Goethes Talent ist, meiner Meinung nach, vorherrschend episch. Daher die wenige drastische Kraft seiner Dramen. Das Drama überhaupt soll ein Spiegel sein, in dem sich die lebendige Handlung malt, sein Drama ist ein Gemälde. Goethe ist als Dichter in allem unendlich groß, was er macht; als dramatischer Dichter scheint er mir durchaus ohne Belang. Die äußere Form des Dramas erstlich besteht im Dialog; zum dramatischen Dialog ist aber nicht genug, daß verschiedene Personen abwechselnd sprechen, sondern das, was sie sagen, muß unmittelbar aus ihrer gegenwärtigen Lage, aus ihrer gegenwärtigen Leidenschaft hervorgehen, jedes Wort muß überdies eine unverkennbare Richtung nach dem Zwecke des Stückes oder der Szenen haben und dieses letztere ist bei Goethen größtenteils nicht der Fall. Seine Personen sagen gewöhnlich alles, was sich über einen Gegenstand Großes und Schönes sagen läßt; das ist recht schön, und ich möchte um alles in der Welt keine der schönen Reden in Tasso und Iphigenia vermissen, aber dramatisch ist es nicht. Daher kommt es, daß Goethes Stücke sich so schön lesen und so schlecht darstellen. Überhaupt ist es höchst traurig, daß Goethe sich kein großes episches Sujet gewählt hat, er oder niemand wäre der Mann gewesen, es auszuführen, doch im strengen, dem Antiken sich nähernden Stile; eine romantische Handlung dürfte ihm schwer geworden sein. Die erste Hälfte der Achilleis spricht für meine Meinung, in der zweiten Hälfte ist er freilich sehr aus dem Ton gefallen.

1822.

Goethes neueste Schriften gehen aus der Opposition gegen die Richtung der Zeit hervor. Wenn man diesen Standpunkt nicht aufgefaßt hat, muß man auch diese Schriften falsch beurteilen. Wer aber in Opposition ist, sagt immer mehr, als er eigentlich selbst für wahr hält, gleichsam in der Überzeugung, daß das entgegengesetzte Streben der Widersacher schon von selbst das wegnehmen werde, was daran zuviel ist. Wenn Goethe in seinen Schriften Selbstbeschränkung oder vielmehr Selbstbegrenzung predigt, so lehrt er durch sein Beispiel sie erst für den Fall, wenn man sich vorher nach Erforderlichkeit selbst erweitert hat.

Ich habe vor einiger Zeit eine Beurteilung von Goethes Geschwistern gelesen. Da war nun die Meinung, daß an einer so einfachen Geschichte inner den Wänden einer bürgerlichen Wohnung, an der Liebe eines unbedeutender Mädchens für einen ebenso unbedeutenden Mann, der sogar vor dem Laden einer Käsehändlerin stehen bleiben und dabei bewundernde Betrachtungen über die menschliche Gewerbstätigkeit anstellen könne, gar nichts Besonderes und es daher unbegreiflich sei, wie man derlei Armseligkeiten einem an große Ideen gewohnten Publikum vorführen könne. Ich erinnerte mich dieser Rezension bei Gelegenheit einer andern von einem ähnlichen — Kritiker über meine Erzählung: ein alter Spielmann. Es geht eben mit der Betrachtung von Kunstwerken, wie mit der Beschauung von Naturgegenständen. Während der stumpfe Sinn des gewöhnlichen Hin-

schlenderers beim Anblick eines Baumes eben nichts bemerkt, als daß er grün sei, sieht das scharfe, wohl gar kunstgeübte Auge eine solche Welt von Abstufungen der Farbe und des Lichts, daß er stundenlang stehen und immer wieder den Baum betrachten kann, ja, wenn er Maler ist und eine Nachbildung versuchen will, gerät er in Verzweiflung, auf der Palette jene Farben zu finden, die der andere mit der allgemeinen Bezeichnung „grün" so schnell abgefertigt hat. Es soll hier nicht eine Parallele zwischen jener anspruchslosen Erzählung und einem Meisterwerke Goethes gezogen, sondern nur darauf aufmerksam gemacht werden, welch ungeheurer Unterschied bei den einfachsten Gegenständen zwischen einem sinnigen Betrachter sei und einem Dummkopf.

Wie Goethe im Wilhelm Meister die tieferen, gewaltigeren Leidenschaften und Empfindungen gewissermaßen doch nur effleuriert. Das Wunder, immer über seinem Stoffe zu stehen, vermindert sich doch etwas, wenn er sich weigert, in demselben unterzutauchen. Shakespeare tut es und beherrscht ihn doch, er steigt in den Schacht hinab und erzählt, was er darin gesehen; Goethe schaut, oben stehend, hinunter, ohne darum weniger davon zu wissen. Nicht, als ob ich der innigen Verehrung für Goethe dadurch eine Beschränkung beifügen wollte; es ist nur, um Erscheinungen zu erklären und den Armen einigen Trost zu geben, die, nur in den Stoff selbst eingehend, etwas daraus zu machen wissen und sich so leicht darin verlieren.

Manche wollen annehmen, daß Wilhelm Meister wirklich ein des Reisens und Früchtebringens fähiges Kunsttalent gehabt und sich nur in den Wegen, in den Mitteln geirrt habe; daß er aber ein solches nicht hat, ist eben der Faden, der das Ganze zusammenhält.

Wer glaubt, daß Meister durch Lehre, durch Zurückführung auf moralische Anhaltspunkte zu heilen gewesen wäre, zeigt nur, daß er solche Charaktere gar nicht kennt. Alle Lehre führt sie nur tiefer ins Brüten und Grübeln. Für sie gibt es nur ein Heilmittel: Tätigkeit. Dahin ist das Ganze gerichtet. Als Wilhelm in Weib und Kind, in der Notwendigkeit, um ihretwillen praktisch ins Leben einzugreifen, einen Bestimmungsgrund zur Tätigkeit gefunden hat, sind seine Lehrjahre vorbei.

Man mag Goethe noch so hoch verehren: die Wanderjahre sind kein Werk, der zweite Teil des Faust kein Gedicht, die versifizierten Maximen der letzten Zeit keine Lyrik. Aber alles gehört zusammen. Goethe der Jüngling, Goethe der Mann und Goethe der Greis sind ein Riesenbild, an dem sich die kommenden Jahrhunderte erquicken, dessengleichen sie nicht sehen werden. Aber er war eben ein Mensch. Nicht der Dichter, sondern ein Dichter, und das in der vollsten Bedeutung des Wortes.

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.

Da ist vor allem eines, das ein schiefes Streiflicht hereinwirft. Bettina ist im Jahre 1807, wo dieses wunderliche Verhältnis seinen Anfang nimmt, 23 Jahre alt, da ist ein Mädchen, vor allem ein so frei erzogenes, kein Kind mehr; das verändert sehr die Lage der Dinge.

Von Goethes Mutter hat mich gestört, daß sie, die alte Frau, so wenig Ehrfurchtgebietendes gegenüber dem kindnahen Mädchen hat. Übrigens sind ihre Briefe köstlich, reizend möchte ich sagen, als ob sie dem Sohne bei seinen ersten Jugendwerken geholfen hätte. Viel Phantasie, ein guter Teil Leichtsinn. Goethe, sonst ein Meister im Darstellen, war nicht glücklich im Schildern seiner eigenen Mutter. Er hat sie in Dichtung und Wahrheit viel zu allgemein gehalten. In diesen Briefen erst macht man ihre Bekanntschaft. In solch glücklichen, leichten Boden der Pedantismus des Vaters eingelegt, mußte einen Goethe als Frucht geben. Bewegliche Konsequenz ist das erste und letzte alles Genies.

Wenn Bettinens Briefe und Leidenschaft vor Wilhelm Meister gekommen waren, hätten sie hundertfachen Wert. So kann man sich des Verdachtes von Phantasie und Mignon denn doch nicht entschlagen.

(Tagebuch S. 4:) „Wie du bist, will ich dir dienen" — das mignont.

Diese Ergüsse des Tagebuchs streifen manchmal ganz gelinde an dem Unsinn hin, manchmal greifen sie ein derbes Stück herunter. Häufig fehlt ihnen aber auch nicht jene symbolisierende Wahrheit und Innigkeit, die derlei Erleichterungen gesteigerter Zustände gewöhnlich eigen ist: „Er (der Wind) wollte mir das Licht auslöschen, da sprang ich auf den Tisch und schützte es." Auf den Tisch? Wer springt auf den Tisch, um ein Licht zu schützen? Die ist sich bewußt, daß das burschikose Wesen sie kleidet.

Was immer Sonderbares in dem Verhältnis Goethes zu dem Kinde sein mag, es ist zugleich etwas Wunderbares in dem Mädchen und in dem Verhältnisse. Wenn sie nachts zum Fenster hinaussehen und begeisterte Gespräche über Tugend und Schönheit führen, begeisterte wie Platos; wer erkennt da den starren Goethe, wie sie ihn heißen und wie er Unkundigen manchmal scheint. Das Gute: die Ruhe des Geistes, um sich zu einem anderen Dasein vorzubereiten. Einpuppung, Schönheit: der Leib, der von seinem Geiste ganz durchdrungen ist. Goethen war die Nachtseite des Ich und der Natur nicht fremd, er wußte aber auch, daß nur die Sonne Früchte reift.

„Die Kunst ist es, die dir ein sinnliches Ebenmaß des Geistes vor die leiblichen Augen zaubert."

Wenn der „falsche Wanderer" Goethen beschuldigt, er verstehe keinen Charakter zu zeichnen, keine seiner Personen habe einen Charakter, so zeigt er, daß ihm die Bedeutung dieses Wortes in künstlerischer Beziehung ganz fremd ist, da er es, statt in dieser, immer im moralischen Sinne nimmt, wo es für Festigkeit, Unwandelbarkeit des Charakters, Begründetheit desselben auf feste Überzeugungen, gilt. Meister und Philene, Serlo und die Gräfin haben bestimmt geschiedene, künstlerisch völlig begründete Charaktere, obwohl sie sämtlich in Gefahr sind, moralisch als charakterlos beurteilt zu werden. Dieses Schicksal teilen sie mit Hamlet und Phädra, mit Lear und Richard II.; vielleicht sogar mit Macbeth und Othello.

Diese Toren, die verkennen, daß Goethes Poesie allerdings einen Mittelpunkt hat; aber nicht einen durch Grübeln gesuchten, für alle Zeiten bestehenden, sich allein genügenden, herrlichen, großen: die Menschheit, das Wirkliche, das Faktum, die Welt.

Was in diesen Wahlverwandtschaften am meisten stört, ist gleich von vornherein die widerliche Wichtigkeit, die den Parkanlagen, kleinlichen Baulichkeiten und dergleichen Zeug, fast parallel mit der Haupthandlung, gegeben wird.

Es ist, als ob man ein Stück aus Goethes Leben lese, der auch seine unvergleichlichen Gaben dadurch zum Teil paralysiert hat, daß er fast gleichen Anteil an derlei Zeitverderb, wie an den wichtigsten Angelegenheiten seines eigentlichsten Berufes, nahm. Es soll aber eine Abstufung des Interesses geben, und was man an Nebensachen verschwendet, wird immer der Hauptsache entzogen. Durch dieses Ausspinnen der Nebensache hat er sich zugleich zweitens den Raum genommen, den Chemismus seiner Wahlverwandtschaften gehörig ins Psychologische oder vielmehr Moralische zu übertragen.

Die Charlotten springen nicht so leicht mit ihrer Neigung ab, und es braucht eine große Stufenleiter von Ereignissen und Empfindungen, bis die Ottilien der Verirrung, ja dem Vergehen auch nur im Gedanken Raum geben. Angedeutet ist manches: z. B. daß Charlotte früher selbst ein Verhältnis zwischen Eduard und Ottilie habe einleiten wollen, aber die abgeschmackten Parkgeschichten nehmen allen Raum zur genauen Entwickelung fort. Abscheulich ist, wie sie jetzt dasteht, die Geschichte jener ehelichen Nacht, gleich in Verbindung mit der Gelegenheitmacherei zwischen dem Grafen und der Baronesse.

Aber all das zugegeben, welch ein unendliches Meisterstück ist dieses Werk. An Menschenkenntnis, Weisheit und Empfindung, Darstellungsgabe, Charakterzeichnung und dichterischer Veredelung des scheinbar Gewöhnlichen hat es in keiner Literatur seinesgleichen. Vor dem fünfzigsten Jahre kann man es kaum völlig würdigen, aber es gehört ebensowohl zum Fluch als zum Segen des Gereiftseins, daß man es kann.

Wenn man mir es übrigens schenken wollte, ich möchte es nicht geschrieben haben. Die leidenschaftliche Steigerung eines Byrons mag es immerhin mit Grenzen und Schranken nicht genau nehmen, ja die Poesie lebt zum Teil in diesem Sichhinaussetzen; je näher ein Werk aber dem gewöhnlichen Leben steht, je mehr muß es dasjenige achten, ohne welches dieses Leben ein Greuel und Abscheu ist.

Über jenen zweiten Teil des Faust. Was läßt sich sagen? Goethe hatte teils durch das höhere Alter, größtenteils wohl aber durch die kanzleiartige Geschäftigkeit seiner letzten Jahre von jener lebendig-versinnlichenden Kraft eingebüßt, welche allein Gestalten gibt und Gemütsinteressen erweckt. Die Figuren, die er aus seinen Jugendschätzen bereichert, hatten sich ihm daher zu Träumen und blutlosen Schatten verdünnt, die man noch immer billigen, ja bewundern muß, denen man sich aber nicht mehr mit Teilnahme verwandt fühlt. Auch mag dazu noch gekommen sein jener begreifliche Wunsch von Goethes letzter Zeit, keines seiner geistigen Kinder unversorgt zurückzulassen. Sowie ihn das veranlaßte, mit weitem, allgemeinem Streben in individueller Besonderheit angefangene Werke fortzusetzen und abzuschließen, so scheint es ihn sogar verleitet zu haben, Teile und Bruchstücke, die ursprünglich nicht für einander bestimmt waren, gewaltsam in einen Verband zusammenzubringen, und die Sorge für die Herstellung der Einheit zum Ganzen, der Bewunderung der Zeiten und der Gewalt seines Namens überlassen zu haben. Was bei Wilhelm Meisters Wanderjahren sichtlich geschehen ist, dürfte bei dieser Fortsetzung des Faust zum Teile auch der Fall gewesen sein. Die darin aufgenommenen antikisierenden Bestandteile wenigstens sind offenbar Bruchstücke aus einer Tragödie Helena, die Goethe in früherer Zeit entwarf, in der Folge aber wieder aufgegeben hat. Ebenso trägt die klassische Walpurgisnacht deutliche Spuren eines antiquarischen Scherzes, unabhängig von Faust, von mittelalterlichen Wunderlichkeiten, der Brockenszene ähnliche Monstrositäten der griechischen Zeit gegenüberzustellen. Es ist ein poetisch ausgeführtes Schema, wie Goethe sie zu machen liebte.

Die Briefe Goethes an Frau von Stein (von denen ich erst zwei Bände gelesen habe) sind für mich das Interessanteste, was ich bisher von Goethes Korrespondenz gelesen habe, obschon sie, einzeln genommen, ziemlich langweilig sind, da sie alle das nämliche ausdrücken. Daß aber dieser starre Charakter so hingebend, so weich sein konnte, ist ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte seines Innern. Diese Frau war also das Ideal, das ihm bei seinen Iphigenien und der Prinzessin in Tasso vorschwebte. Die Briefe

selbst jedoch zeichnen wohl den Liebhaber, nicht aber die Geliebte. Dies geschieht nur mit ein paar Zeilen, aber hinlänglich, in einem andern, sonst ziemlich unbedeutenden Lebensbilde aus jener Zeit: Charlotte von Kalb von Ernst Köpke in folgender Stelle Seite 82: Von der liebenswürdigen Fr. v. Schardt . . . . wurde sie der Fr. v. Stein . . . . von neuem bekannt gemacht. Schon vor zehn Jahren hatten sie sich in Meiningen gesehen, und Frau von Kalb trug noch die ersten Eindrücke, die jene damals im weißen Taftgewande, eine dunkle Rose im braunen Haar, von einem Blondenschleier fast verdeckt, auf sie machte, in frischer Erinnerung . . — Freilich war Fr. v. Stein nun wohl verändert, aber der Schein des Glückes war über sie ausgegossen, und die ruhige Gleichmäßigkeit lag in ihren Bewegungen, wie auch ihre Rede ohne Betonung eben dahinfloß.

Goethes Gespräche mit Eckermann.

Da ist denn wieder eine Sammlung von Äußerungen Goethes, wie alles, was diesen außerordentlichen Mann betrifft, von unschätzbarem Wert, für den Einsichtigen nämlich, für den Uneinsichtigen aber eine gefährliche Klippe; ein Doppelschicksal, das Goethe und sein Streben mit allem Bedeutenden und Großen teilt. Wenn man den rechten Standpunkt zur Beurteilung oder vielleicht Benützung dieser Aussprüche gewinnen will, darf man vor allem nicht vergessen: wann diese Gespräche gehalten wurden und zu wem?

Wann? Zu einer Zeit, als Goethe im hohen Alter teils die Energie seines Innern von der Kunst ab und der Wissenschaft zugewendet, teils, von den abgeschmackten Bestrebungen der jüngeren Welt ennuyiert, sich in ein ablehendes Verhältnis zu jeder stärkeren Wirkung gesetzt hatte.

Zu wem? Zu einem jungen Mann, den er im allgemeinen und zu seinen Privatzwecken bilden wollte, und in dem er vielleicht mehr Talent zu einer anschließenden, ruhigen Entwickelung, als zu großartigem Selbstschaffen entdecken mochte.

In dieser letzten Beziehung ist z. B. hauptsächlich dasjenige zu nehmen, was er gegen künstlerische Arbeiten von größerer Ausdehnung warnend ausspricht, obwohl nicht zu leugnen ist, daß wir alle durch Aufgaben über unsere Kräfte uns selbst mannigfachen Schaden getan und vielleicht der Kunst wenig genützt haben. Andererseits aber würde ein Zeitalter bald ganz verflachen, das auch bei beschränktem Vermögen, das Streben nach Großartigkeit, dem Gehalt und der Form nach, ganz und völlig aufgeben wollte. Das Bedürfnis des in Ruhe zurückgezogenen älteren Beobachters und der im Lebensstrudel fortgerissenen, zuletzt doch ewig jungen Welt geht hier, mit Recht, einen ganz entgegengesetzten Weg.

Unter den vielen Stimmen über Goethe ist auch in ganz neuester Zeit die eines bekannten Publizisten (um nicht zu sagen Staatsmannes) hinzugekommen, der in einem seiner Briefe (Rahel) von dem großen Meister sagt: Aus dem persönlichen Umgang mit ihm kommt in Ewigkeit nichts heraus. Ich glaube es: besonders mit Rücksicht auf die Personen, die eben mit Goethe in persönlichen Umgang traten. Goethe hatte allerdings auch etwas Mephistophelisches in seiner Natur, was sich besonders darin zeigte, daß er auch den Mephistopheles in den andern leicht erriet. Dann habe ich immer bemerkt, daß im Gespräche über die letzten und erhabensten Dinge niemand unerschöpflicher ist, als erstlich jene Gutmütigen, Tugendhaften, denen es bei vollem Ernst um die Sache an einem Talente fehlt, ihre Gesinnung wissenschaftlich oder künstlerisch darzustellen und so abzuschließen. Diese sind unerschöpflich, weil das Gespräch ihre einzige Produktivität ist. Dann aber auch jene Halbspitzbuben, welche, indes sie nicht geneigt sind, dem Wahren und Guten auch nur den mindesten Einfluß auf ihr Leben zu gestatten, doch Geschmack genug haben (besonders in den Zwischenzeiten, dem crapule aller Art), auch in dem Erhabenen eine Quelle ästhetischen Genusses zu finden.

Ein hervorstechender Zug in Goethes Charakter war immer seine Abneigung gegen das Fratzenhafte, Übertriebene. Als Italiener wäre er vielleicht Carbonaro gewesen (?), aber die Deutschen mischen in alles eine solche knabenhafte Phantasterei, daß es Goethen bei jenem Charakterzug durchaus zur Last, eigentlich verhaßt sein mußte. Mit solchen Leuten gemeine Sache zu machen, war nicht denkbar, und da er trotz seiner Ruhe immer höchst praktisch und tätig war, sich also gegen nichts passiv verhalten konnte, so stieß er ab, was ihn nicht anzuziehen vermochte. Dazu kam noch die ewige Antastung und Verkümmerung seiner eigentlichen Göttin, der Wahrheit, und wohl auch die Furcht, daß die Deutschen durch das täppische Hineinmengen in die Fragen des Tages, ohne Gewinn auf einer Seite, auf der andern jene stillen wissenschaftlichen Vorzüge verlieren möchten, die so lange ihr eigentlicher Ruhm gewesen waren.

Ob er recht gehabt hat?

Wenn Schiller in seinem Aufsatze über das Pathetische meint: das Tragische liege in dem Widerstande der geistigen Kraft gegen die sinnliche Gewalt, so möchte ich wissen, wo in Romeo und Julie auch nur der geringste Widerstand gegen die Empfindung geleistet wird, und doch ist Romeo und Julie im höchsten Grade tragisch. Darin soll kein Tadel gegen Schiller liegen, sondern gegen die philosophische Theorie in Kunstsachen überhaupt. Die Regel paßt nie auf alle Fälle, und darum hat Schiller in den

Jahren seiner Reife ausdrücklich jede Stunde bedauert, die er mit solchen Spekulationen verloren.

Wenn man die beiden Monologe der Elisabeth und des Leicester wegstreichen könnte in der Maria Stuart! Schillers größter Fehler ist gewiß der, daß er zu oft selbst statt seiner Personen spricht. Auch Wallensteins Monologe verderben viel, was vorher gut gemacht war. Übrigens ist darin leichter tadeln, als besser machen. Wenn man die ungeheure Menge von Fäden kennt, die sich bei einer großen Komposition unter den Händen kreuzen, so entschuldigt man leicht, wenn einmal ein oder der andere entschlüpft.

Entwurf eines Briefes an den Schillerverein in Leipzig.

Sie haben mich zum Mitgliede Ihres Schillervereins gewählt; und wahrlich, Sie haben recht getan. Nicht als wollte ich meinen eigenen Erzeugnissen damit einen besonderen Wert zuschreiben, aber es gibt keinen größeren Verehrer Schillers in Deutschland als mich. Goethe mag ein großer Dichter sein, und ist es wohl auch. Schiller aber ist ein größeres Besitztum der Nation, die starke, erhebende Eindrücke braucht, Herzensbegeisterung in einer an Mißbrauch des Geistes kränkelnden Zeit. Er ist nicht zum Volke herabgestiegen, sondern hat sich dahin gestellt, wo es auch dem Volke möglich wird, zu ihm hinaufzugelangen, und die Überfülle des Ausdrucks, die man ihm zum Fehler anrechnen möchte, bildet eben die Brücke, auf der Wanderer von allen Bildungsstufen zu einer Höhe gelangen können. Sind seine Ansichten immer natürlich und selbst sein Übernatürliches immer ein solches, welches durch sein Vorkommen zu allen Zeiten sich als ein in der Menschennatur unaustilgbar Begründetes darstellt, so ist seine Form geradezu musterhaft. Zwischen dem Allzuweiten der Engländer und dem Engen der älteren Franzosen bildet sie gerade jene Mitte, welche einerseits jeder Entwickelung Raum gibt und andererseits ein durch literarische Genüsse abgenutztes Publikum hinlänglich festhält, um nicht nach allen Seiten sich zu zerstreuen. Und wahrlich: die Ansichten oder, will's Gott, die „Ideen" der Kunst sind menschlich, aber die Form ist göttlich: sie schließt ab wie die Natur.

Zur Schillerfeier.

(Entwurf eines Trinkspruches.)

Meine Herren!

Lassen Sie uns Schiller feiern als das, was er war: als großen Dichter, als ausgezeichneten Schriftsteller und ihn nicht bloß zum Vorwand nehmen für weiß Gott was für politische und staatliche Ideen. Diese Warnung gilt nicht dem Publikum unserer Stadt, das die Schöpfungen Schillers immer mit Hingebung, mit Begeisterung, mit einer Art Andacht aufgenommen hat; wohl aber gilt sie einem Teile der Literatur, der durch hochmütige Theorien verführt, sich Ansichten hinzuneigen scheint, die ihre Nichtigkeit schon dadurch zeigen, daß sie die Poesie in Deutschland halb vernichtet haben. Der Fortschritt ist dem Menschen natürlich; wenn aber zwei ausgezeichnete Geister, wie Schiller und Goethe, den ungeheuren Fortschritt einmal gemacht haben, so braucht die Enkelwelt eine Reihe von Menschenaltern, um sich zu jener Höhe nur emporzuarbeiten, auf der diese Männer dastehen für alle Zeiten. Und wahrlich, meine Herren! Österreich wäre berufen — wenn auch vorderhand nicht in der Wissenschaft — doch in der Kunst eine bedeutende Stelle einzunehmen, denn wir haben bewahrt, was unsere Nachbarn durch falsche Gründlichkeit zum Teile verloren: ein warmes Herz, einen offenen Sinn und Natürlichkeit.

* * *

Es haben einige Tagelöhner der Journale Anlaß genommen, über meine Stellung zur Schillerfeier sich mißbilligend auszulassen. Ich gönne ihnen die paar Groschen, die sie sich durch die paar Zeilen verdienen, wobei sie noch die Lust der Unfähigen, sich an den Befähigten zu reiben, mit in den Kauf haben.

Andererseits aber liegt mir daran, nicht etwa die Literatur, sondern das Publikum, das die eigentlichen Verehrer Schillers enthält, nicht über meine Gesinnung im Zweifel zu lassen. Da muß ich nun vor allem einen Fehler eingestehen, der mir im Leben viel Schaden getan hat: Etwas Einsamer in meiner Natur, und ein Widerwillen gegen alles Öffentliche und Gemeinsame, letzteres um so mehr, als ich selten mit der Menge und den Vielen übereinstimme.

Was die Feier selbst betrifft, so kann über meine Gesinnung für Schiller kein Zweifel sein. Ich habe ihn durch die Tat geehrt, indem ich immer seinen Weg gegangen bin. Wenn ich nicht Schiller für einen großen Dichter hielte, müßte ich mich selbst für gar keinen halten. Aber nun wird diese Feier mit einem solchen Lärm und einem solchen Hallo vorbereitet, daß die Vermutung entsteht, man wolle dabei noch etwas anderes feiern als Schiller, den ausgezeichneten Dichter und Schriftsteller: etwa das deutsche Bewußtsein, die deutsche Einheit, die Kraft und Machtstellung Deutschlands. Das sind schöne Dinge! aber derlei muß sich im Rat und auf dem Schlachtfelde zeigen. Es ist nichts gefährlicher, als wenn man glaubt, etwas zu haben, was man nicht hat, oder etwas zu sein, was man nicht ist. Dieser Verdacht wird dadurch zur halben Gewißheit, daß die Literatoren sich an die Spitze der Bewegung gestellt haben. Diese haben nun durchaus kein Recht, Schillern als Dichter zu feiern. Wenn man ihre Ästhetiken, Literargeschichten, Journalartikel und Kritiken liest, so sieht man, daß sie an die Poesie An-

forderungen stellen, die gerade das Gegenteil von denen sind, die Schiller an sich selbst gestellt hat.

Jean Paul.

Jean Paul ist in Gedanken, ja in seinen Empfindungen erhaben, aber seine Phantasie ist gemein, sie malt nur niedrige Gegenstände mit Wahrheit, und gerade die Phantasie ist das Spiegelbild des Menschen. Gedanke und Empfindung zeigen nur, was er sich bestrebt zu sein; die Einbildungskraft gibt wieder, was er ist.

Jean Pauls Phantasie, so herrlich im Abspiegeln innerer Zustände, ist aber beinahe gar nicht geeignet zum Darstellen äußerer Handlungen, er übergeht sie daher auch häufig ganz kurz, und indes er die Ursachen bis ins kleinste ausmalt, werden die Wirkungen oft nur leicht angedeutet. Daher sind auch seine Werke da am schwächsten, wo das dramatische Element vorgreifend wird. Ich kann mir denken, daß ein Drama von ihm leicht das elendeste Machwerk sein könnte. Er neigt zur Miniaturmalerei hinüber, ein Dramatiker soll aber al fresco malen, schon Goethe tut es zu wenig. Shakespeare kann's und auch Calderon, dieses Anlegen großer Partien mit breiten Schatten und derbem Pinselrücken. Was mich an Jean Paul überhaupt anzieht, ist sein Verstand und sein Humor; seine Empfindung schwillt oft bis zum Ersäufen an, und seine Phantasie verflattert leicht bis zur Bildlosigkeit, d. h. bis zur Unphantasie. Wenn er gern in Bildern denkt, so malt er dafür auch manchmal mit Begriffen.

Tieck.

Tieck, ein geistreicher Mann. Diese Bezeichnung zugleich als Lob und als Tadel ausgesprochen. Das will sagen: er hat Geist, wo Geist vonnöten; er hat aber auch beinahe nur Geist, wo es auf Empfindung antommt. Sein poetisches Talent äußerst schwach und ohne alles Ursprüngliche, ausgenommen im Auffassen und Wiedergeben komischer Bezüge und Charaktere. Komisch ist beinahe nicht das rechte Wort. Die Herausstellung und Verspottung des Abgeschmackten ist sein eigentümliches Feld. Dagegen ist das eigentlich Poetische, d. h. in schöner Steigerung Empfundene, bei ihm fast durchaus nur angebildet. Goethe rühmt einmal an sich die Gabe, Landschaften und andere Naturäußerlichkeiten mit den Augen dieses oder jenes bestimmten Malers anschauen zu können, und bezeichnet sich dadurch, nicht unbewußt, als Dilettant in der bildenden Kunst. Dasselbe kann man von Tieck in der Poesie sagen. Wenn er Shakespeare als eine Brille aufgesetzt hat, sieht er die herrlichsten Dinge. Deshalb hat er sich auch in diesen Meister so hineingelebt, der ihm einen Halt, gleichsam die Pappe hergibt, auf die er seine eigenen, umkippenden Papiermännerchen aufklebt. In früherer Zeit mußten ihm die Minnesänger, der Katholizismus, die Spanier ähnliche Dienste leisten. Am entschiedensten fehlt ihm der Sinn für alle und jede Form. Bei seiner Anlage zum Komischen hätte er ein guter Lustspieldichter werden müssen, wenn nicht sein haltloser Geist sich in der Formlosigkeit, als seinem eigentlichen Elemente, bewegte.

Er kann nichts machen (ποιειν, ποιητης). Keine Epopöe, kein Drama, keinen Roman, ja kein lyrisches Gedicht, in dem der Gedanke scharf abgeschnitten, auf gleichen Flügeln des Rhythmus lerchenartig emporschwebte. Ein geistreicher Skizzismus der Ausdruck seines Talents. Hierzu kommt noch der Mangel eines Innern. Ich weiß nicht, ob Wahr und Falsch für ihn Gegensätze sind, oder Gut und Böse. — Er ist ein guter poetischer Farbenreiber, wollte Gott, er wäre auch ein Maler.

A. W. Schlegel.

Zwei der gefährlichsten Bücher für einen noch ungeübten Verstand sind Smiths Werk über den Nationalreichtum und A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, dadurch nämlich, daß sie mit den richtigsten Details die falschesten Prinzipien verbinden, dadurch, daß sie beschränkt gültigen Sätzen eine Allgemeinheit geben, die sie verwerflich macht; daß sie Systeme bauen wollen, wo die Grundlagen noch gar nicht gewiß sind. Von Schlegels Werk möchte ich sagen: es enthalte keinen einzigen ganz falschen, aber auch nicht einen ganz wahren Satz.

Friedrich Schlegel.

1822.

Dieser Friedrich Schlegel, wie er jetzt duselt und frömmelt, ist doch noch immer derselbe, der er war, als er die scheußliche Lucinde schrieb. Ich habe ihn ganz kennen lernen, bei einem Mittagsmahl, das vor vier Jahren, als ich in Neapel war, der Hamburger Kaufmann Nolte uns beiden gab. Wie er fraß und soff und, nachdem er getrunken hatte, gern mit dem Gespräch ins Sinnliche jeder Art hinüberging, wie er über mich lachte, als, da die Rede auf seine Lucinde kam, ich versicherte, ein Mädchen würde mir unerträglich sein, wenn sie ohne Schmerz daran denken könnte, sich ergeben zu haben. Dieser Mensch könnte jetzt noch einen Ehebruch begehen und sich völlig beruhigt fühlen, wenn er dabei nur symbolisch an die Vereinigung Christi mit der Kirche dächte. Bei diesen neuen Mystikern wirkt das Christentum durchaus nicht aufs Praktische. So wie nur ein wissenschaftliches Bedürfnis sie darauf hingetrieben hat, so ist die ganze Wirkung desselben auch nur ein theoretischer Glaube, und indem sie sich mit Gott vereinigt denken, glauben sie den Gang

ihres Lebens ebenso nur all' ingresso betrachten zu dürfen, wie man das Wirken der Vorsehung in der Natur anzusehen genötigt ist, wo selbst das Üble als ein notwendiges Mittelglied zum guten Hauptzwecke allerdings sich zeigen darf.

Novalis.

Novalis-Vergötterung des Dilettantismus. Ein Franz Sternbald, Objekt und Subjekt zugleich. Ein Wilhelm Meister, ohne Freibrief, in seinen Lehrjahren verfangen ewiglich.

Daß die Deutschen diesem schaukelnden Träumen, dieser bild- und begrifflosen Ahnungsfähigkeit einen so hohen Wert beilegen, ist eben das Unglück dieser Nation. Daher kommt es, daß sie sich so gern jedem Irrtum in die Arme werfen, wenn er nur irgend einen Halt darzubieten scheint, an den sie jenes flatternde verworrene Gewebe anknüpfen können. Daher kommt es, daß von zehn zu zehn Jahren die ganze Nation mit einem Schlage ihr geistiges Glaubensbekenntnis ändert und die Götzen des gestrigen Tages (Schelling) heute wie Schatten von Verstorbenen umherwandeln. Unmännlich! Herabwürdigend! Sie glauben, das sei etwas ihrer Nation Eigentümliches, aber andere Völker kennen diesen Zustand auch, nur werden bei ihnen die Knaben endlich Männer. Ich spreche hier nicht als einer, dem dieser dumpf träumende Zustand fremd ist, denn er ist der meine. Aber ich erkenne wenigstens, daß man sich aus ihm herausarbeiten muß, wenn etwas geleistet werden soll. Mönche und Klausner mögen „Hymnen an die Nacht" heraustönen, für tätige Menschen ist das Licht!

Zacharias Werner.

Die Mutter der Makkabäer.

Was der Gefangennehmung der Salome vorausgeht, kann nur als Exposition betrachtet werden. Dadurch wird der Knoten nicht geschürzt und nichts zur Lösung beigetragen; nur die Lage und die Gesinnungen der Hauptpersonen werden anschaulich gemacht. Es reicht also die Exposition bis zum vierten Akt, woher es kommt, daß die Fabel keine Ausdehnung (μεγεθος des Aristoteles) hat. Es kann nämlich Salomes und ihrer Söhne Flucht nach der Höhle für keinen Schritt zur Zustandebringung der Handlung angesehen werden, da es für das Ganze gleichgültig ist, ob Salome in der Höhle oder in der Hütte gefangen wird. Selbst die Enthüllung der Verbindung, in der Judas mit den verräterischen Großen des Antiochus steht, trägt zum Gang der Handlung nichts Wesentliches bei, da sie in Salome keinen Entschluß und keine Tat bewirkt. Hier ist der Punkt, wo der Fehler des Ganzen liegt. Wenn Salome, um der Sache der Ihren das doppelte Schreckn is zu ersparen, daß entweder der Feldherr seinen Schwur breche, oder teilnehmen müsse an dem Verrate von Antiochus' Höflingen, wenn Salome da . . .

Werner gibt in seiner Vorrede zu Silberts Übersetzung des Thomas von Kempis ein Mittel an, wie man nach Jägerart binnen vier, acht oder zehn Tagen par force Vorstehhunde Jesu Christi dressieren kann.

Das Wort Halleluja wird darin als Einschiebwort gerade so gebraucht, wie das Juhu! auf Bauernhochzeiten. Z. B. der Halleluja, nicht mehr verlorene Sohn.

Es wäre interessant, zu wissen, ob Werner den historischen Vorbericht zu seinem Kreuz an der Ostsee selbst geschrieben oder durch einen Freund hat schreiben lassen. Im ersten Falle sticht der kühle Ton, in dem er daselbst vom heiligen Adalbert, dem Bischof Christian, dem katholischen Wunderglauben und dergleichen spricht, ungemein von der fanatischen Weise ab, wie dieselben in dem darauffolgenden Schauspiele aufgeführt werden. Ja, diese Weise hat etwas Verrückt-Kirchlichdogmatisches, daß sie in dem Munde eines, dem diese Weise nicht Glaubenssache ist, schlechter als verrückt, eigentlich abscheulich wird. Übrigens wie viel Vortreffliches in diesem Stücke. Werner war der Anlage nach bestimmt, der dritte große deutsche Dichter zu sein, er mußte viel dagegen arbeiten, um sein Geburtszeugnis unwahr zu machen.

Heinrich von Kleist.

Ich habe einige von Heinrich von Kleists (dessen, der sich erschoß) Erzählungen gelesen. Die Sujets sind interessant, die Erzählung ist gut, zum Teil vorzüglich, und doch wandelte mich ein äußerst widerliches Gefühl bei der Lesung an. Es ist offenbar die Haltlosigkeit, die Selbstzerstörung des Verfassers, die, aus allem hervorleuchtend, diesen Eindruck hervorbringt.

Fouqué.

Ein neuer Beweis, wie sehr die Idee vom Schicksal mit unserer ganzen Denkweise verknüpft ist, gibt Fouqué, derjenige unter den neueren Dichtern, der die Religion wieder Mode gemacht hat. In seinem: Karl dem Großen sagt er, bei Erwähnung von Pipins Tode, mitten unter den salbungsvollsten Sprüchen:

Ich weiß nicht, war es Schicksals neid'ges Hassen,
Schon jetzt den Held zu fällen.

Um so komischer, als bald darauf folgt:

Der König starb ergeben
Vertrau'nd der Christes Hulden.

pag. 111 und 112.

Wie dieser Fouqué den Skoff hinwirft und in seiner rohen Gewalt wirken läßt als Stoff; und weil nun die Leute beim Lesen eine Wirkung spüren, so meinen sie ein Kunstwerk vor sich zu haben; aber eine Hinrichtung wirkt auch. Da ist keine Verbindung der Teile, keine strenge Motivierung der Leidenschaften, und weil es in der Natur Wirkungen gibt, deren Ursachen sich oft nicht nachweisen lassen, so glaubt er, es ginge auch in der Kunst so, indes die Kunst gerade darin besteht, dasjenige, was in der Natur als unzusammenhängende Teile erscheint, zu verbinden als ein Ganzes. Daher bewegt er sich auch so gern in der Zauberwelt, weil hier ein, das Verschiedenartigste leicht verbindendes Gefühl des Wunderbaren in der Brust des Lesers dem Dichter die Mühe des Verknüpfens am besten erspart. Nur wo die Natur selbst schon poetisch geworden ist und als Mythe und Sage aus der Vorwelt herüberklingt, wird er durch Aneignung dieser Naturpoesie, poetisch. Überhaupt hat er nie unmittelbar aus der Natur geschöpft, sondern immer nur fremde Behandlung der Natur nachgeahmt. Sein Name wird noch vor seinem Leben aufhören. Das wird mir vorzüglich deutlich bei Lesung seines Alboin.

Chamisso.

Wie hat mir dieser Peter Schlemihl von Chamisso gefallen, als ich ihn vor Jahren das erstemal las. Ich habe ihn jetzt wieder in der Hand und kann nicht weiter lesen. Ist das Buch wirklich, bei einer ungezweifelt sehr guten Grundidee, schlecht gemacht (wie fast scheint), oder ist meine Phantasie so trocken geworden?

Überhaupt muß dieser Chamisso jetzt für einen namhaften Dichter zählen. Ein guter Mensch ist er wenigstens, wie ich weiß, und ein poetischer dazu.

Eine barocke, um nicht zu sagen romantische Idee beim Luzian (νεκυομαντεία), daß der Schatten des Menschen ihn in der Unterwelt über seine Vergehen anklagt. Der Keim zu Chamissos Peter Schlemihl liegt wohl in diesem luzianischen Dialog.

Öhlenschläger.

Ich habe Oehlenschlägers neuestes Trauerspiel Hagbarth und Signe im Manuskript gelesen. Es hat mich entzückt. Diese Gesondertheit, dieses individuelle Hervortreten der Charaktere, die Heiterkeit, mit der selbst die Mißtöne des Schmerzes in der allgemeinen Harmonie des Ganzen zerfließen, ist einzig, und wenn man Oehlenschlägern persönlich kennt, glaubt man immerwährend sein großes helles blaues Auge wie ein ausgleichendes Aug' Gottes über dem Ganzen schweben zu sehen. Mit alledem scheint mir der Eindruck dieses Trauerspieles, wie aller dramatischen Werke Oehlenschlägers überhaupt, mehr ein allgemein poetischer als ein eigentlich dramatischer zu sein. Sie haben durchaus etwas Balladenmäßiges und verlieren häufig zu sehr auf dem schwankenden Boden der Phantasie. Ich kann mir diesen Unterschied selbst nicht recht klar machen. Aber z. B. in Hagbarth und Signe wird ersterer gefangen. Er zerreißt die Bande, die man ihm anlegt, und die Königin kommt auf den Gedanken, ihn mit einer von Signes Locken zu binden. Es geschieht, und Hagbarth preist gebunden sein Glück. Das ist eine äußerst liebliche Idee; aber, wie mir dünkt, bloß für die Ballade, nicht auch fürs Drama. Nur in dem halb träumenden Nachempfinden einer Ballade kann dieser Zug wirken, wo wir uns von dem, was geschieht, kein deutliches Bild machen, wo Sehen, Empfinden, Vorstellen und Denken ewig ineinander fließen, und das Bild, das vor uns schwebt, weniger ein Werk der Anschauung als ein Produkt aller Gemütskräfte zusammen genommen ist. Beim Lesen des Drama hingegen (vom Zuschauer versteht sich's ohnehin) wollen wir ein körperlügendes Bild vor uns haben; eine eigentliche Anschauung (wenn auch nur der Phantasie), scharf von allem neben sich abgeschnitten. — Wendet man das auf jenes Beispiel an, so zeigt sich, daß das Binden mit der Locke in der Ballade unvergleichliche Wirkung tue, weil wir hier das Bild nur halb außer uns hinzustellen brauchen, die andere Hälfte aber in uns durch das Gefühl ausmalen lassen. Wer hat noch keine Locke von der Geliebten empfangen? Wie wert war sie uns! Wie haben wir sie auf dem Busen getragen, geküßt! Das fällt uns alles dabei ein, und wir sind entzückt. Aber im Drama! Eine Locke ist uns für die Anschauung ewig ein Büschel Haare, und ein Haarzopf nichts weniger als ein reizendes Bild. Man versuche es einmal und male sich das Bild ganz aus. Ich frage jedermann: wenn er in einem Drama einen Liebhaber aufzuführen hätte, der ein Andenken seiner Geliebten an den Mund drückt, was würde er für dieses Andenken lieber wählen, einen Ring oder eine Locke? Ganz gewiß das erstere; und doch ist uns eine Locke, gleichsam ein Teil der Person der Geliebten, so teuer, und welche Erinnerungen knüpfen sich daran! Ja wohl für den Geliebten, aber auch für einen dritten? — Etwas Ähnliches kommt noch in demselben Stücke vor. Hagbarth nimmt Abschied, pflückt ein Blatt von Signes Kranze und steckt es in den Busen. Gut in der Ballade, da ist ein Blatt zarter, schöner als der Kranz selbst. Aber im Drama. Hier muß es offenbar der ganze Kranz sein. Denn welches ärmliche Bild für die eigentliche Anschauung nur ein einzelnes, halb formloses Blatt. — Ich glaube recht zu haben, obschon ich mir's selbst nicht recht verdeutlichen kann.

Bettina von Arnim.

Dies Buch gehört dem König. Als Motto sollte man darüber setzen die Worte der Frau Rat S. 496: So Redensarten, die nach etwas lauten und gar nichts bedeuten, kann ich nicht leiden. Die Frau Rat ist, wo sie allgemein wird, über den Hegel gekommen und taumelt, hat aber, um ihr eigenes Bild zu brauchen, die leeren Flaschen gleich den vollen versiegelt und kann sie jetzt selbst nicht mehr unterscheiden. Wo sie dagegen das einzelne bespricht, ist es nichts als der seit Rousseau oft wiederholte Versuch, die Individualität gegenüber dem Ganzen geltend zu machen, wobei aber übersehen wird, daß das Individuum in seiner jetzigen Fassung neun Zehntteile seines Wertes durch die nur als Teil des Ganzen möglichen Fortschritte gewonnen hat. Dies Buch ist nicht gefährlich, ein Hüter bewacht es: die Langeweile. Wer es auslesen kann, dem ist es nicht schädlich, und wem es schädlich wäre, der kann es nicht auslesen. Damit ist nicht gesagt, als ob kein Geist in dem Buche wäre. Aber das Geistige kann nur durch den Gehalt oder durch die Form wirken. Beide Elemente jedoch sind hier zu schwach, um jedes für sich zu bestehen oder auch nur sich zu unterstützen. Erlaubt es zu lesen, das Buch verbietet sich selbst.

Gesammelte Gedichte von Rückert.

Zum Anfang 1 und 2. Sind keine lyrischen Gedichte. Diese, besonders was sich dem Liede nähert, sollen sein, was die Kantilene in der Musik ist, Melodien, von denen der Gedanke eingehüllt, ohne Anstoß in die Empfindung eingeht. Hier ist aber der Ausdruck rauh und holperig, der Gedanke muß sich ungeleitet, mit Gewalt den Weg bahnen.

Die zwei und der dritte. „Phantasie, das ungeheure Riesenweib." Schlechtes Bild. Das ganze Gedicht unbedeutend.

Dichterselbstlob. Besser, gut, ungeformt.

Griechische Tageszeiten. Die erste Hälfte matt, die zweite gut. Der Ausdruck wird warm. Dennoch löst sich auch dieses nicht bestimmt und plastisch genug ab, sondern bleibt neblig auf die Tafel des Gemütes aufgetragen. Ein lyrisches Gedicht soll wie ein Vogel, aller Welt erkennbar, in die Luft steigen und singen, das ist aber ein Gefäusel und Gesurre wie von unscheinbaren Aolsharfen und anderen dergleichen saitenbezogenen Bretterkästen.

Die sterbende Blume. Hübscher Gedanke, matt ausgedrückt.

Angereihte Perlen. Anfang schwach, dann besser. Einige vortrefflich. Sinkt zu Ende wieder.

Emblem, Alexanders Vermächtnis, Dschelaleddin. Unbehilflich —

Terzinen. Das Geschraubte dieser Versmaße sagt dem Verfasser zu, er bewegt sich leichter, da wo jeder andere schwer, sowie umgekehrt; die Gedanken ohne schlagende Unmittelbarkeit, der Ausdruck neblicht.

Frühlingshymne. Ohne Feuer als im Reime. Pelzig, bamstig, sagt der Österreicher.

Hamasa. Breit unerquicklich.

Künstlerfest in Rom. Viel Gutes. Ermüdet aber wie alle.

Von den Parabeln die erste, die beste.

Chidher. Gut. Der betrogene Teufel mag mitgehen. Die Scheidungsbrücke schwach.

Adler und Lerche, Goethen nachgeahmt, fährt aber schlecht bei der Vergleichung.

Das Paradies. Schlecht gemacht.

Das Abendlied fängt an:

Ich stand auf Berges Halde,
Als Sonn' hinunterging.

Was ist das für eine Sprache? Deutsch nicht.

Der Hahn, der Schmetterling, nu, nu!

Der Wintertag, ein kalter Gedanke, sonst ziemlich gut.

Adventlied. Gut, wie ein alt-lutherisches Kirchenlied.

Lüfteleben. Nicht viel. Daß er in alle diese schwachen Lieder zur Letzt sich selbst, den Freimund, hineinmischt, herzlich abgeschmackt. Man könnte es sogar anmaßend finden.

Der Traum. Nichts.

Minerva und Vulkan hat gute Stellen. Der Schluß ungemein selbstbewußt.

Die nackten Weisen. Gut, der Schluß ungefüge.

Für die sieben Tage. Gut, besonders Nr. 1.

Reisegebet. Gut bis auf einige gezwungene Reime und den Freimund zum Schluß. Ich verabscheue diese Ghaselen.

Führung. Wenn Gott dem Freimund im 40. Lebensjahre die Irren aufgelöst, so hat er ihm dafür die Verse beträchtlich verschlechtert.

Das Kind der Traube. Das beste der bisherigen.

Frühling Liebster. Der Gedanke schön, auch die Ausführung zum Teile wohl geraten.

Sonne und Rose. Der Hauptgedanke gesucht, die Ausführung vorzüglich.

Zum Schlusse. Schönes Gedicht.

Es ist, als ob die verschlungene Form diesem Geiste Haltung gäbe. Er hätte sich an ein großes erzählendes oder vielmehr beschreibend-meditierendes Gedicht machen sollen. Das eigentlich Lyrische sagt ihm nicht zu, das ungekünstelt Natürliche ist nicht sein Fach.

Daher auch Edelstein und Perle wirklich schön, bis auf das Loblied, das sie der Liebe singen, und den Spruch, den die Liebe selbst singt, der höchst elend ist, eben weil hier wahres Gefühl und ungehemmte Begeisterung ausgesprochen werden soll. Das Unmittelbare fühlen die Deutschen höchstens noch, der Ausdruck desselben ist ihnen aber fremd geworden.

Ob zuletzt die Verwandlung und Rückwandlung von Mädchen, Perle, Edelstein, Kerze gut

oder schlecht ist, weiß ich nicht. Das Gedicht hatte mich, trotz großer Schönheiten, endlich so ermüdet, daß der Schluß ins Leere ging, und so Urteil als Empfindung verstummte.

Man kann den Troubadour beneiden, der derlei behaglich vor sich hin dämmert, das Publikum aber, das davon entzückt ist, steht entweder beträchtlich über oder unter der gewöhnlichen Lebenstüchtigkeit.

Liebesfrühling Nr. 4 sehr gut. Diese Selbsthuldigung gegenüber seiner Geliebten tut weh. Die Liebesgabe ist, weiß Gott, nicht so groß, daß das schwindsüchtigste Mädchen die Last nicht sollte ertragen können. Der größte Teil dieser Gedichte — poetisches Geschäftskonzept; derlei arbeitet sich wie Akten auf der Kanzlei. XVII. Doch gar zu arg die Stelle für ein Liebesgedicht:

> Ja, nicht mehr zu retten
> Fühl' ich schon die Ketten
> Deiner Arm' um mein Genick.

XXXIV. Ein schönes Gedicht, vielleicht das lyrischste in dem ganzen Bande.
38 und 39. Schön. 42, 43.

Zweite Folge. 7 Gut. 23 und 24 schofel. 34 Schade um einiges, der größte Teil ist schön, ja sehr schön. Von den sämtlichen Gedichten Rückerts werden die sieben magern die sieben fetten fressen, und nichts wird übrig bleiben.

Edelstein und Perle, doch das beste in der ganzen Sammlung. Sonst einzelnes Gutes. Das Ganze macht einen beengenden Eindruck. Mußte ablassen noch vor dem Ende. Zum Schluß noch die den Schluß bildenden Volkssagen gelesen, die schlecht; und die Märlein, die erbärmlich sind.

Adolf Müllner.

Viele haben in der Schuld von Müllner ein Fatum finden wollen, das zur Tat antreibt, ich finde vielmehr darin die Spuren einer Art Fatum, welches nach geschehener Tat sich wirksam zeigt; wie nämlich, wenn das Sträfliche geschehen, die ganze Natur auf den faulen Punkt hinzuzielen scheint, sich Unmögliches aneinander kettet, und alles, was ist, wird und geschieht, sich in eine furchtbare Beziehung auf das Verbrechen setzt. Ich nenne diese Verkettung eine Art Fatum, da es kein Ausfluß einer richtenden Gerechtigkeit sein kann, denn für einen begangenen Mord durch das Bewußtsein eines Brudermordes strafen, darin ist wohl kein Verhältnis, was doch die Idee von Gerechtigkeit voraussetzt. In dem, was ich eben gesagt, glaube ich, daß der Grund der unbeschreiblichen Wirkung liegt, den die Schuld auf jedes wirkende Herz macht. Wie sich hieran die Idee einer der Tat vorhergehenden Notwendigkeit (Fatum, das der Dichter kaum abstreiten kann) knüpfen läßt, ist mir nicht klar, aber die Verknüpfung kann nicht ganz falsch sein, da ihre Wirkung so erstaunlich ist. — Die Römer nannten die Dichter vates.

Ich habe damals, als die Schuld von Müllner erschien, gesagt: das Stück ist unendlich mehr, als sein Verfasser. Er wird nichts mehr schreiben, was diesem Stücke auch nur nahe käme. Ob sich das auch wohl bestätigen wird? Ich glaube: ja. Wenn ich mir die Gründe jenes Urteils deutlich zu machen suche, so war es der vierte Akt der Schuld selbst, der mich es fällen ließ. Die außerordentliche Disharmonie und Außerwesentlichkeit desselben in bezug auf die drei übrigen lassen bei diesen letzteren so ziemlich auf einen glücklichen Wurf schließen

Wenn mich irgend einmal Müllner zwingen sollte, gegen ihn zu schreiben, so würde ich zum Motto nehmen: „Wer sich aber rühmet, der rühme sich des Herrn. Denn darum ist einer nicht tüchtig, daß er sich selbst lobet, sondern daß ihn der Herr lobet." Paulus 2. Brief an die Korinther, 11. Kap., 17. und 18. Vers.

Die Albaneserin.

Albana hat selbst, als Enrico krank war, in ihren Armen lag, als sie seinen üppigen Phantasien das leicht verletzte weibliche Ohr geliehen, ihn nicht über ihre spitzfindigen Empfindungen aufgeklärt?

Nach allem dem, dessen sich Enrico schuld glaubt gegen den Bruder, nachdem er, wenn auch schuldlose Miturſache seines Todes gewesen, spielt sein Wahnsinn mit üppigen Bildern?

Dieser Leontio ist kein Narr, sondern ein Verrückter mit einem Beigeschmack von Dummkopf. Indes er manchmal den Zustand seines Gebieters tief zu fühlen scheint, macht er sich manchmal über ihn während seines Wahnsinns lustig.

Börne

Wenn dieser Börne streitet, ist etwas in ihm, was an Lessing erinnert.

Heinrich Heine.

Heine ist für jeden Fall eine sehr begabte Natur. Erstens hat er viel Verstand, eine neuerer Zeit unter den deutschen Literatoren sehr seltene Eigenschaft. Sein Talent ist vorzugsweise satirisch, verspottend, in welcher Richtung auch seine Einbildungskraft höchst objektiv, bildlich ist. Was seine Poesie, als Ausdruck der Empfindung, betrifft, so hatte er wohl in seiner Jugend, der überhaupt edlere Gefühle eigen sind, poetische Erhebungen, die, verstärkt durch den Einfluß fremder Produktionen, namentlich Goethes, einige wahrhafte Gedichte zustande brachten. Das verlor sich bald, und erst am Ausgange eines dissoluten Lebens, aufs hoff-

nungslose Krankenlager geheftet, kam eine abgenötigte Einkehr in sich selbst, eine Erinnerung an die Jugendgefühle, vielleicht ein Wunsch, die eigene Nichtswürdigkeit vor sich selbst zu verbergen, über ihn, daher man auch von seinen Versen nur die ersten (in den Reisebildern) und einige seiner letzten als Gedichte ansprechen kann, indes man die aus der mittleren Zeit, wenn sie nicht verspottend sind, geradezu als schlecht bezeichnen muß. Wie es aber mit der Wahrheit der Empfindung, der eigentlichen Quelle der Poesie, bei ihm steht, zeigt sich schon daraus, daß er die scheinbar wärmsten Ergüsse meistens durch eine Unfläterei oder ein hanswurstisches Anhängsel selbst wieder vernichtet und lächerlich macht.

Graf Platen.

Dieser Graf Platen kann gewissermaßen als ein Prototyp der neueren Deutschen gelten. Nicht als ob sie alle so gute Verse machen könnten, als er, nicht als ob sie alle so viel Geist hätten, als er; aber darin gleichen sie ihm alle, daß sie mehr oder weniger gut sind, wenn sie sich schreibend in eine andere Natur hineindenken; schreiben sie aber aus ihrem eigenen Wesen heraus, erbärmlich. Hat so ein Matador den Aristophanes oder Shakespeare als Brille aufgesetzt, so sieht er die bewunderungswürdigsten Dinge, er fühlt ganz wie ein Zeitgenosse des Perikles oder der Königin Beß; wenn er aber als Herr Platen oder Herr Immermann fühlen soll, als Deutscher des neunzehnten Jahrhunderts, als Mensch statt als Buch, so geht alles leer aus.

Es ist etwas Trockenes und Dürres in Platens Gedichten. Nicht als ob ihm Empfindung abginge, aber er empfindet nicht, während er schreibt, sondern schreibt, wenn er schon empfunden hat.

Gedichte des Königs von Bayern.

Die Gedichte eines Königs sind aus einem ganz anderen Gesichtspunkte zu beurteilen, als die des übrigen Haufens der Sterblichen. Bei einem Dichter aus dem Privatstande ist, was er etwa bei seinem Gedichte gedacht, ganz gleichgültig und nur, was er gegeben, darf berücksichtigt werden. Bei dem dichtenden Könige ist das Gegebene nicht das Wichtigste; was er dabei gedacht, ist die Hauptsache und beglückt in seinen Wirkungen ein hoffendes Land.

Von einem Dichter als solchem fordern wir vor allem Originalität, Eigentümlichkeit der Weltanschauung. Byron, wo er irrt, ist größer als Southey, wo er recht hat. Die seinem Gedichte unerläßliche Wahrheit ist die subjektive. Die Gedanken und Ansichten eines Königs müssen objektive Wahrheit haben. Angeeignete besser als eigene, wenn sie richtigere sind.

Freiligrath.

Freiligraths Gedichte. Diese Gedichte sind wie ein schönes Theater mit prächtigen Kleidern und Dekorationen, aber ohne Schauspieler. Oder wie die Welt, ehe noch der Mensch erschaffen war.

Wolfgang Menzel.

Gelesen: Narcissus von Wolfgang Menzel. Dieser Mann ist wirklich ein Stück von einem Dichter, wenn nicht ein wirklicher ganzer. Ich hätte es kaum geglaubt. Sein: Rübezahl erschien mir als völlige Verstandespoesie, eine Aufgabe des kalten Witzes, der auch allein bei der Lösung oder Nichtlösung interessiert war. Nicht viel anders ist von vornherein dieser Narcissus. Ein psychologischer Zweifel des alten poetischen Königs über die Möglichkeit der Ausgleichung des Widerstreites von Liebe und Selbstliebe leitet das Stück ein, und so geht es völlig begriffsweise durch etwa drei Akte durch. Glücklicherweise aber vergißt gegen die Mitte der Dichter gewissermaßen seine Aufgabe und führt den Gegenstand immer mehr individuell fort. Das will nicht sagen als wäre der Fall von Narcissus und Armida nicht von Anfang bis zu Ende mit der bewunderungswürdigsten Konsequenz durchgeführt, aber er verliert nach und nach seine Beweiskraft für die zu erörternde Frage und bildet zuletzt eine interessante Ausnahme, statt einer langweiligen Regel. Man ist dem Zufalle, oder vielmehr der stufenweisen Erwärmung des Dichters viel Dank schuldig, für dieses Vergessen. Der glückliche Wendepunkt tritt ein, wenn Narcissus und Armida die Personen wechseln. Von hier an Leidenschaft, Wahrheit (poetische), Poesie. Die Dichtung ist darin merkwürdig, daß sie sich aus dem Begriff entwickelt, der sonst häufig ihr Grab ist. (Begriff sage ich, denn die philosophische Idee ist für die Poesie auch nichts anderes als ein Begriff.) Calderon hat dasselbe Wagstück zwar auch oft versucht, ihm stand aber auch ein plastisch belebender Formsinn zu Gebote, der hier so ziemlich fehlt. Das Stück spielt in der Gedankenwelt, aber man fühlt, wenn man auch nicht sieht. Die komischen Personen sind größtenteils mit Glück eingeführt.

Das junge Deutschland.

Man hat geglaubt dem Unwesen der sogenannten „jungen Literatur" (Gutzkow, Wienbarg, Laube usw.) durch ausdrückliche Verbote der verdächtigen Schriften ein Ende machen zu müssen. Das ist, abgesehen von dem Verwerflichen jedes solchen Verbotes, auch in literarisch-menschlicher Hinsicht ein Fehler und ein Schaden. Allerdings ist diese junge Literatur ein Unsinn, ja eine Verrücktheit. Aber wodurch soll denn die alte Verrücktheit bekämpft werden, als durch

eine neue? Die Zeiten sind selten, wo die Vernunft sich Platz macht, und ebenso selten die Männer, die das Reizlose des gesunden Menschenverstandes, der richtigen Ansicht geltend zu machen wüßten. In Ermangelung der Lessinge nun bleibt nichts, als einen Unsinn durch den andern beschränken. Die faselnd-mittelalterliche, selbsttäuschend-religiöse, gestaltlos-nebelnde, Tiedisch- und Menzlisch-unfähige Periode hat lange genug gedauert, und wie denn das neue Schlechte immer schon darum besser ist als das schlechte Alte, weil wenigstens die Verjährungszeit des letzteren durch den Einspruch unterbrochen wird, so hätte man froh sein sollen, in der Unverschämtheit der neuen Apostel einen Damm gegen die Anmaßung der bisherigen zu bekommen. Übrigens hat diese junge Schule bei aller Verächtlichkeit eine löbliche Eigenschaft, die gegenwärtig in Deutschland sehr fehlt, eine, wenn auch täppische, Geradheit nämlich. Sie macht sich keine Illusionen. Sie ist frech, weil das Zeitalter frech ist; irreligiös, und die ganze Religion der Zeit ist Selbsttäuschung oder Heuchelei; sie sagt, was sie denkt, indes man in Deutschland häufig nichts denkt bei dem, was man sagt. Insofern wäre sie also allerdings als eine Art Pferdekur zu brauchen gewesen. Gerade weil sie verächtlich war, konnte sie wenig Schaden tun und mußte ein baldiges Ende nehmen. Ließen die Menschen nur erst die Natur in ihren Gegensätzen ungestört auswirken, die Übel fänden bald ihre Heilung in sich selbst. Von Unsinn zu Unsinn geht der Bildungsgang der Welt, und in dem ewigen Zickzack kommt sie ewig ein wenig weiter. Durch unsaubere Ausleerungen führen sich die Krankheitsstoffe ab. Beim Individuum darf allerdings der Natur zu Hilfe gekommen werden, denn die Kraft und das Leben des einzelnen ist beschränkt, und für einen toten Patienten kommt jede Regeneration zu spät; das Geschlecht aber stirbt nicht aus, und der Frühling findet alljährlich seine Bäume.

Gutzkow.

Gutzkows Nero. Da ließe sich denn viel Gutes sagen, daß der Verfasser Geist habe, daß in diese frechen Verzweiflungslaute sich nicht selten die Poesie mische, daß, trotz aller Karikatur eine wenn auch nicht historische, doch anthropologisch scharfe, sinnige Auffassungsgabe durchs Ganze gehe. Man könnte viel Gutes sagen. Ich will es aber nicht. Denn genau genommen rührt der gegenwärtige Verfall der deutschen Literatur doch vornehmlich von der Geneigtheit des deutschen Publikums her, sich in poetischen Werken einzelnes gefallen zu lassen, statt einen Eindruck des Ganzen aufzunehmen; von der Eitelkeit, lieber seine eigene Sagazität zu zeigen, indem man Getrenntes verbindet, Schwankendes unterstützt, dunkel Angedeutetes hervorhebt, als sich mit unbefangener Hingebung die Herrschaft eines Autors in seiner Welt gefallen zu lassen. Auf diese Art entstand die Vorliebe für das Unfertige, das Skizzenhafte und von diesem zum Fratzenhaften sind zwar mehrere, aber unvermeidliche Schritte. Das Gefühl ist der heilige Wächter der Kunst, der Probierstein des Gefühls aber ist die Kontinuität seiner Momente, das Ununterbrochene des Eindrucks. So wie ein Heuchler dich in einzelnen Bewegungen leicht täuschen kann, fortwährend beobachtet, in nächste Nähe gezogen, aber das Gewicht seiner Aufgabe nicht immer mit gleicher Stärke zu tragen vermag, so wird auch das poetisch Gemachte, wenn es kein Moment überspringen darf, durch Abwesenheiten und Streiche ins Leere seine Schwächen nur zu bald verraten, und der Lügner steht da.

Es ist an Goethe hart getadelt worden, daß er sich der sogenannten romantischen Schule, ja den besseren Hervorbringungen derselben, den Genoveven und Oktavianen so hartnäckig widersetze; er wußte aber, wohin derlei führt, er wußte, daß eine Form, die sich von dem Stoffe beherrschen läßt, statt ihn zu beherrschen, den Keim der Fratze notwendig in sich trägt; wußte, daß nicht die Ausdehnung, sondern das Erfülltsein den Gehalt bestimmt; wußte, daß Künstler machen; andeuten und anregen aber die Sache der Stümper ist.

So hat anregend und aufreizend statt befriedigend die deutsche Poesie immer weiter um sich gegriffen und da, um Eindruck zu machen, der Stoff nur durch Überschwenglichkeit das ersetzen kann, was der Behandlung abgeht, so ist die Poesie endlich teils der Prosa verfallen, indem sie selbst das Streben aufgab, eine passende Form zu finden, teils der Fratze, indem sie in eine Form zu pressen suchte, was jede Bildsamkeit überragte.

Friedrich Hebbel.

In jedem Dichter ist ein Denker und ein Künstler. Hebbel ist der denkenden Aufgabe vollkommen gewachsen, der künstlerischen aber gar nicht. Oder mit anderen Worten: Der Gedanke macht sich bei ihm nicht im Eindrucke geltend, sondern in der Reflexion.

Jakob Grimm.

Jakob Grimm ist eine merkwürdige Individualität. Er ist der unschuldigste Schriftsteller, der je gelebt hat. Eine folgerechte Phantasterei, ein kindlicher Pedantismus macht den Gegenstand, den er nur zu erklären glaubt. Im Grunde schreibt er nur für sich. Ob man es lesen kann, ob man ihn verstehen und billigen wird, ist ihm gleichgültig.

Gebrüder Humboldt.

Es ist merkwürdig, mit welcher Leichtigkeit A. Humboldt (Kosmos II. Bd.) die Ansichten und Gemütsrichtungen unserer letzten Zeit, die denen seiner Mannesjahre so sehr entgegengesetzt sind, aufnimmt und sich aneignet. Das deutet auf eine große Frische des Geistes oder eine große Oberflächlichkeit.

Es kann wohl keinen größeren Gegensatz geben, als die Gebrüder Humboldt. Wilhelm der greulichste Pedant, Alexander dagegen die leichtflüssigste Natur, immer bereit, jahrelang gehegte Meinungen gegen neue Ansichten, freilich gegründete, aufzugeben. Letzteres kann eine große Geistesstärke sein, aber auch eine Oberflächlichkeit für das, was man Überzeugung nennt. Wenn man etwas mit seinem inneren Wesen verbunden hat, gibt man es gewöhnlich schwer auf. Wilhelm ist mir zuerst durch seinen Briefwechsel mit Schiller widerlich geworden und durch seine hölzerne Spekulation in Sachen der Kunst und Ästhetik.

Dieser Pedanterie widerspricht scheinbar sein Briefwechsel mit einer Frau, der allerdings vortrefflich ist. Ich glaube aber, er hat damals, über seine eigene Dürre erschrocken, sich ein sentimentales Zugpflaster auflegen wollen und daher auf gut Glück ein Frauenzimmer gewählt, mit dem er im Feuer exerzieren konnte. Endlich blieb er in der spekulativen Grammatik hängen, und in diesem Sandboden gedeihen seine Kartoffel.

Johannes von Müller.

Ich werde Johann Müllern immer als einen der ersten (vielleicht den ersten) Geschichtschreiber Deutschlands hochschätzen, aber lieben kann ich ihn nicht mehr, nachdem ich seine Briefe gelesen habe. Dies behagliche Wohlgefallen an sich selbst, dieses bis ins Lächerliche gehende Sparen der Zeit, nebst einer gewissen gelehrten Affektation in einem Alter von 22 Jahren sind mir unerträglich. Ich habe überdies nicht die beste Meinung von seinem Charakter.

Aus Müllers Briefen merkt man, daß er manchen langweiligen Folianten nur darum durchgelesen, um sich dann selbstgefällig sagen zu können: „Du bist doch ein ganzer Kerl, auch das ungeheure Buch hast du durchstudiert; das mag dir einer nachtun.“ Er mag wohl, nachdem er den herrlichen Plutarch gelesen hatte, gedacht haben: „Gott sei Dank, wieder mit einem Buche fertig!“ Ich beneide ihn wahrlich nicht um eine Gelehrsamkeit, die er auf solche Art erlangte.

Friedrich von Raumer.

Ich kenne nichts Traurigeres, als wenn die Ansichten eines Schriftstellers mit denen seiner Zeit so genau zusammenfallen, daß Null von Null aufgeht und gar kein Überschuß zurückbleibt. Ein solcher ist Friedrich v. Raumer. Man fordert seit Johannes Müller, ein Geschichtschreiber soll fest ausgesprochene Grundsätze haben, also hat er welche. Jesus Christus und seine Religion werden in Ehren gehalten. Ohne „Tugend“ sei nun schon gar kein Heil in den „Geschäften“. Ein begossener Winkelliberalismus bessert, so oft er den Rücken frei kriegen kann. Dagegen wird der Notwendigkeit historischer Pasen für die Entwicklung des Staatslebens nicht vergessen. Städteordnungen! Städteordnungen! obgleich Landesunordnung! Hätte Friedrich Raumer vor fünf Jahrzehnten geschrieben, wir hätten ein Siècle de Frédéric Hohenstaufen; von Papst Hildebrand nähme kein Hund ein Bissen Brot, und Jesus Christus wäre mit den Kreuzzügen zugleich in einen Brunnen gefallen. Drum ekelt mir vor diesem historischen Stutzer, obgleich sich manche seiner Sachen gut lesen und viel Gutes enthalten.

Lenau.

Lenaus Gedichte haben wunderliche Eigenschaften. Ein unleugbares poetisches Talent, das manchmal sogar ans Bedeutende streift. Der Vers gut gebaut, obwohl er sich selten bis zum Rhythmus erhebt. Der Verlauf der Empfindung oft untadelhaft, nur daß selten ein Ganzes der Empfindung daraus wird; denn wenn es nun darauf ankommt, die einzelnen Strahlen in einen Brennpunkt zu sammeln, schnappt das Ganze falsch ab, und irgend ein fern Herbeigeholtes oder Wunderliches stempelt, was wir bis dahin für gedacht und empfunden gehalten hatten, zur hohlen Grübelei. Der Ausdruck findet fast immer ein schickliches, selten aber das prägnante Wort. Dabei herrscht eine unselige Schwermut vor, d. h. eine solche, die sich nicht durch das Gedicht kopf-aufwärts befreien, sondern kopf-abwärts tiefer hineinarbeiten will. Das alles verbreitet einen Qualm über diese Gedichte, der mir wenigstens, bei aller Anerkennung, höchst widerlich ist.

Ferdinand Raimund.

Man hat oft bedauert, daß es Raimund, dem beliebten Volksdichter, an Bildung fehle; wenn diese noch dazu gekommen wäre, stünde der leibhafte Shakespeare noch einmal da. Ich glaube, es fehlt Raimund nicht sowohl an Bildung, als an der Fähigkeit, sich eine Bildung zunutze zu machen. Andererseits merken seine Bewunderer nicht, daß gerade dieser Zusammen-

stoß von geahnet Poetischem und gemein Unkultiviertem es ist, was den Hauptreiz von Raimunds Hervorbringungen ausmacht. Das Barocke ist sein Verdienst, aber sein großes Verdienst.

Der erste Band von Ferdinand Raimunds Werken ist erschienen. Je lebhafter im Publikum Wiens noch die Erinnerung an jenen vortrefflichen Zustand des Leopoldstädter Theaters rege ist, an jenes Zusammenwirken ausgezeichneter Talente, welche diese Bühne zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen im Kreise der deutschen Dramatik machten, je wärmer die Anhänglichkeit ist, welche dasselbe Publikum dem begabtesten unter diesen Darstellern, dem Verfasser der hier angezeigten Werke, widmete, um so erfreulicher muß eine Gabe sein, die, nachdem die Begeisterung des Augenblicks zu wirken aufgehört hat, nunmehr auch dem Urteil sein unbestreitbares Recht auszuüben gestattet.

Allerdings hat die vortreffliche Darstellung von Raimunds Stücken, seine eigene mit eingeschlossen, zu den glänzenden Erfolgen derselben vieles beigetragen; aber die Darstellung gehört auch dem Verfasser, wie die Schlacht dem Feldherrn gehört, ohne daß deshalb das Verdienst der einzelnen Krieger das geringste von seinem Werte verliert. Die glänzendste Tapferkeit ist wirkungslos, wenn ein leitender Geist ihr nicht die gehörige Stelle anweist, und der begabteste Schauspieler wird nie mehr leisten, als der wahre Dichter nicht etwa bloß gewollt (das wäre leicht), sondern selbst in die Rolle hineingelegt hat. Es gibt wohl dramatische Konzertstücke, die, bei schwacher Versinnlichung von seiten des Verfassers, dem Schauspieler Gelegenheit bieten, in der Entwickelung seines eigenen Talentes Halt und Verbindung zu suchen und zu finden; das sind aber nur, um in der Kriegssprache fortzufahren, gelegentliche Scharmützel, Überfälle, Husarenstreiche, deren Erfolg zur Würdigung des Feldherrn wie des Dichters eben nichts beiträgt. Der wahre dramatische Dichter sieht sein Werk darstellen, indem er es schreibt, und die Darstellung auf der Bühne kann ihn höchstens durch die Genauigkeit der Kopie angenehm überraschen.

So hat Raimund in seiner besten Zeit geschrieben. Aber diese beste Zeit war seinem Entwickelungsgange nach nicht seine erste. Er fing, durch die ungünstigen Verhältnisse sich selber Bahn brechend, damit an, eigentliche Theaterstücke (was ich oben Konzertstücke nannte) zu schreiben. Er wollte sich und seinen Kameraden Gelegenheit geben, ihre Darstellungsgabe an einem die Aufmerksamkeit fesselnden Kanevas zu zeigen, wo dann die eigentliche Ausmalung der Charaktere und Situationen dem Talente, ja der Persönlichkeit jedes einzelnen überlassen blieb. Ein wenig zu dieser Gattung gehört, man muß es gestehen, das erste der in dem vorliegenden Bande gebotenen beiden Stücke: Der Diamant des Geisterkönigs. Voll guter Einfälle, mit einer nicht unglücklich geführten Handlung, würde doch niemand, z. B. in dem leicht fizzierten Entwurfe der Geliebten des Bedienten Florian, jene Naturwahrheit und Grazie erkennen, welche die unnachahmliche Krones in diese Rolle zu legen wußte. Korntheuer spielte sich selbst, als er den Geisterkönig gab, und die Figur gewann dabei offenbar. Nichtsdestoweniger aber ist das Ganze auch im Lesen unterhaltend und lobenswert.

Was aber von Raimund oben Rühmliches gesagt worden ist, gilt in ganzer Ausdehnung von dem zweiten Stücke: Der Alpenkönig und der Menschenfeind. Man muß die Wüste der neuesten deutschen Poesie durchwandelt haben, gefühlt haben, wie Naturwahrheit und Leben aus dem begriffsmäßigen Gerüste talentloser Überschwänglichkeiten sich nach und nach völlig zurückzuziehen droht, um das Erquickende dieser frischen Quelle ganz zu empfinden. Zuerst der Gedanke des Ganzen, die etwas barocke Einkleidung des auf der Volksbühne auch der Form nach stationär gewordenen Zauberhaften abgerechnet, hätte selbst Molière eine vortrefflichere Anlage nicht erdenken können. Ein Menschenfeind — oder vielmehr, um den Namen für die Sache zu gebrauchen — ein Rappelkopf, dadurch geheilt, daß er sein eigenes Benehmen sich selbst vor seine eigenen Augen gebracht sieht: ein psychologisch wahreres, an Entwickelungen reicheres Thema hat noch kein Lustspieldichter gewählt.

Nun aber die Entwickelung selbst, die eigentliche Aufgabe der Poesie: die Belebung des Gedankens! Raimund hatte den Vorteil, in der wunderlichen Hauptperson ein wenig sich selbst kopieren zu können; aber auch alle übrigen Personen: dieser in seiner Langweiligkeit ergötzliche Bediente gegenüber dem schnippischen Stubenmädchen, durch einen natürlichen Antagonismus in immerwährendem Wechselspiel gegeneinander. Die Seelenreinheit, ja Seelenadel im Charakter der Gattin, deren natürlicher Sinn (es ist nicht zu sagen, wie viel Kunst darin liegt) selbst den im Stücke geforderten und von allen übrigen Personen unbedingt geteilten Glauben an den geisterhaften Alpenkönig nur als ein Halbfremdes aufnimmt. Die Tochter, anfangs nur leicht angedeutet, gegen das Ende zu aber immer bestimmter, eigentlich rührend ohne Sentimentalität. Jene Szene in dem „stillen Haus", der an niederländischer Gemäldewahrheit ich kaum etwas an die Seite zu setzen wüßte. Und das alles zu einer Einheit der Form gebracht die angeregt, festhält und das ganze Gemüt des Zusehers in den bunten Kreis hineinbannt. Überall Blutumlauf und Pulsschlag bis in die entferntesten Teile des eigentlich organischen Ganzen. Ich wollte, sämtliche deutsche Dichter studierten dieses Werk eines Verfassers, dem sie an Bildung himmelweit überlegen sind, um zu begreifen, woran es

unsern gesteigerten Bestrebungen eigentlich fehlt, um einzusehen, daß nicht in der Idee die Aufgabe der Kunst liegt, sondern in der Belebung der Idee; daß die Poesie Wesen und Anschauungen will, nicht abgeschattete Begriffe; daß endlich ein lebendiger Zeisig mehr wert ist, als ein ausgestopfter Riesengeier oder Steinadler.

Das Waldfräulein von Zedlitz.

Indem wir dieses Gedicht mit wahrer Befriedigung aus der Hand legen, danken wir dem Verfasser vornehmlich für zwei Dinge.

Erstens, daß er sein Werk in zusammenhängender, ununterbrochener Darstellung vollendet hat, statt jener fragmentarischen Stückelepik, die gegenwärtig Mode geworden ist, wo denn guckkastenartig ein Bild nach dem anderen eingeschoben wird, und man am Ende eine Reihe lyrisch-beschreibender Stellen vor sich hat, nie aber ein Epos oder überhaupt ein Ganzes. Denn das epische Gedicht wie das Drama will nicht nur gelesen, es will mitgelebt werden. Kein Leben aber ohne Zusammenhang. Non datur vacuum in rerum natura. Ja, dieses Fragmentarische ist gewöhnlich nur ein Auskunftsmittel für den Mangel an fester Anschauung und wahrer Empfindung von seite des Dichters. Denn wie der Lügner oder Heuchler uns in prägnanten Momenten künstlich täuschen kann, in fortwährender Nähe aber, bei einzelnen Übergängen und scheinbar gleichgültigen Anknüpfungen leicht der Unwahrheit und des Betruges überführt wird, so ist auch dem unklaren oder unwahren Dichter nichts gefährlicher als der Zusammenhang.

Wir haben zwar in letzterer Zeit das glänzende Beispiel eines zusammenhängenden epischen Gedichtes in Tristan und Isolde von Immermann. Dieser Schriftsteller aber hat schon von vornherein darin gefehlt, daß er einen brutalen, für die gebildete Empfindung ungenießbaren Stoff gewählt und ihn noch dazu an den gefährlichen Stellen: wie der Liebestrank u. dgl., nicht etwa symbolisch, sondern rein materiell und faktisch durchgeführt hat. Dann verschwindet selbst das Lob des Zusammenhanges, wenn man sieht, wie er Einzelheiten, als die Jagd, weitläufig, ob zwar meisterhaft darstellt, dagegen Hauptmomente, wie das Erwachen des verwundeten Tristan und die Verkehrung von Isoldens Haß in Liebe, geradezu überspringt. Da ist denn eben auch der Guckkasten. Man darf vielmehr dem geistreichen und talentvollen Immermann Glück wünschen, so sehr man seinen frühzeitigen Tod bedauern muß, daß er vor Vollendung dieses epischen Gedichtes gestorben ist. Es würde sich sonst gezeigt haben, was sich bei seinen Dramen, ja selbst bei seinen Romanen gezeigt hat, daß er allerdings imstande war, ausgezeichnete Szenen und Einzelheiten zu schaffen, aber kein Ganzes, gleich den übrigen, die er so treffend als Epigonen bezeichnet.

Es ist rührend und zugleich bezeichnend für seinen Standpunkt, daß er vor seinem Ende den Wunsch geäußert haben soll, Tieck möge das zurückgelassene Gedicht vollenden. Als ob Tieck in seiner besten Zeit derlei zu machen imstande gewesen wäre! Dieser Mann, Tieck nämlich (auch ein Epiker), ist überhaupt von dem nachteiligsten Einfluß auf die deutsche Poesie gewesen. Er hat die Bessern verdorben, indes die Tagesliteratur die Schlechten verschlechtert. Wie sein eigener Prinz Zerbino hat er die Poesie überall gesucht: in den Spaniern, in den Altdeutschen, in der Romantik, in der Mystik, in den Engländern und Italienern, und nirgends gefunden, weil er sie da nicht suchte oder vielmehr nicht fand, wo sie allein anzutreffen ist: in der eigenen empfindenden Brust. Sein Talent, aber sein großes Talent ist die Fratze, die Verspottung des abgeschmackten in eigentlich poetischer Weise. Sein gestiefelter Kater, sein Blaubart sind Meisterwerke in ihrer Art. Wo es aber auf ein Positives, Wahres ankommt, nimmt er proteusartig die Haut eines ausgebälgten Schriftstellers über und spricht aus ihm heraus, statt den Schriftsteller in sich aufzunehmen, das Beste desselben in den eigenen Lebenssaft zu verwandeln und dadurch zu eigener Produktion zu erstarken. So hat er den Shakespeare übergestülpt und will ihn mit Haut und Haar auf das deutsche Theater übertragen, ohne sich darum zu kümmern, ob die heutige Empfindungsweise sich den Bedingungen einer längst vergangenen anzuschließen vermöge oder nicht. Dasselbe hat er mit Calderon versucht und scheint Lust zu haben, auch Euripides nachfolgen zu lassen. Es ist aber vor allem nötig, daß die Menschheit im ganzen, das Publikum, seinen gegenwärtigen Zustand wahr und lebhaft empfinde; nur was es damit in Zusammenhang bringen kann, ist ihm lebendig. Für Totes oder mit Abstraktion empfinden ist nur die Sache des Gelehrten, der aber die Erweiterung seiner Grenzen leicht mit der Kompaktheit des Begrenzten bezahlt. Tieck verdient vor allem darum hier eine Stelle, weil man neulich in der Novelle ein Surrogat für das Epos hat finden wollen. Die Poesie hat aber mit der Prosa nichts gemein, die eine fliegt, die andere geht, die eine singt, die andere spricht. Ein eigentlich poetischer und poetisch konzipierter Gedanke würde sich aber in Prosa so abgeschmackt ausnehmen als ein prosaischer in Versen. Die Martyres von Chateaubriand und Jocelyn von Lamartine sind mir eben als Beispiele bei der Hand. Derlei Mischgattungen aber gefallen — außer denen, die sich eben damit amüsieren wollen — vor allem jenen Halbköpfen, die wahr und falsch, Freisinn und Beschränktheit, Vernünftiges und Traditionelles gern in einen Topf zusammenmischen und, unfähig, irgend etwas rein aufzufassen, alles zu haben glauben, wenn sie aus allem ein Nichts

zusammenbrauen. Tiecks Publikum besteht vor allem aus jenen falschen Goethianern, die den Mangel an Konzentration in den letzten Werken des größten aller Deutschen als ein völlig kongeniales Element für ihren eigenen Mangel an Wärme und Anteil betrachten.

Außer der rein poetischen, unzerstückelten Durchführung hat Zedlitzens Werk noch einen zweiten Vorzug: daß es uns mit jenem Ideenkram verschont, der die Hervorbringungen der neuesten Zeit so widerwärtig macht. Allerdings muß jedem Gedicht, wie jedem menschlichen Bestreben, eine Intention, ein Gedanke oder, in höchster Bezeichnung gefaßt, eine Idee zum Grunde liegen, andererseits aber soll das Gedicht ein lebendiges sein und alles Lebendig-Wirkliche ist ein Konkretum, der Gedanke aber oder die Idee ist und bleibt ein Abstraktes. Derjenige muß sich einer großen belebenden Kraft bewußt sein, der, wie Shakespeare und Lope de Vega selten, die alten Tragiker aber und Calderon häufig getan haben, eine Idee von vornherein als Träger seiner Handlung hinstellt. Glücklicherweise aber — um jene beiden Faktoren: Leben und Idee miteinander zu verknüpfen — findet sich, daß bei jedem vollkommenen Wirklichen, und wäre es nur ein Baum oder eine Landschaft, sich aus dem Beschauer heraus von selbst eine Idee dem Sinneseindrucke zugesellt, indes die Idee für sich allein nie und nimmer einen Körper, eine sinnliche Existenz gewinnt, und um letzteres wäre es eben zu tun; denn das Gedicht soll leben, es soll da sein, eine wenn auch nur Schein-Wirklichkeit haben. Große Dichter, wie Homer und Ariost, haben daher im Laufe ihres Werkes allerdings Gedanken in Fülle angeregt, den Abschluß aber, wie Gott es mit der Welt gemacht hat, mehr dem Gemütseindrucke des Ganzen, als irgend einer praktischen oder theoretischen Ideenspitze anvertraut. Aber, wie gesagt, beinahe ebenso große Dichter haben hiervon das Gegenteil getan, mit beinahe gleichem Erfolg; nur muß man eben ein großer Dichter sein, um diesen gefährlichen Weg mit Glück zu betreten. Nun kommen aber unsere neueren poetischen Stümper und raffen von allen Seiten Riesenideen zusammen, die, wie natürlich, ihnen nicht gehören, indes, was ihnen gehört: Darstellung, Formgebung, Belebung, so erbärmlich ist, daß man damit nicht eine Maus beleben könnte, viel weniger Elefanten, Drachen und sonstige Weltungetüme, die sie wie Haushühner aus Gedankeneiern ausbrüten. Es wird einem dabei zumute, als ob man Gassenbuben mit dem Degen Napoleons oder dem Zepter Friedrich des Einzigen spielen sähe.

Mit diesem Ideenkram hat uns nun Zedlitz in seinem Waldfräulein großmütig verschont. Es ist, als ob man einmal wieder eine Blume vor sich hätte, nachdem man sich lange von Medizinalkräutern hat anstinken lassen müssen. Es fehlt übrigens nicht an einem durchgehenden Gedanken, obwohl er vielleicht — um so besser! — dem Verfasser selbst nicht deutlich geworden ist. Der kunstsinnige Leser fühlt ihn, ohne ihn formulieren zu können oder zu wollen. Der Kunstsinn ist eben die Gabe, den Gedanken im Bilde und nur im Bilde zu genießen.

Nackt und für sich allein gehört die Idee der Wissenschaft oder der Phantasterei, welche beide mit der Kunst nichts zu tun haben. Die Herren Menzel und Gervinus, und wie die blödsichtigen Kunsthistoriker und Kunstphilosophen alle heißen mögen, werden freilich höchst ungehalten sein, von ihren volkstümlichen, vaterländischen, sozialistischen und utilitarischen Rezepten hier nichts in Anwendung gebracht zu sehen, wir raten aber dem Verfasser, sich um das sachunkundige Geplapper dieser Matadore, Totschläger (der Kunst nämlich) wenig zu kümmern.

Zedlitz scheint hier in seinem eigentlichen Fache zu sein. Er ist zwar früher im Drama glänzend aufgetreten, aber die strenggeschlossene dramatische Form dürfte seiner mehr lebhaften als konzentrierten Anlage weniger zusagen. Wenn er sich einen ausgedehnten epischen Stoff, ein Rittergedicht im eigentlichen Sinne, zum Vorwurf nähme, wo die Freiheit des einzelnen nicht durch die unverwandte Rücksicht aufs Ganze sich beschränkt und eingeengt fände, könnte er sein poetisches Streben mit dem würdigsten Abschlusse krönen.

Was nun das vorliegende Gedicht betrifft, so ist die zweite Hälfte entschieden besser als die erste. Es ist, als ob der Verfasser anfangs nicht den rechten Ton hätte finden können, als ob das Werk zur eigenen Unterhaltung begonnen worden wäre, ohne noch zu wissen, ob es je zu Ende kommen werde. Nach und nach aber wird die Darstellung freier, die Figuren treten schärfer heraus, und gegen den Schluß zu wird Waldfräulein ein wirkliches Individuum, eine Existenz. Ebenso ist der Vers anfangs knapp, alterümelnd, was man den neueren deutschen Dichtern verzeihen muß, weil sie keinen Rhythmus im Ohr haben und derjenige mit Recht eine fremde Form nachahmt, der in sich keine eigene findet; aber ein so vortrefflicher Versifikateur, als Zedlitz sich in seinen übrigen Werken gezeigt hat, muß auch in der Form wahr sein, d. h. diejenige gebrauchen, die dem Standpunkt der Zeit und seinem eigenen entspricht.

Die einzelnen Schönheiten des Gedichtes aufzuzählen ist hier nicht die Absicht. Der geneigte Leser mag es nur selbst lesen. Dazu auffordern und lächerlichen Einwendungen des Pedantismus zu begegnen, so viel und nicht mehr hat man gewollt.

Die hypochondrische und nur in ihren politischen Abirrungen, mitunter cholerische deutsche Poesie hat in diesem Gedichte einmal wieder ein sanguinisches Element gewonnen, und Erheiterung des Lebens ist ja die ursprüngliche und am Ende aller Ende die schönste Aufgabe aller Poesie.

Dem Andenken Schreyvogels (West).

Am 28. Juli 1832 starb hier zu Wien als ein Opfer der schrecklichen Cholera, nach einem kaum vierundzwanzigstündigen Krankenlager, der pensionierte Sekretär des kaiserlichen Hoftheaters, Joseph Schreyvogel, der Welt unter den Namen Thomas und August West, als Herausgeber der geistreichen Wochenschrift: Das Sonntagsblatt, als kongenialer Bearbeiter der Moretoschen Donna Diana und mehrerer Calderonscher Schauspiele, endlich jedem deutschen dramatischen Schriftsteller und Darsteller als der scharfsinnigste Kenner und Beurteiler ihrer beiderseitigen Künste bekannt.

Deutschland verliert an ihm mehr als es weiß und wissen kann. Durch entgegenstehende Lebens- und andere Verhältnisse auf der schon früh betretenen Bahn der Literatur gehemmt, kehrte er erst bei abnehmenden Jahren zu derselben zurück, und es fehlte ihm eigentlich das physische Zeitelement, um all das ans Licht der Welt zu ziehen, was sein reiches Innere verbarg. Das literarische Publikum kennt nur die beiden West; man muß Schreyvogel gekannt haben, um nicht etwa bloß den Menschen, nein, selbst den Schriftsteller in ihm gehörig würdigen zu können.

Lessing steht einzig, ohne Gegenbild und ohne Nebenbuhler, in der deutschen Literatur da. Es hieße sich an ihm versündigen, wenn man auf ihn hin von irgend einem der Nachgekommenen aus Parallele ziehen wollte; aber an Art und Geist war unser Verblichener jenem großen Vorgänger aufs innigste verwandt, und eine ungestörtere Laufbahn hätte ihn demselben vielleicht näher gebracht, als man jetzt sagen darf, ja zu denken sich getraut. Mit ihm hatte er jene Schärfe des Verstandes, jenen männlichen Schönheitssinn, jene glühende Liebe für das Wahre und Tüchtige gemein; ja vor ihm voraus hatte er eine jugendliche Frische der Empfindung, die bei Lessing wenigstens zum Teil sich unter dem Druck herabstimmender Erfahrung verlor, bei unserm Landsmann aber bis zum letzten Tag seines Lebens sich ungeschwächt erhielt, obgleich es ihm an herabstimmenden Erfahrungen eben auch nicht fehlte.

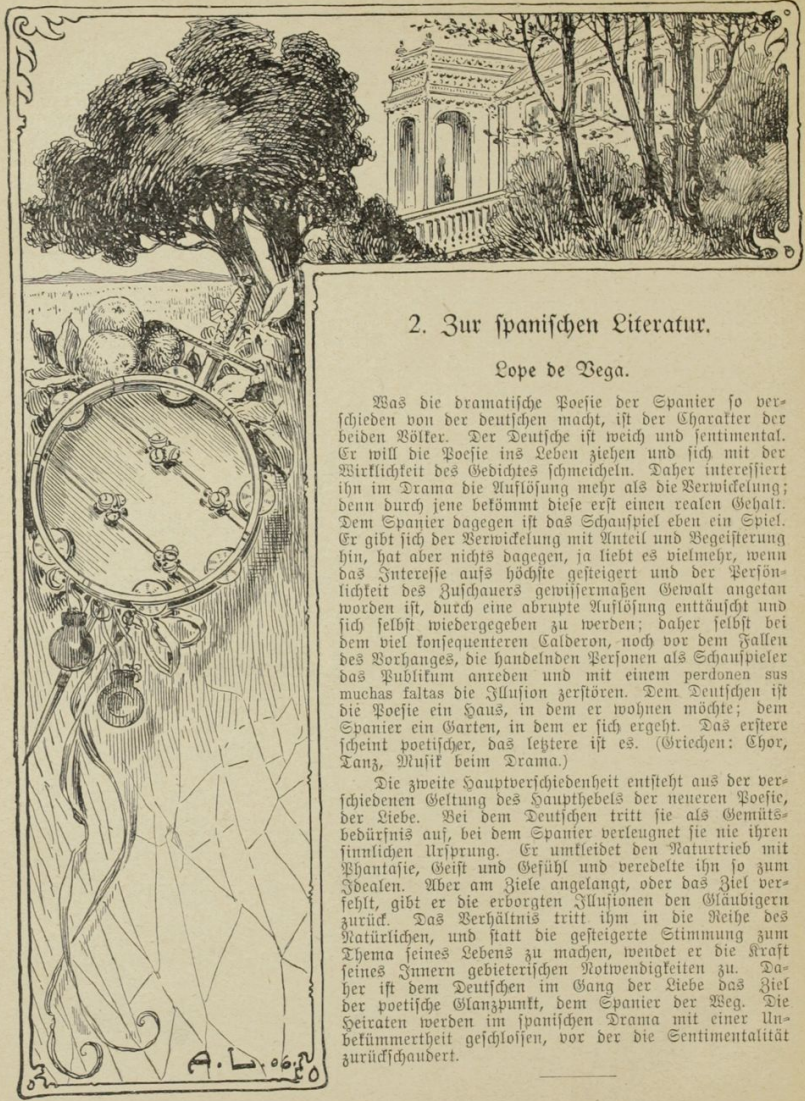
Ich, der ich dieses schreibe und Schreyvogel jahrelang gekannt und geliebt habe, der ich von ihm, gleichsam als ein halb Widerstrebender, in die Literatur eingeführt worden bin, konnte ihn, den älteren Freund, vom ersten bis zum letzten Tage nie ohne ein immer neues Staunen, mußte ihn geradezu als ein nur halb erklärtes psychologisches Rätsel betrachten.

Dieser scharfe, eigentlich analytische Verstand in nächster Nähe von der überströmendsten Begeisterung, die weniger aus dem Gemüte hervorzugehen, als unmittelbar aus dem Verstande selbst zu entspringen schien, sich wenigstens nie früher, aber auch augenblicklich einstellte, wenn der Verstand kalt geprüft und gebilligt hatte, diese innige, gleichsam polarartige Verkettung der scheinbar widersprechendsten Eigenschaften ist mir, in diesem Maße, sonst nie und bei niemand vorgekommen.

Im Suchen des Guten ein Greis und beim Auffinden desselben ein Knabe, mußte man die Gediegenheit seines Wesens genau kennen, um die Zeichen seiner Freude nicht manchmal geradezu für kindisch zu halten.

So viel Besonnenheit und so viel Wärme, all diese mannigfachen Geistes- und Gemütskräfte, all, was er wußte und vermochte — und des war sehr viel — all dies nun war einem Schoßkinde, der dramatischen Kunst, zugewendet. Was das Altertum, was die mittlere und neue Zeit vorzügliches geleistet, hatte er gelesen, geprüft, verglichen, die Empfindungen auf Gedanken gebracht und die Gedanken in seiner Brust erwärmt, bis sie wieder zu Empfindungen wurden. Insoweit man ohne ein großes, hervorragendes Talent Kunstrichter sein kann, war er es im vollen Maße. Das ganze Gebiet der dramatischen Kunst lag wie eine Weltkarte vor ihm da, oder vielmehr wie eine Welt, denn es war Leben in seinem Umfassen. Ja, so unerschöpflich war der Born der Liebe in seiner Brust, daß nach Durchströmung des Ganzen noch Wärme, ja Glut übrig blieb für die kleinsten Einzelheiten, daß Rollenbesetzung und Bühnenausschmückung, die Betonung einer Stelle, die Miene und Gebärde der Schauspieler in einem hundertmal gesehenen Stücke seine Seele so frisch fand, als hätte sie nie ein Großes gehegt, und der Knabe, der zum erstenmal das Theater besucht, war kein so dankbarer Zuschauer als er.

So war der Mann. Er hatte Fehler, und wer hat sie nicht? Er hat im Feuereifer manche, auch Künstler beleidigt, aber eine vortreffliche Kunstleistung war für ihn stets wieder ein unwiderstehlicher Versöhnungsgrund, und nur Mangel an Talent oder innerem Werte erschwerte den Weg zur gutmütig fröhlichen Rückkehr.



2. Zur spanischen Literatur.

Lope de Vega.

Was die dramatische Poesie der Spanier so verschieden von der deutschen macht, ist der Charakter der beiden Völker. Der Deutsche ist weich und sentimental. Er will die Poesie ins Leben ziehen und sich mit der Wirklichkeit des Gedichtes schmeicheln. Daher interessiert ihn im Drama die Auflösung mehr als die Verwickelung; denn durch jene bekömmt diese erst einen realen Gehalt. Dem Spanier dagegen ist das Schauspiel eben ein Spiel. Er gibt sich der Verwickelung mit Anteil und Begeisterung hin, hat aber nichts dagegen, ja liebt es vielmehr, wenn das Interesse aufs höchste gesteigert und der Persönlichkeit des Zuschauers gewissermaßen Gewalt angetan worden ist, durch eine abrupte Auflösung enttäuscht und sich selbst wiedergegeben zu werden; daher selbst bei dem viel konsequenteren Calderon, noch vor dem Fallen des Vorhanges, die handelnden Personen als Schauspieler das Publikum anreden und mit einem perdonen sus muchas faltas die Illusion zerstören. Dem Deutschen ist die Poesie ein Haus, in dem er wohnen möchte; dem Spanier ein Garten, in dem er sich ergeht. Das erstere scheint poetischer, das letztere ist es. (Griechen: Chor, Tanz, Musik beim Drama.)

Die zweite Hauptverschiedenheit entsteht aus der verschiedenen Geltung des Hauptthebels der neueren Poesie, der Liebe. Bei dem Deutschen tritt sie als Gemütsbedürfnis auf, bei dem Spanier verleugnet sie nie ihren sinnlichen Ursprung. Er umkleidet den Naturtrieb mit Phantasie, Geist und Gefühl und veredelte ihn so zum Idealen. Aber am Ziele angelangt, oder das Ziel verfehlt, gibt er die erborgten Illusionen den Gläubigern zurück. Das Verhältnis tritt ihm in die Reihe des Natürlichen, und statt die gesteigerte Stimmung zum Thema seines Lebens zu machen, wendet er die Kraft seines Innern gebieterischen Notwendigkeiten zu. Daher ist dem Deutschen im Gang der Liebe das Ziel der poetische Glanzpunkt, dem Spanier der Weg. Die Heiraten werden im spanischen Drama mit einer Unbekümmertheit geschlossen, vor der die Sentimentalität zurückschaudert.

Das Tal von Carriedo in Asturien. Darin das Dorf la Vega, der alte Solar, Lehensitz der Vorfahren Lope de Vegas. Er erwähnt in mehreren seiner Stücke mit Vorliebe des Tals von Carriedo. Der Vater Lopes, Felix de Lope, vertauschte diesen Wohnsitz mit Madrid, wohin er einer Dame nachgefolgt sein soll, in die, obwohl verheiratet, er sich verliebt hatte. Seine Gattin kam ihm aber dahin nach, und sie versöhnten sich wieder. In Madrid also, nahe bei dem Tore von Guadalajara, am 25. November 1562 wurde Lope geboren. Traditionen über die frühe Reife seiner Fähigkeiten. Übrigens soll er später sprechen, als denken, gelernt und anfangs seine Lektionen durch Gebärden und Zeichen wiedergegeben haben. Mit fünf Jahren läßt man ihn, außer der spanischen, auch noch der lateinischen Sprache mächtig sein. Als er noch nicht schreiben konnte, soll er bereits Verse gemacht und seinen Kameraden diktiert haben. Ja, wie Lope von sich selbst sagt, schrieb er bereits Verse, ehe er zu sprechen vermochte, was sich aber leichter erklärt, wenn sich die Sprechorgane bei ihm erst spät entwickelten.

Mit zehn Jahren wurde er nach Alcala de Henares geschickt. Er lernte dort, wie er selbst sagt, das Lateinische vollkommen, vom Griechischen aber nur die Anfangsgründe. Später soll er auch des Italienischen und einigermaßen des Französischen mächtig geworden sein. Portugiesisch konnte er wohl wie alle gebildeten Spanier seiner Zeit.

Als er dreizehn oder vierzehn Jahre alt war, starben ihm schnell hintereinander Vater und Mutter. Um ihren Nachlaß soll ihn und seine beiden älteren Geschwister, einen Bruder und eine Schwester, ein Betrüger gebracht haben, der damit nach Amerika entfloh. Sein Bruder diente in der spanischen Armee und war außerstande, ihn zu unterstützen. Von entfernten Verwandten soll er einige Hilfe erhalten haben.

Da kam ihm plötzlich mit seinem Mitschüler Hernando Muñoz die Lust, die Welt zu sehen. Sie nahmen, was sie an Geld und Geschmeide zusammenbringen konnten, und reisten zu Fuße ab. In Segovia kaufen sie einen Gaul, um ihr Gepäcke und sie selbst zu tragen, und kamen bis Astorga. Dort aber schon bemerken sie, daß ihr Geld schneller zu Ende geht, als sie geglaubt hatten, und beschließen daher, umzukehren. Nach Segovia zurückgekommen, werden sie von einem Goldschmied, dem sie eine goldene Kette verkaufen wollen, als verdächtig angehalten. Der Alkalde aber schickt sie ihren Verwandten nach Madrid zu.

Dort findet sich Lope, kaum fünfzehn Jahre alt, der größten Not preisgegeben. Er wird Soldat und dient in Portugal, verläßt den Dienst aber nach einem Jahre wieder.

Bald darauf findet er sich als Sekretär des Bischofs von Avila, Geronimo Manrique de Vara, Generalinquisitoren und päpstlichen Legats der Flotte gegen die Türken. Lope spricht von ihm mit der höchsten Verehrung, und seiner Aufmunterung sollen die ersten schriftstellerischen Arbeiten des Jünglings ihre Entstehung zu verdanken haben. Dieses waren einige Eklogen und das Schäferspiel Jacinta, um das Jahr 1578 geschrieben, als Lope nur erst sechzehn Jahre alt war.

Siebzehn Jahre alt, verließ Lope des Bischofs Dienste, ohne daß man weiß, warum, wahrscheinlich aber infolge der erwachenden Leidenschaften, die ihn von nun an durch eine Reihe von Jahren besaßen und umhertrieben.

Nicht leicht hat ein Schriftsteller so widersprechende Schicksale erlebt, als Lope de Vega in seinen dramatischen Werken. Ich sage: in seinen dramatischen Werken, da seine übrigen, die obras sueltas, im Laufe des vorigen Jahrhunderts mit eigentlich spanischer Pracht in Quart gedruckt und herausgegeben worden sind, was auf eine fortwährende Anerkennung derselben von seiten der Nation schließen läßt. Die dramatischen dagegen wurden seinerzeit als ein Wunder angestaunt und sind im Laufe von zwei Jahrhunderten so rein vergessen worden, daß ein vollständiges Exemplar ihrer auf 27 Quartbände angewachsenen Sammlung gegenwärtig unter die größten bibliographischen Seltenheiten gehört.

Diese Erscheinung ist zum Teile erklärlich. Er lebte zur Zeit der Kindheit des spanischen Theaters, oder hat vielmehr dasselbe aus seiner Kindheit heraus- und herangezogen. Sein Publikum bestand nicht, wie das der bald darauf folgenden französischen, sogenannten klassischen Bühne, aus den Gebildeten der Nation, sondern wie denn überhaupt in allen südlichen Ländern die Absonderung der Stände nie so schneidend war, gab sich Hoch und Niedrig, mit einem starken Übergewichte der letzteren, dem leidenschaftlich begehrten Theatergenuß hin, und er mußte auf alle Teile seines Publikums Rücksicht nehmen, wenn man auch voraussetzen wollte, daß die Vornehmen, bei aller Überbildung von einer Seite, nicht doch auch an Plattheiten und mitunter ziemlich groben Späßen, Wohlgefallen gefunden haben sollten.

Allen gemein war übrigens das Streben nach Neuem und, bei der Starkgläubigkeit der Zeit, nach Unerhörtem. Mit der wahren Innerlichkeit nahm man es nicht so genau, um so mehr, als die Spanier das Bewußtsein, daß sie doch nur ein Spiel vor sich hätten, nie ganz außer Augen setzen, wie denn selbst bei den tragischen Stücken am Schluß eine der handelnden Personen aus ihrer Rolle heraustritt und in der wirklichen Eigenschaft als Schauspieler das Publikum anspricht, es um Verzeihung wegen der vielen Fehler bittend, und so die Illusion gerade da zerstört, wo die Dichter aller anderen Nationen und Zeiten sie aufs höchste zu steigern pflegen.

Diesen Anforderungen nun trat Lope de Vega mit einer Leichtigkeit der Produktion gegenüber, die in der literarischen Welt ihresgleichen nicht hat. Einer seiner gleichzeitigen Freunde schreibt ihm 3000 Komödien zu, er selbst gesteht über 700, von denen gegen vierthalbhundert gedruckt sind. Daß bei dieser großartigen Vielschreiberei an Vorbereitungen, ja selbst an die gewöhnliche Überlegung kaum zu denken war, versteht sich von selbst. Das Publikum begehrte immerfort, und er schrieb in einem fort.

Später, als der Heißhunger der Nation gestillt, und sie, namentlich durch französische Heiraten, mit dem übrigen Europa in Verbindung getreten war, fing sie an, sich des Kindischen ihrer Vorzeit zu schämen, und in der dadurch entstandenen Reaktion gerieten dieselben Schriftsteller in Vergessenheit, die früher ihr Hochgenuß gewesen waren.

Überhaupt wird jede Nation, die sich europäisch zu bilden beginnt, anfänglich immer nach der französischen Literatur greifen. Das Korrekte und Verständig-Klare, wenn auch Abgeschwächte derselben, sagt dem Geiste zu, der, ehe er neue Erwerbungen machen kann, vorerst alte Fesseln abwerfen will. War es doch in Deutschland, ja selbst in England nicht anders. Nur brauchte Deutschland nichts zu vergessen, da es nichts hatte.

Auf diese Art ist Lope de Vega der neueren Welt ziemlich unbekannt geworden. Ein paar deutsche Übersetzungen einzelner Stücke (von denen ich Halms Bearbeitung von: „König und Bauer" ausdrücklich ausnehmen will) wollen nicht viel bedeuten, da man Dichter überhaupt nicht übersetzen kann, am wenigsten die Spanier, bei denen der Zauber des Ausdrucks die Hälfte des Wertes ausmacht.

Auch die Kritiker sind unsäuberlich mit ihm verfahren. A. W. Schlegel, der den Calderon so ziemlich, Lope de Vega aber wahrscheinlich gar nicht kannte, wirft ihm Pedanterie vor, indes Lope das reine Gegenteil eines Pedanten war. Lord Holland hat ein eigenes Buch über ihn und Cervantes geschrieben, in dem letzterer so hoch gestellt wird, als er verdient, indes seinem spanischen Landesgenossen geradezu der gesunde Menschenverstand abgesprochen wird.

Schacks lobenswerte Geschichte des spanischen Theaters habe ich gelesen, aber bei einem schlechten Gedächtnisse die Einzelheiten wieder vergessen; nur erinnere ich mich, daß bei allen Vorzügen des Werkes der Verfasser sich von der Schoßsünde des neueren Deutschlands: der Übertreibung, nicht frei hält und geneigt ist, manches zu loben, was einen bestimmten Tadel verdient.

So ist der Vorwurf des freilich ganz unberufenen Lord Holland, daß der gesunde Menschenverstand mitunter in den Stücken Lope de Vegas zu kurz komme, völlig gegründet, nur hat er unrecht, wenn er meint: was den Stücken fehlt, fehle dem Verfasser. Lope de Vega hat in den bessern seiner Dramen eine so scharfe Urteilskraft, eine so alles berechnende Überlegung gezeigt, daß das Absurde in manchen seiner Stücke irgend anderswo, als in der Absurdität des Verfassers, gesucht werden muß.

Um also gleich in die Sache einzugreifen, kann Lope de Vega nicht jenes Absurde zur Last gelegt werden, was in dem Charakter und der Richtung seiner Zeit und seines Volkes lag. Die bis zum Lächerlichen gehenden Übertreibungen der schönen Empfindungen: Ehre, Liebe und Glaube (als Aberglaube nämlich) gehen so sehr durch alle Schriftsteller jener Zeit und sind namentlich von Calderon so sehr auf die Spitze gestellt worden, daß unserem Autor daraus kein Vorwurf gemacht werden kann, und zwar um so weniger, als aus vielen Stellen hervorgeht, daß er über diese Erbsünden des Mittelalters viel richtiger gesehen hat als die meisten seiner Zeitgenossen. Lope de Vega war ein prosaisch heller Kopf, und nur als Dichter gab er sich, abgerechnet davon, daß die Muttermilch doch auch sein Inneres tingiert hatte, jenen Schwärmereien hin, die sein Publikum verlangte und die dem Dichter, als Farbe und Gestalt gebend, willkommen waren und immer willkommen sein werden, da das Geistige als solches keine Gestalt hat und das Licht keine Farbe.

Lope de Vega ist ein vortrefflicher Charaktermaler. In seinen ernsthaft gemeinten Stücken ist nichts konsequenter und wahrer, als die Haltung seiner Personen. Wie es aber einmal zum Spaß kommt, hört alles Recht der Folgerichtigkeit auf. Der Zweck ist nur, den Zuseher zu unterhalten, und je toller, je besser. Mit Würde und Empfindung angelegte Charaktere stürzen sich mit einem Sprung in den tollen Sabbat und gebärden sich so närrisch, als der Narr. Die südlichen Nationen haben alle diese Neigung zur Possenhaftigkeit, und die opera buffa der Italiener ist dessen das letzte Zeugnis. Aber selbst bei Shakespeare muß die Person, die mit dem Clown sich unterredet, in seine Späße eingehen und gibt, wenn auch vorübergehend, ihren Charakter auf, so lange das Ballspiel des Scherzes währt. So Desdemona, so jenes später als Ärztin erscheinende Frauenzimmer in einem seiner Lustspiele, „Ende gut, alles gut".

Lope de Vega ist ein großer Freund der Ohrfeigen. In vielen seiner Stücke sind sie der Hebel der Intrigue. Im Duque de Viseo gibt der als musterhaft geschilderte Herzog von Guimarains sogar einem Frauenzimmer einen Backenstreich. Ebenso liebt er den Wahnsinn. Ohne viel Vorbereitung werden seine Helden närrisch, kommen dafür aber auch gleich wieder zur Vernunft, wenn der Ausgang des Stückes es erfordert. Der Gracioso ist bei ihm durchaus keine stehende Person, wie im Calderon; oder vielmehr eben darum kennt er den Gracioso gar

nicht, denn das Eigentümliche einer solchen allgemein lustigen Person ist eben, daß sie überall vorkommt.

Eine gemeinschaftliche Sonderbarkeit der beiden ersten spanischen Dramatiker ist, daß sie das Trauerspiel beinahe gar nicht kennen. Wenngleich die äußersten Greueltaten den Inhalt ihrer Stücke bilden, so ist doch eigentlich selten der letzte Eindruck, mit dem sie den Zuschauer entlassen, ein trauriger. Die Gewalttat wird entweder als verzeihlich dargestellt, oder es entsteht irgend ein Gutes daraus, das ihren Eindruck vergessen macht. Am Schlusse wischt endlich das stereotypische: aqui acabe la comedia, perdonen sus muchas faltas jede Spur des Ernstes weg, und läßt nur die Erinnerung eines geistreichen Spieles übrig. Nicht, daß ich es tadelte, ich bemerke es nur als sonderbar. Ausnahme wohl: Devocion de la cruz.

Die Art, wie sie Gewalttaten betrachten, hat überhaupt etwas furchtbar Grandioses. Die Lieblingsfiguren ihrer Stücke lassen sich nicht selten entsetzliche Dinge zu schulden kommen, und gegen das Ende unterliegt die Absolution keinem großen Anstande. Besonders hat der Liebende zu allem ein Recht, und was aus Eifersucht geschieht, kennt keine Anklage. Wie mit einer eisernen Brust gibt der Dichter kein Anzeichen der Mißbilligung, und, wie vor den Augen des Weltgeistes, rollt Gutes und Böses in ewig kreisendem Rade. Man hat das Christliche der Gesinnung in ihren Dramen hervorgehoben; nichts verrät größere Unkenntnis. Christlich! ich möchte es oft gar türkisch nennen! Wären das wirklich vielleicht maurische Anklänge?

Über Lope de Vegas dramatische Dichtungen.

El gran Duque de Moscovia.

Gegen dieses, so Gott will, historische Schauspiel läßt sich nichts einwenden. Es behandelt die Geschichte jenes falschen Demetrius, den Lope de Vega für einen echten nimmt, was ihm, wie natürlich, freisteht. Er fängt nach seiner Gewohnheit mit den Kinderjahren seines Helden an. Seinem Vater Teodoro ist mit Gift vergeben worden, das ihn aber, statt zu töten, blödsinnig gemacht hat. Der Großvater Basilius will daher die Nachfolge auf seinen jüngeren Sohn Johann übertragen. In einem entstandenen Wortwechsel tötet er aber diesen durch einen Schlag mit einem Stocke, der bei den Russen die Stelle des Zepters vertritt, und stirbt selbst bald darauf aus Gram über diesen Totschlag. Nun soll Demetrius' Mutter statt ihres blödsinnigen Gatten regieren, sie begeht aber die Unvorsichtigkeit, die Gewalt ihrem Bruder Boris zu überlassen, der sich nun des Reiches bemächtigt und vor allem seinen Neffen Demetrius aus der Welt zu schaffen trachtet. Diesen hat die besorgte Mutter zu einem alten Ritter Lamberto in Sicherheit gebracht, der, als die Mörder anlangen, mit einem, damals wohl großen Effekt machenden Heroismus der Treue, wissentlich seinen eigenen zwölfjährigen Sohn unterschiebt, nach dessen Ermordung Demetrius für tot gilt. Dieser hat nun verschiedene Schicksale. Zuerst begibt er sich in ein Mönchskloster, aus dem er aber wieder entfliehen muß, da der Tyrann Boris auf einer Rundreise durch seine Staaten im Kloster anlangt und gegen Demetrius aus der Ähnlichkeit mit seinem Vater Verdacht zu zu schöpfen beginnt. Er kommt darauf als Küchenjunge ins Haus eines polnischen Palatins aus dem Lope, wahrscheinlich wegen der geläufigen Benennung eines Pfalzgrafen am Rhein, ein Conde Palatino macht). Dort macht dessen Tochter Margarita einen bleibenden Eindruck auf ihn, die aber, wie natürlich, seine Annäherung höchst lächerlich findet. Glücklicher ist er bei dem Vater selbst, dem er sich entdeckt und der ihn ohne viel Umstände für den echten Demetrius nimmt, sowie später der König von Polen selbst. Sie geben ihm eine Armee. Er besiegt den Tyrannen Boris und erhält die Krone des moskowitischen Reiches, sowie die Hand seiner Geliebten, Margarita, die anfangs in höchst komischer Verlegenheit ist, ob er sein als Küchenjunge ihr gegebenes Eheversprechen, das sie damals verlacht, nun als Großherzog auch halten werde. Das Stück ist mit Ausnahme des annehmbaren Verlaufes der Begebenheiten höchst unbedeutend. Allenfalls könnte der Vater des Demetrius, aus dessen Blödsinn Spuren eines unterdrückten Verstandes hindurchblitzen, für etwas gelten. Sehr gut ist auch die Szene, wo der Tyrann Boris mit seiner Frau und mit seinem Vertrauten die auftauchenden Gerüchte bespricht, daß Demetrius noch lebe. Wie der Vertraute versichert, er habe selbst die Leiche des Knaben in den Händen gehalten, ehe sie das Feuer verzehrt, welches das ganze Schloß dem Erdboden gleich gemacht, so daß jetzt manneshohes Gras an der Stelle wachse. Das alles nimmt man für gewiß, und doch taucht die Besorgnis immer wieder auf. Besonders bei der Frau, die allen Gründen ihres Mannes mit einem: so ist es, ich glaube es, antwortet und zuletzt doch wieder darauf zurückkommt: ich möchte wohl das Schloß sehen. Ebenso die Ansicht des Tyrannen in derselben Szene über den Vorschlag, er solle verbieten, Tod und Leben des Demetrius zu besprechen. Er meint nämlich: ein Verbot, zu sprechen, habe notwendig die Wirkung, daß man das Verbot bespreche und somit stillschweigend die Sache.

La imperial de Oton.

Da ist nun die Geschichte Ottokars von Böhmen und sein Kronenstreit mit Rudolf von Habsburg. Leider waren Lopen de Vega die Nebenumstände dieses in sich reichen Stoffes zu wenig bekannt, weshalb er sich zur Ausfüllung

eigener Erfindungen bedient, die nicht von der besten Art sind. Da ist nun vor allem ein Gesandter des spanischen Bewerbers um die Kaiserkrone D. Juan de Toledo, und sein Liebesverhältnis zu einer Margarita, die im Personenverzeichnisse als eine Dama Alemana vorkommt, aber im Stücke sich als eine Spanierin zeigt. Dieses Verhältnis wird übrigens nach dem ersten Akte nicht mehr berührt. Lopes Einsicht in die Fehler seiner Nation zeigt sich übrigens auch hier. Dieser D. Juan ist ein lächerlicher Großsprecher, der übrigens durch persönliche Tapferkeit seinen Fehler zum Teile wieder gut macht. Die Hauptpersonen sind ganz historisch treu gehalten. Das Hauptverdienst Rudolfs von Habsburg ist, von Rechtens wegen, daß von ihm das Haus Österreich stammt, dem die damaligen Könige von Spanien ihren Ursprung verdankten. Eine Art Zauberer Merlin sagt ihm auch diese künftigen Dinge voraus. Seine Tapferkeit ist außer Zweifel, mit Treu und Glauben sieht es aber nicht gar gut aus, da jenes sagenhafte Zusammenstürzen des Zeltes während Ottokars Huldigung hier auf sein Geheiß geschieht, über welche Doppelzüngigkeit er sich in der Folge damit rechtfertigt, daß er Ottokarn keinen Eid geschworen und ihm nichts Schriftliches gegeben habe. Überhaupt ist etwas Fadenscheiniges in der ganzen Figur, welches die Meinung ausdrücken dürfte, welche die damaligen Spanier überhaupt von den Deutschen hatten. Die Majestät des Kaisertums, als der Gipfel aller menschlichen Größe, wird übrigens aufs lebhafteste urgiert.

Ottokar steht im Nachteile gegen seine stolze und heldenmütige Gattin, welche hier Etelfrida heißt, ohne gegenüber allen andern dadurch an persönlichem Wert zu verlieren. Seine erste Unterwerfung am Vorabende der Schlacht wird hier auf spanisch-phantastische Art dadurch motiviert, daß ihm eine schwarze Schattengestalt erscheint (man sollte fast meinen, seine eigenen Umrisse und Gebärden nachahmend), die das Schwert gegen ihn zückt, als er mit seinem auf sie losgeht. Er sieht darin ein Vorzeichen seines Todes und eine Bestätigung von dem bereits früher in ihm wach gewordenen Gedanken über die Ungerechtigkeit seiner Sache. Er unterwirft sich. Da folgt die Szene mit dem zusammenbrechenden Zelte. Als er nach Hause kommt, verwehrt ihm Etelfrida den Eingang in seine Königsburg. Anfangs auf der Zinne erscheinend, dann mit einem Wurfspieß ins Tor tretend, überhäuft sie ihn mit Vorwürfen und Schmähungen, die sich in bildernden Antithesen überbieten. Er tritt ihr mit männlichem Zorn entgegen, beschließt aber doch im eigenen Gefühle der Schmach, einen solchen Zustand nicht zu ertragen. Er erneuert den Krieg. Als die Entscheidungsschlacht schon verloren ist, erscheint er allein auf der Bühne und ergeht sich, wie in jenem deutschen Stücke, in allgemein menschlichen Betrachtungen, in denen aber doch der Gedanke an seine Frau mit Vorwurf und Liebe vorherrscht. Hier finden und töten ihn gemeine Krieger, wobei die Schattengestalt aus dem zweiten Akte wieder erscheint und ihm von rückwärts die Arme hält.

Auch in der übrigen Haltung finden sich Ähnlichkeiten. Von vornherein die stolze Zuversicht auf den Ausschlag der Kaiserwahl, die Verachtung Rudolfs, als Grafen, gegenüber einem Könige, wogegen die bangen Ahnungen der hochmütigen Königin über den Ausgang schon des ersten Feldzuges recht glücklich und echt künstlerisch abstechen.

Nuevo mundo descubierto por Christoval Colon.

Da ist nun ein weltgroßer Stoff, den Lope de Vega in seiner etwas kindischen Manier und doch, was den Grund der Sache betrifft, mit reifer Urteilskraft und, für seine Zeit, mit völliger Prägnanz dargestellt hat. Ich sage: mit reifer Urteilskraft, trotz dem vielen Absurden, das in dem Stücke vorkommt, denn es zeigt sich, daß er die schändliche, ja für Spanien schädliche Kehrseite dieser Entdeckung einer neuen Welt vollkommen eingesehen hat. Durch diese Einsicht in die Vorurteile seiner Zeit unterscheidet er sich wesentlich von Calderon, der ihm an Verständigkeit der Anordnung und Festhalten einer Grundidee himmelweit überlegen, dagegen aber von jenen Vorurteilen so befangen ist, daß ihm auch nicht der geringste Zweifel dagegen einfällt. So wie Lope in früheren Stücken die Galanterie, den absurden Ehrbegriff und die blinde Untertänigkeit seiner Zeit leise verspottet hat, so entgehen ihm auch hier die üblen Folgen der Goldvermehrung für Spanien nicht: Das Vaterland wird sich entvölkern (3. Akt 1. Szene), böse Kriege werden entstehen, das Gold, trotz seiner Vermehrung, wird sich verstecken und endlich fehlen.

Nachdem er mit diesen hingeworfenen Bemerkungen dem Verstande genug getan hat, kommt nun die Betrachtung, die alles überwiegt und die er daher zum Mittelpunkte des Ganzen gemacht hat: die Ausbreitung des Christentums. Ganz seinem Zwecke gemäß läßt er daher die Indianer schon bei ihrem ersten Auftreten im Unrecht sein. Ein Kazike hat den andern überfallen und ihm seine Braut geraubt. In der Folge gibt sich dieselbe Braut, die ihren Bräutigam bejammert, ohne viel Umstände einem Spanier hin. Diese seine Landsleute kommen selbst nicht besser weg. Sie sind mit Ausnahme der Hauptpersonen so ziemlich Lumpengesindel. Nur das Kreuz, Kolumbus selbst und der Geistliche der Expedition, bleiben bei Ehren. Die Indianer übrigens werden durch teils naive, teils komische Züge auch zu Gegenständen des Wohlgefallens gemacht. Der erste Spiegel, klingende Schellen geben Anlaß zu ergötzlichen Szenen. Ein Brief, den ein Indianer zu überbringen erhält, und der seine Mauserei

enthüllt, wird von diesem für ein lebendiges, mit Sprache begabtes Wesen gehalten.

Kolumbus selbst ist sehr gut gehalten. Wir sehen ihn anfangs in Portugal, um dem Könige seine Entdeckung anzubieten. Er spricht mit seinem Bruder und gesteht selbst das Abenteuerliche, ja Unwahrscheinliche seiner Projekte, beruft sich aber auf eine innere Stimme, der er nicht mißtrauen könne. Der König von Portugal verlacht sein Anerbieten. Er beschließt, nach Spanien zu gehen, und schickt seinen Bruder nach England. In der dritten Szene finden wir ihn in Spanien angelangt und seinen Bruder mit einer abschlägigen Antwort aus England zurückgelangt. Die katholische Königin erwartend, hat nun Kolumbus eine Vision. Eine Gestalt, in bunten Farben gekleidet, erscheint ihm und kündigt sich als seine eigene Imagination an. Sie führt ihn durch die Luft zum Throne der Providenz, der die christliche Religion und die Abgötterei zur Seite stehen. Letztere widersetzt sich der Entdeckung von Amerika und wird von dem hinzugekommenen Teufel unterstützt, aber wie natürlich vergebens, und Kolumbus sieht sich in seinem Vorhaben bestärkt. Die katholischen Könige nehmen den Antrag an und so weiter bis zum Schlusse, wo des Undanks derselben Könige nicht gedacht wird, sondern der aus der Neuen Welt zurückgekehrte Entdecker, zum Herzoge von Veraguas ernannt, den Königen die Fahne vorträgt und das Ganze mit der Taufe der mitgebrachten Indianer schließt.

Halb widersinnig, und doch wieder durch eine Art Notwendigkeit gerechtfertigt und daher nicht ohne Wirkung ist, daß die Wilden, die, wie natürlich, von vornherein spanisch sprechen, doch bei ihrem ersten Zusammentreffen mit den Spaniern, sie nicht recht zu verstehen angenommen werden, durch Zeichen Antwort geben, barbarische Namen von Örtlichkeiten mit Wiederholung herausstoßen, und im dritten Akte die Rede ist, daß sie nach und nach schon spanisch verstehen und sprechen. Ebenso wirksam die Szene, wo sie das aufgepflanzte Kreuz niederreißen wollen, und hinter der Szene einige Schüsse fallen, was sie auf die wundertätige Natur des rätselhaften Holzstammes beziehen und so vorahnend sich zum Christentum neigen, ehe sie noch wissen, was Christentum sei. Noch einmal: Lope de Vega ist nicht der größte Dichter, aber die poetischste Natur der neueren Zeit.

El postrer Godo de España.

Das ist nun ein Stück, von dem man, wenn man ihm auf neudeutsche Weise nachhelfen, oder vielmehr es als einen Kanevas für ein erst zu schreibendes Stück betrachten will, recht viel Gutes sagen könnte. Der historische Gang ist eingehalten. Der Kausalnexus der Ereignisse rundet sich zur Handlung. Dem poetischen Gerechtigkeitsgefühl geschieht Genüge. Nur ist aber alles, was einer Ausbreitung und psychologischen Vermittelung bedarf, so knapp und roh aneinander gefügt, daß das Ganze doch mehr eine enumerato partium, oder vielmehr eine Zusammenfassung ohne vorhergegangene Entwickelung ist. Es ist nämlich die Geschichte der Eroberung Spaniens durch die Mauren. Die Tochter des Königs von Algier wird auf einer Spazierfahrt im Meere von den Spaniern gefangen. König Roderich verliebt sich in sie. Sie nimmt den christlichen Glauben an und wird sein Weib. Während der Tauf- und Trauungsfeierlichkeit kommt Graf Julian mit seiner Tochter an den Hof. Von der Trauung zurückkehrend, sieht König Roderich diese Tochter und verliebt sich ebenso augenblicklich in sie. Im zweiten Akte finden wir Florinden (die Cava), schon sich über Gewalt beklagend, die ihr der König angetan. Graf Julian, als Gesandter bei den Mauren, reizt diese auf die Nachricht von jener Schandtat zum Einfalle in Spanien an. Sie finden das Land unverteidigt und waffenlos. König Roderich fällt im Treffen. Den Grafen Julian befällt die Reue über seinen Verrat. Er macht seiner Verzweiflung gegen die Mauren Luft und wird von ihnen getötet. Die Cava stürzt sich vom Turme herab.

Der letzte Akt befaßt sich mit den Heldentaten Pelayos, so daß dieses Stück, dessen Gegenstand die Niederlage Spaniens ist, mit dem Siegesgeschrei der Spanier endet, wodurch denn auch dem Nationalgefühl Genüge geschieht.

Alles dies, wobei ich noch zu berühren vergessen habe, daß das Stück eigentlich mit der Thronbesteigung und Krönung König Roderichs anfängt, alles dies in einem Topf geworfen, würde dem Geschmacke jedes Volkes unerträglich sein, wenn nicht diese Ereignisse den Spaniern so geläufig gewesen wären, daß es für sie einer Ausbreitung und weitläufigen Vermittelung gar nicht bedurfte. Dadurch wird aber das Stück als dramatisches Kunstwerk nicht besser.

Dios hace reyes.

Herzog Otto von Polen und sein Vertreter Floriberto treten auf. Man erfährt, daß Otto ein Gegner des eben erwählten Kaisers Konrad ist, und Floriberto gibt ihm den Rat, sich, da die Partie nun so ungleich stehe, zu unterwerfen und Verzeihung anzusuchen.

Ein Diener meldet einen fremden Ritter an. Er tritt ein. Es ist Graf Leopoldo mit seinem Weibe Estela auf der Flucht vor den siegreichen Waffen des Kaisers, nur eben jetzt besiegt. Der Mut beider ist aber noch nicht gebrochen, sie sinnen neuen Widerstand, ja Leopoldo hofft mit Ottos Unterstützung wohl noch einmal den Kaiser vom Throne herabzustürzen. Otto zeigt sich von gleichen Gesinnungen belebt. Als aber das flüchtige Paar sich entfernt hat, findet Floribertos Einflüsterung, daß durch ihre Auslieferung an den Kaiser die Versöhnung mit diesem am vorteilhaftesten eingeleitet werden könnte, nur zu schnellen Eingang, und die Einwürfe

der Ehre werden durch die razon de estado siegreich bekämpft. Hierauf werden wir unter die Fenster Faustinas versetzt, der der siegreiche Kaiser auf gut spanisch den Hof macht. Nach einem kurzen Gespräch mit ihr erscheint Ottos Vertrauter Floriberto und bietet ihm die Auslieferung des flüchtigen Rebellen an. Scheinbar einwilligend, sendet doch der Kaiser, sobald jener sich entfernt hat, seinen Diener Leonido, um den Grafen Leopoldo von dem Verrat zu unterrichten.

In einem Gespräche Ottos mit einem anderen seiner Vertrauten, Albano, erfahren wir, daß der wetterwendische Herzog von der Schönheit Estelas, der Gattin Leopolds, bezaubert worden ist. Dazu kommt das verfolgte Ehepaar und setzt durch seinen lebhaften Dank für den gewährten Schutz das Schändliche in Ottos Benehmen in noch grelleres Licht. Floriberto, zurückgekommen, setzt durch ein Aparte in Gegenwart der Verratenen den Herzog vom Erfolg seiner Pläne in Kenntnis. Man beschließt, Leopoldo noch in derselben Nacht gefangen zu nehmen. Sie gehen, und während Leopoldo noch einmal seinen Dank ihm nachspricht, kommt des Kaisers Diener Leonido mit der blutigen Enttäuschung. Leopoldo beschließt, zu fliehen, und fühlt den Groll gegen seinen großmütigen Feind mit einemmal verschwinden.

Der Kaiser und Faustina, Liebesgespräch. Wir erfahren, daß die Kaiserin schwanger ist. Faustina wünscht ihm einen Sohn und Erben. Da meldet ein Diener, daß die Kaiserin, von Eifersucht gekränkt, mit einem toten Prinzen niedergekommen sei. Der Kaiser, außer sich, verwünscht Liebe und Eifersucht. Eine Art Zerstörungslust bemächtigt sich seiner. Er geht auf die Jagd, die Leidenschaften mit wilden Tieren vergleichend und verwechselnd.

Amarilis und Laura, ein Liebespaar, treten auf. Dazu die Köchin Silvia und der Küpel Vato, der eben wegen Näscherei aus der Küche gejagt worden ist. Komische Erzählung des Vorgangs. Hierauf Leonido, der eine Unterkunft für den Grafen Leopoldo und Estela sucht. Vato sieht durch diese Ankömmlinge seinen Anteil am Abendmahle verkürzt, und da er hört, daß die Frau schwanger und nächst am Gebären sei, wird das Ungeborene unter die Gäste gezählt. Leopoldo und Estela kommen und werden ins Haus geführt. Zu Vato, der allein bleibt, kommt Laura mit der Nachricht, die Gräfin habe einen Knaben geboren.

Der Kaiser mit Jagdgefolge. Neue Verzweiflung Vatos. Silvia und Amarilis bringen das neugeborene Kind. Der Kaiser befiehlt, das Kind ihm zu bringen, das ihm so viel Neid erregt. Indem er es bewundert und liebkost, ruft eine Stimme von innen: Dieser wird dein Nachfolger sein. Der Kaiser entsetzt sich, hofft aber doch, es könne eine Täuschung gewesen sein. Da wiederholt dieselbe Stimme: Er wird nach dir regieren! Nun beschließt der Kaiser, das Kind zu töten, und übergibt es Leonido zu diesem Ende. Die andern aber macht er glauben, er habe es zu einer Wärterin gesendet, welche unter seinem Gefolge sich befinde. Graf Leopoldo kommt und stattet dem Kaiser den Dank für seine Verzeihung ab. Da der Kaiser sich entfernt hat, fragt Leopoldo um sein Kind, und nun glaubt dieser zu erkennen, der Tyrann habe an dem unschuldigen Sprößling die Vergehen des Vaters rächen wollen. Vortreffliche Szene. Er eilt fort, den Mörder zu töten oder sich selbst dem Tode anzubieten. Die Zurückgebliebenen sprechen ihre Besorgnis aus, das Ereignis werde der Gräfin den Verstand oder das Leben kosten. Vato schließt den Akt mit der Hoffnung, bei der allgemeinen Verwirrung alleiniger Verzehrer des Abendessens zu bleiben.

Den zweiten Akt eröffnet Leopoldo, jetzt schon alt, in Felle gekleidet, von Enrique verfolgt, der ihn für ein wildes Tier hielt. Wir erfahren, daß Leopoldos Gattin, Estela, desselben Tages gestorben sei, und Enrique, allein geblieben, öffnet die Türe einer Höhle, in der man die Verstorbene, in Felle gekleidet und ein Buch in der Hand, in sitzender Stellung erblickt. Enrique fühlt sich von dem Anblicke wunderbar ergriffen, und er nimmt das Buch aus den Händen der Leiche um etwas Näheres von den Schicksalen des merkwürdigen Paares zu erfahren.

Dorista und Luzela. Letztere spricht in einer wunderhübschen Stelle ihre Liebe zu Enrique und ihre Hoffnungslosigkeit aus. Man merkt bald, daß Dorista, Enriques vermeintliche Schwester, was die Liebe betrifft, in einem gleichen Falle ist. Enrique kommt, er hat in dem Buche die Geschichte seiner Eltern gelesen, von denen er aber noch nicht weiß, daß sie es sind, so wie er in Doristen bald seine Schwester sieht, bald die Wünsche des Liebhabers gegen sie empfindet. Er hat einige Ahnung, daß er der ausgesetzte Sohn Leopoldos sein könne. Sowohl um dem Widerstreit seiner Empfindungen zu entgehen, als Gewißheit über sich selbst zu erhalten, beschließt er, in die Welt, und zwar an den Hof zu gehen.

Der Kaiser mit dem Pfalzgrafen Roland und Gefolge tritt auf. Der Herzog von Polen, Otto, hat neuerdings Unruhen erregt. Der Kaiser beschließt, ein Heer gegen ihn zu senden, und der Pfalzgraf erhält das Kommando. Aus den Äußerungen des Kaisers, namentlich aber aus einem Monologe Rolands geht hervor, daß dieser die Hand von des Kaisers einziger Tochter Teosinda und mit ihr die römische Königskrone zu erhalten hofft.

Enrique, angelangt, trifft mit einem Diener des Pfalzgrafen Rufino zusammen und wird nach einigen recht guten Wechselreden über Hof und Welt, von jenem unter dieselbe Dienerschaft aufgenommen. Sie gehen, und Dorista tritt in Männertracht auf. Sie hat aus Liebe zu Enrique ihren Vater verlassen und beschließt, ersteren

aufzusuchen. Einige Hofherren kommen, von einer Versammlung sich unterhaltend, die der Kaiser angesagt und in der, wie sie vermuten, er den Gemahl seiner Tochter und seinen Nachfolger bezeichnen werde. Dorista wendet sich fruchtlos an sie um Auskünfte über ihren Bruder. Rufino, der zurückbleibt und dem der junge Mensch gefällt, nimmt ihn in Dienst als Page für Enrique. Einige nicht gar saubere, aber sehr komische Andeutungen über das Pagenleben.

Versammlung der Großen des Reiches, der Kaiser erklärt seinen Entschluß, einen Nachfolger zu ernennen. Die Prätendenten prahlen jeder, so gut er kann. Der Kaiser läßt einen Lorbeer bringen (laurel, wohl Kranz oder gar Krone). Die Äußerungen der Bewerber haben ihn mißtrauisch gemacht. Indem er wählend herumblickt und endlich sich bestimmt, fällt ihm der Kranz aus der Hand. Enrique, der dienend daneben steht, hebt ihn auf. Der Kaiser, wahrscheinlich darin eine Vorbedeutung sehend, frägt ihn, wer er sei. Enrique erzählt mit kurzen Worten sein Schicksal, und daß er weder Vater noch Mutter kenne. Der Kaiser hebt die Versammlung auf, verfügt aber zugleich, daß die Grenzen seines Reiches künftig jedem untersagt sein sollen, der seine Eltern nicht anzugeben vermag. Ja er verbannt Enriquen, wenn er binnen drei Tagen dieser Forderung nicht genüge. Enrique antwortet ganz ruhig: Gran Señor, Dios haze rayes, y los hombres leyes.

Es wird ihm sein junger Page vorgestellt. Beide erkennen sich, verheimlichen es aber. Auf die Ermahnung Rufinos, nicht traurig zu sein, erwidert jener:

Bien dices
Dios haze reyes, que temo
los leyes, que hazen los hombres
á su voluntad sujetos.

Im dritten Akt sehen wir das gegen Herzog Otto gesendete Heer unter Rolands Anführung siegreich zurückkehren. Enrique hat sich ausgezeichnet, auch Dorista, als Page Celio, wird rühmlich erwähnt. Der Kaiser aber, aufgefordert, Enrique zu belohnen, beharrt darauf, erst wissen zu wollen, wer sein Vater gewesen sei. Rufino, mit Enrique zurückgeblieben, gibt dem Jüngling den Rat, irgend jemanden zu suchen, der sich für seinen Vater ausgeben wolle. Graf Leopoldo, der in standesgemäßen Kleidern eben dazu kommt, wird um den Liebesdienst angegangen, und er ist bereit dazu, um so mehr, als die beiden sich von ihrem Jagdabenteuer her wieder erkennen und der Graf eine Ahnung hat, daß jener wirklich sein Sohn sein könnte. Auch Dorista soll wieder weibliche Kleider nehmen und für Enriques Schwester gelten.

Zu Rufino kommt der Pfalzgraf Roland, und da er Doristas Umwandlung erfährt, zeigt sich, daß er Neigung gegen sie fühle, die Rufino auf Kupplerart ans Ziel zu bringen verspricht.

Zum Kaiser, der trübsinnig eintritt, kommt der Pfalzgraf Roland und macht ihm die heftigsten Vorwürfe über seine Undankbarkeit, und daß er ihn nicht zum Nachfolger bestimmt, wie beschlossen war. Er geht, und der Kaiser, höchst erzürnt, äußert, er wolle jene Wahl so sehr von seinem eigenen Gefallen abhängig machen, daß sie den ersten Soldaten treffen solle, der eintreten werde. Kaum ausgesprochen, tritt Enrique ein, was denn der Kaiser als eine neue Vorbedeutung aufnimmt.

Enrique ist eigentlich gekommen, um dem Kaiser seinen improvisierten Vater Leopoldo vorzustellen. Da dieser auf die Fragen des Kaisers über seine eigene Abkunft sich ausweichend erklärt, erwacht in jenem von neuem die Idee, daß er in Enrique doch vielleicht den ihm Gefahr drohenden Sohn seines alten Feindes vor sich habe.

Die Gunst, die der Pfalzgraf Roland verscherzt hat, wendet der Kaiser dem Herzog Celio zu. Er befiehlt seinem Sekretär, eine Ausfertigung zu dessen Gunsten herbeizuholen, die in seinem Kabinette liegt, wo sich auch eine zweite für Enrique befinde. Herbeigebracht, händigt der Kaiser die beiden Gnadenbriefe aus und geht. Dabei geschah aber eine Verwechslung, denn als Herzog Celio den seinen liest, findet er darin eine Schenkung von zehntausend Dukaten, worüber er in Wut gerät und Aufruhr und Verderben droht, indes Enrique sich zum Grafen von Schwaben ernannt sieht, dem ersten Fürstentum Deutschlands.

Rufino macht Doristen in des Pfalzgrafen Namen Anträge, die diese zurückweist. Sie geht. Der Pfalzgraf kommt und erfährt von Rufino sowohl die Abweisungen seiner Bewerbungen, als Enriques Standeserhöhung. Indes Rufino auf etwas Gewalttätiges gegen Doristen zu sinnen scheint, hat dagegen die veränderte Lage der Personen offenbar günstigen Einfluß auf die Gesinnungen des Pfalzgrafen gehabt.

Nach einer kurzen Szene zwischen dem Kaiser und Rufino, in welcher letzterer endlich auch zu einer Belohnung von zweitausend Dukaten kommt, überlegt Konrad, wem er seine Tochter zur Ehe geben soll, und beschließt endlich, sie dem Grafen (wahrscheinlich meint er den Pfalzgrafen) zu geben.

Da tritt Enrique plötzlich ein und dankt ihm für diese neue Gnade. Da du deine Tochter dem Grafen geben willst und mich eben zum Grafen gemacht hast. — Zum Grafen? Das Mißverständnis durch die verwechselte Schrift erklärt sich. Der Kaiser begreift, daß gegen so viele Schicksalsnötigungen kein Mittel bleibt, als die Tötung des Trägers so vieler Anzeichen.

Er befiehlt ihm, einen Brief der Kaiserin zu überbringen, und geht hin, diesen zu schreiben.

Während einer Szene in Leopoldos Hause, da der Pfalzgraf ihm und Doristen seinen Glückwunsch über Enriques Standeserhöhung dar-

bringt, bringt Rufino mit drei Dienern, sämtlich verlarvt, ein und rauben Doristen.

Enrique, auf dem Wege zur Kaiserin, kehrt bei einem Schüler ein. Während er auf die Postpferde wartet und seinem Wirt auf die gutmütigste Art Protektion am Hofe verspricht, schläft er ermüdet ein. Der Schüler betrachtet das kaiserliche Schreiben, das jener auf den Tisch gelegt hat, und da er sieht, daß man es eröffnen kann, ohne das Siegel zu verletzen, so tut er es. Er liest nun den Auftrag an die Kaiserin, den Überbringer des Briefes augenblicklich töten zu lassen. Der gutmütige Schüler radiert das Schreiben und ändert es dahin, daß die Kaiserin den Überbringer auf der Stelle mit ihrer Tochter zu vermählen habe.

Die Kaiserin mit ihrer Tochter Teosinda. Enrique langt an. Die Kaiserin liest den Brief, verwundert sich, ist aber bereit, zu gehorchen. Die Tochter desgleichen, wenigstens freut es sie, daß der Bräutigam gut aussieht. Der Bischof von Trier wird gerufen zur Vermählung.

Leopoldo und Dorista; sie fühlt, daß durch die ihr geschehene Schmach Enrique für sie verloren ist.

Dazu der Kaiser und der Pfalzgraf. Der Kaiser hat bereits erfahren, daß jenes Kind, das er vor Jahren zu töten befohlen, nicht getötet, sondern nur ausgesetzt worden sei.

Die Kaiserin kommt und berichtet, daß sie den erhaltenen Befehl ausgerichtet. — Also ist er tot? — Tot? Verheiratet. Nur vor kurzem gingen sie zu Bette. Er liest den korrigierten Brief, erkennt die Hand des Himmels und beschließt, einzuwilligen, da er nichts ändern kann. Leopoldo gibt sich als der, der er ist, und Enriques Vater zu erkennen. Die Vorbedeutungen sind erfüllt. Das neue Ehepaar erscheint, und ein zweites macht sich im Pfalzgrafen und Doristen.

La santa liga

von Lope de Vega.

Die Seeschlacht von Lepanto mit den ihr vorausgehenden und sie begleitenden Begebenheiten, dramatisch behandelt. Der Kaiser Solim mit seinen Liebschaften, seiner Weichlichkeit und der durch alles dies verursachten Uneinigkeit unter seinen Feldherrn, ist gewissermaßen der Träger der Handlung. Die Episode von der in Sklaverei geratenen Constancia nicht bedeutend, ja dort, wo die beiden türkischen Feldhekrn aus Liebe zu ihr in Zwist geraten, als gar zu spanisch-komödienhaft, wohl gar störend. Dagegen ihr Kind, das alle Zumutung, Mohammedaner zu werden, und das cortar cierta cosa standhaft zurückweist, gewiß ungeheuer wirksam für Spanier und jene Zeit. Die Szene, wo Solim den Schatten seines Vaters sieht, großartig. Sehr gut wird man in schnell wechselnden Szenen durch Gespräche einmal von Türken, dann von Christen in der Kenntnis vom Gang der politischen und kriegerischen Begebenheiten gehalten.

Vortrefflich endlich die Art, wie der Zeitverlauf der Schlacht selbst durch ein Gespräch der personifizierten drei christlichen Nationen, España, Venecia, Roma, ausgefüllt wird, indes man im Hintergrunde den Papst kniend für das Glück der christlichen Waffen beten sieht. Den Schluß machen zwei Spaßmacher, truhanes, die den Sieger mit wahrscheinlich damals gangbaren Volksliedern empfangen.

La envidia de la Nobleza.

Der Untergang der Abencerragen. War, glaube ich, seinerzeit eines der berühmtesten Stücke Lopes, und ist auch wirklich vortrefflich. Niemand hat, wie er, die Chronik und die Romanze geltend zu machen gewußt. In diesem Stücke geht es so weit, daß bei der Zusammenkunft der Königin mit dem geliebten Abencerragen, beide offenbar wörtlich Stellen aus einer Romanze hersagen, wobei sie von ihrem Verhältnis, wie von einem fremden erzählend, sprechen. Demungeachtet verfehlt es seine Wirkung nicht. Der Schluß, wie bei Lope häufig, matter als das übrige.

El cerco de santa Fé.

Dieses Stück, eine Reihenfolge von Heldentaten bei der Belagerung von Granada, gewinnt erst gegen das Ende Konsistenz durch die Besiegung Tarfes durch Garcilaso de la Vega. Der frühere Kristallisationspunkt, das Liebesverhältnis des maurischen Vorkämpfers mit der ihn verschmähenden Alisa, sehr gut mit Rücksicht auf Tarfe, verliert aber durch die matte Haltung des ihm vorgezogenen Celimo. Die eigentliche Einheit lag aber außer dem Stücke, in der vaterländischen Begeisterung der Zuhörer.

La hermosa Ester.

Grüne Augen offenbar damals eine Schönheit in Spanien, denn Ahasverus vergleicht die Augen der Königin Vasti mit Smaragden (Esmeraldas). (Auch bei Calderon ist oft die Rede von grünen Augen.)

Diese hermosa Ester scheint dem Anfange nach zu urteilen ein vortreffliches Stück zu sein. Wie das orientalisch Despotische in dem Verfahren Ahasverus dadurch gemildert wird, daß eigentlich seine Hofleute es sind, die ihn bereden, die Königin Vasti zu verstoßen, daß sie es sind, die Befehl geben, alle Jungfrauen von Schönheit und Verstand sollten der Wahl des Königs gestellt werden, indes er selbst, in dem Andenken an die verstoßene und dennoch geliebte Vasti, sich unglücklich fühlt. Einem neueren Dichter wären diese Milderungen nahe gelegen, Lope de Vega aber müssen sie hoch angerechnet werden.

Welche ruhige Schönheit in dem Gespräche zwischen Esther und Mardochai. Wie herrlich das Gebet der Esther und wie glücklich der Entschluß Esthers, sich vor dem König zu stellen, aus dem Wunsche abgeleitet, ihrem leidenden Volke nützlich zu sein.

Im übrigen auch sehr gut. Vortrefflich der Gegensatz Hamans und Mardochais. Wie der eitle Haman sich beinahe körperlich krank fühlt über den Gedanken, daß ein Mann im Lande sei, der ihm die schuldige Achtung versage. Die Szene, die wirklich auf dem Theater vorgeht, wo Haman das Pferd am Zaume führt, auf dem Mardochäus im Triumphe einherzieht und beide sich über ihre Lage in kontrastierenden, länger fortgesetzten Reden äußern, voll von jener naiven Sinnbildlichkeit, die im Dramatischen von so großer Wirkung ist, wenn das Publikum sich einmal aus jener engen französischen Wahrscheinlichkeit hinausgedacht hat, die der Zerstörer alles Großartigen ist. Der Gang des ganzen Stückes überhaupt unschuldig und simpel, wie die Quelle, aus der es genommen.

Dieser Lope de Vega bemeistert sich meiner mehr, als einem Dichter neuerer Zeit gut ist. Er ist die Natur selbst, nur die Worte gibt die Kunst. Wir aber wissen mit der gesunden Natur nichts mehr zu machen, höchstens ihre Extreme setzen uns in Spannung.

Don Gonzalo de Cordova.

Gleich der Anfang, die Liebesgeschichte des spanischen Fähnrichs, Juan Ramirez, mit der neapolitanischen Dame Lisarda: wie er in den Krieg zieht, Verzweiflung von beiden Seiten; doch kaum ist er fort, so werden die Bewerbungen eines Nebenbuhlers angenommen, und zurückgekehrt, sie noch einmal zu sehen, findet er sie schon auf einer Lustpartie mit dem neuen Geliebten, das alles so vortrefflich, daß es dem Besten an die Seite zu setzen ist, was im Lustspiele je geleistet worden ist.

Die darauf folgenden historischen Personen, der Bastard von Mannsfeld, der Bischof von Osta (?) und der Herzog von Bouillon von einer und Gonzalo von Cordova (natürlich nicht der gran Capitan), Baron Tilly und Franzisco Ibarra von der anderen Seite, treten nicht mit der Prägnanz auf, die Lope sonst in ähnlichen Fällen zeigt. Die komischen Auskünfte des Bedienten Barnabe über seine Person gegen den Feldherrn sind übrigens sehr gut.

Im zweiten Akt tritt eine flamändische Dame, die Geliebte des Mannsfeld, auf, der Barnabe, auf gut straßenräuberisch, eine Kette mit dem Bilde ihres Liebhabers abnimmt. Aber auch Lisarda erscheint wieder in Mannskleidern, dem Fähnrich Juan Ramirez nachreisend. Sie wird von ihm aus dem brennenden Dorfe gerettet, das die Lutheraner aus Rache angezündet. Kriegsrat der spanischen Feldherrn. Nun gewinnt auf einmal die Figur Cordavas für den Leser die Haltung, die sie für den Zuseher gleich von vornherein haben mußte. Wir erfahren nämlich, daß er ein noch junger Mensch, mancebo, ist gegen welche Jugend die Ruhe und der Ernst, die er bisher gezeigt, charakteristisch genug absticht. Auch Mannsfeld kommt mit seiner Madame Lauretta, die von ihm drei Gaben: den Kopf Cordavas, die Hauptfahne der spanischen Armee und die Kette mit seinem Bildnisse begehrt, die ihr ein Spanier abgenommen, den sie nach dessen eigener Angabe Barnabe, Marquez de los Arneros und Conde de la Sebada aus dem Hause Lacaya bezeichnet.

Im dritten Akt geht nun das Strafgericht über die Lutheraner los. Sie werden geschlagen. Der Bastard und der ketzerische Bischof bleiben. Aber auch der Fähnrich Ramirez wird zur Raison gebracht. Trotz der Reue seiner Geliebten schien ihm denn doch ihr Vergehen zu stark. Noch immer verliebt, verweigert er doch die Versöhnung. Da beschließt sie, zu sterben. Sie stürzt in die Schlacht, erobert eine Fahne und kommt auf den Tod verwundet zurück. Nun ist die Erbitterung besiegt, die Liebe behauptet ihre Rechte, und glücklicherweise kommt die Sinnesänderung nicht zu spät, denn die Verwundung war nur erdichtet, und das Paar ist vereinigt. Überhaupt ist diese ganze Liebesgeschichte ein kleiner Diamant. Das Ganze schließt mit einer militärischen Revue, die die Infantin Klara Eugenia über die siegreichen Truppen hält. Eine gute Nebenfigur ist die Wirtin Sabina mit ihrem Kauderwelsch, in dem das französische bu (vous) und das deutsche niti fiston (nicht verstehe) höchst wunderlich abwechselt. Und wenn man bedenkt, daß das gleichzeitige Begebenheiten waren, die den Zeitgenossen in einem so poetischen Kolorit vorgeführt werden konnten.

Rey Bamba.

Großartig der Monolog Ervicios, wo er den Himmel anklagt, daß er ihn als Neidischen schuf, und doch gleich darauf seine habgierigen Pläne ins Werk zu setzen beschließt. (I.) Unmittelbar darauf Wamba mit seiner Gattin, Zufriedenheit und Wohlwollen in jedem Worte. Derlei Gegensätze, ungesucht und aus der Notwendigkeit der Sache fließend, erfrischen das Gemüt und gliedern den Stoff. Die Versammlung der gotischen Großen, wo jeder, nicht um zu fechten, sondern als Sinnbild des Haders, mit gezogenem Schwert auftritt. Die Szene, wo Wamba die Vorbedeutung der königlichen Würde erhält und wo, ehe die Hand mit der goldenen Krone erscheint, ihm vorher einleitend und vorbereitend aus den Zweigen desselben Baumes, Blumenkränze zufliegen, das ist alles von einer Schönheit und Einfalt, die nur in jenen Zeiten der reinen Gemütsauffassung möglich war. Zugleich sind er und seine Frau, ohne Schaden ihrer Würde, durch ihre bäuerliche Unschuld, halb und halb, die Lustigmacher des Stückes. Mitten unter diesen phantastischen Vorgängen: die überliefert historischen Umstände, daß Wamba, der Erfinder von Maß und Gewicht, wohl auch der früheste war, von dem sich Münzen in späterer Zeit erhalten hatten. Ein wenig Radikalismus, da die gotischen Großen den König wegen seiner niederen Geburt verachten, wogegen er sich durch heroische Taten rechtfertigt.

Schon beginnt das Stück durch den Kronenstreit mit dem Griechen Paulus matter zu werden, als es auf einmal einen unerwarteten Aufschwung erhält. Die Sage, daß der letzte König der Goten, Roderich, als er eine verschlossene Höhle frevelhaft eröffnen ließ, dort auf einem Gemälde, das niemand deuten konnte, den späteren Einfall der Mauren bildlich dargestellt fand, wird hier auf eine wahrhaft virtuose Weise, als aus ihrem Ausgangspunkte, eingewoben. Dem Verräter Ervicio, durch den Wamba am Ende des Stückes stirbt, wird von dem Mauren Mujarabe die Krone, aber auch vorhergesagt, daß der dritte seines Geschlechtes Spanien an die Mauren verlieren werde. Er läßt jenes Bild malen und in jener Höhle einschließen. Das Geschlecht des Verräters sollte jenes Unglück über Spanien herbeiführen. Da die Sage von dem Bilde und der Höhle in jedes Spaniers Munde war, so kann man sich die Großartigkeit der Wirkung denken, die das im Publikum hervorbringen mußte. Lope de Vega erinnert hier an Euripides, der es gleichfalls verstand, durch solche unerwartete Wendungen noch gegen das Ende der Fabel, neue Aussichten zu eröffnen und das Gemüt emporzuheben. Dieser König Wamba ist ein vortreffliches Stück.

Es gilt von Lope de Vega etwas, was Goethe in einem etwas barocken Bilde von Euripides sagt, wo er ihn mit einer Stückkugel vergleicht, die auf Quecksilber schwimmt. Die Wunder des Katholizismus und die Großtaten des spanischen Altertums, das Sagenhafte ihrer Geschichte war seinem Publikum so geläufig, daß er anklingen konnte, wo er wollte, und sicher war, in jeder Brust Verständnis und Widerhall zu finden. Er ist die vollkommenste Protestation gegen die Begriffspoesie, Calderon ist es schon nicht mehr, obschon seine ungeheure belebende Kraft das absichtliche Moment meistens glücklich, ja glorreich überwindet. Darum wäre eine größere Verbreitung Lope de Vegas durch eine neue Auflage ein eigentliches Glück für unsere heutige, in Klügeleien und Abstraktionen versunkene Welt. Aber freilich, unsere Deutschen würden ihn nachahmen, wie die Kinder mit allem zum Maule fahren; und nachzuahmen ist an ihm nichts. Aber sich mit ihm erfüllen, die Phantasie, das Vorhandene und die Beschauung wieder in ihre Rechte einsetzen, es aber der äußeren Form, ja dem Inhalte nach ganz anders machen, als Lope de Vega, das wäre die Aufgabe.

El duque de Viseo.

Dieses Stück scheint in Spanien einen großen Ruf zu haben und wohl auch bei den Literaten außer Spanien, denn mir hat neulich ein hiesiger namhafter Dichter — der es wohl nicht gesagt, wenn er es nicht irgendwo gelesen hätte — geradeheraus erklärt, daß er diesen Duque de Viseo für das beste Stück Lope de Vegas halte. Dazu fehlt nun freilich viel, aber merkwürdig bleibt es immer. Es ist von vornherein historisch gehalten, heißt das: in der Art, wie Lope de Vega die Geschichte zu nehmen pflegt. In den ersten zwei Akten sind eigentlich der Herzog von Guimarains und seine drei Brüder die Träger der Handlung. Einer von ihnen, der Condestable von Portugal, kommt eben siegreich aus dem afrikanischen Feldzuge zurück, wird aber, trotz seiner Ansprüche auf Belohnung, von dem Könige Don Juan el Bravo (der Grausame) höchst widerwärtig empfangen. Die Brüder nehmen das, wie natürlich, sehr übel und äußern sich demgemäß über den König, mit Ausnahme des Herzogs von Guimarains, den seine Ehrfurcht vor der Krone den Träger derselben respektieren heißt. Unglücklicherweise findet sich eine Donna Ines, wie es scheint, eine ehemalige Geliebte des Condestable, die eben im Begriffe steht, sich mit dem Günstlinge des Königs, Don Egas, zu vermählen, und die die den Condestable um Auskunft über die Person ihres Bräutigams angeht. Dieser verhehlt ihr nicht, daß Don Egas von weiblicher Seite aus maurischem Blute herstamme, wobei er sich aber ausbedingt, daß sein Name, als des Auskunftgebers, in der Sache nicht erwähnt werde. Nichtsdestoweniger aber läßt sich Donna Ines in dem darauf folgenden Streite mit dem nunmehr verschmähten Bräutigam hinreißen, den Condestable als Bürgen für die Wahrheit der Aufklärung zu nennen. Von diesem Augenblicke ist Don Egas der Feind der Brüder, und er erklärt dieses dem Condestable rund heraus. Der Herzog von Guimarains nimmt es auf sich, die Sache auszugleichen, was nur dadurch geschehen könne, daß Donna Ines den königlichen Günstling dennoch heirate. Als er sie dazu überreden will, geraten sie in einen Wortwechsel, der so weit geht, daß Donna Ines ihn einen Dummkopf nennt, was er ihr mit einer Ohrfeige beantwortet. Auf ihr Geschrei kommt der König herbei, der den Herzog von Guimarains ins Gefängnis schickt und seinen drei Brüdern Verhaft in ihren Häusern gibt.

Der König ist mit der Schwester des Herzogs von Viseo vermählt, demungeachtet aber scheint er an einer Donna Elvira Gefallen zu finden, die die Geliebte seines Schwagers ist. Dieser wendet sich daher an Donna Elvira, damit sie bei dem Könige für den Herzog von Guimarains vorbitte. Der König läßt sich auch bewegen auf die Bedingung, daß Guimarains die beleidigte Donna Ines heirate. Dieser weist die Bedingung als schmählich zurück. Nun läßt ihn der König in Ketten legen und verweist seine Brüder aus Portugal. Auch der Herzog von Viseo, dessen Beliebtheit beim Volke der König seit lange fürchtet und gegen den ihn Don Egas neuerlich eingenommen, wird von Lissabon verbannt. Kaum an seinem Verbannungsorte angekommen, wird er zurückgerufen. In Lissabon angekommen, führt ihn der König ins Gefängnis des Herzogs von Guimarains. Ein Vorhang wird weggezogen, und an einem schwarzbehangenen Tische zeigt sich der Gefangene mit ab-

geschlagenem Haupte. Der König heißt ihn, das Beispiel als Warnung für sich hinzunehmen, was jener kaum zu bedürfen scheint, da er noch jetzt den König nicht zu tadeln wagt und voll Ehrfurcht und Ergebenheit ist, wie früher.

Im dritten beschließt er, heimlich nach Lissabon zu gehen, um seine geliebte Elvira zu sprechen. Er findet einen bettelnden Studenten, den er beschenkt und der ihm dafür schriftlich sein Horoskop stellt. In Lissabon unter den Fenstern Donna Elvirens tauscht er Briefe mit ihr aus, wobei er aus Versehen, statt des seinigen, das Horoskop des Studenten an die herabgelassene Schnur bindet. Dieses, das die Prophezeiung enthält, daß er König sein werde, fällt unglücklicherweise dem lauernden wirklichen König in die Hände, der seines Schwagers Tod beschließt. Nun kommt die schönste Szene des Stückes. Der Herzog von Viseo hat sich, um Elviras Brief zu lesen, an eine Lampe gestellt, die bei einem Kruzifixe brennt. Indem er sich bemüht, die Worte zu entziffern, ertönt ein Getöse von Ketten und gedämpften Trompeten, dem bald darauf eine einzelne Weiberstimme folgt, die den ganzen Verlauf von Viseos Schicksal singt und zuletzt die Warnung hinzufügt, auf seiner Hut zu sein. Wie Lope de Vega überhaupt das Wunderbare gern nach und nach einführt, meint der Herzog: das werde wohl ein Frauenzimmer sein, das bei ihrer Arbeit wacht. Da erscheint aber der Geist des ermordeten Guimarains im weißen Mantel und an ihm vorüberschreitend, mahnt er ihn, sich vor dem Könige zu hüten. Er versucht, zu entfliehen, wird aber aufgefangen, und nachdem der König vergebens alle seine Höflinge aufgefordert hat, den Herzog zu töten, ersticht er ihn endlich selbst. Zuletzt kommt die Nachricht, daß des Herzogs Knappe den Verräter Don Egas auf der Straße getötet habe.

Ich habe das Stück historisch genannt, insofern es mehr eine Begebenheit als eine Handlung enthält. Der Herzog von Viseo tut eigentlich nichts, um sein Schicksal herbeizuziehen oder abzuhalten. Die Grausamkeit des Königs, das Schicksal der vier Brüder, Viseos Unglück stehen vereinzelt da und werden nur durch das Ereignis zusammengehalten. Ja man kann sich wundern, daß Guimarains Geist es der Mühe wert findet, denjenigen zu warnen, dem jener erste Mord nicht einmal ein Wort der Mißbilligung entlockte. Aber wie es nun immer sei, der Herzog von Viseo lebte einmal als unschuldig Ermordeter im Munde des Volkes, und als solchen, der sich nicht, selbst mit einem Worte gegen den König verging, hat ihn Lope de Vega genommen. Dichter seiner Art haben immer recht, auch wo sie irren. Ich komme noch einmal auf den duque de Viseo zurück, weil ich Lope de Vega nicht gerne Unrecht tun möchte. Ihm fehlt das Absichtliche, welches aber gerade das ist, was die Handlung von der Begebenheit unterscheidet. Diese Absicht kann aber entweder in den handelnden Personen liegen oder in dem Dichter oder in den Begebenheiten selbst, in welchem letzteren Falle man es das Schicksal nennt. Tritt diese Absicht nun sehr in den Vorgrund, so wird das Begriffsmäßige daraus ein geschworener Feind des Natürlichen, und in dieser Gestalt erscheint es bei Calderon, wo es denn dessen ganze belebende Kraft braucht, um das fremde Element dem warmen Organismus zu assimilieren. Bei Lope de Vega steigen die Anschauungen aus dem tiefen Brunnen der Empfindung empor, und sie forderten nicht mehr zum Denken auf, als die Natur selbst den Betrachter dazu auffordert, denn auch das Wunderbare ist bei Lope de Vega ein Teil des Natürlichen. So ist hier die Warnung des Herzogs von Guimarains überflüssig und ohne Wirkung. Daß er sich vor dem Könige zu hüten habe, wußte Viseo ohnehin. Er schlägt die Warnung nicht aus irgend einem bestimmenden Grunde in den Wind. Er tut zu seiner Rettung nicht etwas, das ihn, durch eine schicksalsartige Verkettung in das Gegenteil überschlagend, gerade seinen Feinden in die Hände führte. Er benimmt sich so, wie er sich ohne die Warnung benommen hätte. Er entflieht und wird ganz einfach gefangen. Andererseits kommen aber wieder aus der Anschauung hergenommene Intentionen vor, die viel zu flüchtig sind, um mit der Anschauung aufgefaßt zu werden. So, als der Herzog von Viseo, blutig und tot, Krone und Zepter zur Seite, sich dem Zuschauer darstellt, liegt ihm gegenüber, gleichfalls tot, Donna Elvira, und zwar, wie ausdrücklich angegeben wird, eine Hand auf die Wange gelegt. Das soll ohne Zweifel auf die Ohrfeige anspielen, die, von Donna Inez empfangen, Anlaß des ganzen traurigen Herganges war, und zugleich auf eine zweite, die Don Egas im Begriffe war, Elvieren zu geben und nur durch die Anwesenheit des Königs davon abgehalten wurde. Wer Henker soll sich aber derlei denken beim bloßen Anblick der auf die Wange gelegten Hand der Toten.

Während bei Calderon alles, selbst der tiefste Gedanke, auf die Oberfläche herausgeworfen wird, hat Lope de Vega, dieser oberflächlich scheinende Dichter, eine Innigkeit, die häufig bis zum Fehlerhaften geht. So weiß ich nicht, ob jene über alle Beschreibung schöne Szene, wo der Herzog von Viseo durch eine verborgene Weiberstimme vor dem Könige gewarnt wird, möglicherweise auf dem Theater nur die Hälfte des Eindrucks machen wird, zu der sie im Lesen unwiderstehlich hinreißt.

El villano en su rincon.

Das Stück ist durch die Bearbeitung Friedrich Halms für die deutsche Bühne bekannt genug, so daß ich nicht fürchten darf, den Inhalt je aus dem Gedächtnisse zu verlieren, weshalb ich ihn auch gar nicht näher berühren will. Anders-

ist es aber mit den Charakteren, die Halm, den Bedürfnissen der Zeit und des heutigen Theaters nach, notwendig modifizieren und zum Teil abschwächen mußte. Die Hauptfigur des Juan Labrador steht für sich und gediegen da. Diese mit Stolz gemischte Zufriedenheit, diese Gediegenheit in allem, was er sagt und tut, macht ihn zu einer der vortrefflichsten Theaterpersonen. Der Grund, warum er den König nicht sehen will, obgleich er in seiner letzten Verwirrung einen andern läppischen angibt, ist, außer dem Stolze, die Furcht, daß er weniger zufrieden sein werde, wenn er einen Höheren als sich selbst gesehen, was er im Lauf des Stückes einmal deutlich sagt. Lope de Vega ist bei all seiner Natürlichkeit doch ein Frondeur, er sieht das Nichtige aller Vorurteile seiner Zeit ein. Hier hat er's nun mit der königlichen Macht zu tun. Der König ist durch seine Unbehilflichkeit und Ratlosigkeit, als er sich in der Hütte des Bauers befindet, wo, nach erloschenem Schimmer des Königtums, niemand von seiner Person Notiz nimmt, gedemütigt genug; es muß nun, den Begriffen der Zeit gemäß, auch dem Königtume sein Recht geschehen, und der Bauer wird für das Zuviel seines Selbstgefühls bestraft. Trotz seiner Demütigung bleibt er aber doch der Mittelpunkt des Ganzen, und niemand möchte lieber der König als er sein. Bewunderungswürdig aber ist die Mannigfaltigkeit, die er in die Charaktere und in den, gegen Lopes Gewohnheit, etwas doktrinären Stoff hineinzubringen wußte. Schon daß die Kinder dem Vater so unähnlich sind, ist, obgleich begriffswidrig, da sie seine Weisheit in der Erziehung in Zweifel setzten, doch so ganz natürlich. Der Sohn Feliciano ist in seiner unbestimmten Eitelkeit ziemlich unbedeutend. Dagegen die Tochter Lisarda mit der eigentlichen sal española prächtig und trotz aller Verschiedenheit die wahre Tochter ihres Vaters. Mit ihr im Gegensatze die besonnene und weise Costanza, die der Alte trotz ihrer Armut seinem Sohne zur Frau bestimmt. Der Kämmerling Oton, der, um in seine Liebeswerbung Interesse und Bewegung zu bringen, gegen den Schluß zu auf den König eifersüchtig werden muß. Die Art, wie der König auf den stolzen Bauer, indem er dessen antizipierte Grabschrift auf dem Kirchhofe liest, zuerst aufmerksam wird, wo unter dem herzugedrängten Volk auch die romanhafte Lisarda sich befindet. Wie die Mädchen und Burschen mit Stangen und Stäben ausziehen, um Oliven abzuschlagen, welche Bewaffnung die Mädchen sehr gut kleiden mußte. Was dabei vorfällt, der Gesang, der Tanz, die gesellschaftlichen Spiele, das alles ist so mannigfaltig und wahr, daß man seiner Bewunderung kein Ende findet. Ich wollte, Lessing hätte Calderon und Lope de Vega gekannt, er hätte vielleicht gefunden, daß ein Mittelweg zwischen beiden dem deutschen Geiste näher stehe, als der gar zu riesenhafte Shakespeare.

Servir con mala estrella.

Ein Franzose, Roger von Valois, kommt an den Hof König Alfonsos von Kastilien, desselben, der auch Schattenkaiser von Deutschland war. Er nimmt Dienste und zeichnet sich gegen die Mauren bei allen Gelegenheiten aus. Der König würdigt ihn seiner Freundschaft, gibt ihm aber nie etwas. Alle andern werden belohnt, Rugero aber immer vergessen. Das wird ihm denn endlich doch zu viel, und er begehrt seinen Abschied. Der König, der die Ursache davon einsieht und sich seines eigenen Undanks schämt, tröstet sich damit, daß es nicht seine Schuld, sondern der böse Stern des Fremden sein müsse, was ihn unbelohnt gelassen, da, wo alle andern mit Gnaden überschüttet wurden. Er beschließt, die Probe zu machen, und gibt dem Abreisenden einen Begleiter mit, mit dem Auftrage, ihn an Hof zurückzubringen, wenn Rugero sich über den Undank des Königs beklagen würde, sonst aber seines Weges ziehen zu lassen. Der Begleiter bringt immer das Gespräch auf den König, um Rugeron zu Klagen zu verleiten. Dieser aber weicht aus, und als er nicht mehr kann, läßt er das Bild des Königs, das ihm dieser geschenkt, herbeibringen, indem er sagt: in Gegenwart der Könige beklagt man sich nicht. Da gibt ihm jener den Zurückberufungsbrief des Königs, und sie reisen zurück. Der König hat indessen das reiche Lösegeld eines gefangenen maurischen Fürsten in einer kostbaren Kiste empfangen. Er läßt eine ähnliche anfertigen, die aber leer bleibt. Bei der Rückkunft Rugeros bietet ihm der König die Wahl zwischen beiden Kistchen an, und Rugero greift wirklich nach der leeren. Da ist nun der böse Stern außer Zweifel gestellt, den der König aber außer Wirksamkeit setzt, indem er ihm die volle, und dazu die Hand einer in Spanien erworbenen Geliebten gibt.

Diese Idee wäre nun ganz gut, wenn nur dem immer sich wiederholenden Vergessen des Königs begreiflichmachende Umstände beigefügt wären. Die Annahme eines bösen Sterns oder eines Unglücklich-Geborenseins ist nicht so in der menschlichen Natur begründet, als die Idee eines Schicksals, einer Nemesis, einer ausgleichenden Gerechtigkeit, daß man darauf wie auf ein festes Haus Wechsel ziehen könnte. Lopes Aufgabe war, uns zu seiner Idee hinzuführen, nicht von ihr auszugehen. Ohnehin wird die Wirksamkeit des bösen Sterns durch die Großmut des Königs am Schluß wieder aufgehoben.

Durch das Ganze zieht sich ein Liebesverständnis des Königs zu einer Donna Sancha, das im Gegensatz des Phantastischen krudhistorisch oder sagenhaft behandelt ist. Die Gute nimmt keinen Anstand, ihren eigenen Bruder zu vergiften, dafür wird aber auch ihre und des Königs Tochter von einer wahrsagenden maurischen Zofe im voraus als die „unglückliche" Estefania bezeichnet, als welche sie ohne Zweifel später in der Tradition eine Rolle spielt. So

kommt dem Spanier überall ein historischer Anknüpfungspunkt entgegen.

Die bei den älteren spanischen Dichtern öfter vorkommende Situation, daß der König, bei seiner Geliebten überrascht, sich nicht verbergen will, sondern bleibt und sich durch Unbeweglichkeit und Schweigen für nicht anwesend gibt, erscheint auch in diesem Stücke. Nur schadet die Großartigkeit hier, daß der eintretende Bruder der Geliebten zwar seine Absicht respektiert, aber von ihm doch, als von einem Bilde des Königs, spricht. Worauf dieser ihm den Rücken wendet und fortgeht.

El robo de Dina.

Der Eingang eigentlich b.blisch-patriarchalisch. In der Folge tritt es zum Teil aus dieser Haltung heraus und wird allgemeiner, nur Jakob und seine Söhne beharren. Dina, eine eigentliche Spanierin. Etwas stark die Szene, wenn sie, unmittelbar nach ihrer Schändung, mit zerrauften Haaren und maltratada aufs Theater kommt, sowie wenn sie später den Vorgang ihrem Vater erzählt. Übrigens alles das sehr gut. Ebenso das Verhalten Jakobs, der sich mit einer Vermählung begnügt. Dagegen die hebräische Rachsucht seiner Söhne, in die Dina selbst, echt spanisch, einstimmt. Glückliche Dichter, die ein so wenig verbildetes Publikum vor sich haben, daß sie Umstände, wie die Beschneidung des ganzen Volkes von Sichem, erwähnen können, ohne einem Grinsen zu begegnen. Das von Lope oft gebrauchte Kunstmittel, einem dem Geschicke Verfallenen, seinen eigenen Schatten erscheinen zu lassen, hier vor dem Tode Sichems nicht sehr glücklich angebracht. Dagegen der Schluß wieder vortrefflich. Die Hirten ziehen nach vollbrachter Tat mit ihren Herden weiter. Sogar die scherzhafte Person kommt noch einmal vor, und die Sorge für die Herden nimmt die letzten Verse des Stückes ein. Gewiß: an Naturempfindung und Einwohnen in den Kern der Begebenheit hat niemand Lopen übertroffen.

Los pleitos de Ingalatérra.

Soll ich denn immer fortfahren, diese höchst wunderlichen Produktionen als vortrefflich anzusprechen? Und doch kann ich nicht anders. Es ist ein Reiz der Natürlichkeit, eine Atmosphäre von Poesie, und bei den barockesten Anlässen eine Wahrheit der Ausführung, der man nicht widerstehen kann. Z. B. daß König und Königin nach einer Trennung von freilich zwanzig Jahren sich nicht wieder erkennen, wenigstens er sie auch später nicht, und sich von neuem ineinander verlieben. Wie seine Neigung nach und nach geradezu sinnlich wird, die beiden sich auf dem Wege nach London in die Gebüsche verlieren. Was sie sich da sagen, und wie die beiden begleitenden Bauern, um die Tugend ihrer bis dahin musterhaften Herrin, anfangen besorgt zu werden. Die Doppelszene, die daraus entsteht. Ich weiß damit nichts zu vergleichen. Die Liebesszene in Romeo und Julie erscheint dagegen beinahe wie gemacht.

Los palacios de Galiana.

Wahrscheinlich bestehen oder bestanden zu Lopes Zeiten in Cordova Ruinen, die im Munde des Volkes palacios de Galiana hießen. Dadurch gewann das Stück für den Spanier ein örtliches antiquarisches Interesse, das gegenwärtig wegfällt. Einige gut ausgeführte Szenen sind nicht abzuleugnen, ebenso einige geschickt geführte, z. B. wo der Graf Arnaldo den Wachen die Geschichte einer Befreiung in seinem Vaterlande erzählt, und dadurch, der vom Balkon zuhörenden Prinzessin die Mittel zu ihrer eigenen Flucht andeutet. Ebenso mußte eine gute Wirkung machen, jene frühere Szene mit der Unterredung des Liebespaares, in Gegenwart des Vaters und seiner Geliebten, indem Carlos statt des ersteren zur letzteren spricht, dabei aber den Sinn der Worte auf Galiana richtet, indes diese, hinter der Freundin verborgen, ihr die Antworten soufflirt, die der König auf sich bezieht. Das Prototyp aller spanischen Liebesheldinnen ist übrigens die im Stücke vorkommende Armelinda, die, trotz ihrer wütenden Liebe zu einem, doch aus einer Hand in die andere geht, vier- oder fünfmal im Begriffe ist, geschändet zu werden, alle Abscheulichkeiten aus Eifersucht begeht, und am Ende doch rein dasteht, wie frisch gefallener Schnee. Mit dem Hauptheldenen Carlos scheint übrigens nichts mehr und weniger als Karl der Große gemeint.

Guardar y guardarse.

Don Felix und Chakon kommen. Sie fliehen aus Kastilien und haben den Weg verloren. Dazu Donna Elvira und Hippolyta als Landmädchen gekleidet. Wir erfahren, daß Elvira vom Könige von Arragonien geliebt und deshalb von ihrem Bruder, dem Almirante, in einem einsamen Landhause abgesondert gehalten wird. Die Reisenden wenden sich an sie. Felix erinnert sich des Ovid und seiner Nymphen, und wir sind eines Schlages auf dem Gebiete der Phantasie. Redensarten der ausgesuchtesten Qualität werden mit vornehmer Sicherheit abgelehnt und in Schranken gehalten. Für jeden Fall aber das nahegelegene Landhaus als Ausruheplatz angeboten, wobei man jedoch Sorge trägt, daß Name und Stand der Wirtinnen verborgen bleibe.

Warum Don Felix aus Kastilien entflohen, erfahren wir in der zweiten Szene, wo König Alfonso die Beleidigungen auszugleichen sucht, die einem Don Sancho von Felix zugefügt worden sind. Seine Bemühungen bleiben übrigens fruchtlos, und er ist genötigt, den Rachefchnaubenden gefangen setzen zu lassen, da er droht, den Gegner zu töten.

Auf dem einsamen Schlosse finden wir Felix und Elvira wieder. Sie verhehlt den Eindruck nicht, den er auf sie gemacht, erklärt aber jedes

nähere Verhältnis für unmöglich und gibt ihm, indem sie ihn fortsendet, einen Empfehlungsbrief an den König von Arragonien mit.

Indem nun Don Felix seine bella labradora, mas que de campos, de almas, y de enojos, höchst verliebt mit der Sonne vergleicht, kommt Hippolyta und beschenkt ihn mit Juwelen als Zeichen ihrer Gunst.

Der König von Arragonien und der Admiral. Der König, der seine Liebe zu Elviren dem Zuseher deutlich genug macht, eröffnet ihrem Bruder den Plan, sie zu vermählen, ohne zu sagen mit wem. Es könnte wohl der König selbst dieser Gemahl sein, meint der Almirante, beschließt aber doch, vorsichtig zu sein. Don Felix bringt seine Empfehlungsbriefe. Wir erfahren jetzt als den Grund seiner Flucht aus Kastilien, daß er aus Eifersucht wegen einer Donna Blanca seinen Nebenbuhler Don Sancho beim Ballspiel mißhandelt.

Der König verspricht ihm Schutz und übergibt ihn dem Almirante zu hüten.

Indessen sind Elvira und Hippolyta vom Lande angekommen und in ihrem Hause abgestiegen. Der Almirante stellt Don Felix als seinen Schutzbefohlenen vor.

Der Almirante bleibt mit seinem Diener, der ihm ein Schreiben übergibt, das ein durcheilender Kurier gebracht. Es wird erbrochen und enthält die Nachricht, daß die Familie der Mendoza, eine von Almirante durch Verweigerung einer Heirat ihnen angetanen Schimpf zu rächen, Don Felix abgesendet habe, den Beleidiger zu töten. Und nun beginnt die Situation, die der Titel enthält: Hüten und sich hüten. Sie erfordert einen ausgezeichneten Schauspieler, denn die Furcht des Almirante darf nie eigentlich burlesk werden, wie denn auch seine Worte und Ausdrücke immer würdig bleiben und nur Gebärde und Benehmen die komische Beimischung geben. Der Gang der Handlung hat weiter eben nichts Ausgezeichnetes. Merkwürdig aber ist der Charakter Elvirens, eine eigentliche Versinnlichung der sogenannten sal española.

La Llave de la honra.

Da ist nun wieder mein alter Lope de Vega, ohne seine sonst häufigen Widersinnigkeiten, aber auch beinahe ohne Verwickelung, oder die vorhandene so kunstlos, daß sie kaum so genannt werden kann. Aber die Charaktere voll Wahrheit, die Tugend der Frau ohne Übertreibung, die Liebe des Mannes zu seiner Frau, ohne daß sie ihn unzugänglich machte für die Lockungen des Ehrgeizes. Der Bediente voll gesunden Humors und endlich die Rede, die Versifikation von einem Fluß, von einem Wohllaut, daß sie fast zur Musik wird, indes sie sich kaum über die Prosa erhebt. Wenn der Plan, die dramatischen Werke Lopes herauszugeben zustande kommt, nicht die Deutschen werden ihn zuerst erkennen, sie sind heutzutage zu natürlich; nicht die Engländer, sie sind zu einseitig in ihrem Shakespeare verrannt; die Franzosen werden zuerst seine Naturwahrheit herausfinden, denn seit ihnen ihre klassische Form verleidet worden ist, sind ihre Bessern zugänglich für alles.

El casamiento en la muerte.

Der Charakter des Bernardo del Carpio unübertrefflich, ganz in der Haltung jener herben, heroischen Zeit. Die Befreiung seines Vaters und die Rehabilitation seiner unehelichen Geburt tauchen wie eine fixe Idee aus all seinen Großtaten empor, in denen er für eine Zeit sich selbst über dem Vaterlande vergißt. Sein Auftreten am Hofe Karls des Großen (toma silla con estruendo y sientase). Wie dieses: sich setzen mit Geräusch durch die Wirkung auf die Sinne, den Eindruck verstärkt, den seine trotzigen Worte auf den Verstand machen. Die ganze Poesie ist nichts als eine Verbindung dieser beiden Faktoren. Immer in seinen Hoffnungen durch die Wortbrüchigkeit des Königs getäuscht, kommt er doch immer wieder auf denselben Wunsch zurück. Ja endlich entsteht sogar der Gedanke in ihm, sich an den König zu rächen, wo er aber nach einer Rede voll Heftigkeit sich selbst zurechte weist.

Endlich befiehlt der König die Befreiung seines Vaters. Er eilt ins Gefängnis und findet den Gefangenen — tot. Wie nun der Schmerz über den Verlust, die Liebe zu seiner Mutter, letzteres bis zur Härte, alles dem Gedanken Platz macht, die Ehrlichkeit seine Geburt herzustellen. Wie er Donna Ximena, die Mutter, dem Kloster entreißt, sie dem toten Vater gegenüber stellt und beide vermählt, wo er denn die Einwilligung des Toten dadurch suppliert, daß er dessen Kopf mit der Hand erfaßt und ihn nicken macht. Das ist von einer Großartigkeit, auf die ein Dichter in unserer Verstandeszeit freilich Verzicht leisten muß.

In seiner Art nicht minder gut, der König, der trotz seiner Frömmigkeit immer wieder sein gegebenes Wort bricht.

Die Franzosen kommen, obwohl sie als Feinde auftreten, noch ziemlich glimpflich davon, wahrscheinlich wegen der Ehrfurcht für Karls des Großen zwölf Pairs und ihren Platz in den Romanen und Romanzen der Zeit. Nichtsdestoweniger sind sie, wo sie unter sich auftreten, mit Ausnahme Rolands, ziemlich matt gehalten. Erst im Unglück erheben sie sich durch ihre Frömmigkeit, wo denn dem Dichter wieder echt euripideisch ein Umstand entgegenkommt, der dem Stücke neuen Schwung gibt. Sie verbergen ein Muttergottesbild in der wahrscheinlich noch heute so genannten peña de Francia, und dieses später wieder aufgefundene Muttergottesbild war wahrscheinlich noch zu Lope de Vegas Zeiten ein Gegenstand der Andacht und Wallfahrt zur peña de Francia. So kommt alles dem Genie entgegen, vornehmlich in einer sagenreichen poetischen Zeit.

Was nun aber das künstliche des Ausdrucks,

die Gleichnisse, die Wortspiele in den leidenschaftlichsten Situationen, überhaupt das lyrische im Dialog, vornehmlich im Monolog betrifft, so hielt jene Zeit den Begriff der Poesie auch im Drama fest, und aus der Poesie die Poesie wegzulassen, hätte ihnen höchst wunderlich geschienen. Es bietet sich hier der ähnliche Vorgang der italienischen großen Opernkompositeure und Sänger dar, die in den leidenschaftlichsten Situationen Triller und Passagen nicht verschmähen, ohne daß daraus für die Wahrheit des Ausdrucks nur der geringste Nachteil entstünde.

La fuerza lastimosa.

Dieses Stück genoß seinerzeit des höchsten Ansehens in Spanien, und wenn ich mich recht erinnere, so war es das erste von Lope de Vega, auf welches vor dreißig oder vierzig Jahren die deutschen Romantiker verfielen, wobei es denn hin und her besprochen wurde. Was die Behandlung betrifft, so kann man auch, namentlich von den beiden ersten Akten, nicht viel Gutes sagen; der Stoff dagegen, die Handlungen und ihre Motive sind so grell, ja zurückstoßend, daß alles, was man mit Rücksicht auf die Zeit, den Geschmack und den Geist der Nation zur Entschuldigung anführen kann, nicht ausreicht, des Widerwillens Herr zu werden, den diese eigentlich türkischen Vorgänge notwendig erregen. Daß ein Mann sein geliebtes Weib ermordet auf Befehl des Königs, zur Sühne eines Verbrechens, das er gar nicht begangen, ohne auch nur einen Versuch zu machen, die falsche Anschuldigung von sich abzulehnen. Aber alle diese Motivierungen hätten Zeit und Raum weggenommen, die der Dichter brauchte für die Ereignisse und Situationen, um die es ihm vor allem zu tun war. Abgesehen von der Geringschätzung des Menschenlebens, der Häufigkeit der Mordtaten in jener Zeit, der übertriebenen Ehrfurcht vor dem Willen der Könige, bleibt hier, wie in allen ähnlichen Stücken Lopes, der Hauptpunkt, daß er das Ereignis in den Romanzen so verstand, die Zuschauer damit bekannt waren und er sich daher keine Mühe gab, erst zu begründen, was man ohne Grund hinnahm. Die Motivierung des Kindesmordes der Medea wird sehr dadurch abgekürzt, daß der Zuseher bei ihrem Namen schon weiß, daß sie ihre Kinder ermorden wird. Das Grelle, das uns zurückstößt, war eben, was jene Zeit liebte, und selbst Shakespeare häuft gern die Mordtaten nach Möglichkeit. Den Stoff zugegeben aber, ist die Behandlung der zwei ersten Akte von unschätzbarem Werte. Dieses Durchfühlen der Situation bis in die scheinbaren Zufälligkeiten, diese Belebung selbst der Nebenfiguren, die gesteigertste Lyrik des Ausdrucks Hand in Hand mit der prägnantesten dramatischen Geltung. Es ist, als ob man eine Landschaft im schwarzen Spiegel sähe. Die Färbung bekömmt etwas Fremdartiges, aber der Eindruck gewinnt an wohltuender Harmonie. Wie psychologisch wahr die Szene, wo Enrique sich gedrängt fühlt, sein Glück den beiden Dienern mitzuteilen und er nun einen um den andern ruft und wegweist, je nachdem er Teilnahme in ihnen voraussetzt. Die schwierige Figur der Prinzessin übervortrefflich, oder vielmehr, es gab keine Schwierigkeit für Lope. Er fühlt sich in die Personen hinein und findet, wo es ihm um Wahrheit zu tun ist, die richtige Haltung immer und unfehlbar.

Wo es ihm um Wahrheit zu tun ist! Denn häufig ist ihm seine Schriftstellerei nur ein äußerliches Treiben, für das Publikum bestimmt, ihn selbst nur durch die Buntheit der Bilder und einzelne poetische Stellen interessierend.

Der dritte Akt etwas verschwommen. Der vierjährige Don Juan als General der Armee macht einen recht eigenartigen Eindruck, nebstdem, daß etwas darin liegt, daß, nachdem alle Erwachsenen sich an Schuld und Gräueln überboten, ein Kind die Rettung und ein glückliches Ende herbeiführt. Das Komische, das der Erscheinung dieses kindischen Heerführers anklebt, entwickelt sich gegen das Ende mit steigendem Bewußtsein. Ja als, nach spanischem Komödiengebrauch, am Schluß alle Männer mit Weibern und alle Weiber mit Männern versehen werden, wird auch der kleine Don Juan mit der eben geborenen Tochter der Prinzessin verlobt, was denn seine Wirkung auf die allgemeine Heiterkeit nicht versehlen konnte.

Als vortreffliche Szenen sind noch nachzutragen die beiden, wo die Prinzessin, statt ihrem Vater ihre Entehrung mündlich zu gestehen, fortgeht und unmittelbar darauf in einem Briefe ihre Schuld bekennt, sowie die damit im Zusammenhange stehende, wenn Enrique, nachdem er, über einen erdichteten Fall zu Rate gezogen, sein eigenes Urteil unbewußt ausgesprochen, durch denselben Brief erfährt, daß der gräßliche Spruch ihm selber gelte. Sowie eine frühere andere Szene, in der die Musiker zur Erheiterung der Prinzessin eine Romanze von einer durch Liebe hintergangenen Herzogin singen, und nun jene, sich in die Person des Liedes vermengend, ihre eigene Verzweiflung im Namen der betrogenen Herzogin ausspricht. Man würde nicht fertig, wenn man alle vortrefflichen Einzelheiten aufzählen wollte. Denn das Große in Lope de Vega ist seine, bei aller Künstelei der Form, tiefe und innige Naturempfindung.

Los Benavides.

Hat von vornherein ganz jene altertümliche Größe, welche Lope de Vega derlei Chronikstoffen zu geben weiß. Das Ganze handelt sich um eine Ohrfeige, welche der alte Mendo von Payo de Vivar erhalten hat und als hochbetagter Mann selbst nicht rächen kann; auch fehlen ihm Söhne, die es an seiner Statt könnten. Höchst wunderlich des Alten Freude, als er erfährt, daß seine Tochter von dem verstorbenen König Bermudo zwei uneheliche Kinder habe. Die königliche

Würde des Verführers, und daß sie unter dem Versprechen der Ehe erzeugt wurden, scheint die Bastardschaft von ihnen abzuwälzen. Der Enkel Sancho wird zum Rächer ausersehen, tötet aber aus Mißverständnis einen Unrechten. Durch die Ehrbegriffe der Zeit gerechtfertigt, aber für uns abscheulich, ist die Art, wie nun Mendo selbst den Beleidiger im Angesicht des Gottesgerichtes durch einen Dolchstoß meuchelmörderisch aus der Welt schafft. Gut gehalten Payo de Vivar, auf den nicht als bête noire alle Mängel und Schändlichkeiten zusammengehäuft werden, sondern der zwar gewalttätig und eigennützig, aber tapfer, gerade und in seiner Art ehrenhaft ist.

Ebenso König Alfons als Kind, besonders weil er nicht so altklug ist, als Lopes Kinder zu sein pflegen. Er sagt einmal bei einer Staatshandlung gerade heraus, daß ihm die Zeit lang werde. Als ihn die Mohren gefangen nehmen, wundert er sich, daß sie wie Menschen aussehen und doch nicht an Gott glauben.

Los comendadores de Cordova.

Das Stück ist ganz gut. Der Charakter des Veinticuatro ehrenhaft, verständig, ja in seinen Bemerkungen über die Ehre zeigt der Verfasser ihn und sich, über die Vorurteile der Zeit erhaben. Aber Vorurteile, die das Wesen der Zeit ausmachen, müssen geachtet werden, und so rächt denn der beleidigte Gatte, den noch dazu die Schlechtigkeit der beiden Komture und seiner Frau erbittert, die Ehre seines Bettes auf eine um so furchtbarere Art, als derjenige immer das Maß überschreitet, der nicht die volle Überzeugung von seinem leitenden Grundsatze hat. Nicht nur die Schuldigen, auch alle Diener, ja die Meerkatze und der Papagei werden getötet. Der Totschlag, scheint es, erzeugt erst die Wut, statt von ihr überzeugt zu werden. Der König billigt am Schlusse das gräßliche Ehrengericht und gibt dem Witwer ein anderes Weib, womit dieser sich ganz zufrieden bezeigt. Die Mordszene, vielleicht nur wegen Undeutlichkeit der spanischen Einrichtung, nicht wirksam genug.

Der Verlauf des Stückes untadelhaft bis auf den Umstand, daß die sündhafte Frau den Ring des Königs, den ihr ihr Gatte gab, wieder an Don Jorge verschenkt, was früher oder später notwendig an den Tag kommen mußte. Auch ist es wirklich der König selbst, der auf die Spur des Frevels kommt, da er seinen Ring an der Hand des Komturs erblickt.

Sehr schön die Szene, wo der Veinticuatro, in seine vier Wände zurückgekommen, das Glück der Ehe preist, während der Zuschauer schon weiß, daß der Wackere betrogen ist. Don Jorge, einmal ganz roh, dann wieder in seinen Redeblumen und Vergleichungen höchst spitzfindig. Namentlich da, wo er das Wort prima, das sowohl Muhme, als die erste Stufe der Tonleiter in der Musik bedeuten kann, in dieser letzten Bedeutung quetscht und auspreßt. Ich muß hier wieder unentschieden lassen, ob es meine mangelhafte Kenntnis der Sprache ist, die mir das Gleichnis so geschraubt, ja grammatikalisch unzusammenhängend erscheinen läßt, oder begnügte sich Lope und das Publikum, bei der Raschheit des Schreibens und der Deklamation, mit nur allgemeinen Anklängen und Andeutungen des Gedankens, ohne die genaue Ausführung und Durchbildung zu begehren und zu vermissen. Der gerügte Mangel kommt so oft vor, daß die letztere Erklärung wohl die richtigere sein dürfte. In den Ausfüllszenen bilden die Verhandlungen zur Heirat der Infantin Johanna mit dem Erzherzog Philipp ein sehr dankbares Thema.

El exemplo de la paciencia

behandelt die Geschichte der Griseldis, die hier Laurencia heißt. Die Darstellung ihres ersten ländlichen Zustandes so vortrefflich, als derlei Schilderungen einfacher Glückseligkeit bei Lope de Vega immer sind. Ihre Güte, Milde, Verständigkeit, verbunden mit großer Schönheit, machen begreiflich, daß der Graf von Roussillon, der sich als einen Feind der Ehe aus Mißtrauen gezeigt hat, sich in sie verliebt und sie am Schlusse des ersten Aktes heiratet. Im Anfange des zweiten Aktes, wo eben ihr zweites Kind zur Taufe getragen wird, kehrt, man weiß nicht recht warum, der Zweifelsinn des Grafen zurück, und er beschließt, seine Gattin zu prüfen. Er fängt auf gut spanisch gleich mit dem Äußersten an und begehrt, daß Laurencia ihr eben nur geborenes Kind, mit der ausgesprochenen Absicht, es zu töten, ausliefere. Sie fügt sich in Geduld und wünscht nur, daß man es nicht den wilden Tieren aussetzen möge. Auch ihr älteres, ein Knabe, wird begehrt, weil die edlen Vasallen nicht einem Herrn von so niederer Abkunft dereinst untertänig sein wollen. Gleiche Willfährigkeit. Offenbar hilft hier, nebstdem, daß das Unglaubliche einmal ein Hauptingrediens der Dramen jener Zeit ausmacht, auch die Vorstellung von der Würde des Adels und der Gottähnlichkeit der Herrschergewalt mit, um derlei selbst einem damaligen Publikum zulässig erscheinen zu machen. Endlich trifft er sie mit ein paar Landleuten ihrer früheren Bekanntschaft, die zum Besuch gekommen sind, wirft ihr ihre Niedrigkeit vor, mischt einen sehr gut erzählten Apolog von der Katze ein, die in ein Mädchen verwandelt wurde und sich auch sehr gut menschlich betrug, bis sie zufällig einer Maus ansichtig wurde, wo die alte Natur hervorbrach und sie dem Tierchen nachlief, um es zu haschen. Sie antwortet ihm mit einer anderen Fabel, deren Inhalt ich vergessen habe, obwohl die Seite, die Spalte und der Ort, wo sie steht, mir vor den Augen schwebt, und er schickt die Arme ihrem Vater zurück.

Überhaupt ist der beinahe gänzliche Verlust meines Gedächtnisses der Grund, warum ich diese Hauptzüge Lopescher Schauspiele hier niederschreibe, damit beim Wiederanblick der Umrisse ich mich der Ausfüllungen zum Teile

wenigstens wieder erinnere. Zugleich der immer zunehmende Widerwillen gegen das Schreiben, so daß ich mich wenigstens zwinge, die Feder in die Tinte zu tauchen und zusammenhängende Sätze aufs Papier zu werfen.

Laurencia kommt also zu ihrem Vater zurück, der Graf zieht ins heilige Land, eine Reihe von Jahren vergeht. Unterdessen hört ein Graf von Bearn von Laurencias Vortrefflichkeit und Schönheit, und er trägt ihr durch einen Abgesandten seine Hand an. Zugleich aber ist der Graf von Roussillon zurückgekommen und begehrt sie als Magd in sein Haus, da er gesonnen sei, zu einer neuen Ehe zu schreiten. Laurencia zieht vor, Magd im Hause ihres früheren Gatten zu sein, und weist den vornehmen Heiratsantrag zurück. Wir finden sie mit dem Vesen in der Hand in den Zimmern, die sie einst als Gebieterin bewohnt. Die neue Braut langt an, von ihrem Brautführer begleitet. Die vorgebliche Braut ist aber niemand anderes als Laurencias Tochter, ihr Begleiter Laurencias Sohn. Das Ende ergibt sich von selbst.

Auch in diesem Stücke kommt ein Belardo vor, der dieses Mal sich sogar mit Versmachen abgibt und gewiß Lope de Vega selbst ist.

A. W. Schlegel, der über Lope de Vega abgeurteilt hat, offenbar, ohne ihn zu kennen, hebt als einen Hauptzug Lopes Neigung zu scholastischen Spitzfindigkeiten heraus. Nichts kann im allgemeinen falscher sein. Das gegenwärtige Stück trägt übrigens mehrere Spuren davon und an Stellen, wo sie nicht hingehören.

La hermosa Alfreda.

Jene schon mehrfältig bearbeitete Geschichte, wo ein König von England einem seiner Vertrauten den Auftrag gibt, ein wegen ihrer Schönheit berühmtes Frauenzimmer in Augenschein zu nehmen, um, wenn das Gerücht sich bestätigt, in des Königs Namen um sie zu werben, der Abgesandte sich aber selbst in die Schöne verliebt, den König mit falschem Bericht über die Mißgestalt des Mädchens täuscht, sich aber selbst mit ihr vermählt. Als nun der Betrug an den Tag kommt, tötet der erzürnte König den entlarvten Günstling und heiratet die schöne Witwe. Ein ganz guter Stoff, nur daß schwer ein Schluß zu finden ist. Lope de Vega, der die Handlung nach Deutschland verlegt, hat einen Schluß gefunden, aber welchen? Wie er denn überhaupt sein Talent zur Vermannigfaltigung hier auf eine sehr unglückliche Weise in Anwendung gebracht hat. Die schöne Alfreda hat schon einen amante non corrisposto, Selandio, der durch das ganze Stück mit seinen Liebesklagen hindurchgeht. Der Günstling Godofre, dem der König einen Begleiter auf die Gesandtschaft mitgegeben hat, tötet diesen, da er ihn von dem Verrat an seinem Herrn zurückhalten will, schiebt aber die Schuld auf den meuchelmörderischen Anfall eines Unbekannten, so daß diese auf den unglücklichen Selandio fällt, der eben im Zimmer hinter den Tapeten verborgen war. Den König täuscht er mit einem so übertriebenen Bericht von Alfredas Häßlichkeit, daß das Gerücht ihrer Schönheit schon von vornherein unter die Unmöglichkeiten gehört. Demungeachtet erklärt er aber, die Häßliche heiraten zu wollen, um seine Vermögenszustände zu verbessern. Zugleich tritt er dem Könige, der nun einmal im Liebesfieber ist, seine eigene frühere Geliebte, Lisandra, ab, so daß seine Vermählung zugleich den Anschein einer eifersüchtigen Rache bekommt. Die schöne Alfreda hat nichts weniger als eine besondere Neigung zu Godofre, entschließt sich aber doch zur Heirat, da sie bei einem kalten Temperamente eben nicht anderweitig verliebt ist. Godofre bringt seine junge Frau, um sie den Augen des Königs zu entziehen, auf eines seiner Güter, wo er sie in ländlichen Kleidern unter Landleuten verbirgt, was die Stolze und Eitle ziemlich übel nimmt.

Lope de Vega, der eine große Vorliebe für Ländlichkeit und Landleute hat und beinahe in keinem seiner Stücke versäumt, solche Naturkinder anzubringen, findet hier eine gute Nebenszene, wo ein Bauernbursche Abschied von seinem Vater nimmt, um unter die Soldaten zu gehen, und sich schon im voraus in allen Schwüren, Flüchen und Impertinenzen des damaligen Soldatenstandes an seinem eigenen Vater einübt.

Im Verfolg kommt der König bei Gelegenheit einer Jagd auf das Gut Godofres, sieht dort die schöne Alfreda in ihren Bauernkleidern und will durchaus ihrer habhaft werden. Es nützt nichts, daß Godofre sie für seine Schwester ausgibt, die Begierden des Königs werden dadurch nicht geschwächt. Er muß endlich erklären, daß sie seine Frau sei, dieselbe Alfreda, die er dem König als so häßlich geschildert. Der König gerät in den heftigsten Zorn, und die schöne Alfreda, die nun erst erfährt, um welche Hoheit und Größe sie von Godofre betrogen worden, ist, ihrem Charakter getreu, auf der Stelle bereit, dem Könige zu folgen, der ihr seine Hand anträgt. Godofre hat nichts Besseres zu tun, als auf der Stelle wahnsinnig zu werden. Dasselbe tut Lisandra über die Untreue des Königs und hat bereits früher der amante non corrisposto Selandio getan, so daß wir nun drei Wahnsinnige haben und das Stück dazu als vierten. Der Vermählung des Königs mit Alfreda steht das Leben ihres bisherigen Gatten im Wege. Der König will es kurz abtun und ihn hinrichten lassen, was aber dem Zartgefühle Alfredas widerstrebt. Wie soll nun alles das enden? Auf die natürlichste oder vielmehr unnatürlichste Art von der Welt. Der tollgewordene Gatte kommt mit seinen und Alfredas beiden Kindern auf dem Arme ins Königsschloß und beschwört seine Gattin, ihn nicht zu verlassen. Alfreda wird auch wirklich gerührt und will zu ihm zurückkehren. Als man aber den Hingesunkenen aufheben will, findet man, daß er tot

ist. Das Hindernis ist nun gehoben, und Alfreda heiratet den König.

Das übelste bei der Sache aber ist, daß dieses Stück im neunten Bande von Lopes dramatischen Werken vorkommt, dem ersten, dessen Herausgabe der Verfasser selbst besorgte, welcher Band, so weit ich ihn bis jetzt gelesen habe, wirklich nur vergleichungsweise gute Stücke enthält, so daß es scheint, daß diese hermosa Alfreda dem Dichter selbst gefallen habe. Das wäre denn freilich, wie gesagt, ein doppeltes Unglück. Es mag wohl viel Beifall gehabt haben; bunt genug wenigstens ist es.

Las pazes de los Reyes y la Judia de Toledo.

Eines der besten Stücke von Lope de Vega. Leider hat er sich hinreißen lassen, auch die Jugendgeschichte König Alfonsos mit aufzunehmen. Ich sage: leider, weil, ungerechnet die Unzukömmlichkeit, dieselbe Person als Mann auftreten zu sehen, die im ersten Akte als Kind erschien, diese Ausdehnung der Fabel ihm den Raum genommen hat, die Haupthandlung: das Liebesverhältnis zur Jüdin von Toledo, mit gebührender Ausführlichkeit zu behandeln. Der erste Akt, der die Einführung König Alfonsos als Kind in die von den Truppen seines Oheims besetzte Stadt und die Gewinnung von Toledo für ihn zum Gegenstand hat, bewegt sich fast ganz in patriotischen Erinnerungen. Doch ist hineingestreut eine vortreffliche Szene ehelicher Zärtlichkeit zwischen dem Befehlshaber des befestigten Schlosses Lope de Arena, einer vollkommenen Nebenfigur, und seiner Gattin. Lope de Vega wirft häufig seine Perlen so am Wege hin. Im zweiten Akte, bereits Mann geworden und mit der englischen Prinzessin Leonore vermählt, verliebt er sich in die Jüdin von Toledo, die er beim Baden im Flusse überrascht. Es ist dafür gesorgt, daß dieses Vergehen, das unmittelbar nach der Vermählung eintritt, dem Könige nicht gar zu hoch angerechnet werde, denn die Jüdin spricht schon bei ihrem ersten Auftreten von der Kälte des englischen Blutes der Königin, und den Zeitgenossen Lopes mochte eine spanische Jüdin für jeden Fall anziehender vorkommen, als eine Königin aus dem Stamme der verhaßten englischen Elisabeth. Nichtsdestoweniger vertritt ihm aber doch ein Engel den Weg, als er sich nachts zu seiner geliebten Jüdin begeben will, die er in dem Palast Galiana eingeschlossen hält, sowie später ihm ein zweiter Engel erscheint, als er nach der Ermordung der Jüdin Wut und Rache gegen seine Großen und die Königin schnaubt. Auf Aufforderung dieser letzteren nämlich wird die Jüdin Rahel überfallen und getötet.

Nun kommt der übervortreffliche Schluß des Ganzen, so vortrefflich, daß ich ihm an Innigkeit beinahe nichts im ganzen Bereiche der Poesie an die Seite zu setzen wüßte. Der König, der an den Hof zurück will, und die Königin, die ihrem Gatten entgegenreist, treffen, ohne voneinander zu wissen, in einer Kapelle zusammen, in der ein wundertätiges Bild der Muttergottes zur Verehrung aufgestellt ist. Sie knien, voneinander entfernt, nieder und fangen an, in lauten, sich durchkreuzenden Worten ihr Herz vor der Gnadenmutter auszuschütten. Der König, der sich dadurch in seiner Andacht gestört findet, schickt seinen Kämmerling, die fremde Dame um Mäßigung ihres lauten Gebetes zu ersuchen. Die Königin lehnt die Botschaft ab. Sie habe ihren Gatten verloren, und sei in ihrem Rechte zu klagen. Indes ist ihr Kammerfräulein zu den Kammerherrn des Königs hingekniet, die Erkennungen tauschen sich aus, und das fürstliche Ehepaar feiert seine Versöhnung vor dem Altare der Gebenedeiten.

Merkwürdig ist übrigens, daß Lope de Vega sich so ziemlich auf die Seite der Jüdin stellt. Sie ist durchaus edel gehalten, und selbst den Makel des Judentums nimmt er für den Zuseher dadurch hinweg, daß sie vor ihrem gewaltsamen Tode begehrt, eine Christin zu werden. Wieder ein Beweis von seiner Vorurteilsfreiheit. Ja, selbst in dem Titel las pazes de los Reyes, liegt vielleicht eine versteckte Ironie. Im ersten Akte wird der Friede des Königreichs durch die verräterische Ermordung Lope de Arenas geschlossen; im dritten ist das Pfand des Friedens der Tod der vor allen am wenigsten schuldigen Jüdin.

Lope de Vega kommt in der Maske des Gärtners Belardo diesmal völlig deutlich vor.

Los Ponces de Barcelona.

Der erste Akt läßt sich recht gut an. Don Pedro Ponce, der Sohn eines reichen, aber geizigen und harten Vaters, heiratet eine arme Malerstochter. Nach dem Tode ihres Vaters, der das junge Paar von dem Ertrage seiner Kunst erhalten hat, führt Don Pedro, von Not getrieben, sein schwangeres Weib seinem Vater zu, der über die Heirat außer sich ist und geradezu verlangt, daß die Ehe getrennt werde. Zuletzt kommt er gar, mit einer Flinte bewaffnet, auf das Landgut, wohin der Sohn seine dem Gebären nahe Gattin gebracht hat, in der ausgesprochenen Absicht, den Ungehorsamen zu töten. Dieser, der fürchtet, sich gegen seinen Vater zu vergessen, entfernt sich, wobei er freilich nicht in Anschlag bringt, daß nun der ganze Zorn sich auf seine Gattin und ihr Kind entladen werde. So weit ist alles gut, ja die Personen sind vortrefflich gehalten. Mit welcher Empfindung mochte wohl Lope de Vega das Lob des verstorbenen Malers niederschreiben, wenn Lucania sagt:

> Quedaronnos por nacienda
> algunas pintadas tablas
> bien hechas por detenidas
> pocas por bien estudiadas.

Es liegt in diesen Versen ein Verdammungsurteil über seine eigenen Stücke, die er augen-

blicks in die Welt schickte, und deren viele waren, weil ohne Überlegung geschrieben.

Mit dem zweiten Akte fängt eine ganz neue Geschichte an, die mit dem ersten eigentlich in gar keiner Verbindung steht: die Begebenheiten des Sohnes, den die verfolgte Lucrecia zur Welt gebracht hat und der mittlerweile schon zum Jüngling herangewachsen ist. Er ist Gärtner und dient mit seiner Mutter, unerkannt, in dem Hause eines Gutsherrn, dessen Vater die Hilflosen aufgenommen hat. Eine wechselseitige Liebe zwischen ihm und der Tochter seines Herrn findet ein unübersteigliches Hindernis in der Ungleichheit des Standes. Eine Reihe wenig bedeutender Liebes- und Eifersuchtsszenen, wobei selbst die noch immer schöne Mutter Lucrecia ihre ländlichen Bewerber findet, endet mit der Zurückkunft des vermißten Vaters. Dieser ist bis Konstantinopel gekommen, hat dort den berüchtigten Barbarossa von einer Wassersucht geheilt, was höchst rühmend erwähnt wird, obwohl dieser dadurch in den Stand gesetzt wurde, Karl dem Fünften als Gegner in den Weg zu treten. Die Ankunft des Vaters löst den Knoten. Der Sohn ist dadurch ebenbürtig geworden, und die Heirat geht vor sich.

El saber puede dañar.

In zwei Gattungen des Drama ist Lope schwach (als Gegenfüßler Calderons, der gerade darin seine Stärke hat): in solchen, die einen philosophischen oder moralischen Satz an die Spitze stellen und lehrhaft die Idee in der Handlung ausführen; dann in den eigentlichen Verwicklungskomödien. Das gegenwärtige Stück soll eines der letzteren Gattung sein, die Intrige ist aber weder neu, noch durchgeführt, und überhaupt außer einigen glücklichen Szenen und guten Charakteren (Celia) nicht viel Besonderes an dem Ganzen.

La hermosa fea.

Eins von der Art Stücken, in der Lope nicht glücklich ist, und um derentwillen ihm Lord Holland Mangel an Urteilskraft Schuld gegeben hat. Der Stolz, mit dem die Prinzessin von Lothringen, Estela, alle Bewerbungen zurückweist, bringt Ricardo, den Herzog von Polen, auf die Idee, sie dadurch zu reizen, daß er ihr zu Ohren kommen läßt, er habe sie häßlich gefunden. Zugleich aber weiß er sich unter falschem Namen in ihr Haus einzuführen und sie in sich verliebt zu machen usw. Obwohl man nun nicht sagen kann, daß die beiden Teile dieses Doppelplans in keiner Verbindung miteinander stehen, so wirkt doch die Hauptidee bei weitem nicht genug aus, und wenn der verkleidete Herzog nur liebenswürdig genug ist, um als Mann zu interessieren, so hätte es des Reizmittels der beleidigten Eitelkeit gar nicht bedurft, um auch so zum Ziele zu gelangen. Was aber Mangel an Urteilskraft scheint, ist eigentlich nichts, als die Übereilung der Vielschreiberei und eine gewisse epische Gleichgültigkeit, die die Falten so hinrollen läßt und sie teilweise ausbildet, ohne sich um ihren Zusammenhang sonderlich zu kümmern. Liebevolles Haften am Besonderen ist der Fehler, aber auch der unermeßliche Vorzug Lope de Vegas.

El caballero de Olmedo.

Da ist nun gleich wieder im ersten Akt ein so abgerissenes Ereignis, das mit allen Vorbereitungen einer Intrige angeknüpft wird und, wenn es eintritt, nicht die geringste Wirkung auf den Gang der Handlung ausübt. Ines, um ihren verborgenen Liebhaber an einem Zeichen zu erkennen, schreibt ihm, sie werde eines ihrer grünen Schuhbänder ans Fenstergitter binden, das er nehmen und am Hute tragen soll. Nun kommt ihm aber der vom Vater begünstigte Bräutigam zuvor, eignet sich das Band zu, teilt es sogar mit seinem Freunde, dem Bewerber der zweiten Schwester, und sie erscheinen nun beide mit dem grünen Bande. Aber es erfolgt nichts daraus, und kaum geschehen, ist es auch schon wieder vergessen. Übrigens ist das Stück offenbar nach einer alten Romanze bearbeitet, und er führt eben die Umstände noch einmal auf, wie sie dort vorkommen.

Aber wie vortrefflich die Szene, wo er den Brief seiner Geliebten erhält und ihn nur stellenweise liest, weil man so viel Süßes auf einmal nicht vertragen könne. Das Liebesgespräch an der reja, und wie sie so natürlich findet, daß er abreise, um seine Eltern nicht die Nacht über in Sorge zu lassen. Es ist ein Zauber der Natürlichkeit über diesen Szenen, der sich nur empfinden läßt.

El bastardo Mudarra.

Die Geschichte jener sieben Infanten von Lara, in all ihrer Chroniken- oder vielmehr romanzenartigen Ursprünglichkeit dargestellt, bis auf die sieben Steine, die die rachsüchtige Donna Lambra dem alten Vater täglich ins Zimmer werfen läßt, um ihn an den Mord seiner Söhne zu erinnern. Der Schluß übereilt, wie bei Lope häufig.

La ilustre fregona.

Nach der bekannten Novelle des Cervantes, aber, wenn ich mich recht erinnere, im wesentlichen Verbesserungen, als Lustspielhandlung betrachtet. Namentlich der den Herrn vorstellende Diener als Liebhaber nach der Mode, der sich im Original nicht vorfindet. Überhaupt das Ganze konsequenter und zusammenhängender, als es sonst bei den komischen Stücken Lopes der Fall ist, ein eigentliches Lustspiel, so daß es ohne Abänderungen auf den heutigen Bühnen unfehlbares Glück machen müßte. Höchstens die Art, wie der Tomas zum Besitze des Bildnisses

kommt, und die Gewalttätigkeitsgeschichte im letzten Akt müßte etwas anders angedeutet werden.

Los Ramirez de Arreliano.

Zerfällt für uns, trotz der Einheit der Hauptperson und einigen sehr geschickt durch das Ganze mitlaufenden Nebenpersonen, ziemlich undramatisch in drei abgesonderte Begebenheiten, nach Anzahl der Akte, für den Spanier aber, dem es die Verherrlichung eines seiner großen Geschlechter und, was die Einheit gibt, die Geschichte der Übersiedelung dieses Geschlechtes von Navarra nach Kastilien war, mußte wohl ein Ganzes, aus den sonst auch ziemlich geschickt hier und da miteinander durchflochtenen Teilen, werden. Die Einzelheiten so gut, als es bei Lope fast immer der Fall ist. Der Schluß ein wenig gar zu objektiv, wo Enrique von Trastamara den König Pedro gegen sein gegebenes Wort anfällt und so gut, als meuchelmordet, der redliche Arrelano aber, ohne ein Arges daran zu nehmen, in seiner Ergebenheit und Liebe gegen den Mörder beharrt. Im Dialog selbst einmal merkwürdig den Unterschied zwischen honra und honor, ungefähr wie wir Ehren und Ehre unterscheiden.

El juez en su causa.

Ein ungemein lebendiges Stück. Die Begebenheit novellenartig übereilt, aber reich und gut gegliedert. Die Situationen mannigfaltig und eindringlich, die Figuren scharf voneinander geschieden und einen weiten Raum von Existenzen umfassend. Das Ganze auf ein Publikum berechnet, das interessiert sein und empfinden, aber sich dieser Empfindung nicht in dem Zwang einer nachgeäfften Wirklichkeit, sondern im freien Spiel des Märchens und der Fabel bewußt werden will. Es fehlt nicht an Momenten, die jeder Tragödie Ehre machen würden. Der Seelenzustand Albanos, wenn er sein Weib töten lassen will, und Rosardos, wenn er die Tat vollführt und vollführt hat. Die meisterhafte Szene, in der ersterer dem letztern den Mordbefehl gibt.

In den embustes de Fabio (Akt 2) macht er sich selbst über die Freiheiten lustig, die er sich mit der Theatereinrichtung und Wahrscheinlichkeit erlaubt. Aurelio, an der Türe des Senators abgewiesen, befindet sich, ohne die Bühne zu verlassen, mit einem Male vor dem Palaste des Kaisers, da sagt er denn:

cerca llegué por aqui.
Este es palacio, acá sale
Neron nuestro emperador,
que lo permite el autor,
que desta industria se vale.
Porque si acá no saliera
fuera aqui la relacion
tan mala y tan sin razon
que ninguno la entendiera.

Das ganze Stück von einer ungeheuren Naturauffassung. Die großartige Sinnlichkeit dieser Fabia, die alles bezaubert, was in ihre Nähe kommt, so daß selbst die verschmähten, die hintergangenen Liebhaber, in der Mitte ihres Hasses sich gleich wieder von ihr angezogen fühlen, dabei die Stärke ihres Charakters, die mit dem Tode und allem Gräßlichen spielt, und am Ende sich gegen das Gute zu wenden scheint. Man muß sagen: scheint, denn gegen das Ende sind offenbar mehrere Szenen verloren gegangen, die der Herausgeber durch Wiedereinschaltung früherer, nach einer anderen Lesart, ausgefüllt hat. Dieser Umstand zeigt, wie man mit dem Druck dieser Komödien überhaupt verfahren ist, und daß wir kaum berechtigt sind, aus dem, was wir haben, ein Urteil über Lope zu fällen. Daneben die Figur des kindisch verliebten alten Senators, die nichtsnutzige Zose mit ihrem scharfen Verstand bei aller Unverschämtheit, und die doch wieder zur Närrin des Burschen Fabricio wird, in den sie verliebt ist.

Contra valor no ay desdicha.

Die Geschichte der Jugend des Cyrus. Von vornherein recht gut und natürlich. Ein wenig sonderbar, daß Astyages, da man ihm von dem Scherzkönige der Hirten erzählt, sogleich auf die Idee gerät, daß es sein Enkel sein dürfte, den er getötet glauben muß. Das übrige ordentlich und ganz in der milden Art des Lope, daß das Gräuelmahl des Harpagus nur erzählt, und zwar so schonend als möglich erzählt wird. Gegen den Schluß gestaltet sich das Ganze etwas sonderbarer, um den abstrakten Titel zu rechtfertigen. Derlei Ideologien mögen dem schlichten Lope durch das Beispiel seines jüngeren Mitwerbers Calderon aufgedrungen worden sein, in seiner Anlage kommt derlei nicht vor. Die Vision im dritten Akte sieht auf dem Papiere sonderbar aus, durch das Spiel und Haltung konnte sie aber wirksam genug werden. Wenn dabei ein Komet über das Theater geht, so muß man den Dichter um sein anspruchsarmes Publikum beneiden.

Las Batallas del duque de Alva.

Ein sehr artiges Stück, auf die Sage gegründet, daß zur Zeit der Belagerung von Granada, in den Gebirgen der Penna de Francia, ein wilder Stamm gefunden worden sei, der noch von flüchtigen Goten aus der Zeit der maurischen Eroberung herrührte. Das Ganze beinahe aus nichts gemacht. Die Wilden sehr gut gehalten. Die übrigen Charaktere nach Lopes Art durchaus nicht scharf umrissen, und doch so individualisiert, daß sie niemand gleichen, als sich selbst. Dieser völlig vornehme Herzog von Alba, dieser Liebhaber in seiner Hausoffizziantenhaltung, diese Geliebte, an der eben auch nichts Besonderes ist, und die durch die Lage zu einer Art Heldin wird. Wie klug er

einlenkt, wenn der Spaß aufs höchste gestiegen ist, und die als Mann verkleidete Brianza, die Mutter geworden ist, ihrer wilden Geliebten weiß macht, daß in Spanien die Männer schwanger werden und gebären.

El leal criado.

Der erste Akt sehr gut, die zwei folgenden ebenso matt. Überhaupt der erste Akt unverhältnismäßig ausgebildet, ein hors d'œuvre, ein Stück für sich. Es ist ein Fehler, dem Lope in der Exuberanz seines Genies häufig ausgesetzt ist, daß er die seiner Fabel vorausliegenden Begebenheiten, die etwa in einer einzelnen Szene hinlänglich exponiert wären, gern zu einem ganzen Akte anschwellt, der sich dann zu dem Ganzen mehr wie ein Vorstück zum Nachstücke, als wie ein erster Akt zu den übrigen Akten verhält. Mangel an Einheit der Handlung ist daher sein häufigster Fehler.

Im cavallero del sacramento wirft sich Lope de Vega auf einmal in den hochtrabendsten Bombast (1. Akt: Szene zwischen D. Luis und D. Gracia), er, der sonst, vergleichungsweise, so einfach und natürlich ist. Vielleicht ist das Stück eines seiner späteren, und er wollte seinen Landsleuten zeigen, daß er auch so hochpoetisch sein könne, als Calderon und andere.

Luis de Moncada ist eben im Begriff, seine Geliebte zu entführen, als er erfährt, daß eine nahestehende Kirche in Brand geraten sei. Er verläßt das Mädchen, stürzt in das brennende Gebäude und ist glücklich genug, „den Herrn des Himmels und der Erde" (die konsekrierte Hostie) aus den Flammen zu retten. (Er nennt sich daher auch in der Folge: den Aeneas seines Gottes.) Ja seine Eusebie geht so weit, daß, nachdem jenes Rettungswerk vollbracht, er doch Anstand nimmt, zur Geliebten zurückzukehren, um nicht die Hand, die das Berühren seines Gottes geheiligt, unmittelbar darauf durch irdisches Tun zu entweihen. Donna Gracia fühlt sich beleidigt und heiratet den König von Sizilien.

Die Königin gibt ihrer Muhme, die gleichfalls in Don Luis verliebt ist, eine Ohrfeige, und diese, aus Rache, verrät dem Könige die Anwesenheit des ehemaligen Liebhabers seiner Frau. Der König ist im Begriff, den Nebenbuhler verbrennen zu lassen. Da ruft eine Stimme: so rette ich den, der mich gerettet, und Don Luis und Crispin verschwinden durch die Luft. Sie kommen gerade zu rechter Zeit nach Barcelona, um die Franzosen zu schlagen, die eingefallen sind. Der Kronprinz bleibt, der regierende Graf stirbt aus Gram. Don Luis folgt ihm nach usw.

Al senado le enfadan cumplimentos:

Das Publikum liebt keine Weitläufigkeiten, am Schluß des verdadero amante von Lope de Vega, könnte man als Motto über alle seine Komödien setzen. Sein Publikum wollte keine weitläufigen Motivierungen und Herbeiführungen; die Situation und ihre interessante Durchführung war alles, was sie verlangten, und das hat Lope geleistet wie keiner.

Es schwebt ein eigenes Unglück über Lope de Vega. Da ist diese mal casada. Die ersten beiden Akte so schön, der Dialog so vortrefflich, die Empfindungen so wahr, als je irgend etwas geschrieben worden ist, und der dritte Akt ein so vollkommener Unsinn, daß der letzte Schmierer sich dessen schämen würde. Alles Folge seiner Vielschreiberei und Übereilung. Aber unbeschreiblich ist der Zauber dieser beiden ersten Akte, den ich mit nichts vergleichen kann.

Lo que está determinado.

Ich schäme mich fast, niederzuschreiben, daß das Stück mit Ausnahme des dritten Aktes mich sehr unterhalten hat. Ich schäme mich, denn es kommen darin so unerhörte Grausamkeiten vor. — Ein Großvater, der seinen Enkel ermorden läßt wegen eine Traumes, der ihm Gefahr durch jenen droht, und der dann wieder auf die Vermutung, daß sein mit dem Mord Beauftragter den Auftrag nicht vollzogen habe, diesem sein eigenes Kind zum Essen vorsetzt — also diese unerhörten Grausamkeiten haben mich nicht gestört, weil die Sache dadurch in die Reihe der Kindermärchen kommt, die alle unerhört grausam sind. Zugleich sind die ländlichen Szenen und der erste Akt, wie bei Lope alle ersten Akte, so gut, daß es mir ein Vergnügen gemacht hat. Lope hat nicht einmal allen Vorteil aus der allbekannten Fabel gezogen, sondern begnügte sich mit seiner bequemen Schleuderhaftigkeit, sich mit beliebten Knalleffekten abzufinden.

El perseguido.

Das ist nun eines von Lope de Vegas guten Stücken. Die Charaktere bis auf das Ungemessene der Leidenschaften und das Abenteuerliche, das nun einmal in der Nation, dem Geschmacke der Zeit und in Lope de Vega selbst liegt, vortrefflich gehalten. Namentlich dieser Herzog Arnaldo. Auf diese Art die Mitte zwischen Güte, Schwachheit und Ehrenhaftigkeit zu halten, ist nur dem wahren Dichter gegeben. Jede einzelne Äußerung hängt durch innere Anschauung mit den gegebenen der Figur zusammen. Die Herzogin kann von vornherein mit der Phädra in die Schranken treten, später wird sie uns zum Scheusal; war es aber nicht in einer Zeit, wo die Rachsucht noch als in ihrem vollen Rechte galt? Der schwächste Teil, Leonora da, wo sie von der äußersten Heftigkeit über das verratene Geheimnis ihrer Liebe, so daß sie sogar ihr Kind zu töten droht, um ihrem Gatten wehe zu tun, ein paar Szenen darauf, ohne erklärenden Zwischenfall, ganz gefaßt und manierlich wieder erscheint.

El hijo de Reduan.

Das ist nun ein wildes Zeug. Zwei Alte, die sich jugendlich verlieben, ohne, wie es scheint, darum lächerlich zu werden. Ein König, sonst ehrenhaft, der seine Gattin zu ermorden beschließt, um sich anderweits zu verheiraten. Die Königin, die ihm dasselbe zurückgeben will, unmittelbar nachdem er ihr, sie mit seiner Geliebten verwechselnd, körperlich beigewohnt hat. Gomez, der Held des Stückes, gleich bereit, den König zu ermorden, sobald er erfahren, daß dieser ihm nachstellen lasse. Seine Tapferkeit ohnegleichen, die sogar einen wirklichen Löwen zur Anerkennung zwingt, der sich auch leibhaft vor den Augen der Zuseher zu seinen Füßen niederlegt, welches Ereignis das Volk von Granada bewegt, den Mörder seines Vaters zum Könige zu machen. Wenn das Ganze irgend einen Anspruch hatte, zu seiner Zeit zu gefallen, so war es, außer der Lust am Bunten, wohl nur der Gedanke: Das ist nun die gerühmte Tapferkeit der Mauren! Derlei Gräuel mischen sich in ihre großartigsten Taten! Das beste noch die derben Protestationen des Helden gegen die maurisch-spanische Galanterie von Lopes Zeitalter. Es fehlt übrigens nicht an guten Stellen.

Urson y Valentin.

Wenn man einmal für einen Dichter eine Vorliebe hat, ist man in Gefahr, sich von ihm alles gefallen zu lassen. Ludwig Tieck müßte dieses Stück vortrefflich finden, wenigstens hat er selbst ähnliches gemacht, und ich habe auch nichts dagegen einzuwenden. Die Fabel besitzt alle Fehler eines Drama der damaligen Zeit. Vor Erfindung der Wahrscheinlichkeit muß man es mit Unwahrscheinlichkeit nicht genau nehmen. Was aber daran, wie an allen Lopeschen Stücken, bewunderungswürdig erscheint, ist der Reichtum, mit dem er seine Personen und gerade die Nebenpersonen am meisten, zu individualisieren und den Ausfüllszenen Inhalt zu geben weiß. Diese wiederholten Schäferszenen, wo einmal die Sprödigkeit der Weiber, das andere Mal die Nachteile der Blödigkeit, den Stoff des Gespräches hergibt. Der humoristische Belardo mit einem Beigeschmack von Fourberie. Der Milchbruder Valentins, der, nachdem sie sich im Zank erhitzt, durch brüderliche Nachgiebigkeit rührt und gewinnt. Die bis zum Revoltanten unwahrscheinliche Szene, wo der König auf die bloße Anklage Ubertos sein geliebtes Weib, ohne daß sie eine Einwendung dagegen macht, töten will, durch das Benehmen Isabellas zu einem kleinen Meisterstücke erhoben und so in einen Winkel des Stückes hingeworfen, was ein ärmerer Dichter sich als einen Effektmoment für eine Hauptsituation aufgespart hätte. Ein paar Deutsche von der Leibwache weiß er durch nichts Besseres zu charakterisieren, als durch Trunkenheit, wo denn unter angeblich deutschen Ausdrücken, als nite fiston (nicht verstehn), brindis, auch bon ami mit figuriert.

Porfiar hasta morir.

Die Geschichte jenes spanischen Dichters, Mazias, den der Gatte seiner Geliebten durch einen Speerwurf tötet, weil er, außen am Turme stehend, ihn inwendig ein Liebesgedicht singen hört. Das Ganze vortrefflich gehalten, bis auf den Schluß, der mir etwas übereilt scheint und dadurch an Wirkung verliert. Sehr gut die Charaktere der Geliebten und Gattin Klara und des Großmeisters von Santiago. Mazias und sein Nebenbuhler Tello nach Lopes Art nicht besonders scharf, aber darum nicht minder gut gehalten.

La escolastica celosa.

Diese Intrigenstücke sind die schwache Seite Lope de Vegas. An Intrigen fehlt es zwar nicht, sie sind aber so schlecht miteinander verbunden, jeder Akt knüpft eine neue an, so daß man am Ende kaum weiß, wie man den Titel des Stückes rechtfertigen soll. So sind hier zwei eifersüchtige Studentinnen. Der erste Akt scheint Julien als den Mittelpunkt des Stückes anzukündigen, ja im dritten Akt macht sie Miene, sich von neuem dazu zu erheben. Das verschwindet aber wieder, und Celia, durch das größere Maß ihrer Vorheiten und ihr überwiegendes Verhältnis zum Helden des Stückes, gibt den Abschluß und den Namen her. Die Behandlung übrigens mit Lopes gewöhnlichem Leben und Schwung der Rede, warm und überreich, so daß, wie sehr auch seine Vergleiche und Spitzfindigkeiten mitunter hinken mögen, man doch bei der Schnelligkeit, mit der Lope schrieb, kaum begreift, wie ihm das alles im Lauf der Feder einfallen konnte.

La amistad pagada.

Von diesem Stücke ist wenig Gutes zu sagen. Eine bis zur Karikatur getriebene Dankbarkeit, die im Römer Furio selbst die nächsten Pflichten über dem phantastischen Wettstreit der Freundschaftsbeweise vergißt. Dazu die Personen alle in einer neblichten Allgemeinheit gehalten, die außer der augenblicklichen Empfindung nichts Wesenhaftes in ihnen zurücklässt. Ich weiß nicht, ob dieser Leonese Curieno in Geschichte oder Sage als eine wirkliche Person vorkommt. Im Bejahungsfalle wäre manches zu entschuldigen. Das Geschichtliche hat einen geringen Wert für die Poesie; begründet aber doch den Unterschied, daß der Dichter bei historischen Personen es sich mit der Objektivierung etwas leichter machen kann, da die Wirklichkeit für ihn einsteht. Sollten es aber erfundene Personen sein, so muß man denken, daß das Stück etwa für das Theater von Leon geschrieben war, wo ein Lokalinteresse dem allgemein Menschlichen zu Hilfe kam. Daß Lope außer dem Helden des Stückes auch die Gefangene Claudia zu einer Leoneserin macht,

ist ein Beweis von seinem glücklichen Takt, und rundet den Kern der Handlung notdürftig ab.

Die beiden Konsuln mit ihrer knabenhaften Liebe, mitten in den Gefahren und Pflichten des Krieges, eigentliche abgeschmackte Personen, und doch in den Mitteln, die sie anwenden, und in der Art, wie sie sich nach dem Scheitern ihrer Pläne benehmen, einigermaßen individualisiert.

Übrigens ist das Stück ein Beleg von der Zerstreutheit, in der Lope de Vega schrieb. Er, der in seiner Jugend doch gewiß mit der klassischen Literatur genug geplagt worden war, mischt die Epochen und die Heldennamen der römischen Welt so wunderlich untereinander, daß kaum das Jahrhundert zu bestimmen wäre, in dem seine Handlung möglicherweise hätte vorgehen können. Ebenso vergißt er, daß Furio sich bei der Flucht Curienos die seine Mitwissenschaft verbergenden Wunden selbst beigebracht hat, und läßt ihn mit dem ganzen Gefühle der Wahrheit dieselben Wunden als einen Beweis seiner Unschuld in Anspruch nehmen.

Überhaupt herrscht in allen spanischen Stücken der damaligen Zeit die traurige Ansicht vor, daß das Glänzende der Handlungen und die Stärke der Leidenschaft von allen Ansprüchen der bürgerlichen Moral völlig entschuldigen.

El testimonio vengado.

Wenn die Fabel dieses Stückes von Lope erfunden wäre, so ließe sich nicht viel Gutes davon sagen. Es kam ihm aber schon wieder eine Sage oder Romanze entgegen, und er setzte sie in Handlung, ohne viel hinzu oder weg zu tun. Daß die Söhne ihre eigene Mutter des Ehebruchs mit dem Stallmeister anklagen, weil sie dem ältesten von ihnen das weiße Lieblingsroß des Vaters verweigert hatte, ist ein derbes Stück alter Natur, das Lope, als einmal vorhanden, sich gar nicht viel Mühe gibt, weitläufig psychologisch zu begründen. Nicht allein, daß Lopes Zeit derlei glaubte, derlei geschah wirklich in einer noch älteren Zeit. Herodots Geschichte, die Geschichte der römischen Könige, die skandinavischen und orientalischen Überlieferungen sind, das Übernatürliche abgerechnet, durchaus nicht so fabelhaft, als man glaubt. Uns scheinen sie freilich so unstatthaft, als es uns unbegreiflich ist, wie man je einen Gott verehren konnte, der seine Kinder fressen will und dem man einen Stein unterschob. Die Erfindungen einer Zeit sind nur ein Abbild ihrer Handlungen. Glücklich übrigens der Dichter, der noch so ganze Ereignisse, ohne Zersetzung und Abschwächung, vorführen kann. Die Poesie ist im Bilde und nicht im Räsonnement. Wie poetisch hingegeben mußte ein Publikum sein, das nichts Lächerliches darin fand, wenn eine Frau, wie hier die Königin, ihren mannbaren Stiefsohn, allen ansichtig, unter den Mantel nimmt und die leibliche Geburt nachahmend, ihn als ihren eigenen Sohn anerkennt.

In der Behandlung nichts eigentlich Hervortretendes.

Die dem ersten Bande beigegebenen zwölf Entremeses, mit Ausnahme der langweiligen Melisendra, ergötzlich genug, das Komische aber von einer so derben Art, daß es im schreiendsten Gegensatze mit dem überbildeten Liebesgeschwätze der eigentlichen Lustspiele steht. Überhaupt sind sie in dem Tone einer viel früheren Zeit geschrieben und zeigen, daß das Volk an seinen alten Erinnerungen und Genüssen festhielt und die feinere Welt eine wunderliche Mischung von galanter Überbildung und unausgetilgter Roheit war.

Die Erfindung dieser Possen scheint wohlfeil; wer aber ähnliches, und zwar in solcher Menge versuchen wollte, würde sich leicht von der Schwierigkeit überzeugen. Merkwürdig der Abstich zwischen dem rohen Tone dieser Entremeses und den zu denselben Vorstellungen gehörigen Loas, die vortrefflich versifiziert und mitunter von eigentlich poetischem Werte sind.

La comedia del molino.

Da wären nun wieder Intrigen über Intrigen, aber die Fugen sind locker, und es klappt nichts. Der Hauptspaß, wie schon der Titel anzeigt, daß die Verkleidungen in der Mühle vorgehen und die mit Mehl bestäubten Gesichter die Personen unkenntlich machen. Die zweite Attrape, daß man einen als den Liebhaber Verkleideten zum Schein gefangen nimmt, um die Liebhaberin durch die Besorgnis für dessen Schicksal zur Nachgiebigkeit zu bewegen, wogegen sie, von dem wahren Sachverhalt unterrichtet, denselben Umstand benützt, um die Freigebung ihres Geliebten, eine sohin unmögliche Sache, als Preis ihrer Gunstbezeigung von dem verliebten alten König zu begehren. — Diese zweite Verwickelung so lose hingestellt, daß daraus keine rechte Wirkung hervorgehen will. Die Personen matt und allgemein gehalten. Daß der alte König sich Knall und Fall verliebt, schadet seiner Würde nichts. Ich bin ein Feind jener weithergeholten deutschen Deutelei, die das Gras wachsen hört, demungeachtet fiel mir aber bei dem Prinzen von vornherein Don Karlos ein, nicht der schillerisch idealisierte, sondern der wirkliche, brutal gewalttätige, um so mehr, als von einer französischen Heirat die Rede ist. Dem Zuschauer mochte vielleicht ähnliches vorschweben. Selbst das der Anlage nach komische Verhältnis der Müllerstochter, die von Liebhaber an Liebhaber abgetreten wird nicht bis zum eigentlich Schlagenden ausgebildet. Demungeachtet kommen aber alle Ingredienzien vor, um mit Hilfe guter Darstellung einem Publikum, das die Planmäßigkeit wohl vom Ernste, aber noch nicht vom Spiele verlangte, hinlänglich zu gefallen.

La ocasion perdida.

Das ist nun einmal ein Stück mit einer vollkommen durchgeführten Intrige. Für uns dürfte es freilich eine höchst wunderliche sein; die Spanier waren, zum Behuf ihres Vergnügens, bereit, alles das anzunehmen, was dieses Stück voraussetzt. Wie ja auch heutzutage ein Beiseite der Schauspieler, das man in der vierten Galerie vernimmt, von den Mitspielenden auf dem Theater nicht gehört wird, oder in einer Nachtdekoration die Schauspieler auf dem Theater sich nicht zu sehen angenommen werden, indes man im Parterre jede ihrer Bewegungen wahrnimmt. Man nimmt also bei Lope de Vega einen für den andern, trotz der Verschiedenheit in Gestalt und Stimme. Der körperliche Genuß der verwechselten Liebespaare geht hinter der Szene vor, ohne daß die Sittsamkeit es übel nimmt. Das ärgste dürfte sein, daß die Prinzessin, um ohne Gefahr für ihren Ruf des von ihr geliebten spanischen Flüchtlings „zu genießen", ihr Fräulein Doriclea vorschiebt, so daß Don Juan sich in letztere verliebt, und unwissend so das Verhältnis mit der Prinzessin unterhält. Als endlich der als sein eigener Botschafter verkappte König von Leon, der durch ein Versehen die für Don Juan bestimmte Einladung der Prinzessin erhält, den Vorschmack der Ehe mit ihr genießt und somit denn ihr Gatte ist, lösen sich alle Verwickelungen. Doriclea, die dem Spanier ein gleiches Stelldichein zugedacht, gerät in die Arme ihres verschmähten Liebhabers; es werden nach Gewohnheit noch mehrere Ehen für alle Mitspielenden geschlossen, und jedermann gibt sich mit dem zufrieden, was der Zufall ihm zuführte. Nur der edle Don Juan hat die Gelegenheit verfäumt. Es ist etwas sehr Hübsches in dieser Figur, die getäuscht wird, ohne lächerlich zu werden. Auch daß die Prinzessin, die bereit war, eine gefährliche Unbesonnenheit zu begehen, durch Verwechslung einem königlichen Freier in die Arme geführt wird, hat etwas providenziell Ausgleichendes.

El gallardo Catalan.

Da ist denn die Romantik mit ihrem ganzen Rüstzeuge. Eine alles hintansetzende Liebe. Seefahrt, Seeräuber, eine verschmähte Geliebte, die als Mann verkleidet ihren Ungetreuen rettet, aber auch sein neues Verhältnis stört und zerstört. Von vornherein will das Ganze nicht viel sagen, aber mit der Ankunft in England folgt eine Reihe sehr guter Szenen. Die Deutschen, zu denen das Stück sich drauf hinspielt, kommen als Nation nicht sehr gut weg. Gegen das Ende schleicht sich das Absurde wieder ein, und die als Mann verkleidete Clavela besiegt im Gottesgericht-Zweikampf einen ritterlichen Gegner, wofür ihr auch als Lohn der ungetreue Geliebte zuteil wird.

Die Grundlage von Lopes Poesie ist das Märchen, und das Vehikel der Glaube. Wo die Handlung Sprünge macht, springt notwendig die Empfindung mit. Aber von einem Haltpunkte bis zum andern entfaltet sich sein großer Natursinn; das einzelne ist von der größten Wahrheit, das Ganze mag so bunt sein, als es will. Sein Reichtum zeigt sich auch darin, daß er seine Nebenpersonen nicht gerade individualisiert, ihnen aber besondere Interessen und Zwecke gibt, wodurch selbst die Ausfüllszenen Leben und Bewegung bekommen. Lebendigkeit und Fülle ist der Charakter seiner Poesie.

El galan Castrucho.

Eines jener liederlichen Stücke, in denen sonst Lope de Vegas Hauptstärke besteht, das übrigens auch nichts weniger als leer ausgeht. Eine alte Kupplerin, Teodora, die noch viel preiswürdiger wäre, wenn nicht die berühmte Celestina als Muster vorgeschwebt hätte. Dazu ihr Mündel Fortuna, die, obgleich bereit, sich auf Befehl, ja aus Furcht vor ihrer sie vergötternden Schützerin, jedem preiszugeben, der den Preis bezahlt, doch wieder so gehorsam, eingeschüchtert, natürlich, ja unschuldig ist, daß sie unter die besten Figuren gehört, die in dieser Art je geschaffen worden sind. Sie geht durch alle Hände. Der Hauptmann, der Fähnrich, der Sergeant sind in sie verliebt. Der kommandierende General genießt ihre Gunst und bezahlt sie auch richtig, wozu ihr die Alte auch eigens einen leeren Geldbeutel umgehängt hat; der Generalquartiermeister ist eben mit ihr handelseins geworden, als ihn die Lärmtrommel abruft. Sie hat für alle nur eine Antwort: sie möchten vorher mit ihrer Mutter sprechen. Eine wirkliche Neigung zeigt sie nur für die als Page gekleidete Lucretia, welches Liebesgeständnis sie denn freilich gleich mit der Entwickelung anfangen möchte; dazu nun der Galan Castrucho, ein Lump, Spieler, Lügner, Prahler, Kuppler, der die beiden Weiber, nötigenfalls selbst durch die Gewalt der Fäuste, in Unterwürfigkeit hält. Er jagt die schöne Fortuna, die er selbst unter dem Versprechen der Ehe verführt hat, jedem der drei in sie verliebten Offiziere ab, indem er einen gegen den andern aufhetzt und im allgemeinen Handgemenge als wirklicher Besitzer übrig bleibt; ja später, von den drei Martisföhnen gedrängt und vom Prahler zum Feigen geworden, verspricht er jedem ihren Besitz, wo er denn dem Fähnrich und Sergeanten ihre eigenen verlassenen Geliebten, dem Hauptmann gar die alte Teodora unterschiebt; diese beiden verlassenen Soldatenfreundinnen sind der Armee nachgereist und befinden sich, beide als Pagen verkleidet, im Hause Teodoras. Es ist vielleicht die unsittlichste Szene des spanischen Theaters, daß, nachdem die Offiziere sich mit dem gehabten Genusse zufrieden erklärt haben, Castrucho voraussetzt, sie hätten Knaben Gewalt getan, und sie gar darüber gerichtlich zu be-

langen droht. Den Schluß macht der General, der den treulosen Liebhabern befiehlt, ihre verlassenen Geliebten zu heiraten, wobei denn die kleine Fortuna dem lumpigen Castrucho zuteil wird, ein Besitz, um welchen er freilich nicht sehr zu beneiden ist, die arme Willenlose aber noch viel weniger. Die Attrapen des Stückes sind nichts weniger als geschickt ins Werk gesetzt, was denn überhaupt nicht Lope de Vegas glänzende Seite ist.

Es ist merkwürdig, daß ein Stück von so nichtswürdigem Inhalte uns nichtsdestoweniger Vergnügen macht. Es ist eben die Naturwahrheit der Darstellung und das Interesse an der menschlichen Natur, selbst in ihren Ausartungen, wenn sie nur nicht geradezu verderblicher Art sind. Ja, es freut uns, jenen Energien der Ursprünglichkeit, die wir in Wirklichkeit möglichst einzuschränken suchen, auf dem Boden der Fiktion einmal freien Spielraum zu geben. Ein Spaziergang gegenüber dem Geschäftsgang. Nicht anders sprechen uns auf Reisen jene Völker am meisten an, unter denen wir am wenigsten leben möchten.

La reyna Juana de Napoles.

Eines von den Stücken Lope de Vegas, wo, wie mir scheint, schon der Einfluß Calderons sich sichtbar macht, wo nämlich das Märchenhafte nicht mehr als geträumt Natürliche, sondern als das absichtlich Gesteigerte vorkommt. Von dieser Art wenigstens ist die Szene, wo Ludovico im Garten einschläft und ihm die Königin, die in ihm verliebt ist, die Krone aufs Haupt setzt. Nur stellt es Lope de Vega nicht so geschickt an, als sein Nebenbuhler, weil ihm das Begriffsmäßige fehlt, das bei jenem derlei Phantasmagorien erst ihre Bedeutung gibt. Der Inhalt des Stückes absonderlich genug. Die Königin ist eben in jenen Ludovico verliebt, den eine Prinzessin Estela, eine Verwandte der Königin, gleich lebhaft in Anspruch nimmt. Nun ist aber der ungarische Prinz Andreas, begleitet von seinem Vater Mathias, mit einem Heere ins Land gekommen, um das Königreich und die Königin sich anzueignen. Letztere widersteht aufs äußerste, wird aber von ihren Untertanen verlassen und muß sich der verabscheuten Verbindung fügen. Ludovico wird dadurch wieder ein herrenloses Gut und den Bewerbungen Estelas zugänglich. Er will eben bei ihr den Brautwerber für seinen Freund Mathias machen und nötigt ihr das Versprechen ab, ihm seine noch zurückgehaltene Bitte nicht abzuschlagen, als Estela von ihm und Mathias sich das gleiche Versprechen geben läßt und nun von Mathias verlangt, seinen Freund zu vermögen, daß er ihr selbst seine Hand gebe. Beide nehmen keinen Anstand, ihr Wort zu halten, und Ludovico ist nun Estelas Verlobter. Darüber wird er verrückt, zündet den Bauern die Ernte an und treibt allerlei Unsinn.

Mittlerweile entwickelt Prinz Andreas den brutalsten Charakter. Er hat seine Gattin satt und stellt Estelen nach. Ja, seine Absicht, ihr Gewalt anzutun und sie dann von einem seiner Helfershelfer ermorden zu lassen, wird von dem Gerücht als wirklich ausgeführt verbreitet. Diese Nachricht steigert den Haß der Königin gegen ihren Gemahl aufs äußerste, besonders da nun auch die Hoffnung dazu kommt, den durch Estelas Tod freigewordenen Ludovico selbst zu besitzen. Ohnehin hat der König beschlossen, seine Gattin durch Gift aus dem Wege zu räumen. Als er in dieser bösen Absicht zu ihr ins Zimmer tritt, lockt sie ihn in ein Nebengemach, wo sie ihn (hinter der Szene nämlich) mit Hilfe der Frauen erdrosselt oder vielmehr aufhängt. Sie reicht hierauf, nicht ohne sich den Verlauf des Trauerjahres vorzubehalten, ihre Hand dem Geliebten Ludovico, und auch die mittlerweile zum Vorschein gekommene Estela hat nichts mehr einzuwenden, des Prinzen Mathias Frau zu werden.

Wie lose und puppenspielartig das Ganze ist, leuchtet ein. Nichtsdestoweniger fehlt es dem Charakter der Königin keineswegs an einer Art wilder Großartigkeit.

El mayorazgo dudoso.

Fängt ganz vortrefflich an. Die Personen und Verhältnisse individualisieren sich. Ein eifersüchtiges Weib in der ersten Szene, die Molière auch nicht besser hätte schreiben können. Die Verlegenheit des geplagten Ehemannes, als ihm das Kind der Prinzessin, die auf offener Straße unter seinem Beistande gebiert, in den Händen bleibt. Von da an aber wird das Ganze allgemein und unbedeutend. Ein König, der, wie Lopes Fabel-Könige überhaupt, alles einkerkert und umbringen will. Das im ersten Akte geborene Kind erscheint im zweiten Akte als zwanzigjähriger Jüngling, als Maure Luzman, kommt nach Dalmatien zurück, findet den Vater im Kerker und die Mutter im Kloster. Erwirbt unerkannt die Liebe seines tyrannischen Großvaters, erwirkt die Freiheit seiner Eltern, heiratet die Tochter seines Nährvaters usw. Außer dem erwähnten Eingange und der unmittelbar darauf folgenden Szene, wo Luzmans Vater, noch jung und als Gärtner verkleidet, die Hoffnungen seiner Liebe in einem hübschen Monologe ausspricht, nur noch eine Szene im zweiten Akt herauszuheben, in der Luzmans Milchschwester und nachmalige Braut Clavela, über ihre erwachende Neigung von der Mutter zur Rede gestellt, den Fragen ausweicht und die Antwort verschiebt. Das wiederholte: mire, se lo diré macht eine höchst unschuldige Wirkung.

Warum übrigens das Stück el mayorazgo dudoso heißt, begreift man nicht recht. Denn ob Luzman der Enkel des Königs sei, mag allerdings zweifelhaft sein, ob aber, wenn er es ist, ihm das Erbrecht, das mayorazgo gebühre, liegt außer allem Zweifel, da kein anderer Bewerber sich vorfindet. Wahrscheinlich hat Lope von

vornherein die Handlung ganz anders führen und das dem Pflegevater Luzmans gleichzeitig geborene Kind, das jetzt ein Mädchen ist, einen Knaben sein lassen wollen, wo denn allerdings Verwechslungen hätten stattfinden können. Die Unbekümmertheit und der Leichtsinn, mit dem Lope schrieb, geben einer solchen Deutung hier und an hundert andern Orten nur zu sehr Raum.

La resistencia honrada.

Das ist nun wieder ein so artiges Frag- und Antwortspiel. Der ganze erste Akt mit der tollköpfigen Madame Floris könnte allenfalls wegbleiben, die Handlung fängt erst mit dem zweiten an. Die beiden Weiber sehr gut gehalten, besonders die tugendhafte Mathilde, in welchen Figuren Lope eine besondere Stärke besitzt. Floris scheint von vornherein bestimmt, einen Hauptanteil an der Handlung zu nehmen, verschwindet aber später beinahe gänzlich. Sie überläßt sich dem ganzen Übermute der Schönheit und des Angebetetseins. Wenn sie als Page verkleidet den Festsaal betritt, meint sie, darüber möge sich niemand wundern:

Man erzählt solche Dinge, weil sie wunderbar sind, nicht aber, weil sie leicht geschehen können.

Diese Worte könnte man als Motto und Entschuldigung allen Komödien Lopes voransetzen.

Der Prinz, eine Mischung von Begehrlichkeit und Heldenmut. Er und seine geliebte Floris, besonders im Lügen starker Worte, einander würdig. Daß doch eine Nation, bei der das famose: mentis der größte Schimpf war, in Liebe und Eifersucht jede Unwahrheit für erlaubt hielt.

Ich weiß nicht, ist es meine mangelhafte Kenntnis der spanischen Sprache, oder sind es die vielen Druckfehler, oder das Schwankende in der übereilten Ausdrucksweise Lopes, oder schien die Dunkelheit damals eine Schönheit; ich habe Mühe, den genauen Sinn aus manchen dieser Wechselreden herauszufinden. Aber wie fließend und mit dem vollen Reiz der Zufälligkeit die ganze Behandlung! Mich bezaubert dieser Schriftsteller, ohne mich blind gegen das Heer seiner Fehler zu machen.

La bella malmaridada.

Das ist nun ein wildes und ziemlich langweiliges Zeug. Von den Charakteren höchstens der italienische Graf gut zu nennen mit seiner romantischen Liebe, worüber ihn seine eigenen Diener auslachen. Die übelverheiratete Schöne hat doch, besonders gegen das Ende zu, etwas von dem Zangenartigen der tugendhaften Weiber, wodurch sie ihren Ehemännern zur Last werden. Als ihr Gatte Hand an sie legt, ruft sie Vater, Vetter und Bruder zu Hilfe. Freilich, als letzterer herbeieilt, gibt sie vor, gestrauchelt zu sein und sich den Fuß verrenkt zu haben. Der Gatte ist ein gewöhnlicher Lümmel. Teodoro der Unbeständige ist seinem Charakter so treu, daß er jeden Augenblick seine Neigung ändert und bei dem bloßen Namen eines Frauenzimmers schon in sie verliebt ist. Nachdem die zwei ersten Akte unter nichtssagenden, schattenspielartigen Ereignissen hingegangen sind, überstürzt sich die Handlung im dritten so, daß kaum klar wird, wie sich der Gatte von der Unschuld seiner Frau überzeugt hat und daher Hoffnung zur Besserung gibt. Die alte Kupplerin Marcela ganz gut. Daß der Graf ihr im Finstern, sie für Lisbalta haltend, fleischlich beiwohnt, muß man eben hinnehmen.

Los tres diamantes.

Diese drei Diamanten spielen nur auf dem Titel eine Rolle, aus dem Stücke könnten sie ebensogut wegbleiben. Zur Verwickelung tragen sie wenig bei, zur Entwickelung gar nichts. Die Fabel eine gewöhnliche, märchenhaft bunte. Die Charaktere ohne Bedeutung, man müßte denn den Entschluß der entführten Prinzessin, ein Hospital zu gründen und dort Pilger und Kranke selbst zu pflegen, für einen Ausfluß ihres Charakters ausgeben, was aber, da es mit ihrem früheren nicht zusammenhängt, mehr eine und zwar wunderschöne Wendung der Erzählung ist, als daß sie aus irgend einer inneren Notwendigkeit hervorginge. Eine Szene aber hält für das ganze Stück schadlos. Es ist die, wo der Held des Stückes auf der Flucht seiner wegemüden Geliebten seine Abstammung und früheren Schicksale erzählt und diese trotz aller Aufmerksamkeit dabei einschläft. Ich zweifle, ob das ganze Gebiet der Poesie etwas so Naturwahres und unaussprechlich Süßes aufzuweisen hat. Shakespeares Miranda hält dagegen keine Vergleichung aus, höchstens die Liebesszene in Romeo und Julie, nur freilich mit dem Unterschiede, das letzteres Stück ein tiefgedachtes und künstlerisch abgeschlossenes Ganzes ist, indes Lope de Vega seinen Reichtum wie ein spielendes Kind mitten unter die Albernheiten eines armseligen Stoffes hineinwirft.

El Genoves liberal.

Ein teils unbedeutendes, teils absurdes Stück. Ottavio Grimaldo wird vom genuesischen Senate nach Paris geschickt, um die Herrschaft über Genua dem Könige von Frankreich anzutragen. Er hat eine Geliebte, Alexandra, zurückgelassen, die während seiner Abwesenheit einen Edlen, Camillo, heiratet. Auch hat sich in Paris eine vornehme Dame, Marcela, gefunden, die sich in ihn verliebt und, bei seiner Abreise, ihm, als Mann verkleidet, in Pagenweise folgt. Seine Verzweiflung bei der Rückkehr ist groß, man merkt aber bald, daß es ihm hauptsächlich um den „Genuß" zu tun war. Als Gelegenheitsmacher wird die als Page verkleidete Marcela dem Gatten Alexandras ins Haus überlassen,

die den Plan darauf baut, sich bei Gelegenheit der Geliebten unterzuschieben und durch eine Verwechslung der Person ihres, gleichfalls sinnlichen, Wunsches teilhaft zu werden. Das vergißt aber Lope de Vega später, oder es gereute ihn, eine bei ihm so oft vorkommende Verwickelung auch hier anzuwenden. Wenigstens wird im Laufe des Stückes nichts mehr daran angeknüpft. Mittlerweile aber hat das Volk von Genua etwas von den Unterwerfungsplänen des Senates gemerkt; sie empören sich und vertreiben den Adel. Darunter auch den Gatten Alexandras, der aber Gelegenheit findet, von Zeit zu Zeit heimlich zurückzukehren und seiner Frau im Lauf des Stückes drei Kinder zu verfertigen. Nur Ottavio weiß sich durch Achselträgerei dem allgemeinen Verbannungsurteile zu entziehen, ja als später der König von Frankreich die Stadt belagert und auszuhungern beschließt, ist Ottavio der einzige, der sein Haus zum Kastell umgestaltet und, als der Hunger schon in der Stadt wütet, allein mit allem Nötigen im Überfluß versehen ist. Auch im Hause Alexanders, die inzwischen alle Bewerbungen Ottavios zurückgewiesen hat, steigt die Not aufs höchste. Sie selbst wäre bereit Hungers zu sterben, auch an ihrem Vater, meint sie, läge nicht gar so viel, weil er denn doch schon alt und hinfällig sei, aber ihre Kinder will sie retten. Sie nimmt daher den Rat der Ihrigen, in den auch die durch Hunger gebändigte Marcela einstimmt, obwohl mit Widerwillen, an, bei Ottavio um Nahrung zu bitten. Ihr Vater gibt ihr einen Dolch auf den Weg, den sie sich, wenn Ottavio den Sündenpreis für seine Hilfeleistung begehre, nur frischweg ins Herz stoßen möge. Sie kommt an, Ottavio wird von ihrer Lage gerührt, er hält mit allen seinen Seelenfakultäten einen Rat, was er tun solle, und beschließt endlich, seinen Gelüsten Zaum anzulegen, ihr mit allen seinen Vorräten im übertriebensten Maße beizuspringen (worunter auch hunderttausend Dukaten vorkommen) und dabei ihrer Ehre zu schonen. Das ist denn nun die Großmut dieses Genueser's.

Die Stadt wird eingenommen. Der vom Volk zum Herzog gewählte Färber, der die vernünftigste Person im Stücke ist, hingerichtet. Alexandra erhält ihren Gatten, Marcela gibt sich zu erkennen und wird mit dem großmütigen Genueser vermählt.

Es hat wohl noch keinen Dichter in der Welt gegeben, bei dem die höchste poetische Begabung mit der leichtsinnigsten Schleuderei so Hand in Hand ging.

Das Handwerk trug wahrscheinlich wenig ein; das Versemachen war ihm zum Bedürfnis geworden, der Begehr nach neuen Stücken war groß, und so überließ er denn der Stimmung und dem Zufall, ob die in Gang gesetzte Scheibe eine Vase oder einen Krug hervorbrachte.

El asalto de Mastrique.

Da ist nun Lope in seinem Elemente, und er schwimmt darin wie ein Fisch im Wasser, wenigstens in der ersten Hälfte des Stückes. Eine liederliche Lagerwirtschaft. Spanische Soldaten, die über Hunger klagen, den Krieg verwünschen und doch gleich darauf zu jeder Unternehmung bereit sind, besonders sobald ihnen die Plünderung versprochen wird, ja der ärgste Krakehler ist zum Schluß der Tapferste der Tapferen. Sie murren über Mangel an Sold, und geben doch später Börsen und goldene Ketten her, da der Feldherr Geld braucht. Eine Spanierin, Marcela, ist ihrem Geliebten in Männerkleidern gefolgt. In dieser Verkleidung sticht sie einem dicken, flamändischen Weibsbilde, Aynora, in die Augen, die ein plumper Deutscher, Bisanzon, aus der Beute von Antwerpen mit sich genommen hat. Marcela, die auf die Dicke eifersüchtig ist, kommt ihrer Liebeswerbung entgegen und sagt ihr in einer Szene die unglaublichsten Schweinigeleien, wogegen die Flamänderin immer in den Grenzen des Anstandes bleibt, ja empfindsam wird, nur daß sie in bezug auf das Körperliche die Schwachheit hat, mit jedem zu gehen, der gerade Lust zu ihr trägt. Prügel und Ohrfeigen werden auch zu den Liebesbezeugungen gerechnet. Besonders freigebig mit letzteren ist Don Lope de Figuerra, einer der Anführer, der, trotz seiner schlechten Beine, an der Flamänderin Gefallen findet und sie auch wirklich davonträgt, schon früher als Zeltgenossin, aber später mit der ganzen Willfährigkeit, da sie erfahren hat, daß ihr geliebter Marcela ein Weib, wie sie sei. Sogar Flamändisch oder Deutsch wird in dem Stücke gesprochen, in der letzten Szene des ersten Aktes nämlich, wo Marcela, nachdem sie Aynora an Don Lope verhandelt, ihrem Geliebten sagt, sie wolle seine Flamänderin sein.

Wie nachlässig Lope seine Stücke schrieb und bei ihrer Revision zum Drucke verfuhr, geht auch daraus hervor, daß, als das erstemal von der Flamänderin Aynora gesprochen wird, dies unter dem Namen Serafina geschieht.

Das Stück hält sich in bezug auf die Personen gleich gut bis zum Ende, nur kommt so viel Gefecht und Sturmlaufen vor, daß es für uns etwas Puppenspielmäßiges erhält. Zur Zeit der Aufführung mochte das anders beurteilt werden. Bei Einnahme der Stadt heißt es sogar: aqui no ay representacion, sino cuchilladas.

La quinta de Horencia.

Der erste Akt ganz vortrefflich. Meisterhaft geschrieben. Der Herzog ein Fürst in der edelsten Bedeutung. Wie wohlwollend seine Neigung zu Don Cäsar, wie zart im Ausdruck und der Vorsorge für ihn. Andererseits die Melancholie Cäsars mit ihrer unbekannten Ursache, liebenswürdig und gewinnend. Der Her-

zog will ihm sogar die eigene Geliebte abtreten, da er eine Neigung für sie bei ihm voraussetzt. Ebensogut gehalten die schöne Müllerstochter, Cäsars eigentliche Leidenschaft. Der Scherz mit den unmöglichen Bedingungen, die letztere ihren ländlichen Liebhabern setzt, wohl zu weit getrieben. Der zweite Akt erhält sich noch bis auf Cäsars Entschluß, sie aus dem Vaterhause zu rauben und, nachdem er sie genossen, mit seinem Hausverwalter zu vermählen. Es fehlt uns an einem Anhaltspunkte, um die Gesinnung jener Zeit zu beurteilen, die die Heirat eines Adeligen mit einer Bäuerin für etwas halb Undenkbares hielt.

Laura wird geraubt, geschändet. Der Vater wendet sich an den Herzog, der in die Mühle und von da in Cäsars Landhaus kommt. Dieser, mit dem Tode bedroht, heiratet nach mancher Weigerung das arme Mädchen, wo es denn ziemlich kindisch ist, daß unter die Gründe seiner Einwilligung auch der gehört, daß der alte Müller mit dem Herzoge an einem Tische gespeist habe und also dadurch gewissermaßen geadelt sei.

El padrino desposado.

Das ist nun wieder ein Stück, welches seine Bedeutung erst durch einen in der Mitte auftauchenden, inhaltreichen Umstand erhält. Dort nämlich tritt hervor, daß der Maurenkönig Argolan, eine prächtige Figur voll Tapferkeit und halb barbarischem Stolz, sich um des Herzogs von Medina Tochter Donna Maria nur bewirbt, weil ihm geweissagt worden, daß, wenn sie sich einem Könige vermähle, ihr Sohn die Mauren aus Spanien vertreiben werde. Er gönnt sie daher seinem Freunde, dem Grafen Don Pedro, eben deshalb, weil er kein König ist und daher die Prophezeiung durch ihn nicht in Erfüllung gehen könne. Da erscheint aber im letzten Akte der König von Aragonien, nachmals Vater Ferdinands des Katholischen, wird als Beistand zur Hochzeit gebeten, verliebt sich aber in die Braut und heiratet sie selbst, daher der Titel: el padrino desposado: der Beistand als Bräutigam.

Der erste Akt macht sich ganz vortrefflich. Im zweiten Akte tritt eine ziemlich unwahrscheinliche Verwickelung mit einem an die falsche Adresse gelangten Briefe und Ring auf, der an die von Don Pedro ausgeschlagene Schwester Donna Ines gelangt, indes er der geliebten Donna Maria bestimmt war. Es wird nicht recht klar, ob Donna Maria den Grafen nur ihrer in ihn verliebten Schwester zu Gefallen ausschlägt, oder ob ihr der abgeschmackte Don Luis am Herzen liegt, dem sie die leidenschaftlichsten Vorwürfe macht, als er den Ring, den sie ihm gab, an den Grafen im Spiele verlor.

Der Schluß wird für unsere Empfindung widerlich, teils weil sich der König so Knall und Fall in Donna Maria verliebt und trotz seiner Verpflichtung als Beistand keinen Augenblick ansteht, sie dem Grafen wegzunehmen, teils wegen des bei den Spaniern so häufig vorkommenden Umtausches der Geliebten. Daß der Graf Don Petro seine Braut seinem Könige abtritt, mag angehn; daß er aber die verschmähte Donna Ines so ohne Umstände heiratet, ist nur in einer Zeit und bei einem Volke erklärlich, wo die Liebe nur Sache der Sinnlichkeit und der Phantasie war, die Ehe aber wie ein Geschäft nach Nutzen und Vorteil abgeschlossen wurde. Donna Ines, die geringschätzig genug behandelt wurde, ist gleichermaßen froh, den Gegenstand ihrer unweiblichen Beharrlichkeit denn doch zu bekommen.

La serrana de la Vera.

Auch hier hatte Lope de Vega, wie aus mehreren Stellen deutlich wird, eine Romanze vor sich von einem Weibe, das an der Spitze einer Räuberbande sich in der ganzen Vera-Gegend furchtbar machte. Nach spanischer Art, die die ästhetische Abschätzung von der moralischen beinahe völlig trennte, werden nun die Greuel dieser Räuberin aufs äußerste übertrieben. Haufen von Ermordeten, Wegelagerung aller Art, Haß gegen das Männergeschlecht, der sich im Tode jedes Vorkommenden sättigte, das alles kommt teils in Erzählung, teils in wirklicher Handlung so massenweise vor, daß man gar nicht begreift, wie ein solches Ungeheuer je wieder in die bürgerliche Gesellschaft als Weib und Gattin zurückgeführt werden konnte, was zuletzt denn doch wirklich geschieht. Ein Umstand erinnert an Calderons devocion de la cruz, der nämlich, daß die Räuberin, als einziger Zusammenhang mit dem Guten, zu jedem Ermordeten ein Kreuz setzen läßt, so daß Calderon die Idee zu seinem eben genannten Stück vielleicht aus dieser Serrana geschöpft haben könnte, nur daß letzterer, abgesehen von dem Unterschiede zwischen Mann und Weib, auch den Verlauf der Handlung unendlich geschickter anlegt, da sein Eusebio erst durch die Verkettung der grauenhaftesten Ereignisse zu dem Räuberhandwerke und all jenen Greueln getrieben wird, indes bei Lope die ersten zwei Akte eine vollkommen heitere Lustspielverwickelung enthalten, und Leonardas Eifersucht am Schlusse des zweiten, höchstens ihre Flucht aus dem Hause ihres Bruders rechtfertigt, keineswegs aber das kannibalische Wüten im Reste des Stückes erklärlich macht.

Leonardas Charakter ist von vornherein komisch ganz gut gehalten. Ihre Lust am Reiten, Fechten und Jagen. Ihr männliches Wesen, das sie besonders zeigt, als sie einmal die Türe zu schließen befiehlt, um ihre beiden vermeinten Nebenbuhlerinnen durchzuprügeln. Aber zuletzt überstürzt sich alles.

Ein Bild von dem erbärmlichen Hofwesen jener Zeit gibt übrigens die Entwickelung des Stückes, wo eine von Leonarda verschonte Nebenfigur des Stückes, Don Juan, durch eine Ver-

wandte, die als Kammerfrau bei Hofe dient, kurzweg eine königliche Begnadigung für die Räuberin und Mörderin erwirkt, worauf sie denn ohne Umstände ihren gerechtfertigten Liebhaber heiratet: eine allerhöchste Klemenz, an der niemand Anstand genommen zu haben scheint. Die Idee des Spieles ist in allen diesen Stücken vorherrschend.

Despertar á quien duerme.

Der Grundgedanke des Stückes ist sehr gut. Graf Anselmo von Barcelona besitzt das Land, nachdem die rechtmäßigen Herren aus der Familie Moncada von seinen Vorfahren vertrieben worden sind. Obgleich Rugero, der letzte Sprößling der abgesetzten Herrscherfamilie, ruhig auf ein paar Hufen Landes lebt, die ihm geblieben, läßt dem Grafen Anselmo der Gedanke keine Ruhe, daß jener denn doch Absichten zur Wiedergewinnung des Landes hegen könne, und er zieht daher so viele Erkundigungen ein, sendet so oft Spione, ihn auszuforschen, daß in diesem endlich wirklich Pläne wach werden, auf die er früher nicht gedacht. Ja als er ihn endlich gefangen setzen läßt, spricht er wieder seiner Tochter so viel von dem Prätendenten vor, vergrößert die Gefahr so sehr durch das Anpreisen seiner guten Eigenschaften, daß endlich diese neugierig wird, ihn zu sehen, und sich zuletzt gar in ihn verliebt. Despierta á quien duerme. Die Ausführung bleibt aber hinter dem Gedanken weit zurück, indem sie nichts als ein Abspinnen längst dagewesener und unbedeutender Ereignisse ist. Die Tochter des Grafen befreit den Gefangenen. Dieser findet eine Königin von Sizilien, die eben auf einem anderweitigen Kriegszuge begriffen ist. Sie setzt ihn auch wirklich mit Gewalt der Waffen in das Reich seiner Väter ein, und obwohl der Preis des Beistandes die Hand des neuen Grafen sein soll, so findet sich doch diese Heirat zuletzt unmöglich. Rugero hat nämlich die Hilfe als sein eigener Gesandter angesprochen, indes die Prinzessin Estela in Männerkleidern seine Rolle als wirklicher Thronbewerber spielt. Zwei Weiber können sich nicht heiraten. Die Königin von Sizilien ist daher mit einem gleichfalls zum Beistande gekommenen Herzog von Urgel zufrieden, indes Rugero die Grafschaft und die Hand Estelas erhält.

Eine einzige Szene erhebt sich über das Mittelmäßige. Als Estela Rugero aus dem Gefängnisse befreit, bringt sie ihn als Diener verkleidet selbst ins Gebirge. Mit einer Umarmung von ihr Abschied nehmend, fühlt er, daß sie ein Weib sei. Sie gibt sich auch als solches, ja endlich als seine Muhme Estela zu erkennen, begehrt aber Achtung für ihr Geschlecht und die Einsamkeit des Ortes, worauf er sich denn auch bescheiden zurückzieht. Nun wird sie aber gar nicht fertig, Abschied von ihm zu nehmen, woraus man merkt, daß der Mißbrauch, den sie sich verbeten, ihr eigentlich nicht gar so unangenehm gewesen wäre. Als er endlich Anstalt macht, ihr zu folgen, meint sie, die Gelegenheit sei versäumt, und entfernt sich vollends. Auch hier ist ein despertar á quien duerme: das Sinnliche der Leidenschaft.

Las ferias de Madrid.

Eine lebendige und höchst ergötzliche Zusammenstellung von Volksszenen, die ihren Anlaß in dem Jahrmarkt von Madrid haben. Die Unverschämtheit der damaligen roués, die Habgier der Weiber und die Geldverlegenheit der Stutzer einer gewissen Klasse, vereinigen sich zu einem Ballspiel von Witz und Leichtfertigkeit. Aus diesem bewegten Element taucht eine einzelne Verwickelung empor, die auch von Shakespeare und Molière benützte Geschichte eines Liebhabers, der sein Abenteuer und seine Erfolge dem Gatten seiner Geliebten anvertraut, den er nicht kennt. Daß Shakespeares Weiber von Windsor eines seiner schwächsten Stücke sei, gibt jedermann zu. Bei Molière macht diese falsche Vertraulichkeit den einzigen Inhalt des Stückes aus, wodurch das Ganze etwas einförmig wird. Hier aber, nur als Stickerei auf dem bunten Stoffe der Volksbelustigung, ist es von äußerst angenehmer Wirkung. Eine Zutat, die den Wert einer Hauptsache hat; das Absurde übrigens, das Lope de Vega immer auf dem Fuße folgt, geht auch hier nicht leer aus. Der betrogene Gatte ruft endlich den Vater seiner Frau als Zeugen ihrer Verirrungen herbei. Dieser, obwohl höchst erzürnt, findet denn doch zu stark, daß der Geprellte seine gekränkte Ehre durchaus durch den Tod der Schuldigen rächen will, und streckt den armen Teufel durch einen herzhaften Degenstoß mausetot zur Erde. Diese blutige Entwickelung der komischen Geschichte macht eine höchst wunderliche Wirkung. Die junge Witwe, die unseres Wissens von ihrem Gatten nur ein paar verdiente Maulschellen zu leiden hatte, tröstet sich augenblicklich über die „verlorene Gesellschaft" und verspricht dem Liebhaber nach überstandenem Trauerjahr ihre Hand.

El santo negro Rozambuco.

Die Geschichte eines Negers, der, als Korsarenkapitän gefangen, durch den Anblick eines Wunders zum Christentum bekehrt wird und als ein Heiliger stirbt. Der erste Akt, wie es bei Lope de Vega öfter der Fall ist, weit sorgfältiger ausgearbeitet als die übrigen. Der Herr, dem der gefangene Korsar als Sklave geschenkt wird, faßt einen entfernten Verdacht gegen die Treue seiner Frau und will sie, echt spanisch, kurzweg umbringen, selbst die Wohltat der Beichte verweigert er ihr. Endlich gestattet er ihr doch, sich an die Statue des heiligen Benedikt in ihrem Oratorium zu wenden. Sie wirft sich auf die Knie, und ihre Unschuld beteuernd, bittet sie um seinen Segen. Und siehe

da! Der Heilige hebt die Hand auf und gibt ihr die Absolution. Während der Gatte nun sein Unrecht einsieht, wird auch der Neger, der als Gehilfe beigezogen ward, zum Christentume bekehrt, das er früher entschieden zurückgewiesen hat. In das Ganze hinein spielt eine im Hause dienende Negerin, ein liederliches Weibsstück, das durch ihre Geschwätzigkeit und ihr spanisch-mohrisches Kauderwälsch eine höchst komische Wirkung macht. Sie hat Absichten auf den schwarzen Landsmann; von ihm zurückgewiesen, begnügt sie sich aber mit einem alten schlottrigen Bedienten, mit dem sie überrascht und Rücken gegen Rücken zusammengebunden wird, in welcher Stellung sich die beiden (wie vorgeschrieben steht) mit dem Hintern einander Stöße geben und so mit Prügeln vom Theater gejagt werden; einer der wenigen sichtlich obszönen Späße, die sich Lope de Vega erlaubt. Der bekehrte Neger wird nun Franziskaner, in der Folge Guardian, zeichnet sich besonders durch die erniedrigendste Demut aus, kommt in den Geruch der Heiligkeit, wirkt Wunder, indem er Kranke heilt, Tote erweckt, wobei als prägnant nur die Austreibung des Teufels aus dem Kinde des Vizekönigs anzuführen ist. Die diabolischen Reden, der Spott, der Hohn aus dem Munde des unschuldigen Kindes; und endlich, als der Teufel wirklich ausfährt, weiß es Lope durch nichts anzudeuten, als daß er hinter der Szene einen Flintenschuß abfeuern läßt. Das klingt beinahe läppisch, wenn man sich aber in die Situation hineinversetzt, begreift man die Wirkung, die dieser Schlag machen mußte, der zugleich die Vorstellung von Feuer, Rauch und Schwefelgeruch mit sich führte. Ein schurkischer Mönch, der erbittertste Feind des Heiligen, in dem dieser aber doch gleich von vornherein gleichfalls einen prädestinierten Heiligen erkennt, bildet den Hebel der darauffolgenden ziemlich kahlen Ereignisse. Er will schon früher, um das Ansehen seines Guardians herabzusetzen, dessen Person beim Vizekönig vorstellen und sich deshalb das Gesicht schwärzen. Statt nach Nuß zu greifen, kommt ihm aber — ungewiß ob durch Wunder oder Versehen — Mehl in die Hand, mit dem er sich das Gesicht ganz weiß einstäubt, was denn die komische Wirkung nicht verfehlt haben wird. Zuletzt will er den Guardian vergiften, dieser aber segnet das Glas, worauf es zerbricht, was seine Wirkung auf den Sünder nicht verfehlt, der plötzlich auch bekehrt wird. Diese letzten Sachen und überhaupt die späteren Akte, mit Ausnahme der Teufelsbeschwörung, sind übereilt und nicht mit Lope de Vegas gewöhnlicher Empfindung der Situation ausgeführt.

Laura perseguida.

Ein Prinz, der mit einem adeligen, aber nicht ebenbürtigen Frauenzimmer außer der Ehe zwei Kinder erzeugt. Der König, sein Vater, will ihn von ihr trennen und wendet jenes Mittel an, das seit Ariost so oft angewendet worden ist und in der Entfernung der Erzählung sich ganz gut macht, in der Nähe des Drama aber noch immer verunglückt ist, daß eine Dienerin in den Kleidern ihrer Herrin nachts einen ins Fenster Steigenden mit Liebkosungen empfängt und so weiter. Auch hier glaubt der Prinz dem plumpen Spiel, mißhandelt die unschuldige Geliebte, verstößt sie, kann sie aber doch nicht vergessen. Unterdessen hat sein Vater eine Prinzessin Braut herbeigeschafft, er ist eben im Begriff, sich zu vermählen, als das Geschehene sich aufklärt, der Prinz mit seiner Geliebten entflieht und sie nun wirklich zum Weibe nimmt. Der Vater bietet ein kleines Heer auf und will eben das Schloß Lauras, wohin sich die beiden geflüchtet, belagern, als jene mit ihren beiden Kindern sich ihm zu Füßen werfen, der Alte verzeiht und, da die verschriebene Prinzessin einmal da ist, sie selber heiratet.

Die Ausführung ist nicht viel bedeutender als der Stoff. Ein paarmal nimmt es den Anlauf, als ob etwas daraus werden sollte, verschwindet aber gleich wieder. Einmal im ersten Akt, wo der Prinz, erzürnt, daß sein Vater an der Würdigkeit, ja an der Schönheit seiner Geliebten gezweifelt, diese, die jener nicht kennt, zu ihm schickt, wo sie auch unter Erzählung einer erdichteten Geschichte den alten Herrn beinahe verliebt macht. Ganz gut auch die Szene, wo der Prinz, zwischen Abscheu und Liebe kämpfend, einmal die Falsche zu rufen befiehlt und dann den Befehl zurücknimmt.

Zum Schluß bekommt sogar der Bösewicht des Stückes ein Weib, jene Zose nämlich, die sich als Werkzeug seiner Schurkerei hergegeben. Man weiß nicht, ob diese Heirat eine Belohnung oder eine Strafe ist, da er vorher in Laura verliebt war. Übrigens zeigen sich beide Teile als vollkommen zufrieden.

Peribañez y el Comendador de Ocaña.

Hier haben wir eines der Lieblingsthemen Lope de Vegas. Das Glück und die Zufriedenheit des einfachen Landlebens. Ein Bauer Peribañez vermählt sich zu Anfang des Stückes mit Casilda, einem Landmädchen, und sie erschöpfen sich in ziemlich unbeholfenen, aber wahren Versicherungen wechselseitiger Neigung; selbst der anwesende Pfarrer wird so ziemlich zur komischen Person. Da wird plötzlich der Ordenskomtur und Gutsherr, den ein zum Feste vorbereiteter Stier samt dem Pferde zu Boden geworfen hat, ohne Besinnung herbeigetragen. Man leistet ihm jeden Beistand, er erholt sich und verliebt sich in die Neuvermählte. Diese hat unterdessen ihrem Mann das Verlangen ausgedrückt, nach Toledo zum Fest der virgen del Sagrario zu gehen, und dessen Einwilligung erhalten, was dem Komtur Gelegenheit gibt, als Zeichen seines Dankes dem Bauer kostbare

Pferdedecken, ja sogar zwei Maultiere für dessen Wagen zu schenken. Den Komtur muß sich Lope sehr jung und diese Liebe als seine erste gedacht haben, denn in dieser romantischen Exaltation pflegt sich sonst die Liebe eines Gutsherrn zu einer Bäuerin nicht zu äußern. Das Paar geht nach Toledo, der Komtur folgt verkleidet zu Pferde und läßt dort von einem Maler verstohlen das Bild seines geliebten Gegenstandes anfertigen.

Im zweiten Akte hat Peribañez, der bei seiner Gemeinde in großem Ansehen steht, den Auftrag übernommen, einen heiligen Rochus, der durch Alter unscheinbar geworden, nach Toledo zu bringen, um ihn durch einen Maler auffrischen zu lassen. Ebenso fanden der Bediente und ein Freund des Komturs inzwischen Gelegenheit, der erstere sich als Schnitter im Hause des Bauers aufnehmen zu lassen, indessen der andere einer im Hause befindlichen Muhme Ines den Hof macht, beide um dem Komtur die Gelegenheit anzubahnen. Der verkleidete Bediente läßt wirklich seinen Herrn ins Innere des Gehöftes sein, wo dieser, als Casilda das Fenster öffnet, um die Leute zur Arbeit zu rufen, anfangs unter der Maske eines Schnitters ihr die Liebe des Komturs anrühmt, worauf sie, auf die Maske eingehend, ihre Liebe zu ihrem Gatten erklärt und den Komtur an Frauen seinesgleichen verweist und, als der Ritter sich als Komtur zu erkennen gibt, ohne weiter von ihm Notiz zu nehmen, fortfährt, die Schnitter zur Arbeit aufzufordern. Diese Szene, obwohl, mit Ausnahme des charakteristischen Schlusses, mehr lyrisch als dramatisch gehalten, ist von ergreifender Schönheit. Peribañez, in Toledo angekommen, gerät mit seinem heiligen Rochus auf den nämlichen Maler, der Casildas Bild ins Große zu bringen übernommen hat. Er erfährt, daß der Komtur es bestellt hat, ja, nach Ocaña zurückgekommen, hört er seine Schnitter, die etwas gemerkt haben, ein Lied auf jenen nächtlichen Besuch singen. Er weiß nun, was geschehen ist, doch vertraut er seiner Frau. Der Komtur ergreift nun ein anderes Mittel, ihn zu entfernen. Er macht ihn zum Hauptmann über eine Schar Landleute, die dem Könige gegen Granada zu Hilfe ziehen sollen. Peribañez nimmt die Sendung an und läßt sich vom Komtur selbst das Schwert umgürten, was einer Art Ritterschlag gleichkommt, offenbar, um das Recht zu erwerben, ihn in der Folge umbringen zu können. Er reist ab, kommt nachts heimlich zurück, tritt bei seinem Nachbar ein, durch dessen Hof in seinen eigenen, findet den Komtur eben im Begriffe, seiner Gattin Gewalt anzutun, tötet ihn und zur Gesellschaft auch die verliebte Gelegenheitsmacherin, Muhme Ines, stellt sich selbst dem Könige, der einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hat, und mit einer hübschen Wendung bittet er, seine Frau als diejenige zu betrachten, die ihn gestellt hat, und das Blutgeld der Verlassenen als Unterstützung zukommen zu lassen. Das wahre Verhältnis wird aufgeklärt und Peribañez belobt und belohnt.

In diesem letzten Akte ist Lope de Vega etwas begegnet, das ihm sonst nicht leicht zu geschehen pflegt: er ist absichtlich geworden. Nachdem sein Held schon mit Gedanken von Ehre und Rache umgeht, gibt Lope sich sichtliche Mühe, ihn noch als schlichten Landmann zu halten. Er läßt ihn ausdrücklich mit komischer Gravität hinter seiner Kompagnie hermarschieren, ihn, als er sich schon zur blutigen Tat anschickt, noch von Schweinen, Gänsen und Hühnern sprechen, wogegen nichts zu sagen wäre, aber es hat etwas Gemachtes, was, noch einmal gesagt, bei diesem Dichter äußerst selten vorkommt. Auch habe ich schon die Vermutung ausgesprochen, daß unter der oft vorkommenden Figur eines Belardo, Lope de Vega sich selbst gemeint habe. Hier wird es deutlicher als je, da Belardo einmal sich gegen die Tadler auflehnt, die ihm Mangel an Kenntnisse vorwerfen, und meint, er sei der erste, der schreiben könne, ohne lesen gelernt zu haben.

Los torneos de Aragon.

Womöglich noch unbedeutender als El Genoves liberal. Eine Estela, Schwester des Grafen Balduyno, wird vom Herzog Arnaldo auf der Reise überfallen, geschändet und gefangen gehalten, findet aber Gelegenheit, zu entkommen. Dem Herzog Arnaldo wird die Hand Marcelas, der Tochter des Königs von Frankreich, Clodoveo, angeboten, die er auch mit Freuden annimmt. Sie ist aber schon in den Grafen Balduyno verliebt, der sie mit Hilfe eines Carlos, versprochenen Bräutigams der geschändeten Estela, entführt, bei welcher Gelegenheit aber Carlos gefangen wird. Sämtliche Flüchtlinge nehmen ihren Weg nach Spanien, wo Estela in Männerkleidern, und zwar, man weiß nicht, warum, als Narr am Hofe von Aragon auftritt. Inzwischen hat Balduyno erfahren, daß Carlos' Leben in Gefahr schwebt und er nur durch einen Gerichtskampf gerettet werden kann. Er verläßt daher heimlich seine Marcela und reist nach Paris, befreit seinen Freund, wird dabei selbst gefangen und seinerseits wieder von Carlos befreit. Das Ende davon ist, daß beide Freunde nach Aragonien gehen, wo der König ein Turnier ausgeschrieben hat, in dem der höchste Preis der Schönheit für seine Gattin von dem Platzhalter in Anspruch genommen wird. Dahin hat sich auch Marcela gewendet, die sich von ihrem Geliebten verraten wähnt und in Männerkleidern Nachricht von ihm einzuziehen gedenkt. Die als Narr bei Hofe in Gunst stehende Estela verliebt sich hier in den mädchenhaften Jüngling, wobei sie meint, da sie doch schon einmal geschändet sei, so wolle sie doch ihre Lust an ihrem neuen Liebling büßen. Hieraus entsteht die beste Szene im ganzen Stücke, wo die beiden Weiber, sich wechselseitig für Männer halten, die eine für

ihre Keuschheit besorgt ist und die andere die ihrige an Mann bringen will, wobei es denn nicht an argen Zweideutigkeiten fehlt.

Der König von Frankreich und der Herzog von Arnaldo sind unterdessen in Verfolgung der Flüchtigen auch nach Aragonien gekommen. Das Turnier findet statt. Allseitige Erkennungen. Balduyno erhält seine Marcela, Carlos eine Verwandte des Königs, die er noch gar nicht kennt; und die begehrliche Estela ist noch immer gut genug für ihren Ehrenschänder Arnaldo.

El amigo por fuerza.

Ein Prinz Turbino von Ungarn, der einen Grafen Astolfo haßt, weil er der begünstigte Liebhaber der Schwester des Prinzen ist und doch wieder sein Beschützer und Freund ist, weil er selbst die Schwester desselben liebt. Da wäre nun Stoff, sollte man meinen, zu artigen Verwickelungen, interessanten Gegensätzen und unerwarteten Ereignissen jeder Art. Aber nichts von dem allen. Das Ganze verläuft sich so ungeschlacht und derb, daß der Gedanke, statt den Bau daraus organisch zu entwickeln, beinahe nur zum Aushängeschild wird, um die Kneipe von anderen ihresgleichen dadurch zu unterscheiden. Die Prinzessin wird von ihrem Vater infolge eines Friedenstraktates dem Könige von Böhmen zur Gemahlin bestimmt und zugleich der Graf Astolfo, der einen Verwandten des letzteren getötet, demselben zur Hinrichtung ausgeliefert. Der Prinz befreit seine Schwester, indem er sie auf dem Wege zur gezwungenen Hochzeit rauben läßt. Er will auch seinen aufgenötigten Freund Astolfo befreien, worin ihm aber die beiden Weiber zuvorgekommen sind, die, als Sklave und Sklavin verkleidet, mit einem alten Lustigmacher Hortensio als Sklavenhändler Eingang in den Turm gefunden haben, wo der Alkalde des Gefängnisses sich in die Sklavin verliebt, und nun beide Damen mit eigenen zarten Händen die Dolche brauchen, und dem verliebten Hüter den Garaus machen. Astolfo ist nun zwar befreit, dafür aber wird der Prinz Turbino, der in der Verkleidung eines Briefträgers einen abgesonderten Plan verfolgte, schlafend gefunden und seinerseits gefangen genommen. Ein neuer Fund muß aushelfen. Der Lustigmacher Hortensio wird zum griechischen Arzt, den die beiden Weiber als Pagen und der befreite Astolfo als Diener begleiten. Der Prinz stellt sich, nach Verabredung, krank, die Griechen werden eingelassen, knebeln den Aufsicht führenden Herzog Mauricio und entfliehen mit dem Gefangenen. Der König von Ungarn, in der Freude, seine Kinder wieder zu haben, erfüllt die Wünsche ihrer Herzen.

Ich bin zu wenig bekannt mit der Vorgeschichte des spanischen Theaters, um zu wissen, ob Lope der Vega der erste war, der diesen Reichtum von Ereignissen und das Melodramatische der Handlung auf die Bühne brachte. Im Bejahungsfalle bleibt ihm immer das Verdienst als Erfinder, das kein kleines wäre, da das Bunte doch immer besser ist, als das Leere, und er dadurch einem künftigen, gehaltvolleren Interesse den Weg gebahnt hätte. Wenn nicht, so bliebe es halb unbegreiflich, wie ein Dichter in vollem Sinne des Wortes, dem Publikum zuliebe, sich bis zu derlei Hervorbringungen herablassen konnte. Denn selbst in der Ausführung sind kaum ein paar Verse, die sich über die Jahrmarktsbude erheben.

Los embustes de Zelauro.

Da ist ein Lupercio, der sich gegen den Willen seines Vaters heimlich verheiratet hat. Gleich beim Eingange des Stückes ist der Alte darüber her, den Sohn mit dem Stocke zur Vernunft zu bringen; Lupercio leugnet, verspricht alles, geht aber gleich darauf zum heimlichen Liebchen. In diese letztere hat sich indessen ein Zelauro verliebt, der das gute Verhältnis zwischen den Gatten zu stören sich vornimmt. Er führt zuförderst seinen Freund Lupercio ins Spielhaus, wo dieser alles Geld verliert das ihm der Vater in der Freude seines Herzens gegeben hat, ohne daß dieser Leichtsinn für Lope de Vega nur den geringsten Schatten auf dessen Charakter wirft. Darauf macht Zelauro die Gattin Fulgencia eifersüchtig. Er nimmt dem arglosen Lupercio als Rückhalt zu einem vergeblichen Stelldichein mit, in dem Zelauros eigene Schwester die Rolle der Angebeteten spielt und vom Fenster aus mit den beiden Abenteurern spricht. Zelauro hat die eifersüchtig gemachte Fulgencia in Männerkleidern als Zeugin hinbestellt, wo sie denn zum Schlusse, ihrer selbst nicht mehr mächtig, vom Leder zieht und als Unbekannter ihren Gatten im Zweikampfe anfällt, was die beste, ja die einzige gute Szene im Stücke bildet. Im zweiten Akte wird der Mann auf die indes versöhnte Frau eifersüchtig gemacht. Er verstößt sie und nimmt ihr ihre zwei Kinder. Im dritten Akte kommt sie auf das Gut des Vaters, der sie nicht kennt und der sie als Magd in seine Dienste nimmt, ja endlich gar heiraten will. Zelauro, der ihren Weg verfolgt, ist indes Bauern in die Hände gefallen, die ihn als vermeintlichen Räuber schwer verwunden. In der Todesangst gesteht er dem dazu gekommenen Lupercio seine Niederträchtigkeiten. Die Gatten finden sich, der Alte gibt, wie natürlich, seine Ansprüche auf, und selbst dem Schurken Lupercio wird verziehen Auch in diesem Stücke kommt ein Belardo vor, unter welcher Figur ich vermutete, daß Lope de Vega sich selbst gemeint habe. Hier ist nichts, was diese Voraussetzung bestätigte.

La fe rompida.

Ein König von Arkadien wird auf der Jagd von Meuchelmördern überfallen, als plötzlich eine Jägerin Lucinda, die Tochter eines reichen Landmannes, erscheint und die Verschworenen

in die Flucht treibt. Sie führt den König in das Haus ihres Vaters, wo er, unter dem Versprechen der Ehe, ihre Liebe genießt, aber, was schon von vornherein seine Absicht war, sie am andern Morgen heimlich verläßt. Lucinda, die ihn, seinem Vorgeben gemäß, für den Sekretär des Königs hält, hüllt sich in Männerkleider und folgt ihm, von einem Diener ihres Vaters begleitet, an den Hof, dort erkennt sie in ihrem treulosen Liebhaber den König, findet ihn aber zugleich in einem Liebesverständnisse mit der Schwester des Herzogs Floriberto, der, aus gekränktem Ehrgefühl, schon im ersten Akte die Meuchelmörder gegen den König bestellt hat und ihn auch jetzt unter den Fenstern seiner Schwester neuerdings überfallen läßt. Lucinda befreit ihn mit Hilfe einiger Landleute auch dieses Mal, wirft ihm seinen Undank vor und gibt sich endlich zu erkennen, was aber auf den König wenig Eindruck macht, der meint, daß, da sie sich einem Sekretär ergeben habe, sie auch nur Anspruch auf die Hand eines Sekretärs habe. Es kommt so weit, daß Lucinda die Hand an den Dolch legt, und sie trennen sich in Unfrieden. Im dritten Akt sammelt sie ein Heer und bringt das Land in Aufruhr. Sie hält einen engen Paß besetzt, wo sie jeden Wanderer zwingt, eine Erklärung zu unterschreiben, daß der König ein Treuloser und ein Schurke sei. Der König, der mit seiner Flotte gegen die Rebellen ausgezogen ist, leidet Schiffbruch und gerät, an die Küste ausgeworfen, in denselben Engpaß. Lucinda zwingt auch ihn, jene schmähliche Erklärung zu unterschreiben, was er, da er sie mittlerweile erkennt, denn auch, obwohl nicht ohne Zaudern, endlich tut. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich aber, mitten durch die Erbitterung, Lucindas Liebe so übermächtig, daß der König sich besiegt fühlt, wo denn das übrige sich von selbst versteht. Diese letzte Szene ist wunderschön und ganz gemacht, ein leidenschaftliches Spiel zur vollen Geltung zu bringen.

Auch der ganze erste Akt ist gut und nur in der Mitte wird die Behandlung durch das Abgeschmackte der Begebenheiten aus dem Gleichgewichte gebracht.

El tirano castigado.

Ein Herzog von Sardinien, glaub' ich, hat zwei Söhne, einen echten, Floriseo, und einen Bastard, Teodoro. Floriseo wird gleich in den ersten Szenen des Stückes bei einem verliebten Abenteuer von seinem Nebenbuhler mit Gehilfen überfallen, geknebelt und in einem lecken Nachen ins Meer hinausgestoßen. Unter Voraussetzung seines Todes sieht sich nun der Bastard als Erben des Thrones an und beschließt, seinen Vater zu entsetzen, um so mehr, als er zugleich in seine Stiefmutter Laudemia verliebt ist, der er auch seine Leidenschaft erklärt, aber von ihr zurückgewiesen wird. Floriseo ist von Seeräubern aufgefangen worden, und wir treffen ihn im zweiten Akte in Biserta, wo er dem Könige das Leben gerettet hat und dafür seine Freiheit erhält. Seine Geliebte, Arminda, die in Männerkleidern seiner Spur gefolgt, wurde gleichfalls gefangen und nach Biserta gebracht, wo denn gleich eine Eifersuchtsszene stattfindet, da Floriseo nicht übel Lust hat, die Liebe der maurischen Königstochter zu erwidern. Unterdessen langen Gesandte des Bastarden Teodoro an, der die Hilfe der Heiden gegen seinen Vater in Anspruch nimmt, welche Hilfe der König, in der Absicht, das Land später für sich selbst zu behalten, ihm zusagt und ein Heer sammelt, dem Floriseo und die verkleidete Arminda sich als Hauptleute anschließen. Mittlerweile hat der tyrannische Bastard seinen Vater ins Gefängnis geworfen; die Stiefmutter ist entflohen. Die Mauren langen an; auf dem Marktplatze wird ein Gerüst aufgerichtet, auf dem der alte Herzog die Krone an seinen unechten Sohn abtreten soll, dessen er sich weigert und wieder ins Gefängnis zurückgebracht wird. Dies Gefängnis, das Kastell der Stadt, haben indes die Mauren besetzt, und ihr König erklärt nun, daß er gekommen, um sich selbst zum Herrn des Landes zu machen, was er als den ersten Schritt zur künftigen Eroberung Spaniens betrachtet. Aber der Hauptmann Floriseo, der ihm zur Seite steht, droht ihm, ihn von den Mauern herabzustürzen, wenn er nicht ihm, dem rechtmäßigen Erben, das Land frei gibt. Es geschieht, der Bastard Teodoro ist im Gefechte schwer verwundet worden, wo ihn denn sein Vater auf die Schultern nimmt, ihm verzeiht, was zu rührenden Szenen Anlaß gibt. Jedermann erhält Verzeihung, und das Stück endet aufs beste.

Der Inhalt ist eben so bunt, aber nicht so absurd als bei ähnlichen Stücken Lope de Vegas. Die Behandlung flüchtig und ohne hervortretende Stellen.

Wenn ich übrigens von derlei Hervorbringungen Lope de Vegas abschätzig zu sprechen scheine, so möchte ich mich nur vor der deutschen Erbsünde bewahren, an einem Lieblingsschriftsteller alles gut zu finden. Lope steht in seinen guten Stücken den besten Schriftstellern aller Zeiten gleich, ja an Anlage den meisten voraus. Das übrige ist Fabriksarbeit, und wenn seine Zuhörer daran Gefallen fanden, so möchte ich nicht mit ihm rechten, sich die Sache leicht gemacht und das Schreiben, wie die Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses, was es ihm war, so schnell abgetan zu haben, als ihm eben beliebte.

La discreta enamorada.

Der seltene Fall einer durchgeführten oder wenigstens durch den Verlauf immer genährten Intrige. In der Tat nicht von der feinsten Art, und trotz der Heftigkeit der Leidenschaften in jener Zeit so stoßweise geführt, daß eben nur ein damaliges Publikum es für bar annehmen konnte. Der Anfang in der besten Lopeschen

Manier, bald wird aber auch die discreta enamorada in den wirbelnden Hexentanz hineingezogen.

Sehr witzig die Erzählung der Gerarda, wie sie, der schlechten Gesellschaft (Compagnie) ihres Gatten überdrüssig, sich einen Fähndrich wählte, mit dem sie in Wort und Werk sechzehn Monate marschierte, bis der Neid die Trommel schlug und der Gatte, um die Geschützsalven auf seine Ehre zu hintertreiben usw.

Los peligros de la ausencia.

Der erste Akt, nach Lopescher Art, etwas lose mit dem übrigen verknüpft. Ein Veinticuatro von Sevilla liebt ein Mädchen, wobei er zwei Nebenbuhler hat. Ein Einheimischer, Don Bernardo, etwas borniert und langweilig, und ein Höfling, Don Felix, etwas geckenhaft, der eben im Begriffe ist, sich zur Wiederherstellung seiner Umstände nach Amerika einzuschiffen. In der Angst über ein Duell zwischen den beiden ersteren erklärt sich die Geliebte dem Vater, der den Handel vermittelt und das liebende Paar vereinigt. Don Felix reist ab.

Im zweiten Akt finden wir das Paar verheiratet und höchst glücklich. Die Beschreibung dieses Glückes gleich in der ersten Szene wunderschön. Nun aber trübt sich der Himmel. Don Pedro, der Veinticuatro, wird zu den Cortes nach Hof berufen. Sein Vermögen erlaubt ihm nicht, die Gattin mitzunehmen, er reist allein, und hier zeigt sich eine Art geistiges Band, das den zweiten Akt an den ersten knüpft. Beide Gatten schärfen den beiderseitigen Dienern, die ihnen bei ihrer Liebesintrige behilflich gewesen, ein, sich während der Trennung ja nichts Ähnliches zuschulden kommen zu lassen, so wie der Abreisende auch später die Untreue seiner Gattin nicht so leicht geglaubt haben würde, wenn sie nicht als Mädchen ihren Vater mit List hintergangen hätte.

Die Gefahren der Abwesenheit zeigen sich. Der Indianer kommt zurück, reich geworden, aber noch nicht von seiner Liebe geheilt. Eine Verwandte Blankas, Donna Ines, hat sich schon früher in ihn verliebt und benützt seine Leidenschaft, um ihn mit Hilfe der verschmitzten Zofe Leonora ins Haus einzuführen, wo er sich im Dunkeln mit ihr vergnügt, in der Meinung, Donna Blanka zu genießen. Höchst komisch wird er im Herausgehen von dem andern unglücklichen Liebhaber Don Bernardo überfallen, der somit den Ehrenhüter der Frau seines Nebenbuhlers macht. Er muß versprechen, sich sogleich von Sevilla zu entfernen. Don Bernardo glaubt nun aber auch, etwas wagen zu dürfen. Er wird aber von Donna Blanka aufs schmählichste abgeführt, worüber es sogar zum Duell mit ihrem Vater kommt. Don Felix begegnet auf seinem Wege dem rückkehrenden Veinticuatro, den er nicht kennt und dem er sein gutes Glück und zugleich sein Unglück erzählt. Don Pedro bewegt ihn zur Umkehr, verspricht ihm Beistand usw. Eben im Begriff, seine schuldige Frau zu töten, klärt sich das Mißverständnis auf, und alles nimmt ein gutes Ende. An dem Stoffe ist gerade nicht gar zu viel, die Ausführung aber ist so vortrefflich, daß, wenn die gefährlichen Vorgänge bei Nacht und der Zwischenraum von drei Jahren zwischen dem ersten und zweiten Akte nicht wäre, eine Bearbeitung für die deutsche Bühne sehr lohnend sein müßte.

Las cuentas del gran Capitan.

Vortrefflich. Einmal der gran Capitan, das Ideal eines Spaniers aus der guten Zeit der Nation. Vor allem aber König Fernando. Ganz wie er war. Mißtrauisch, argwöhnisch, ohne daß es dem Eintrag tut, was sein Zeitalter an ihm verehrte. Die beiden Hauptmomente, das Duell, das der Kapitän statt seines für feig gehaltenen Neffen übernimmt, in dem er ihn selbst durch Anbohrung des Nachens in Gefahr setzt, zu ertrinken, ja ihn wohl gar ertränken will; dann die Ablegung der Rechnung, von der das Stück den Titel führt, wohl zu leicht angedeutet, ja im Augenblicke der Darstellung kaum ganz auffaßbar und daher unklar.

Es wird aber mit Recht vorausgesetzt, daß Haltung und Spiel des Schauspielers das Fehlende ergänzten. Die Schlußszene, wo der gran Capitan an der Tafel des Königs speist, wohl allerdings die kunstgemäße höchste Verklärung des Heiden, aber daß deshalb eigens die Personen, die wir zwei Minuten vorher in Neapel verlassen haben, nach Frankreich versetzt werden, eine der dramatischen Wildheiten, die der Zeit angehören, Lope aber so schreiend sich dennoch selten erlaubte.

El Secretario de si mismo.

Ein Herzog von Mailand, der in kinderloser Ehe lebt, hat einen natürlichen Sohn, Feduardo, den er, um ihn den möglichen Nachstellungen seiner Gemahlin zu entziehen, einem Edelmann Uberto übergibt, der ihn mit seinem eigenen Sohn Cesarino erzieht. Ins höhere Alter gekommen und noch immer kinderlos, verabredet der Herzog eine Heirat dieses natürlichen Sohnes mit der Tochter des Herzogs von Mantua, Otavia. Der Wunsch, die Nachfolge zugleich in Mailand und Mantua seinem eigenen Geschlechte zuzueignen, verleitet den Pflegevater Uberto, seinen eigenen Sohn Cesarino für den des Herzogs auszugeben, was um so leichter angeht, da der Herzog sein Kind durch eine Reihe von Jahren nicht gesehen hat. Mittlerweilen hat des Alten zweite Frau, Casandra, sich in den jungen Feduardo verliebt, und dieser, um sich ihren Zudringlichkeiten zu entziehen, beschließt, eine Reise zu machen, was sein Pflegevater nur zu gerne zugibt. Er kommt zuerst nach Rom, macht sich dort durch die richtige Erklärung einer eben aufgefundenen alten Statue

(freilich etwas wunderlich) bekannt, und da bald darauf der Herzog von Mantua dort um einen Lehrer für seine Tochter anfragt, wird ihm Feduardo empfohlen, und er geht nach Mantua. Wie natürlich verlieben sich die beiden jungen Leute unmittelbar ineinander und es kommt bald dahin, daß ihm die Prinzessin einen Brief an ihren Liebhaber diktiert, den sie ihm abzugeben befiehlt, und als er fragt, wer der Gemeinte sei, sagt sie ihm ganz einfach: Er selbst; wobei sie sich entfernt. Auf diese Art nun ist er der Sekretär seiner selbst. Sie haben bald darauf eine nächtliche Zusammenkunft, bei der sie überrascht werden. Feduardo entflieht, ohne erkannt zu werden, und obwohl dies der Prinzessin Gelegenheit gibt, die Schuld auf einen unbegünstigten Liebhaber, den Prinzen von Visignano, zu schieben, der deshalb auch gefangen genommen wird, so bleibt doch der Makel auf ihrer Ehre, und als bald darauf der unterschobene herzogliche Sohn Cesarino zur Hochzeit anlangt, erklärt man ihm, die Heirat könne unter den obwaltenden Umständen nicht stattfinden. Dieser samt seinem vermeintlichen Vater halten dies für eine Ausflucht, um das gegebene Wort zurückzunehmen, und fangen Krieg an. Sowohl der alte Uberto als der mittlerweile nach Hause gekehrte Feduardo samt der verliebten Casandra in Männerkleidern nehmen teil an dem Feldzuge. Casandra hat inzwischen von dem alten Uberto herausgebracht, daß eigentlich Feduardo der wahre Sohn des Herzogs von Mailand sei, und als die Sachen aufs äußerste gekommen sind, tritt sie mit dem Geheimnisse hervor, wo denn der Schluß sich von selbst ergibt.

Die Erzählung ist zugleich eine Darlegung der Mängel des Stückes. Übrigens ist es einer poetisch unschuldigen Zeit nicht zu mißgönnen, wenn sie an derlei Ereignissen Gefallen findet. Im einzelnen tritt nichts besonders hervor. Höchstens die Stelle, wo der alte Uberto Feduardo das Glück seines Bruders gemeldet hat, daß er nun Thronfolger von Mailand sei, und ihn nun fragt: ?pesate de tanto bien? antwortet dieser mit dem rührendsten Edelmut: Pesame de que no sea mi hermano.

El testigo contra sí.

Das ist nun einmal ein Lustspiel mit einer Verwickelung im eigentlichen Sinne des Wortes, wenngleich etwas derber Natur. Ein Edelmann, Lisardo, durch einen aufgefangenen Brief eifersüchtig gemacht, verläßt seine Geliebte Estela und Madrid. Er kommt nach Sevilla, wo er nichts Angelegentlicheres zu tun hat, als sich auf einem öffentlichen Spaziergange in eine Dame Otavia zu verlieben, die auch geneigt scheint, ihm Gehör zu geben, als der Bruder seiner verlassenen Geliebten mit einem Gerichtsdiener dazu kommt und ihn kraft seines gebrochenen Eheversprechens gefangen setzen läßt. Zufällig aber ist der Aufseher der Gefängnisse ein Bekannter Lisardos. Dieser läßt ihn auf sein Wort frei. Diese Freiheit benützt er, um sein Abenteuer zu Ende zu führen, und er ist eben im galanten Gespräch mit Otavia, als ihr eigener Bruder und der Madrider Bruder dazu kommen, zwischen letzterem und Lisardo eine Ausforderung stattfindet und in dem darauf entstandenen Zweikampfe Lisardo, wie alle glauben, tot zu Boden fällt.

Zunächst hat sich der rächende Bruder in dieselbe Otavia verliebt, und um ihren Bruder zur Einwilligung geneigt zu machen, verspricht er ihm seine eigene Schwester, die Braut des getöteten Lisardo. Die Sevillaner kommen nach Madrid, und aus Liebe zu ihrem Bruder, und da ihr Geliebter denn doch tot ist, entschließt sich Estela, der Doppelheirat sich zum Opfer zu bringen.

Lisardo, der noch immer für tot gilt, ist aber geheilt worden. Er kommt nach Madrid und beschließt, jene Doppelheirat zu stören. Da Otavia in früherer Zeit ein Verhältnis mit einem Feliciano gehabt hat, der nach Lima gegangen ist, so verkleidet er seinen Bedienten Morato in einen Hauptmann Alvarado, der von Lima mit einer Vollmacht Felicianos komme, um sich in seinem Namen mit Otavia trauen zu lassen. Otavia, als sie von den reichen Geschenken hört, die der Indianer mit sich bringt, ist gleich bereit, ihren Madrider Bräutigam aufzugeben. Kaum aber wieder zurecht gebracht, findet sich ein neues Hindernis. Ein Ricardo, gegen den eifersüchtig Lisardo zu Anfang des Stückes Madrid verlassen hat, gibt vor, ein Eheversprechen von Estela zu haben. Er leitet einen Prozeß ein, und da er sich nach Zeugen, natürlich falschen, umsieht, macht ihn sein Diener auf Lisardo aufmerksam, der, den vorgeblichen Indianer Morato als Bedienter begleitend, zu einem falschen Zeugnis wohl zu bringen sein werde. Lisardo, halb der Intrige willen, halb weil er von einem früheren Verständnis zwischen Ricardo und Estela sich überzeugt hält, ist bereit, Zeugenschaft abzulegen. Und so ist er denn der testigo contra sí, der Zeuge gegen sich selbst. Die Sache verwirrt sich aber noch mehr, indem der wirkliche Indianer Feliciano anlangt, der Otavien längst vergessen hat, und da er nun hört, daß jemand da sei, der sich in seinem Namen mit ihr vermählen wolle, voll Schreck hineilt, um die Sache zu hintertreiben. Otavia ist gleich wieder bereit, ihrem vergessenen Liebhaber in die Arme zu fallen, der sich gegen sie aus allen Kräften wehrt, ja sie verfolgt ihn endlich bis in sein Gasthaus, nachdem vorher die beiden Weiber, die sich wechselseitig die Schuld der Verwirrung zuschreiben, bis zum materiellen Handgemenge gekommen sind, so daß man sie kaum auseinander bringen kann. In demselben Gasthofe langt auch Estela an, die mit Lisardo entflohen ist, da man sie infolge von Ricardos gerichtlicher Klage und Lisardos Zeugenschaft

verhaften will. Hier klärt sich endlich die Sache auf, Lisardo bekommt seine Estela, und Otavia, da Feliciano durchaus nichts von ihr wissen will, wird denn doch Estelas Bruder zuteil. Das Stück ist sorgfältig und sehr gut geschrieben, der Dialog nach Art Lope de Vegas mit allem Anschein der Zufälligkeit und des Geschwätzes doch so, daß er immer die Situation und die Handlung weiter bringt. Von den Charakteren der etwas derbe Indianer Feliciano sehr gut. Ebenso Otavia, deren unbefangener Eigennutz bei allen Gelegenheiten durch den gemachten sentimentalen Modeton durchbricht.

La hermosura aborrecida.

Der Stoff hat einige Ähnlichkeit mit einem Stücke von Shakespeare: Ende gut, alles gut. Ein Frauenzimmer, das von dem verschmäht wird, den sie liebt, erwirbt ihn endlich dadurch, daß sie den König von einer schweren Krankheit heilt und nun, halb auf königlichen Befehl, halb durch Insichgehen des geliebten Gegenstandes, in dessen ungestörten Besitz kommt. Wie mir denn überhaupt Shakespeare mit der spanischen Dramatik seiner Zeit, wenn auch nur aus zweiter Hand, nicht ganz unbekannt gewesen zu sein scheint. Die Fabel des vorliegenden Stückes ist albern genug. Don Sancho de Guevara verabscheut, aus einem vorherrschenden Hange zur Liederlichkeit, seine schöne und tugendhafte Frau. Von ihm verstoßen, kommt sie mit der Königin Isabella zusammen, die sie gütig aufnimmt, bald aber bemerkt, daß ihr eigener Gatte, König Fernando, Wohlgefallen an der neuen Kammerfrau findet, weshalb die Königin, „wie sie in ähnlichen Fällen immer zu tun pflegte," den Gegenstand ihrer Eifersucht zu entfernen sucht und daher den brutalen Don Sancho als Vizekönig nach Navarra schickt. Dieser ist aber noch nicht geheilt. Er geht sogar damit um, seine ihm lästige Gefährtin zu ermorden, bis diese sich bereit erklärt, Pamplona heimlich zu verlassen und vor der Welt für tot zu gelten. Sie kommt bei Landleuten an und wird dort von dem Barbier des Dorfes aufgenommen, wo wir denn annehmen müssen, daß sie von der Heilkunde ihres Meisters möglichst profitiert habe. Wenigstens wird sie als angehender Heilkünstler zu einem Bauernmädchen Costanza gerufen, die sich in den hübschen Barbierjungen verliebt hat, zu deren Heilung aber weder ihre wissenschaftliche noch physische Begabung ausreicht, was eine gute Szene gibt. Unterdessen ist König Fernando, der Katholische, bei oder nach der Eroberung von Granada durch einen jungen Mauren schwer verwundet worden. Bei ihm ist der junge Arzt glücklicher. Er stellt den König her und wird dafür mit Ehren und Belohnungen überhäuft. Eben jetzt trifft die Nachricht von den Gewalttätigkeiten und Ausschweifungen des Vizekönigs von Navarra bei Hof ein. Der junge Arzt bittet als einzigen Lohn aus, daß man ihn als Kommissär zur Untersuchung nach Navarra sende, wie alle Welt glauben muß, um sich an dem treulosen Gatten zu rächen. Es kommt aber ganz anders. In Pamplona angelangt, sucht sie auf alle Art die Anschuldigungen gegen den Vizekönig zu entkräften. Sie läßt die Hauptankläger jeden mit hundert Peitschenstreichen abfertigen, und setzt sich dadurch bei dem Angeschuldigten, wie natürlich, in höchste Gunst, so daß, als zuletzt die Identität des königlichen Kommissärs mit der verstoßenen Gattin an den Tag kommt, der Ehetyrann zu Kreuz kriecht und froh ist, wieder mit ihr vereinigt zu werden. Die beste Wendung kommt am Schluß vor, als die Könige selbst nach Pamplona gekommen sind und vor ihnen zwei Ankläger auftreten, von denen der eine den Vizekönig beschuldigt, seine eigene Frau getötet zu haben, der andere, das Landmädchen Costanza, vorgibt, von dem königlichen Kommissär, als ehemaligen Barbiergesellen, entehrt worden zu sein, welche beiden Anklagen letzterer durch die einfache Angabe entkräftet, daß er ein Weib und zwar des Vizekönigs Weib sei, so daß er weder ein Mädchen verführen, noch von dem Vizekönig getötet worden sein konnte.

El marmol de Felisardo.

Hier wird nun wieder die Glaubensfertigkeit eines guten Katholiken sehr in Anspruch genommen. Ein junger Student Felisardo befindet sich auf dem Dorfe, wo er sich in die Tochter des Alkalden, Elisa, verliebt. Er gilt als der Sohn eines vornehmen Mannes und für hohe kirchliche Würden bestimmt. Als man sie aber bei einer verliebten Zusammenkunft überrascht, was das Mädchen in üblen Ruf bringen müßte, und Felisardo verspricht, sie zu heiraten, gibt der Vater denn doch seine Einwilligung. Felisardo ist aber ein natürlicher Sohn des Königs (von Gelanda. Ich weiß nicht, wo das liegt). Da dieser König im Laufe des ersten Aktes durch den Tod seines rechtmäßigen Thronfolgers erblos wird, muß er sich notgedrungen an den natürlichen Sohn wenden, und er schickt den Almirante ab, der ihn auch wirklich an den Hof bringt. Nun fängt der Unsinn an. Elisa hat einen Zwillingsbruder, Celio, der ihr so ähnlich ist, daß, als ihr Vater diesen Celio als Pagen nach Hof bringen will, er sich vergreift und seine Tochter in Pagenkleidern dem Prinzen als Diener stellt. Felisardo ist selbst im Zweifel über das Geschlecht dieses Zwitterwesens, wo ihm denn der lustige Diener Tristan den Rat erteilt, dem Pagen einen Schilling geben zu lassen, wo sich denn herausstellen müsse, ob er ein Mann oder ein Weib sei. Unterdessen will man den Prinzen mit der Tochter des Almirante verheiraten. Tristan gibt wieder den Rat, sein Herr möge sich wahnsinnig und in eine Statue im Garten verliebt stellen (el marmol de Felisardo). Nachdem alle Mittel der Heilung

fruchtlos versucht worden sind, gibt der König, wieder auf den Rat Tristans, endlich seine Einwilligung zu der Vermählung mit der Statue. Es versteht sich, daß Elisa in die Statue verkleidet worden ist und der König, durch sein Wort gebunden, nun auch die Ehe mit der lebendigen Stellvertreterin zugeben muß, was er um so lieber tut, da sich zeigt, daß der Alkalde, ihr Vater, eigentlich von hohen Verwandten abstamme. Zuletzt hat sogar der Zwillingsbruder Celio, der in dem Personenverzeichnisse gar nicht vorkommt, einen einzigen Vers zu sagen, als man ihn nämlich mit der für Felisardo bestimmten Tochter des Almirante verheiratet.

El mejor maestro el tiempo.

Das ist nun ein ganz vernünftiges Stück, höchstens sollte es statt: der beste Lehrer die Zeit, heißen: der beste Meister das Unglück. Doch kann man die Zeit auch für den Inbegriff alles dessen nehmen, was die Zeit mit sich bringt. Ein König von Iberien hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, beide in Anmaßung und Ungestüm sich ähnlich, was eine gute Wirkung macht, da das Prosaische des Gegensatzes dadurch wegfällt. Die Prinzessin Euphrosia prügelt ihre Muhme (hinter der Szene nämlich) mit einem Gartenpfahl, was der Bruder der Geprügelten übel nimmt, dafür aber von dem Bruder der Prinzessin, Otto, verwundet wird. Diese Gewalttat bringt das Mißvergnügen des Volkes über die beiden Königskinder zum Ausbruch. Es entsteht ein Aufruhr, in dem der König mit den Seinigen vertrieben wird. Er flüchtet übers Meer und sieht sich genötigt, mit seinen Kindern zu betteln, so daß er froh sein muß, von dem fremden Herzog eine Gärtnersstelle zu erhalten. Die Kinder sind übrigens jetzt schon von ihrem Übermute völlig geheilt.

Der Fürst des fremden Landes besitzt ebenfalls einen Sohn und eine Tochter, natürlich verlieben sich die Paare wechselseitig ineinander. Otto benimmt sich wie alle Liebhaber in der Welt. Sehr gut ist sein alter Vater, der, indes er sich völlig in seine neue Lage fügt, doch überall die Würde des Königs durchschimmern läßt. Auch Euphrosia hat von ihrem hohen Sinne so viel bewahrt, als gut ist. Sehr hübsch macht sich die Szene, wo der vertriebene König, von der Dorfgemeinde zum Richter erwählt, dem Herzoge die Hand zu küssen naht und unterdessen seinen Stab der Tochter zu halten gibt. Da sie mittlerweile vom Sohne des Herzogs angesprochen wird, antwortet sie ganz im Sinne eines Richters, dessen Stab sie in den Händen trägt. Lope ist unübertrefflich in solchem Geltendmachen von scheinbaren Zufälligkeiten.

Der Sohn des Herzogs, der den Bruder seiner Geliebten scheut, läßt ihm Geld in den Weg werfen, das dieser findet und sich dafür als Ritter kleidet und ausrüstet, so daß er nun bald als Prinz, bald als Gärtner der Herzogstochter in den Weg kommt, was einige nicht sehr schlagende Verwickelungen gibt, bis endlich die Untertanen des vertriebenen Königs des eingedrungenen Gewaltherrschers überdrüssig werden, ihn verjagen und den früheren Herrn aufsuchen. Der entdeckte königliche Stand des vermeinten Bettlers macht allen Schwierigkeiten ein Ende, und eine Doppelheirat führt zum Schluß.

El castigo del discreto.

Der Besonnene ist anfangs ziemlich unbesonnen. Riccardo, die Titelrolle, obgleich mit einer Casandra verheiratet, macht doch der Schwester Albertos, Hippolyta, den Hof. Auf seinen nächtlichen Liebesstreifereien wird er von einem andern Bewerber Hippolytas, Leonelo, in Begleitung zweier Diener überfallen, und es stünde schlimm um ihn, wenn nicht zufällig ein Sevillaner, Felisardo, der eben in Madrid angekommen und in Albertos Hause abgestiegen ist, dazu käme und sich auf Riccardos Seite stellte, mit dessen Hilfe die Angreifer zurückgeschlagen und einer von ihnen schwer verwundet wird. Riccardo nötigt seinen Retter zu sich nach Hause, wo er ihn seiner Gattin Casandra vorstellt, die ihn denn auch wirklich liebenswürdig findet, ohne aber bei ihrer großen Tugend weiter ein Arg zu haben. Von da ab aber ist Riccardo so voll von dem Lobe seines Retters, er schildert dessen Eigenschaften Casandran in so bezauberndem Lichte, daß sich diese endlich in Felisardo verliebt fühlt und beschließt, ihm einen Brief zu schreiben. Während sie damit beschäftigt ist, kommt ein Diener Leonelos, des Veranlassers jenes nächtlichen Überfalls, mit einer Ausforderung an Riccardo. Der Bediente des Hauses Pinabel übernimmt den Zettel und bald darauf auch den Brief Casandras an Felisardo, und da er beide in dieselbe Tasche steckt, verwechselt er sie, und gibt Riccardon den Liebesbrief seiner Frau, die Ausforderung aber dem Felisardo. Riccardo ist wie aus den Wolken gefallen. Das einfachste schien ihm, seine Frau umzubringen, als Besonnener aber beschließt er doch, sie auf eine minder gefährliche Art zu bestrafen. Er beantwortet daher im Namen Felisardos den Liebesbrief und verspricht, sich bei der angebotenen Zusammenkunft einzufinden. Ebenso hat sich Felisardo der Ausforderung gestellt. Leonelo ist zwar über die Verwechselung der Person überrascht, da aber doch Felisardo auch sein Feind noch von jenem nächtlichen Überfall her und zugleich sein Nebenbuhler in der Liebe zu Hippolyta ist, so schicken sie sich zum Kampfe an, der nur durch die Dazwischenkunft des Gastfreundes Alberto gehindert wird.

Nun kommt die Reihe an die Strafe des Besonnenen. Riccardo gibt eine Reise vor, um seiner Gattin Raum für die verabredete Zusammenkunft zu geben. Nachts zurückgekehrt, kommt er in der Person Felisardos in sein eigenes Haus, wo er die liebesdürstende Gattin,

immer im fremden Namen, aufs äußerste durchprügelt, während sein Diener, Pinabel, dieselbe Operation mit der Zofe Theodora vornimmt. Ja, er lädt später Felisardo selber in sein Haus, wo denn die geprügelte Geliebte Feuer und Flamme gegen ihn speit, indes er Felisardo, der sich in alles dies nicht zu finden weiß, glauben macht, seine Frau habe Anfälle von Wahnsinn, wodurch denn auch jeder künftigen Annäherung vorgebeugt wurde. Das eigentlich Künstlerische an der Sache aber ist, daß auch Riccardo aus Besorgnis für sein häusliches Verhältnis, von seiner Neigung zu Hippolyta geheilt wird und alles mögliche tut, um sie Felisardo zum Weibe zu verschaffen. Ja, derselbe Fall ist mit Leonelo, der ebenso für eine Schwester fürchtet, die er bei sich im Hause hat, und von der er glauben muß, daß Felisardo ihr den Hof mache. Die Heirat kommt denn endlich auch zustande und entwirrt die Fäden.

Viuda, casada y donzella.

Da sind nun einmal wieder alle Novellen-Elemente vereinigt, welche Novellen vor dem Märchen wenigstens das voraus haben, daß das völlig Absurde darin nicht vorkommt. Clavela, Tochter eines Alberto, heiratet gegen den Willen ihres Vaters einen armen Edelmann Feliciano. Nach geschlossener, aber noch nicht vollzogener Ehe findet sich der verschmähte Nebenbuhler Liberio mit Begleitern vor dem Hause ein, um wenigstens durch Lärmmachen zu stören. Feliciano geht mit gezogenem Degen hinaus und hat das Unglück, den Bruder seines Nebenbuhlers zu töten. Er flüchtet und schließt sich einem nach Italien gehenden spanischen Regimente an. Ein Sturm zerstreut die Schiffsabteilung, und Feliciano, der sich mit seinem Diener Celio auf eine wüste Insel rettet, wird dort von Barbaresken Seeräubern gefangen. Um nicht als Edelmann eine höhere Ranzion zahlen zu müssen, gibt er sich für einen Arzt aus, wo denn bei der Ankunft in Tremecen seine Kunst sogleich für eine Favoritsklavin Fatima in Anspruch genommen wird, die aber nichts Schnelleres zu tun hat, als sich in den schmucken Spanier zu verlieben. Sie verabreden die Flucht; der Maure Haquelme wird auf die derbste Art von der Welt betrogen, welche Derbheit wahrscheinlich dem Publikum das größte Vergnügen verschaffte. Die Maurin hat einen bedeutenden Schatz an Gold und Edelsteinen mit sich genommen, und so langen sie glücklich in Spanien an. Dort erklärt nach einigen Bedenken Feliciano seiner Maurin (die ihm denn doch nur für eine galga, Betze, gilt), ganz trocken, daß er schon verheiratet sei. Die Heidin begehrt wenigstens ihre Kleinodien zurück, was er ihr ebenso trocken verweigert, sich aber doch endlich zu einer Teilung herbeiläßt und sie mit der Hälfte als Mitgift seinem Diener, dem Spaßmacher Celio, zum Weibe gibt, womit sie sich zur Not zufrieden stellt. Unterdessen hat seine Witwe Clavela, die ihn für tot hält, sich halb gezwungen die Werbungen Liberios gefallen lassen, und sie feiert eben ihre Hochzeit mit ihm, als Feliciano erscheint; die Heirat geht zurück, und Clavela, Witwe, Gattin und Jungfrau zugleich, wird mit dem Gegenstande ihrer ersten Liebe vereinigt. Liberio erhält eine Schwester Felicianos, die er früher verschmäht und die im Laufe des Stückes aus Liebe zu ihm alle möglichen Albernheiten gemacht hat.

La prueva de los ingenios.

Ein Herzog Alexandro (von Mantua, glaube ich) hat ein Liebesverhältnis mit Florela, einem durch Körper und Geist ausgezeichneten Frauenzimmer, von, wenn nicht niedriger, doch keineswegs ausgezeichneter Herkunft. Er aber, der nach einer standesmäßigen und politisch vorteilhaften Heirat strebt, setzt sich in Bewerbung um die Tochter und Erbin des Herzogs von Ferrara, um die aus gleichem Grunde ein Infant von Aragonien und ein Prinz von Urbino in die Schranken treten. Florela beschließt die Heirat zu stören, und begibt sich unter dem Namen Diana in die Dienste der vielumworbenen Prinzessin Laura. Sie weiß sich in ihre Gunst zu setzen, und dieser einmal sicher, gibt sie sich, wunderlicherweise, für einen Mann aus und spielt die Rolle eines begünstigten Liebhabers. Aus dieser, wie gesagt, höchst wunderlichen Situation ist nicht einmal aller Vorteil gezogen, der sich im Interesse der Romantik daraus ziehen ließ. Die Zweifel, die der Prinzessin über das Geschlecht ihrer Sekretärin aufsteigen, haben nun zur Folge, daß sie dieselbe von einer ihrer Damen im Schlafe überraschen läßt, wo aber diese in ihrer Untersuchung nicht weiter kommt, als auf die Füße, deren blendende Weiße aber ebensogut einem Weibe, als einem Manne, angehören kann. Florela erreicht aber wenigstens so viel, daß Laura gegen die Vorzüge Alexandros und ihrer übrigen Bewerber unempfindlich bleibt, ja wünscht, ihren Bewerbungen enthoben zu sein. Es werden daher, unter dem Vorwande, keinen der Freier zurücksetzen zu wollen, Proben des Geistes festgesetzt, denen sich jeder unterziehen, und demnach mit der Sekretärin über eine philosophische Frage disputieren, und zuletzt noch den Weg in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Labyrinthe bis zum Mittelpunkt finden soll, wo die Prinzessin als Preis des Sieges sich befinden werde. Die Disputation ist über die Vollkommenheit des Weibes, und wird in allen Feinheiten der damaligen Hegelschen Philosophie, mit nego majorem, minorem concedo, distinguo, von Florela und den Freiern durchgeführt. Der Unsinn ist von beiden Seiten gleich groß, und man merkt nur aus dem Verstummen der Freier, daß Florela den Sieg davongetragen hat, sowie der ganze Verlauf den Beweis gibt, daß Lope

mit Nutzen die unnützen Wissenschaften studiert hat. Um den Weg ins Labyrinth zu finden, hat der Infant von Spanien sein Vertrauen auf einen Knäuel Faden gesetzt, der ihm aber zerreißt. Alexandro hat auf den Rat seines Dieners Kisten mit angeblichen Geschenken ins Labyrinth bringen lassen, in denen aber Zunder und Schwefel nebst Lebensmitteln sich befinden, um den Weg zu erhellen und, wenn die Probe zu lange dauern sollte, nicht zu verhungern. Diese Kisten werden aber auf Florelas Rat geöffnet, die List entdeckt und die Kisten beseitigt. Nur der Prinz von Urbino hat Feuerzeug in dem Griff seines Schwertes verborgen. Er erreicht den Mittelpunkt und erhält die Prinzessin. Alexandro merkt, daß Florela alles aus Liebe zu ihm getan, und, die vornehme Braut verloren, heiratet er die Verlassene. Auch die Prinzessin gibt sich zufrieden, nachdem sie das wahre Geschlecht ihrer Sekretärin erfahren.

La donzella Teodor.

Die Begebenheiten eines gelehrten Mädchens, Tochter des Maestro Leonardo, der Schule hält, wobei er sich seiner Tochter als Unterlehrers bedient. Sie doziert und disputiert auch gleich anfangs nach allen Formen der Dialektik und Scholastik. Einer der Schüler, Don Felix, verliebt sich in sie. Der Vater hat sie aber seinem Freunde, dem alten Catedratico Floresto, zum Weibe bestimmt, der auch sie abzuholen kommt, und davonfährt, dabei aber von Don Felix mit seinem Diener Padilla und einem Freunde Leonelo überfallen wird, welche die Braut als Beute mit sich führen. Es hat aber der König von Oran, von der Vortrefflichkeit der Christennatur überzeugt, beschlossen, seinen Neffen und Thronfolger Celindo mit einer Spanierin zu vermählen, und deshalb Schiffe auf den Mädchenraub ausgesendet. Diesen fallen die Flüchtlinge in die Hände und werden als Sklaven nach Oran geführt. Teils weil Teodor sich taub und blödsinnig stellt, teils weil eine seiner Nichten dem Könige Verdacht gegen seinen Neffen Celindo einzuflößen versteht, ändert der König seinen Plan und beschließt, um doch Christenblut in sein Haus zu bekommen, jene Nichte mit Don Felix zu vermählen. Dieser willigt auch zum Schein ein, begehrt aber als erste Gunst, daß Teodor nach Spanien zurückgesendet werde, in der Absicht, ihr baldmöglichst selbst zu folgen. Auch diesen Plan wittert die maurische Prinzessin, und Teodor wird, statt nach Spanien, nach Konstantinopel geführt und dort als Sklavin ausgeboten. Dort findet sie der maurische Prinz Celindo, den man in verräterischer Absicht gleichfalls nach Konstantinopel gesendet hat, und kauft sie los. Teodor, die das Ganze einem Wortbruch ihres Liebhabers Don Felix zuschreibt, begibt sich in den Schutz eines Griechen, Finardo, um mit ihm nach Hause zu kehren. Sie leiden aber Schiffbruch, wobei der Grieche sein ganzes Vermögen verliert. Zum Ersatz fordert sie ihn auf, sie für 10000 Dukaten an den Hof des Schahs von Persien zu verkaufen, der ein großer Freund von Gelehrten ist. Unterdessen hat der türkische Kaiser den Spanier Don Felix vom Könige von Oran als Feldherrn gegen die Perser begehrt. Dieser beschließt vielmehr, die kriegführenden Parteien zu versöhnen, und begibt sich deshalb an den Hof des Schahs von Persien, wo er eben zurechtkommt, um einer gelehrten Disputation beizuwohnen, die der Schah angestellt hat, um sich von dem Wissen seiner teuer erkauften Sklavin zu überzeugen. Eben daselbst haben sich auch Teodors Vater und ihr verabscheuter Bräutigam Floresto, ihre Spur verfolgend, eingefunden. Die Disputation geht geradezu in der Form eines Rätselspieles vor sich. Teodor besiegt alle Gegner und erhält zum Schluß ihren gerechtfertigten Don Felix, wobei auch dessen Begleiter mit Heiraten nicht übersehen werden.

Das Stück hat nichts von dem schreienden Nonsens anderer Produktionen Lope de Vegas, dafür aber auch nichts von seinen sonstigen einzelnen Schönheiten. Es mochte sich ansehen, wie man ein Märchen erzählen hört. Die Personen sind nicht übel gehalten, und die gelehrte Teodor nimmt sich ganz gut aus.

El anzuelo de Fenisa.

Man muß annehmen, oder vielmehr es geht aus allen Lustspielen Lope de Vegas hervor, daß Gewinnsucht in den rohesten Formen das Charakteristische der Weiber seiner Zeit war, nicht bloß der absolut liederlichen; dieser letzteren also um so mehr. Hier ist nun eine solche Buhlerin Fenisa, die in Palermo ihre Angel auswirft und sich ein hübsches Sümmchen erangelt hat. Ein junger Kaufmann aus Valencia, Namens Lucindo, begleitet von seinem Diener Tristan, ist mit einem reichbeladenen Schiffe angekommen und stößt im Hafen auf die dort nach Beute ausgehende Sirene. Trotz der Warnungen seines Dieners beißt er sogleich an den Köder, und es ist recht hübsch, wie er, zufolge dieser Warnungen, Geld, Kette, alles, was er Wertvolles hat, an den Diener abgibt und nun glaubt, ohne Gefahr ihr in ihre Wohnung folgen zu können. Fenisa, die das bemerkt, richtet sogleich danach die Lockspeise. Statt Geld zu fordern, gibt sie ihm kleine Beträge, beschenkt ihn mit Hemden, und Lucindo findet sich glücklich, nur um seiner selbst geliebt zu werden und aller Gefahr entronnen zu sein. Es soll aber bald anders kommen. Fenisa erhält einen Brief mit der Nachricht, daß ihr Bruder wegen 2000 Dukaten in Gefahr des Todes sei. Sie ist in Verzweiflung, kein bares Geld zu haben, erklärt sich aber bereit, Schmuck und Geschmeide für ein Darlehen zu verpfänden. Lucindo hat aber schon so angebissen und hält sich seiner Sache für so sicher, daß er das Geld ohne Pfand und Schrift hergibt. Kaum aber hat er das Geld gegeben,

als er verspottet und abgewiesen wird, ja man stellt sogar den Empfang des Darlehens in Abrede. Mit Verwünschungen kehrt er nach Valencia zurück. Neben diesen Ereignissen spinnt sich aber eine zweite Intrige fort. Unter den Anbetern Fenisas befindet sich auch ein Sevillaner Albano, der eine Geliebte, Dinarda, zu Hause zurückgelassen hat. Diese folgt ihm in Männerkleidern, und Fenisa hat das Unglück, sich in diesen weiblichen Mann zu verlieben, der, um sich vor den Zudringlichkeiten seiner Reisegefährten zu retten, die in ihm das Weib ahnen, ihr entgegenkommt und sogar die Aussicht auf eine Heirat als Köder braucht. Der Valencianer kann indes den Verlust seines Geldes nicht verschmerzen. Er kehrt nach Palermo zurück, deponiert im Zollamte unter der Scheinangabe als weiche Waren, mit unbedeutenden Gegenständen gefüllte Kisten und begibt sich, wie ein von der alten Liebe noch Gefesselter zu Fenisa, die von seiner Ankunft und der reichen Ladung bereits Nachricht erhalten hat. Sie empfängt ihn auch mit der alten Zärtlichkeit, und da sie findet, daß seine Waren mit doppeltem Gewinn in späterer Zeit verkauft werden können, erbietet sie sich, jemand zu finden, der ihm gegen zwanzig Prozent 3000 Dukaten vorstrecken wolle. Sie gibt aber das Geld aus ihrem Eigenen und empfängt dafür als Pfand die Schlüssel des zollamtlichen Verschlusses. Der Valencianer hat kaum das Geld empfangen, das er als sein eigenes samt Zinsen betrachtet, als er wieder nach Hause segelt. Da sich nun auch Dinarda als Weib zu erkennen gibt, so ist die Buhlerin vielfach betrogen: um ihr Geld, um den Bräutigam und um die Geschenke, die sie in der Freude ihres Herzens aus Anlaß der Heirat an mehrere gegeben hat.

Die Unbefangenheit von Lope de Vegas Geiste gibt sich auch in diesem Stücke kund. Ein spanischer Hauptmann Osorio und mehrere spanische Soldaten lassen sich geradezu als Schreckmittel im Dienste der Buhlerin gebrauchen. Unter den Eigenschaften der Spanier wird geradezu die Prahlerei als charakteristisch aufgeführt. Ja einmal werden sie als albern bezeichnet, da das Gold ihrer neuen Welt mehr den übrigen Nationen, als ihnen selbst, zugute komme. Übrigens das Ganze roh und wenig bedeutend.

El mas galan Portugues, duque de Verganza.

Das jedenfalls nicht große Verdienst dieses Stückes besteht mehr in der Haltung der Personen, als in der Ausbildung und Bedeutsamkeit der Handlung. Der erste Akt hängt nach Lope de Vegas übler Gewohnheit mehr in Weise einer Vorbegebenheit mit dem Reste des Stückes zusammen, als daß darin der Keim und die Bedingung des Späteren enthalten wäre. Der Groß-Prior von San Juan, auf einer Geschäftsreise in Portugal und von dem Herzoge von Verganza gastfreundlich aufgenommen, läßt, nicht ohne Absicht, unter dem Kopfkissen seines Bettes das Porträt seiner Schwester Mayor zurück. Der Herzog verliebt sich auch nach Wunsch in das Bildnis und sucht den Gegenstand selbst in Kastilien auf. Nun haben zwar die zwei andern Brüder Mayors ihre Schwester dem Almirante von Aragonien zur Ehe versprochen, die Sache wird aber rückgängig gemacht, und der Herzog von Verganza (Braganza?) erhält die Hand seiner phantastisch Geliebten. Man könnte nun allenfalls annehmen, daß die Unglücksfälle des eigentlichen Stückes eine Art Strafe dieses Wortbruches in sich schlössen. Aber einerseits fällt es niemandem im Stücke ein, sich jenes Wortbruches nur noch zu erinnern, andererseits träfe die Strafe gerade diejenigen, die sich keines Treubruches schuldig gemacht haben, das Ehepaar nämlich; auch wäre die Strafe weder durch die Gleichheit des Übels, noch als Fortwirkung eines schuldbaren Charakterzuges mit der Verschuldung in einen kausalen Zusammenhang gebracht. Überhaupt muß man derlei weit hergeholte Deutungen bei Lope de Vega nicht suchen, und ich schäme mich, bei seinen leichtblütigen Hervorbringungen auf derlei deutsche Grübeleien auch nur zu denken. Übrigens ist es da und mag für die Spekulanten den ersten Akt mit dem folgenden verbinden.

Das Glück der Ehe wird durch eine Lisarda gestört, die, von ihrem niederträchtigen Geliebten verlassen, ja mit dem Tode bedroht, in Männerkleidern als Page in des Herzogs Dienste tritt. Man muß annehmen, daß die Herzogin durch den spezifischen Geruch, den Lope de Vega bei einer andern Gelegenheit, den beiden Geschlechtern zuschreibt, eine dunkle Vorstellung von der weiblichen Natur ihres Pagen erhalten habe, denn ihre Vertraulichkeit geht so weit, daß die Eifersucht des Herzogs halb und halb als gerechtfertigt erscheint. Die verhaltene Wut kommt endlich zum Ausbruch und während der Herzog mit gezogenem Schwerte fruchtlos den Pagen verfolgt, entflieht die Herzogin an den Hof des Königs von Portugal. Ein Gericht wird angeordnet, die Verwandten der Herzogin kommen aus Kastilien herbei, es erfolgt eine Aufforderung, aber die Enthüllung von Lisardas weiblichem Geschlecht bringt alles ins gleiche und das Stück zu Ende. Die Spanier nämlich, so haarspaltend in bezug auf die männliche Ehre, kannten für die weibliche keine andere Verletzung, als die höchst körperliche. Sogar Lisarda heiratet zuletzt, wahrscheinlich auch zur Herstellung ihrer Ehre, ihren niederträchtigen Geliebten.

Wenn die Handlung nicht viel sagen will, so sind doch mehrere der Figuren des Stückes recht gut. Wie der Herzog von Verganza zu dem Beinamen el mas galan Portugues kommt, begreift man nicht wohl. Darin eine satirische Anspielung zu suchen, verbietet die allem Verstecken fremde Natur Lope de Vegas. Besser die Brüder Donna Mayors. Die innige Liebe des Groß-Priors zu seiner Schwester zeigt sich

auf eine einfache sinnliche Art, indem er in dem Gespräch mit ihr immer ihren Vornamen Mayor im Munde führt, obgleich der wunderliche Name Mayor etwa Lope de Vega selber gefallen haben mag. Mayor ist ein vollkommenes Weib im spanischen Sinn. Gehorsam ihren Brüdern, wird sie durch das Lob, das der Groß-Prior dem Herzog von Berganza spendet, aufmerksam gemacht und erkundigt sich um seinen Wuchs und seine sonstigen Eigenschaften, wo sie denn, obgleich die Braut eines andern, bis zur Äußerung geht: Glücklich, die ihn bekommt! In der Eifersuchtsszene mit dem Herzoge wird ihre Gestalt auf einmal wirklich und lebendig, indem sie sich, mit dem Tode bedroht, trotz ihrer Furcht, doch nicht enthalten kann, ihrem Gatten zu sagen: ihre Brüder seien mehr wert, als er. Ebenso der König von Portugal, wenn er gegen den Schluß die Zeugen verhört und, obwohl ihm um die Wahrheit zu tun ist und er von der Unschuld der Herzogin überzeugt ist, er doch die Diener des Herzogs, die zu ihren Gunsten zeugen, hart anläßt und barsch behandelt, weil ihm zugleich leid tut, den Herzog verurteilen zu müssen, und er wohl auch einen Widerwillen empfindet, derlei niederes Volk gegenüber seinem Freund und Verwandten zu Wort kommen zu lassen. In solchen Naturzügen ist Lope de Vega unerreicht.

NB. Am Ende mag doch das gebrochene Wort den versteckten Zusammenhang des Ganzen ausmachen. Durchaus fehlerhaft. Denn, obgleich das Begriffsmäßige der Tod der Poesie ist, so muß doch der geistige Zusammenhang schon im Eindruck liegen, und nicht erst hinterher herausgeklügelt werden.

El Amete de Toledo.

Ein abscheuliches und, in seiner Art, wieder vortreffliches Stück. Dem Ganzen ist zugrunde gelegt, daß die Mauren den Johann den Täufer der Christen ebenso hoch halten, als diese. Der Anfang spielt daher auch in der Johannisnacht. Nachdem Don Juan Castelvi, ein Maltheser (deren Schutzpatron Johann der Täufer ist), von seiner Geliebten in Valencia Abschied genommen, weil er zu einem Kreuzzuge einberufen worden ist, werden wir nach Oran versetzt, wo eine Gesellschaft von Mauren dieselbe Nacht feiert. Eine Art Wahrsagerin läßt jedem in einem geheimnisvollen Buche sein künftiges Schicksal in Zeichen ausgedrückt lesen. Hamet, der sich mit seiner Geliebten Argelina unter ihnen befindet, sieht auf seinem Blatte einen Galgen, Feuer, Ketten und eine Menge Johannis-kreuze, die gegen Himmel steigen. Die Wahrsagerin macht ihn glauben, er werde viele Sklaven von den Maltesern erbeuten. Zugleich kommt die Meldung, daß ein reiches Christenschiff im Angesicht der Küste sei, und er macht sich, von seiner Geliebten begleitet, auf, um es zu kapern. Statt dessen stößt er auf Maltheser Galeeren und wird selbst gefangen. Don Juan de Castelvi sendet durch seinen Diener Beltran das maurische Liebespaar nach Valencia, der Gebieterin seines Herzens zum Geschenke. Diese, Unordnung im Hause besorgend, behält die Maurin, läßt aber den Mauren weiter verkaufen. Erste Verzweiflung, von seiner Geliebten getrennt zu sein. Er wird von einem Don Martin erhandelt, dem er sich aber bald furchtbar macht durch seine ungeheure Körperstärke, indem er im Ringen jeden Gegner besiegt, einen entkommenen Stier bei den Hörnern festhält. Endlich, als er, während sein Herr schläft, dessen Schwert aus der Scheide zieht, vorderhand noch ohne böse Absicht, fühlt sich dieser veranlaßt, ihn auch seinerseits zu verkaufen. So kommt er nach Toledo ins Haus eines Don Gaspar de Suarez, der nur kurz erst seine Muhme geheiratet und mit ihr in einer wahren Taubenehe lebt. Nichts ist lieblicher, als die Art, wie sie ihre Empfindungen austauschen, und ihr Verhältnis erhält einen eigentümlichen Anstrich dadurch, daß in das Eheband auch das Band der Verwandtschaft mit hineinspielt. Auch hier macht der Sklave keinen guten Eindruck auf die Frau, indes der Mann sich der ungeheuren Körperkraft und Tüchtigkeit Hamets erfreut. Auch Beltran, der Diener des Maltheser Don Juan, nimmt Dienste in demselben Hause, da er das für den Sklaven gelöste Geld verspielt hat und sich daher nicht mehr zu seinem Herrn zurückgetraut. Hamets edle Natur hat sich durch so viele Unglücksfälle auf die wildeste Art verhärtet. Er mißhandelt eine Magd des Hauses und nimmt ihr ihr Essen weg. Der Hausherr, darüber erzürnt, straft ihn mit Stockschlägen. Nun ist das Maß voll. Ein edler Maure auf die verächtlichste Art behandelt. Er sinnt Rache. Während Don Gaspar nach Wache geht, um den Sklaven zu binden, schließt dieser das Haustor. Während man das Tor einbrechen will, hört man von innen die Stimme der zurückgebliebenen Hausfrau und ihre Magd, um Hilfe rufend. Das Tor wird gesprengt, und Donna Leonor liegt in ihrem Blute. Hamet entkommt, nachdem er vorher den spitzbübischen Beltran schwer verwundet hat. Er durchschwimmt den Tajo und entgeht dadurch der Verfolgung. Auf dem Wege tötet er einen Müller, der ihn erkennt. Er kommt zu ganz fremden Landleuten, hält aber ihre ganz unbefangenen Reden für Anspielungen auf ihn und seine Tat, und tötet und verwundet auch hier, wer ihm vorkommt, so daß des Guten doch eigentlich zu viel wird, bis endlich ein Alkalde mit Begleitung, worunter ein Fechtmeister, seiner Herr wird, und ihn, schwer verwundet, einfängt. Seine Strafe soll nun natürlich eine außerordentliche sein. Mit Zangen gezwickt, gebrannt, die Hände und Füße abgehauen und so an den Galgen geheftet. Das alles geschieht nicht ansichtlich, aber man sieht ihn noch lebend, in diesem entsetzlichen Zustande. Ein Mönch versucht alles mögliche, ihn zum

Christenglauben zu bewegen, er verharrt aber im verstockten Stillschweigen. Nachdem die Vorstellung von Gott, Christus, den Aposteln fruchtlos gewesen, fordert er ihn endlich im Namen Johann des Täufers auf. Da bricht der Maure sein Schweigen, begehrt die Taufe und will Johannes geheißen werden. Er wird getauft und stirbt, indem er Jesus, Maria und Johann den Täufer anruft.

Dieses, wie gesagt, greuliche Zeug, wird durch die lebensvolle Individualisierung aller, selbst der Nebenpersonen, zu einer Art künstlerischen Geltung gebracht. Das fromme Ehepaar, der leichtfertige Beltran, ja selbst die Bäuerinnen, die in ihrem Sonntagsstaat zur Hinrichtung, wie zu einem Feste gehen, das alles lebt und bewegt sich. Ja selbst eine Art Vergeltung geht durch das ganze Stück: Hamet, der der Wahrsagerin zu seinem Schaden glaubte. Der untreue Beltran, der schwer verwundet wird und bei der Hinrichtung mit verbundenem Kopfe erscheint. Ja selbst über Don Gaspar und seiner Gattin dürfte vielleicht ein leiser Tadel schweben, daß sie als Nahverwandte eine Ehe eingegangen haben. Lope de Vega erwähnt derlei nicht, aber die Dinge sind da und erweisen sich selbst. Warum denn sonst hätte er sie zu Vetter und Muhme gemacht?

Don Juan Castelvi, der das Stück eröffnet, verschwindet im Verfolge, indes es doch leicht war, ihn, allenfalls bei der Zustandebringung des Mörders, noch einmal vor die Augen zu bringen.

NB. Was das Verhältnis von Vetter und Muhme betrifft, so könnte ja sein, daß sie's wirklich waren, da das Stück offenbar auf einer wahren Begebenheit beruht. Man muß mit Deutungen nicht zu freigebig sein.

El ausente en el lugar.

Dies Stück ist ein kleiner Edelstein. Nicht als wäre es als Lustspiel gar so vortrefflich, dazu ist der Inhalt denn doch zu unbedeutend; aber daß dieser Inhalt, aus Schaum und Nichts gebildet, mit der gewandtesten Kunst, oder vielmehr der glücklichsten Natur, sich in volle drei Akte auseinander legt, so daß die Zuseher, wenigstens die damaligen, keinen Augenblick aus dem Zug der Begebenheiten herauskamen, das ist das wahrhaft Meisterliche an diesem artigen kleinen Dinge. Zwei Frauenzimmer, mit ihren Zofen und Ehrendienern (von denen der eine Dichter aus Hunger ist, welche Qualifikation er bis ans Ende bewahrt), machen Bekanntschaft auf dem Wege aus der Kirche. Sie plaudern von allem: von Schönheitsmitteln, von ihren Liebhabern, und die eine, Laurencia, verspricht der andern, Elisa, ihr ihren Liebhaber Feliciano zum Scheine mit einem Briefchen zuzusenden, damit sie dessen Bekanntschaft mache. Feliciano stellt sich ein, findet Wohlgefallen an der Freundin seiner Geliebten, wird aber von Elisas Vater und Bruder überrascht, die durch den Besuch die Ehre ihrer Tochter und Schwester bloßgestellt finden und zur Genugtuung auf eine Heirat dringen. Feliciano, der nicht überflüssigen Mut und eine Beimischung von Eigennutz hat, fügt sich dem Unvermeidlichen und ist nun Elisas Bräutigam. Laurencia, von dem Treulosen selbst in Kenntnis gesetzt, beschließt, echt spanisch sich zu rächen, und läßt Elisas Liebhaber Carlos zu sich bitten, unter dem Vorwande, daß sie ihn, als einen Erfahrenen in der Astrologie, rühmen gehört und sich von ihm wahrsagen lassen wolle. Er erscheint, macht das Kreuz über ihre Hand, küßt dieses Kreuz und somit die Hand, und Wohlgefallen und Nachbegier spielen auch bei ihm ihr natürliches Spiel. Carlos stellt sich an, nach Flandern in den Krieg gehen zu wollen, und begibt sich zu Elisas Vater, um von ihm Wechsel dahin einzuhandeln. Er findet die ganze Familie mit dem Bräutigam Feliciano beisammen. Der Vater muß ihm gestehen, daß seine Vermögenszustände herabgekommen seien, und er keine Verbindungen mit Flandern mehr habe. Unter dem Bilde eines treulos gewordenen Freundes erzählt er das Unglück seiner Liebe, und Elisa ist außer sich. Unterdessen hat aber auch Feliciano seine Treulosigkeit bereut. Da die Kontrakte schon geschlossen sind, nimmt er die Geringfügigkeit der Mitgift zum Vorwande, und begehrt statt der versprochenen 6000 Dukaten 10 000. Er glaubt sich nunmehr schon frei, aber Elisas Bruder Otavio, der die Heirat um so mehr wünscht, als er selbst in Laurencia verliebt ist, erklärt, auf seinen Teil der Erbschaft Verzicht zu leisten, ja Elisa dringt selbst auf die Heirat, da sie ihre Ehre für gefährdet hält, wenn ihr Bräutigam etwa gar in der Meinung der Welt wegen eines entdeckten Fehlers selbst zurückträte. Unterdessen hatte Carlos, der für abwesend gilt, vorgeblich als sein eigener Bedienter, mit Elisa nachts am Fenster eine Zwiesprache gehalten, an deren Schluß er aus der Verstellung herausfällt und Elisas Bild samt ihren Briefen vor ihrem Angesicht zerreißt, was aber nur Spielkarten sind, die ihm sein Bedienter heimlich zugesteckt. Eine sehr komische Szene ist, wie Elisa, des Skandals wegen, Zofe und Diener herabschickt, um die zerrissenen Trümmer aufzulesen, und sie nun nichts als Spielkarten findet.

Feliciano ist in seinem eigenen Netze gefangen, die Bedingung der vermehrten Aussteuer ist erfüllt, und es kommt zur Verlobung, zu der sich unter den übrigen Gästen auch Carlos und Laurencia vermummt einfinden. Hier tritt nun Elisas eigentliche Absicht hervor. Sie wollte nicht von ihrem Bräutigam aufgegeben sein, aber feierlich um ihr Ja befragt, spricht sie ein festes und bestimmtes Nein aus. Daß nun Carlos in seine alten Rechte tritt, versteht sich von selbst, Laurencia aber, statt zu Feliciano zurückzukehren, wählt Elisas Bruder Otavio, wodurch denn natürlich alle Einwendungen gegen seiner Schwester Heirat hinwegfallen.

Das alles ist nicht viel, aber die Ausführung ist im höchsten Grade lebendig und anziehend.

La niña de plata.

Ein bis auf eine einzige Szene sehr gutes Stück, nur leider ist diese einzige schwache die Hauptsize der Handlung. Dorotea, ein wunderschönes, aber armes Mädchen in Sevilla, wegen ihrer Körper- und Geistesvorzüge das Silbermädchen genannt. Don Juan, der Sohn eines Veinticuatro von Sevilla, liebt sie gegen den Willen seines Vaters, der ihn zu einer reichen Heirat zwingen will. Da kommt der König Don Pedro (später der Grausame) mit seinen beiden Brüdern Enrique und dem Meister Santiago in die Stadt. Enrique wird von der Schönheit des Mädchens getroffen, die von ihrem Balkon dem Einzuge zuschaut. Er sieht sie wieder im Alcazar, wohin sie gleich andern Einwohnern von Sevilla als Zuseherin der Feste kommt; ihr Geist bezaubert ihn nicht weniger, als ihre Gestalt, und er beschließt, sie zu besitzen. Unter dem Vorwande eines Pferdehandels, läßt er ihren Bruder Don Felix kommen, und nimmt diesen in seine Dienste. Als erster Versuch einer Annäherung tritt er bei einem Gange durch die Stadt mit dem Könige und dem Ordensmeister bei Dorotea ein, um ein Glas Wasser zu begehren. Don Juan, der eben gegenwärtig war, und sich bei der Ankunft der königlichen Personen versteckt hat, ist Zeuge der Unterredung und bricht nun in eifersüchtige Wut aus, die Doroteen so unbegründet vorkommt, daß sie es als Scherz aufnimmt und in gleichem Tone erwidert, was ihn bis zum Bruch des Verhältnisses aufstachelt, um so mehr, als die drei königlichen Brüder Doroteen Geschenke von Wert zurückgelassen haben.

Im zweiten Akte finden wir den Bruder Doroteens, Don Felix, mit seiner Geliebten Marcela, einer Art Courtisane, die eben eine Wohnung sucht. Don Felix bietet ihr seine eigene an, die Dorotea verlassen will, um sich den Besuchen des Infanten zu entziehen. Der Antrag wird angenommen, und es tritt ein Wohnungstausch ein, welcher die Verwickelung des Stückes bildet. Don Juan, noch ganz aufgebracht, erhält einen Brief von Dorotea, begleitet von einem Kästchen, von dem er glaubt, daß sie ihm seine früheren Geschenke zurücksende, in dem sich aber bei der Eröffnung die Gaben der drei Prinzen befinden, mit einem Sonett, das Liebe und Unterwürfigkeit zugleich ausdrückt. Schon ist er überwunden, als sein Diener ihm anzeigt, daß in Doroteas Wohnung kostbares Hausgeräte geschafft werde, was er, der von dem Wohnungstausche nichts weiß, für Geschenke des Infanten nimmt, indes es nichts als die Einrichtung der neuen Mieterin Marcela ist. Aber auch der König, der sieht, daß die Leidenschaft an der Gesundheit, ja dem Leben seines Bruders zehrt, schickt einen Kämmerer in das Haus Doroteas, um sie durch Gold zu bewegen, dem Infanten zu Willen zu sein, welche Botschaft natürlich an die neue Bewohnerin Marcela gelangt, der es auf eine solche Willfährigkeit nicht sehr ankommt. Zugleich aber sendet er einen maurischen Arzt und Sterndeuter, der eben angekommen ist, zu seinem Bruder, um ihm auch ärztlich beizustehen. Don Juan ist mittlerweile Zeuge, wie Marcela, die er, als aus deren Hause kommend für Dorotea halten muß, dem Abgesandten des Königs Folge leistet. Er beschließt, sich zu rächen und seine Liebe Marcela zuzuwenden. Er tritt unter ihren Balkon, und spricht, statt ihrer, Doroteen an, der er auch mittelst eines herabgelassenen Bandes die an ihn gelangten Gaben des Infanten als Liebespfand zusendet.

Nun kommt eine der Großartigkeiten Lope de Vegas. Der maurische Arzt hat sich nicht auf Arzneien beschränkt, sondern er gibt dem Infanten auch ein Papier, das eine Prophezeiung seiner ganzen Zukunft in astrologischer Bestimmung enthält. Zuerst sagt er ihm, er werde seiner Liebe nicht teilhaftig werden, dann aber auch: der König werde des Infanten Mutter und Bruder töten, selbst aber von Enrique getötet werden, und darauf dieser als König in Spanien regieren, was alles dem Infanten unglaublich vorkommt, um so mehr, als eben Dorotea angesagt wird, und die Falschheit des ersten Punktes der Prophezeiung die Richtigkeit der übrigen nur zu sehr in Zweifel stellt. Als aber die vorgebliche Dorotea eingeführt wird, ist es Marcela, die der Prinz mit Verachtung von sich weist. Da der Prinz nun seine Liebe nicht genießt, so schwebt die wahr gewordene Prophezeiung wie ein großartiger Hintergrund über dem Rest des Stückes, und knüpft die Gegenwart an eine Ferne, die in der Brust jedes Spaniers vaterländische Empfindungen anregen mußte.

Hierauf gewinnt der Prinz die Tante Doroteas mit Geld, die ihm die Schlüssel des Hauses einhändigt. Er begibt sich zu Nacht in Doroteas Schlafzimmer, wo wir sie halb entkleidet im Nachtgewande mit ihm finden. Sie beschwört ihn jedoch, sie zu schonen, erzählt ihm ihre Liebe zu Don Juan, sowie die Hindernisse dieser Liebe durch den Geiz des Vaters, und der Prinz — verschont sie. Diese Szene ist schwach, nicht allein dem Ausdrucke nach, sondern auch, weil der Prinz nichts erfährt, als was er ohnehin schon wußte: daß Dorotea tugendhaft ist und daß sie — was er sich wohl denken konnte — schon einen andern Liebhaber hat. Nichtsdestoweniger liegt darin die Entwickelung des Stückes. Der Prinz beschließt, das tugendhafte Mädchen glücklich zu machen. Er gibt ihr eine Aussteuer, versichert dem Veinticuatro ein Ordenskreuz von Santiago, und dieser ist bereit, die Heirat Doroteas mit seinem Sohne zuzugeben. Don Juan aber, der von dem nächtlichen Besuch des Prinzen Kunde bekommen hat, sieht darin nur seine Schande und schlägt Doroteas Hand

aus. Das Ehrenwort des Prinzen, daß er sie nicht berührt, gleicht zuletzt alles aus, und das Paar wird vereinigt. Auch Don Felix erhält die Hand seiner mehr als zweideutigen Geliebten Marcela. Aber so will es die spanische Theatersitte: auf jedem Topf ein Deckel.

In diesem Stücke kommt auch das berühmt gewordene Sonett vor, das der Bediente Chacon vorbringt: Un soneto me manda hacer Violante, dessen ganzer Inhalt nichts ist, als der Versuch, ein Sonett zu machen, und das Gelingen von Vers zu Vers.

Del mal lo menos.

Ein völlig plausibles Stück. Die ersten beiden Akte als gut an sich, und der dritte, wo eigentlich der Hauptknotenpunkt schon gelöst ist, durch die wunderbare Gabe Lope de Vegas, die Handlung zu entwickeln und zu gliedern, überall natürliche Motive zu finden und so selbst Neben- und Ausfüllszenen ein Interesse zu geben. Ein spanischer Ritter, Don Juan de Mendoza, hat sich einer Ehrensache wegen nach Neapel geflüchtet und ist dort, seines persönlichen Wertes wegen und als der natürliche Sohn eines vornehmen Mannes, gut aufgenommen worden. Er verliebt sich dort in die Muhme des Königs, Cassandra, die bereits an den König von Dänemark versprochen ist, und findet Erwiderung. Seine Lage macht ihn einer Unterstützung bedürftig; Cassandra beschließt, sie ihm zu verschaffen, und wendet sich deshalb an die Königin um ihre Fürsprache. Vortrefflich ist die Szene, in der sie dies tut. Die Königin sagt beim ersten Worte schon Gewährung zu, sie fährt aber demungeachtet immer fort, Gründe anzuführen, und nachdem ihr die Königin schon zehnmal ja gesagt, ist sie noch immer nicht müde, sie zu bestürmen. Jeder andere würde der Königin anfangs Weigerungen in den Mund gelegt haben, um der Szene Mannigfaltigkeit zu geben, aber diese Mannigfaltigkeit in der Wiederholung zu finden, in dem Immerwiederaussprechen des einzigen Gedankens, der die Bittwerbende beherrscht, beurkundet den Meister. Die Königin bringt die Bitte an ihren Gemahl, der auch dem Spanier auf der Stelle einen Gnadengehalt bewilligt, obwohl ihm der Eifer seiner Gemahlin bei dieser Fürsprache unangenehm aufgefallen ist. Die aufquellende Eifersucht wird verstärkt, als Don Juan bei einem Turnier durch Sinnbild und Sinnspruch auf seinem Schilde zu erkennen gibt, daß er eine hohe Dame liebe, deren Besitz er nie hoffen könne. Don Juan, der das veränderte Betragen des Königs merkt und keine Ahnung von seinem eigentlichen Verdacht hat, muß glauben, daß der König in Cassandra verliebt sei. Unterdessen verbreiten die Neider, worunter ein Nebenbuhler Don Juans, ein Kartell seines in Spanien zurückgelassenen Gegners, in dem er ihn zum Zweikampf nach Paris fordert. Cassandra, um ihn von der Reise abzuhalten, wendet sich wieder an die Königin, damit deren Gatte die Ehrensache am spanischen Hofe vermittle. Die Königin läßt sich wieder bereit finden, und nun ist für den König kein Zweifel mehr. Er beschließt, Don Juan aus der Welt zu schaffen.

Unterdessen kommt der Connetable des Königs von Dänemark an, um die Braut seines Herrn abzuholen. Cassandra weiß kein Mittel, als eine Krankheit vorzugeben, wobei der Lakai des Spaniers Monçon als verkleideter Chirurg ihr zur Ader läßt und es an Späßen nicht mangelt. Der König hat sich auf die Jagd begeben, und mit Don Juan von seinem Gefolge entfernt, will er diesen töten. Da kommt endlich das Geheimnis der Liebe zu Cassandra an den Tag, und so peinlich dies Verhältnis dem König ist, kann er sich doch vor Freude über das Unbegründete seines Verdachtes gegen die Königin kaum fassen. Da übrigens das Verhältnis der Liebenden bei einem nächtlichen Besuche sehr verwickelt geworden ist, so meint er: von Übeln das kleinste, und beschließt, das Paar zu vereinigen, zu welchem Ende er Don Juan zum Almirante, Oberstkämmerer und mehr dergleichen ernennt.

Aber auch der König von Dänemark, der inzwischen angekommen ist, hat einen Brief von Cassandra erhalten, in dem sie ihm ihre Liebe zu einem andern erklärt. Auch er meint: del mal lo menos, und zur Schonung seiner Ehre macht er sich zum Freiwerber für Don Juan, der nun Cassandras Gatte wird.

Dieser Auszug ist, wie alle übrigen, sehr liederlich, da ich die Stücke nicht in einem Zuge lese und am Schlusse viele Nebendinge wieder vergessen habe. Mir ist aber auch nur um die Hauptsache zu tun.

La Varona Castellana.

Der erste Akt prächtig, ganz in der besten chronikalischen Manier Lope de Vegas. Der dritte mag hingehen. Der zweite ist dem Teufel. Die Geschichte der Thronbesteigung Alfons VIII., merkwürdigerweise in einer anderen Version, als sie in einem andern Stücke Lope de Vegas vorkommt. Damit ist die Liebesgeschichte der Varona Castellana, Donna Maria Perez, verflochten, die eigentlich das Schlimme an der Sache ist. Sie erscheint als ein heldenmütiges Mädchen, die von ihren zwei Brüdern aus Besorgnis für ihre Ehre von allen männlichen Besuchern entfernt gehalten wird. Der Infant von Navarra, Don Vela, der gekommen ist, um die Brüder zur Hilfe für den jungen Alfons aufzufordern, dem von seinem Stiefvater, dem Könige von Aragonien, sein Reich vorenthalten wird, gelangt durch Bestechung eines Dieners dazu, sie als Bote verkleidet zu sehen, wo denn eine wechselseitige Neigung entsteht.

Die Brüder, als sie in den Krieg ziehen, nehmen die Schwester, um sie nicht allein zurückzulassen, als Page verkleidet mit sich. Unterdessen haben die Großen von Kastilien beim

Papste es dahin gebracht, daß die Ehe des Königs von Aragonien mit Alfons Mutter wegen naher Verwandtschaft aufgelöst wird, so daß jener, seines Scheinanspruches beraubt, Kastilien aufgeben muß. Sehr schön die Szene, als die Großen Kastiliens ihren jungen König im Gebirge aufsuchen, wo er, mit Herrschergedanken beschäftigt, die Bäume des Waldes, den einen als seinen Kanzler, den andern als einen sonstigen Beamten anspricht, und ihre furchtsamen Meinungen mit seinem eigenen Mute zum Schweigen bringt.

Um die verwitwete Königin wirbt übrigens Don Pedro de Lara nicht unerhört. Don Vela von Navarra glaubt indessen in dem verkleideten Pagen Donna Maria Perez zu erkennen. Sie leugnet geradezu, und um ihn völlig zu desorientieren, begehrt sie von ihm seinen Diener, um sie auf einem verliebten Abenteuer mit einer Dame zu begleiten. Don Vela, der sich auf diese Art seiner Liebe entrückt findet, bewirbt sich gleichfalls um die Hand der Königin.

Nun kommen die Großtaten der Varona Castellana, von denen die erste sehr hart an den Unsinn streift, oder ihn vielmehr völlig erreicht. Es ist ein Löwe seinem Käfig entsprungen, vor dem alles flieht, den aber Donna Maria einfängt und an eine Säule im Palaste festbindet. Über denselben Löwen kommen Don Pedro de Laura und Don Vela in Streit, zufolge dessen sie sich fordern. Donna Maria, unter dem Deckmantel der Nacht, nimmt die Stelle Don Velas ein und besiegt den Gegner desselben im Zweikampfe. Da indessen der König von Aragonien ins Land gefallen ist, sieht sie die Schlacht mit, trifft einzeln auf den König, besiegt ihn und bringt ihn gefangen ins Lager. Da sich nun alles aufklärt, kehrt auch Don Vela zu seiner Liebe zurück und wird Donna Marias Gatte.

El favor agradecido.

Sehr gut der Zug in der Nachtszene, wo der furchtsame Gracioso, der beim ersten Zusammentreffen der beiden Nebenbuhler, deren einer sein Herr ist, die Flucht genommen hatte, das zweite Mal, nachdem er sich gewaltsam in Zorn gesetzt hat, kaum zurückzuhalten ist, dreinzuschlagen, obgleich ihm sein Herr begreiflich macht, daß es gar nicht mehr not tue. Derlei Meisterzüge bei Lope sehr häufig.

Übrigens die Geschichte jener Königin (aus der Hecatomiti glaub' ich), deren Liebhaber von einem Nebenbuhler getötet wird und die ihre Hand jenem verspricht, der ihr den Mörder liefere. Da stellt sich dieser selbst und fordert den Preis, der ihm auch zuteil wird.

Ich habe das Stück beim Lesen so mit eigenen Gedanken vermischt, daß ich nicht weiß, ob es gut ist, oder nicht.

Mas pueden zelos que amor.

Wenn damals die Verwickelung neu war, daß eine verlassene Geliebte, oder vielmehr eine, die erst dadurch verliebt wird, daß ihr Geliebter eine andere heiraten will, ihm nachreist und in Männerkleidern die neue Braut in sich verliebt macht, so daß diese sie heiraten will, so mag das Stück interessiert haben. Sonst ist nicht viel Gutes daran, als die Liebe, die erst durch die Eifersucht entsteht, und wie gleich anfangs ihre Entstehung geschildert wird. Nicht viel Natur, keine guten Späße, sonst Hauptvorzüge Lope de Vegas. Scheint auch in späterer Zeit geschrieben, wo schon Calderon die langen Reden und ihre blumigen Ausschmückungen in Mode gebracht hatte.

La boda entre dos maridos.

Die aufopfernde Freundschaft zweier jungen Leute, des Spaniers Lauro und eines Franzosen Febo. Die wechselseitige Empfindung, bis auf eine gar zu große Spitzfindigkeit mit dem: Ineinanderleben und eins im andern sein und zu häufiger Wortspiele mit dem Namen Phöbus als Sonne, ganz gut gehalten. Lauro ist in eine Fabia verliebt. Teils um dem Freunde seine Geliebte sehen zu machen, und wohl auch, weil er ihm ihre jüngere Schwester Celia zudenkt, nimmt er ihn bei einer seiner heimlichen Zusammenkünfte mit, wobei aber Febo das Unglück hat, sich heftig in Fabia zu verlieben, ohne jedoch seinem Freunde etwas davon merken zu lassen. Die Zusammenkünfte werden ruchbar und führen eine Verlobung Lauros mit Fabia herbei. Nun erkrankt Febo plötzlich mit allen Zeichen der Geistesverwirrung. Lauro wendet vergebens alle Mittel an, um die Ursache dieser Schwermut zu ergründen. Erst als er sich selbst den Dolch auf die Brust setzt und sich zu ermorden droht, gesteht Febo seine Liebe. So sehr er nun selbst verliebt ist, beschließt er doch ohne Zaudern, die Braut dem Freunde abzutreten, dessen Leidenschaft stärker sein muß, da sie ihn krank gemacht hat.

Er schützt eine notwendige Reise vor und gibt seinem Freunde eine falsche Vollmacht (?) (un fingido poder), sich in seinem Namen mit Fabia trauen zu lassen, und als die Nacht kommt, schwärzt er ihn in das Brautgemach ein.

Aus Furcht vor den Verwandten der Neuvermählten entflieht Febo mit Fabia und ihrer Schwester nach Frankreich. Dagegen fällt Lauro in ihre Hände. Er verliert Hab und Gut und muß als Bettler gleichfalls nach Frankreich fliehen. Auf dem Wege fällt er Räubern in die Hände und kommt, von Mangel und Hunger erschöpft, in Paris an, wo er auf öffentlicher Straße seinen Freund Febo um Almosen anspricht, der ihn mit einem Gott helf! abfertigt. Nun glaubt er sich von ihm verraten, nimmt selbst einen im Walde begangenen Totschlag auf sich, um zu sterben. Febo hat ihn aber nicht er-

kannt, als er ihn abwies, und da Lauro nun als Mörder vor den Prevot von Paris gebracht wird, nimmt er den Totschlag auf sich, und so streiten sie an Großmut, bis endlich ein anderer Spanier Andronio, ein früherer Liebhaber Fabias, gesteht, den Verblichenen im Zweikampfe getötet zu haben, alles sich aufklärt und bei der Schlußverheiratung sämtlicher Weiber, Lauro die jüngere Schwester Fabias, die bis dahin unbeachtete Celia, erhält. Gegen das Ende hebt sich das Stück etwas, das sonst ziemlich unbedeutend verläuft.

Don Lope de Cordona.

Da sind denn die wunderlichsten Begebenheiten zusammengewürfelt. Ich habe eben eine Geschichte des spanischen Theaters von Schack gelesen. Der preist an Lope de Vega vor allem den Reichtum seiner Erfindungen. Nun bin ich ein großer Verehrer der Erfindungsgabe und Lope de Vegas. Wo diese Gabe sich aber im Zusammenstellen des Absurdesten oder im bloßen Umstellen vielfach sich wiederholender Bestandteile zeigt, da kann ich keine große Achtung dafür haben. Lopes Verdienst liegt nicht im Herbeiführen der Situationen und Ereignisse, sondern in der naturwahren und poetischen Behandlung der unberechtigt und ungerechtfertigt herbeigeführten. Aber auch letzteres findet in dem vorliegenden Stücke nicht Platz. Die Ereignisse wären kaum für ein Melodram gut genug, und die Ausführung ist oberflächlich und gemacht. Höchstens wird er ein wenig warm in der Szene, wo Don Lope de Cordona seine totgeglaubte Frau in Soldatenkleidern wieder findet und ihn die Ähnlichkeit zu Liebesäußerungen hinreißt, die der vermeinte Kriegsmann, wie natürlich, sehr unschicklich findet, was denn mitten in der Verzweiflung einen halb komischen Effekt macht, auf den wahrscheinlich auch gerechnet war. Der Stoff ist offenbar aus einer Romanze genommen, in die sich der Dichter auch an einer Stelle verirrt im zweiten Akte nämlich, wo der König befohlen hat, auf den Helden des Stückes zu schießen, wenn er sich der Stadt nähere. Da sagt denn der Königssohn Don Pedro: „Der König befahl, daß man auf ihn schieße, er aber *sprach* in folgender Weise," und nun fängt Don Lope an, zu sprechen, wie jener angibt, daß er bereits gesprochen *habe*, in der Romanze nämlich. Der Inhalt ist ein buntes Gemenge von Untertanentreue und Undank der Könige. Der Kronprinz verliebt sich, unerhört, in Don Lopes Gattin. Als letzterer den Krieg zwischen Sizilien und Aragonien durch einen Zweikampf entscheiden will, stellt man ihm, in der Rüstung des Kronprinzen, seinen eigenen Vater entgegen, den man zu diesem Ende aus dem Gefängnis geholt hat. Damit es auch an Eifersucht nicht fehle, fällt Don Lope ein Brief seiner erprobten Gattin in die Hände, den diese im Namen der verliebten Prinzessin von Sizilien an den Kronprinzen von Aragonien geschrieben hat, wo denn Don Lope nicht einen Augenblick ansteht, sie für untreu zu halten, und was denn der eigentlichen Albernheiten mehr sind. Man hat eine geringe Meinung von den Vorzügen eines Schriftstellers, wenn man auch seine Fehler für Vorzüge ausgeben will.

Der Verfasser jener Geschichte des spanischen Theaters ist ein übriggebliebener Romantiker. Die Romantik nicht im Sinne der heutigen Kunstrichter genommen, wo sie eines und dasselbe mit der Poesie ist, die sie verbannen wollen, sondern im Sinne jener Nebler und Schwebler zu Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Diesen Leuten ist der Unverstand ein notwendiges Ingrediens jeder Poesie, weil ihnen der Verstand prosaisch scheint. Sie befinden sich mit einem Lieblingsautor aus alter Zeit in der Lage eines Erwachsenen gegenüber einem reichbegabten Kinde, das sie bewundern und dem sie sich sogleich überlegen fühlen, was denn ein Fest für die Kunstliebe und für die Eitelkeit zugleich ist. Ja selbst für die Bewunderer Shakespeares liegt der Hauptgenuß darin, daß sie Dinge aus ihrem Eigenen hineinlegen können, von denen sich die übrigen Menschen nichts träumen lassen.

D. Beltran de Aragon.

Hat mir nicht den Eindruck der übrigen Lopeschen Schauspiele gemacht. Im ersten Akt eine Intrige mit einem verschenkten, durch vier Hände gehenden Ring, die gar keinen Einfluß aufs Ganze nimmt. Im übrigen Don Beltran, der einen armen Edelmann, Don Juan Abarca, in Schutz nimmt und in den Dienst des Kronprinzen, nachmaligen Königs, bringt, in dessen Gunst er immer steigt, während der Günstling Don Beltran, durch Neider verleumdet (denen der König, wie alle Lopeschen Könige, ohne Umstände glaubt), dessen Vertrauen verliert und, endlich verbannt, aller seiner Güter beraubt wird. Selbst Don Juan, der treu an dem Verbannten gehalten, fällt endlich von ihm ab, da er glauben muß, daß er seine, Don Juans Schwester, die, vom Hörensagen in ihn verliebt, ihm in Pagenkleidern unerkannt dient, verführt und entehrt habe. Don Beltran, von Don Juan aufgefordert, kehrt an den Hof zurück, wird gefangen, zum Tode verurteilt. Don Juan, obgleich sich von ihm verraten glaubend, erbietet sich, für ihn im Zweikampf zu streiten. Die allseitige Unschuld wird entdeckt, die notwendigen Heiraten werden geschlossen usw.

Das Beste der dritte Akt, nebst dem Schluß des zweiten, wo Don Beltran im großartigen Sichgehenlassen des Unglücks seine beiden Begleiter, den mädchenhaften Pagen und den tölpischen Bedienten, als Ratgeber befragt, ob er an den Hof zurückgehen soll oder nicht, und ihrer Meinung wie einer Vorbestimmung folgt.

La noche Toledana.

Lisena, von ihrem Liebhaber aus Eifersucht verlassen, verdingt sich, in der Hoffnung, ihm auf die Spur zu kommen, als Kellnerin in einem Wirtshause in Toledo. Der Ungetreue kommt wirklich, verliebt sich aber in eine zum selben Wirtshaus gelangte Fremde, Gherarda, der bald auch ihr Bräutigam, Fimo, nachfolgt. Zwei toledanische Ritter, ein abgeschmackter Hauptmann mit seinem nichtsnutzigen Fähnrich, vermehren die Gesellschaft und machen teils jener Gherarda, teils ihrer Freundin Lucrezia, die meisten aber der verschmitzten Kellnerin den Hof. Letztere verspricht den einen Gelegenheit zu machen, den andern ihren eigenen Besuch für die Nacht und weiß die Verliebten so in die Zimmer zu verteilen, daß Gherarda mit ihrem Bräutigam, der Hauptmann mit dem Fähnrich, ebenso die Toledaner miteinander, sie selbst aber mit ihrem Flüchtling Florencio zusammenkommt, wo denn, da der Vollzug der Ehen im Dunkeln vorangegangen, dem förmlichen Abschluß derselben nichts weiter im Wege steht. Gute Figuren der Hauptmann und Florencios Freund Beltran, ein lustiger Genußmensch. Die Attrappen im letzten Akt etwas unbeholfen, aber ergötzlich. Besonders die Flucht Florencios und Beltrans über die Dächer, da sie sich von Gerichtsdienern verfolgt glauben, dafür aber ihnen gerade in die Hände fallen. Ebenso der Schluß, wo aus allen Zimmertüren des Wirtshauses wie aus einer Arche die unreinen Tiere, herausgenötigt werden. Übrigens muß das Schamgefühl der Schauspielerinnen nicht groß gewesen sein, wenn sie über sich gewinnen konnten, auf die Szene zu treten, nachdem dem Publikum bekannt geworden, daß sie eben nur „genossen" worden seien.

El triumfo de la humildad y sobervia abatida.

Die Geschichte von zwei Brüdern, Herzogen und später Königen von Albanien. Der ältere hochmütig, der jüngere demütig. Der ältere mißhandelt den andern auf jede Art, nimmt ihm sogar seine Braut weg, was dieser sich ergebenst gefallen läßt. Da kommt Isbella, die Tochter des gefangenen und gleichfalls mißhandelten Königs von Macedonien, mit einem Heere ins Land. Der stolze Trebacio sieht sich notgedrungen, dem jüngeren Bruder Filipo die Führung des Heeres anzuvertrauen. Isbella wird von Filipo persönlich gefangen, wobei sich die beiden ineinander verlieben. Trebacio aber begehrt, daß ihm Filipo auch diese neue Geliebte abtrete. Da wird es aber den Großen und dem demütigen Filipo zu viel, und sie verjagen in einem Aufstand den Tyrannen. Dieser flüchtet sich zu Kohlenbrennern, kommt in der Folge mit einem Kohlentransport nach Hof, wo ihn niemand kennt, und muß, da bei der Krönung des jüngeren Bruders die Stufen des Throns sich zu hoch vom Boden finden, seinen Rücken als Fußschemel hergeben. Das ist denn die Erniedrigung des Stolzen und die Erhöhung des Demütigen. Es fehlt nicht an einzelnen guten Szenen, z. B. eine rätselhafte Hirtin, Lisena, die in prägnanten Momenten vorübergeht und, sich auf einem Instrumente begleitend, das Lob der Demut und die Verwerflichkeit des Hochmuts singt. Sowie, wenn der gewalttätige Trebacio mit der seinem Bruder geraubten Braut in die Kirche eintreten will, dort eben das Magnifikat angestimmt wird, wo denn die Schlußverse: Deposuit potentes de sede et exaltabit humiles, ihren Eindruck nicht verfehlen. Die Haltung der Personen aber und die Führung der Fabel ist im höchsten Grade roh und willkürlich. Trebacio ist eben nichts als hochmütig, und Filipo die Demut selbst. Die Szene, wo sich Filipo und die stolze Isbella auf dem Kampfplatze verlieben, äußerst oberflächlich und ohne überzeugende Motive abgemacht, höchstens sagt die Prinzessin gleich zum Eingang: buen talle tienes. Lope besitzt durchaus nicht die Gabe Calderons, den abstrakten Gedanken mit Fleisch und Blut zu bekleiden, bei ihm ist nur das Ereignis lebendig. Übrigens die Haltung der früheren Geliebten, Felisarda, deren Wiedererscheinen nach der Vertreibung des Tyrannen jeden Dichter in Verlegenheit gesetzt hätte, ganz mit Lopes sicherem Naturgefühl behandelt. Unter den Personen ist auch eine Art Gracioso, ein Spanier Lope, der seinem Herrn Filipo den Wunsch zu erkennen gibt, sein Chronist zu werden, da es gar zu schwer sei, immer der Menge zu gefallen. Lope de Vegas eigener Wunsch, auf den er in mehreren seiner Komödien anspielt. (Bei Gelegenheit von Schacks Geschichte des spanischen Theaters und der Verbreitung desselben im übrigen Europa, bemerke ich auch, daß zur Zeit Holbergs in Kopenhagen ein deutscher Schauspieldirektor war, der, wie es scheint, Stücke aus oder nach dem Spanischen daselbst darstellte. Siehe Holbergs: Zauberei oder blinder Lärm.)

El amante agradecido.

Die Dankbarkeit dieses Liebhabers Don Juan rührt daher, daß Donna Lucinda, die er in Toledo auf der Straße kennen gelernt, ihm mit Geld aushilft, als er sich in seinem Wirtshause bestohlen findet. Er kann auf diese Art in seine Heimat Sevilla zurückreisen. Aber auch Lucinda ist von ihrem Oheim eben dahin gebracht worden, da um ihretwillen in Toledo ein Duell vorgefallen und in demselben einer ihrer Bewerber getötet worden ist, so daß der Oheim, den ohnehin Geschäfte nach auswärts rufen, sie zugleich vor den Nachforschungen der Gerichte sicher stellen will. Er bringt sie dort, ohne es zu ahnen, in ein höchst verdächtiges Haus, zu einem alten Weib, die nicht viel besser als eine Kupplerin ist. Don Juan, der als Begleiter eines Freundes auf die Spur des frischangekommenen Wildes geht, erkennt seine Geliebte

aus Toledo, und da alle Umstände gegen ihre Ehrbarkeit sprechen, beschließt er, sie auf eine höchst wunderliche Probe zu stellen. Er verkleidet seinen Diener als reichen Indianer, der ihr auf die plumpste Art Anträge macht, und da sie dem Possenreißer widersteht, ist er völlig von ihrer Unschuld überzeugt. Er trägt ihr trotz ihrer Armut seine Hand an, und nun wäre die Komödie eigentlich zu Ende. Da der dritte Akt aber noch nicht die erforderliche Länge hat, werden noch eine Menge Ereignisse angereiht, worunter auch gehört, daß Don Juan seine Braut in das Haus seiner Mutter, sein eigenes, bringt, wo sie aber von seinem Oheim Don Pedro aufs schmählichste ausgewiesen wird. Bei dieser Gelegenheit kommt ein Zug vor, der allein ein ganzes Stück von gewöhnlicher Mache wert ist. Nachdem der Oheim Don Juans ihr alles Erniedrigende gesagt und sie eigentlich zur Türe hinausgeworfen hat, versetzt sie, sich auf ihr reines Verhältnis berufend: „Aber um der Achtung willen, die man einer Frau, bloß darum, weil sie eine ist, schuldig ist, und damit ihr nie das geschehe, was ihr sagt, schickt mich in Begleitung irgend eines Mannes fort, denn ich bin eine rechtschaffene Frau und eine Fremde," worauf Don Pedro einen Diener ruft und ohne Reue oder weitere Reflexion ihm befiehlt: „Führt jene Dame, wohin sie es Euch befehlen wird." Man kann die Ehrenhaftigkeit des Spaniers und die Achtung gegen das Geschlecht nicht prägnanter zeichnen.

Darum wiederhole ich: wenn man Lope de Vega wieder auflegt, muß man keines seiner Stücke weglassen, es ist kaum eines, welches derlei herrliche Züge, oft wo man es am wenigsten sucht, nicht aufzuweisen hätte.

Zuletzt kommt Lucindens Oheim zurück, und es findet sich, daß von ihrem Vater, was weiß ich, wie viel tausend Dukaten aus der neuen Welt für sie angekommen sind, was denn die volle Belohnung des Liebhabers ausmacht.

Überhaupt ist das Stück gar nicht uneben, der erste Akt sogar vortrefflich und auch die übrigen mit Rücksicht auf den höchst einfachen Stoff sehr gut mit allerlei Szenen und Gespräch ausgefüllt.

La octava maravilla.

Tomar, König von Bengalen, will zum Gedächtnis eines erfochtenen Sieges dem Mahomet den größten Tempel erbauen, den es in der Welt gebe. Er läßt sich daher von verschiedenen Architekten Pläne vorlegen, worunter ein Spanier ihm den Abriß des Eskurials zeigt, den der König sofort für das achte Wunder der Welt erklärt. Aber auch sonst begeistert er sich aus den Erzählungen des Baumeisters für Spanien und dessen König Philipp und beschließt, selbst mit einer Flotte dahin zu reisen. Diese Reise beschließt der Vezier und des Königs Schwester, dessen Geliebte, zu benützen, um sich des Thrones zu bemächtigen. Der König leidet Schiffbruch und wird, auf einer Planke schwimmend, auf den kanarischen Inseln von dem Kapitän Don Baltasar aufgefangen und als Sklave zu seinen Verwandten nach Sevilla mitgenommen.

Einer dieser Verwandten, Don Juan, hat seine Schwester Donna Anna einem reichen Indianer zur Ehe versprochen, obwohl diese einen andern liebt. Eben als der Sklave Tomar in Sevilla anlangt, hat jener Indianer, Gerardo, in Erfahrung gebracht, daß seine Braut Donna Anna ein uneheliches Kind sei, und sein Wort zurückgezogen. In den Streitigkeiten, die darüber entstehen, zeigt Tomar seine Tapferkeit und Riesenstärke, ja er verliebt sich bei dieser Gelegenheit in Donna Anna, die sich ihm gleichfalls geneigt erzeigt, um so mehr, als auch ihr früherer Liebhaber, Don Pedro, sich zurückzieht, da er außer der Bastardschaft auch erfährt, daß die Mutter seiner Geliebten noch dazu eine Maurin gewesen sei. Der Bruder Don Juan tötet den Indianer Gerardo im Zweikampf, und die Familie muß nun fliehen. Sie gehen nach Madrid. Der Anblick der Stadt und des Königs Philipp steigert die Begeisterung Tomars für Spanien. Edelsteine, die Tomar aus seinem Lande mitbrachte und die er jetzt verkaufen will, bringen ihn, ja selbst seinen Herrn, in den Verdacht des Diebstahls, und Tomar wird eingekerkert, wo ihn denn die übrigen Gefangenen, da er sich mit einer Dublone freigebig zeigt, zum König des Gefängnisses ausrufen. Der etwas dunkle Schlußvers des zweiten Aktes läßt zweifelhaft, ob er dieses Ereignis, oder die Stadt Madrid für das achte Wunder der Welt erklärt.

Die Gesellschaft kommt wieder nach Sevilla zurück, und hier eröffnet endlich Tomar seinen wahren Stand und wirbt um Donna Annas Hand. Die Verwandten haben nichts Besseres zu tun, als sie ihm zu versprechen und mit ihm nach Bengalen zurückzukehren. Dort hat indes des Königs Schwester und der treulose Vezier den Thron an sich gerissen, ja auf die Nachricht von Tomars Wiederkehr schicken sie Leute, ihn zu fangen und zu töten. Durch die alte Liebe seines Volkes und die Würde, mit der er den Mördern entgegentritt, bringt er jedoch das Land auf seine Seite und besteigt wieder den Thron, den er mit Anna teilt. Er hat mittlerweile die Taufe und in ihr den Namen Philipp erhalten, so daß bei seiner fortgesetzten Begeisterung für Spanien alle ihm ausgebrachten Viva Felipe vom Publikum sehr leicht auf ihren eigenen König Philipp (III.) bezogen werden konnten, welcher sonach das achte Wunder der Welt vorstellt.

El anemal de Ungria.

In diesem Stücke führt sich Lope de Vega selbst als der poetische Barbier Pablos auf, als welcher er sich gegen die autos und überhaupt gegen die ganze (Calderonsche) Spekulations-

poesie erklärt. Er habe immer nur menschliche Dinge gemacht, und da jeder Tropf ihn tadle, wolle er die ganze Poesie aufgeben. Als die Bauern von ihm tausend Sonette auf den König verlangen, ist er bereit, sie auf der Stelle zu machen. Und da einer glaubt, das sei unmöglich, indem so viele andere, wenn man von ihnen ein Gedicht für Weihnachten verlangt, damit erst auf Johannis fertig werden, meint dagegen der Barbier: „Es fehlt ihnen die natürliche Begabung, die der Himmel dem verleiht, den er liebt." Wunderlich allerdings, daß, indes alle Personen des Stückes, wie natürlich, spanisch reden, Lauro, als er den kleinen Neffen des Grafen von Barcelona in der Einöde findet, erklären muß, daß er spanisch verstehe und also mit dem Kinde reden könne. Vielleicht ist ein Spaß damit gemeint. Die Sache kommt übrigens bei Lope öfters vor.

Calderon und Lope de Vega sprechen in Bildern. Aber Calderon ist bilderreich und Lope de Vega ist bildlich. — Calderon schmückt seinen Dialog mit ausgesponnenen und prächtigen Vergleichungen. Lope de Vega vergleicht nichts, sondern beinahe jeder seiner Ausdrücke hat eine sinnliche Gewalt, und das Bild ist nicht eine Ausschmückung, sondern die Sache selbst.

Sehr gut die kurze Szene, wo Kassandra die Königin um ihre Interzession beim Könige für Don Juan bittet. Die Königin ist schon bei der ersten Erwähnung bereit, alles für den Spanier zu tun, Kassandra aber unerschöpflich in neuen Gründen für die Gewährung ihrer Bitte, worauf die Königin ihr immer wieder von neuem Gewährung zusagt, ohne daß Kassandra aufhört, die bereits erhaltene Zusage sich noch einmal versprechen zu lassen.

Wohl wunderlich, daß Don Pedro dem Zorne seines Vaters entflieht aus Furcht, sich gegen ihn zu vergessen, seine Gattin aber zurücklässt, die von diesem Zorne mehr zu fürchten hat als er.

El verdadero amante.

In der Zueignung an seinen eigenen Sohn bezeichnet es Lope als das früheste seiner Stücke, das er geschrieben, als er das Alter dieses seines Sohnes hatte. Zugleich wird von diesem gesagt, daß er eben bei den Anfangsgründen der lateinischen Sprache sei; Lope konnte also, da er jenes Stück schrieb, nicht älter als vierzehn oder höchstens fünfzehn Jahre alt gewesen sein. Für das ist es allerdings eine Art Wunderwerk. Es teilt die Vorzüge, aber freilich auch die Fehler seiner späteren Stücke, namentlich den Hauptfehler: die Unwahrscheinlichkeit und Willkürlichkeit der Fabel. Man darf aber nicht vergessen, daß Lopes Zeit durch die Chroniken, Rittergeschichten, Romanzen, Volkstraditionen, ja Novellen an das Wunderliche, Kindisch-Märchenhafte gewöhnt war, und diese Auswüchse nicht allein duldete, sondern wahrscheinlich sogar forderte. Das pragmatisch Begründete hätte ihm vielleicht langweilig geschienen, und ein Volk, das in Glauben und Wundergeschichten aufgewachsen war, fand sich bereit, auch im Theater zu glauben und sich über nichts zu verwundern.

In derselben Vorrede bekennt sich Lope de Vega auch zu 900 Schauspielen, sowie auch sonst so viel geschrieben zu haben, daß der Druck nie das erreichen werde, was noch zu drucken da wäre, und doch habe er damit kaum den nötigen Unterhalt erworben.

Merkwürdig ist, daß er seinem Sohn von dem Studium der griechischen Sprache abrät. Ein deutlicher Beweis, daß er selbst die Meisterwerke Griechenlands nicht kannte. Seine Vorbilder waren also die Italiener und die römischen Autoren. Ein Umstand, der vieles erklärt. Plautus und Terenz haben reichlich gefruchtet, und Seneca konnte ihm keine Lust zum Trauerspiele geben.

Argel fingido y Renegado de amor.

Das Stück fängt mit einem Dialog in jenen Klappversen an, die Lope de Vega so meisterhaft zu gebrauchen weiß, wo jeder einzelne Vers, Rede und Gegenrede enthält und Schlag auf Schlag sich alles auf die Spitze getrieben findet. Es ist nämlich ein Rosardo in eine Florida verliebt, die ihn aber, trotz seines Reichtums, verschmäht und ihre Neigung seinem Nebenbuhler Leonido zugewendet hat. Das Liebespaar überwindet endlich den Einspruch von Floridas Bruder, Aureliano, welche Einspruch zum Teile auch daher rührt, daß Leonidos Bruder, Manfredo, der begünstigte Liebhaber Flavias ist, des Gegenstandes von Aurelianos eigener Bewerbung. Mit einer leider nur zu natürlichen Rücksichtslosigkeit opfert auch Leonido das Interesse seines Bruders seinem eigenen auf, entfernt letzteren unter einem Vorwand, und Aureliano, der nun Platz für seine Bewerbung hat, gibt die Einwilligung zur Heirat seiner Schwester. Der verschmähte Liebhaber Rosardo gerät darüber außer sich und erklärt seinen Entschluß, nach Algier zu gehen und als Renegat sein Feinde grimmig zu verfolgen. Er ist aber zu guter Christ, um derlei in Wirklichkeit zu tun. Wohl aber nimmt er mit seinen Leuten maurische Tracht an, zieht sich auf eine benachbarte wüste Insel zurück, und als erste Seeräubertat nimmt er die beiden Weiber samt dem Bruder Aureliano auf einer Spazierfahrt im Meere gefangen. Er bedroht seine abtrünnige Geliebte mit den fürchterlichsten Dingen, welche seine Drohungen mit ebenso übertriebenen Beteuerungen zurückweist, wo denn Lope den richtigen Sinn hat, daß, obwohl Florida alles für Ernst hält, sie doch gerade durch die Übertreibung unwillkürlich in den Spaß mit eingeht. Leonido und sein inzwischen zurückgekommener Bruder Manfredo verkleiden sich als Mönche von dem Orden zur Auslösung der Gefangenen und begeben sich

nach der Insel, werden aber gleichfalls erkannt und gefangen. Es leitet sich nun eine wohlfeile Intrige ein, daß nämlich Rosardo sich anstellt, als ob er seine Liebe von Florida auf Flavia gewendet, und von Leonido verlangt, daß er ihm einen Liebesbrief an Flavia schreibe. Diesen zeigt er Florida und macht sie glauben, Leonido habe ihn im eigenen Namen an Flavia geschrieben. Ein guter Zug ist, daß, solange Leonido und Florida an die Liebe Rosardos zu Flavia glauben, sie letzterer auf alle Art zureden, den Korsaren zu erhören, und so bereit sind, Flavia ebenso ihrem eigenen Nutzen aufzuopfern, als früher Leonido mit seinem Bruder getan hat. Sobald aber Florida die Witterung erhält, daß ihr Leonido Flavien den Hof mache, so ist sie in aufbrausender Eifersucht auf der Stelle bereit, ihren Glauben abzuschwören, den Korsaren zu heiraten usw. Zuletzt klären sich die Dinge auf. Die Gefangenen nehmen den Korsaren, den sie abseits treffen, ihrerseits gefangen, und alles erreicht sein natürliches Ende, ohne daß besonders viel Spaß oder Ernst herauskäme.

In jener Zeit, wo man täglich von Seeräubern und Sklaverei in trauriger Wirklichkeit hörte, mochte eine Art Parodie solcher Zustände einen angenehmen Eindruck machen.

San Nicolas de Tolentino.

Ein wenig in der gewöhnlichen Form dieser Heiligengeschichten. Sankt Nicolas als Student mit mehreren Mitstudenten, wo denn sein frommer Ernst gegen den Leichtsinn der übrigen, wie natürlich, sehr absticht. Einer aus ihnen wird von einer Maske zu einem Rendezvous verführt, aber da er die Leiter zum Balkon emporsteigt, fällt er sich zu Tode, und es zeigt sich nun, daß die Maske der Teufel ist, der um die Seele, mit dem in Lüften in Begleitung von Gerechtigkeit und Gnade erscheinenden göttlichen Richter, einen Streit beginnt, der aber durch die Dazukunft der Jungfrau gegen ihn entschieden wird, die, höchst römisch-katholisch, als einen Hauptgrund für den zu verurteilenden Sünder anführt, daß er ein Vetter des frommen Nicolas sei. Letzterer hat inzwischen eine Domherrnpräbende erhalten. Aber von der Predigt eines Augustiner Barfüßers gerührt, gibt er mit Einwilligung seiner Eltern sein Kanonikat auf und tritt in den Orden, in den ihm sein Begleiter der gorron Ruppert nachfolgt.

El nacimiento de Christo.

Ein wunderliches Stück, das mit dem Sündenfalle anfängt. König Adam und Königin Eva, von Unschuld und Gnade begleitet, werden durch die Schlange, Schönheit und Neid, verführt. Gott Vater tritt als Kaiser des Himmels auf und Gott Sohn als göttlicher Prinz.

Übrigens ist mir bei dieser Gelegenheit aufgefallen, daß meines Wissens noch nicht darauf hingedeutet worden ist, welcher Akt der auch äußerlichen, symbolischen Genugtuung darin liegt, daß die durch den verbotenen Genuß des Apfels verlorene Reinheit, durch den Genuß des göttlichen Leibes wieder hergestellt wird. Das Heilmittel ist wunderlich, aber großartig kombiniert. Gewiß, der Witz ist in das Christentum nicht erst durch die Scholastiker hineingekommen.

Ist der erste Akt metaphysisch und wunderlich, so steigt der zweite dafür ins Menschenleben herab und ist um so besser. Originell die Art, wie Joseph und Maria aufgefaßt sind. In aller traditionellen Not und Entblößung, und doch der königlichen Abstammung sich bewußt und als Könige sich fühlend. Man wird an die alten Gemälde erinnert, wo Maria im Stroh des Stalles, aber zugleich in goldverzierten Kleidern, ihr Kind besorgt. Dann die Hütte der Hirten, vielleicht zu sehr ausgesponnen, aber Lope liebt, sich in die Einzelheiten des Schäfer- und Landlebens zu vertiefen. Gibt es etwas Anmutigeres als diese Hirtin Delia, die den Kopf in die Kapuze und die Hände in die Ärmel versteckt, vor Kälte trippelt, wie denn überhaupt die ganze Szene, den Frost der Jahreszeit und die Not der obdachlosen Gebärerin, aufs lebhafteste versinnbildlicht. Den größten Teil des dritten Aktes nimmt ein Gesellschaftsspiel der Hirten ein, nach Art unseres Schenkens und Logierens. Wohl etwas zu sehr ausgesponnen. Hierbei Erscheinung des Engels. Joseph und Maria kommen mit dem Kinde, offenbar von der Beschneidung, was wunderlich genug ist, aber ganz dem Taufen der Kinder gleich nach der Geburt entspricht. Ankunft der drei Könige mit Tänzen und Gesängen, wo sich besonders das Kauderwelsch der Mohren sehr gut ausnimmt. Sie meinen, ihre Schwärze rühre vom Sündenfalle her, und hoffen nun alles von dem weißen Lamme. Schluß.

Los locos por el cielo.

Offenbar eines der langweiligsten Stücke, das Lope de Vega, oder sonst irgend ein Mensch jemals geschrieben. Der Titel schreibt sich von einer einzigen Szene her, in der die beiden zum Christentum bekehrten Geliebten sich als wahnsinnig stellen, um den Verfolgungen der Heiden zu entgehen, wenn nicht überhaupt ihre Selbstverleugnung und Leiden um des Glaubens willen, als ein Wahnsinn im Sinne der Welt bezeichnet werden soll. Die Handlung selbst bilden die Begebenheiten einer heidnischen Priesterin Dona, die auf Befehl des Kaisers Maximianus das Orakel des Apollo befragt und von einer unsichtbaren Stimme die Antwort erhält: Christe vive. Sie verfällt darauf in einen Schlaf, in dem ihr ein Engel erscheint, der ein Buch neben sie hinlegt. Es sind die Briefe des Apostels Paulus mit der aufgeschlagenen Stelle: Mortui enim estis et vita nostra abscon-

dita est cum Christo in Deo. Sie reflektiert darüber, anfangs allein, dann mit ihrem Bräutigam Indes. Eine christliche Dame Agastes hilft ihr auf die rechte Spur, und sie und ihr Geliebter lassen sich taufen. Nun fangen die Verfolgungen an, die mit dem gewaltsamen Tode aller im Stücke vorkommenden christlichen Lehrer und Schüler endigen. Am besten die Szene, wo die Christen in ihrer heimlichen Versammlung ein Weihnachtsschauspiel aufführen und, als nun die Heiden hereinbrechen, die Personen des Joseph und der Maria, wie in einer Fortsetzung ihrer Rolle, die bestürzten Zuseher zur Standhaftigkeit und Todesverachtung auffordern. Gleichsam eine Nobilitierung des Schauspiels und der Schauspieler im allgemeinen. Das Stück ist übrigens am Rande mit Zitationen aus der Heiligen Schrift bedeckt und enthält am Schlusse die Klausel: Si quid dictum contra fidem et bonos mores, tanquam non dictum, et omnia sub correctione Sanctae matris Ecclesiae.

S. Isidro, labrador de Madrid.

Eine Verherrlichung des Madrider Lokalheiligen, Isidor. Auf eine ungezwungene und der Dürftigkeit des Inhalts zu Hilfe kommende Weise läßt er das Stück mit Rückkehr des Madrider Adels von einem siegreichen Feldzuge gegen die Mauren beginnen, dessen Trophäen sie in der Kapelle der Mutter Gottes von Almudena aufhängen, in welcher Kapelle Isidor gewöhnlich seine Andacht zu verrichten pflegt. Den Rest des ersten Aktes füllt die Verheiratung Isidors mit einem Landmädchen, Maria. Die schlichte Frömmigkeit des Bräutigams und die jungfräuliche Eingezogenheit der Braut sind sehr hübsch gehalten. Letztere ist so groß, daß, weil sie mit niedergeschlagenen Augen dasteht, und man ihr sagt, sie solle doch ihren Verlobten ansehen, sie erwidert, sie werde ihn schon sehen, wenn er einmal ihr Mann sei. Unter den Hochzeitsfeierlichkeiten ist besonders eine Tanzweise überaus schön, deren Worte alle Arbeiten des Landmannes vom Ackern bis zum Einernten schildern, wozu der Tanz das Darstellende mit Gebärden ausdrückt.

So viele Frömmigkeit erweckt den Zorn der Hölle. Der Neid erscheint und regt die übrigen Arbeiter auf, Isidoren bei seinem Herrn zu verklagen, daß er über dem Gebet die Arbeit versäume. Don Yvan de Vargas, der Gutsherr, bewahrt seine charaktervolle Mäßigung, beschließt aber doch, sich Überzeugung zu verschaffen. Er findet wirklich Isidoren, der, statt zu arbeiten, betet, dagegen sieht er aber auch die Engel, die an seiner Statt das Feld bestellen. Zum Neid gesellt sich später auch der Teufel und endlich die Lüge, welche letztere Isidoren die Tugend seiner Frau verdächtig macht. Isidor ist Spanier genug, um eifersüchtig zu werden. Da er sich aber nach der Ermita verfügt, wo Maria dem Gebete obliegt, und diese, da ein Flüßchen sie trennt, ihren Mantel auf das Wasser breitet und darüber, wie über eine Brücke, in seine Arme eilt, erkennt er an diesem Wunder ihre Unschuld, wo denn wieder sehr hübsch ist, daß er bei dieser Aussöhnung seines Verdachtes nicht mit einem Worte erwähnt.

Nachdem das heilige Paar sich entfernt, erscheinen den versammelten Landleuten die Flußgötter, Manzanares und Xarama, aus ihren Flußbetten emporsteigend, und indem sie das Lob von Madrid anstimmen, sagen sie die künftigen Wunder Isidors voraus, sowie, daß er nach fünfhundert Jahren werde heilig gesprochen werden. Endlich erscheinen der Teufel und der Neid, die uns sagen, daß Isidor inzwischen gestorben sei, und die vierzig Jahre vorübergehen machen, so daß man die Handlung um ebensoviel später in die Zeit König Heinrich II. versetzt findet. Ein Vorhang wird weggezogen, und man sieht den Heiligen auf einem Prachtbette ausgesetzt. Wunder geschehen. Namentlich an einem Domherrn, der dem Heiligen Haare abschneidet, und an der Königin, die gar einen Finger desselben als Reliquie mitnehmen will, und die sich beide nicht von der Stelle bewegen können, bis sie den frommen Raub zurückgestellt. Überhaupt sind Wunder durch das ganze Stück verstreut.

El niño inocente de la Guardia.

Ein eigentlich abscheuliches Stück, da, wenn auch nicht gerade sein Zweck, doch die notwendige Folge eine Steigerung des Hasses gegen die Juden sein mußte. In dieser Abscheulichkeit erreicht übrigens Lope de Vega lange nicht seinen Zeitgenossen Calderon, bei dem Aberglaube und Vorurteil meistens den Anstoß zur Begeisterung darbieten. Der Inhalt des vorliegenden Stückes ist der Martertod eines Kindes, das die Juden, um sich an den Christen zu rächen, in scheußlicher Nachahmung die ganze Leidensgeschichte Christi durchgehen lassen. Den Anfang machen die christlichen Könige Ferdinand und Isabella, die, nach Anpreisung der Inquisition, ihr frommes Werk durch die Vertreibung der Juden zu krönen beschließen. Letztere beschicken einen Magier in Frankreich, der ihnen auch ein Zaubermittel anrät, das in einer geweihten Hostie und dem Herzen eines unschuldigen Kindes besteht, welche, beide vereinigt und in einen Fluß versenkt, alle daraus Trinkenden vergiften werde. Die Abgesandten, um das Mittel zu prüfen, handeln einem französischen Vater sein Kind ab, der sie täuscht und ihnen das Herz eines Schweines überantwortet, so daß bei der Probe, statt aller Christen, alle Schweine sterben. Nach Spanien zurückgekommen, beschließen sie daher, sich auf niemand Fremden zu verlassen, sondern stehlen selbst ein Christenkind, das sie unter fortwährenden Mißhandlungen bis zum Osterfeste aufbewahren. Nun fügen sie ihm, — wobei die Blasphemie eigentlich auf den Autor und

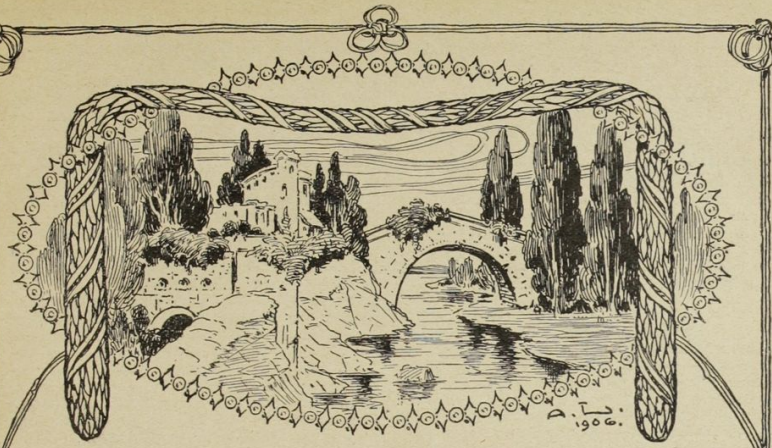
die Zuseher fällt — alle Unbilden und Qualen zu, die die Leidensgeschichte Christi ausmachen. Sie teilen sich in die biblischen Personen. Einer ist Kaiphas, der andere Pilatus; nur Judas kommt mit seiner Rolle zu kurz, da er statt der dreißig Silberlinge, die er verlangt, nur drei erhält. Das Kind benimmt sich ganz wie Christus, spricht auch in den entscheidenden Momenten dieselben Worte wie dieser. Zur Rechtfertigung dieses, bei einem Kinde Unglaublichen, wird etwas Unmögliches herbeigebracht. Es erscheinen nämlich der Verstand (offenbar der des Kindes) und die Vernunft. Der Verstand wundert sich selbst, mit Aufzählung aller scholastischen Erfordernissen des Verstehens, über seine frühzeitige Ausbildung in dem unmündigen Kinde, wird aber von der Vernunft belehrt, daß durch die Liebe Gottes die Vernunft der Zeit vorauseile, und durch den dem Heilande nachgeahmten Tod der Verstand jene Reife erhalte, die dem Alter Christi zur Zeit seines Todes entspricht, nämlich die von dreiunddreißig Jahren. So wird das Kind endlich gekreuzigt und stirbt. Die Vernunft sagt die Strafe der Juden voraus, und damit auch die Auferstehung nicht fehle, fliegt das Kind zuletzt in einer Maschine in die Luft.

Der Umstand, daß Lope das niño de la Guardia in der Zahl der Heiligen und Märtyrer vorfand, und also mit dem Ganzen vor allem die Verherrlichung eines Schutzpatrones gemeint war, mildert etwas die Atrocität der Unternehmung.

El hombre de bien.

Da ist denn endlich ein Stück, in dem es so ziemlich vernünftig zugeht und das ein Intrigenstück vorstellen kann, ohne daß die Ereignisse gerade sehr schlagend oder besonders spannend wären. Der König von Dalmatien verliebt sich auf der Jagd in die Tochter eines Landedelmannes, Lucinda, die in einem heimlichen Einverständnisse mit einem seiner Hofleute, Jacinto, steht. Das Mädchen, um sich dem Könige zu entziehen, entflieht mit ihrem Bruder, aber freilich, sonderbarerweise, nach der Hauptstadt des Landes. Der König hat sie dort bald ausgekundschaftet und stellt sich des Nachts unter ihrem Fenster ein, wohin ein gleiches Verlangen auch den begünstigten Jacinto führt, der, von den königlichen Begleitern angefallen, sich durch alle durchschlägt und auf die Frage nach seinem Namen antwortet: un hombre de bien. Die Aufgabe ist nun, herauszubringen, wer der Unbekannte sei, der auch ein zweitesmal, da der König, auf Anstiften einer verlassenen Geliebten Clavela, von Wegelagerern angefallen wird, ihn befreit und auch hier wieder keine andere Auskunft von sich gibt, als daß er ein ehrlicher Mann sei. Es erfolgen ein paar Eifersuchtsszenen, die den Gang des Stückes wenig Einfluß nehmen. Einmal ist es Clavela, die, um herauszubringen, ob Lucinda in den König verliebt sei, zu ihr geht und ihr verstellte Vorwürfe macht, daß sie ihren Liebhaber zu verlocken suche, als den sie auf gut Glück Jacinto bezeichnet. Lucindo hat nichts eiliger zu tun, als sich, vermummt, aufs Ballhaus zu begeben, wo Jacinto mit andern Hofherrn im Spiel begriffen ist, ihn herausrufen zu lassen, ihm die heftigsten Vorwürfe zu machen, wo es sich dann prächtig ausnimmt, wie die hitzige Spanierin ihm geradezu erklärt, daß sie bereit sei, sich dem Könige zu ergeben, was sie in diesem Augenblicke gewiß auch meint. Ein anderes Mal spricht Clavela, die mit Lucinden Freundschaft geschlossen hat, aus den Fenstern derselben nachts mit dem Könige, wird von Jacinto für Lucinden gehalten, was einen neuen Sturm erregt, der sich aber wie der erste legt, und zwar ohne weitere Folgen. Endlich kommt der König doch auf die Vermutung, daß der verkappte „ehrliche Mann" Jacinto sei, und um sich zu überzeugen, sendet er ihn zugleich mit dem Bruder Lucindens seiner fürstlichen Braut entgegen, die eben in einem entfernten Hafen angekommen ist. Jacinto aber reist in einer verhängten Kutsche fort, steigt außer den Toren der Stadt aus, und als der König zu Nacht vor den Fenstern Lucindens erscheint, findet er den hombre de bien wieder. Nun ist jeder Gedanke an eine mögliche Identität verschwunden, und da der König, zum Behuf künftiger Pläne, vor seiner eigenen Verheiratung Lucinden mit einem Manne vermählen will, der ihr gleichgültig ist, gibt er die beiden heimlich Liebenden zusammen, wo denn, da der König eine neue Eifersucht stiften will, herauskommt, daß Jacinto der rätselhafte Unbekannte sei.

Das Stück mochte, bei der Vorliebe des spanischen Publikums für Nacht- und Eifersuchtsszenen, einer günstigen Wirkung nicht entbehren.



3. Zur englischen Literatur.

Shakespeare.

Es dürfte Shakespearen vielleicht gegangen sein, wie dem Petrarca. Dieser erwartete den Nachruhm von seinen lateinischen Gedichten, legte also auf seine Sonette geringeren Wert, indes die Nachwelt erstere vergessen hat und nur die Sonette im rühmlichen Andenken behielt. Ebenso wäre möglich, daß Shakespeare seinen epischen und lyrischen Gedichten einen Vorzug vor seinen dramatischen Arbeiten gab, da er dort mit den Gebildeten zu tun hatte, im Drama aber sich dem Geschmack eines mitunter ungebildeten Publikums fügen mußte. Die Stelle im Hamlet, wo dieser eine höchst schwülstige Tirade aus einem Trauerspiele als musterhaft rezitieren läßt, deutet auf so etwas hin. Meinte er vielleicht, wie Lope de Vega, die Regeln einsperren zu müssen, um sich seinen Zusehern zu fügen, und war er ungehalten darüber, eigentümliche Meisterstücke geschaffen zu haben, statt Abklatsche von den Tragödien des Seneca? Man sage nicht: Shakespeare werde nicht blind gegen seine eigenen Vorzüge gewesen sein. Was der Mensch am vortrefflichsten gemacht hat, das meint er gerade recht gemacht zu haben, und Shakespeare wollte vielleicht nur als Schauspieler und Schauspieldirektor sein Brot verdienen und seinem Publikum gerecht sein, indes er in Tiefen der menschlichen Natur hinabstieg, die seinem durchdringenden Geiste eben nichts als Oberflächen waren. Daß er fast immer nur fremde Stücke bearbeitete und überarbeitete, konnte auch dazu beitragen, ihm und seinen Zeitgenossen den Gesichtspunkt zu verrücken. Letztere haben ihn ja, unmittelbar nach seinem Tode, hinter Beaumont und Fletcher zurückgesetzt. Was mich aber am meisten in dieser Meinung bestärkt, ist das Manierierte und Spitzfindige, ja Kalte in seinen lyrischen und epischen Gedichten, wo es in seiner Macht stand, lediglich dem zu folgen, was er für Schönheit und Kunst hielt.

Mir ist schon öfter die Vermutung gekommen, ob nicht Shakespeare, wenn er auch nicht selbst spanisch verstand, doch etwa durch einen Freund, der der Sprache kundig war, mit der spanischen dramatischen Literatur in einigem Zusammenhang war. Was mir schon bei Lope de Vega vorgeschwebt hatte, ist mir jetzt wieder bei Lesung des Lope de Rueda vor die Seele getreten (Comedia de los engaños — comedia of errors).

Bei Shakespeare hat die Darstellung des Gefühls und der Leidenschaft häufig etwas Symbolisches, er gibt eine Metaphysik der Leidenschaft, ein précis, ein abrégé des Gefühls. Bei Lope de Vega ist die Darstellung immer rein der Natur abgesehen.

Shakespeares Zeit hatte von ihm keineswegs

die große Meinung, die wir haben. Wenigstens wird Spencer in seiner Grabschrift the prince of poets in his tyme genannt. Da nun Spencer im Jahre 1596, nach einigen 1598 starb, so war er unzweifelhaft ein Zeitgenosse von Shakespeare. Es müßte nur sein, daß man damals überhaupt die Dichter fürs Theater nicht unter die eigentlichen Poeten zählte (was mir sehr wahrscheinlich ist), da sie doch auch mitunter für den Pöbel schrieben, weshalb denn wohl auch Shakespeare seine beiden, nicht sehr empfehlenswerten epischen Gedichte schrieb, um doch auch einen Rang in der gebildeten Welt zu haben. Auch seine Sonette erklären sich teils aus diesem Gesichtspunkte, teils als Ausdruck inneren Bedürfnisses, aus sich selbst.

Um Shakespeare zu rechtfertigen, da doch ein großer Teil seiner Sonette an ein männliches Individuum gerichtet sind, führen die Ausleger viele Stellen aus seinen Dramen an, wo das Wort Liebhaber (lover) von Mann zu Mann, für Freund, wohlgeneigt, ergeben gebraucht wird. In allen diesen Fällen ist aber nie die Schönheit der Grund des Wohlwollens.

Die letzten dieser Sonette (sowie die sechs oder acht ersten) sind wieder an ein Frauenzimmer gerichtet. Sie sind aber auch die schlechtesten, spitzig und kalt. Man merkt aus ihnen, daß das Frauenzimmer nichtsnutzig war und Shakespeare alt; also auch wieder eine widerliche Empfindung. Man sollte überhaupt diese Sonette auf sich beruhen lassen. Sie können Shakespeares Ruhm nichts beifügen und, aufs beste gedeutet, nur Bedauern erwecken.

Vor allem soll man sie nicht übersetzen. Man überlasse sie den Literatoren, deren Straußenmagen alles verdaut.

Es ist immer nur die Rede von den Verunglimpfungen, die sich Voltaire gegen Shakespeare erlaubt hatte. Er war aber sehr empfänglich gegen seine Vorzüge, und erst, als ein französischer Schriftsteller sich erlaubt hatte, Racine gegen ihn herabzusetzen, brach sein Unmut aus.

In dem Artikel Intolerance (Dictionnaire philosophique T. III) setzt er ihn in die Reihe der klaren Köpfe, welche die Intoleranz nicht kannten, unter die Newton, Friedrich den Großen, Locke, Shakespeare, Leibnitz. Und diese Leute gelten nicht wenig bei ihm.

Unsere Theater-Entrepreneurs machen es mit den Schauspielen wie der bekannte Räuber Prokrustes mit den Reisenden. Sie haben ein enges Bette, in dies legen sie jedes Stück, und was zu groß ist und nicht hineinpaßt, wird zu beiden Enden abgeschnitten. Daher sehen wir Shakespeare so oft auf unsern Theatern lahm und ohne Kopf.

Hamlet.

Man hat so viel über die Grundidee des Hamlet gesagt, mich hat nichts befriedigt. Vielleicht liegt die Ursache von der unglaublichen, unerklärlichen Wirkung dieses Stückes gerade zum Teil darin, daß der Faden, der durch dieses Labyrinth geht, so unsichtbar bleibt. Dadurch wird es zu einem getreuen Bilde der Weltbegebenheiten und wirkt ebenso ungeheuer, als diese. Ein Geist erscheint und fordert zur Rache auf, er verweht wieder, beides scheinbar ohne Wirkung; die handelnden Personen werden nach allen Weltgegenden verschlagen; greuliche Dinge geschehen fast ohne Zweck; der Zielpunkt des Ganzen entrückt sich beinahe unsern Augen, und gerade jetzt, wo alles aufgegeben scheint, erfüllt sich das Geschick, alles mit sich fortreißend und verderbend. Shakespeare ist zu dieser scheinbaren Planlosigkeit offenbar dadurch gekommen, daß er seiner Gewohnheit nach die wüste Geschichte, Schritt vor Schritt, verfolgte. Der Instinkt seines Genies aber brachte jenen ungeheuren, obgleich losen Zusammenhang hinein, der ungleich wirksamer ist, als die Ideen, die in den Stücken der neuesten Mache auf Kosten der Handlung, wie Gespenster am hellen Tage, sichtbar und greifbar spuken. Aber freilich darf niemand wagen, das Shakespeare nachzumachen.

Wenn Tieck behauptet, Polonius habe anfangs die Liebe Hamlets zu Ophelien begünstigt, ja Hamlet habe Opheliens letzte Gunst genossen, so bleibt nach dieser Voraussetzung unbegreiflich, wie Polonius eine Unterredung zwischen beiden veranstalten kann, die er den König auffordert zu belauschen. Mußte der Vater nicht fürchten, daß Hamlet, dem die Anwesenheit des Lauschers unbekannt war, durch ein oder die andere Äußerung dem Könige das doppelte Spiel seines Ministers verraten könnte? Würde sich ferner jemals Ophelia zu dieser Szene hergegeben haben, wenn sie fürchten mußte, daß ein einziges Wort des vormals begünstigten Liebhabers ihre Schande dem Vater und dem Könige bekannt machte? Wenn sie den Prinzen jemals in letzterem Grade begünstigte und sich nun, auf Geheiß des Vaters, von ihm zurückzog, war es nicht natürlich, daß bei erster Gelegenheit, da er sie allein traf, ihr Hamlet das Vergangene in den bestimmtesten Ausdrücken vorwarf?

Ich beneide Tieck als Mensch und bedaure ihn als Dichter, wenn er die Wirkungen der Schwermut, des Zerfallenseins mit sich und der Welt so wenig kennt, daß er das Betragen Hamlets gegen Ophelia nur dadurch erklären zu können glaubt, daß er einen bestimmten Grund der Verachtung gegen sie in dem Prinzen voraussetzt.

Im Brüten über seinem dunkeln Vorhaben versunken, ist für ihn die ganze übrige Welt nicht da, und wenn er sich ihrer erinnert, so geschieht es mit dem innersten Ekel gegen sie und alle ihre Verhältnisse. Seine Empfindung für Ophelien war gewiß nie viel mehr, als ihr Vater und Bruder gleich anfangs vermuten, nur daß das arme Mädchen leichte Neigung mit warmer Leidenschaft erwiderte. Die Erscheinung des Geistes verwischte jede Spur jenes Eindruckes in dem Prinzen. Zu furchtbaren Dingen be-

stimmt, den Mächten jenseits des Grabes verbündet, hört jedes menschliche Verhältnis für ihn auf. Mit diesem Gefühle und mit tiefem Mitleid über das in seinen schönsten Hoffnungen getäuschte Kind, tritt er zu Ophelien mit herabhängenden Strümpfen, unordentlicher Kleidung, in jenem jammernswerten Zustande, den Ophelia beschreibt. Wie wahr ist jenes Bild, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet! Selbst der sinnliche Trieb, in solchem Zustande der brütenden Versunkenheit, hört auf, eine aktive Potenz zu sein, und verbreitet sich mit einer gewissen passiven Stumpfheit über die ganze Existenz. Als er nun noch das Zurückziehen Opheliens und das Auflauern des Vaters bemerkt, glaubt er wohl gar beide im Einverständnis mit seinen Feinden, und nun ist sein ganzes Betragen erklärt. Unter diesen Umständen bleibt Hamlets Benehmen gegen Ophelien zwar immer verletzend; wenn man aber eine vorausgegangene höchste Vertraulichkeit voraussetzt, wird es empörend, und Hamlet erscheint als ein roher Unmensch.

Wer in Ophelien die Unschuld nicht erkannt, der hat noch wenig Unschuld gesehen.

Wenn man Hamlet für gar so kleinmütig und unfähig für die Tat hält, die auf ihn gelegt ist, vergißt man denn, daß, da er Polonius durch die Tapete ersticht, er wirklich glaubt, den König zu treffen? Nicht ohne Kraft ist Hamlet, aber seine Kraft ist durch die Schwermut dekomponiert, durch die Schwermut, die, abgesehen von seiner natürlichen Gemütsbeschaffenheit, ihn überfallen mußte, wenn er nach dem Tode seines Vaters, voll schrecklicher Ahnungen, aber ohne Gewißheit, voll Abneigung gegen seinen Oheim, ohne einen eigentlichen Grund zum Hasse, mißtrauisch gegen seine Mutter und alle Welt, zur Untätigkeit verdammt, seine Tage in ermüdendem Einerlei hinschleppte; dann, vergißt man denn, durch wie viel ihm die Tat erschwert wird. Seine Mutter, zum Teile Mitschuldige des Verbrechens, das er rächen soll. Der zu Strafende, sein Oheim, sein nächster Verwandter, der in seiner früheren Jugend ihm gewiß Achtung gebietend gegenüberstand. Ferner soll die Tat in der Mitte der Anhänger des Tyrannen geschehen, und Hamlet hat sich nicht nur über einen geraubten Vater zu beklagen, sondern auch über eine geraubte Krone. Den Mörder töten und dann selbst getötet werden, konnte Hamlets Absicht nicht sein. Vielmehr, nach vollbrachter Strafe, die Krone selbst zu tragen.

Schwermut tritt nicht bloß bei Schwäche ein, sondern auch, wenn gleich Gründe für und gegen eine Handlung sprechen, vornehmlich aber, wenn Aufforderung zur Tätigkeit da ist, aber kein bestimmtes Ziel. Da arbeiten sich alle Kräfte ab und erlahmen endlich. Eine solche Lage war jene Hamlets vor der Erscheinung des Geistes. Nach der Erscheinung ist jener Zustand einmal da, und bei wem je derselbe einmal habituell geworden ist, der weiß, wie schwer man ihn abschüttelt, ohne darum gerade schwach zu sein. Nur ein ungemischtes, rein bestimmendes Tatgefühl kann herausreißen; von welcher Art ist aber die Tat, zu der Hamlet durch das Gespenst aufgefordert wird? Wie viel spricht dagegen? Welche Interessen und Gefühle werden dadurch nicht verletzt? Ein solches Tätigkeitsziel kann einen Schwermütigen nicht bestimmen. So war Timoleon schwermütig ohne Vorwurf der Schwäche, nach der Ermordung seines Bruders, die er doch dem Grundsatze nach billigte, und blieb es (worüber ihn auch Plutarch hart anläßt) durch lange Zeit, bis die rein erhebende Bestimmung, Syrakus zu befreien, ihn seiner Schwermut auf immer entriß.

Welche Wahrheit in dem Verhältnis zwischen Antonio und Bassanio (Kaufmann von Venedig)! Antonio durch Charaktereigentümlichkeit, vielleicht auch frühe Verluste und Täuschungen, oder Versäumen des rechten Augenblickes unter Geschäften, für seine eigene Person vom eigentlichen Genusse des Lebens abgehalten, genießt es in der Person Bassanios. Er liebt, wirbt, hofft und leidet mit ihm und ist so besorgt, ihn den Kelch, der ihm selbst versagt war, ja ganz ohne Hefe trinken zu lassen, daß er, ganz im Widerspruch mit seiner sonstigen umsichtigen Denkungsart, die leichtsinnige Sorglosigkeit Bassanios vielmehr bestärkt. I think, he only loves the world for him, sagt Solanio Akt II. Szene 8.

In seinen streng historischen Stücken eilt Shakespeare oft sehr rasch über die wichtigsten Momente, Entschlüsse und Sinnesumkehrungen hinweg. Da sie, als unzweifelhaft und historisch gewiß, sich selbst rechtfertigten und seinen Zuschauern geläufig waren, so hielt er sich nicht lange mit ängstlicher Motivierung auf, z. B. im I. Teil von Heinrich VI. der Übertritt Burgunds zur Sache der Franzosen.

Ein Fehler gewiß, aber einer, dem man im historischen Drama, wo die Begebenheiten sich drängen und der Raum mangelt, überhaupt schwer entgehen kann. Ist aber auch der erste Teil (Heinrich VI.) von ihm? Warum nicht? Vielleicht eine seiner ersten Arbeiten, wobei der völlig undramatische Stoff seines Talentes spottete. In der Unterredung zwischen Suffolk und Margaretha ist Shakespearisches genug.

Heinrich VIII. ist ein höchst wunderliches Stück. Man weiß nicht, ob Shakespeare dabei unendlich viel, oder ob er dabei (was den Gang des Ganzen betrifft) gar nichts gedacht hat. Im ersteren Falle, indem er die Inkongruenzen der menschlichen Natur als wirklich, unvermittelt aneinander gereiht und das Amt des Dichters eben der Wirklichkeit überlassen hat; letzteres, dem Gang der Chronik bis auf die Ausdrücke folgend und alle Bedenken, als überflüssig, von der Hand weisend. Die Spitze des Ganzen ist denn doch die Geburt der Königin Elisabeth und die Reformation, und doch ist die einzige honette Person des Stückes die katholische Katharina, und sie stirbt geradezu als eine Heilige, indes

der Bischof Cranmer, der Vater der Reformation, der einzige von den Geistlichen ist, der die durch Leidenschaft bedingte Scheidung des Königs gutheißt und billigt. Der König selbst mit seinen Gewissensbissen, die, wenn sie durchaus falsch wären, ihn zu dem verächtlichsten Heuchler machen würden, und wären sie wahr, so könnte er nicht am Ende jener Staatsversammlung, nachdem er eben erklärt, er würde, wenn über sein Gewissen beruhigt, mit Freude fort und fort an seine Gattin festhalten, auf die aufschiebende Entscheidung der Kardinäle vor sich hin sagen: das Ding dauert mir zu lange; ich will den Bischof Cranmer zu Rate ziehen. Auch ist es eine wunderliche Schmeichelei für Elisabeth, ihre Mutter als ein alltägliches Geschöpf in jener Szene mit einer alten Dame hinzustellen. Und eine Schmeichelei ist ja im fünften Akte gemeint, die wahrscheinlich erst später auf König Jakob ausgedehnt wurde. Oder war es von vornherein auf Jakob abgesehen, wie Macbeth? Dann erklärte sich das Ganze viel leichter.

Die lustigen Weiber von Windsor stehen in keinem besonderen Kredit bei den Shakespeare-Bewunderern. Ich finde es nichtsdestoweniger ein sehr lustiges Stück und manchem bewunderten vorzuziehen. Diese Masse von komischen Figuren, wie er die beiden Ehemänner im Gegensatz zu halten gewußt, mit dem Feenauftritte die Sache ins Poetische gezogen und endlich die wahre Liebesintrige in den Spaß verwebt hat, das alles ist besser als manches andere.

Ein englischer Kunstrichter hat das scheinbare Paradoxon aufgestellt: Fallstaff sei nicht feige. Er ist's eigentlich auch nicht. Er war gewiß in seiner Jugend herzhaft, so wie er bei seinem Verstande gewiß noch manche andere gute Eigenschaft besaß; aber die Lebenslust hat alles verschlungen. Der moralische Speck, mit dem physischen zugleich wachsend, hat ihn ganz in Behaglichkeit und Genuß eingehüllt. Seine melancholische Laune, von der er öfter spricht, ist nichts als das halbunbewußte Gefühl seiner Verkehrtheit. Hierin liegt wohl mit ein großer Teil der Ursache, warum uns Fallstaff, er mag tun, was er will, nie verletzt und so sehr unser Liebling bleibt, daß der Schluß des zweiten Teils von Heinrich IV. beinahe nicht befriedigt. Übrigens ist auch gewiß, daß über die Hälfte dieses letzten Stückes hinaus die erste Stärke der Begeisterung etwas von Shakespeare gewichen ist. Es ist auch hier alles vortrefflich, aber Shakespeare hätte es noch besser machen können.

Maß für Maß.

Gervinius hat in seinem absurden Kommentar über Shakespeare nicht übel Lust, dieses Stück mit Othello in eine Reihe zu stellen, ja seiner albernen Ansicht nach, daß das Herausstellen des Lehrhaften den Hauptvorzug eines dramatischen Werkes ausmache, sieht er sich sogar genötigt, ihm Vorzüge vor jenem Meisterstücke Shakespeares einzuräumen. Nun hat aber Maß für Maß allerdings meisterhafte, unübertreffliche Züge, gehört aber darum doch nichtsdestoweniger unter die mittelmäßigen Stücke Shakespeares. Von vornherein schadet dem Stücke, daß es auf absurde Voraussetzungen gebaut ist. Ein Gesetz, das jeder, der sich mit einem Frauenzimmer fleischlich vergangen hat, mit dem Tode zu bestrafen sei, ist höchstens in Tausend und einer Nacht unter einem märchenhaften Kalifen denkbar. Dadurch bekommt das Ganze etwas Willkürliches, das zwar in den ergreifenden Szenen verschwindet, aber doch immer dunkel nebenher schwebt, das Ganze zum Spiel stempelt und aus dem Leben auf die Schaubühne verweist. Das hat auch Shakespeare ganz richtig empfunden und in keinem seiner ernsthaften Stücke dem Komischen einen so beträchtlichen Raum gegönnt. Dieses Märchenhafte erstreckt sich auch auf den Verfolg der Handlung. Dieses Unterschieben Marianens für Isabella und so manches andere kann man sich recht wohl gefallen lassen, um sein Vergnügen nicht zu stören; niemand aber wird glauben, ein Stück Leben vor sich zu haben, was doch eigentlich die Aufgabe des Drama ist. Das Hauptverdienst sind die Charaktere, namentlich der Isabellens, der allerdings unter das Vortrefflichste gehört, was Shakespeare je in dieser Art hervorgebracht hat. Nur hat es mit den Charakteren Shakespeares ein eigenes Bewandtnis. Alle sind gleich vortrefflich angelegt und werden auch ebenso gehalten, wenn es der Gang der Handlung erlaubt. Das ist auch mit seinen Hauptpersonen in seinen vortrefflichen Stücken immer der Fall. In den Stücken zweiten Ranges aber legt er die Charaktere nach den hervortretenden Hauptbegebenheiten an, macht sich aber kein Gewissen daraus, wenn er seine Lust an ihnen gebüßt oder das Bunte, wohl gar Absurde der Handlung ihrer Entwickelung im Wege steht, sie auf die Seite zu schieben und sie für eine Zeitlang ganz zu vergessen. Das ist ihm sogar, in einem seiner unbestrittenen Meisterwerke, mit der Figur der Lady Macbeth geschehen. Sobald sie ihren Zweck, den Gatten zum Mord anzuspornen, erreicht hat, schiebt er sie, weil er keinen Platz mehr für sie hat, beiseite, und sie bekommt dadurch bis zu ihrer letzten unübertroffenen Szene etwas Untergeordnetes, ja Ängstliches, was eben Tieck, der keinen Fehler in Shakespeare zugeben will und lieber das Ganze als einen kleinen Teil aufgibt, verleitet hat, sie für eine zärtliche Gattin und gute Mutter zu erklären. So ist es auch mit Isabellen. Von vornherein ist sie einer der herrlichsten Charaktere, die je ein Dichter in seiner Begeisterung geschaffen hat. Daß sie hier auch schon Unanständigkeiten und Zweideutigkeiten, ohne Zeichen des Widerwillens, hinnimmt, wollen wir mit dem Charakter der Zeit entschuldigen, der allerdings minder ekel war, als der unsere; von dem Augenblicke aber,

als Mariane auftritt und die Handlung ins Märchenhaft-Bunte übergeht, vergißt sie ihre frühere Strenge so weit, daß sie sich die unsäuberliche Vermengung ihrer Person mit der Marianens, das Sündhafte des fleischlichen Vorganges, ohne Widerrede gefallen läßt und höchstens zum Schlusse wieder einen Weg in das Edle ihrer Natur findet. Ja ganz zuletzt wird über die Charakterstarke, die sich früher dem klösterlichen Leben bestimmt, zu einer Heirat mit dem Herzog ohne viel Fragens verfügt. Auch der Charakter Angelos mit seinen unbestreitbaren guten Eigenschaften, die dann auch zum Schlusse bei seiner Begnadigung postuliert werden, im Gegensatz seiner Schändlichkeit und Wortbrüchigkeit, gehört so ziemlich ins Gebiet der Fabel und des Unmöglichen. Daß von allen Schuldigen zuletzt nur der mindest Schuldige, der plauderhafte Lucio allein bestraft wird, ist eine schreiende Satire auf den Titel: Maß für Maß. Selbst als Komposition betrachtet, ist das Stück fehlerhaft, durch den vierten Akt nämlich, der ganz inhaltlos und nur da ist, um die Handlung bis zum fünften Akte fortzuspinnen, welche Fünfzahl damals wohl kanonisch war, wie die vielen Totschlägereien im Trauerspiel.

Damit soll kein Tadel gegen Shakespeare ausgesprochen sein, der auch in diesem Stücke so viel Herrliches geleistet hat, daß es hinreicht, einen andern Dichter als Einzigen für alle Zeiten zu adeln. Der Tadel gilt jenen stumpfsinnigen Kunstrichtern, die, ohne Geschmack auf der Zunge und aus sachunkundiger Lobhudelei, sich an den naturwüchsigen Meisterwerken desselben Dichters versündigen, indem sie dieses Stück mit ihnen in dieselbe Reihe stellen.

Othello.

Die Deutschen betrachten den Shakespeare als den vollkommenen Abdruck der Natur. Wenn sie ihn, und zwar mit Recht, über alle Dichter der neueren Zeit setzen, so ist es vor allem die Wahrheit seiner Dichtungen, die sie dabei im Auge haben. Nun ist merkwürdig, daß diese Naturwahrheit nicht überall und jederzeit gefühlt worden ist. Voltaire, ein so begabter Mann, als je einer in der Welt war, und dabei in einigen seiner Dramen ein nicht zu verachtender Dichter, hat ziemlich abschätzig von Shakespeare gesprochen, und wenn man ihn, nicht mit Unrecht, als befangen betrachten wollte, so war der zweitgroße Dichter Englands, Lord Byron, dem es an Sinn für Naturwahrheit keineswegs fehlte, von den Vorzügen seines großen Landsmannes nichts weniger als durchdrungen. Woher nun diese Verschiedenheit des Urteils in einer Sache, die sich doch jederzeit gleich bleiben sollte und gleich bleibt, wie Natur und Wahrheit? Zur Lösung dieses Rätsels bietet nun Othello, das psychologisch getreueste Bild menschlicher Leidenschaft, einen willkommenen Beitrag. Jagos Ohrenbläserei, seine abgerissenen Reden, der Kampf in Othello zwischen Liebe und Verdacht, nichts kann wahrer sein: so entsteht die Leidenschaft, so wächst sie, so steht sie endlich furchtbar da — *aber nicht in so kurzer Zeit.* Shakespeare gibt häufig ein compendium, ein précis, ein abrégé der Natur, statt der Natur selbst. Wozu kaum fünf Akte ausgereicht hätten, das wird hier in den Raum eines einzigen (des dritten) zusammengedrängt. Othello hat seinen Leutnant entlassen, mehr der Dienstordnung zuliebe, als daß er ihm gram wäre. Er findet ihn, nicht in Geheim, sondern ohne alle verdächtigen Nebenumstände bei seiner Gattin, um ihre Vorbitte anzuflehen. Sie bittet wirklich vor. Was ist einfacher, natürlicher, unschuldiger? Und doch wird es Jago möglich, in dem Raum eines einzigen Aktes seinen Verdacht zu einer solchen Höhe zu steigern, daß der Rest des Stückes kaum noch etwas hinzufügt, als den Mord. Ich übergehe die Geschichte des Tuches, das für sich schon keine ernsthafte Prüfung aushält. Daß Desdemona ein so wertes, vielbedeutendes Liebespfand als gewöhnliches Schnupftuch gebraucht, dürfte wohl kaum als natürlich betrachtet werden. Shakespeare geht immer den Weg der Natur, er kürzt ihn aber häufig ab. Das ist zugleich die Wahrheit und die Unwahrheit seiner Poesie.

Nicht anders ist es mit den Charakteren. Desdemona ist ein Engel an Reinheit, vielleicht der himmlischeste Charakter, den ein Dichter je geschaffen. Wie kam es aber, daß diese zarte, furchtsame, kindisch anhängliche Natur heimlich aus dem Hause ihres Vaters entfloh? Man kann sich da ganz genügende Möglichkeiten denken. Wenn aber Shakespearen an der Wahrheit ihres Charakters lag, so hätte er durch Angabe des von ihm gedachten Verlaufes vor allem diese Inkonsequenz aus dem Wege schaffen müssen. Daß Jagos Charakter unmöglich sei, wird ziemlich allgemein zugegeben, und ich will es zur Ehre der menschlichen Natur glauben.

Da wären denn eine Menge Fehler! Wie kommt es denn aber, daß wir bei der Darstellung oder bei gehöriger Lesung von diesen Fehlern gar nicht gestört werden, daß sie wie lauter Vortrefflichkeiten auf uns wirken? Shakespeares Wahrheit ist eben eine Wahrheit des Eindruckes, und nicht der Zergliederung. Die Prägnanz der Ausführung, die Gewalt seiner Verkörperung ist so übermächtig, daß wir an die Möglichkeit gar nicht denken, weil die Wirklichkeit vor uns steht. Die Gabe der Darstellung in diesem Grade hat alle Vorrechte der Natur, die wir anerkennen müssen, auch wo wir sie nicht verstehen.

Zu diesen Abkürzungen der Natur ist er aber wahrscheinlich durch sein Publikum gezwungen worden, die bunte Begebenheiten und keine psychologischen Weitläufigkeiten wollten. Zugleich durch den Inhalt seiner Stoffe, die er fertig vorfand, als Wirklichkeiten aufnahm und von denen er nur höchst selten abwich.

Wir aber, die wir Ähnliches mit unendlich geringeren Kräften anstreben, mögen uns dieser Fehler nur bewußt werden und in Shakespeare

ein Vorbild, aber nicht ein Muster erkennen. Nur dem Gange des Genies folgt das Gefühl der Notwendigkeit auf dem Fuße nach; wir andern müssen Wahrscheinlichkeit und Folgerichtigkeit fest im Auge behalten und werden nur überzeugen, wo wir uns rechtfertigen können.

Was das Eigentlichste von Shakespeares Geist ausmacht und ihn von allen anderen Dichtern unterscheidet, ist: daß die empfangende oder reproduktive Seite seiner Natur die produktive weit überwiegt, oder, um es handwerksmäßig auszudrücken, daß der Schauspieler in ihm so tätig ist, als der Dichter. Die produktive Phantasie gestaltet und ist daher leicht mit einer Oberfläche befriedigt; die empfangende Natur aber geht als Empfindung in die Tiefe, und als Phantasie bildet sie zu dem gegebenen Ganzen das Einzelne und Stetige aus. Beide Seiten müssen wohl in jedem Dichter vereinigt sein, aber ihn nötigte der Schauspieler, sich mit den Personen und Situationen zu identifizieren und aus ihnen herauszudichten, statt in sie hinein. Er hat seine Personen gelebt, als er sie schrieb, und er war ebensosehr der Gesamtschauspieler seiner Stücke, als ihr Dichter, welches letztere Amt er der Geschichte oder der Novelle, meistens sogar einem früheren Schauspiele überließ, von denen er kaum abwich und sie nur im Inneren bereicherte und erfüllte. Wie wenig er ein Dichter im gewöhnlichen Sinne des Wortes war, zeigen seine ersten lyrisch epischen Versuche, die durchaus verfehlt sind; Venus und Adonis, bei einzelnen Schönheiten, plump bis zum Widerlichen, die Lucrezia spitzfindig und gemacht. Erst als er als Schauspieldirektor anfing, Stücke für sein Theater zuzurichten, kam unbewußt sein eigentlicher Genius über ihn, und er ward der größte Dichter der neueren Zeit, indes er glaubte, nur sein Brot zu verdienen.

Swift.

Etwas rein Witzigeres als die Vorrede Swifts zu seinem Märchen von der Tonne ist wohl noch nicht geschrieben worden.

Der Anthropomorphismus der Phantasie zeigt sich unter anderen auch beim Lesen von Gullivers Reisen, da wo er im Riesenlande sich befindet. Um sich die Eingeborenen nur nicht über alles Maß ungeheuer denken zu müssen, stellt man sich Gullivern, von dem wir doch wissen, daß er in unserer Größe war, als einen fingerlangen Däumling vor.

Wie kommt's, daß beim Betrachten des Kupfers zu diesem Teil der Reise ich mir die umherstehenden Brobdingnager als Menschen von gewöhnlicher Größe denke, Gulliver aber als einen Zwerg; statt diesen für einen Menschen von gewöhnlicher Statur und jene für Riesen, wie sie es doch wirklich sind.

(Vielleicht weil wir gewohnt sind, Zwerge zu sehen [die Kinder], Riesen aber nicht.)

Unter die Vorzüge von Gullivers Reise, und was dessen Wert in künstlerischer Hinsicht über den des Märchens von der Tonne erhebt, gehört auch, daß die Allegorie darin nicht immer gerade den gemeinten Gegenstand haargenau deckt, sondern manchmal etwas weiter, manchmal wieder enger ist, überhaupt nicht immer gerade bei der Stange bleibt und wohl auch bis zum freien Scherz geht. Dieses gibt dem Ganzen, wenigstens in der ersten Hälfte, nebst dem Angenehmen der satirischen Beziehung, zugleich eine selbständige Lebendigkeit, die sehr wohltuend ist. Für mich gibt es nicht leicht etwas Marternderes, als eine lang fortgesponnene strengbeobachtete Allegorie, wo man das, was man vor sich hat, immer erst vernichten muß, um überhaupt etwas zu haben. Wie gefährlich ist überhaupt alle Allegorie in der Kunst! Wie unrecht tun die Deutschen der neuesten Zeit, sich ihr so zuzuwenden!

Der Vorzug von Swifts politischen Schriften nicht immer eine scharfe Logik. Witz und Leidenschaft vertreten nur zu oft ihre Stelle. Die Beweise ad hominem stark vor allem.

Hated by fools, and fools to hate,
Be that my motto and my fate.
Swift to Doctor Delany Vol. 14, p. 433.

Swift, so wenig Dichter er in seinen schwunghaften Versen ist, so sehr ist er es in den satirischen. Nicht sowohl des schlagenden Witzes wegen, denn der gehört doch mehr der Prosa an, aber wegen des Lebendigen, besonders aber der Bildlichkeit seiner Darstellung. Alles gewinnt Körper unter seiner Hand und man kann wohl sagen, daß bei keinem Schriftsteller wie bei ihm die zersetzenden und konstruktiven Fähigkeiten des Geistes so Hand in Hand gegangen sind. Man kann in gleichem Maße dasselbe kaum von Aristophanes sagen, denn einen gewissen Grad von Objektivität findet der dramatische Dichter schon in der Form seiner Kunst; er setzt Gestalten voraus, die der Lyriker erst schaffen muß, und dann ist die Erfindung und Abrundung der Fabel eben nicht die größte Stärke des Atheners. Wodurch übrigens seinen sonstigen Eigenschaften nicht das geringste benommen sein soll.

If honour I would here define
It answers faith in things divine.
Swift to Stella XIV, 510.

Wenige sind in der Entwickelung nicht nur der Begriffe, sondern auch der Empfindungen so glücklich als Swift und wenige haben dieselbe Leichtigkeit, das scharf Bestimmte so prägnant in Versen auszudrücken.

Namentlich ist jenes Gedicht ein Meisterstück in Gedanken, Empfindung und Ausdruck.

Ob die Herausgeber von Swifts Werken recht getan haben, jene schmutzigen Rätsel mit aufzunehmen, deren Verfertigung dem nahe an sechzig Jahre alt gewordenen Dechant von St. Patrick Vergnügen macht? Ich glaube, ja.

Denn so unendlich weh sie mir getan haben, so steckt zugleich eine große Lehre darin. Wohin man nämlich mit den höchsten Geistesgaben gelangt, wenn die Herzensbegeisterung fehlt. Aber weh hat's mir getan, denn ich war wirklich auf dem Wege, Swift, trotz mancher Gebrechen, eigentlich zu verehren.

Für den Wert des Menschen (Weibes?) ist die Güte des Charakters allerdings das Höchste, aber für das Zusammenleben, namentlich das nähere und nächste, ist Humor und Temperament beinahe noch wichtiger. Eine ähnliche Betrachtung mag bei Swift obgewaltet haben, wenn er von Stella sagt:

Your virtues all suspended wait
Till time hath open'd reason's gate.

Ich habe jetzt das Gedicht nachgelesen, aus dem Walter Scott in seiner Biographie Swifts jene anderthalb Verse zitiert, und ich habe ganz recht geraten. Die übergroße Lebhaftigkeit, die Reizbarkeit zum Zorn, die Hartnäckigkeit im Behaupten war es, was Swiftn, trotz aller vortrefflichen Eigenschaften Stellas, das Zusammenleben mit ihr unmöglich machte. Und doch war sie schon 36 Jahre alt, als er jenes Gedicht schrieb, so daß man wohl glauben kann, daß die Tore der Besonnenheit ihr für immer verschlossen blieben. Auch die irgend sonst wo vorkommende Beschreibung ihrer Gestalt: ihr schwarzes Haar, die strahlenden dunkeln Augen, die Bewahrung der Wohlgestalt über die gewöhnliche Zeit hinaus, stimmen sehr mit einem andern Bilde überein, das leider dieselben Fehler bei gleichen Vortrefflichkeiten besitzt.

Was sein allerdings nicht zu rechtfertigendes Verhältnis zu Stella und Vanessa betrifft, so kam er mit beiden zuerst als Lehrer in Berührung und er ist wahrscheinlich sehr überrascht gewesen, sein inniges Wohlgefallen durch geschlechtliche Leidenschaft erwidert zu sehen. Sein Benehmen gegen beide entsprang aus dem Hinausschieben, der Schoßsünde derjenigen, welche Ruhe suchen und für wichtigere Zwecke brauchen.

Bei Swift ist, soviel ich mich erinnere, eine einzige Stelle, aus der man sieht, daß er Shakespeare gekannt hat, in Cassinus and Peter die Worte aus Macbeth: Avaunt! ye cannot say 'tis I.

NB. Es sind noch mehrere Stellen, obwohl Walter Scott behauptet, es gäbe keinen einzigen Fall.

Fifteen of our society dined together under a canopy in an arbour ad Parson's Green last Thursday, I never saw any thing so fine and romantic. Swifts Journal to Stella, lett. 47.

Ich war erstaunt über den Gebrauch des Wortes romantisch, genau in unserem Sinne. Kommt es in jener oder in früherer Zeit auch sonst vor? Etwa bei Shakespeare? Ich erinnere mich nicht. Bei dieser Gelegenheit: Walter Scott versichert, Swift erwähne Shakespeares nie. Ich habe wenigstens vier oder fünf Anführungen aus dessen Trauerspielen gefunden, worunter besonders eine aus Heinrich VIII., die man nur mit dem Buche an der Hand machen konnte, da es eben keine hervorragende Stelle ist.

Es ist merkwürdig, daß Swifts polite conversation sich beinahe in nichts unterscheidet von dem Dialog in Shakespeares Lustspielen, so daß zweihundert Jahre nichts beigetragen haben zur Milderung der Roheit in England.

Lord Byron.

Unter die merkwürdigsten Erscheinungen gehört die verhältnismäßig geringe Achtung Lord Byrons für Shakespeare: des zweitgrößten englischen Dichters für den ersten. Tieck oder ähnliche Faseln werden sich leicht mit der Annahme zufriedenstellen, daß der mindere Geist eben den höheren nicht begriffen habe. Da genannte Faseln nun aber selbst Shakespeare zu verstehen behaupten und Lord Byron ihnen in jeder geistigen Befähigung himmelweit überlegen war, so muß doch ein anderer Grund dieser Nichtbeachtung aufgesucht werden.

Es ist auch ein anderer Grund. Er liegt teils in der Geistesselbständigkeit, teils in der völlig modernen Richtung Lord Byrons. Jene Selbständigkeit machte, daß alle seine Überzeugungen genau aneinander hingen und nichts in seinem Innern Platz hatte, was nicht aus ihm selbst hervorgegangen war. Er kannte als Engländer die Alten und schätzte sie hoch, schon um der ersten Jugendeindrücke willen, dann weil nur ein Tor sie nicht hochschätzen kann. Man hat aber alle Ursache, zu glauben, daß er sie auf dieselbe allgemein menschliche Weise sich aneignete und zurechtlegte, wie die großen Geister der französischen Schule getan hatten und die praktischen Köpfe der englischen Öffentlichkeit noch gegenwärtig tun. Seine Verehrung für Pope scheint darauf hinzudeuten, daß er gegen die Art, wie dieser Geschmacksmann mit Homer umgegangen war, nicht viel einzuwenden hatte. Indes wir Deutsche an den Alten vorzüglich das beachten, wodurch sie sich von uns unterscheiden, was kulturhistorisch gewiß das Richtigere ist, heben andere Nationen an ihnen das heraus, was sie mit uns gemein haben, wodurch sie zu praktischen Mustern werden und in die fortschreitende Bildung eingreifen, indes sie bei uns gewissermaßen zu Hemmnissen geworden sind und nur in der isolierten Betrachtung, aber freilich um so herrlicher dastehen. Niemand, seit die Welt steht, allenfalls mit Ausnahme Shakespeares, ist weniger Pedant gewesen, als Lord Byron, und das führt auf seine zweite Eigenschaft: seine durch und durch moderne Richtung.

Letzteres kommt aber daher, daß Lord Byron eigentlicher Empfindungsdichter ist, nicht zu verwechseln mit Gefühlsdichter. Denn Gefühl und Empfindung sind verschieden. Das Gefühl ist sympathisch, die Empfindung monopathisch. Ersteres bezieht alles auf den Gegenstand und liebt oder verabscheut, letzteres auf das eigene Selbst und billigt oder mißbilligt. Das Gefühl ist zunächst mit dem Begehrungsvermögen ver-

wandt, die Empfindung mit dem Erkenntnisvermögen. Das erstere wirkt unbewußt, das zweite unterscheidet die Momente des Eindrucks. Sie verhalten sich zueinander wie der unartikulierte Aufschrei und die artikulierte Rede. Das Gefühl gehört dem Dichter als Menschen, das zweite ihm als Dichter.

Walter Scott.

Walter Scotts Poesie eine Wahrnehmungspoesie, im Gegensatz der Anschauungspoesie.

Man ist so weit gegangen, Walter Scott mit Shakespeare zu vergleichen, ja wohl gar zusammenzustellen. Etwas Verrückteres läßt sich wohl nicht denken. Gerade das, worin man sie verwandt finden will: die Charakteristik, begründet die ungeheuerste Verschiedenheit. Alle Charaktere Shakespeares haben das bestimmteste Leben, durch eine geniale Anschauungsgabe, einen Blick in die innerste Werkstätte der menschlichen Natur aufgefaßt, entwickeln sie sich mit einem eigentümlichen Organismus, sie sind da; selbst ihre scheinbaren Widersprüche gleichen sie durch die siegende Beweiskraft der Existenz aus. Shakespeare, er gab seinen Personen keine Charaktere, sie stellten sich ihm schon mit einem vollständigen Charakter begabt dar.

Scott macht Charaktere: manchmal mit mehr, manchmal mit weniger Geschick; immer will er vorher, ehe er schafft, und seine gelungensten Züge können die Absicht nie verleugnen. Er ist ein scharfer Beobachter; was er beobachtet hat, weiß er lebhaft und gewandt hinzustellen, aber jede seiner Personen ist, genau betrachtet, eine Mehrheit von Zügen, die erst ein ordnender Verstand zur Einheit gebracht hat, indes bei Shakespeare alles aus der Einheit der inneren Anschauung hervorgeht, und aus dieser erst die Mannigfaltigkeit der oft scheinbar widersprechenden Eigentümlichkeiten hervorgeht. Was man durch Welt- und Menschenkenntnis, durch Studium der Geschichte und Psychologie, durch Beobachtungsgeist und Scharfsinn erlangen kann, hat Scott alles, und er sei gepriesen um deswillen! Aber der eigentliche Mittelpunkt, das unerklärte Lebensprinzip fehlt seinen Figuren, und er kann von dieser Seite keineswegs auf eine hohe Stufe Anspruch machen. Seine Personen scheinen daher auch nur bestimmte Charaktere zu haben, so lange er sie beschreibt, so lange sie in Ruhe sind, so lange von ihnen gesprochen wird; sobald sie handeln, schüttert der zusammengetragene Bau, und sie beurkunden immer mehr und mehr ihren Ursprung: den Begriff.

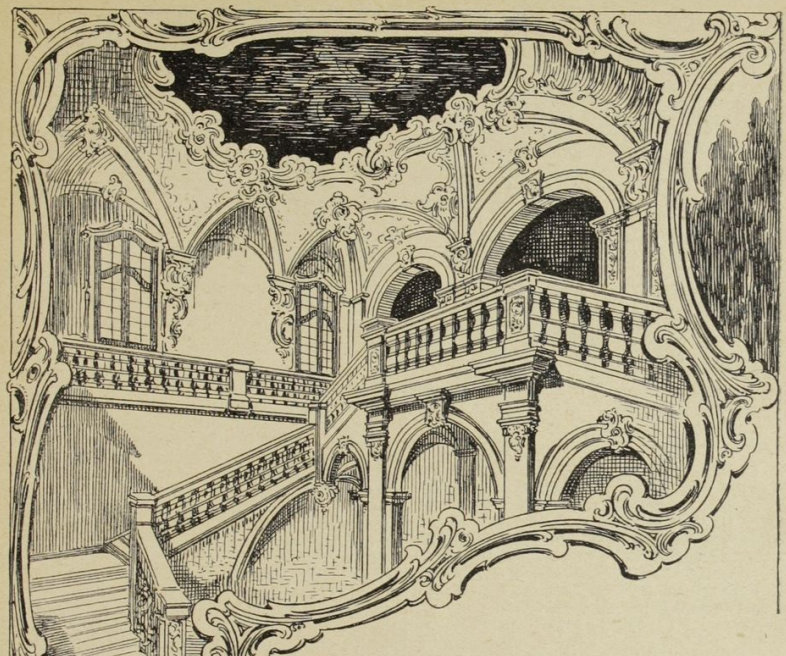
Was die Anordnung der Fabel betrifft, so sind mir die Details darüber nicht so gegenwärtig, da ich leicht vergesse, was ich ohne besonderen Anteil lese. Meistens scheinen aber die Begebenheiten interessant zu sein (wobei freilich nicht entschieden wird, ob sie diesen Vorzug der Empfindungskraft des Verfassers oder der Treue des Chronisten verdanken, aus dem sie genommen sind). Die Verknüpfung derselben ermangelt selten der Konsequenz.

In bezug auf die Darstellung ist zwischen der Schönheit der Form und der Lebendigkeit und Wirksamkeit zu unterscheiden. Erstere hat vielleicht noch kein Dichter, der zu einem Namen gelangte, so sehr vernachlässigt, als der Verfasser der Romane, die unter Scotts Namen gehen. Eine breitere, wortreichere Prosa kann kaum in einer juristischen Deduktion vorkommen, und jedes Streben nach Schönheit ist so ganz daraus verbannt, daß wohl noch niemand die Lust angekommen ist, wie einem doch sonst begegnet, eine oder die andere Stelle zum zweiten Male zu lesen. Wenn Scott wirklich der Verfasser dieser Romane ist, was ich jedoch sehr bezweifle, so ist diese Verflößung der Form das Sonderbarste, was einem so geübten Versifikateur begegnen kann. Diese Einleitungen! Diese ersten Bände! Oft trägt diese mit Umständlichkeit verbundene Breite zwar allerdings zur Bildlichkeit des Dargestellten bei, öfter aber noch ermüdet sie bis zum Überdruß.

Die Wahrheit der Darstellung nun ist beinahe durchgehends sehr groß, und hierin liegt eigentlich das Hauptverdienst des Verfassers und der Hauptgrund seiner Wirkung auf das Publikum. Seine Schilderungen aller Art sind unübertrefflich. Wo die Erzählung in das Dramatische streift, wo der Ausbruch der Leidenschaft das Lyrische erfordert, ist die Schwäche des Autors. Man kann kühn von ihm als Dichter behaupten, daß er weder im eigentlichen Epos, noch im Drama, oder in der höheren Lyrik etwas Bedeutendes zu leisten vermöge. Er ist auf die Erzählung beschränkt; braucht es mehr, um ihn von jeder eigentlich höheren Rangstufe auszuschließen?

Der Hauptmangel endlich ist der Abgang des Gewahrwerdens eines über dem Ganzen schwebenden, erhabenen, überlegenen Geistes. Wenn Homer in seinem Stoffe gleichsam unterzugehen, mit ihm Eins zu sein scheint, so ist der Stoff danach, und alles, was die Erde Hohes und Großes kennt, findet darin einen Raum. Wenn aber ein Stoff, wie der des Ivanhoe oder Waverley, und der Geist eines Verfassers sich so vollkommen decken, so entsteht für letzteren unmöglich die Vermutung einer besonderen Ausgebreitetheit.

Das Obengesagte gilt eigentlich wohl nur zum Teil von Walter Scott. In einigen seiner besseren Werke, seiner besten Charaktere ist wirkliche Anschauung. Das gilt besonders von seinen, zum Teil öfters wiederkehrenden Lieblingspersonen; der Raum aber neben diesen ist selbst in seinen vorzüglicheren Hervorbringungen mit solchen Begriffswesen ausgefüllt, die er sich leicht ersparen könnte, wenn er unbedeutend ließe, was unbedeutend ist, und sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, durchaus einmal charakteristisch sein zu wollen.



4. Zur französischen Literatur.

Racine.

Racine, ein so großer Dichter, als je einer gelebt hat, mußte eben dafür büßen, an die Scheidegrenze der Mittel- und neuen Zeit hingestellt zu sein, wo die heroischen Leidenschaften des Mittelalters noch fortglimmten, indes ein schauprunkender König beschlossen hatte, keiner von ihnen ferner Spielraum zu geben, als jener Minne, die durch Förmlichkeit längst zur Galanterie herabgesunken war. Fünfzig Jahre früher, und der Dichter hätte all jene Tapferkeit, Haß, Blutrache, Herrsch- und Ruhmsucht in ihrer ursprünglichen Gewalt dargestellt; fünfzig Jahre später, und er hätte sie schon so abgeschwächt gefunden, daß er sich seiner Neigung für sanftere Empfindungen unbedingt hatte überlassen können. So aber finden sich jene herben Elemente in dieses süßliche Medium eingetaucht. Und das ist sein Fehler, aber auch sein einziger.

Molière.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß Molière im Misanthropen sich selbst geschildert hat. Einmal wimmelt es darin von kleinen intimen Nuancen, die nur derjenige findet, der das Dargestellte selbst empfunden hat. Daß des Misanthropen Meinung von der Poesie Molières eigene war, leugnet niemand. Sogar der unbefriedigende, stumpfe Ausgang des Stückes deutet darauf hin und wird jeder Dichtung eigen sein, die aus Selbstironie hervorgegangen ist, wie z. B. Goethes Wilhelm Meister und Tasso zeigen. Wie er von Eifersucht, und zwar gegründeter, geplagt war, lehrt die Geschichte seines Lebens. Nun endlich dieses sein Leben selbst. Ein Dichter, im eigentlichen Sinne des Wortes, auf das

Edle und Große hinstrebend, wie er denn von der Darstellung ernster Charaktere nur durch wiederholtes Verunglücken auf der Bühne zurückgeschreckt wurde, und nun genötigt, den Lustigmacher, den Hans Narren zu spielen, mitten im Jubel des Beifalles sich wahrscheinlich selbst verachtend über die Versündigung an seinem besseren Inneren. In der Gesellschaft tief unter diejenigen stehend, die er nicht einmal als seinesgleichen anerkennen konnte. Selbst der Misanthrop fiel durch, als nicht pudelnärrisch genug. Mußte sich da nicht eine Feindseligkeit gegen die gesellschaftlichen Zustände ansetzen? Ich denke hier an Raimund, der, obgleich tief unter Molière stehend, doch hierin eine Ähnlichkeit mit ihm hatte. Wie nahe Molière der eigentliche Gemütspoesie stand, von der ihn nur das Zeitalter und vielleicht der überlegene Einfluß seines Freundes Boileau zurückschreckte, zeigt nebst einzelnen Stellen in allen seinen Werken vor allem das kleine Bruchstück: Malicerte. Der Monolog der Heldin im zweiten Akt zeugt von einer seine Zeit weit überflügelnden Empfindung, wie sie selbst bei Racine selten vorkommt.

Ob nicht der Name Tartuffe von dem aus Scherz dem Deutschen nachgeahmten Worte: Der Teuff oder Dar Teuff (der Teufel) herkommt, dessen sich die Franzosen noch heute wie: Vas is das, Sourcrout, la Schlague, bedienen. Die Verwechslung von D mit T ist ebenso natürlich, da sie die Deutschen überhaupt wegen ihrer harten Aussprache der weichen Buchstaben auch beim Französischreden lächerlich finden.

Es ist merkwürdig, wie in den frühesten Stücken Molières die Empfindungspoesie hervortritt und erst später der Verstandespoesie den Platz räumt, z. B. in dem freilich etwas absurden dépit amoureux die Figur des mannweiblichen Ascagne. Das hing ihm wohl noch von den Spaniern an, sowie die Buffonerie von den Italienern. Vielleicht hat erst die Bekanntschaft mit Boileau und der Vorgang der damaligen Tragödie den Streit zugunsten des Stils und der Reflexion entschieden.

Rousseau.

Ich lese Rousseaus Confessions und erschrecke, darin mich selbst zu sehen.

Mais quoique M. de Pontvere fû un bon homme, ce n'étoit assûrement pas un homme vertueux. Rousseau Confessions. Wie in die Augen springend ist hier dieser Gegensatz.

Mit welcher Naivität Rousseau von sich selbst sagt: moi, qui me suis cru toujours, et qui me crois encore, à tout prendre, le meilleur des hommes. Das Geständnis eigener Fehler und Schwächen verliert wohl allen Wert, wenn man von seiner Vortrefflichkeit so überzeugt ist, als Rousseau es war. Sie vertreten dann bloß die Stelle des Schattens im Gemälde und heben das Bild statt es zu entstellen. Katty hat einen guten Teil von dieser Selbstschmeichelei.

Wie würde sich Rousseau gewundert haben, wenn ihn jemand den vollkommensten Egoisten genannt hätte, der jemals gelebt? Der in andern, mit denen er in Berührung kam, immer nur die Ideen liebte, die er mit ihren Personen in Verbindung bringen konnte, nie aber die Personen selbst; der daher auch keinen eigentlichen Freund, keine eigentliche Geliebte fand; der daher seine Kinder ins Findelhaus gab, bloß weil sie der Ausführung seines einmal gemachten Lebensplanes im Wege standen, und auch in der Folge mit gleicher Härte über ihr Schicksal ganz unbekümmert blieb; der, um ungeniert zu sein, das Weib, das ihm so zugetan war, als Maitresse hielt, statt sie durch den Namen seiner Frau glücklich zu machen; der ewig sich als den Mittelpunkt der ganzen Schöpfung, alles, was um ihn geschieht, als seinetwegen geschehen betrachtet, und wenn ein Erdbeben oder ein jäh ausbrechender Vulkan ihn im Schreiben gestört hätte, darin ein Komplott gegen seine Person gesehen haben würde; dessen Sucht nach Auszeichnung so groß war, daß, da er nicht alle Zeichen desselben allein besitzen konnte, er lieber gänzlich auf sie Verzicht tat; der die Welt verachtete, weil er nicht in ihr zu leben verstand; den Ton der Gesellschaft, weil er sich ihn nicht aneignen konnte; der die Einsamkeit suchte, weil er nur dort das allein fand, was allein ihn auf der Welt interessierte, sich selbst nämlich, seine Gedanken, seine Empfindungen. Wenn ihm nun das jemand sagte, sich aber in alledem zugleich als seinen Bruder ankündigte, was würde er antworten? Nie hätt' er's geglaubt, und doch ist's so; ist so, ohne daß Rousseau dadurch eigentlich moralisch schlechter würde. Es ist der Zustand des völlig durch seine Gedanken beherrschten Menschen. Rousseau glaubte, er sei es durch seine Empfindungen, aber umgekehrt, denn diese entstanden immer erst aus jenen, oder vielmehr bloß aus jenen. Was ihm kein Feld für seine Ideen bot, da empfand er auch nichts, wie z. B. gegen seine Kinder, die seinen Lebensplan kreuzten, und die er daher entfernte. Nie hat er über sich ein wahreres Wort gesprochen, als wenn er sagt: j'ai besoin de me recueiller pour aimer, und darin liegt der Schlüssel seines Lebens. Wenn man sich seinen Gedanken, zumal in der Einsamkeit, ganz hingibt, so verschlingen sie die ganze Welt, nähren sich mit allem, was darin für sie genießbar ist, und bleiben zuletzt allein mit dem, der sie trägt, in einer wesen- und freudenlosen Wüste.

Das zwölfte Buch von Rousseaus Konfessionen kömmt mir auffallend verschieden von

den vorhergehenden vor. Es ist, als ob der Verfasser, durch die lange Arbeit ermüdet, die poetische Anschauung seines Lebens und die dramatisch-konsequente Ausbildung des sich selbst gelieſenen Charakters vergessen hätte und auf einmal in die Prosa der Wirklichkeit herabgefallen wäre. Seine Eitelkeit, die Sucht, sich durch Sonderbarkeiten auszuzeichnen, treten gar zu nackt hervor. Überall Spuren des ennui. Man merkt, daß er hier die Gegenwart beschreibt, die sich natürlich nicht so leicht idealisieren läßt, als die Vergangenheit.

Scheint es im zwölften und fünfzehnten Briefe (2. Band) der Heloise nicht, als ob St. Preux Lust hätte, sich selbst abzukühlen, und Julia es ihm verböte?

Frau von Stael.

Peinlich ist die Schwüle, die über den ersten Bänden der Corinna der Frau von Stael gelagert ist. Ich fühlte mich ordentlich erquickt, als ich heute im zweiten Bande die Stelle las, wo Lord Nelvil über die Engelsbrücke geritten kommt. Es war eine aus Freude und Verwunderung gemischte Empfindung, daß einer der Helden dieses Buches auch reiten oder überhaupt etwas anderes als reden könne. Ich habe dies Buch noch nicht ausgelesen, aber bis jetzt scheint mir der Plan einer der unglücklichsten, die je entworfen worden sind. Wenn auch Abwechslung überhaupt angenehm ist, so ist es keineswegs die zwischen warmem Gefühl und kaltem Verstand, wenn nicht Humoristik etwa diese Extreme verknüpft; sonst, und so ist es auch in der Corinna der Fall, wird leicht darüber der Verstand warm und das Gefühl kalt.

Es ist interessant, eine Parallele zu ziehen zwischen Jean Pauls Titan und der Corinna der Frau von Stael. Beide scheinen von einem Plan ausgegangen zu sein (Jean Paul, versteht sich, nur im Anfange seines Werkes). Beide suchen die Beschreibung von Italien dadurch, daß sie es wie eine Landschaft mit handelnden Personen staffieren, zu heben, aber wie verschieden ist der Erfolg! Indes die Landschaft bei Jean Paul stets Hintergrund bleibt, verschlingt sie in der Corinna die Figuren.

Die lächerliche Eitelkeit der Madame Stael leuchtet wohl nirgends so sehr hervor, als in ihrem letzten Werke: Zehn Jahre meiner Verbannung. Überhaupt ist mir das ganze Wesen dieser Frau unleidlich. Was für übertriebene Deklamationen; was für, wenn nicht gemachter, doch gesuchter Enthusiasmus; welche halbwahre Wahrheiten und allgemeine Sätze, die aufs höchste als besondere gelten. Sie steht an der Spitze der Schriftsteller, die nicht ihren Gegenstand zeigen wollen, sondern sich. Worin bestand denn das Unglück ihrer Verbannung? Daß sie nicht mehr in den Zirkeln von Paris glänzen konnte, an denen sie so läppisch hing. Ihre Klagen sind ein Verbrechen an allen, die damals wirklich Ursache zu klagen hatten.

Lucretia von Ponsard.

Ich gestehe, daß ich von diesem Stücke, nach dem, was uns darüber in Journalartikeln, auch den lobenden, teils von vornherein, teils nach der Aufführung kund geworden war, nur eine sehr geringe Meinung hegte. Ich habe es gelesen und kann nicht anders als mit wahrer Achtung davon sprechen.

Nicht als ob es ein eigentlich gutes Stück wäre. Das Geheimnis, derlei zu machen, scheint in ganz Europa verloren gegangen zu sein. Aber nur wer die Schwierigkeiten einer Sache nicht kennt, pflegt überstreng zu sein; wer sich selbst versucht hat, weiß auch das Annäherndgute zu schätzen.

Vor allem ist hier die Meinung zu berichtigen, als ob der Verfasser der Lucretia durch dieses Stück, im Gegensatze der romantischen Gattung, sich dem sogenannten Klassizismus zugewendet habe. Allerdings ist Zeitalter, Kostüme, Ausdrucksweise, Gesinnung — des Verfassers nämlich, nicht der Personen — dem Klassizismus entlehnt oder nahestehend; dagegen sind die Motive, Zwischenbegebenheiten, Haltung der Figuren, alles, was den pathetischen Teil der Handlung ausmacht, so völlig romantisch, daß diese Lucretia sich an die ersten Werke Victor Hugos: Hernani z. B., vollkommen anschließt, ehe nämlich der letztgenannte, reichbegabte Dichter durch Widerspruchsgeist und die Eitelkeit, immer das Unerhörte zu sagen und das Niedagewesene zu bringen, zu jenen Verirrungen hingerissen wurde, die sein glänzendes, obwohl nie vorzugsweise dramatisches Talent völlig in Schatten zu stellen drohen. Bei Ponsards Bilde ist Leinwand und Grundierung klassisch, das Gemälde aber romantisch. Man bedenke selbst: dieser Brutus, oder vielmehr Brute (Vieh. Schon der Name ist ein romantisches Wagestück). — Also dieser Brutus, der nicht nur ein Verrückter, sondern auch der Lustigmacher des Stückes ist; überdies Hahnrei, und zuletzt eine unmögliche Person, weil ein Mann von Ehre und Gesinnung sich so viel Schmach doch nicht gefallen lassen kann; seine Gattin Tullia, die schamlose Maitresse des Prinzen; der Prinz selbst, der an die genialen Taugenichtse Lord Byrons, und die Sibylla cumana, die an die Hexe Walter Scotts erinnert, gar nicht des Erscheinens der Lucretia post factum im fünften Aufzuge zu gedenken; das sind denn doch bei Gott romantische Ele-

mente! Als Beweis a contrario könnte man anführen, daß das Publikum Racines und Corneilles diese Lucretia gar nicht zu Ende hätte spielen lassen.

Dieses Ablehnen des Klassizismus soll übrigens weder als Lob noch als Tadel gemeint sein. Mit aller Verehrung der ausgezeichneten Dichter des Siècle de Louis quatorze ist doch das Siècle de Louis Philippe, das Jahrhundert der spanischen pronunciamentos, der Juli-Revolution und Daniel O'Connells von jenem ersteren so himmelweit verschieden, daß an ein völliges Rückkehren der Empfindung zu jenen etwas chinesischen Formen gar nicht zu denken sein dürfte. Ponsard hat in dieser Beziehung einen glücklichen Mittelweg eingeschlagen und entweder er selbst, wenn er zur vollen Umsicht gelangt sein wird, oder sein Nachfolger auf demselben Wege können in Frankreich das eigentliche Trauerspiel wieder ins Leben rufen.

Um von der Form zur Sache zu kommen, so ist besonders der Hintergrund des Stückes als höchst glücklich behandelt zu bezeichnen. Ponsard hat ganz richtig eingesehen, daß der eigentliche Inhalt seines Trauerspieles die Vertreibung der Könige sein müsse, und in diesem Sinne spielt durch die leidenschaftlichsten Szenen die politische Beziehung unaufhörlich durch, ja selbst der alte Tarquinius, obschon nicht unter den handelnden Personen, reiht sich doch durch den Brief an seinen Sohn beinahe körperlich unter sie ein. Bewunderungswürdig ist der Takt, mit dem er die staatsrechtliche Frage behandelt.

Die Gegner der Könige, obgleich wie natürlich republikanisch gesinnt, mischen dieser ihrer Gesinnung doch solche Elemente bei, daß sie dem jetzt in Frankreich herrschenden System kaum ein Ärgernis geben können und dadurch das Aufreizende verlieren, das man jetzt in Deutschland so sehr liebt, dem aber jeder Dichter gern aus dem Wege geht.

Von den Charakteren ist vorher etwas abschätzig gesprochen worden, aber nur im Sinne, als ob sie klassisch aufgefaßt wären. Ein wenig romantische Exuberanz zugegeben, ist gegen die Anlage und Haltung derselben wenig einzuwenden. Selbst die widerliche Tullia ist an sich betrachtet ganz gut, und im Stücke nur darum verwerflich, weil sie auf ihren betrogenen Gatten einen gar zu erniedrigenden Schatten wirft; vor allem aber, weil sie dramatisch ganz überflüssig ist. Für die Sibylla dagegen ist keine Gnade. Ebenso überflüssig als Tullia und noch dazu ohne Wirkung, verunstaltet sie den dritten Akt, der durch das vortreffliche Gespräch zwischen Brutus und Valerius so gut eingeleitet war.

Sprache und Versifikation scheint, soweit es einem Ausländer darüber zu urteilen erlaubt ist, vortrefflich. Wenn historisch-antiquarische Notizen sich mitunter zu breit machen, so muß man das der Unsicherheit des beginnenden Dichters zugute halten.

Das Rhetorische in der Ausdrucksweise ist, wenn auch nicht der Poesie, doch im allgemeinen dem Bedürfnis des Theaters vollkommen angemessen. Trotz dieser Rhetorik aber geht ein solcher Faden von Empfindung durch den ganzen Dialog, es ist ein so sicherer, verteilender und vorbereitender Verstand in der Führung dieser Reden, daß man, besonders bei einem ersten Stücke, zur Bewunderung hingerissen wird.

Von einzelnen Szenen ist die zwischen Lucretia und Brutus im ersten Akte völlig willkürlich und daher undramatisch herbeigeführt. Daß Lucretia, die sich erst am Spinnrocken als gute Hausfrau gezeigt hat, nun, da ihr Gatte mit unerwarteten Gästen ankommt, nichts Dringenderes zu tun hat, als sich mit Brutus über dies und das zu besprechen, leuchtet nicht ein. Man kann Ursachen andeuten oder supplieren, aber der Verfasser hätte sie prägnant hinstellen sollen. Gegenwärtig ist die Szene dramatisch müßig. Ebensowenig Einfluß auf den Gang der Handlung oder auf die Gesinnung und Stellung der Personen hat die Einmengung der Sibylle. Dem Stücke einen doppelten Schluß nach Willkür der Direktion zu geben, ist unzulässig. Das Drama kennt keine Willkür. Jedes Stück hat möglicherweise nur einen Schluß. Was notwendig zu sagen ist, muß überall gesagt werden, und was nicht notwendig, muß überall wegbleiben.

Daß Herr Ponsard ein ausgezeichnetes Talent ist, hat er gezeigt. Ob er ein eigentlicher dramatischer Dichter ist, muß die Folge lehren. Er hat sich vor allem vor dem Parteigeist und den Anlockungen der sogenannten klassischen Partei zu hüten, vor dem Romantizismus wird ihn schon die Anfeindung der Romantiker selbst bewahren.

5. Zur italienischen Literatur.

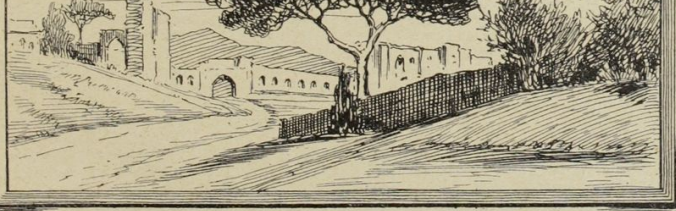
Dante.

Mir ist auf der Welt nichts zuwiderer, als die weithergeholten Deutungen dichterischer Werke. Ein guter Dichter ist imstande, zu sagen, was er will; und was er mit Absicht verbirgt, soll man nicht gewaltsam hervorziehen, am wenigsten aber als Hauptsache in den Vordergrund stellen. Die Poesie ist eben die Gestaltung des Gedankens. Der Gedanke geht zwar immer über die Gestalt hinaus, aber das Nächstliegende, Natürlichste ist immer das Wahrste. Ich dehne das sogar bis auf Dante aus, dessen Inferno mich entzückt, wie alle Welt, dessen Purgatorio, vor allem aber sein Paradiso, mir immer Langweile gemacht hat.

Da soll denn alles allegorisch sein, indes doch das meiste nur bildlich ist.

Das Ganze ist eine Vision, in der alles Geschehene als wirklich angenommen wird. Weder bei den Erscheinungen in der Hölle, im Fegfeuer und Himmel ist etwas anderes zu denken, als was gesagt wird. Virgil ist der Schatten des wirklichen Dichters Virgil. Dantes Muster und Vorbild höchstens, dem Volksglauben gemäß mit einer kleinen Beimischung von Zauberer; Beatrice ist die wirkliche Beatrice, nur, seit sie, neun Jahre alt, gestorben ist, gewachsen in Reinheit und Frömmigkeit, so daß sie als ein bevorzugtes Muster aller Tugenden gelten kann.

Selbst die Tiere zum Anfang sind, wenn einmal das Ganze eine Wanderung darstellt, eben wilde Tiere, wie sie einem Wanderer in einem einsamen Walde wohl begegnen. Es ist von ihnen nichts gesagt, was diesem wirklichen Tiercharakter nicht entspräche, und wenn man statt ihrer etwas anderes dächte, etwas hinzufügte oder wegließe, so wäre das Bildliche des Ganzen zerstört. Daß Dante selbst etwas anderes



dabei dachte, ist wohl kein Zweifel, aber schon, daß man nicht merkt: Was, nimmt der Allegorie ihren Stachel. Letzteres geht wohl zu weit, aber am Ende könnte man jedes Bild zu einer Allegorie stempeln.

Dantes großes Wiegenlied, mit dem er seine Leidenschaften und das Gefühl seines Unglückes einschläferte. In der Hölle ist sein Haß, im Fegfeuer seine Sehnsucht und im Paradiese seine Resignation. Das Metaphysische und Unkörperliche der letzten Abteilung drückt nur symbolisch aus, daß ihm kein anderer Trost mehr geblieben war, als die Studien, an deren Spitze freilich nach damaliger Art die scholastische Theologie stand.

Merkwürdig, daß Dantes Gleichnisse fast nie von leblosen Dingen, sondern immer von menschlichen Handlungen und Zuständen hergenommen sind.

Tasso.

Apologia in difesa della Gerusalemme liberata.
(Ferrara 1585.)

Den Anfang macht die Zuschrift, mit der Tasso seine Apologie an Ferrante Gonzaga, Fürsten von Moletta und Herrn von Guastalla, übersandte. Hier zeigt sich schon sein höchst aufgeregtes Gemüt; denn außer der Empfindlichkeit über den von seinen Gegnern ausgesprochenen Tadel, der überall durchblickt, äußert er zugleich seine Meinung über die Wichtigkeit dieser Apologie von der, wie er glaubt, der Bestand jenes seines bedeutendsten Werkes, seine Hoffnung, seine Zeit, sein Glück abhängig sei. Armer Tasso, wenn dein Werk nicht für sich selbst gesprochen hätte, was hätte deine Apologie gekonnt?

Hierauf folgt ein Brief des Herausgebers Joh. Bapt. Licini an den Leser, der die Geschichte der vorgelegten Sammlung erzählt. Es war nämlich im Dezember 1584 ein Dialog unter dem Titel Carrafa herausgekommen, in dem einiges an Ariost getadelt wurde. Gegen diesen schrieben Franz Patrizio und Horazio Ariosto. Bald darauf derselbe Dialog zu Florenz neu abgedruckt und mit Glossen der Accademia della Crusca versehen, die aber weniger den Ariost verteidigten, als vielmehr die Gerusalemme liberata angriffen. Tasso schrieb dagegen eine Apologie. Diese zusamt mit den übrigen Streitschriften beschloß Licini herauszugeben, es verzog sich aber damit mit ins nächste Jahr 1585. Licini meint, daß die neu erschienene Sammlung dazu dienen könne, den Haß (odio) zu mildern, der sich bei vielen gegen Tasso entzündet, weil sie glaubten, dieser habe bei Herausgabe seines Gedichtes die Absicht gehabt, den Ruhm des Ariost zu schmälern. Dagegen verteidigt ihn der Herausgeber, indem er zeigt, wie groß Tassos Ehrfurcht für Ariost sei, was sein an Horazio Ariosto geschriebener Brief bewähre; er meint aber, daß unbeschadet der Größe des einen der andere doch auch eine bedeutende Stufe des Ruhms erreichen könne. Er macht zuletzt die Leser auch auf den gemäßigten Ton der Schriften, die für Tasso erschienen seien, im Gegensatz der Schmähungen der Gegner aufmerksam, was um so verwerflicher sei, da sie teils gegen Tote, teils gegen Menschen gerichtet seien, welche lange Krankheit und traurige Wechsel des Glückes ohnehin tief gebeugt.

Unglücklicher Tasso! In welcher Stimmung mochte er sich damals befinden! Das Werk vollendet, das seine Hoffnung, das Ziel seines Lebens war; und nun Hohn und Spott, wo er Achtung und liebevolles Entgegenkommen erwartet hatte! Ein Held, ein Weltweiser, ein Naturkundiger möge gleichgültig sein bei dem Urteile der Welt, aber ein Dichter? für den die Anerkennung der andern erst der Beweis ist, daß er nicht leer geträumt, daß er sich nicht verstiegen, daß Wirklichkeit ist in seiner idealen Schöpfung! Denn ist die Phantasie nicht eine Lügnerin? und der Dichter soll doch durch sie Wahrheit darstellen.

Was er schafft, ist erdichtet und es soll wirken als ein Wirkliches. Aus diesem Zwiespalt kann sich ein Dichter nur durch Anerkennung von außen retten. Wenigstens über die Ausführung (oder vielmehr Darstellung) muß er das Urteil der andern anerkennen, wenn er auch über den Gang und die Verknüpfung der Ideen, wie jeder Denker, am Ende der höchste und alleinige Richter bleibt.

Hierauf folgt ein Schreiben des Druckers an den Leser, worin hauptsächlich die verspätete Erscheinung dieser Sammlung entschuldigt wird. Am Ende verspricht er baldigst neue Werke zu liefern, di quel divino spirito des Sgr. Torquato Tasso, die bereits aus dieser felice penna geflossen seien, deren Druck man aber noch nicht so nahe geglaubt habe. — Ich kenne das demütigende Gefühl, mit dem man derlei Lob von guten Freunden aufnimmt, während alle andern schmähen.

Von den beiden Lobgedichten des N. P. D. Angelo Grillo, an die nun die Reihe kommt, dreht sich das erste um ein gewaltig hinkendes Gleichnis; denn wenn er mit dem Worte Tasso spielt, das auch einen Eibenbaum (Taxus) bedeuten kann, so vergißt er, daß der Taxus nicht hoch wächst und also die übrigen Bäume nicht überragen kann, dann, daß er keine Früchte trägt, von denen der Entomiast doch spricht. In dem zweiten Sonette nimmt er den Mund nun vollends gar zu voll, erhebt seinen Helden über alle andern Dichter der Vor- und Mitwelt und endigt damit, ihm einen Platz neben dem Pio Goffredo anzuweisen, der nur Jerusalem befreit, indes Tasso beide der Vergessenheit entrissen habe. So etwas erträgt die Mitwelt nicht, und mit Recht. Nemo ante mortem beatus.

Wenn man diese voreiligen, überschwenglichen Lobeserhebungen liest, begreift man einigermaßen die Hitze der Gegner. Tasso hätte

sich zu solchen Vergötterungen bei lebendigem Leib nicht hergeben sollen, aber gewiß, er war, unmittelbar nach Vollendung seines Werkes noch glühend von schöpferischer Überkraft, von der Wahrheit dieses Lobes überzeugt. Um so tiefer war bald darauf sein Fall in der Meinung seiner Zeitgenossen und in seiner eigenen. Schon damals, als diese Sammlung gedruckt wurde, haben diese Lobgedichte ihn gewiß schmerzlicher berührt, als die bittersten Angriffe seiner Feinde.

In der Zuschrift des Bastiano de Rossi an Orazio Rucellai erklärt dieser Sekretär der Accademia della Crusca, daß ihm von seinen Kommittenten der Auftrag geworden sei, die vorliegende Widerlegung des Gespräches von Camillo Pellegrino zum Drucke zu fördern, daß er es wage, diese Schrift Rucellain zuzuschreiben, dessen Kenntnisse usw. Datiert Florenz, 16. Februar 1854.

Hierauf macht derselbe Sekretär der Akademie in einem Schreiben an den Leser und unter dem bis zum Ekelhaften fortgeführten Bilde von Mühle, Mehl, Kleie und Mehlbeschauen die Untersuchung eines Sackes mit Mehl bekannt, der die Aufschrift: Camillo Pellegrino führte, und in dem sich $^3/_4$ Teil Kleie und kaum $^1/_4$ Mehl gefunden, und obschon die Crusca als Gesetz aufgestellt, in allen Fällen solcher Untersuchung, wenn über die Hälfte mehr Kleie als Mehl vorgefunden wird, letzteres für sich zu konfiszieren und nur die Kleie dem Eigentümer zurückzustellen, so sei doch, bei dem Übermaß des Unbrauchbaren, und da auch das Mehl einen nicht von der Mühle, sondern vom Korn herrührenden bitteren Geschmack gezeigt, diesmal auch der kleine Gehalt von Mehl auf die Straße geschüttet worden (che si mettisse in piazza).

B. Studien zur Ästhetik und Poetik.

Zur Kunstlehre.*)

Grundsatz.

Ich nehme mir bei diesen Anmerkungen vor, ohne Rücksicht auf ein System, über jeden Gegenstand dasjenige niederzuschreiben, was mir aus seinem eigenen Wesen zu fließen scheint. Die dadurch entstehenden Widersprüche werden sich am Ende entweder von selbst heben, oder, indem sie nicht wegzuschaffen sind, mir die Unmöglichkeit eines Systems beweisen.

Als die Natur lebende, selbständige Wesen erschuf, die vom mütterlichen Boden getrennt, und daher, von der absolut zwingenden Naturnotwendigkeit emanzipiert fortleben und bestehen sollten, sicherte sie die Fortdauer ihres Werkes auf die zweckmäßigste Art dadurch, daß sie jeder auf diese Art freigegebenen Kraft, nebst dem Vermögen zu wirken, auch noch ein Streben nach Wirksamkeit und einen unwillkürlichen Drang nach allem gab, was diese Wirksamkeit erhalten und vermehren kann.

Diese Einrichtung, die man im allgemeinen mit dem Namen Trieb bezeichnet, äußert sich schon bei den Tieren auf eine höchst merkwürdige Art. Unter dem Namen des Instinkts bringt er, besonders in einzelnen Fällen und bei einzelnen Gattungen Wirkungen hervor, die durch ihre Vernunftähnlichkeit in Erstaunen setzen. Immer aber sichert er die Erhaltung und Fortpflanzung auf die unfehlbarste Weise.

Auch dem Menschen fehlen diese Triebe nicht. Er hat sie als Körperwesen, nicht in gleicher Stärke, aber ebenso unverkennbar als das Tier; er hat sie als Empfindungswesen, und Lieb' und Haß, Wohlgefallen und Abscheu bezeugen nur allzulaut ihre Gewalt; er hat sie als Vernunftwesen, als erkennendes, wollendes, ahnend-urteilendes Geschöpf, sich äußernd in seinem Streben nach dem Wahren, nach dem Guten, nach dem Schönen.

Unter hundert Menschen ist kaum einer, der einen tüchtigen, selbständigen Verstand hat; unter tausend kaum einer, der eine tüchtige lebhafte Phantasie hat; und unter zehntausend mit Verstand und Phantasie begabten Menschen kaum einer, bei dem beide Hand in Hand gehen können, wie sie es müssen, wenn ein Kunstwerk hervorgebracht werden soll.

Wozu also eine Ästhetik, wenn sie weder lehren kann, wie das Schöne hervorzubringen, noch, wie es mit Geschmack zu genießen ist? Dazu, weil es die Sache eines vernünftigen Menschen ist, sich von allen seinen Handlungen und Urteilen einen Grund angeben zu können. Wenn die Ästhetik auch keine Rechenkunst des Schönen ist, so ist sie doch die Probe der Rechnung.

Ich hätte fast Lust jene Einteilung der Ästhetiker geradehin zu leugnen, nach welcher das Erhabene als ein eigenes Genus dem Schönen an die Seite gesetzt wird. Das Erhabene ist nichts als ein Modus des Schönen und als solcher dem Lieblichen entgegengesetzt, beide als letzte Grenzpunkte des Schönen, über die hinaus das Reich der Schönheit aufhört, in den Bezirken

*) Von Grillparzer selbst zusammengestellt.

des Kleinlichen und Gigantesken. Das Gefühl des Erhebens über sich selbst, das den Menschen beim Ansehen des Erhabenen ergreifen soll und als charakteristisches Zeichen desselben angegeben wird, muß die Betrachtung jedes Schönen begleiten und ist eben das Merkzeichen, an dem sich das Schöne von dem bloß Wohlgefälligen ausscheidet.

Zweck des Schönen.

Man sagt: der Zweck des Schönen ist Vergnügen! Erstens: was heißt denn das: Zweck des Schönen? Der Zweck des Wahren ist das Wahre und der Zweck des Schönen das Schöne, denn wenn man je auf die praktischen Wirkungen des Schönen achten will, wer wird da bloß das Vergnügen nennen, das auch das Angenehme hervorbringt und das Schöne nur insofern, als es auch angenehm ist, was nicht immer der Fall ist. (NB. Das ist nur wahr vom Vergnügen im gewöhnlichen Verstande; im höheren wird es vom Schönen immer hervorgebracht.) Rechnet man für nichts die Erhebung des Geistes, die Erhöhung des ganzen Daseins, das Tätigwerden von Gefühlen, die oft im ganzen wirklichen Leben eines Menschen nicht in Anregung kommen? Den Überblick über das Ganze des Lebens, die Einsicht in die eigene Brust, in das Getrieb eigener und fremder Leidenschaften? Das Wacherhalten des Enthusiasmus jeder Art, den die engen Verhältnisse der Bürgerwelt so leicht einschläfern? Ist das alles nichts, das man nötig hat: durch das Unterschieben des bloßen Vergnügens als Zweck der Kunst den Künstler mit dem Taschenspieler in eine Klasse zu setzen?

Es gibt eine zweifache Art, die Welt zu betrachten: die wissenschaftliche und die beschauliche oder kontemplative. Die erste geschieht — freilich in ihrem Ursprunge durch die Sinnlichkeit vermittelt — fast ausschließlich durch das Erkenntnisvermögen. Von Wahrnehmungen zu Begriffen und von diesen zu Urteilen und Schlüssen emporsteigend, gewinnen wir eine Ansicht, die auf die Natur unseres Geistes gegründet, und bei gehöriger Deduktion, ebenso unerschütterlich als seine Gesetze, die Grundlage von allen dem ausmacht, was als Wissen die Welt erleuchtet und als Wahres sie beglückt. Diese Ansicht des All hat ihre Vorteile, aber auch ihre Nachteile. Das Vorteilhafte besteht — insofern sie sich innerhalb ihrer Grenzen hält — in der Beweisbarkeit ihrer Ansprüche; der Nachteil eben in diesen Grenzen. Gerade über das, was die Forschbegierde von jeher am meisten erregt, gerade über die großen Angelegenheiten der Menschheit, über den letzten Zusammenhang der Dinge, die unsichtbare Kette, die die Sinnenwelt und das darüber Befestigte mit einem Band verknüpft, gerade hierüber fühlt sie ihre Kraft versiegen, und — gewohnt in strenger Stufenfolge vorzugehen, sieht sie am Rande ihres Kreises wohl noch die Stangen der großen Leiter ins All hinaufreichen, aber ohne Sprossen, und sie sinkt zurück. Hier kann man nun allerdings die übrigen Vermögen der Seele den Platz der Zurückweichenden einnehmen lassen und mit ihnen den höheren Raum versuchen zu durchdringen, aber — für jeden Fall hört nun das Wissen mit seiner strengen Beweisbarkeit auf, und das erneuerte Beginnen fällt mit dem zusammen, was oben als der zweite Teil unseres Forschungsvermögens, mit dem Namen des Beschaulichen bezeichnet worden ist. —

Unter Beschauung verstehe ich jene Richtung des menschlichen Wesens, durch welche alle seine Kräfte und Vermögen, innere und äußere, ohne Sonderung, ohne daß eines oder das andere vorherrsche, wie in einem Brennpunkte auf einen Gegenstand geheftet werden, der dadurch umleuchtet, erhellt und mit einer Lebendigkeit ins Bewußtsein aufgenommen wird, die beinahe keinen Unterschied zwischen dem Gegenstande und seiner Vorstellung erkennen läßt. Diese Vorstellungsart schließt den Verstand und die Vernunft keineswegs aus, begreift sie vielmehr notwendig in sich, aber nur als Teil des Ganzen, ohne vorherrschende Gewalt.

Wie gefährlich die Wirkung dieses Beschauungsvermögens in seiner Anwendung auf Gegenstände des Wissens und als Supplement des Erkenntnisvermögens ist, haben die Erfahrungen aller Jahrhunderte nur zu deutlich gezeigt. Gar leicht mit der Vernunft vermischt, und seine Ausbeute unter dem Bilde derselben als Ideen ausprägend, veranlaßte sie um so leichter Irrtümer aller Art, als sie hier beinahe ohne Kontrolle ist und vor dem Vorwurfe des Nichtbegreifens gesichert, die Schuld des Nichtverstehens leicht von sich auf die Beschränktheit der Gegner wälzen konnte.

Allerdings aber gibt es eine Anwendung dieses Beschauungsvermögens, wo dasselbe der Kontrolle nicht entbehrt, insofern es nämlich sich bestrebt, das, was es geschaut, in einem Bilde darzustellen — insofern es zur Kunst wird. Denn da es das Eigentümliche eines Kunstwerkes ist, daß es die Idee, die Anschauung des Künstlers, nicht bloß für ihn selbst erkennbar ausdrückt, sondern auch zur Leiter diene, an der andere des Genusses Fähige zu der ihnen früher unbekannten Idee des Künstlers emporklimmen, so liegt eben in dieser Zugänglichkeit für andere die sicherste Bürgschaft ihrer Realität, ihrer Übereinstimmung nämlich mit den inneren und äußeren Gesetzen der Natur.

Hiermit ist nun zweierlei ausgesprochen: Es gibt eine Kunst und es gibt Gesetze der Kunst, die aber nichts anderes sind, als die Gesetze der geistigen und körperlichen Natur in ihrer Zusammenstimmung angewendet auf die Kunst. In ihrer Zusammenstimmung sage ich, denn da die Kunst auf einer inneren Anschauung beruht und somit ihrer Wesenheit nach, sowohl über die bloße Körperwelt hinausgeht, als auch — da nicht bloß die Vernunft, sondern alle Vermögen des inneren Menschen bei ihrer Hervorbringung tätig sind — nicht an die alleinige Gesetzgebung

der Vernunft gebunden ist, aus diesen Gründen kann sie von den beiden Gesetzgebungen nur so viel annehmen, als nötig ist, um nicht physisch unmöglich und logisch und moralisch widersprechend zu sein. Sie wird daher die sklavische Nachahmung der Natur von der einen Seite und die Strenge des Begriffs von der andern Seite verschmähen, und ihre eigentlichste Aufgabe wird darin bestehen, in der Frucht ihrer Wirksamkeit wie in der Ursache ihres Entstehens beide Welten sich durchdringen und ohne Vorherrschen eine durch die andere sich verherrlichen zu lassen. Ist dies geschehen, hat sie das Mannigfaltige der Wahrnehmung im Einklange mit den Gesetzen des Geistes, aber ohne Vorherrschen des Begriffs für die Anschauung, zu einem Ganzen, zur Einheit gebracht, so hat sie ihren Zweck, das Schöne, erschaffen.

Die Einbildungskraft ist entweder reproduktiv, wenn sie bloß das Gegebene, Anwesende oder Abwesende vorstellt, oder sie ist produktiv, wenn sie bloß das Abwesende, als solches noch nicht Gegebene vorstellt. Jedoch gibt auch die produktive nicht den Stoff, den sie aus der Natur nimmt, sondern nur die Form, insofern sie den erhaltenen Stoff in neue Verbindungen bringt. Sie erhebt sich insofern über die Erfahrung und wird Phantasie genannt. Diese äußert sich entweder 1. als Kombinationsvermögen, indem sie die gegebenen Formen zu neuen, über die Erfahrung hinausgehenden Bildern vereinigt. Dies geschieht entweder unwillkürlich, wie im Traum, oder mit Willkür, und letzteres zwar entweder zu einem bestimmten Zwecke, unter der unmittelbaren Leitung des Verstandes, wie bei den mechanischen Künsten, oder ohne eigentlichen Zweck, in welchem Falle sie das Dichtungsvermögen heißt.

2. Äußert sie sich als Vermögen der Grundanschauungen (des Raumes, der Zeit, der Gestalt, der Dauer, des Grades, der Zahl ꝛc.), welche Vorstellungen uns nicht durch die Erfahrung gegeben werden, daher sie auch reine Anschauungen heißen und die Einbildungskraft in Beziehung auf sie transzendental genannt wird.

Die kombinierende Phantasie liefert entweder 1. Bilder, die aus den Gesetzen der Gedankenassoziation (durch das Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit, Ähnlichkeit und Verwandtschaft der Vorstellungen, sowie deren Beziehungen auf das individuelle Subjekt) zu erklären sind; oder 2. ihre Wirkungen sind aus dem Gesetze der Gedankenassoziation nicht zu erklären; hier ist sie selbsttätig und macht die Grundbedingung des Dichtungsvermögens aus.

Gesamtwirken und Sonderung der Seelenvermögen.

Der Zustand, in welchem der menschliche Geist sich gegenwärtig befindet, ist nicht sein ursprünglicher. Jedermann gibt das zu hinsichtlich des Grades seiner Ausbildung; es gilt aber auch von der Art und Weise seines Wirkens. Der Geist des Menschen ist einer und die Abteilungen, in die wir ihn zum Behufe der Erkenntnis nach einzelnen Vermögen zerlegen, existieren entweder wirklich, noch sind sie selbst im angenommenen Prinzip der Teilung so streng geschieden, als die Benennungen glauben machen könnten. Es gibt keinen Verstand ohne Urteilskraft, kein Denken ohne Erinnern, keine Vernunft ohne Phantasie; sie durchdringen sich wechselweise und nur das Vorherrschende gibt den Namen. Diese Sonderung ist schwer zu tadeln. Das Quantitative unserer Fortschritte hat dadurch gewiß unendlich gewonnen. Das ganze Verfahren ließe sich mit demjenigen ähnlichen vergleichen, durch welches die technischen Arbeiten der Ernährung, Bekleidung, Behausung, die im ursprünglichen Zustande jeder alle zu eigenem Gebrauche besorgt, beim Fortschreiten der Kultur aber jedes einzelne einem einzelnen zugeteilt wird. Da ist nun nicht zu leugnen, daß der Schneider, der bloß schneidert, ein Kleid verfertigen werde, das die Fellbedeckung des Urmenschen unendlich übertrifft und ebenso der Schuster den Schuh und der Schreiner den Tisch; ob aber der Schneider als Mensch in seiner Gesamtbildung durch diese Teilung nicht ebensoviel verliert, als er als Schneider gewinnt, ist noch eine andere Frage. Ebenso ist es mit den Geistesfähigkeiten. Verstand und Vernunft z. B. haben durch jene Sonderung der Vermögen zwar allerdings einen Grad der Schärfe der Abstraktionsfähigkeit erreicht, der von vornherein beinah unmöglich scheinen müßte, und zur Erforschung und Zergliederung von Teilvorstellungen ist das gewiß höchst ersprießlich: aber wie nun? wenn es sich darum handelt, die Welt zu betrachten? Welche traurigen Resultate haben da die Erfahrungen der letzten Zeit gezeigt! und wer würde nicht da den ungetrübten Blick des Naturforschers vorziehen dem zersplitterten und zersplitternden des kritischen Philosophen? Je weiter wir in der Zeit zurückgehen, je weniger treffen wir diese strenge Sonderung der Vermögen und was die Schriften der Alten so anziehend, so unnachahmlich macht, ist eben dieses Hervorleuchten des ganzen Menschen, statt eines einzigen Vermögens. Sie überzeugen, wir wollen überweisen. Daher kommt es aber auch, daß selbst die Scharfsinnigsten der Alten für uns so wenig schließend scheinen. Dieses führt nun auf folgende Einteilung der Arten, die Welt zu betrachten (wissenschaftliche und beschauliche).

Deduktion des Schönen a priori.

A priori läßt sich das Gefühl des Schönen durchaus nicht deduzieren. Es ist zwar von vornherein gewiß, daß dasjenige, was Ordnung und Harmonie in unsere Teilvorstellungen bringt, indem es das Auffassen erleichtert, eben dieser

Erleichterung wegen ein gewisses Vergnügen erregen müsse, aber dieses Wohlgefallen ist von dem ästhetischen so himmelweit unterschieden, als die Berechnung der Quinte von ihrem Klang. A priori betrachtet, müßte das systematisch geordnete Lehrgebäude einer Wissenschaft ebensoviel Vergnügen machen, als das schönste Kunstwerk.

Unendlichkeit des Schönheitsgefühls.

Das Gefühl des Schönen ist ein unendliches, weshalb es auch unter dessen charakteristische Zeichen gehört, daß dabei die Wirkung weit die veranlassende Ursache übersteigt. Was liegt denn in dem Materiellen oder selbst in den Verhältnissen einer wohlgeordneten Säulenreihe, daß es mit einem Schlage dein ganzes Wesen erhebt, dich anzieht, fesselt, dich bis zu Tränen entzückt, alles, was du Großes und Herrliches gesehen, gelesen, gehört, empfunden, mit einem Zauberschlage emporregt und in lauen Wellen durch die erweiterten Adern strömen läßt? Warum bist du besser, milder, gütiger, mutiger in dem Augenblicke der Beschauung und bald darauf, solange der Eindruck noch in deinem Innern wogt? Warum entzückt dich die Natur selbst in dieser Stimmung mehr, so daß selbst Gräser und Mücken eine Bedeutung gewinnen? Kannst du hassen, grollen, beneiden, hinterhalten in dieser Stimmung? Scheint nicht der ewige Zwiespalt der sittlichen und sinnlichen Natur, des Wollens und Sollens, in diesem Augenblicke ausgeglichen? Ist dir Gott noch unbegreiflich, und unverständlich das All? Fühlst du nicht deine Verwandtschaft mit den Wesen unter dir und mit etwas über dir? Ist es nicht, als ob unsichtbare Fäden sich aus deinem Inneren ausspannten und in ungeahnten Beziehungen die ganze Welt verbänden? Und das alles hätte der armselige Säulengang aus hartem Sandstein, nach dem oder jenem Verhältnisse geordnet, bewirkt? Oder wäre es nicht das Gefühl der Ganzheit; das momentane Aufhören der Zersplitterung, in die das Leben unser Wesen versetzt; das Gefühl der Einheit alles Endlichen in einem Unendlichen, was diese Wirkungen hervorruft? — Ferner zum deutlichen Beweis, daß nicht bloß die Phantasie auf Kosten der übrigen Vermögen erhöht wird — du denkst auch leichter in diesem Zustande; alle Wahrheiten — höchstens die mathematischen ausgenommen, die eben die strengste Sonderung fordern — sind dir einleuchtender, selbst die philosophische Abstraktion gelingt besser, zum deutlichen Beweise, daß die durch das Schöne bewirkte Erhöhung der inneren Kräfte nicht eine teilweise, sondern eine allgemeine ist.

Naturnachahmung des Wunderbaren.

Auch das Wunderbare ist der Nachahmung der Natur nicht enthoben. Nicht zwar, als ob es in seiner Bilderverbindung an das wirklich in der Natur Vorkommende oder selbst an das Physisch-Mögliche gebunden wäre, sondern dadurch, daß es eine aus der Menschennatur fließende, durch den Lauf der Jahrhunderte bewährte und ausgebildete Form des Wunderglaubens gibt, der es treu bleiben muß, wenn es poetisch geglaubt werden oder praktisch wirksam sein soll. Als unangreifbar für das Wunderbare erscheinen: das Urfaktum des Selbstbewußtseins; das Gesetz der Kausalität (vermöge dessen wohl die Ursache erdichtet sein kann, aber nie die Wirkung, oder deutlicher: das Erdichtete der Wirkung schon in der Ursache vorkommen muß). Auf gleiche Weise können beim Fühlen und Wollen allerdings die Motive außer dem Kreise der Natur liegen, aber aus diesen Motiven muß psychologisch natürlich der Gefühls- und Willensakt fließen. Die tätige Äußerung des Willens gehört wieder unter der oben gegebenen allgemeinen Beschränkung völlig dem Reiche des Wunders an.

Reiz der genauen Naturnachahmung.

Arthur Schopenhauer findet, und mit Recht, einen Grund des wahrhaft künstlerischen Reizes, den die genauen Naturnachahmungen der Niederländer in ihren Stilleben und Landschaften auf uns machen, in der Vorstellung von der Ruhe und rein beschauenden Stille des Gemüts, die in dem Künstler herrschend gewesen sein muß, um derlei Dinge objektiv zu betrachten und so treu genau darzustellen. Ist nun gerade das Gemüt des Beschauers von Leidenschaften — oder Leiden bewegt, so kann die Vorstellung dieser objektiven Ruhe bis zur höchsten Rührung steigen.

Nachahmung der Natur als Zweck der Kunst.

Man hat die Nachahmung der Natur als das höchste Gesetz der Kunst aufgestellt. Ich frage aber: kann man die Natur nachahmen? — Die Bildhauerkunst gibt Formen, aber des höchsten Reizes, der Bewegung, der Farbe, entbehrt sie. Die Malerei stellt Landschaften dar, und das Höchste, was sie erreichen kann, ist, daß sie das äußere Ansehen des Baumschlages, der Gräser, der Wolken so täuschend als möglich darstellt; kann sie uns aber auch das Rauschen dieser Bäume, das Wallen dieser Gräser, das Ziehen dieser Wolken, was gerade in einer wirklichen Landschaft den Hauptreiz ausmacht, wiedergeben? Wo bleibt der Gesang der Vögel, das Murmeln des Baches, das Geläute der Glocken? Von einer beschriebenen Landschaft, die das Bewegliche darin allerdings, wenn auch matt, wiedergeben kann, ist wieder hinsichtlich der Anschaulichkeit an keine Vergleichung mit der wirklichen zu denken. Und doch bewegt die einfärbige, regungslose Natur, die gemalte, beschriebene Landschaft in der Kunst Menschen, welche die wirkliche kalt ließ in der Natur! — Wie kommt es nun, daß das matte Abbild stärker

anspricht, als das lebendige Urbild? Denn die technische Vollendung der Nachahmung kann doch keine Rührung hervorbringen, höchstens ein Erstaunen, wie es die Kunststücke eines sogenannten starken Mannes oder die unzähligen Gesichter in den Kirschkernen unserer Kunstkammern erregen. Ferner: wirkt denn die Natur (insofern sie nämlich nicht Befriedigungsmittel unserer Bedürfnisse darbeut) wirklich unmittelbar auf uns, und warum wirkt sie denn nicht auch auf die Tiere, warum nicht auf alle Menschen gleich? Was liegt denn in der Röte der Wolken, im Verglimmen des Lichtes, im Hereinbrechen der Schatten beim Untergange der Sonne Rührendes, daß mir darüber die Tränen in den Augen stehen? Warum gehe ich die frischen, grünenden Bäume vorüber und bleibe stehen vor dem blitzgetroffenen, betrachte ihn, bleibe versunken stehen und kehre mich zuletzt mit einem Seufzer ab? Was beseufze ich? den Baum? Er fühlt seine Verletzung nicht. Oder beseufze ich halb unbewußt das Fallen alles Großen, das Verblühen des Blühenden, „das Los des Schönen auf der Erde"? Trage ich *meine* Empfindung auf den Baum über, und ist er mir nur ein Bild dessen, was ich dabei denke? Wenn es nun so ist, und es ist so, so wird es auch begreiflich, warum die Natur bloß tiefer denkende und empfindende Menschen bewegt, indes die andern, durch zufällige Nebendinge zerstreut, gar nicht zum Bewußtsein des eigentlich Wirksamen kommen. Wenn nun aber der zum Auffassen und Wiedergeben des Gemüt-Ansprechenden in der Natur Fähige sich hinsetzte, um seine Empfindung bleibend darzustellen, und er demnach aus dem beobachteten Naturgegenstande — mit Hinweglassung des für die Wirkung Gleichgültigen oder Störenden — dasjenige aufzeichnet, was die gefühlte Wirkung auf ihn hervorgebracht hat; so wird nun auch der flachere Beschauer auf diese Art zur Aufmerksamkeit angeregt und durch das Wegschneiden der gleichgültigen Nebendinge auf den eigentlichen Punkt gefesselt, die vorher ihm entgangene Beziehung deutlich werden, und er wird vor dem Kunstwerke fühlen, was er an dem Naturgegenstande weder bemerkte, noch ohne den Künstler je bemerkt hätte, da es weniger der Gegenstand dem Beschauer, als vielmehr der Beschauer dem Gegenstande mitgeteilt hat. Er wird die Idee des Künstlers erkennen und die Nachahmung des Gegenstandes wird nur das *Mittel* der Verständlichung gewesen sein.

Bouterwek erklärt sehr gut das ästhetische Gefühl aus dem *Urgefühle* des Menschen, mit dem derselbe, außer dem Zustande der Roheit, aber noch vor der Sonderung seiner einzelnen Vermögen gedacht, die Welt mit all seinen Auffassungsmitteln, physischen, Geistes- und Gemütskräften ungeteilt in sich aufnimmt, so daß in dem entstehenden Wahrnehmungsbilde Beziehungen aller Art sich zu *einem*, erfreuenden, erhebenden, aber zugleich unbestimmten Eindruck vereinigen.

Wahrheit der Kunst.

Man spricht von einer *Wahrheit der Kunst*, die durchaus notwendig sei, wenn letztere das Schöne hervorbringen wolle; auf der andern Seite gesteht man aber doch wieder, daß manches in den Künsten schön sei, obgleich es nicht wahr ist. Wie hängt das zusammen? Etwa auf folgende Art. Daß die Künste eine gewisse Wahrheit haben müssen, folgt schon daraus, daß sie, wie man allgemein zugibt, *täuschen*, d. h. durch den *Schein wirken* sollen; da es nun aber, wie keine Wirkung ohne Schein, so auch keinen Schein ohne Wahrheit, d. h. ohne teilweise Übereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande gibt, so folgt wohl von selbst, daß die Künste wenigstens nicht *unwahr* sein können. Die hier geforderte Wahrheit wird aber keineswegs die objektive, die der Erkenntnis sein können. Diese ist einerseits für die Kunst unerreichbar, weil sie, ohnehin nicht auf Wissen gestellt, auch das Erkenntnisvermögen, das bei Gewinnung jener demonstrablen Wahrheit allein, oder doch absolut vorherrschend tätig erscheint, nur als ein Teilvermögen ihrer Gesamtkraft aufnehmen kann, in welche Gesamtkraft hingegen gerade diejenigen Geistes- und Gemütstätigkeiten, welche durch den täuschenden Schein, den sie erzeugen, dem Zustandekommen der Erkenntnis so hinderlich sind, als wesentliche Teile gehören. Auf der andern Seite aber wäre diese Wahrheit, nebstdem, daß sie für die Kunst unerreichbar ist, auch noch für sie unzureichend, da durch dieselbe nur das Erkenntnisvermögen einseitig befriedigt wäre, die übrigen, bei der künstlerischen Beschauung tätigen Vermögen aber leer ausgehen würden, und somit wohl ein Wissen, aber kein Kunstwerk entstehen könnte.

Die Wahrheit, die jedes Kunstwerk haben muß, kann demnach nur eine solche sein, welche sich auf alle, bei der Zustandebringung desselben tätigen Kräfte gleichmäßig trifft; denn jedes eines Eindrucks fähige Vermögen hat seine eigene Wahrheit, die in der Übereinstimmung seiner Eindrücke mit deren Gegenstande, modifiziert durch die aus seiner inneren Einrichtung hervorgehenden Gesetze seiner Wirksamkeit besteht. Verstand, Phantasie, Gefühl und Sinnlichkeit verlangen daher jedes ihre Wahrheit in der Kunst, von denen zugleich aber jede einzelne bedingt und beschränkt wird durch die Möglichkeit der andern, eben weil sie zu *einem* Eindrucke zusammenfließen sollen. Es wird demnach die bloße Wahrheit des Verstandes in einem Kunstwerke keinen Platz finden, wenn und insofern sie die Wahrheit der Sinnlichkeit aufhebt, so wie die Phantasie ihre Übereinstimmung nur so weit verfolgen kann, als sie die Grundbedingungen des Gefühls nicht verletzt. Hieraus entsteht nun statt der objektiven eine subjektive, die *ästhetische* oder *Kunstwahrheit*, die jedes Kunstwerk haben muß, wenn es wirken, den Menschen bewegen soll. Die Wahrheit des

einen oder andern dieser Vermögen nun, insofern dadurch die der übrigen paralysiert und nicht zur Sprache gelassen wird, ist das, was man Täuschung der Kunst nennt, welche Täuschung gleichfalls eine Wahrheit ist, denn sonst könnte sie nicht wirken, aber eine teilweise, nicht objektive.

Begeisterung.

Es gibt auch eine teleologische Begeisterung (aus abbildloser Betrachtung der Natur). Diese unterscheidet sich von der ästhetischen dadurch, daß letztere durch unmittelbare Beziehung auf ein begrenztes Objekt der Anschauung zur Einheit gebracht und befriedigt wird.

Die volle Übereinstimmung eines Gegenstandes mit unserem Erkenntnisvermögen ist ein Begriff; er begründet das Wahre, im Schönen liegt gleichsam bloß eine dunkle Vorahnung einer solchen Übereinstimmung.

Allegorie.

Die Personifikation, als Versinnlichung eines Begriffes, wird dann zur Allegorie, wenn nicht die Schönheit der Darstellung, sondern der Begriff selbst als Hauptsache und Zweck erscheint und die Versinnlichung nur als Mittel zur Möglichkeit (wie in der bildenden Kunst) oder zur größeren Eindringlichkeit und Annehmlichkeit der Darstellung des Begriffes (wie in der Poesie) angewendet wird. Die Allegorie gehört daher, wie die äsopische Fabel, nur zum Teile ins Gebiet der Kunst.

Typen der Einbildungskraft.

Es ist unstreitig, daß durch öftere Wahrnehmung mannigfaltiger Individuen, die zu einer Gattung gehören, sich der Einbildungskraft ein gewisses abgezogenes Bild, ein Typus der Gattung eindrückt, der sodann beim Formen von Begriffen die Grundlage macht. Die gewöhnliche Aufmerksamkeit auf die Operation des Denkens zeigt dies. In dem Augenblicke z. B., als ich den Begriff: „Farbe" denke, zuckt, beinahe zugleich, ein gewisses undeutliches Bild von etwas, das, ohne eigentlich eine bestimmte Farbe darzustellen, doch mit jeder Farbe mehr Ähnlichkeit hat, als sonst irgend etwas in der Welt — dieses undeutliche Bild, sage ich, dieses ununterscheidbare Aggregat von Bildergliedern zuckt wie ein Blitz zugleich mit dem Gedanken durch die Seele und gibt der Form des Begriffs erst den Inhalt. Dieses Phantasiebild liegt selbst den abstraktesten Begriffen und Ideen, denen von Zeit, Ewigkeit, Gott usw. zugrunde, sonst sind sie undenkbar. Dieser Typus der Einbildungskraft nun, weiter verfolgt, in seinen Teilen zu größerer Klarheit des Bewußtseins gebracht, gibt die Grundlage des Ideals für die Kunst.

Form der Zweckmäßigkeit.

Kants Zweckmäßigkeit ohne Zweck und Zusammenstimmung zur Erkenntnis, überhaupt ohne Begriff, in seiner Erklärung der Schönheit, verstehe ich ungefähr so: Außer der objektiven Beschaffenheit eines Gegenstandes, die vor allem dem Begriff zugrunde liegt, und den subjektiven Beziehungen, die am vorherrschendsten in der Empfindung des Angenehmen walten, kann es ja noch einen dritten Bezug geben, das Dasein z. B. eines gemeinschaftlichen Bandes, das, aus einem gemeinschaftlichen Urheber hervorgehend, den Betrachtenden und das Betrachtete umschlingt und sich gegenseitig nähert. Vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich liegt der im Geschmacksurteil gefühlten Zusammenstimmung ein solches Drittes zugrunde, welches das Wort des Rätsels, den wirklichen Begriff des Zweckes zur erkannten bloßen Form der Zweckmäßigkeit enthält; dies Dritte kommt aber nicht in unser deutliches Bewußtsein, und wir müssen es daher beim Denken über das Schöne außer der Rechnung lassen.

Genialität.

Man hört in neuerer Zeit nichts häufiger als den Ausdruck: genial. Da fragt sich's nun zuerst, was das heißen solle. Will man damit von jemanden sagen, er sei ein Genie? oder nur, er sei etwas annähernd dem Genie Ähnliches? Im ersten Falle sollte man bedenken, daß das Genie, wie die Aloe, kaum alle hundert Jahre einmal blüht. Es hat ganze Zeiträume gegeben, die nicht ein einziges Exemplar dieser seltenen Pflanze aufzuweisen hatten, und sollte die neuere Zeit daran auf einmal so fruchtbar geworden sein? Wodurch und wie? da es sich hier um eine Naturgabe handelt und nicht um etwas Erworbenes, Angebildetes, wie jedermann zugibt. Nimmt man aber genial nur für etwas dem Genie Ähnliches, so muß vor allem genauer bestimmt werden, was denn das Genie eigentlich sei, um es auch in seiner Ähnlichkeit wiederzuerkennen und von verwandten Gaben zu unterscheiden. Die nächstverwandte Gabe aber ist das Talent. Betrachtet man nun Talent und Genie nur als Stufenleiter eines und desselben Vermögens, nur dem Grade nach verschieden, so würden die Ausdrücke: ein großes und ein außerordentliches Talent, und: ein Genie, gleichbedeutend sein, was man wieder nicht zugibt. Schon die Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens unterscheidet hier sehr genau. Wer viele Sprachen mit Leichtigkeit erlernt und mit Fertigkeit gebraucht, ist ein Sprachtalent; wer die Übereinstimmung und die allgemeinen Bezüge derselben Sprachen oder vielmehr der Sprache überhaupt durchschaut, von den Zweigen zum Stamm, vom Stamm zur Wurzel verfolgt und nachweist, ist ein Sprachgenie, wenn er sich auch in keinem einzigen fremden Idiome mit Be-

quemlichkeit auszudrücken vermöchte. So nennen wir den Abbé Mezzofanti ein außerordentliches Sprachtalent, Jakob Grimm, wenn man will, ein Sprachgenie. Es bleibt also nichts übrig, als einen spezifischen Unterschied zuzugeben und das Genie in die Eigentümlichkeit der Auffassung und das Talent in die Geschicklichkeit der Ausübung zu setzen.

Da leuchtet nun sogleich ein, daß in den geistigen Bestrebungen, die auf Erforschung der Wahrheit, auf Erweiterung unserer Kenntnisse gehen, das Genie und nur das Genie es ist, in dem alles Heil liegt. Wer eine neue Wahrheit gefunden hat, gesetzt, er drückte sich auch so unbeholfen aus, als Kant oder Hegel, ist ein Wohltäter des Menschengeschlechtes.

Anders aber dürfte es in den Künsten sein. Wenn irgend ein Künstler, ein Dichter zum Beispiel, eine neue Idee, eine Wahrheit nämlich gefunden hätte — obwohl mir im ganzen Bereich der Poesie kein Dichter bekannt ist, von dem man so etwas sagen könnte — so hätte er sich dadurch nur in die Reihe der Philosophen oder Naturkundigen gestellt, als Dichter aber noch gar nichts geleistet. Denn die Kunst besteht in der Lebendigmachung der Idee, in der Zurückführung des Gedankens auf die Wirklichkeit, in der Darstellung mit einem Worte. Wenn man sich hier durch eine Unterscheidung der philosophischen von der poetischen Idee helfen wollte, so wäre dabei wenig gewonnen, denn die poetische Idee ist schon eine Einkleidung, eine Versinnlichung, eine Verkörperung der philosophischen, und somit sie selbst schon eine Darstellung. Was bei den Philosophen gegenüber der Auffindung des Gedankens Nebensache ist: die Auffaßbarkeit von seiten des Zuhörers, ist bei dem Künstler die Hauptsache; die Kunst ist eben nichts, als der Komplex der Mittel, seine Gedanken lebendig auf den Zuhörer übergehen zu machen. Wer die höchsten Gedanken hat, aber sie nicht darzustellen vermag, kann ein außerordentlicher Mensch sein, ein Künstler aber ist er nicht.

Da man nun aber andererseits doch Gedanken haben muß, wenn man ihrer darstellen will, so ist allerdings Genie, verbunden mit dem Talente, Eigentümlichkeit der Auffassung, Hand in Hand mit der Gabe der Lebendigmachung, das Höchste, was die Kunstwelt aufzuweisen hat. Nur kommt das Ding, wie gesagt, oft in Jahrhunderten nicht einmal vor. Das eigentliche Genie ausgeschlossen, kann daher die Bezeichnung genial nur auf einen Teil jenes weltbeglückenden Ganzen gerichtet sein, und da die als genial Bezeichneten den Beinamen: Talent mit Entschiedenheit, als eine Art Unglimpf, zurückweisen, so bleibt für sie vom Genie, mit Ausschluß der Darstellungsfähigkeit nur das Eigentümliche der Auffassung, die Originalität des Gedankens übrig. Da kommt nun zu bemerken, daß in einer Zeit, wo die Ideen fixiert sind, die Eigentümlichkeit der Ansicht allerdings eine gewisse Stärke des Geistes voraussetzt. Sind die Ideen aber einmal im Fluß, hat sich die Zeit von Ehrfurcht und Ordnung emanzipiert, so ist nichts leichter, als aus dem wirbelnden Strudel ein paar Gedanken: qui heurlent de se trouver ensemble, herauszugreifen und gewaltätig zu verbinden. Wenn man es nur mit der Richtigkeit nicht genau nimmt, so hat dann die Eigentümlichkeit wenig Schwieriges. Jeder Gedanke, auf den Kopf gestellt, gibt einen neuen, und ein Narr im Narrenhause hat mehr originelle Einfälle, als alle Dichter seit Erschaffung der Welt zusammengenommen.

Aber auch die Originalität im besten Sinne zugegeben, so ist doch in der Kunstwelt derjenige, der eigentümliche Gedanken hat und sie nicht angemessen darzustellen vermag, das, was man im gewöhnlichen Leben einen Stümper nennt, d. h. ein solcher, der das nicht machen kann, was er machen möchte.

Ich bin hier bei dem Punkte angekommen, auf den ich von vornherein mein Augenmerk richtete. Genialität ohne Talent ist der Teufel der neueren Kunst. Wenn ich sage: ohne Talent, so meine ich nicht, als ob diese Gabe der neueren Zeit ganz fehlte. Aber je größer der Gedanke, um so schwieriger die Ausführung. Ein Talent, welches für einen mäßigen Stoff ausgereicht hätte, wird lächerlich, wenn es sich mit einem großen befaßt, und so haben wir denn lauter verunglückte Meisterwerke, statt genießbarer Kunstprodukte. Wenn hierin in Deutschland die bildende Kunst eine Ausnahme macht, so beruht dieses auf der einfachen Ursache, daß die Natur in ihrer unerforschten Machtvollkommenheit sich entschlossen hat, nach langer Sparsamkeit einige dem Genie nahkommende, wenn nicht gar es erreichende Talente hervorzubringen, die dann den andern die Richtung geben. Poesie und Musik aber sind gleichmäßig in jenem Grundübel befangen.

Dilettantismus.

Das Grundübel unserer neuesten deutschen Literatur und Kunst scheint mir in dem Vorherrschen eines gewissen Dilettantismus zu liegen.

Der Dilettant ist ein gesteigerter Liebhaber. So wie dieser, kann auch er viele, ja bedeutende Einsicht in das Wesen einer Kunst, ja selbst eigene Ideen von größerem oder geringerem poetischen Gehalte haben, und fehlt ihm bei allem Streben doch das Vermögen einer genügenden Darstellung. Solche Leute kommen im Leben häufig vor. Sie sind, wenn ihre Auffassungsgabe mit Selbsterkenntnis und Bescheidenheit gepaart ist, höchst liebenswürdig und interessant. Was sie hervorbringen, entzückt ihre Freunde, weil diese imstande und in der

Stimmung sind, das Fehlende der Darstellung aus ihrer Kenntnis des Verfassers zu supplieren, und eine gewisse Unbeholfenheit in der Anwendung der Mittel wird nicht selten zu einem eigenen Reiz, wie das Lallen des Kindes der Mutter entzückender klingt, als aller Wohllaut der Dichtkunst im Munde der Musik.

Beim Dilettanten gilt immer der Wille fürs Werk, indes ein Künstler nur derjenige genannt werden kann, der auch ins Werk zu setzen vermag, was er will. Jede Kunst liegt in der vollkommenen Darstellung der mehr oder weniger vollkommenen Idee; und dies zwar so sehr, daß nur darin ihr charakteristischer Unterschied von der Wissenschaft zu suchen ist.

Wer das Schöne weder weiß noch fühlt, ist ein Tropf; wer es fühlt, ein Liebhaber; wer es weiß, ein Kunstphilosoph; wer, was er davon fühlt und weiß, auszuführen strebt, ein Dilettant; wer es ausführt, ein Künstler. Wer mit einem beschränkten Ideenkreise seinen kleinen Vorrat selbständig außer sich hinzustellen vermag, ist ein Künstler, indes der Ideenreichste, dem die Gabe, das Gedachte von seinem Inneren abzulösen, mangelt, dieses Namens ewig wird entbehren müssen. Hölty in seiner Nußschale wird ein Dichter bleiben bis ans Ende der Welt, und die Schlegel werden es nicht sein, wären sie auch tiefer als die Tiefe des Weltmeeres. Die niederländischen Kuh- und Gemüse-Raffaels sind Maler, und der finnige Schnorr wird es täglich weniger, je mehr er sinnt.

Es liegt aber diese Darstellung, die ich als das charakteristische Merkmal jedes Kunstwerkes betrachte, wie schon oben bemerkt wurde, in der vollkommenen Ablösung des Hervorgebrachten von dem hervorbringenden Gemüte. Erst wenn die Frucht von dem Mutterleibe getrennt und die letzte verbindende Schnur abgeschnitten ist, dann erst tritt ein neuer Mensch ins Dasein, der das Prinzip seines Daseins in sich selbst trägt und als Geschöpf wandelt nach eigener Richte.

Die Kunstverderber.

Wenn man vom Verderben eines Strebens, einer Richtung, einer Kunst spricht, so meint man wie natürlich nicht die mangelhaften Schritte, die vom Anfange aus bis zur Gewinnung eines, der Vollkommenheit sich nähernden Standpunktes gemacht werden. Sie sind förderlich, notwendig und in ihrer Unvollkommenheit verehrungswürdig, ob es gleich lächerlich ist, wenn eine überjättigte Zeit ihnen einen höheren Wert zuschreiben will, als den, den sie wirklich haben. Verderben heißt: eine schon vorgeschrittene Kunst durch falsche Bestrebungen wieder rückgängig machen. Da stößt man denn freilich bei den Verteidigern eines immerwährenden Fortschrittes gewaltig an. Aber wollte man diesen auch, gegen alle Erfahrung, im ganzen der Welt zugeben, so stößt man doch im einzelnen damit gewaltig an, besonders wenn es sich um Begabungen und Energien handelt, die nur bei einzelnen vorkommen, ja ihrer Natur nach eine Art Abgeschlossenheit, um nicht zu sagen Einseitigkeit bedingen. Kenntnisse lassen sich mitteilen, Kräfte nicht. Die Bildung, die allerdings in den letzten drei Jahrhunderten in immerwährendem Fortschritt war, beruht auf einem Gleichgewicht aller menschlichen Fähigkeiten; Bestrebungen, die wesentlich ein Übergewicht besonderer Eigenschaften voraussetzen, sind weit entfernt, durch solche Allgemeinheiten gefördert zu werden. Bildung haben und seine Bildung am gehörigen Orte vergessen zu können, sind für den neueren Dichter gleich wichtige Erfordernisse, ja letzteres beinahe wichtiger, wie es schwerer ist.

Man kann eine Kunst theoretisch oder praktisch verderben. Die falschen Theorien verderben eigentlich die Kunst nicht, sie kommen erst, wenn sie bereits verdorben ist. Die Produktion hat eine so überwältigende Macht, daß ästhetisches Gefasel dagegen unwirksam bleibt. Erst wenn die Ausübung ermattet, oder sich selber untreu geworden ist, dann machen sich die falschen Grundsätze breit und erschweren, ja machen die Rückkehr für die Masse halb unmöglich. Erst ein neues schaffendes Talent bricht oft spät genug den Bann; denn die echten Grundsätze liegen im Talente selbst und, als erweckbarer Keim, auch in der Masse.

Also nur die Künstler verderben die Kunst. Das ist oft gesagt worden und daher nichts Neues. Meistens aber wurde der Satz so gebraucht, als ob es die eigentlich schlechten Künstler wären, die dieses Verderbnis herbeiführen. Das ist aber ganz unwahr. Die schlechten Dichter bleiben unbeachtet, und die mittelmäßigen unterhalten, oft ganz mit Recht, die Menge, die aber recht wohl zu unterscheiden weiß, daß, wenn sie Wallensteins Tod sieht, sie auf eigentlichem Kunstgebiete steht, indes sie sich gestern bei Kotzebue oder Iffland ganz einfach nur unterhalten hat.

Die ausgezeichneten Künstler sind es, die die Kunst verderben, wenn sie sich individuellen Richtungen mit zu großer Vorliebe hingeben. Der Tadel trifft aber dann eigentlich nicht sie. Jede Begabung hat das Recht, zu sein, was sie ist, und wenn die Kunst ein Allgemeines hat, das aus der Sache selbst fließt und in dem Zusammentreffen mit allen großen Künstlern desselben Faches sich kund gibt, so macht das Individuelle den eigentlichen Reiz aus, der unterscheidet und erfrischt. Wollte Gott, jeder Künstler wäre ein anderer. Wenn aber die Nachahmer, durch den Glanz des Namens und das Einschneidende der Besonderheit verführt, sich auf das Individuelle werfen, ohne die Indi-

vidualität zu besitzen, die es naturgemäß erzeugt und ebenso rechtfertigt als entschuldigt, dann weicht die Kunst von ihrem Wege ab, und die Verwilderung tritt ein, entweder augenblicklich, wenn das Nachgeahmte leidenschaftlicher Natur war, oder später, als Nachwirkung gegen reflektive Kräfte und launische Ablehnung.

Man muß daher unter den ausgezeichneten Künstlern einen großen Unterschied machen, zwischen den Vortrefflichen als solchen und den Mustergültigen (der eigentliche Begriff für das, was man klassisch nennt). Die ersteren gehen einen Pfad, der nur für sie gangbar ist, die zweiten den Weg, der für alle paßt. Der Ausdruck originell ist daher sehr zweideutiger Natur, und es gehört eine große Begabung dazu, um einen Künstler nicht schon durch diese Bezeichnung in die zweite Rangstufe zu setzen. Auf den eigentlich großen Künstler übt das von seinen Vorgängern Übernommene als Vorhandenes die Macht eines Natürlichen, und er macht es wie alle andern, nur unendliche Male besser. So ist in der Musik Beethoven vielleicht ein so großes musikalisches Talent als Mozart oder Haydn, nur hat etwas Bizarres in seiner Naturanlage, verbunden mit dem Streben, originell zu sein, und allbekannte traurige Lebensumstände ihn dahin geführt, daß, in weiterer Ausbildung durch talentlose Nachtreter, die Tonkunst zu einem Schlachtfelde geworden ist, wo der Ton mit der Kunst und die Kunst mit dem Tone blutige Bürgerkriege führen.

Das Drama der Gegenwart und die Schicksalsidee.

Von allen poetischen Formen die strengste, ist die dramatische. Alle andern gehen formell von einer Wahrheit aus, die dramatische von einer Lüge, und ihre Aufgabe ist, diese Lüge aufrecht zu erhalten, ja sie in letzter Ausbildung zu einer Wahrheit zu machen. Die Lyrik spricht ein Gefühl aus; das Epos erzählt ein Geschehenes (für die Form gleichviel, ob wahr oder erdichtet); das Drama lügt eine Gegenwart.

Man hat sich in neuerer Zeit sehr lustig gemacht über die Täuschung, welche man in früherer einem Schauspiele zum Erfordernisse machte, und gewiß, eine unabweisliche, zwingende Täuschung würde alle Kunst von vornherein aufheben, eine einschneidendere Wirklichkeit an deren Stelle setzen und namentlich die Tragödie zu einem Schauspiele für Schlächter und Kannibalen machen. Es gibt aber noch eine andere, willkürlich selbst gewählte (übernommene) Täuschung, eine Supposition, die der Zuseher übernimmt (in die der Zuschauer eingeht), auf die stillschweigende Bedingung, sie wegzuwerfen, wenn ihre Wirkungen lästig, wenn sie quälend würden. Die Aufgabe der dramatischen Kunst, als Form, besteht nun darin, daß diese Supposition einer Gegenwart (ja nicht mit Wirklichkeit zu verwechseln) aufrecht erhalten, ihre Bewahrung dem Zuschauer erleichtert und nicht gestattet werde, daß er sie aus Langeweile oder Zerstreuung fallen lasse, oder wohl gar im Widerwillen wegwerfe.

Wer diese Sätze leugnen wollte, müßte erst verhindern, daß als gegenwärtig dargestellte Personen nicht auch wie gegenwärtige wirken; er müßte ungeschehen machen, daß die dramatischen Meisterwerke aller Zeiten, gut gespielt oder gelesen, jenen tiefen Eindruck machen, den nur die Gegenwart gewährt; er müßte endlich erklären, warum man überhaupt die in jeder anderen Rücksicht unbequeme dramatische Form wählt, wenn es dabei bloß auf kühle Möglichkeiten und behagliche „Es war einmal“ abgesehen ist.

Dies vorausgeschickt, fragt es sich: Durch welche Mittel kann nun bewirkt werden, daß eine niemals dagewesene, oder längst vergangene Begebenheit als eine, wenn auch nur angenommene (vorausgesetzte) Gegenwart wirke? Die bloßen Gegenreden der Personen mit: tritt auf, und: geht ab u. dgl., reichen dazu nicht hin, wie die Erfahrung zur Genüge lehrt. Was ist es also sonst?

Die Wirklichkeit zwingt. Die Häuser in meiner Straße abzuleugnen, fällt mir nicht ein, und wenn ich morgen einen Stein vom Himmel fallen sehe, muß ich mir's gefallen lassen, ich mag es begreifen oder nicht. Wenn mir aber jemand erzählt, er habe ein Schiff in der Luft fahren gesehen, so werde ich erst dann glauben, wenn ich es, durch Ursache und Wirkung vermittelt, in den Kreis meiner Überzeugungen aufnehmen kann. Kausalität zwingt den Geist, wie das Wirkliche die Sinne; und was als Gegenwart gelten will, muß vor allem als Ursache und Wirkung streng verknüpft sich erweisen. Daher verweigert auch das Drama dem Zufall sein Spiel, und die eifrigsten Verfechter der Willensfreiheit, die täglich von jedermann die tugendhaftesten Handlungen wie aus der Kanone verlangen, sind höchst erzürnt, wenn derlei unmotiviert auf dem Theater vorkommt. Der Charakter sei nicht gehalten, sagen sie.

Scharf und bestimmt sind die äußeren Gestalten der Wirklichkeit. Mit nebelhaften Abschattungen wird niemand eine Gegenwart anschaulich machen.

Ebenso inzisiv sind ihre inneren Auskündungen. Glücklicherweise verlangt die Kunst eine Milderung mancher Gefühle des wirklichen Lebens, wer würde sonst auslangen? Und auch das, was übrig bleibt, wer erreicht's?

Endlich fügt sich das Wirkliche in seiner Bestimmtheit allerdings der Anwendung des Begriffes, ist ihm aber nirgends adäquat. Eine Menge Zufälligkeiten begleiten es und machen

das Lebendige desselben aus, unterscheiden das wirkliche Ding von dem Gedankending.

Alles dies zugegeben, wird man von dem dramatischen Dichter, alle andern poetischen Qualitäten eingerechnet, außerdem noch in besonders hervorstechendem Grade folgende Eigenschaften fordern:

Scharfen, sichtenden Verstand zur Motivirung und Begründung.

Bildliche Phantasie: sie erfindet und stellt dar.

Warmes, richtiges Gefühl.

Endlich Empfindung, im Verstande der Maler genommen, wo es den Sinn für die Abstufungen und das Verfließende in den Zufälligkeiten der Naturtypen bedeutet.

Man könnte hier stehen bleiben und im Entgegenhalt der deutschen Naturanlage zu ermitteln suchen, welche von diesen Eigenschaften den Nationalvorzügen entsprechen, und welche, im minderen Maße vorhanden, dem Gelingen dramatischer Komposition schon von vornherein störend im Wege stehen.

Es würde sich vielleicht zeigen, daß der deutsche Verstand seine Stärke mehr im Vorarbeiten für die Zwecke der Vernunft zeige, als in rein analytischer Brauchbarkeit für die Aufgaben des Wirklichen, daß die Abweisung des gemeinen Menschenverstandes von seiten der deutschen Philosophie ihre Wirkungen mitunter weiter erstrecke, als auf jene abstrakten Höhenpunkte, für die sie eigentlich gemeint war, und unbefangener, gesunder Sinn, unbeschadet aller anderen Vorzüge, unter deutschen Literatoren vielleicht seltener gefunden werde, als irgend anderswo.

Die deutsche Phantasie könnte man beschuldigen, gar zu gern ins Weite zu gehen und dadurch unbildlich zu werden. Je höher diese Kraft sich versteigt, um so nebelhafter werden ihre Gebilde, bis sie endlich zu blassen Schematen entschwinden, die den Gedanken wohl unterstützend begleiten, aber nicht mehr versinnlichen, nicht darstellen. Der Wert der Phantasie für die Kunst liegt in ihrer Begrenzung, welche die Gestalt ist. Die deutsche Phantasie liebt, ihre Bilder nach einwärts, auf den Hintergrund des Gefühls zu werfen, was in der lyrischen Poesie oft hinreicht: die epische, besonders aber die dramatische Poesie fordert bestimmte Gestalten nach auswärts, die selbständig für sich dastehen und keiner Nachhilfe von seiten des Gemütes bedürfen. Das deutsche Gefühl sei in Ehren gehalten. Was sich dagegen, außer einer gewissen Vorliebe für die Halbtinten, sagen läßt, wird am besten in Verbindung mit dem folgenden Absatze ausgesprochen.

Dieser begreift die Empfindung in dem oben angedeuteten Sinne. Hier liegt vielleicht die poetische Hauptschwäche der Deutschen, was um so trauriger ist, da das Geheimnis der Komposition damit allernächst zusammenhängt. Gewohnt, von scharfbestimmten Begriffen auszugehen, verlieren sie nur zu leicht den Takt für die Zufälligkeiten des Lebendigen. Da nun zugleich ihr Gefühl warm und wahr ist, an welchen Eigenschaften sie sich zu versündigen glaubten, wenn sie davon im einzelnen auch nur ein Jota abgehen ließen, so werden nur zu häufig die verschiedenen Figuren, ihre Erlebnisse, Gesinnungen, Gefühle und deren Äußerungen so haarscharf und ungeschwächt aneinandergefügt, daß man dabei an die Kartenmalerei und, wenn's gut geht, an die unbehilflichen Uranfänge der bildenden Kunst erinnert wird, die noch keine Ahnung davon hat, daß die schönsten Einzelheiten zusammen ein schlechtes Bild machen können. Da ist nichts reflektiert, das eben Emportauchende macht seine Wirkung geltend, ohne auf den Eindruck eines Vorher oder Nachher Rücksicht zu nehmen; Licht sammelnde und sparende Gegensätze werden als Effektmacherei verworfen, an Ruhepunkte zur Erleichterung der Auffassung ist nicht zu denken, und so rollt denn die ganze Komposition (!) als ein unentwirrbares Chaos belästigender Schönheiten um ihre eigene Achse, und der Leser (denn bis zum Zuschauer gelangt derlei selten) weiß sich nicht anders Rat, als den Knäuel hinzulegen, um sich zu besinnen und Kraft zu sammeln, wo ihm denn keine Ahnung beikommt, daß, wenn er sich nun orientiert hat und fortfährt, er kein Drama mehr mitlebt, sondern ein Buch liest. Die Deutschen können nicht komponieren. Was in Frankreich der letzte Skribler (bei allen Mängeln des Inhalts) kann, ist in Deutschland höchstens die Gabe einzelner. So war es aber nicht immer. Unsere großen Dichter verstanden zu komponieren, und es gab eine Zeit, wo es auch die mittelmäßigen konnten. Was hat also in neuerer Zeit die Deutschen für die Anforderungen der dramatischen Kunst weniger tauglich gemacht? Das sei der Inhalt des zweiten Teils meiner Predigt.

Was für Erscheinungen haben in Deutschland während der neuen und neuesten Zeit Platz gegriffen, um das Gelingen dramatischer Kompositionen noch mehr zu erschweren, als dies bereits früher der Fall war?

Die hierher gehörigen Erscheinungen lassen sich, so mannigfach sie sind, vielleicht auf folgende beide Hauptpunkte bringen: Mißbrauch der Gelehrsamkeit und Mißachtung der Rechte des Publikums. Die Gelehrsamkeit, oder, wenn man will, Belesenheit, so schätzbar sie an sich und so förderlich sie für alle Seiten des menschlichen Erkennens, ja Vollbringens ist, hat doch auch mitunter hemmenden Einfluß, und dieser äußerte sich in bezug auf unsern Gegenstand:

1. In Gestalt der Ideologie.

Die deutsche Philosophie hatte kaum durch Kant ihre große Umwälzung vollbracht und in ihren ersten Ausbildungsformen Bestand und

Maß genommen, als sie auch, ziemlich revolutionär, anfing, ihre Usurpationen über benachbartes und weltfremdes Gebiet auszudehnen. — Wobei jedoch vor allem Kant selbst ausgenommen werden muß. Nie hat ein Philosoph anregender über die Vorfragen gesprochen, als er, und wenn, was er sagte, nicht künstlerisch förderlich war, so liegt die Ursache nur darin, daß aus dem Standpunkte der Philosophie die Kunst überhaupt nicht zu fördern ist. — Damals also, wo man Prinzipien für alles auffand, ging, wie natürlich, die Kunst auch nicht leer aus. Das Schöne war a priori erwiesen, die Kunstformen desgleichen, so daß, wenn sie zufällig verloren gegangen wäre, man sie augenblicklich aus freier Faust wieder hätte erfinden können. Große Schubfächer wurden gezimmert für die Hervorbringung aller Zeiten; da mußten sie unterkriechen, und was für das eine Schubfach als Grundwahrheit galt, war für das andere grundfalsch, als ob der Unterschied zwischen Mensch und Mensch in allen Lagen und Zeiten weiß Gott wie groß wäre. Dem gesamten Altertum ward als Marionettendraht die Schicksalsidee beigegeben, und Atriden und Labdakiden mußten sich abmartern, bloß um den breitgetretenen Heischesatz: daß niemand seiner Bestimmung entgehen könne, beispielsweise einzuschärfen. Der Chor war der idealisierte Zuseher, auch da, wo er Mitspielender, auch da, wo er Hauptperson, auch da, wo er einseitiger befangen ist, als der Zuseher selbst. Was nun, obschon man es mit der Konsequenz nicht sehr genau nahm, durchaus der Anwendung widerstrebte, ward als unwürdig und schlecht ausgeschieden; wie denn Euripides, einem schlechtbestandenen Schüler gleich, bis auf diesen Tag mit dem schwarzen Täfelchen herumgeht.

Mit dem Schubfach für die neuere Zeit ging das nicht so leicht an. Daß namentlich das Tragische im Kampfe der Freiheit mit der Notwendigkeit liege, darüber war man bald einig; nur darüber nicht, ob der Freiheit oder ihrer Gegnerin der Sieg bleiben solle. Ein kleiner Unterschied, wie man sieht. Statt eines allgemeinen Prinzips ward daher jeder einzelnen Hervorbringung ein besonderes zugewiesen, eine Schulidee, deren Versinnlichung die Aufgabe des Kunstwerkes sein sollte; ein Satz, und zwar kein moralischer — worauf hingearbeitet zu haben, man den Vorgängern sehr übelnahm — sondern womöglich ein theoretisch-dogmatischer, was weniger veraltet, dafür aber bedeutend lächerlicher war. Fand das schon unter der Herrschaft der kritischen Philosophie statt, so ward der Drang noch heftiger, nachdem durch Beimischung von Gefühls- und Phantasieelementen die Philosophie selbst eine Art Poesie geworden war, wo man denn, um doch auch eine Philosophie zu haben, gerne die Poesie dazu gemacht hätte.

Entstünde nun die Frage: ob man überhaupt Ideen an die Spitze dramatischer Hervorbringungen stellen solle? so wäre die Antwort: Warum nicht? Wenn man sich einer so gewaltig lebendig machenden Kraft bewußt ist, als z. B. Calderon. Sonst haben aber die großen Dichter meistens den Gang der Natur zum Muster genommen, die Ideen anregt, aber vom lebendigen Faktum ausgeht.

Auch müßte jederzeit der Unterschied zwischen philosophischer und poetischer Idee im Auge behalten werden, von denen die erste auf einer Wahrheit beruht, die zweite auf einer Überzeugung. Denn es ist die Aufgabe der Philosophie, die Natur zur Einheit des Geistes zu bringen; das Streben der Kunst, in ihr eine Einheit für das Gemüt herzustellen.

Die hier bezeichnete Richtung der sogenannten Kunstphilosophie hatte ein so allgemeines Erlahmen jeder Produktionskraft zur Folge, daß sie sich unmöglich lange halten konnte. Sie ist im ganzen aufgegeben und spukt nur noch unter dem rezensierenden Troß, wenn er seine Sachunkenntnis hinter Worten verschanzen will.

Länger, und bis auf unsere Tage nachwirkend, dauerte die zweite Ausgeburt falsch angewendeter Gelehrsamkeit: Übertreibung der Förderungen an die Produktion.

Hatte man sich in früherer Zeit mit der Kenntnis der ewigen Alten und etwas förmlichem Franzosentum begnügt, so entstand, unmittelbar vor und mit dem neuen Jahrhundert, plötzlich eine Entdeckungswut unbekannter Regionen, den portugiesisch-spanischen Ost- und Westindienzügen vergleichbar.

Mit nicht genug zu preisendem Eifer ward Shakespeare den Deutschen näher gebracht, und eine neue Welt tat sich auf, als Calderon seine ersten Strahlen durchs weichende Gewölk herübersandte. Die klassische Welt, bisher ausschließliches Eigentum der Gelehrten, ward durch Übersetzung Gemeingut für alle. Was man den Römern entzog, häufte man um desto überschwenglicher auf die Griechen; und im schwindelnden Wirbeltanze drehten sich Kunstvollkommenheiten und Meisterwerke um den staunenden Lehrling. Aber durch einen leicht begreiflichen Irrtum vergaß man, daß, was so mit einem Male und in einem Maße die nächste Nähe vereinigte, in der Wirklichkeit durch Länder und Meere, durch Völker und Jahrhunderte getrennt war.

Weil man das alles wußte, glaubte man sich zu der Forderung berechtigt, das alles zu können, und Shakespeare und Sophokles wurden als Wegsäulen und Meilenzeiger hingestellt, indes sie Sterne sind, nach denen man aus unendlicher Entfernung allenfalls seinen Lauf einrichten kann. Das Gute erschien klein im Vergleich mit jenen ewigen Heroen, und das Dankenswert-Annehmbare schrumpfte zum Atome ein, im Entgegenhalt eines Maßstabes, dessen Grade Volksbildungen waren, und dessen Ganzmaß die Kultur des Menschengeschlechtes.

Daß nun niemand erreichen konnte, was ge-

fordert ward, setzt die Fordernden scheinbar hoch hinauf über die nach Erfüllung Strebenden, d. h. die Kritik über die Produktion, was allemal und jederzeit ein sicheres Zeichen des Verfalles der Kunst war.

Ja, selbst ein Teil des Publikums fand die dauernde Stellung auf den unfruchtbaren Höhen des Überschwenglichen lohnender für das Selbstgefühl, als die Unterordnung, die jeder übernimmt, der einen Eindruck auf sich wirken läßt, und der Dichter fand ablehnende Grübler, wo er dankbare Zuhörer vorausgesetzt hatte.

All diese Verkehrtheit wäre noch zu ertragen gewesen ohne die notwendige Rückwirkung, die dieses Hetzen und Drängen endlich auf die Produzierenden selbst ausüben mußte. Über all dem Vermeiden und sich Hüten ward die Aufgabe des Dichters zuletzt halb negativ. Um doch einigermaßen zu wirken, mußte sich jeder mit einem solchen Apparat, einem solchen Rüsthaus von Offensiv- und Defensivwaffen beladen, daß unter ihrem Gewichte kein freier Schritt mehr möglich war. Jedes Vornehmen ging so ins Ungeheuere und Weite, daß das Kontinuum zur inneren Ausfüllung ermangelte. Das natürlich Genießbare verschwand, und man sah nichts mehr, als verunglückte Meisterstücke.

Der Schreiber dieses Aufsatzes läßt das alles gerne auf sich und seine eigenen Werke anwenden. Er wollte nicht diesen oder den tadeln, sondern die Richtung einer Zeit, zu der er auch gehört. Man mag sich verwahren, wie man will: ist einmal derlei in der Luft, so saugt jeder seinen Theil davon beim Atemholen ein.

In letzter Ausbildung gedieh diese Richtung — was entsetzlich zu sagen ist — bis zur Verfälschung des Gefühls.

Kenntnisse und Wahrheiten werden von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, und der wäre ein Tor, der sich keine andere Bildung aneignen wollte, als die er selbst aus sich selbst gefunden. Das eben unterscheidet den Menschen von den übrigen Naturwesen, daß der späte Enkelsohn, weiterbildend, fortsetzt, was der Urahn, dunkel ahnend, begonnen; indes der Sprößling des am besten abgerichteten Tieres genau von demselben Punkte wieder anfangen muß, von dem sein gelehrter Vorfahr gleichmäßig ausging: das Palladium der Geistesbildung ist die ungehinderte Mitteilung. Das Gefühl dagegen ist der Ausdruck der besonderen Existenz des einzelnen; es stirbt mit jedem und wird mit jedem neu geboren. Ich kann ebensowenig das Gefühl eines andern annehmen, als die Person mit ihm tauschen, und die eigene Art, zu fühlen, aufgeben, heißt so viel, als seine Individualität verleugnen, sich als Mensch vernichten.

Das Wesen des Dramas ist, da es etwas Erdichtetes als wirklich geschehend anschaulich machen soll, strenge Kausalität. Im Lauf der wirklichen Welt bescheiden wir uns gern, daß manches vorkommen könne, was sich für uns in die stetige Kette von Ursache und Wirkung nicht fügt, weil wir einen unfaßlichen Urheber des Ganzen anzunehmen genötigt sind und immer hoffen können, daß das, was für unsere Beschränktheit unzusammenhängend ist, in ihm einen uns unbegreiflichen Zusammenhang habe: im Gedicht aber kennen wir den Urheber der Begebenheiten und ihrer Verknüpfung und wissen in ihm einen dem unsern ähnlichen Verstand, daher sind wir wohl auch berechtigt, anzunehmen, was in seiner Schöpfung für unsere und überhaupt für die menschlich-endliche Denkkraft nicht zusammenhänge, habe überhaupt keinen Zusammenhang und gehöre in die Klasse der leeren Erdichtungen, die der Verstand, von dessen formaler Leitung sich auch die schaffende Phantasie, wie jedes innere Vermögen, nicht losmachen kann, unbedingt verwirft, oder die wenigstens die beim Drama beabsichtigte Annäherung an das Wirkliche ganz ausschließt.

Das Kausalitätsband ist nun, den Begriff der Freiheit vorausgesetzt, seiner Möglichkeit nach ein doppeltes: Nach dem Gesetze der Notwendigkeit, d. i. der Natur, und nach dem Gesetze der Freiheit. Unter dem Notwendigen wird hier alles dasjenige verstanden, was, unabhängig von der Willensbestimmung des Menschen, in der Natur oder durch andere seinesgleichen geschieht, und was, durch die unbezweifelte Einwirkung auf die unteren, unwillkürlichen Triebfedern seiner Handlungen, die Äußerungen seiner Tätigkeit, zwar nicht nötigend, aber doch anregend bestimmt. Die Einwirkung dieser äußern Triebfedern ist bekanntlich so stark, daß sie bei Menschen von heftigen, durch verkehrte Erziehung und unglückliches Temperament genährten Neigungen oft alle Tätigkeit der Freiheit aufzuheben scheint, und selbst die Besten unter uns sind sich bewußt, wie oft sie dadurch zum Schlimmen fortgerissen wurden, und wie diese Triebfedern einen Grad von extensiver und intensiver Größe erreichen können, wo fast nur ein halbes Wunder möglich machen kann, ihnen zu entgehen. Das nun, was außer unserem Willenskreise, unabhängig von uns, also notwendig vorgeht und, ohne daß wir es nach Willkür bestimmen könnten, auf uns bestimmend (nicht nötigend) einwirkt, nennen wir, im Zusammenhange und unter dem für die ganze Natur geltenden Kausalitätsgesetze als Ursache und Wirkung stehend gedacht, Verhängnis, und insofern wir einen Verstand voraussetzen, der, ohne Einwirkung auf die Verhängnisse, das Verhängnis denkt und, außer der Beschränkung von Raum und Zeit, von vorher und nachher erkennt, Schicksal (Fatum). Das Schicksal ist nichts als eine Vorhersehung ohne Vorsicht, eine passive Vorsehung möchte ich sie nennen, entgegengesetzt der aktiven, die als die Naturgesetze zugunsten des Freiheitsgesetzes modifizierend gedacht wird. Im Trauerspiele nun wird entweder die Freiheit über die Notwendigkeit der Sieg verschafft, oder umge-

kehrt. Die Neueren halten das erstere für das allein Zulässige, worüber ich aber ganz der entgegengesetzten Meinung bin. Die Erhebung des Geistes, die aus dem Siege der Freiheit entspringen soll, hat durchaus nichts mit dem Wesen des Tragischen gemein und schließt nebstdem das Trauerspiel scharf ab, ohne jenes weitere Fortspielen im Gemüte des Zuschauers zu begünstigen, das eben die eigentliche Wirkung der wahren Tragödie ausmacht. Das Tragische, das Aristoteles nur etwas steif mit Erweckung von Furcht und Mitleid bezeichnet, liegt darin, daß der Mensch das Nichtige des Irdischen erkennt, die Gefahren sieht, welchen der Beste ausgesetzt ist und oft unterliegt; daß er, für sich selbst, fest das Rechte und Wahre hütend, den strauchelnden Mitmenschen bedaure, den Fallenden nicht aufhöre, zu lieben, wenn er ihn gleich straft, weil jede Störung vernichtet werden muß des ewigen Rechts. Menschenliebe, Duldsamkeit, Selbsterkenntnis, Reinigung der Leidenschaften durch Mitleid und Furcht wird eine solche Tragödie bewirken. Das Stück wird nach dem Fallen des Vorhanges fortspielen im Innern des Menschen, und die Verherrlichung des Rechts, die Schlegel in derber Anschaulichkeit auf den Brettern und in den Lumpen der Bühne sehen will, wird glänzend sich herabsenken auf die still zitternden Kreise des aufgeregten Gemüts.

Es ist ein Schicksal, das den Gerechten hienieden fallen läßt und den Ungerechten siegen, das „unvergoltene" Wunden schlägt, hier unvergolten. Laßt euch von der Geschichte belehren, daß es eine moralische Weltordnung gibt, die im Geschlechte ausgleicht, was stört in den Individuen; laßt euch von der Philosophie und Religion sagen, daß es ein Jenseits gibt, wo auch das Rechttun des Individuums seine Vollendung und Verherrlichung findet. Mit diesen Vorkenntnissen und Gefühlen tretet vor unsere Bühne, und ihr werdet verstehen, was wir wollen. Die wahre Darstellung hat keinen didaktischen Zweck, sagt irgendwo Goethe, und wer ein Künstler ist, wird ihm beifallen. Das Theater ist kein Korrektionshaus für Spitzbuben und keine Trivialschule für Unmündige. Wenn ihr mit den ewigen Begriffen des Rechts und der Tugend vor unsere Bühne tretet, so wird euch das zerschmetternde Schicksal ebenso erheben, wie es die Griechen erhob; denn der Mensch bleibt Mensch „im Filzhut und im Jamerlouf," und was einmal wahr gewesen, muß es ewig sein und bleiben.

Über Fatum und Schicksal.

Es ist in der neuesten Zeit so viel über das Schicksal und seine Anwendbarkeit oder Unanwendbarkeit für die neuere Tragödie gesagt und geschrieben worden, daß ich, da besonders mein Trauerspiel: die Ahnfrau, den Streit neu entzündet hat, es für meine Schuldigkeit achte, dem Publikum meine Ansichten von dieser vielbesprochenen Sache vorzulegen.

Um nicht weitläufig zu sein, gleich zur Sache: Vor allem: was verstanden die Alten (die Griechen nämlich) unter dem Worte Fatum, und in welchem Sinne machten sie davon Gebrauch in ihrer Tragödie? Da stoßen wir nun gleich auf verschiedene Meinungen. Der eine findet in dem Fatum der Griechen bloß eine Naturnotwendigkeit, ein zweiter die strafende Weltgerechtigkeit, ein dritter eine feindselig einwirkende Macht. Unsere Verwunderung über diese Verschiedenheit der Meinungen nimmt ab, wenn wir die Werke der alten Dichter und insbesondere der Tragiker in dieser Beziehung durchgehen und das Schicksal in ebensovielen Gestalten wiederfinden. Bald erscheint es als ausgleichende, selbst die Götter fesselnde Gerechtigkeit, wie im Prometheus, bald als unbedingt notwendige Vorherbestimmung, wie in der Fabel vom Untergange des Labdakosstammes, bald als rächende Nemesis über den Tantaliden. Einmal in Opposition mit den Göttern, ein andermal (wie bei dem Geschlechte des Tantalos) zusammenfallend mit dem Willen der Olympier. Ja, im Euripides treten meistenteils die Götter selbst an die Stelle des Schicksals. Alles dieses muß uns auf den Gedanken bringen, daß wohl die Griechen selbst mit dem Worte Fatum keinen bestimmten, genau begrenzten Begriff verbanden, daß es ihnen ergieng, wie uns mit den Worten: Zufall, Glück und anderen, die wir gebrauchen, um gewisse Erscheinungen zu bezeichnen, die da sind, ohne daß wir sie erklären könnten, Worte, die jedermann versteht, wenn sie auch niemand begreift. Und so ist es auch. Die Griechen nannten Schicksal die unbekannte Größe = x, die den Erscheinungen der moralischen Welt zugrunde liegt, deren Ursache unserem Verstande verborgen bleibt, ob wir gleich ihre Wirkung gewahr werden. Der ganze Begriff war lediglich ein Ausfluß des dem menschlichen Geiste angeborenen Strebens, dem Begründeten einen Grund aufzufinden, des Strebens, ein Kausalitätsband unter den Erscheinungen der moralischen Welt herzustellen.

Dieses Streben des menschlichen Geistes liegt in seiner Natur und besteht gegenwärtig noch ebenso, wie unter den Heiden. Es sollte zwar scheinen, als ob das Christentum hierin die Lage der Dinge ganz geändert hätte, es scheint aber nur so. Das Christentum hat uns einen allmächtigen Gott gegeben, der in seinen Händen die Gründe alles Seins hält, und von dem alle Veränderungen ausgehen. Das ist genug, um das ahnende Gemüt zu befriedigen. Aber auch, um den grübelnden Verstand, die schwelgende Phantasie zu bezähmen? Die Erfahrung von 1800 Jahren hat das Gegenteil gezeigt. Wir kennen Gott als den letzten Ring in der Kette der Dinge, aber die Mittelglieder fehlen, und gerade eine Reihe sucht der Verstand. Statt,

wie das Gemüt, von oben anzufangen und das Irdische an jenes zu knüpfen, beginnt der Verstand, seiner Natur nach, von dem, was er faßt, von dem untersten Gliede nämlich, und sucht nun zu dem obersten auf einer Leiter ohne Stufen emporzusteigen. Hat er sich hier eine Weile vergebens abgemattet, so bricht die Phantasie, die er bisher zügelte, los und verknüpft die hier und dort sichtbaren Ringe der in Dunkel gehüllten Kette mit ihrem Bande, und — nihil novi in mundo! Tausend Dinge, die wir nicht begreifen, tausend Schickungen, deren ausgleichenden Grund wir nicht einsehen und die uns ewig an die lästige Beschränktheit der menschlichen Natur verweisen, machen uns irre; die Gewohnheit, Erscheinungen, die aufeinanderfolgen, in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung zu betrachten, trägt das Ihrige bei. Daß das wirklich so ist, zeigt der so allgemein verbreitete Glaube an: Glück, Zufall, Vorbedeutung; unheilbringende Tage, Worte Handlungen; die Astrologie, die Chiromantie usw. Der Glaube an einen gütigen und gerechten Gott wird dadurch nicht aufgehoben — auch devote Personen hängen an derlei Aberglauben —, sondern nur für Augenblicke aus dem Gesichte gerückt. Die Phantasie ist zufrieden, ihr Gebäude bis zu einer Höhe geführt zu haben, deren Entfernung ein klares Weiterschauen unmöglich macht, und ergötzt sich an den verfließenden Umrissen. So ist es und so wird es bleiben, bis es das Gemüt mit seinem Ahnen und Glauben bis zur Deutlichkeit der Verstandesbegriffe und Phantasiebilder gebracht hat, das heißt, bis ans Ende der Welt.

Dieses vorausgeschickt, erhellt, daß die Idee des Schicksals, obschon für die Philosophie verwerflich, für die Poesie von höchster Wirkung ist. Nicht theoretisch Erwiesenes, sondern praktisch Vorhandenes braucht diese letztere, und was könnte ihren Phantasiegebilden erwünschter sein, als ein von der Phantasie selbst gemalter Hintergrund, der in seiner Unermeßlichkeit ihr Raum zur freiesten Bewegung gibt. Die Frage über Anwendbarkeit des Fatums in der Poesie fällt hierdurch zusammen mit der Frage über die Anwendbarkeit der Gespenster, der vorbedeutenden Träume usw., welche letztere sogar die geisterscheuen Franzosen in ihren Tragödien so wichtige Rollen spielen lassen.

Soll daher die Idee des Fatums in der neuen Tragödie ebenso vorherrschen, wie in der antiken? Nichts weniger als das. Bei der religiösen Tendenz, die den Tragödien der Alten, von ihrem Ursprunge her, anhing, war das Fatum so gut, als das Göttersystem, notwendige Voraussetzung; bei den Neueren wird sie — Maschine, eine schwer zu behandelnde, vorsichtig zu brauchende Maschine, und zwar lediglich für die Tragödie, mit Ausschluß jeder anderen Dichtungsart, der Epopöe zum Beispiel. Aus dem Grunde dieses Unterschiedes wird zugleich die Art des Gebrauches folgen.

Der Begriff Schicksal ist bei uns nicht eine Frucht der Überzeugung, sondern der dunkeln Ahnung. In allen andern Dichtungsarten spricht der Dichter selbst; was er sagt, ist seine Meinung, und daher wäre ein auf die Idee des Fatums gegründetes neues Epos ein Unding. Im Drama sprechen die handelnden Personen, und hier liegt es in der Macht des Dichters, ihre Charaktere so zu stellen, den Sturm ihrer Leidenschaften so zu lenken, daß die Idee des Schicksals in ihnen entstehen muß. Wie das Wort ausgesprochen oder die Idee rege gemacht worden ist, schlägt ein Blitz in die Seele des Zusehers. Alles, was er hierüber in schmerzlicher Stunde ausgegrübelt, gehört, geahnt und geträumt, wird rege, die dunkeln Mächte erwachen, und er spielt die Tragödie mit. Aber nie trete der Dichter vor und erkläre den Glauben seiner Personen für den seinigen. Dasselbe Dunkel, welches über das Wesen des Schicksals herrscht, herrsche auch in seiner Erwähnung desselben; seine Personen mögen ihren Glauben daran deutlich aussprechen, aber immer bleibe dem Zuschauer unausgemacht, ob er dem launigen Wechsel des Lebens, oder einer verborgenen Waltung das schauderhafte Unheil zuschreiben soll, er selber ahne das letztere, es werde ihm aber nicht klar gemacht; denn ein ausgesprochener Irrtum stößt zurück.

Auf diese Art hat Müllner die Idee des Schicksals gebraucht, auf diese Art, schmeichle ich mir, sie gebraucht zu haben, und die Wirkung, die dieselbe auch auf den gebildeten Teil des Publikums gemacht hat, bekräftigt meine Meinung.

Mit dieser Erklärung werden vielleicht gerade die eifrigsten Verteidiger des Fatums am wenigsten zufrieden sein, die demselben einen großen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie es in Verbindung mit den Grundsätzen der christlichen Religion zu bringen suchten, und der Tragödie, wer weiß, was für eine hohe moralische Bestimmung anwiesen. Aber sie mögen sich vorsehen. Das eben ist das Unglück der Deutschen, daß sie ewig all ihr Wissen zu Markte bringen und nicht glauben, eine echte Tragödie gemacht zu haben, wenn sie nicht im Notfall zugleich als ein Kompendium der Philosophie, Religion, Geschichte, Statistik und Physik gelten kann, so daß man in ihren dramatischen Werken alles, bis auf das Dramatische, antrifft. Ich kann einmal nicht helfen, und alle eigentlich produktiv poetischen Köpfe werden mir hoffentlich beistimmen. Menschliche Handlungen und Leidenschaften sind der Vorwurf der tragischen Kunst, alles andere, und wäre es auch das Höchste, bleibt zwar nicht ausgeschlossen, aber ist — Maschine. Religion auf die Kanzel, Philosophie auf den Katheder, der Mensch mit seinem Tun und Treiben, seinen Freuden und Leiden, Irrtümern und Verbrechen auf die Bühne. Und somit genug.

Aphorismen.

Wenn man das Wort Ästhetik ausspricht, so kann man damit zweierlei meinen: Ästhetik als einen Teil der Philosophie, und Ästhetik als eine Kunstlehre. In ersterem Sinne soll der Mensch über alles denken, nicht aufhören, zu versuchen, auf die Gefahr, das letzte seines Strebens nie zu erreichen. Denkt er doch über den Zusammenhang der Welt nach, obwohl tausend an eins zu setzen ist, daß er diesen Zusammenhang nie einsehen wird. Da zeigt sich eben gleich ein großer Unterschied: die wirkliche Welt besteht, gleichviel, ob wir sie begreifen oder nicht; die Welt des Kunstschönen soll aber erst hervorgebracht werden, und da dürfte eine falsche Auffassung leicht von den nachteiligsten Folgen sein. Glücklicherweise ist die Natur der Beschränktheit des menschlichen Geistes schon von vornherein zu Hilfe gekommen. Man kann richtig denken ohne Logik, rechtschaffen handeln ohne Moral und das Schöne empfinden, ja hervorbringen ohne Ästhetik. Außer allem Zweifel werden unsere natürlichen Vermögen durch die Wissenschaft geschärft, erhöht, ja berichtigt, aber die Wichtigkeit jener Theorien liegt weniger in dem Nutzen der wahren als in der absoluten Schädlichkeit der falschen. Es ist schon oft gesagt und wiederholt worden, daß die vorzüglichsten Dichtwerke entstanden sind, ehe man von Regeln nur einen Begriff hatte, und die entgegengesetzte Erscheinung, daß in neuerer Zeit, je mehr man sich mit Ästhetik beschäftigt, die praktische Poesie immer leerer und matter wird, scheint eins wie das andere nicht sehr zugunsten einer solchen Wissenschaft zu sprechen. Ohne Zweifel würde eine richtige Ästhetik ein großer Gewinn für die Kunst sein. Sie würde zwar die spezifische Begabung oder das Talent nie entbehrlich machen, uns aber doch vor dem ganz Verkehrten oder Absurden bewahren, das in unserer Zeit eine so große Rolle spielt, nicht gerechnet die demütigende Erscheinung des immerwährenden Geschmackswechsels, die ihren Wohnsitz vor Allem in unserem Deutschland aufgeschlagen hat.

Wozu also eine Ästhetik, wenn sie weder lehren kann, wie das Schöne hervorzubringen, noch, wie es mit Geschmack zu genießen ist? Dazu, weil es die Sache eines vernünftigen Menschen ist, sich von allen seinen Handlungen und Urteilen einen Grund angeben zu können. Wenn die Ästhetik auch keine Rechenkunst des Schönen ist, so ist sie doch die Probe der Rechnung.

Ich hätte fast Lust, jene Einteilung der Ästhetiker geradehin zu leugnen, nach welcher das Erhabene als ein eigenes Genus dem Schönen an die Seite gesetzt wird. Das Erhabene ist nichts als ein Modus des Schönen und als solcher dem Lieblichen entgegengesetzt, beide als letzte Grenzpunkte des Schönen, über die hinaus das Reich der Schönheit aufhört, in den Bezirken des Kleinlichen und Gigantesken. Das Gefühl des Erhabenen über sich selbst, das den Menschen beim Ansehen des Erhabenen ergreifen soll und als charakteristisches Zeichen desselben angegeben wird, muß die Betrachtung jedes Schönen begleiten und ist eben das Merkzeichen, an dem sich das Schöne von dem bloß Wohlgefälligen ausscheidet.

Die Schönheit ist die vollkommene Übereinstimmung des Sinnlichen mit dem Geistigen.

Schön ist, was durch die Vollkommenheit in seiner Art die Idee der Vollkommenheit im allgemeinen erweckt.

Schön ist dasjenige, das, indem es das Sinnliche vollkommen befriedigt, zugleich die Seele erhebt. Was dem Sinnlichen allein genug tut, ist angenehm. Was die Seele erhebt, ohne durch das vollkommene Sinnliche dahin zu gelangen, ist gut, wahr, recht, was man will, aber nicht schön.

Man sagt: der Zweck des Schönen ist Vergnügen! Erstens: was heißt denn das: Zweck des Schönen? Der Zweck des Wahren ist das Wahre und der Zweck des Schönen das Schöne, denn, wenn man je auf die praktischen Wirkungen des Schönen achten will, wer wird da bloß das Vergnügen nennen, das auch das Angenehme hervorbringt und das Schöne nur insofern, als es auch angenehm ist, was nicht immer der Fall ist. Rechnet man für nichts die Erhebung des Geistes, die Erhöhung des ganzen Daseins, das Tätigwerden von Gefühlen, die oft im ganzen wirklichen Leben eines Menschen nicht in Anregung kommen? Den Überblick über das Ganze des Lebens, die Einsicht in die eigene Brust, in das Getriebe eigener und fremder Leidenschaften? Das Wacherhalten des Enthusiasmus jeder Art, wenn die engen Verhältnisse der Bürgerwelt so leicht einschläfern? Ist das alles nichts, daß man nötig hat, durch das Unterschieben des bloßen Vergnügens als Zweck der Kunst den Künstler mit dem Taschenspieler in eine Klasse zu setzen?

Allerdings ist es falsch, daß die Form das Höchste in der Kunst sei, aber das Höchste ist in der Kunst nur insofern etwas, als es in der Form erscheint; d. h. insofern es der Künstler nicht bloß gedacht und empfunden, sondern das Vorgestellte auch adäquat dargestellt hat.

Jede Entfernung von der Natur in der Kunst ist entweder Stil oder Manier. Stil, wenn die Entfernung nach den Forderungen des Ideals geschieht; Manier, geschieht sie aus was immer für einem andern Gesichtspunkte.

Die sogenannte moralische Ansicht ist der größte Feind der wahren Kunst, da einer der Hauptvorzüge dieser letzteren gerade darin besteht, daß man durch ihr Medium auch jene Seiten der menschlichen Natur genießen kann, welche das Moralgesetz mit Recht aus dem wirklichen Leben entfernt hält.

Ein Kunstwerk muß sein wie die Natur, deren verklärtes Abbild es ist: für den tiefsten Forscherblick noch nicht ganz erklärbar; und doch schon für das bloße Beschauen *etwas*, und zwar etwas Bedeutendes. Wer etwas schafft, das der gemein-menschlichen Fassungskraft *nichts* ist und erst der tiefsinnigen Reflexion sich gestaltet, hat vielleicht ein philosophisches Problem glücklich in poetischer Einkleidung gelöst, aber er hat kein Kunstwerk gebildet.

Die Kunst ist keine Frucht der Bildung, denn das Wesen der Bildung ist Vielseitigkeit, die Kunst aber beruht auf Einseitigkeit. Ihr muß nämlich ein Stoff und ein Gedanke im Augenblicke des Schaffens und des Genießens an die Stelle der ganzen übrigen Welt treten.

Die Kunst verhält sich zur Natur, wie der Wein zur Traube.

Was den Deutschen vor allem fehlt, ist der Kunstsinn. Dieser besteht darin, den Gedanken im Bilde zu genießen. Die Deutschen gehen aber auf den Gedanken los, ohne sich um das Bild viel zu bekümmern. Diese Geistesverfassung gehört der Wissenschaft an, zerstört aber die Kunst.

Wenn eine Zeit in der Kunst für das Hohe und Tiefe schwärmt, so ist der Geschmack verdorben; denn der wahre Sinn — um nicht zu sagen, das Verständnis — für das Tiefe und Hohe, ist immer nur das Vorrecht einzelner Begabter, die andern beten nach.

Die Betrachter von Kunstwerken lassen sich nach drei Stufen der Ausbildung einteilen. Die ersten sehen bloß aufs Außen- und Machwerk; das sind die rohesten und gemeinsten, und die meisten. Die zweiten, die, obschon über die vorige Stufe hinaus, doch selbst nicht überflüssig Ideen haben und bei denen die wenigen vorhandenen als Embryonen unentwickelt daliegen, sehen auf Gehalt, Gefühl, Rührung, Begriff, moralischen Wert, weil sie sich durch diese Eigenschaften eines Kunstwerkes ihrer eigenen Empfindungen und unentwickelten Ansichten erst bewußt werden und zu einem wohltätigen Gefühl ihres eigenen Selbst gelangen. Die dritten endlich, die selbst was zu machen imstande sind, oder die wenigstens wissen, worauf es dabei ankommt, sehen auf die *Darstellung*. Sie, denen hundertmal die herrlichsten Ideen durch den Kopf gehen, bis sie einmal zur künstlerischen Ausbildung einer einzigen gelangen können, wissen, daß Ideen wohlfeil sind und nur dann ein Verdienst begründen, wenn sie durch Verschmelzung mit der Natur zum äußeren Leben gekommen, wenn das Begriffsskelett mit dem weichen Fleisch des Daseins bekleidet worden ist. Sämtliche Neu-Altdeutsche mit ihrer Bewunderung der Kunstwerke des Mittelalters sind auf der zweiten Kunststufe. Der Umstand, daß trotz alles Redens und Theoretisierens keiner von ihnen etwas Tüchtiges hervorbringt, könnte sie schon über ihre Impotenz belehrt haben und über ihr Verkennen dessen, worauf es ankommt.

Der Kunst die Erkenntnis der Ideen zuzuschreiben, ist lächerlich, da der Ausdruck Idee doch immer eine objektive Gültigkeit beanspruchte, wo es denn endlich auf die Urbilder der Dinge hinausgeht, deren Erkenntnis dem Menschen wohl nicht gegeben sein dürfte. Daß dem Künstler bei vollständiger Konzentration aller Kräfte (der Philosoph konzentriert nur die geistigen) das innere Wesen der Gegenstände deutlicher werde als den übrigen Erdensöhnen, ist allerdings anzunehmen, aber wie weit ist es da noch bis zu den Urbildern. In früherer Zeit hat man statt Ideen Ansichten gesagt, und da kann es denn allerdings höchst vernünftige und annähernd richtige geben.

Was ist komisch? Ist komisch und lächerlich das nämliche? Wenn lächerlich das ist, worüber man lacht, so ist auch der Witz lächerlich, ohne darum komisch zu sein. Der Witz ist korrosiv, das Komische ist expansiv. Witzige Menschen sind oft nicht gute Menschen, komische sind fast nie böse. Der Witz gehört dem Geiste an, die Komik jener gemischten Region, die man Gemüt nennen kann, wenn es einem beliebt, wo Empfindung und Gefühl, Fürwahrhalten (Glauben?) und Phantasie, Neigung und Wärme ihren Sitz haben. In der Wirkung steht das Komische am nächsten dem Spaßhaften, obwohl die Hervorbringung des letzteren etwas Bewußtes hat, das bei dem Komischen nicht notwendig ist. Man *macht* einen Spaß, und man *ist* komisch. — Hier wäre vielleicht einzubohren! — Wie, wenn das Komische das Objektiv-Lächerliche wäre, gegenüber dem Spaßhaften, dem Witzigen, dem Satirischen, das in der Wendung liegt und subjektiver Natur ist.

— —

Der Blinde und der Sehende.

Gewissen Kritikern gewidmet.

Der Sehende: Welch herrlicher Garten!

Der Blinde: Ja, ja, es geht noch an! Wir haben uns heiß gegangen; die Luft weht erquickend. — Uph — Meine Nase fetiert sich mit Düften.

Der Sehende: O! daß Sie doch ganz genießen könnten! Armer Mann!

Der Blinde: Ganz? Ich tue es. — Diese Blätter, wie samtweich! Diese Birne — Oh! — wie schmackhaft, wie saftig! Die Birnen sind denn doch eines Gartens Hauptzierde. Man weiß doch, was man hat.

Der Sehende: Und diese Blumen! Welche Farben!

Der Blinde: Farben? Was will das sagen?

Der Sehende (für sich): Armer Unglücklicher!

Der Blinde: Farben. Ich habe öfters schon von Farben reden hören. Mir scheint das ganze Wort Unsinn.

Der Sehende (ablenkend): Horchen Sie.

Der Blinde: Nicht doch! Bei der Farbe geblieben! Merken Sie das Wortspiel? Von der Farbe zu reden. Definieren Sie mir die Farbe.

Der Sehende: So was definiert sich auch! Die Farbe selbst vielleicht zur Not, aber auch ihr Reiz?

Der Blinde: Nicht wahr? Was ist Farbe? Antwort! He, he, he, Antwort! Hört man die Farbe? Riecht man sie? Schmeckt man sie? — Antwort!

Der Sehende: Unglücklicher, man sieht sie.

Der Hauptgrund der Verschiedenheit in den Kunsturteilen der Männer und denen der Frauen liegt darin, daß letztere in der Regel keiner Abstraktion fähig sind und nur das bewundern können, was sie zugleich auch vollkommen billigen.

Das Unerwartete darf allerdings und soll in der Kunst vorkommen, aber wie es eintritt, muß es wirken wie ein Notwendiges und durch sich selbst Gerechtfertigtes.

Unser Entzücken über ein Kunstwerk ist offenbar aus diesen drei Empfindungen zusammengesetzt: Das ist nicht bloß möglich; das ist! — So mein Innerstes ansprechend, so auf einen Punkt vereinigt, so eins mit meinem Wesen habe ich es selbst in der Natur nicht gesehen! — Und das hat ein Mensch gemacht! —

Was ist denn nun diese Begeisterung, die zum Schaffen in der Kunst als notwendig bezeichnet wird? Es ist nicht jene Steigerung der Gemüts- und Geisteskräfte, die, von ähnlichen physischen Zuständen begleitet und unterstützt, gewöhnlich mit einem solchen Namen bezeichnet wird. Diese Begeisterung ist bloß teils die äußere Erscheinung, teils die Folge einer vorausgegangenen anderen Ursache. Sonst würden ja Kunstwerke Ausgeburten eines kranken Zustandes, einer Art geistig-körperlichen Trunkenheit heißen müssen. Die eigentliche Begeisterung ist die Konzentration aller Kräfte und Fähigkeiten auf einen Punkt, der für diesen Augenblick die ganze übrige Welt nicht sowohl verschlingen, als repräsentieren muß. Die Steigerung des Seelenzustandes entsteht dadurch, daß die einzelnen Kräfte, aus ihrer Zerstreuung über die ganze Welt in die Enge des einzelnen Gegenstandes gebracht, sich berühren, wechselseitig unterstützen, heben, ergänzen. Durch diese Isolierung nun wird der Gegenstand gleichsam aus dem flachen Niveau seiner Umgebungen herausgehoben — statt nur an der Oberfläche, von allen Seiten umleuchtet, durchdrungen — gewinnt Körper, bewegt sich, lebt. Dazu gehört aber die Konzentration aller Kräfte. Nur wenn das Kunstwerk für den Künstler eine Welt war, wird es auch eine Welt für den Beschauer. In neuerer Zeit aber breiten sich die Richtungen zu sehr aus. Der Raum des Kunstwerkes scheint dem Künstler zu eng, er will daneben und dazwischen noch dies und das, und wie ihm das Gefühl der Notwendigkeit des Geschaffenen fehlt, stellt es sich auch bei dem Beschauer nicht ein.

Die neueste Zeit unterscheidet sich von ihrer Vorgängerin auch darin, daß sie in allen Dingen einen ganz neuen Weg gefunden zu haben glaubt, obgleich diese Neuerungen, genau betrachtet, eben auch nur Nachahmungen oder Umkehrungen oder Verwechselungen längst dagewesener, allgemeiner oder besonderer Erscheinungen sind. — So ist die neueste Kriegskunst wahrscheinlich nur dadurch entstanden, daß die improvisierten Generale der französischen Revolution instinktmäßig die Kriegführung der wilden Horden nachahmten und dadurch ihre taktisch gebildeten, aber geistlosen Gegner in heillose Verwirrung setzten, bis endlich der letzte Vervollkommner der kannibalischen Methode in eigener Waghalsigkeit ein seiner glänzenden Laufbahn unwürdiges Ende fand. Und so wird das System in künftigen Hordenfeldzügen fortdauern, bis einmal ein Mann von Geist etwa die Grundsätze Friedrichs des Großen als eine neue Neuheit hervorsucht und die stumpfgewordene Genialität mit denselben Waffen besiegt, die sie siegreich verspottete.

Was von den garstigen Künsten gilt, gilt auch von den schönen. Sie haben sich in neuester Zeit sämtlich erweitert, weil sie teils in ihre wechselseitigen Gebiete, teils in die Prosa hinübergriffen, und halten sich nun für reicher, weil sie mehr Geld in der Kassa haben, wenn auch geborgtes.

Ich will hier vorzugsweise von der Musik sprechen; einmal weil ich sie liebe und immer mit Eifer getrieben habe, dann weil es die einzige Kunst ist, in der wir Deutsche einen

eigenen Weg gebrochen haben, indes wir in den übrigen viel zu spät gekommen sind, um auf etwas anderes, als auf den Ruhm mehr oder weniger glücklicher Nachahmer Anspruch machen zu können.

Meine Behauptung geht dahin, daß die Musik, abgesehen von dem Mangel an Talenten, in Deutschland auf dem Wege der Verschlechterung sei, weil sie sich aus ihrem eigenen Gebiete in das der Poesie hinüber begeben hat.

Hier ist nun vor allem nötig, daß wir die Gebiete der verschiedenen Künste zu bestimmen suchen.

Wie unähnlich sie jedoch im einzelnen sein mögen, so kommen sie doch in den Hauptbestimmungen, aus einer und derselben Richtung des menschlichen Geistes, der Kunst angehörig, wie natürlich überein. Diese Grundbedingungen oder wesentlichen Bestandteile aller Kunst nun sind: der sinnliche Eindruck, die Empfindung, der Gedanke. Was einen dieser Faktoren entbehrt, gehört nicht mehr der Kunst an, verschieden aber ist das Maß des Anteils und die Stufenfolge, in der die verschiedenen Künste an denselben teil nehmen.

Die Malerei (die Plastik mit einbegriffen) geht von sinnlichem Eindruck aus, erweckt dadurch den Gedanken und durch diesen die Empfindung. Die Musik, gleichfalls vom Sinn empfangen, geht jedoch unmittelbar auf die Empfindung über, und der Gedanke, der kaum je zum völligen Bewußtsein gelangt, ist in seiner Unbestimmtheit der letzte, gleichgültigste Bestandteil des Wohlgefallens oder Mißfallens. Die Poesie endlich, die freilich auch sinnlich gehört oder gesehen werden muß, wo dann aus dem guten oder schlechten Fall der Verse allerdings ein Minimum von Lust oder Unlust entstehen mag, fängt doch eigentlich erst mit dem den Worten entsprechenden Gedanken an, erregt durch ihre Verknüpfung die Empfindung, und die nicht von außen hinein, sondern von innen herausgehende Versinnlichung ist erst die letzte Stufe der Vollendung.

Diese Unterschiede, wie gleichgültig sie von vornherein scheinen mögen, bestimmen doch wirklich das Gebiet der Künste.

Von seinem Ursprunge kann sich nichts lossagen. Der sinnliche Eindruck, wo er den Anfang macht, ist so stark, daß die später folgende Billigung oder Mißbilligung des Verstandes die Wirkung nie mehr ausgleichen kann, die das Individuum durch seine natürlichste Wahrnehmungsquelle, den Sinn, empfangen hat; es könnte höchstens dadurch ein Umkehren, eine Art Reue entstehen, die aber immer einen zusammengesetzten Eindruck gäbe, nie einen einfachen ganzen, wie ihn die Kunst fordert.

Wenn Geister vom ersten Range sich nicht bloß in der Lösung ihrer Aufgaben, sondern auch schon darin als solche beurkunden, daß sie sich keine anderen Aufgaben machen, als welchen vollkommen Genüge zu leisten inner dem Maß ihrer Kräfte liegt, so pflegt dagegen jene von minderen Ordnungen oder von noch nicht völlig ausgebildeten Gaben oft gerade das, gewöhnliche Menschenkräfte übersteigende vorzugsweise anzuziehen. Wenn sie nun nicht erreichen, was eigentlich zu erreichen unmöglich war, so verdammt man sie doch nicht geradezu, sondern schätzt den Wert ihres Strebens nach dem größeren oder geringeren Grad der Annäherung zum Ziele. Billig aber sollten wenigstens diejenigen, denen auch nur einen solchen Grad zu erreichen nicht gegönnt ist, vor dergleichen Leistungen immer noch Achtung haben und nicht bespötteln, was weder sie noch ihre Freunde und Angehörigen besser machen können.

Genialität ist Eigentümlichkeit der Auffassung; Talent Fähigkeit des Wiedergebens; Genialität ohne Talent gibt keinen andern Wert, als einen höchst persönlichen. Sie geht nur den Besitzer und seine nächste Umgebung an. Was nicht ausgeführt wird, ist leer; was nicht ausgeführt werden kann, ist verrückt. Das Talent gehört der Welt. Es ist das Vermögen, der Idee eine Überzeugung oder ein Gegenbild beizugesellen. Das heutige Deutschland ist die Heimat der Genialen und Talentlosen.

In Deutschland pflegt man Genie und Talent als Stufengrade derselben Kraft, als quantitativ verschieden zu betrachten. Ihr Unterschied ist aber qualitativ. Genialität bezeichnet die Eigentümlichkeit der Auffassung, Talent die Fähigkeit des Wiedergebens und der Ausführung; das Genie faßt einen großen Gedanken, das Talent fügt ihm eine Überzeugung oder ein Gegenbild bei. Das neueste Deutschland ist vielleicht genial, aber gewiß talentlos. Gott, gib uns für jedes Dutzend unserer Genies nur ein Talent, und wir sind geborgen.

Das Genie bezieht sich auf die Auffassung, das Talent auf die Ausführung. Talent ohne Genie behält immer seinen Wert, Genie ohne Talent ist ein Vorsatz ohne Tat, ein Wollen ohne Können, ein Satz ohne Überzeugung. Niemand spricht mehr von Genie als die Talentlosen.

Wenn ein Talent und ein Charakter zusammenkommen, so entsteht das Genie.

Leute von Talent, wie man gewisse Leute zu nennen pflegt, unterscheiden sich, außer manchen anderen Fällen, noch darin von großen Köpfen, daß es ihnen sehr leicht wird, etwas Angewöhntes abzulegen; z. B. ein solcher Mensch wird, wenn er im Griechischen die Reuchlinische mit der Erasmischen Aussprache vertauschen soll, es leicht tun und in acht Tagen so lesen, als ob er nie anders gelesen hätte; ein wahrer Kopf,

der einmal eine Sache seinem Geiste eingeprägt hat, nimmt sehr schwer etwas Widersprechendes auf, und wenn es ihm ja die Vernunft anrät, wird ihn das Alte noch oft genug in den Nacken schlagen.

Sich des Geistes der Zeit bemächtigen, ist die Sache des großen Talentes; sich vom Geiste der Zeit fortziehen lassen, bezeichnet das gewöhnliche. Beides unterscheidet sich wie Handeln und Leiden.

Ihr Elenden, die ihr Geist habt, aber nur nicht, um eure Werke damit zu begeistigen! Was kümmert mich der Mensch in euch! Das geht eure Angehörigen, eure Frauen und Kinder an.

Schlendrian und Pedantismus in der Kunst urteilen immer gern nach Gattungen, diese billigen, diese verwerfen sie; der offene Kunstsinn aber kennt keine Gattungen, sondern nur Individuen.

Das Urteil ausübender Künstler über Kunstwerke ist nicht immer das verläßlichste. Denn von Neid und absichtlicher Parteilichkeit abgesehen, überschätzt unter ihnen der Tor das, was er selbst hat, auch in der fremden Gabe; der Einsichtige hingegen das, was er nicht hat und wonach er strebt.

Der Künstler, an dem man die Originalität als charakteristische Eigenschaft hervorhebt, gehört schon deshalb in den zweiten Rang, denn die Geister ersten Ranges charakterisiert der Sinn für das Natürliche. Sie machen es wie alle andern, nur unendliche Male besser.

Man schreit jetzt in allen Künsten so sehr gegen die Regeln und daß das Genie sich durch sie nicht könne binden lassen. Das letztere ist wohl auch wahr. Aber durch gänzliches Aufheben der Regel auch jene Köpfe davon zu befreien, die keine Genies sind, muß doch notwendig zum Unsinn führen; und das tut es auch.

Die Poesie ist wie der Lichtnebel im Schwert des Orions. Ein ungeheures Lichtmeer läßt dort den Mittelpunkt des Sonnensystems ahnen, aber beweisen kann man nichts.

Was die Lebendigkeit der Natur erreicht, und doch durch die begleitenden Ideen sich über die Natur hinaus erhebt, das und auch nur das ist Poesie.

Poesie ist die Verkörperung des Geistes, die Vergeistigung des Körpers, die Empfindung des Verstandes und das Denken des Gefühls.

Nichts ist abgeschmackter, als von schönen Wissenschaften zu sprechen. Die Poesie ist eine bildende Kunst, wie die Malerei

Die Wissenschaft und Kunst (Poesie) unterscheiden sich darin, daß die Wissenschaft die Erscheinungen auf das Wesen oder den Grund zurückführt und dadurch die Erscheinung als solche aufhebt, die Poesie dagegen läßt die Erscheinung als solche bestehen und rechtfertigt sie nur dadurch, daß sie sie auf eine tiefer liegende Grunderscheinung bezieht, die, ohne weitere Beglaubigung, durch ihr Vorkommen in allen Menschen sich als eine der Grundlagen der menschlichen Natur im allgemeinen ausweist. Omni autem in re consensio omnium gentium lex naturae putanda est. (Cicero Tuscul. I. 13.)

Wissenschaft und Kunst, oder wenn man will: Poesie und Prosa, unterscheiden sich voneinander, wie eine Reise und eine Spazierfahrt. Der Zweck der Reise liegt im Ziel, der Zweck der Spazierfahrt im Weg.

Der Geist der Poesie ist zusammengesetzt aus dem Tiefsinn des Philosophen und der Freude des Kindes an bunten Bildern.

Die Enunziationen und Eindrücke des Lebens in ihrer Fülle sind der Gegenstand der Poesie. Alles, was den Menschen im Gefühl einer Realität über sich selbst, d. h. über seinen gewöhnlichen Zustand erhebt, hat ihn begeistert, und diese Begeisterung ist die Poesie. Jede Realität nimmt hieran teil. Die Vorstellung oder Darstellung einer Idee erweckt das Gefühl des Ähnlichen im Menschen, bringt ihn für länger oder kürzer seinem Ursprunge, dem Urbilde der Menschheit näher, macht ihn sich wesenhaft fühlen, und der Genuß dieser Wesenhaftigkeit ist die Poesie. Die moralische Kraft gehört auch in den Kreis der Poesie, aber nicht mehr, als jede andere Kraft, und nur insofern sie Kraft, Realität ist; als Negation, als Schranke liegt sie außer der Poesie; und gerade um die Lebensgeister von den ewigen Nörgeleien dieser lästigen Hofmeisterin etwas zu erfrischen, dem inneren Menschen neue Spannkraft zu geben, flüchtet man von Zeit zu Zeit aus der Werkstube des Geistes in seinen Blumengarten.

Die Poesie ist die Aufhebung der Beschränkungen des Lebens.

Die Poesie stellt die Naturverhältnisse wieder her, welche die konventionellen Verhältnisse gestört, und sie ist daher notwendig um so unmoralischer, je verwickelter diese Verhältnisse im Gange der Zivilisation werden. Das Verhältnis Achills zur Briseis, das unschuldigste zur Zeit Homers, würde revoltant im Munde eines

neueren Dichters sein, eben weil die neue Zivilisation das Verhältnis zwischen Mann und Weib . . .

Religiöse Entzückungen unterscheiden sich dadurch von poetischen, daß erstere nur einer inneren Wahrheit bedürfen (gleichviel, sei sie nun objektiv oder subjektiv), letztere aber nebst der formalen inneren noch auch eine äußere Wahrheit brauchen, d. h. daß sie sich auf das allgemeine Menschengefühl stützen, mit dem wirklichen oder möglich geglaubten Gang der Natur zusammentreffen müssen. Worauf die Vernunft in stetigem Fortschreiten nach Prinzipien folgerecht kommt, das ist wahr, gleichviel, ob sie dafür ein entsprechendes Bild nachweisen kann oder nicht, sie ist ihre eigene Gesetzgeberin, und in der Übereinstimmung mit sich selbst liegt der Rechtstitel und der Erweis ihrer Ansprüche. Die Phantasie als Schöpferin der Kunst hat aber keine eigene Gesetzgebung aus sich selbst; je weiter sie fortbildet, je mehr gerät sie in Gefahr, sich zu verirren, und der Dichter wäre ein Wahnsinniger, wenn er sich ihr allein überließe. Der Verstand muß die Wirksamkeit der Phantasie zwar allerdings formell leiten, wie er denn der formale Leiter aller unserer inneren Vermögen ist; hinsichtlich des eigentlichen Zweckes der Kunst aber kann er uns nichts helfen, da sie nicht auf formale Möglichkeit, sondern auf ideale Wirklichkeit ausgeht und als höchstes Prinzip ihrer Entscheidungen ein dunkles Gefühl des Schönen anzunehmen genötigt ist, das, indes es manches anerkannt Wahre als nicht schön vorbeiläßt, seinen ganzen Beifall oft dem rein Erdichteten zuwendet, insofern es mit jenem dunklen Ideale zusammenstimmt.

Jedes Streben ist prosaisch, das einer Realität nachgeht. Kants Definition wird ewig wahr bleiben: Schön ist dasjenige, was ohne Interesse gefällt. Aller Poesie liegt die Idee einer höheren Weltordnung zum Grunde, die sich aber vom Verstande nie im ganzen auffassen, daher nie realisieren läßt, und von welcher nur dem Gefühl vergönnt ist, dem Gleichverborgenen in der Menschenbrust, je und dann einen Teil ahnend zu erfassen. Zweckmäßigkeit ohne Zweck hat es Kant ausgedrückt, tiefer schauend, als vor ihm und nach ihm irgend ein Philosoph.

Das Symbolische der Poesie besteht darin, daß sie nicht die Wahrheit an die Spitze ihres Beginnens stellt, sondern, bildlich in allem, ein Bild der Wahrheit, eine Inkarnation derselben, die Art und Weise, wie sich das Licht des Geistes in dem halbdunkeln Medium des Gemütes färbt und bricht.

Die prosaische Wahrheit ist die Wahrheit des Verstandes, des Denkens. Die poetische ist dieselbe Wahrheit, aber in dem Kleide, der Form, der Gestalt, die sie im Gemüte annimmt. Man hat die poetische Wahrheit auch die subjektive genannt. Unrichtig! denn die Grundlage ist ebenso objektiv, als die andere, denn alle Wahrheit ist objektiv. Aber die Gestalt, das Bild, die Erscheinung ist aus dem Subjekt genommen. Man würde sie am besten die symbolische Wahrheit nennen. Warum nimmt denn aber die Wahrheit Gestalt? Weil alle Kunst auf Gestaltung, Formgebung, Bildung beruht und die nackte Wahrheit ihr Reich ohnehin in der — Prosa hat.

Die Gewalt des bildlichen, also uneigentlichen Ausdrucks in der Poesie kommt daher, daß wir bei dem eigentlichen Ausdruck schon längst gewohnt sind, nichts mehr zu denken oder vorzustellen. Das Bild und, weiter fortgesetzt, das Gleichnis nötigt uns aber aus dieser stumpfen Gewohnheit heraus, und die unentsprechende Bezeichnung wirkt stärker als die völlig gemäße.

Dieses matte Schaukeln zwischen Himmel und Erde, Prosa und Poesie, das die neuere Lyrik charakterisiert, macht eine Übelkeit; will ich einmal den Boden verlassen, so geschehe es im Luftball steilrecht in die Wolken hinauf.

Die Gegenwart ist nie poetisch, weil sie dem Bedürfnisse dient: das Bedürfnis aber ist die Prosa

---

Es handelt sich nicht darum, was die Poesie in ihren ersten Anfängen war: gegenwärtig ist sie da, um in erhabener Einseitigkeit jene Eigenschaften herauszuheben und lebendig zu erhalten, die das menschliche Beisammenleben, die Unterordnung des einzelnen unter eine Gesamtheit, notwendig und nützlich beschränkt und zurückdrängt; die aber eben darum — köstliche Besitztümer der menschlichen Natur und Erhaltungsmittel jeder Energie — ganz verlöschen würden, wenn ihnen nicht von Zeit zu Zeit ein, wenn auch nur imaginärer Spielraum gegeben würde.

Es geht der Poesie gerade so, oder vielmehr umgekehrt, wie der Philosophie. Letztere ist bei ihrem Entstehen mit der Religion vereinigt und umfaßt das gesamte Schauen, Ahnen und Denken des Volkes, bis sie sich endlich von ihr scheidet und sich auf das durch den Verstand Erweisbare beschränkt. Ebenso ist die Poesie anfangs das Organ für den Gesamtinhalt des menschlichen Geistes. Später, nach Erfindung der Prosa, überläßt sie dieser das Lehrhafte und behält für sich die Darstellung, die Empfindung, statt der Einsicht die Aussicht.

Es ließe sich sehr gut durchführen, daß der Poesie die natürliche Ansicht der Dinge zugrunde

liege, der Prosa aber die gesellschaftliche. Die Poesie würdigt Personen und Zustände nach ihrer Übereinstimmung mit sich selbst, oder der ihnen zugrunde liegenden Idee; die Prosa nach ihrem Zusammenhang mit dem Ganzen. Sie sind daher wesentlich voneinander getrennt, zwei abgesonderte Welten; und wer poetische Ideen in die wirkliche Welt einführt, steht in Gefahr, mit prosaischen die Poesie zu verfälschen.

Des Menschen unabweisliches Streben ist, sich mit der Welt in Übereinstimmung zu setzen. Wo das nun nicht gehen will, sucht die Philosophie am Menschen zu bessern, die Poesie kehrt es um und ändert die Welt.

Die Prosa der neueren Zeit besteht besonders darin, daß sie das Symbolische der poetischen Wahrheit nicht anerkennen will und nichts zuläßt, was nicht eine Realität ist.

Wenn man von einem goldenen Zeitalter der Literatur spricht, so meint man gewöhnlich den Gipfelpunkt, den die Redekünste, namentlich die Poesie eines Landes erreicht haben. Und mit Recht. Einesteils ist die Poesie der Ausdruck und die Zusammenfassung der literarischen und menschlichen Bildung einer Nation; ihr Einfluß ist der durchgreifendste und weitgreifendste, und so lange es keine Wissenschaften im strengsten Verstande gibt, wird die Poesie immer an der Spitze der geistigen Bestrebungen stehen, da sie das ist, oder wenigstens sein kann, was sie sein soll, ein Ziel, das den Wissenschaften entweder für immer, oder doch für jetzt streng versagt ist. Wenn die letzteren einmal demonstrativ werden sollten, wenn sie je die erstletzten Gründe ihrer Folgerungen angeben könnten, würde die Poesie zu einem angenehmen Spielzeug herabsinken, für jetzt aber hat sie den Vorzug, wie die Natur sagen zu können: Das ist, und wenn das Gemüt die Wahrheit empfunden hat, ist von einem Erweis oder Zweifel weiter nicht die Rede.

Man hat lange darüber gestritten, ob die Nachahmung der Natur der Zweck der Kunst überhaupt sei, und die Vernünftigen sind darüber einig, daß diese Naturnachahmung, wenn auch nicht der Zweck, doch gewiß das Mittel der Kunstdarstellung sei. Ja, man könnte sogar sagen, ohne darum ein Anhänger der prosaischen Kunstschule zu sein, daß der Künstler, der sich darauf beschränkt, die Natur vortrefflich nachzuahmen, dabei alle Empfindungen und Gedanken mit in den Kauf bekomme, die dem Beschauer bei der Betrachtung des Originals der Nachahmung in der Wirklichkeit unmittelbar in der Seele entstehen, indes der Künstler, der von Ideen und Empfindungen ausgeht, nichts weniger als sicher ist, jene Gestaltung zu finden, die seine Intention aus dem Reich der Möglichkeit zur Anschauung und Wirklichkeit bringt. Die eigentliche Naturnachahmung aber, und die mit dem Abklatschen des Wirklichen nichts zu tun hat, besteht darin, daß den Beschauer des Kunstwerkes, das sich möglicherweise weit von dem gewöhnlich Vorkommenden entfernt, dasselbe Gefühl des Bestehens anwandelt, wie bei Betrachtung der Natur Das oben erwähnte: Es ist, hat das echte Kunstwerk mit der Natur gemein. Es schließt ab, weil die Gestalt in ihren Grenzen bestimmt ist, und es befriedigt, weil der ewig bewegte Gedanke froh ist, endlich auch einmal zur Ruhe zu kommen.

Das, was aller Poesie zugrunde liegt, womit sie anfängt, ist etwas, das dem geistigen Wissen gar nicht zur Ehre gereicht. Sie fängt nämlich an mit dem Bilde, dem Gleichnis. Worin liegt es denn nun, daß das poetische Bild, der Tropus, das Gleichnis, einen Eindruck macht, den die zugrunde liegende Wahrheit ewig nimmer machen würde? Darin — worüber sich eben die Metaphysik die Haare ausraufen sollte — daß ein wirklich existierendes Staubkörnchen mehr Überzeugung mit sich führt, als all die erhabenen Ideen, die unserer geistigen Bildung zugrunde liegen sollen, oder wirklich liegen.

Ihr habt die Poesie zu etwas Menschlichem gemacht, sie ist aber ein Göttliches; sie ist nicht die Prosa mit einer Steigerung, sondern das Gegenteil der Prosa.

Die Prosa ist des Menschen Speise, die Poesie sein Trank, der nicht nährt, sondern erquickt. Man kann aber auch, wie die neuesten Deutschen, Bier trinken, in dem Nährungsstoffe zur Gärung gebracht sind, wovon man fett wird und noch dazu einen schweren Dusel in den Kauf bekommt.

Poesie und Prosa sind voneinander unterschieden wie Essen und Trinken. Man muß vom Wein nicht fordern, daß er auch den Hunger stillen soll, und wer, um das zu erreichen, ekelhaft Brot in seinen Wein brockt, mag das Schweinefutter selbst ausfressen.

Es besteht die Poesie aus zwei Teilen: Poesie der Auffassung und Poesie der Darstellung; der Roman ist deshalb auch nur höchstens halbe Poesie.

Das ist das prosaische Element der neuesten deutschen Poesie: sie bespricht die Gegenstände, statt sie darzustellen.

Was die Poesie ausmacht, ist denn doch die Lebendigkeit der Darstellung, der Schwung der Gedanken und der Rhythmus der Sprache.

Inhalt! Inhalt! Was kann der Dichter für einen Inhalt geben, den ihm der denkende, fühlende Leser nicht überbietet? Aber die Form ist göttlich. Sie schließt ab wie die Natur, wie die Wirklichkeit. Über das wahrhaft Vorhandene geht kein Gesundorganisierter hinaus. Durch die Form beruhigt die Kunst und ist allem Wissen überlegen.

Was Schiller die naive und sentimentale, Schlegel die antike und romantische Poesie genannt hat, wo aber allen diesen Bezeichnungen teils falsche, teils unbestimmte Nebenbestimmungen anhängen, möchte ich die Anschauungs- und Empfindungspoesie nennen.

Nicht die Ideen machen den eigentlichen Reiz der Poesie aus; der Philosoph hat deren vielleicht höhere; aber daß die kalte Denkbarkeit dieser Ideen in der Poesie eine Wirklichkeit erhält, das setzt uns in Entzücken. Die Körperlichkeit der Poesie macht sie zu dem, was sie ist, und wer sie, wie die Neueren, zu sehr vergeistigt, hebt sie auf. — Hierher gehört der Reiz des Bildes, der Metapher, der Vergleichung, und warum z. B. eine Fabel mehr überzeugt, als der ihr zugrunde liegende moralische Satz.

Die Poesie beruht häufig auf nicht bis zum Ende ausgedachten Gedanken, wie sie denn überhaupt den Habitus des empfindenden Menschen ausspricht und voraussetzt. So im Prometheus vinctus. Wenn er wirklich die Zukunft voraus weiß, worin liegt das Verdienstliche seines Widerstandes, da er doch nicht anders handeln kann, als er wirklich handelt.

Die vollendete Form ist es, wodurch die Poesie ins Leben tritt, ins äußere Leben. Die Wahrheit der Empfindung gibt nur das innere; es ist aber Aufgabe aller Kunst, ein Inneres durch ein Äußeres darzustellen.

Den Gedanken festzuhalten auch in einem größeren poetischen Werke, ist nicht schwer, wenn man die Teile über die Idee des Ganzen vernachlässigen will. Aber mannigfaltig und lebendig bis ins kleinste sein, und dabei doch nie den Grundgedanken aus den Augen zu verlieren, das ist die Schwierigkeit.

Eigentlich absurde, aber durch ihr immerwährendes Vorkommen als in der innersten Natur des Menschen begründet anzusehende Vorstellungen, daher für die Philosophie verwerflich, für die Poesie aber von hohem Wert sind: Strafe der Untat bis ins späteste Geschlecht. Wirkung von Elternfluch und Segen. Vorbedeutende Träume. Das Schicksal, mit Vorauswissen und Vorausbestimmen gedacht. Die Gottheit leidenschaftlich. Eine von den natürlichen Folgen der Tat verschiedene Nemesis. Wahrsagung. Gespensterglauben. Spezielle Erhörung des Gebetes. Glück und Unglück, objektiv gedacht.

Wenn man von der neuen Zeit und der Notwendigkeit einer neuen Richtung der Poesie spricht, so fallen mir die Griechen ein, die in der Zeit ihrer wütendsten Demagogie noch immer in ihrem monarchischen Homer das höchste Ideal der Poesie verehrten und sich poetisch von ihm ganz befriedigt fanden. Ja, als alle Dynastengeschlechter gestürzt waren und sie die Freiheit bei Salamis und Marathon mit ihrem Blute erkauft, wußte sich die neu entstandene dramatische Poesie keinen gemäßeren Gegenstand, als die Schicksale und Großtaten jener Könige und Machthaber. Den Bedürfnissen der Gegenwart klebt immer etwas Prosaisches an, nur die Erinnerung ist poetisch.

Die komische Poesie strebt dem Ideal ebenso nach, wie die ernsthafte. Nur spricht letztere das Ideal aus, indes erstere dasjenige angreift und verspottet, was dem Ideal entgegensteht.

Die Poesie der Deutschen hat alle die Fehler, die daraus hervorgehen, daß sie gegen den natürlichen Entwickelungsgang erst nach der Wissenschaft entstanden ist. Lauter Sinn, lauter Sinn! indes die Poesie der Prosa gegenüber doch eine Art Unsinn sein sollte.

Warum die Alten besser sind und, bei gleichen Gaben, bessere sein müssen, als die Neueren? Weil ihnen das große Feld des Einfachen und Natürlichen auszubeuten frei stand und sie, um neu zu sein (was jeder Schriftsteller will), nicht gekünstelt zu sein brauchten.

Die Streitfrage über den Vorzug des Klassischen und Romantischen kommt mir vor, wie wenn ein Hauswirt an der Mittagstafel seine Gäste fragte: ob sie lieber essen oder trinken wollten? Ein Vernünftiger wird antworten: Beides.

Das Unterscheidende des Romantischen gegenüber dem Klassischen ist, daß ersteres bloß die Gemütswirkung bezweckt, gleichviel, auf welche Art sie bewirkt wird; das Interessante, das Geistreiche, das Bedeutende, ja das Häßliche, alles ist ihr willkommen, wenn nur die beabsichtigte Aufregung dadurch hervorgebracht wird.

Die alte Kunst aber ging bloß auf das Schöne, d. h. auf jene Gemütserhebung, die einzig und allein aus dem sinnlich vollkommenen Eindruck entspringt.

Es ist das Grundübel der Poesie (der lyrischen besonders) aller neueren (neuesten) Nationen, daß sie sich zur Prosa hinneigt. Nicht

dadurch, daß sie trivial wird (das geschah eher in früheren Zeiten), sondern gerade, wenn sie sich erhebt. Ihre höchste Erhebung ist nämlich bis zum Gedanken, indes nichts poetisch ist als die Empfindung.

Diese neuere Lyrik ist kein Fluß, in dem man schwimmen kann; sie ist ein Weiher, in dem sich zwar auch Sonne und Sterne spiegeln, der aber durchrankt von Wasserpflanzen ist, durchstreckt von Gedankenstämmen, besandet mit Niederschlag aller Art, so daß es ohne Waten nicht abgeht. Man kann darin allerdings noch baden, aber schwimmen nicht. Und es schwimmt sich so erquicklich in Gottes freier Luft!

Die älteren lyrischen Dichter der Deutschen unterscheiden sich von den neueren besonders darin: jenen war das lyrische Ganze das Höchste. Um die Kontinuität des schwellenden Zuges nicht zu unterbrechen, nahmen sie es mitunter mit dem Gedankenreichtum nicht zu genau. Der Gedanke mußte sich dem Ausdruck fügen. Die Neueren setzen sich den Gedanken vor und suchen dann die Einkleidung. Ausdruck und Gedanken sollen aber zugleich geboren werden; wenigstens darf keines vorherrschen.

Die Novelle ist das erste Herabneigen der Poesie zur Prosa; der Roman das Hinaufsteigen der Prosa zur Poesie. Jede gute Novelle kann man in Verse bringen, sie ist eigentlich ein unausgeführtes poetisches Sujet; ein versifizierter Roman wäre ein Unding. Daher im Roman die Begebenheiten vielfach vermittelnd, in der Novelle positiv auftretend, so daß in ersterem die Ursachen vorherrschen, in zweiter die Wirkungen. Der Roman psychologisch, die Novelle psychopathisch; der Roman, wie schon Goethe bemerkt hat, retardierend, die Novelle fortschreitend.

Das Heer der deutschen Poesie hat schwere und leichte Reiterei, wie jede Kriegsmacht. Die schwere ist Mann und Roß dichtgepanzert, unangreifbar und undurchdringlich. Das Rüstzeug besteht zwar nur aus vielfältig verdoppeltem Papier und Pappdeckel; aber man weiß, daß ein Buch, Druckpapier oder Makulatur, selbst einer Flintenkugel widersteht. Leider hindert sie das Gewicht des Apparats, weiter zu kommen. Selbst unangreifbar, sind sie auch nicht imstande, zu ergreifen, zu bewegen, zu erobern, zu gewinnen. Unbeweglich stehen sie und schwingen den Flammberg ins Blaue. Was freiwillig in ihre Nähe kommt, wird ihre sichere Beute.

Die leichte Reiterei ist ebenso leicht, als die andere schwer ist. Ihre Armatur klafft von allen Seiten. Unfähig, den Wind zu durchschneiden, werden sie vielmehr vom Windzuge vor sich hergetrieben. Sie besiegen alles, was im jeweiligen Strich der Windrose von ihnen überritten wird.

Der größte Teil der Dichter aber gehört zum Fußvolk. Sie sind zwar wie die Reiter und noch dazu meistens schwer gerüstet, haben aber keine Pferde. Sie begnügen sich daher, mit den Füßen zu trappeln und dazu in die hohle Faust Schnetterdeng, Schnetterdeng zu blasen. Die gefeiertsten Dichternamen der neueren Zeit gehören zu dieser Abteilung. In ihrer Fahne führen sie eine Rose mit einem ganz kleinen p davor.

Wehe dem Dichter, der sich seinen Stoff und die Behandlung desselben vom Publikum diktieren läßt. Aber wehe auch dem, der vergißt, daß seine Aufgabe ist, sein Werk der allgemeinen Menschennatur verständlich und empfindbar zu machen. Von dieser allgemeinen Menschennatur kennen wir aber keinen unzweideutigeren Ausdruck, als die Stimme der allgemeinen Menschheit.

Warum man in der Poesie die Gattungen nicht mischen soll? Weil jede ihren eigenen Standpunkt der Anschauung, einen anderen Grad der Verkörperung mit sich führt und erfordert, welche, gemischt, sich stören und aufheben: Lyrik, Epos, Drama, Aussicht, Umsicht, Ansicht.

Wenn man in den Fall käme, einem recht prosaischen Menschen, besonders einem Monarchen vom gewöhnlichen Schlag, die Nutzbarkeit der Poesie beweisen zu sollen, so wüßte ich es von keiner Seite besser zu tun, als von der, daß sie Bewahrerin des Reiches der Idee ist. Daß aber Ideen von Vaterlandsliebe, Selbstaufopferung usw. in besonderen Lagen des Staates von einigem Nutzen seien, ließe sich wohl noch dartun, selbst dem trockensten begreiflich dartun. Wollte aber der Mann dann nur jene Poesie gelten lassen, die sich mit der Aufregung solcher nützlicher Ideen beschäftigt, so müßte man ihm vorstellen, daß das Vermögen, sich auf die Höhe der Idee zu setzen, geübt und in allen Dingen zur Fertigkeit gebracht werden müsse, wenn man im Notfalle hervorrufen wolle, was man eben braucht. Da könnte nun der Calderonische Satz los esfuerços humanos llamando uno, vienen todos ausgeführt werden.

Die Poesie muß schlechterdings ihre willkürlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben suchen; und nur dadurch unterscheidet sie sich von der Prosa und wird Poesie. Die Mittel, wodurch sie dieses tut, sind der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Silbenmaß, Figuren und Tropen, Gleichnisse usw. Alle diese Dinge bringen die willkürlichen Zeichen den natürlichen näher, aber sie machen sie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich sind alle Gattungen, die sich

nur dieser Mittel bedienen, als die niederen Gattungen der Poesie zu betrachten, und die höchste Gattung der Poesie ist die, welche die willkürlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das ist aber die dramatische, denn in dieser hören die Worte auf, willkürliche Zeichen zu sein, und werden natürliche Zeichen willkürlicher Dinge. Daß die dramatische Poesie die höchste, ja die einzige Poesie ist, hat schon Aristoteles gesagt, und er gibt der Epopoe nur insofern die zweite Stelle, als sie größtenteils dramatisch ist, oder sein kann.

Wenn das Drama in einem Mittelpunkt zusammengeht, so geht das Epos von einem Mittelpunkte aus. Wenn das Verhältnis des einzelnen im ersten wie das von Mittel zum Zweck ist, so stellt es sich im zweiten mehr als Verhältnis des Teils zum Ganzen dar.

Die Ursache, warum das Gräßliche nicht auf der Bühne erscheinen darf, ist, weil es durch seine, ich möchte sagen: physische, Wirkung auf die Nerven sich als ein *Wirkliches* darstellt. Selbst das Tragische müßte von der Bühne verbannt bleiben, wenn nicht das Bewußtsein, daß es erdichtet sei, es immer begleiten könnte.

Offenbar liegt ein Teil des Grundes von dem Wohlgefallen an dem Tragischen in der Poesie auch darin, daß der unbestimmte, formlose Schmerz über die Übel des Lebens durch die bildende Kunst Gestalt bekommt und nun nicht mehr als ein Unbegrenztes in dumpfer Marter, sondern als ein zu Überschauendes bei vollem Bewußtsein wirkt. — Das bliebe, meine ich, selbst dann noch übrig, wenn man beim Sprechen über Poesie von der Poesie selbst absähe.

Ein historisches Drama in dem Sinne statuieren, daß der Wert desselben in der völlig treuen Wiedergabe der Geschichte bestehe, ist ebenso lächerlich, als wenn man einst die Aufgabe der Kunst im allgemeinen in der getreuen Nachahmung der Natur suchte und zu finden glaubte. Die Natur in Handlung (Geschichte) ist Natur wie die leblose, und beide Bestreben sind eins so absurd und prosaisch als das andere.

Die Aufgabe der dramatischen und epischen Poesie gegenüber der Geschichte besteht hauptsächlich darin, daß sie die Planmäßigkeit und Ganzheit, welche die Geschichte nur in großen Partien und Zeiträumen erblicken läßt, auch in dem Raum der kleinen gewählten Begebenheit anschaulich macht.

Die Handlung unterscheidet sich dadurch von der Begebenheit, daß bei letzterer hauptsächlich auf die *Folgen* einer gegebenen Lage Wert gelegt wird, bei der Handlung aber auf ihre *Ursachen*, wo dann freilich wieder die Lage selbst in die Reihe der Ursachen tritt und mit einer letzten Folge endlich abschließt.

Man hat öfter über die Bedeutung des Wortes *Handlung* in poetischer Beziehung gesprochen, und wodurch sie sich vom Ereignis unterscheide. Eben darin, wodurch sie sich historisch oder ethisch unterscheiden. Handlung ist ein Ereignis, dem *Absicht* zugrunde liegt. Diese Absicht kann aber entweder in dem Subjekte der Tätigkeit liegen, oder ihrer Tätigkeit von außen entgegengesetzt werden, und zwar wieder entweder von einer anderen Person, oder von Umständen, die die Form von Absicht annehmen. Letzteres nennen wir Schicksal.

Das ist der innere Zusammenhang des Dramas, daß jede Szene ein Bedürfnis erregen und jede eines befriedigen muß.

Das Publikum fordert unnachsichtlich eines, wodurch es eben zu einer so vortrefflichen Kontrolle für den dramatischen Dichter wird, und dieses Eine ist *Leben*.

Fragt mich aber nun jemand, ob ein Drama eine Idee zur Grundlage haben könne und solle? so antworte ich: warum nicht, vorausgesetzt, daß sich der Verfasser einer großen lebendigen Kraft bewußt ist, wie Calderon allenfalls. Die übrigen großen Dichter haben es aber nur selten praktiziert und sind in ihren Hervorbringungen zu Werke gegangen mit ihrer großen Meisterin, der Natur; Ideen anregend, aber von lebendigen Fakten ausgehend. Im Anfange war die Tat.

Die *Konsequenz* der Leidenschaften ist das Höchste, was gewöhnliche Dramatiker zu schildern und gewöhnliche Kunstrichter zu würdigen wissen, aber erst die aus der Natur gegriffenen *Inkonsequenzen* bringen Leben in das Bild und sind das Höchste der dramatischen Kunst; nur faßt diese niemand auf, als etwa noch das unbewußte Gefühl der Menge, und der Kritiker höchstens an abgeschiedenen Klassikern auf Autorität.

Es ist eine große Frage: ob das zu scharfe Individualisieren der Charaktere, wie wir es bei Shakespeare finden, dem dramatischen Effekt nicht schädlich ist. Der Mensch verschwindet in eben dem Verhältnisse, in welchem das Individuum hervortritt.

Die Kunst des Schauspielers hat drei Stufen: eine Rolle *verstehen*, eine Rolle *fühlen*, und das Wesen einer Rolle *anschauen*.

Man eifert jetzt gegen die Deklamation im versifizierten Trauerspiele. Man kann allerdings die Emphase zu weit treiben, darf aber auch nie vergessen, daß der Vers die Mitte zwischen der Rede und dem Gesange ist.

Man gefällt sich in neuester Zeit darin, einen Unterschied zwischen Dramatischem und Theatralischem zu machen. Ganz falsch, wie mir scheint. Das echt Dramatische ist immer theatralisch, wenn auch nicht umgekehrt. Das Theater ist der Rahmen des Bildes, inner welchem die Gegenstände Anschaulichkeit und Verhältnis zueinander haben. Über den Rahmen hinaus sind sie nicht mehr mit einem Blicke zu umfassen, die Anschauung wird schwächer und verwirrt sich, sie nimmt mehr die Form der epischen Sukzession, als der dramatischen Gleichzeitigkeit und Gegenwart, an.

Die neuesten Ästhetiker wollen der Stoffe suchenden tragischen Kunst bloß allein die Geschichte anweisen, deren Fakta, als unmittelbare Ausflüsse des Weltgeistes, allein die nötige Tiefe und Würde hätten. Lächerlich! Die Begebenheiten mögen wohl allerdings das Werk des Weltgeistes sein, aber die Geschichte? Was ist denn die Geschichte anders, als die Art, wie der Geist des Menschen diese ihm undurchdringlichen Begebenheiten aufnimmt; das, weiß Gott, ob Zusammengehörige, verbindet; das Unverständliche durch etwas Verständliches ersetzt; seine Begriffe von Zweckmäßigkeit nach außen einem Ganzen unterschiebt, das wohl nur eine nach innen kennt; Absicht findet, wo keine war; Plan, wo an kein Voraussehen zu denken; und wieder Zufall, wo tausend kleine Ursachen wirkten. Was anders ist die Geschichte? Was anders, als das Werk des Menschen? Da es nun aber nicht die Begebenheiten, sondern ihre Verbindung und Begründung ist, worauf es dem Dichter ankommt, so laßt ihn in Gottes Namen sich auch seine Begebenheiten selbst erfinden, wenn er anders dazu Lust hat.

Der übelste Dienst, den man in Deutschland den Künsten erweisen konnte, war wohl der, sie sämtlich unter den Namen der Kunst zusammenzufassen. So viel Berührungspunkte sie unter sich allerdings wohl haben, so unendlich verschieden sind sie in den Mitteln, ja in den Grundbedingungen ihrer Ausübung.

Wenn man den Grundunterschied der Musik und der Dichtkunst schlagend charakterisieren wollte, so müßte man darauf aufmerksam machen, wie die Wirkung der Musik von Sinnenreiz, vom Nervenspiel beginnt und, nachdem das Gefühl angeregt worden, höchstens in letzter Instanz an das Geistige gelangt, indes die Dichtkunst zuerst den Begriff erweckt, nur durch ihn auf das Gefühl wirkt und als äußerste Stufe der Vollendung oder der Erniedrigung erst das Sinnliche teilnehmen läßt; der Weg beider ist daher gerade der umgekehrte. Die eine Vergeistigung des Körperlichen, die andere Verkörperung des Geistigen. Aus diesem theoretischen Unterschiede ergibt sich nun aber ein wichtiger praktischer, in bezug auf den Gebrauch des Häßlichen nämlich. Die Poesie darf das Häßliche (Unschöne) schon einigermaßen freigebig anwenden. Denn da die Wirkung der Poesie nur durch das Medium der unmittelbar von ihr erweckten Begriffe an das Gefühl gelangt, so wird die Vorstellung der Zweckmäßigkeit den Eindruck des Häßlichen (Unschönen) von vornherein insoweit mildern, daß es als Reizmittel und Gegensatz sogar die höchste Wirkung hervorbringen kann. Der Eindruck der Musik aber wird unmittelbar vom Sinn empfangen und genossen, die Billigung des Verstandes kommt zu spät, um die Störungen des Mißfälligen wieder auszugleichen. Daher darf Shakespeare bis zum Gräßlichen gehen, Mozarts Grenze war das Schöne.

Der oft gebrauchte Satz: Die Musik ist eine Poesie in Tönen, ist ebensowenig wahr, als es der entgegengesetzte sein würde: Die Poesie ist eine Musik in Worten. Der Unterschied dieser beiden Künste liegt nicht bloß in ihren Mitteln; er liegt in den ersten Gründen ihres Wesens.

Drei Hauptunterschiede im Wesen der Musik und Poesie müssen notwendig auch eine große Verschiedenheit in den Gesetzen ihrer beiderseitigen Hervorbringungen veranlassen. Diese sind:

Erstens, daß eine Verbindung von Tönen gefallen, ja sogar auf das Gemüt wirken kann, ohne daß man sich etwas dadurch Ausgedrücktes dabei bestimmt zu denken braucht, was bei Worten nicht der Fall ist, die immer nur durch ihren Sinn wirken.

Zweitens, daß die Worte zunächst auf den Verstand und höchstens durch ihn auf die Sinne, die Töne aber zunächst auf die Sinne und nur durch sie und höchst entfernt auf den Verstand wirken.

Drittens, daß Töne nur höchst allgemein und vag bezeichnen, und zwar fast allein Gefühle, nie Sachen; indes das Wort mit der Schärfe des Begriffs bezeichnet. Ich möchte ein Gegenstück zu Lessings Laokoon: über die Grenzen der Musik und Poesie schreiben.

Es müßte darin gezeigt werden, wie unsinnig es sei, die Musik bei der Oper zur bloßen Sklavin der Poesie zu machen und zu verlangen, daß erstere, mit Verleugnung ihrer eigentümlichen Wirksamkeit, sich darauf beschränke, der Poesie vollkommen nachzulallen mit ihren Tönen, was diese deutlich spricht mit ihren Begriffen. Es müßte aufmerksam darauf gemacht werden,

um wieviel und worin der Kreis der Musik weiter ist und worin enger; wie verschieden die Art ihrer Wirkung ist, bei der Musik zuerst als Sinn- und Nervenreiz, nur mittelbar den Verstand berührend; bei der Poesie erst durch das Medium des Verstandes auf das Gemüt wirkend. Wie die Musik als eine, für sich bestehende Kunst ihre eigenen, an Regeln gebundenen und in ihrer eigenen Wesenheit gegründeten Bedingungen habe, die sie niemanden, auch der Poesie zuliebe nicht, aufgeben kann und darf; daß sie, wenn sie ein Thema aufgefaßt hat, es organisch ausbilden und zu Ende führen muß, die Poesie mag auch dagegen einwenden, was sie will. (Hier darauf hingedeutet, wie selbst die größten, ja darunter die denkendsten Tonsetzer in ihren Opern das vielmalige Wiederholen einzelner Worte und Sätze, ja oft ganzer Stellen, zum großen Skandal der Dichter nicht aufgeben wollen.)

Als Grundsatz gelte: Keine Oper solle vom Gesichtspunkte der Poesie betrachtet werden — von diesem aus ist jede dramatisch-musikalische Komposition Unsinn — sondern vom Gesichtspunkte der Musik: als ein musikalisches Bild mit darunter geschriebenem, erklärendem Texte. Ballettmusik wäre eigentlich der Triumph der Tonkunst, wenn sie einmal aus sich herausgeht, vorausgesetzt, daß wir nämlich eigentliche Ballette hätten und nicht Gaullersprünge.

Es wird keinem Opernkomponisteur leichter sein, genau auf die Worte des Textes zu setzen, als dem, der seine Musik mechanisch zusammensetzt; da hingegen der, dessen Musik ein organisches Leben, eine in sich selbst gegründete innere Notwendigkeit hat, leicht mit den Worten in Kollision kömmt. Jedes eigentlich melodische Thema hat nämlich sein inneres Gesetz der Bildung und Entwickelung, das dem eigentlich musikalischen Genie heilig und unantastbar ist, und das er den Worten zu Gefallen nicht aufgeben kann. Der musikalische Prosaist kann überall anfangen und überall aufhören, weil Stücke und Teile sich leicht versetzen und anders ordnen lassen; wer aber Sinn für ein Ganzes hat, kann es nur entweder ganz geben, oder ganz bleiben lassen. Das soll nicht der Vernachlässigung des Textes das Wort reden, sondern sie nur in einzelnen Fällen entschuldigen, ja rechtfertigen. Daher ist Rossinis kindisches Getändel doch mehr wert als Mosels prosaische Verstandesnachäffung, welche das Wesen der Musik zerreißt, um den hohlen Worten des Dichters nachzustottern; daher kann man Mozarten häufig Verstöße gegen den Text vorwerfen, Glucken nie; daher ist das so gepriesene Charakteristische der Musik häufig ein sehr negatives Verdienst, das sich meistens darauf beschränkt, daß die Freude durch Nichttraurigkeit, der Schmerz durch Nichtlustigkeit, die Milde durch Nichthärte, der Zorn durch Nichtmilde, die Liebe durch Flöten und die Verzweiflung durch Trompeten und Pauken mit obligaten Kontrabässen ausgedrückt wird. Der Situation muß der Tonsetzer treu bleiben, den Worten nicht; wenn er bessere in seiner Musik findet, so mag er immer die des Textes übergehen. Dies führt wieder auf den schon öfter bemerkten Unterschied zwischen Singspiel und Oper. Im ersteren (wozu fast alle Opern des wahrhaft großen Gluck gehören) dient die Musik dem Text, in der zweiten ist der Text die Unterschrift des musikalischen Bildes.

Wäre die Musik in der Oper nur da, um das noch einmal auszudrücken, was der Dichter schon ausgedrückt hat, dann laßt mir die Töne weg, ich will die Worte des Dichters allein lesen, denn die Musikbegleitung wäre in diesem Falle denn doch nur ein Kunststück, ein Gaullerversuch, mit anderen, scheinbar unzureichenden Darstellungsmitteln das zu erreichen, was der andere leichter, verständlicher und genügender schon erreicht hat. Oder soll dadurch der Eindruck des Gedichtes verstärkt werden? Das mag bei Gedichten gelten, die keine sind, wie z. B. bei italienischen Operntexten; dann aber enthaltet euch von eigentlichen Dichterwerken und hört auf, zu klagen, daß nur schlechte Dichter euch Textbücher machen wollen. Aber das alles ist's nicht. Sämtliche Künste, wenngleich aus gemeinschaftlicher Wurzel entsprossen, sind streng geteilt in ihren Gipfeln. Wo die Poesie aufhört, fängt die Musik an. Wo der Dichter keine Worte mehr findet, da soll der Musiker mit seinen Tönen eintreten. Wer deine Kraft kennt, Melodie! die du, ohne der Worterklärung eines Begriffs zu bedürfen, unmittelbar aus dem Himmel, durch die Brust wieder zum Himmel zurückziehst, wer deine Kraft kennt, wird die Musik nicht zur Nachtreterin der Poesie machen: er mag der letzteren den Vorrang geben (und ich glaube, sie verdient ihn auch, wie ihn das Mannesalter verdient vor der Kindheit), aber er wird auch der ersteren ihr eigenes, unabhängiges Reich zugestehen und beide wie Geschwister betrachten und nicht wie Herrn und Knecht, oder auch nur wie Vormund und Mündel.

Die von einer Oper eine rein dramatische Wirkung fordern, sind gewöhnlich jene, die dagegen auch von einem dramatischen Gedichte eine musikalische Wirkung begehren (d. i. Wirkung mit blinder Gewalt).

Mein Herr!

Ich habe die Ouvertüre zum Tannhäuser gehört und bin entzückt. Heißt das: gegenwärtig, denn während des Anhörens taten mir die Ohren ziemlich weh. Ich bemerkte aber gleich, daß es sich hier nicht um ein Vergnügen für das Ohr, sondern um den Sinn und die tiefere Bedeutung handle. Über diese Bedeutung waren übrigens ich und einige neben mir sitzende Kunst-

freunde, die damals gleich mir nicht einmal den Titel des Werkes kannten, sehr im Zweifel.

Der eine meinte, die Musik drücke den russisch-türkischen Krieg aus, wo die Posaunen und Trompeten des christlichen Chorals den Todesmut der Russen, und das Zittern der Violinen die Furcht der Türken versinnlicht, obwohl in Wahrheit die Türken sich nicht sehr zu fürchten schienen.

Ein zweiter meinte, es stelle den Eisstoß dar.

Zwei andere dachten, der eine auf die Erschaffung, der andere auf den Untergang der Welt.

Endlich gab uns ein freundlicher Mann, leider erst am Schlusse der Ouvertüre, das Programm des Verfassers. Nun erst waren wir im klaren und beschlossen, diese herrliche Ouvertüre bei keiner späteren Aufführung zu versäumen.

Ein alter Herr, der hinter uns saß, meinte zwar, man sollte lieber nur das Programm lesen und die Musik gar nicht hören, um die Meinung des Tondichters ganz zu fassen; aber wer wird auf Leute achten, die hinter der Zeit zurückgeblieben sind?

Es lebe der Fortschritt!

Wenn man über den Unterschied der französischen und italienischen Opernmusik urteilen will und über das Charakteristische und Nichtcharakteristische, das in ihnen herrscht, so muß man sich vor allem auf den Standpunkt setzen, von dem aus beide Nationen das Verhältnis des Textes zur Musik betrachten. Dem Franzosen soll die Musik die Wirkung der Worte verstärken, weshalb er auch auf seine Opernbücher viel Fleiß verwendet und der Wert oder Unwert des Gedichtes mehr als zur Hälfte sein Urteil über die Oper bestimmt; dem Italiener gelten die Worte kaum mehr als eine Überschrift über das Tongemälde des Komponisten, weshalb auch ihre Bücher schlecht und bloß darauf berechnet sind, dem Tonsetzer Gelegenheit zu effektvollen Musikstücken zu geben.

Es heißt, man will die Instrumentalmusik in den Kirchen verbieten. Damit ist erstens das Todesurteil über die Musik ausgesprochen, die einzige geistige Bestrebung, in der Österreich noch bis vor kurzem in der Welt einen Rang eingenommen hat. Die ausübenden Musiker werden ihren Unterhalt verlieren; die Dorfschulmeister werden sich nicht mehr mit den Regeln des Satzes und der Begleitung beschäftigen, der katholische Süden wird musikalisch mit dem protestantischen Norden in eine Reihe treten. Ja, aber der Papst ist gegen die Instrumentalmusik in den Kirchen! Der Papst, dessen Ansehen in Glaubenssachen allerdings entscheidend ist, kennt die deutsche Kirchenmusik nicht, er kennt nur die italienische, die Opernarien und Militärmärsche während der heiligen Handlung spielt und dadurch allerdings revoltant wird. In Deutschland hat man einen Kirchenstil, der in seiner größeren oder minderen Strenge dem Ohr der großen Masse nicht sehr schmeichelt, und wenn in den Hauptstädten wohl ein Teil der sogenannten Musikkenner vielleicht nur der Musik wegen in den Gottesdienst geht, so fühlt dagegen in den kleineren Orten der schlichte Einwohner sich durch die Musik nicht zerstreut, vielmehr gesammelt, erhoben und in seiner Andacht unterstützt. Ihr wollt die Musik wegnehmen? Warum nicht auch die Bilder? Warum nicht die Pracht in der Ausschmückung der Kirchen, der Gewänder und Aufzüge? Warum nicht so manche fromme Zeremonie, denen von den Andersgläubigen etwas Dramatisches, ja Theatralisches vorgeworfen wird? Entkleidet den Katholizismus nicht seiner Kunstgewänder, der Protestantismus ist nackt.

Der Text zur Schöpfung war eigentlich von van Swieten für Mozart geschrieben. Als er ihn in der Folge Haydn zur Komposition übergab, ließ van Swieten, ein großer Musikkenner, sich jedes Musikstück, so wie es fertig war, mit kleinem Orchester vorprobieren. Vieles verwarf er, als für den großen Stoff zu kleinlich. Haydn fügte sich gern, und so kam jenes erstaunliche Werk zustande, das die kommenden Zeiten noch bewundern werden. Alles dies habe ich aus dem Munde eines wohlunterrichteten Zeitgenossen, der bei jenen ersten Teilproben selbst mitwirkte.

Merkwürdig ist die große Vorliebe Napoleons für die Musik. Große Orchestermusik aber mißfiel ihm. Nebst der militärischen, die ihm wahrscheinlich die sie begleitenden Erinnerungen lieb machten, zog er sanfte Musik, italienischen Gesang allem andern vor. Dann schien er sich ganz dem Genusse zu überlassen; aber diese Musik mußte immer gleichsam von einer Farbe sein; kein Instrument durfte vorherrschen und kein Forte vorkommen. „Meine Herren, ich will nur einen Tonhauch," sagte er oft. Ein sanfter Ton hatte überhaupt einen großen Reiz für ihn, und eine Person, deren Stimme seinem Ohr schmeichelte, mißfiel ihm selten. Wenn aber ein Name übel lautete, so kaute er ihn gleichsam zwischen den Zähnen und sprach ihn niemals gehörig aus. (Memoiren Josephinens.)

Überhaupt mögen wohl alle bedeutenden Menschen die sanfte und somit die italienische Musik jeder anderen vorgezogen haben. Leute, die zu denken imstande sind, mögen dafür aber über nichts denken, als wo etwas des Denkens Wertes dabei herauskommt. Sie suchen die Musik als ein Besänftigungsmittel; Toren lieben zusammengesetzte Musik zur Erregung.

Die Poesie will den Geist verkörpern, die Musik das Sinnliche vergeistigen. Darin liegt beider Wesen und der Grund ihrer Verschieden-

heit. Seiner Basis kann aber nichts Fortschreitendes ungestraft untreu werden, darum auch nie die Poesie dem Begriff, und die Musik nie dem Sinne.

Philipp V. ließ sich von Farinelli durch 40 Jahre täglich vor dem Schlafengehen ein und dieselbe Arie vorsingen. Das hat für mich gar nichts Unbegreifliches.

Manche Eindrücke des Geruchsinns haben mit denen des Gehörs (wenn es in einzelnen, gehaltenen Tönen affiziert wird) eine auffallende Ähnlichkeit hinsichtlich der Art ihrer Wirkung auf das Gemüt (nämlich unmittelbar als Nervenreiz).

Sind die Molltonarten nicht die Weiber der Musik? die sich von ihrem Vater (der Durtonart, von der sie entstanden) trennen und die Vorzeichnung ihres Gatten (der Durtonart ihrer nächsten Verwandtschaft) annehmen?

Ist diese wohltemperierte Stimmung der neueren Musik nicht wie ein wohltemperierter Staat? Die armen einzelnen Terzen und Quinten müssen so viel ab- und zugeben, damit nur das Ganze einen irgend erträglichen Zusammenklang erhält! Was werden die interessanten Kinder alltäglich, wenn sie, als Erwachsene, unter dem Stimmhammer der geselligen Verhältnisse durchgegangen sind! Arme zweite Stufe mit deinen verstümmelten Gliedmaßen; noch ärmere siebente, über deine geräderte Quint. Ist denn nur das im Menschen etwas, was dem andern nützt? Ist denn nicht jede Realität ein Vorzug?

Wenn eine Violinsaite gestrichen wird, so klingen die Saiten einer danebenliegenden unberührten Geige mit. Wie, wenn ein ähnliches Nachbeben unserer Nerven Ursache an der so großen Wirkung der Musik wäre? Bei mir wenigstens liegt gewiß so etwas zugrunde; denn ich darf nur einen Ton hören, ohne noch Melodie zu unterscheiden, so gerät schon mein ganzes Wesen in eine zitternde Bewegung, deren ich nicht Herr werden kann.

Wenn der Text der Oper Don Juan, die Mozart komponiert hat, unmittelbar, wie nicht zu zweifeln, aus Molières Festin de pierre gezogen ist, so kann man der Kunst des Bearbeiters, seiner Kenntnis dessen, was zur Oper gehört, und tiefen Einsicht in das Wesen der Musik nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Bearbeitung ist ein Muster für alle ähnlichen, und Kind hätte wohlgetan, sie sich bei seinem Freischütz zum Muster zu nehmen.

Wer die Arien der Constanze in der Entführung hört, merkt, daß Mozart in seinem Anfange dem Punkte näher stand, auf dem Beethoven aufhörte. Die Empfindung herrscht noch vor über die Form. Mit zunehmender Reife aber lernte er, ohne Schaden für die Empfindung, sie der Form unterzuordnen, sie zu gestalten, was Beethoven immer mehr verlernt hat.

Beethovens nachteilige Wirkungen auf die Kunstwelt, ungeachtet seines hohen, nicht genug zu schätzenden Wertes:

1. Leidet das erste und Haupterfordernis eines Musikers, die Feinheit und Richtigkeit des Ohrs, unter seinen gewagten Zusammensetzungen und dem nur gar zu oft eingemischten Tongeheul und Gebrüll.

2. Durch seine überlyrischen Sprünge erweitert sich der Begriff von Ordnung und Zusammenhang eines musikalischen Stückes so sehr, daß er am Ende für alles Zusammenfassen zu lose sein wird.

3. Macht sein häufiges Übertreten der Regeln diese als entbehrlich scheinend, indes sie doch die Aussprüche des gesunden, unbefangenen Sinnes, und als solche unschätzbar sind.

4. Substituiert die Vorliebe für ihn dem Schönheitssinne immer mehr den Sinn für das Interessante, Starke, Erschütternde, Trunkenmachende: ein Tausch, bei dem, von allen Künsten, gerade die Musik am übelsten fährt.

Die Maler kann man en gros in zwei Hauptrubriken teilen. Die einen betrachten die Darstellung der Natur als Hauptaufgabe, die andern jene des Gedankens. So sehr nun der eigentliche Maler beides vereinigen müßte, so ist doch nicht zu leugnen, daß, die Spaltung einmal als vorhanden zugegeben, die erstere Klasse im Vorteil ist. Denn wer die Natur nachahmt, bekommt jene Gedanken, die in der Natur selbst liegen, gratis in den Kauf mit, indes in den Gedanken keineswegs noch die äußere Naturwahrheit mit eingeschlossen ist.

Die Deutschen sind in der neuesten Zeit sehr geneigt, die sogenannte erste (jugendliche) Manier großer Künstler den Werken ihrer Reife vorzuziehen. Ob ihnen dabei nicht der Verdacht kommt, daß sie vielleicht im allgemeinen knabenhafte Forderungen an die Kunst machen!

Eigentliche Ideenmaler sind die Kinder. Bei diesen ist ein vierbeiniger Schragen und darauf ein paar senkrechte Striche mit einem Säbel und Federbusch, ein Husar. Das drückt die Idee vollkommen aus.

Dieser neueren deutschen Malerschule fehlt, bei manchen Vorzügen, doch die starke Empfindung der Natur. Überall bloß Gedanken- und Gefühlszwecke.

Ein großer Teil von dem angenehmen Eindruck, den die Gemälde der älteren Meister auf uns machen, mag wohl auch in dem Rührenden liegen, das jedes redliche Streben hat, dem der Erfolg aus Mangel der Mittel entgeht. So zieht auch das Steife in alten Gedichten und Chroniken an. Die Unbehoifenheit scheint Unschuld, und die Manier einer verflossenen Zeit wird, wenn man sie, statt mit ihrer, mit unserer Zeit vergleicht, zum Charakter, wohl gar zum Stil. Ein Chinese ist in Europa eine Sonderbarkeit, in China eine Gemeinheit.

C. Studien zur Geschichte und Zeitgeschichte.

Über den Nutzen des Studiums der Geschichte.

Ich gestehe, daß mich eine Art Schauder bei diesen Worten anwandelt. Jeder Mensch erkennt sein Leben als eine Verkettung von Leidenschaften und Irrtümern, sieht dasselbe in dem Leben der anderen vielleicht in verstärktem Maßstabe, und doch soll aus dem Gesamtleben der Menschheit, diesem Weltsystem von Irrtümern und Leidenschaften, das Wahre hervorgehen, die Wahrheit. Man spreche nicht von den unzweifelhaften, ungeheuren Fortschritten, die trotz ihrer Verirrungen die Menschheit bis auf diesen Tag gemacht hat; denn dann müßte man ja vielmehr den gegenwärtigen Augenblick studieren, wo die Fortschritte schon gemacht sind, und nicht die Geschichte, wo sie erst zu machen waren. Dieser geheime Schauder nimmt übrigens dem Studium der Weltereignisse nichts von seinem Werte; nur wird er mehr ein negativer: durch die Kenntnis dessen, wovor man sich zu hüten, als ein positiver, die Regel angebend für das, was zu geschehen hat.

Weiter, was ist denn Geschichte? Was gestern geschehen, ist für heute Geschichte, sowie, was heute geschieht, für morgen. Will man aber Geschichte im engeren Sinne, als durch die letzten Folgen belehrend, auf jene Zustände beschränken, die bereits zum Abschlusse gekommen sind, so mag man bedenken, daß nichts als abgeschlossen betrachtet werden kann, als was zugrunde gegangen ist und eben deshalb nur eine negative Lehre darbietet. Die Entdeckung von Amerika und das Christentum sind noch heute nicht abgeschlossen, eben weil ihre Wirkungen noch fortdauern.

Nihil novi in mundo, sagt man. In der Welt geschieht nichts Neues. Der Satz ist ganz richtig, ebenso richtig als der andere: das Alte kommt nie wieder. Wer in der Zeit immer nur das Alte sieht, ist ein Pedant. Wir in ihr nur Neues erblickt, ist ein Dummkopf, und ich fürchte, daß meine lieben Landsleute, die von einer neuen Welt, einer neuen Literatur, einer neuen Kunst faseln, sehr in dieses letztere Prädikament fallen. Das Alte unter immer neuen Umständen ist der ewige Gang der Welt. Wer die Geschichte richtig anwenden will, muß aus den neuen Umständen den alten Kern heraus erkennen und über den alten Bestandteilen die neue Zusammenfügung nicht übersehen. Das ist nicht leicht, und ein Geschichtskenner ist deshalb noch kein Welterfahrner. Durch diese Betrachtung wird das Maßgebende in der Geschichte sehr ins Enge geführt und auf das unter gleichen oder vielmehr ähnlichen Umständen Vorkommende eingeschränkt.

Welche Geschichte soll also den Maßstab abgeben? Da läge als nächste: die Geschichte des eigenen Volkes, die deutsche. Nur fürchte ich sehr, daß die deutsche Nation allerdings Begebenheiten, wichtige, erhebende großartige Begebenheiten aufzuweisen hat, aber keine Geschichte, insofern dadurch ein Zusammenhang der Ereignisse, eine Entwickelung nationeller Anlagen und Zustände bezeichnet wird. Namentlich kommt das, was wir jetzt suchen, das Merkmal der Freiheit, nur in den absurdesten Verzerrungen darin vor. Um auf die frühesten Zeiten zurückzugehen (denn später erscheint es nirgends mehr), gibt der Roman des Tacitus de moribus Germanorum keinen Anhaltspunkt, eben weil es ein Roman ist; daß es aber ein solcher ist, geht schon daraus hervor, daß seine Schilderung der Deutschen mit denen der übrigen römischen Schriftsteller, des Julius Cäsar, der Beschreiber der cimbrisch-teutonischen Kriege, ja mit denen des Tacitus selbst in seinen übrigen historischen Schriften, durchaus nicht zusammentrifft. Indes wir nach dem erstgenannten Werke uns die Deutschen als eine einfach-verständige, sich selber maßgebende, patriarchalische Nation denken müßten, kommen sie sonst überall, ja in den Annalen des Tacitus selbst, als ein zügelloser, tumultuarischer, fast nur durch Wildheit tapferer Haufen, als eigentliche Barbaren vor. Der Hang nach Ungebundenheit ist allen Wilden gemein. Für die Freiheit ist aber da nichts zu lernen, wo der Begriff von Ordnung fehlt. Von da abwärts durch die Völkerwanderung, das Auftreten der Longobarden in Italien, der Franken in Gallien, der Sachsen in Britannien, beim Jornandes und Gregor von Tours, überall dasselbe Bild von roher Gewalttat, Grausamkeit, ja Treulosigkeit und Verrat. Ja selbst mit der Tatkraft jener Völker ist es übel bestellt, die den Antrieb dazu aus der Wildheit schöpfen.

Wir sehen dies, um der Deutschen zu geschweigen, bei den Skandinaviern, die bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte ihre deutschen Brüder an Heldensinn und eigentlicher Ritterlichkeit weit übertreffen, welchen Eigenschaften aber die Fortschritte der Zivilisation nur zu bald ein Ende gemacht haben.

Die Geschichte des darauffolgenden Mittelalters ist eine Geschichte der fortschreitenden Knechtschaft und die deutsche Reichsfreiheit hat mit der menschlichen Freiheit nichts gemein. Überhaupt möchte ich die Anpreiser des Mittelalters fragen: welche der verschiedenen Epochen dieses Zeitabschnittes scheint euch denn wünschenswert oder auch nur erträglich, mit Rücksicht auf Freiheit oder sonst? Wo aber alle Teile schlecht sind, da ist das Ganze nicht gut.

Es bliebe uns daher nichts übrig, als in der Geschichte fremder Nationen Belehrung zu suchen, und da böten sich denn als stammverwandt zuerst die Engländer dar. Aber nicht alle Brüder sind sich ähnlich. Die Grundlage des englischen Charakters sind die Tüchtigkeit und die Beharrlichkeit. Nun fällt mir nicht ein, den Deutschen, sowie den meisten anderen Nationen, Tüchtigkeit abzusprechen; aber wie steht es mit der Beharrlichkeit? Einerseits scheint freilich dieser Zweifel wunderlich, da man den Deutschen ein Beharren an dem Gewohnten seit dreihundert Jahren zum Vorwurfe macht; andererseits aber dürfte es mit dieser Beharrlichkeit ebenso gehen, wie wir oben mit der Tapferkeit gesehen haben, sie dürfte ein Ergebnis der Unkultur sein und mit den Fortschritten der Kultur sich verlieren. In der Tat auch, je tiefer wir auf der Stufenleiter der Bildung hinabsteigen, um so beharrlicher finden wir noch heutzutage den Deutschen, je höher wir aber dieselbe Leiter hinaufsteigen, um so veränderlicher. Betrachten wir zum Beispiel die Phasen der Literatur in den letzten fünfzig Jahren. Man weise dieses Beispiel nicht als zur Sache ungehörig zurück. Denn einerseits wollen wir ja gerade die gebildeten Stände abschätzen, andererseits geht die Billigung und Mißbilligung in der Literatur von der Urteilskraft aus, und von der Festigkeit des Urteils hängen zugleich alle praktischen Dinge ab.

Einer der schielenden Ausdrücke unserer Zeit ist, wenn man von der Macht der Geschichte spricht. Ich weiß nicht, warum man nicht lieber sagt: die Macht der Begebenheiten, welche allerdings die größte ist, die es gibt. Die Geschichte ist nur unser Wissen von den Begebenheiten, und letztere haben gewirkt, ehe es noch eine Geschichte gab, und wirken noch jetzt, wenn auch niemand von ihnen weiß. Es gibt eine Macht der Geschichte, nämlich die alles Wissens und Erkennens, welche aber auf die Begebenheiten oder den Weltlauf eine nur sekundäre Wirkung ausübt. Derlei Worte werden von den Pedanten in Gang gebracht, um ihrem armseligen Wissen ein Scheinleben anzudichten, oder von Phantasten, die sich im Besitz einer natürlichen Magie glauben, weil die Natur allerdings für uns eine Magie ist.

Die Forderungen an die Geschichte sind, nach Verschiedenheit des Standpunktes der Leser, verschieden. Das gewöhnliche Publikum, wenn es sich je mit Geschichte befaßt, verlangt Fakten, unbekümmert um die Richtigkeit, wenn sie nur interessant sind, weil es Anregung und Unterhaltung sucht, wie sie allenfalls von einem Roman zu verlangen sind. Die sogenannten Gebildeten wollen Reflexionen, Resultate, Gedanken, weil sie sich nicht die Mühe geben wollen oder unfähig sind, Gedanken zu haben. Der Selbstdenker verlangt vor allem Richtigkeit der Fakten, verbunden mit genauer, lebendiger Schilderung der Zeit, weil nur aus dem Leben derselben, aus ihren Sitten, Gewohnheiten, Überzeugungen, Vorurteilen, Bestrebungen die wahre Geltung der Fakten hervorgeht. Zu viel Reflexionen machen ihm die Genauigkeit des Verfassers verdächtig, und Mangel an Lebendigkeit verfälscht den Standpunkt, aus dem sie beurteilt werden sollen.

Ich zweifle nicht, daß in den menschlichen Dingen, also auch in der Geschichte, ebensogut eine Notwendigkeit ist, als in den Naturdingen. Aber jeder Mensch hat zugleich seine Separatnotwendigkeit, so daß Millionen Richtungen parallel, in krummen und geraden Linien nebeneinander laufen, sich durchkreuzen, fördern, hemmen, vor- und rückwärts streben und dadurch füreinander den Charakter des Zufalls annehmen und es so, abgerechnet der Einwirkung der Naturereignisse, unmöglich machen, eine durchgreifende, alle umfassende Notwendigkeit des Geschehenden nachzuweisen. Es geht damit wie mit der Witterung, die gewiß so bestimmte Gesetze hat als der Umlauf der Welten, aber durch die Mannigfaltigkeit der Einwirkungen es unmöglich gemacht hat, auch nur für eine kurze Periode etwas Bestimmtes vorauszusagen, oder das wirklich Eingetroffene folgerichtig zu erklären.

Man beginnt gewöhnlich die sogenannte Weltgeschichte mit Darstellung fremder Märchen oder eigener Mutmaßungen über den Ursprung des Universums: Dinge, welche vielleicht in einer allgemeinen Naturgeschichte Platz verdienten, aber im Anfange einer Weltgeschichte (Menschengeschichte möchte ich sie lieber nennen) eine seltsame Figur machen. Die Abgeschmacktheiten eines Moses sind uns einmal geläufig geworden, und man nimmt und gibt sie wie Papiergeld, von dessen Unwert jedermann überzeugt ist, das aber doch in Handel und Wandel gilt — aus Mangel an besserer Münze. Es ist in der Tat lächerlich genug, unsere größten Köpfe die

plumpen Dichtungen eines rohen Naturkindes, der Gott die Welt wie einen Taglöhner zusammenzimmern läßt, nachbeten zu hören. Man entschuldigt diese Sonderbarkeit gewöhnlich damit, daß man doch nichts habe, was man an die Stelle der mosaischen Kosmogonie setzen könne; aber muß man das Absurde annehmen, weil man das Wahre nicht weiß? Wer wird die Sterne mit einigen Alten für Löcher im Himmelsgewölbe halten, weil er ihre eigentliche Natur nicht kennt?

Das hat wohl schon mancher empfunden, demungeachtet sehen wir noch immer in unseren historischen Werken den lieben Gott rüstig an seine sechstägige Arbeit gehen, nachdem er die Erde, das unendliche Sonnensystem aus dem Nichts hervorgewinkt, sein Werk endlich mit der Schaffung des ersten Menschen krönen (eine Idee, ganz der selbstgenügsamen Barbarei unwissender Völker angemessen) und endlich am Sonntag sich auf gut handwerksburschenmäßig einen guten Tag antun und ausrasten von den Beschwerden der Woche. Daß man den Schreiber dieser Nachrichten lange Zeit für inspiriert hielt, mag ein Beweis sein, wie fest in der Jugend eingesogene Ideen ankleben. Wenn auch der gute Mann kein Philosoph war, so war er doch ein desto besserer Dichter. Nicht als ob ich das berühmte: Es werde Licht! so sehr bewunderte. Jeder Wilde würde sich über dieselbe Sache ebenso ausdrücken, es ist weiter nichts, als die Sache mit so wenigen Worten gesagt, als möglich; aber die Geschichte der beiden ersten Menschen hat in der Tat sehr viel Poetisches.

Die Jahrhunderte der Kreuzzüge.

Im Gang der Zeiten ist kein Stückwerk; ununterbrochen, ein ganzes Gewebe läuft er in verschiedenen Formen und Schattierungen seit den ersten Uranfängen fort, und die Fäden, mit denen eine launenhafte Gegenwart spielt, sind dieselben, die sich durch die Begebenheiten einer einfachen Vorwelt schlingen.

Die gewöhnliche Art, die Geschichte zu studieren, kann nicht leichter sein, aber leider ist sie so unfruchtbar, als sie leicht ist. Nachdem man die Märchen und Rodomontaden der Griechen und Römer durchgearbeitet und tiefsinnig ausgeforscht, wie das Pferd Caligulas geheißen und ob der Stein, der den König Pyrrhus getötet, ein Ziegel oder Bruchstein gewesen; geht man, wenn's ja hoch kömmt, zur neuesten Geschichte über, fängt etwa mit Karl V. an und sucht dem erliegenden Gehirne denselben Brei von Namen und Schlachten einzustopfen, den es schon in der Geschichte jener alten Gaunerstaaten bis zur Überfüllung geschluckt hatte. So wird die herrlichste der Wissenschaften, beinahe möchte ich sie einen Inbegriff aller übrigen nennen, zum Handwerk oder vielmehr Gedächtniswerk herabgewürdigt, so treibt der Mensch ihren lebendigen Geist aus, um seiner eigenen Geistlosigkeit eine entsprechende Nahrung zu gewähren.

Nun denn, das Tun des Menschen in seiner Verkehrtheit ist aus Stücken zusammengesetzt, die Welt ist ganz. Willst du das neunzehnte Jahrhundert kennen, so lerne es in der Geschichte des zwölften. Was da ist, wissen, ist nicht schwer, auch der Verstand des Pöbels reicht dazu hin; aber erkennen, warum es ist, das ist nur wenigen aufgespart. Wenn auch Roms und Athens Schicksale keinen unbedeutenden Einfluß auf unseren jetzigen Zustand hatten, so kann uns die Kenntnis derselben doch nur geringen Aufschluß über die gegenwärtige Lage der Dinge geben, denn von ihnen ganz verschiedene Völker, Sitten und Gesinnungen haben sich der Länder und Throne bemächtigt, ihr Wissen ward aus dem verschlingenden Strom der Zeiten zum Teil gerettet; ihre Weise zu leben und zu handeln ist mit ihnen untergegangen. Nicht aus Roms zierlicher Feinheit, aus germanischer Barbarei hat sich unser Zustand entwickelt. Die alte Geschichte kann uns zwar einen Überblick im großen gewähren, genauere Details liefert nur das Mittelalter.

Dieser letztere Zeitraum ist es, der den Schlüssel zu den Rätseln kaum entschwundener Jahre, schon geschehener Umwälzungen und solcher, die noch die Zukunft verschleiert, darbietet. Was jetzt ist, was jetzt in herrlicher Vollendung dasteht, hat sich aus dem wilden Chaos jener dunkeln Jahrhunderte entwickelt, wie die Pflanze aus der Fäulnis des Samenkornes keimt.

Der edle Geschmack, durch den Flitterstaat Roms und Athens verwöhnt, verschmäht es, aus jenen Zeiten der verfeinertsten Verfeinerung auf einmal sich in ein rohes Zeitalter unter Völker, die er als die Zerstörer jenes getäumten Utopia ansieht, zu versetzen, das Ohr an den Wohlklang griechischer Silben gewohnt, mit dem barbarischen Latein unzierlicher Mönche zu quälen. Arme Schwächlinge! Des Menschen Größe besteht weder im Wissen, noch im Sprechen, sondern im Handeln, und weh dem Elenden, den diese letzte Größe nicht erhebt, begeistert, in welchem Gewande er sie immer trifft. Man ist gewohnt, jene rohen Naturmenschen aus den Wäldern Germaniens als Zerstörer aller Ordnung zu verabscheuen, da doch eben sie es waren, die, zwar nicht die römische, aber doch die Weltordnung erhielten und erneuerten. Wenn schwere Dünste die Luft schwängern und die Menschen darniederdrücken, die Seuche ihr Gift aushaucht, da brausen plötzlich Sturmwinde daher, entwurzeln morsche Eichen, empören die Wasser gegen ihre Ufer; Paläste und Hütten, Kirchen und Scheuern zertrümmert die stürmende Gewalt, und ringsumher ist Verwüstung. Da jammert der schwache Sterbliche, klagt murrend den Himmel an, indes der Weise den Lenker der Natur segnet, der selbst, wenn er zerstört, im Grunde nur baut, wenn er zu fluchen scheint,

segnet, und froh hebt er in der gereinigten Luft gesunde Hände dankend zum Himmel empor.

Eine ähnliche Erscheinung sind jene Barbaren in der moralischen Welt. Roms Verderbtheit, Roms Erbärmlichkeit, Roms Despotismus hatte einen verderblichen Nebel über die Erde verbreitet; es mußte fallen, wenn die Menschheit bestehen sollte. Das war die heilsame Wirkung jener Völkerstürme. Auf diese Art hat die ewige Ordnung sich immer wirksam gezeigt; Rom hatte nicht die erste dies Los erfahren, Assyrien, Medien, Persien waren ihm vorangegangen. So war es, so ist es, so wird es sein, und jedes neue Rom wird die Wahrheit dieses Wortes einst mit Schrecken erfahren.

Lange blieben diese Horden, was sie gewesen, eine rohe, ungeformte Masse, der es aber keineswegs an Bildsamkeit fehlte. Der Keim alles Großen und Edlen zeigt sich in ihren Taten, aber entstellt von den Umhüllungen einer großen Barbarei. Nur in Wechselwirkung mit sich, ohne Verbindung mit der übrigen Welt, lag der eiserne Koloß im Dunkel da, bis er, spät erst, mit einem fremdartigen Körper zusammenstieß, und sieh da! Funken blitzten, Funken, die zwar wohl manchmal den Unvorsichtigen brannten (doch wer kann dafür, daß der Dummkopf sich an einer Flamme verbrennt, die den Klugen erwärmt), Funken, die trüben Nachtvögeln einen Weltbrand zu drohen schienen, denen wir aber nichtsdestoweniger Kunst und Wissenschaft, Bildung und alles, was das Leben angenehm und schön macht, verdanken. Mit einem Worte: es entstanden die Kreuzzüge.

Dieses ist die wichtige Epoche, mit der das Leben unserer Kultur begann; zu der Zeit fing man zuerst an, die Fesseln, die Aberwitz und Dummheit der Welt aufgelegt hatten, zu fühlen; damals ward man zuerst mit den Erzeugnissen der Kunst, die im Orient, wenn auch nur matt, fortlebte, bekannt, von hier aus ward diese Himmelspflanze in die nebelvollen, rauhen Gegenden der westlichen Länder versetzt; hier lernte man zuerst ahnden, obgleich die Einsicht erst späteren Zeiten aufbewahrt war, daß ein Nichtchrist doch auch wohl ein Mensch wäre; damals fing Aristoteles an, mit den Spitzfindigkeiten der Dialektik in die Schranken zu treten; hier fing, im Konflikte mit Saladin, der Krieg an, eine Kunst zu werden, der vorher nur Menschenwürgerei gewesen war; und von dort aus verdrängte die Medizin eine mörderische Quacksalberei. Man riet einzelnen Menschen auf Reisen zu gehen, um sich zu bilden; hier taten es einmal ganze Nationen, und in der Tat mögen gleich die Zeitgenossen die nächsten Folgen davon schon empfunden haben, die Nachwelt hat ihre Bildung doch größtenteils diesen abenteuerlichen Zügen zu verdanken.

Wer dabei am übelsten wegkam, war der heilige Stuhl. Man hat Gregor VII. die erste Idee der Kreuzzüge zugeschrieben, aber entweder diese Sage, oder die Sage von der großen Klugheit und tiefen Politik dieses in seiner Art einzigen Mannes ist falsch. Er wollte die Hierarchie befestigen, die Kreuzzüge haben sie bis ins Innerste erschüttert! Auch eine Erfindung Urbans II. scheinen sie nicht zu sein. Sein Geist war wohl nicht groß genug, um einen solchen Riesenplan zu fassen, der, von ihm selbst entworfen, lächerlich wäre; denn er, der die Gesinnung aller damaligen Herrscher kannte, konnte sich von keinem derselben Unterstützung für seinen Plan versprechen: denn weder Heinrich IV. von Deutschland, noch Heinrich I. von England waren wegen ihrer Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl berühmt, Spanien war mit den Kreuzzügen in seinem eigenen Innern zu sehr beschäftigt, Philipp von Frankreich, wenn er auch gleich den besten Willen gehabt hätte, konnte sein Land, das seine übermächtigen normännischen Vasallen bedrohten, nicht verlassen oder Hilfe leisten, da es ihm selber an Hilfe gebrach, die Italiener trachteten nur dem Kaiser die Spitze zu bieten, der Herzog von Apulien ward durch Ungarn und Venezianer in Schach gehalten, höchstens von dem staatsklugen Dogen der letzteren, Vital Michieli, hätte er aus politischen Gründen Hilfe hoffen können.

Der Plan zu dieser Unternehmung war wahrscheinlich in der Seele des Patriarchen Simon von Jerusalem erzeugt, der, wie der Schiffbrüchige nach einem Brett, verzweifelnd nach dieser Idee griff, so gewagt sie auch scheinen mochte. Der Papst, zu kurzsichtig, die entfernteren Folgen zu berechnen, des augenblicklichen Vorteils gedenkend, willigte in einen Plan, der, so ungewiß auch sein Gelingen war, ihm nur nützen und nie schaden zu können schien. Übrigens hütete Urban sich wohl, an der Sache offenen Teil zu nehmen, bis er durch den Unterhändler des Ganzen, Peter, den Einsiedler, von der unerwarteten guten Stimmung der Welt für dasselbe Nachricht bekommen hatte.

Was niemand vermuten konnte, geschah. Die Blödsichtigkeit, die Raubsucht, die Begierde nach Abenteuern jener Zeiten waren wirklich zu einer solchen Höhe gestiegen, daß trotz der Stimme der Vernunft, die ein solches Unternehmen für Raserei erklärte, sich dennoch ein Schwarm von Menschen fand, der auf das Wort des Papstes brannte, ewige Belohnung in jener Welt und die geträumten Schätze des Orients, des Eldorado der damaligen Zeit, zu erobern. Zum Unglück für die Unternehmung waren die Throne gerade damals von Köpfen besetzt, wie die beiden Heinriche von Deutschland und England waren, und Gesindel und fanatische Abenteurer fanden sich bei dem Zuge ein. Wer ihre Gesinnungen kennen will, mag die Beschreibung davon im Guillelmus Tyrius lesen, der das ganze Zeitalter und diese heiligen Krieger besonders mit den schwärzesten Farben malt. Videbatur mundus declinasse ad vesperam, sagt er, et filii nominis adventus secundus fore vicinior. — Causa sufficiens putabatur ut ad carceres quis traheretur quod aliquid

habere crederent. Effringebatur hunc sanctuarium, usibus adiuncta coelestibus rapiebantur utensilia. Zuletzt setzt er noch hinzu: Nec clerus a populo vita nobiliore differebat. Ebenso erbaulich ist die Zeichnung des Kreuzheeres. Wenn er nämlich von den Gründen, um derentwillen die meisten den Zug unternahmen, spricht, sagt er: quidam ne amicos dessererent, quidam ne desides haberentur, quidam sola levitatis causa, aut ut suos creditores declinantes eluderent. Die Könige sahen dem Unfuge schweigend zu, denn wer hätte damals es wagen dürfen, nur dagegen zu sprechen; zum Teil waren sie wohl froh, ihre unruhigen Köpfe auf so gute Art los zu werden, und so lange Heinrich IV. und V. in Deutschland, Wilhelms des Eroberers Söhne, samt Heinrich II., dem größten seiner Könige, in England regierten, nahm kein Staat selbst Anteil an dieser Unternehmung, man müßte denn den romanhaften Robert von der Normandie, der Abenteuer suchte, wo er sie immer fand, hierher rechnen. Der Kreuzzug der Venezianer geschah ohnehin aus sehr weltlichen Absichten.

Die Stimmung des Kreuzheeres offenbart sich nur zu bald, das Jammergeschrei der kölnischen und mainzischen Juden, die rauchenden Trümmer von Ungarns geplünderten Städten zeugen laut für die Göttlichkeit ihres Berufs. Die verhöhnte Menschheit ward früh genug an diesen Mordbrennern gerächt; fast alle fielen unter dem Schwerte der Bulgaren und Ungarn.

Ein anderer Hause, an Raubsucht dem andern gleich, doch gezügelt durch das Ansehen kriegserfahrener Fürsten, die solche Greuelszenen verhüteten; aus Furcht vor der Rache, nicht aus Rechtlichkeit; denn dieselben Heerführer, die den gemeinen Mann straften, wenn er, von Hunger getrieben, ein Lamm gestohlen hatte, verstanden ihren Vorteil gut genug der heiligen Sache anzuschmiegen, als sie das vom ganzen Heere eroberte Nicäa, zur großen Unzufriedenheit des gemeinen Mannes, an den griechischen Kaiser verkauften.

Die Türken, der neueren Art zu fechten ungewohnt, wurden überall geschlagen, obgleich ihre unausgesetzten Anfälle das Heer nicht wenig schwächten, und endlich erobert Gottfried mit dem kleinen Reste des einst ungeheuren Heeres das Ziel der Wünsche aller, die heilige Stadt, und er selbst besteigt auf Leichen den blutbespritzten Thron, den der ritterliche Herzog von der Normandie ausgeschlagen. Dies letztere will man auch vom Grafen von Toulouse behaupten, aber man muß den Charakter dieses Mannes nicht kennen, wenn man glaubt, daß das Heer ihm je die Krone angetragen, oder, wenn es ja geschah, er sie zurückgewiesen habe.

Hätte Ovid in unseren Tagen geschrieben, er würde die Wohnung des Neides und der Verleumdung nicht nach Cimmerien, sondern an den Hof von Jerusalem verlegt haben, ungezügelter, öffentlicher herrschten diese Ungeheuer nirgends, selbst am Kaiserhofe zu Konstantinopel nicht, und das will viel sagen.

Dieser neue Staat wäre ebenso schnell zugrunde gegangen, als er entstand, weniger durch die Waffen der Sarazenen, als durch die Verräterei der christlichen Fürsten in Palästina, hätte nicht der Zufall einige Herrscher auf Europas Thron gesetzt, die entweder aus schwachsinniger Frömmigkeit, aus Durst nach Rittertaten, oder durch den Drang der Umstände genötigt, das nunmehr schwierig gewordene Abenteuer bestanden hätten.

Übelverstandene Religiösität verleitete den sonst staatsklugen Ludwig, den Jüngeren, gegen den Rat seiner Getreuen, sich diesen Zügen anzuschließen. Ohne etwas ausgerichtet zu haben, kaum dem Tode durch Christenhand entrinnend, mit Schande bedeckt, kehrte er aus Palästina zurück. Noch vor ihm Kaiser Konrad, zu stolz, der erste Höfling des französischen Königs zu sein, nachdem seine Armee teils gefallen, teils klüger als er, vor ihm nach Hause gezogen war.

Politischer als diese beiden betrug sich der . . . Verteidiger seiner königlichen Rechte gegen die Angriffe des Klerus, der Errichter der Konstitution von Clarendon, der große Heinrich II. von England. Was er baute, zerstörte sein unkluger, grausamer Sohn Richard. Nichts kann jene rohe Epoche besser charakterisieren, als daß dieser König Löwenherz in jedem Sinne des Wortes, als der erste Fürst seiner Zeit geachtet wurde. Er entvölkerte sein Land, stürzte es in Armut und Elend, brachte der königlichen Gewalt den Todesstoß bei, um seiner Eitelkeit in Palästina ein Fest zu geben. Ihm folgte der König von Frankreich, Philipp, größer als sein Nebenbuhler, aber doch nicht groß genug, um sich über den Geist der Zeit zu erheben und mit gleichgültigen Augen einen schimbaren Ruhm anzusehen, der Richards im heiligen Lande wartete.

Überhaupt entschied dieser Zeitraum das Schicksal der königlichen Macht in beiden Reichen auf immer. In Frankreich war die Pairschaft Herr, und der König, Erster unter Gleichen, hatte kaum mehr als die äußeren Zeichen der Königswürde. Anders war es in England. Von dem Eroberer des Landes nur um wenige Generationen entfernt, besaß Richard noch ungeteilt die Macht, die jener bei der allgemeinen Unterjochung sich vorbehalten hatte.

Er selbst regierte, ein Herr unter Dienern. Daraus ergibt sich ein wichtiger Unterschied. Mit jedem gefallenen Vasallen verlor der König von Frankreich einen Feind, der König von England einen Freund.

Überdies lösten in Frankreich die Beamten des Königs die Güter, welche die Sucht, dem Kreuzzuge zu folgen, wohlfeil verkaufte, häufig ein; ein Fremdling in allem, was Staatskunst heißt, ließ Richard Klöster und daheim gebliebene Vasallen sich durch den Ankauf vergrößern, zu dem ihm ohnehin das leichtsinnig verspliterte Geld fehlte.

Lieber plünderte er arbeitsame Untertanen und verkaufte die Staatsämter, ein Verfahren, daß seine Nachfolger teuer büßen mußten. Von der Zeit an hat sich das königliche Ansehen in England nicht mehr erholt. Unter Richards Bruder Johann brach das durch jenen herbeigezogene Ungewitter aus: die magna charta entstand, anfangs durch das Talent fähiger Könige erschüttert, aber seit sie Karl I. mit seinem Blute besiegelt, fest, und den Bemühungen von ganz Europa trotzend.

Dadurch gewann nun Frankreich Zeit, seine Verfassung, die sich lange erhalten hat, aus sich selbst zu bilden. Aus den Schattenkönigen, von ihren Vasallen tyrannisiert, wuchsen seine Fürsten zu dem mächtigsten Herrscher von Europa empor. Der Charakter des Franzosen bewährte sich auch hier: leichtsinnig, vorurteilsvoll, nach dem Neuen strebend, verließen die mächtigsten Vasallen ihr Land, um sich im Ringen nach fernen, erträumten Königreichen Tod oder Armut zu holen, indes der kalt egoistische Engländer sich wenig um Güter bekümmerte, die er nur, sein angebetetes Vaterland verlassend, erwerben konnte. Nur Ergebenheit gegen ihren König, den sie liebten, weil er denn doch auch ein Engländer war, konnte sie bewegen, ein so gewagtes Spiel zu spielen. Aber keiner wagte einen so hohen Einsatz, als ihre leichten Nachbarn. Statt wie jene ihre heimischen Güter zu verkaufen, ließen sie sich noch ihre Bereitwilligkeit von den Richarden teuer bezahlen.

In Deutschland geschah während der Zeit eine große Veränderung. Es bildete sich der Bürgerstand. Auf eine Zeit befreit von der Macht ihrer kleinen, desto gefährlicheren Tyrannen hatten die Bewohner des flachen Landes Muße, sich ihren Wirkungskreis zu erweitern. Städte gab es wohl schon seit den Zeiten der fränkischen Heinriche, aber unterdrückt von mächtigen Nachbarn, waren sie nur ein Teil der Macht ihres Herrn, erst jetzt fingen sie an, eine eigene Macht zu bilden, die oft ihren eigenen Tyrannen furchtbar wurde. Künste, Gewerbe, Handel, vorher durch die Furcht vor den Plackereien der Großen niedergedrückt, begannen sich zu erheben und die in der Folge entstandene Hansa bewies, wie weit Deutschland darin vorgerückt sei.

Überhaupt zeigte sich zu der Zeit die erste Spur von Welthandel. Europas Handel war bisher wenig mehr als ein Austausch der Produkte zwischen benachbarten Ländern gewesen, und trotz des Verhältnisses der Venezianer mit dem griechischen Hofe, scheinen selbst diese bis jetzt keinen Handel dahin getrieben zu haben. Denn wenn die Fürsten des ersten Kreuzzuges Geschenke vom griechischen Kaiser erhalten, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, es seien darunter Dinge gewesen „qualia prius non viderunt et quae ipsis stuporem mentis inferrent, nostrarum rerum modum ut dignitatem incidentia“.

Jene Franken also, die doch nicht unbedeutende Fürsten waren und als Vasallen den glänzendsten Hoffesten beigewohnt hatten, hatten dergleichen noch nie gesehen. Ein Beweis der geringen Ausdehnung des damaligen Verkehrs. Erst mit den Zeiten der Kreuzzüge fingen die klugen Venezianer an, die Möglichkeit einer solchen Unternehmung einzusehen, und wenn ja früher etwa ein einzelner Kaufmann das Wagstück unternommen hatte, nach dem Orient zu handeln, so ward es nun Sache eines mächtigen Staates, und gedieh mit reißender Schnelligkeit. Genuesen und Pisaner wetteiferten hierin mit Venedig, das seine Eifersucht so wenig verhehlte, daß sein Doge Vital Michieli auf dem ersten Kreuzzuge im Archipelagus eine aus gleich gottseligen Absichten dahin gekommene genuesische Flotte zerstörte. Die Absicht dieser italienischen Handelsstaaten zeigte sich in der Folge noch deutlicher, als sie in Palästina sich heftiger als die Sarazenen verfolgten. Als König Balduin Tyrus angreifen will, kann er den Dogen Dominiko Michieli nur durch die glänzendsten Handelsvorteile zur Mitwirkung bewegen. Überhaupt ward durch die Kreuzzüge der erste Schritt zu einer Verbindung der Welt zu einem Körper gemacht, da sie bisher aus so vielen einzelnen, isolierten Ganzen, als Weltteilen, bestanden hatte. Ein Schritt, dessen ungeheuere Folgen nicht zu berechnen sind.

Dieser ganze Krieg wurde mit bei weitem geringerem Erfolge geführt, als man von der bekannten Tapferkeit der Franken hätte glauben sollen. Der Grund von dieser Erscheinung lag in dem Talente der beiderseitigen Heerführer, nebst der Art zu streiten beider Völker. Der Franke war nur im Zweikampfe furchtbar. Ein ungelenksamer Koloß, auf einem ebenso schwerfälligen Streitrosse, warf er durch die Schwere des Stoßes alles, was sich ihm entgegensetzte, danieder; doch der Feind, der seinem ersten Anfalle auswich und durch leichte Wendungen Rücken und Flanke zu gewinnen suchte, war ihm unüberwindlich. Überhaupt gab es unter den Franken keine Schlacht, jede derselben war nichts als ein ins Tausendfache vervielfältigter Zweikampf. Der Heerführer, den nichts mehr mit Ehre bedecken konnte, als wenn er eine große Anzahl Feinde vom Pferde geworfen hatte, wetteiferte um diesen Ruhm mit dem gemeinsten Reiter und überließ es jedem einzelnen, für sich selbst so gut zu sorgen, als er konnte; je größer seine unbesonnene Tollkühnheit, desto größer sein Ruhm. Die Geschichte der Kreuzzüge ist mit derlei Großtaten bis zum Übermaße angefüllt. Mit einem Worte: die Christen hatten gute Soldaten, aber schlechte Feldherren. Anders war das bei den Sarazenen. Hier verbesserten talentvolle Feldherren, was ihre schlechten Truppen versahen; und die Erfahrung aller Zeiten, daß die Hände vom Kopfe besiegt werden, bewährte sich auch hier. Nicht selten ward das Kreuzheer Sieger beim ersten Angriffe, indem es sich, alle Disziplin und Ordnung

scheuend, seiner Plünderungssucht überließ, in den Armen des Sieges von den tätigen Heerführern der Sarazenen geschlagen. Fähige Köpfe im Christenheere sahen das bald ein, und nachdem man gegen hundert Jahre geschlachtet hatte, fing man endlich an, Krieg zu führen. In Palästina bildete sich Johann von Brienne zum ersten Feldherrn seiner Zeit. Kurz, eine Kriegskunst entstand, die in der Folge Spanier und Franzosen ausbildeten. Eduard von England gewann die Schlacht bei Azincourt vielleicht nur durch den Gebrauch der Pfeile im Treffen, eine Sache, die den Franken vor dem heiligen Kriege beinahe unbekannt war.

Ob der lange Umgang mit den wissenschaftlich gebildeten Sarazenen ohne Folge für den Geist der fränkischen Wilden blieb, mag uns der Zustand der Wissenschaften vor und nach dem Kreuzzuge, die Fortschritte der Aufklärung nach demselben und zum Teil selbst das traurige Schicksal des Tempelordens, bei dem freilich wohl der gute Same auf schlechtem Boden gefallen sein mochte, der Eifer, mit dem sich Männer von Kopf damals bei sarazenischen Lehrern, die auf christlichen Schulen angestellt waren, auf die arabische Sprache verlegten, beweisen. — Die Achtung, in der sarazenische Gelehrte bei den beiden großen schwäbischen Friedrichen standen, bürgt nicht wenig dafür.

Hätte aber auch diese Unternehmung keine anderen günstigen Folgen gehabt, als daß sie die geisttötende Hierarchie Gregor VII. zerstörte, wer könnte es wagen, die Frage aufzustellen, ob die Kreuzzüge mehr genützt oder mehr geschadet haben. Gerade das, was erfunden ward, diese Gewalt zu erheben, stürzte sie auf immerdar, oder verwies sie vielmehr in die gebührenden Schranken, die sie seit der Zeit nie mehr so auffallend durchbrachen. Der Enthusiasmus, der über ein Jahrhundert lang die Welt für jene abenteuerlichen Züge begeistert hatte, konnte, wie der Enthusiasmus überhaupt, nicht der abkühlenden Kraft der Zeit widerstehen. Es gab keine Familie, die nicht unter den im Orient Gefallenen einen Angehörigen oder Freund beweinte, und mit all dem Aufwande von Blut war nichts gewonnen; denn durch die Schwäche und Treulosigkeit der christlichen Fürsten in Palästina ging zuletzt alles, was man dort besessen, verloren. Nach der übereinstimmenden Erzählung aller Zurückkehrenden hatten sie statt der gehofften orientalischen Schätze nichts als Wunden und pestartige Krankheiten geholt, die Gärung in Europas Innern, die ihren unflätigen Schaum gern an jene entfernte Küste spritzte, hatte sich größtenteils nach Absonderung des Unrats gelegt, und — wie jedem Toren, der fühlen muß, um zu begreifen — der getäuschten Welt gingen die Augen auf. Der heilige Stuhl, der unpolitisch genug, diese Krise übersah, ließ in seinem Eifer für die heiligen Kriege nicht nach und heilte dadurch das Volk der Laien vollends von ihrer stumpfsinnigen Blindheit. Kurz, man fing an, das System des römischen Hofes einzusehen. Was das für Folgen haben konnte, begreift wohl jedermann. Was es für Folgen wirklich hatte, zeigt das Betragen Philipp des Schönen von Frankreich gegen Bonifaz VII. und Clemens V., und die Unwirksamkeit der päpstlichen Bannflüche, die sich seither selten gemacht haben.

Kurz, Europa ist damals mündig geworden und, wenngleich die ersten Handlungen seiner Großjährigkeit nicht die glänzendsten Beweise der Rätlichkeit dieses Schrittes waren, wenn es auch jetzt noch, einem unerfahrenen Jünglinge nach der Endigung der Vormundschaft gleich, die Schätze seiner Kraft entweder verschwendet oder unbenützt liegen läßt, so wollen wir doch von der Zukunft das übrige erwarten und in Hoffnung derselben uns des schwachen Lichtes freuen, das dem Menschengeschlechte aus dem Chaos jener nebelvollen Macht angebrochen.

Kaiser Karl V.

Wie Kaiser Joseph Friedrich II. nachahmte oder vielmehr nacheiferte, so tat es zum Teil Karl V. gegenüber von Franz I. Er hätte gar zu gern als Mensch und Held gegolten, aber seine Stellung ließ es nicht zu. Daher seine Ausforderung an den ritterlichen König, seine beinahe allzu unvorsichtige Reise durch Frankreich und sein Aufenthalt am Hofe des Beleidigten; daher sein Zug nach Tunis. Diese Uneinigkeit mit sich selbst, diese, freilich nach einer Seite hin, sehr überwiegende Doppelseitigkeit, rieb ihn so ganz auf, als zuletzt die Pläne seiner Größe, der er seine Persönlichkeit zum Opfer gebracht hatte, durch Moritzens von Sachsen Abfall, zernichtet wurden. Napoleon wäre in kein Kloster gegangen, wenigstens nicht in einer Lage, die so schlimm war, als die Karls bei seiner Abdankung. Ich begreife nicht, wie man seinen letzten Schritt, ohne eine gewisse Tiefe des Gemüts vorauszusetzen, erklären kann; und doch leugnet man ihm diese gewöhnlich ab.

Das Benehmen Karls V. unmittelbar vor und nach dem Passauer Vertrage ist mir so unbegreiflich nicht, als es manchen zu sein scheint. Seine Lieblingsidee war, ohne Zweifel, die Kaiserkrone auf seinen Sohn Philipp und seine Linie überzutragen. Deshalb vor allem suchte er das Reich zu beruhigen, und die protestantischen Fürsten entweder unschädlich zu machen, oder bei so guter Laune zu erhalten als möglich. Hätte er nicht eine Gewährung von ihrer Seite (Ernennung seines Sohnes zum römischen König) von ihnen erwartet, er würde den Sieg bei Mühldorf gewalttätiger benützt haben, als er wirklich tat. Moritzens Doppelzüngigkeit entging dem schlauen Mann gewiß nicht; er wollte aber nur nicht das Licht an beiden Enden an-

zünden und hoffte wohl Moritzen so lange hinzuhalten, bis seine zweite Herzensangelegenheit: die Reformation der katholischen Kirche, die er von dem Trienter Konzilium erwartete, und welche die Abneigung der Protestanten gegen Vereinigung der beiden Religionen und eine katholische Regentendynastie brechen sollte, vorher zustande bringen, eh' er sich gegen jenen neuen Feind wandte, von dessen zaudernder Verstellung er vielleicht noch sogar gute Dienste im Kurfürstenrat zur Erwählung Philipps zum römischen Könige hoffte. Die Weigerung seines Bruders Ferdinand, jene Krone abzutreten, und das frühe Losbrechen Moritzens machten seine Pläne hinsichtlich der römischen Königswürde scheitern. Von nun an lag ihm am Reiche nichts mehr, und da zu gleicher Zeit Heinrich von Frankreich sich tätig in die Sache mischte, trat Karl nur noch als König von Spanien auf. Als solcher mußte er vor allem das Umsichgreifen der Franzosen zurückweisen und daher schloß er den Passauer Vertrag, ließ die deutschen Sachen gehen wie sie mochten, opferte die Zukunft des Deutschen Reiches für eine ruhige Gegenwart, für die Zukunft Spaniens auf, und suchte den erneuerten guten Willen der deutschen Fürsten nur gegen Frankreich zu nützen. Er marschierte auf Metz.

Eines der schimpflichsten Dinge, die Karl zu diesem letzteren Zwecke tat, war wohl sein Vergleich mit dem räuberischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg, in welchem er jene Verträge bestätigte, die dieser den Bischöfen von Würzburg und Bamberg durch die Gewalt der Waffen abgedrungen hatte. Als das Kammergericht, dieser Bestätigung entgegen, die Partei der Bischöfe nahm, mußte Karl dem Markgrafen selbst die Unmöglichkeit gestehen, sein Wort zu halten. Wahrscheinlich hat er auch mit jenem Vergleiche nichts gewollt, als durch den Markgrafen seine Widersacher im Reiche beschäftigen. Unwürdig!

Die oben geäußerte Ansicht von den Ursachen der Veränderung in dem Betragen Karls nach dem Passauer Vertrag erhält auch dadurch eine Bestätigung, daß er von dieser Zeit an sich um den Religionsfrieden in Deutschland eigentlich gar nicht mehr kümmerte, und — er, der auf allen andern Reichstagen der erste und letzte war — auf dem Reichstage zu Augsburg, der jenen endlichen Frieden zustande bringen sollte, nicht mehr erschien, sondern seinem Bruder Ferdinand die ganze Sache überließ.

Wenn man nachforscht, wer die erste Veranlassung zur kirchlichen Spaltung in Deutschland gegeben hat, so war es Karls V. Bruder Ferdinand mit den Herzogen von Bayern und einigen Bischöfen, welche auf Antrieb des Kardinal Campeggio zu Regensburg Anno 1524 eine Verordnung gegen die neue Lehre ergehen ließen, statt daß sie auf die Maßregeln des ganzen Reiches gewartet und indes jeder für sich in seinem Lande das ihm dienlich Scheinende veranlaßt hätten, oder vielmehr die unbedeutenden Reformationen des Papstes annahmen, die der Reichstag verworfen hatte, der auf Grundverbesserungen und ein zu dem Ende abzuhaltendes Konzilium drang.

Napoleon I.

Napoleon, in der Schilderung, die er dem Direktorium von den Generalen seiner Armee macht (Oeuvres I, 58), vergißt bei Aufzählung ihrer Eigenschaften nicht, beizusetzen, ob sie in ihren Unternehmungen glücklich seien, oder nicht.

Fürchterlich ist schon bei seinem ersten Auftreten die Art, wie Napoleon überall nichts sieht, als seine Ideen, und bereit ist, ihnen alles aufzuopfern. Er ist nicht grausam von Natur, kann hart, und doch begeht er Härten und Grausamkeiten, wenn die Ausführung seiner Pläne es erfordert. Gewiß hat er sich aber aus keiner derselben jemals ein Gewissen gemacht, denn seine Gedanken, immer nur auf die Hauptsache gerichtet, ließen ihm die Nebensachen mit ihrer Rechtlichkeit oder Unrechtlichkeit gar nicht in die Augen fallen. Er ist gewiß ruhig gestorben.

Was war es denn, was Napoleon zu all seinen ungeheuren Unternehmungen antrieb? — Frankreich, die Welt zu beglücken? Daran hat er wohl nie so eigentlich gedacht. — Nachruhm? Er hat wohl nicht fest genug an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, als daß die Unsterblichkeit des Namens ein so gewaltiges Motiv für ihn sein konnte. — Was also denn? Das Bedürfnis seines unablässig bewegten Geistes nach immer neuen, nach immer stärkeren Reizmitteln. Es fehlte ihm die Fähigkeit, zu genießen, darum mußte er immer handeln, wenn er sich nicht selbst verzehren wollte.

Wie der Branntweinsäufer zuletzt Scheidewasser trinken muß, um nur einen Reiz auf der Zunge zu fühlen, so gingen seine Unternehmungen immer mehr ins Kolossale, bis sie sich im Schrankenlosen verloren. Nicht Ehrsucht war der Hebel, sondern Tatendurst.

Was mag er vom Übersinnlichen gedacht haben? Über das Ganze im Zusammenhang dachte er vielleicht gar nicht. Einzelne Erscheinungen erklärte er, wie überhaupt die Phantasie pflegt, außer dem Zusammenhange aus sich selbst, immer mit Außerachtlassung eines höchsten, letzten Grundes, den nächsten ins Auge fassend. So glaubte er an eine Vorherbestimmung und an ein Glück. Das war von jeher die Weise der Tätigen.

Was nicht auf den Körper und die Denkkraft sich bezieht, bezeichnet er mit dem Beiwort: morale; in diesen weiten Bezirk gehört der Mut nicht weniger, als das Ehrgefühl und die Rechtlichkeit. Napoleon hatte Lieblingsausdrücke, im Jahr 1796 war es das Adjektiv moral.

Madame Abrantes bestreitet jene Hesitation, jenes Versagen der Rede und des Entschlusses, das Bourrienne und andere am 18. Brumaire im Saale der Fünfhundert von Napoleon aussprachen. Dagegen läßt sie ihn, da er die Truppen mit einer Anrede begeistern will, dabei keinen Augenblick stille stehen und immer im Zickzack herumgehen, aus Besorgnis vor einem Pistolenschuß. Letzteres ist viel unwahrscheinlicher und mit Napoleons sonstigem Charakter unvereinbarlicher als ersteres. Er hat aber bei großen Unglücksfällen öfter (namentlich bei beiden Abdankungen, beim Rückzug aus Rußland), obgleich immer nur für kurze Zeit, ein Hinter-sich-selbst-zurückbleiben gezeigt, das merkwürdig genug ist. Napoleon wußte den Erfolg zu erschaffen, er hatte ihn aber zugleich notwendig, um der zu sein, der er war. Der Hintergrund seines Wesens, bei aller Verstandesschärfe, war eine riesenhafte Phantasie, die seinen sämtlichen Fakultäten jene alles mit sich reißende Gewalt gab. Wenn diese vis motrix durch ein starkes Desappointement außer Wirksamkeit gesetzt wurde, brauchte er immer einige Zeit sich wieder zu steigern. Er war, trotz seiner scheinbaren Kälte, der Mann des Enthusiasmus, und ein roter Faden von erhabenem Wahnsinn geht durch alle seine Pläne.

Madame Abrantes beschuldigt Las Cases der Unwahrhaftigkeit, weil er Napoleon im Memorial jene halblächerliche komnenische Abstammung ihrer Familie bezweifeln läßt, von der er doch überzeugt gewesen sein soll. Sie tut Las Cases unrecht. Denn wie Napoleon im Spiele betrog und die Eigennamen durch Verstümmelung sich mundgerecht machte, so sprach er auch mitunter die Unwahrheit, um durch Weglassung oder Hinzufügung ein Ereignis für seinen klassifizierenden Geist so geläufig zu machen als einen Eigennamen für seinen Mund. Davon sind hundert Spuren in seiner Konversation auf St. Helena. Er wußte zuletzt selbst nicht mehr, was er auf solche Art zu den Ereignissen und Verhältnissen rein hinzugedichtet.

Ich freue mich, daß Madame Abrantes diese mir widerliche femme galante, diese Kaiserin Josephine, in demselben Lichte sieht, in dem sie immer erschienen ist . . .

Zugleich der Wahnsinn Alexanders und die berechnende Klugheit Cäsars war in diesem Mann! Er war der verständigste Wahnsinnige, der je gelebt hat.

Robespierre.

In Robespierre ist etwas, das selten vorkommt, dafür aber auch furchtbar ist, wie nichts Zweites: die Exaltation eines kalten Gemütes. Thiers findet den Schlüssel zu seinem Charakter im Neide. Ich glaube, er hat seine Gegner mehr verachtet, als beneidet. Er war der Pedant der Revolution. Er hielt sich allein für klug, weil kein Gefühl Zutritt in seinem Innern hatte. Wenn er Diktator sein wollte, so geschah es, weil er sonst niemanden dazu fähig glaubte, und hat er später mit den Feinden Frankreichs oder den Bourbons unterhandelt, so war gewiß weniger Eigennutz die Ursache, als Geringschätzung.

Lafayette.

Mémoires de Lafayette, tom. I. Wie kindisch, wie eitel, aber auch wie naiv-gutmütig ist all das Gewäsch, das er dem General Washington schreibt. Wer kann glauben, daß die Auszeichnung, die Lafayetten von letzterem zuteil ward, außer der Neigung zu jener Gutmütigkeit, etwas anderes war als eine Lockspeise für die französische Regierung und dessen Volk? Wie er damals war, ist der Schreiber dieser Memoiren immer geblieben. Er starb als ein altes Kind, immer bereit und geschickt, sich an die Spitze einer jungen Bewegung zu setzen, aber auch immer von ihr ausgestoßen, sobald sie die Kinderschuhe vertreten und die Folgen sich an die Stelle der Ursachen gesetzt hatten.

Freiherr vom Stein.

Die deutschen Geschichtschreiber der Neuzeit sind sehr übel auf Thiers zu sprechen. Was Thiers als Mensch und Intrigant betrifft, mögen sie sehr recht haben. Ebenso, was seine Parteilichkeit für Frankreich und Napoleon angeht. Er hat treu dargestellt, aber lediglich aus französischen Quellen. Dafür hat er aber große Vorzüge. Er schreibt gut, ohne in Schönschreiberei zu verfallen. Er entwickelt mit der größten Bestimmtheit und Deutlichkeit. Endlich versteht er die öffentlichen Geschäfte. Er hat selbst in allen Fächern gearbeitet, ja die höchste Leitung des Staates geführt, indes die deutschen Tugendpolterer nur aus ihrer Studierstube und vom Katheder poltern.

Ein solcher Tugendpolterer war auch der Freiherr vom Stein, das Ideal dieser Herren. Zugegeben seine großen Verdienste als Minister des Innern für Preußens Wiedererweckung und Kräftigung, hat er sich doch, als Napoleons Macht durch die Elemente und die Überkraft der Waffen niedergerannt war, in bezug auf die neue Weltstellung als ein ziemlich unklarer Kopf gezeigt. Er wußte gar nicht mehr, ob er ein Russe, ein Preuße oder ein deutscher Standesherr war. Frankreich Provinzen zu entreißen, die für alle Zeit französisch geworden waren. Die Übermacht Frankreichs zu brechen und dafür auf Rußland zu übertragen, ja zu verewigen, das letzteres auf breiteren Basen ruht als Frankreich. Er, der dem Fürsten Metternich Mittelmäßigkeit vorwirft, weil er sich von den Umständen, wenn auch offenbar zu sehr, bestimmen ließ, hatte nichts Angelegentlicheres, als Polen an Rußland zu geben und dafür

Sachsen von Preußen plündern zu lassen. Er gehörte ein wenig in die Klasse der Arndt und Jahn, die vortrefflich sind, wenn es gilt, Mauern umzuwerfen, aber wenn es geschehen ist, überall im Wege stehen.

Fürst Metternich.

1839.

Das Urteil über Fürst Metternich dürfte bald fertig sein: Ein ausgezeichneter Diplomat und ein schlechter Politiker.
Grillparzer.

Man hält den Fürsten Metternich ziemlich allgemein für einen großen Staatsmann. Ich war nie dieser Meinung. Das ist ziemlich gleichgültig für das Urteil der Welt; übrigens hindert mich auch nichts, meine eigene Meinung zu haben. Gehen wir einmal die hervorragendsten Epochen seiner Laufbahn durch, vielleicht daß sich manches zur Begründung einer so abweichenden Ansicht vorfindet. Vor dem Jahre 1813 kann von ihm nicht die Rede sein, denn bis dahin war seine Laufbahn rein diplomatisch, und ihn für einen der gewandtesten Diplomaten zu halten, darin vereinige ich mich gern mit der allgemeinen Stimme. Die Frage ist nur, ob er auch ein großer Politiker sei. Im Jahre 1813 nun ist zuerst die Allianz gegen Napoleon. Man hat darin viel Großes gefunden. Wenn man aber weiß, daß es sich dort nur um einen Interessenschacher handelte, und, wenn Napoleon sich hätte entschließen können, die illyrischen Provinzen mit Triest an Österreich zurückzugeben, letzteres seiner Partei treu geblieben wäre, so fällt das Großartige der Sache so ziemlich von selbst weg. Das Gelingen war ein Zufall, die Schlacht von Dresden hatte entschieden, und wenn Vandamme sich nicht so unvorsichtig bei Kulm benahm, war die Allianz zersprengt, denn nichts hätte den Kaiser Franz abgehalten, nach seiner Art in vierzehn Tagen einen Separatfrieden zu schließen. Ein Unbilliger könnte dem Fürsten Metternich daraus einen Vorwurf machen, daß er vor seinem Beitritt zum Bund der Mächte nicht die Teilung der Beute im voraus sicher gestellt und dadurch die ungeheuere Vergrößerung Rußlands verhindert hätte, das unmittelbar nach Napoleons Sturze sich an dessen Stelle setzte, nur mit einer nachhaltigeren Furchtbarkeit, eben weil diese nicht wie dort auf einer Person, sondern auf Sachen beruhte. Dieser Vorwurf aber war völlig unbillig. Die Mächte ließen sich ihre Sukzesse nicht träumen. Das Unerwartete, der Zufall trat ins Spiel, was aber andererseits wieder den Ansichten und Plänen der vereinigten Staatsmänner ihr Großartiges und Vorausschauendes benimmt. Daß er dazu half, den Enkel seines Kaisers zu entthronen, daran tat er ganz recht, denn es galt, nicht bloß Napoleon zu stürzen, sondern sein System, das unter einem Nachfolger früh oder spät wieder aufgelebt hätte. Die Gründe aber, die ihn zunächst bestimmten, mögen wohl einer materiellen, in Zahlen auszudrückenden Natur gewesen sein. Genz' Briefe werfen auf diese Seite des politischen Charakters unseres Mannes ein ziemlich helles Licht. Wenn ein Vorgesetzter die Geschenkannahme bei Untergebenen duldet, so nimmt er es gewöhnlich in dem Punkte selbst nicht gar genau, und der ungeheuere Aufwand des Fürsten, sein Ankauf von Gütern, er, der den Nachlaß seines Vaters in Cridastand übernahm, deutet ziemlich klar auf diplomatische pour boire. Doch das mag so Sitte sein.

Die Einsetzung der Bourbons, die materialistische Verteilung der Welt unter die Nachfolger und Nachahmer von Napoleons Gewaltherrschaft sei ihm geschenkt, denn wer weiß, ob er diese Dinge gewollt und ob er sie hätte verhindern können. Das Geheimnis der heiligen Allianz, die wohl vornehmlich auf einer romanhaften Idee Alexanders im ersten Momente des Gelingens beruht haben mag, ist noch unerforscht; unzweifelhaft aber ist die diplomatische Geschicklichkeit, mit der man durch Niederträchtigkeit aller Art, in denen Religion und Gewissensbisse wohl eine große Rolle spielen, den von Natur edeln russischen Kaiser bis zur völligen Sinnesänderung brachte. Aber, wie gesagt, an Metternichs diplomatischem Talente hat noch niemand gezweifelt.

Daß dieser Staatsmann nicht nur unterließ, die gute Stimmung Deutschlands zu benützen, um die Reichskrone auf Österreich zurückzubringen, daran tat er recht. Wer nicht zu antworden weiß, handelt klug, der Frage aus dem Wege zu gehen. Daß er sich aber von Preußen verlocken ließ, Österreich an die Spitze der antiliberalen Reaktion zu stellen, Österreich, das bei der Gesinnung seiner Völker der Streit gar nichts anging, und er dadurch die Neigung Deutschlands in Haß und Abscheu verkehrte, das zeigt, wie wenig großartig sein Blick von jeher war, eng auf die Kabinette beschränkt und ohne Ahnung, daß die Zeit der Völkerpolitik gekommen war. Hier fing auch offenbar der nachteilige Einfluß von Genz auf ihn an. Dieser Mann von hellem Verstand, aber eine sybaritische, feige Natur, als Deutscher Pedant, trotz früherer Beweglichkeit, brachte durch den Einfluß seiner Unternehmung die Idee von System in das mousseux der geistreichen Natur des Fürsten. Ohne Instruktion, von einem mehr weiblichen, taktartigen, als männlichen, denkenden Verstande (wie er in den diplomatischen Gesellschaften und Antichambern ausgebildet wird), hatte der Fürst seine bisherigen Sukzesse der augenblicklich geschickten Benützung der Umstände zu verdanken. Nun kam ein neues Agens hinzu: Prinzipien, von denen er bisher nichts geträumt hatte. Dieses neue Element schmeichelte, weil es Würde und scheinbare Konsequenz in seine Handlungen brachte, seiner Eitelkeit, seinen aristokratischen Neigungen, denn der Aushänge-

schild hieß: Bestehen, Legitimität; ohne auf der anderen Seite seinem aphoristischen Geiste zu enge Schranken zu setzen, denn es hinderte ihn nicht, von Zeit zu Zeit mit einzelnen Intrigen dazwischen zu fahren und sein diplomatisches Gelüsten zu büßen, auf die Gefahr, durch solche Husarenstreiche all das wieder zu zerstören, was ein methodischer Gang seit Jahren festgestellt hatte. Hierbei kam ihm sein an Auskunftsmitteln furchtbares Talent zustatten, das immer wieder einzulenken und aus allen Zufällen Vorteil zu ziehen wußte. So oder so aber blieb der eigentliche Leitstern seiner Handlungen immer das Gelüsten, und sein Haupt-, wenn nicht einziges Mittel: die Intrige. Napoleon, der freilich seinen Feinden nicht gern Gutes nachredete, hat ihn auf St. Helena bezeichnet als: bugiardo, bugiardo e niente che bugiardo. Das klingt freilich hart. Wenn man aber die etwas grobe Wachstubensprache in Salonausdrücke übersetzt: Intrigant, Intrigant und nichts als Intrigant, so ist man der Wahrheit vielleicht ziemlich nahe gekommen.

Dieses Sich-Andichten und Vorlügen von Gesinnungen und Prinzipien hatte nun die üble Folge, daß à force de repetition der Fürst endlich anfing, seine eigenen Lügen zu glauben, was immer der Zeitpunkt ist, wo der Betrüger in den Betrogenen übergeht. Auch der Fürst entging dieser Klippe nicht, und der als gran tacaño anfing, hat als Don Quixote aufgehört.

Die erste üble Wirkung dieses Herabstellens legitimistischer Gesinnungen war, wie gesagt, daß es Preußen möglich wurde, den Haß des konstitutionellen Deutschlands von sich auf Österreich zu wälzen. Geschah dies nicht, so konnte erstere Macht nie daran denken, unter dem Aushängeschild eines Zollvereines die politische Suprematie über Deutschland sich vorzubereiten.

Wir übergehen hier die Ungeschicklichkeit des in diese Zeitfolge fallenden Vertrages mit Bayern über Salzburg und Berchtesgaden, wo der Wiener Staatsmann eine Unkenntnis der gemeinsten geographischen Verhältnisse an den Tag legte und endlich zum Abschluß der Konvention seinen Haus- und Tischnarren sendete, bloß um dem armseligen Gecken zu einem Orden zu verhelfen. Besagter Geck ließ sich auch wirklich übertölpeln, was zur Folge hatte, daß die reichsten Bezirke Salzburgs nebst ganz Berchtesgaden an Bayern kamen, ja die Österreich gebliebenen Salzwerke nebst den Betriebswaldungen sich im Augenblicke des Abschlusses schon auf bayerischem Grund und Boden befanden, was eine neue Konvention und neue Opfer erforderlich machte. Wir übergehen die Ungeschicklichkeit, die Sieben-Inseln, die (wie Metternich wenigstens selbst gegen einen venezianischen Bevollmächtigten versicherte) Österreich angeboten wurden, den Engländern zu überlassen, was den venezianischen Handel in einen immerwährenden Blockadezustand versetzte und (wie wieder die Venezianer versichern) jeden Aufschwung desselben für alle Zeit unmöglich machte.

Nach Übergehung aller dieser sekundären Griffe und Mißgriffe gelangen wir auf den zweiten Fall, wo der helle Verstand des Fürsten sich von Eitelkeit und aufgedrungenen Systemen irre, und zwar wie folgenschwer für die Zukunft! irre leiten ließ. Es ist dies die griechische Frage. Sonderbarerweise hat gerade dieses Ereignis am meisten dazu beigetragen, den Ruf des Fürsten als vollendeten Politiker festzustellen. Daß er von allen Staatsmännern der einzige war, der die aus jener Verwickelung hervorgegangene Übergewalt Rußlands vorhersah, der einzige, der den allgemeinen Schwindel nicht teilte, das hat ihn, sowie in jener Zeit zum Abscheu, doch, nach ausgefühltem Enthusiasmus, zum Gegenstand der Bewunderung von jung und alt gemacht.

Laßt einmal sehen, was an der Sache ist! Daß er und sein Kaiser die einzigen in Europa waren, die kein Mitgefühl für die Leiden der Griechen hatten, die einzigen, bildungslos genug, um an der Erhaltung des Landes, von dem alle Bildung ausging, kein Interesse zu nehmen, oder endlich die einzigen, die von vornherein entschlossen waren, keinem menschlichen Gefühl Einfluß auf den Gang ihrer winkelzügigen Politik zu gestatten — diese Seite der lobenden Anerkennung wird am Ende nicht so beneidenswert sein.

Aber, wird man einwenden (obwohl es nicht wahr ist), sie haben gefühlt wie die andern, aber ihr Gefühl dem Verstande untergeordnet, die Notwendigkeit der Erhaltung der Türkei samt der Größe der russischen Gefahr erkannt und danach gehandelt. Das klingt ganz gut, ohne darum ein großes Lob zu sein. Niemand, ohne besonderen Aufwand von Scharfsinn, erkennt die Gefährlichkeit der Katze besser, als die Maus, sowie die Notwendigkeit der Erhaltung von Mauerlöchern und Vorratskammern. Jedes Land hat, wie seine Vorurteile, so auch seine Wahrheiten, die jedermann weiß, durch die besondere Lage und das Bedürfnis belehrt, indes sie andern, weit vorgeschrittenen Nationen noch lange ein Geheimnis bleiben. So ist es in Österreich mit der orientalischen Frage. Ein Dritteil des industriellen und zwei Dritteile des kommerziellen Gewinnes knüpfen sich an den Orient, und jeder Fiaker auf der Straße wird euch sagen, wie notwendig die Erhaltung der Türkei für Land und Leute sei. Daß nun der Staatsmann Österreichs das gewußt hat, was jeder Lohnkutscher weiß, ist nicht so bewundernswert. Die Frage ist aber: welche Mittel hat er ergriffen, um das drohende Unheil abzuwenden, und welche Folgen haben diese Mittel notwendig nach sich gezogen? Hier wollen wir ihn erwarten, und dann loben, wenn wir können.

Sein erster Irrtum also war, daß er glaubte, es sei möglich, die Befreiung Griechenlands zu hintertreiben. Die bejahende Antwort auf

diese Freiheitsfrage war zu einem Völkerauf-schrei geworden, und keine der Regierungen Europas hätte es wagen dürfen, der allgemeinen Stimme der zivilisierten Welt diese Genugtuung zu versagen. Aber Metternich, unbelehrt durch die französische Revolution, durch den spanischen und den deutschen Befreiungskrieg, war mit seiner Politik noch immer in der Zeit zurück-geblieben, wo die Kabinette in strenger Sonde-rung von den Völkern dastanden, wo man nur die Maitresse des Fürsten oder den Kammer-diener des Günstlings bestochen zu haben brauchte, um jedes politischen Erfolges sicher zu sein. Oder vielmehr sein ganzes Bestreben ging dahin, diese Zeit des diplomatischen Schachspiels wieder zurückzubringen. Er glaubte sie also schon zurückgebracht und verzweifelte daher nicht an der Möglichkeit des Gelingens. Diesen Irr-tum wollen wir ihm verzeihen; als aber die Er-fahrung die Unmöglichkeit der Verwirklichung seiner Konservativpolitik gezeigt hatte, welche Torheit, welcher Aberwitz, sich von der orien-talischen Frage, einer Lebensfrage für Österreich, entweder aus gekränkter Eitelkeit selbst auszu-schließen oder aus Unschicklichkeit ausschließen zu lassen. Der Mißgriff wirkte nach zwei Seiten: Einmal gab das Nichtanschließen Österreichs an die allgemeine Forderung der Pforte Mut zum Widerstand und führte dadurch den russi-schen Feldzug herbei. Zweitens beraubte sich Österreich durch sein Ausschließen von der Proze-dur auch seines Votums bei der Entscheidung und mußte ruhig mit ansehen, wie der Vertrag von Adrianopel die Selbständigkeit der Türkei auf immer vernichtete. Der Fürst hat sich in späterer Zeit, bei Entstehung der Dampfschiff-fahrt, mit wohlgefälligem Lächeln die neue Handelsverbindung als seine Idee zuschreiben lassen. Hätte er bei Gelegenheit der griechischen Frage eine Ahnung gehabt, daß die Donau etwas anderes sei, als ein großes Wasser, das beim Ausgange des Winters große Verheerungen anrichte, er würde nicht untätig geblieben sein bei einer Verhandlung, die den Russen das Donau-Delta und dadurch das Schicksal des Donauhandels für immer in die Hände gab.

Die nächste Reihenfolge trifft nun die Juli-revolution. Dies Ereignis war zu drohend, nicht nur für die absoluten Staaten, sondern für die ganze Welt, als daß man es nicht ver-zeihlich, ja klug finden sollte, wenn die drei Mittelmächte, für den Augenblick ihrer gegen-seitigen Beschwerden vergessend, sich zu einem engen Bündnis gegen das in der Entwickelung begriffene Monstrum vereinigten; vorausgesetzt, daß jeder der Teilhaber klug genug war, nach Vorübergehen der Gefahr wieder seine persön-lichen Interessen zu besorgen und die nicht weniger monströse Verbindung geheimer Feinde untereinander wieder aufzugeben. Aber auch abgesehen von der Versäumung dieses Zeit-punktes, ließ sich der Fürst gleich anfangs zwei unersetzliche Fehler zuschulden kommen. Beide betreffen die inneren Verhältnisse Österreichs und sind daher bei der Abschätzung des Ruhmes unseres Mannes von Ausländern nie gehörig gewürdigt worden.

Österreich war die erste Macht, welche un-mittelbar auf die Nachricht von der Julirevo-lution ihre Militärmacht verstärkte. Diese Ver-mehrung war unnötig, den aufrichtigen Bund der drei Mächte vorausgesetzt; unzureichend, wenn Rußland eine Doppelrolle spielen wollte; in einem und andern Falle aber für die Finanzen verderblich. Österreich, durch absurd unternommene und geführte Kriege, durch eine geistlose Verwaltung zugrunde gerichtet, durch wiederholte Bankerotte um alles Vertrauen ge-bracht, hatte eben im Jahre 1830 angefangen, sich aus seiner Zerrüttung zu erholen. Das Budget dieses Jahres bot, seit einem Menschen-alter zum erstenmal, einen unbedeutenden Über-schuß der Einnahmen über die Ausgaben dar.

Diese günstigen Aussichten wurden durch die neuen Rüstungen für alle Zukunft zerstört. Der vermehrte Militäretat, in den der Adel sehr froh war seine jüngeren Söhne unterzubringen oder für die schon untergebrachten schnelle Avancements zu erhalten, vermehrte die nur durch Anlehen zu deckenden Auslagen dergestalt, daß Österreich nach Verlauf von neun Jahren seine Staatsschuld um 200 Millionen vergrößert und sich der Lage nahe gebracht sah, neue An-lehen, bloß zur Deckung der Zinsen, aufzu-nehmen, was, wie man zugeben wird, bereits der ausgesprochene Bankerott ist. Aber noch nicht genug! Die Unmöglichkeit, die vermehrte Last zu tragen, machte eine nur allmähliche Reduktion des Heeres zur unerläßlichen Not-wendigkeit, und heute, am Schlusse jener neun Jahre, wo die orientalischen Verwickelungen die Stütze einer Armee gebieterisch forderten, sieht sich Österreich, wie beim Beginne, wieder ohne schlagfertige Heeresmacht, aber auch ohne Geld-mittel, eine solche ins Feld zu stellen! Man wird einwenden: die jetzige Gefahr ist groß, aber die damalige war es nicht minder. Was hätte man tun sollen? Antwort: was Preußen getan hat, das auf seiner Hut war, aber nicht um einen Taler mehr ausgegeben hat, als seine finanzielle Lage erlaubte. Aber freilich haben dafür seine Staatsmänner der Eitelkeit entbehrt, die Schieds-richter von Europa zu heißen und den Schulden-machern zu gleichen, die, indem sie das Gold mit vollen Händen wegwerfen, dafür von dem Pöbel als wichtige Leute angestaunt werden.

Hatte den einen Fehler die Eitelkeit begangen, so beging den andern der Schreck. Ungarns wurmstichige, zeitunangemessene Konstitution durch allmähliches Ignorieren nach und nach außer Übung zu bringen, war seit jeher eine der Hauptaufgaben der österreichischen Staats-kunst gewesen. Wenn der Billigkeitssinn einer-seits der Willkür abgeneigt ist, so mußte er andererseits wohl erkennen, daß in der egoistisch-aristokratischen Tendenz eines ungarischen Land-

tages wenig Heil für das Beste des Landes zu erwarten und — Willkür gegen Willkür — selbst der vorübergehende Druck eines einzelnen Gewaltherrschers noch leichter zu ertragen sei, als der durch Privilegien verewigte einer unwissenden rohen, hab- und machtgierigen Adelsclique, die nur in der Niederhaltung jeder Entwicklung eine Bürgschaft für ihre unsinnigen Vorrechte finden konnte. Dasselbe System hatte Kaiser Franz während einer dreißigjährigen Regierung befolgt, Landtage wurden selten gehalten, Rekruten ohne Bewilligung der Stände ausgehoben, die unbedeutenden Geldbeiträge gingen unregelmäßig ein. Man murrte dagegen in Adelskonventikeln, schmähte, ließ seinem Unmut gegen die sogenannten Schwaben (Deutsche) freien Lauf und hatte sich endlich daran gewöhnt. Da kam die Julirevolution. Im ersten Schreck wußte die Regierung (und das war Metternich in allen Staatsrechtsfragen) kein besseres Mittel, als dem auftauchenden demokratischen Prinzip ein aristokratisches entgegenzusetzen. Landtage wurden wieder gehalten, die ungarische Konstitution mit Bewußtsein der Lügenhaftigkeit belobt (habetis bonam constitutionem, sagte Kaiser Franz, et non tenebo illam), und so ging der Unsinn seinen erneuten Gang. Ja man vergaß sogar die Rückwirkung, welche die durch die Julirevolution rege gewordenen Ideen auf den ungarischen Adel ausüben mußten, der unscharfsichtig genug ist, um gar nicht zu begreifen, daß ihr Fall gerade das Gegenteil der französischen Freiheits- und Gleichheitsfrage ist. Weil sie Reden hielten, schrieen und Opposition machten, wie die französischen und englischen Liberalen, so hielten sie sich für Freiheitsmänner und Liberale, wie jene. In diesem Lärm nun trotzten sie der Regierung ein Zugeständnis nach dem andern ab, und wenn die Ausbeute gleich jedes einzelne Mal nicht bedeutend ist, so wird sie doch im Laufe der Jahre zu einer Masse anwachsen, gegenüber welcher die Ausübung einer geordneten Staatsgewalt nicht ferner möglich ist.

Wie viel zu weit man nun aber auch in der ersten Furcht vor jener Revolution gegangen sein mochte, gerecht war, auf das gehörige Maß zurückgebracht, die Besorgnis allerdings, und klug, daß man sich gegen mögliches Weitergreifen stärkte und verbündete. Nur hätte man, als die Furcht vorüber war, nicht den Haß an deren Stelle setzen und aus Kastengeist dem Manne sein Amt erschweren sollen, dem es gelungen war, den überschwellenden Strom in seinen natürlichen Ufern zurückzuhalten. Statt dessen benützte man jeden Anlaß, um den Bürgerkönig fühlen zu lassen, welcher ungeheure Unterschied zwischen ihm und den Tröpfen von Gottes Gnaden befestigt sei, um die Nationaleitelkeit der Franzosen bis aufs Innerste zu kränken, gerade als ob die Aufgabe gewesen wäre, einen Ausbruch herbeizurufen, statt ihn zu hintertreiben.

Wenn Rußland so handelte, war es gewissermaßen natürlich, denn es wollte die Zerwürfnis. In Preußen ist einmal das Russisch-Tun und die Großsprecherei zu Hause. Österreich aber hätte begreifen sollen, daß vielleicht in kurzer Zeit Frankreich in der orientalischen Frage dieselbe Rolle spielen werde, die es, Österreich, selbst in der Julifrage spielte, die Rolle des mindestbeteiligten Schiedsmannes. Statt dessen wurden die Abgesandten Louis Philipps in den Salons des Fürsten Metternich von dessen eigener, plump-hochmütigen, verstandlosen Gemahlin öffentlich beschimpft, man ergriff jede Gelegenheit, um die Erinnerung an die vom Throne gefallene — gestürzt wäre ein zu heroischer Ausdruck — also vom Throne gefallene Dynastie wach zu erhalten, ja als Louis Philipp, der Pazifikator von Europa, den Bund mit dem Bestehenden durch eine Heirat seines Thronfolgers mit einer österreichischen Erzherzogin besiegeln wollte, schlug man ihm nicht etwa die Hand dieser Prinzessin ab — das wäre der blinden Leidenschaft, dem aristokratischen Hochmut, der hohlen Theoriemacherei zu wenig gewesen! — nein, man ließ ihn nach Wien kommen, gab das Mädchen dem Freiwerber, der kurz vorher erst eine Schwester des Prinzen plantiert hatte, und schickte ihn so beschimpft und verspottet nach Hause. Man benahm sich, als ob man alle Prinzessinnen von Europa unterm Verschluß hätte, als ob man eine Heiratskontinentalsperre auf gut Napoleonisch gegen das neue Königshaus verhängen könnte.

Was Österreich zurückwies, nahm Preußen an. Geschah es mit beiderseitiger Einwilligung oder spielte letzteres dabei seinen hohen Alliierten ein Stückchen aus der Tasche, genug, es geschah, und die Einwirkung auf die Politik ließ nicht lange auf sich warten. Preußen ernannte seinen Gesandten in Paris zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, fing an, in den Tuilerien sich als eine verwandte Macht zu benehmen, die Invektiven gegen Frankreich hörten auf, kurz, die Zeichen einer Annäherung waren nicht mehr zu verkennen. Da mußte Rat geschafft werden! Der deutsche Zollverband noch von früher her, jetzt die Aussicht auf ein Bündnis mit Frankreich in der nächsten Zukunft, wozu noch eine kleine Ranküne über die Zillertaler Religionsgeschichte kam. Was war nun gleich dagegen anzuzetteln? Die Hermesianische Ketzerei bot sich da wie gerufen.

Der Fürst hatte von jeher geliebt, sich mit Lumpen aller Art zu umgeben. Die vorzüglichste Rolle darunter spielten die Renegaten und Konvertiten, überhaupt die Überläufer religiöser und politischer Gattung. Wer von jeher den Meinungen zugetan war, die Fürst Metternich als sein Evangelium predigte, den verachtete er als einen Dummkopf; hatte er doch selbst diese Meinung nur zum Behuf seiner Rolle vorangestellt. Wer aber von der entgegengesetzten Partei, mit Bewußtsein der Lügenhaftigkeit,

seines Bruches, seines Säckels, seiner Dienstkarriere wegen, zu ihm übertrat, der galt ihm als ein kluger Mann, und verstand er noch die Kunst, ihn zu amüsieren — wäre es auch nur durch Schwächen gewesen, die etwas zu lachen gaben — so war er willkommen. Die meisten dieser Lumpe nun waren religiöser Art. Daß ein dummes und bigottes Volk am leichtesten zu regieren sei, mochte ihm wohl schon früh vorgeschwebt haben, daher duldete er diese Energumenen schon zu einer Zeit, wo er selbst noch ziemlich Freidenker war. Nun aber kam bei ihm nach und nach das Alter mit der Perspektive des Todes heran. Durch den Tod des Kaisers Franz war der Hofeinfluß in die Hände der Damen des kaiserlichen Hauses gekommen, die, nach Art der Besseren dieser Hochgestellten, gewohnt waren, die Langeweile eines unbeschäftigten Lebens mit Religionsübungen auszufüllen, und — der alternde Fürst hatte zum dritten Male geheiratet. Da der Leitstern seiner Handlungen im Privat- wie im öffentlichen Leben immer das Gelüsten war, so nahm er sich ein junges, rasches, ungebildetes, von einer hochmütigen und bigotten Mutter geleitetes Weib. So sehr sich der Fürst durch großartigen Leichtsinn und vornehmes Behagen konserviert hatte, mußte doch mancher Wunsch der rüstigen Magyarin unerfüllt bleiben. Um desto mehr galt es, die erfüllbaren Wünsche zu befriedigen. Schenken, Geben, Zuvorkommen war die Losung. Aber Hals- und Armschmuck, Perlen und Diamanten hatte sie zu Genügen. Was blieb da zu geben, als: zum Geburtstagsangebinde die Jesuiten, zum Neujahrsgeschenke die gemischten Ehen? Der Fürst ward in dieser Umgebung zum Frömmler, oder wußte wenigstens selbst nicht mehr, was er war.

In solcher Verfassung fand ihn die Kölner Angelegenheit. Man würde ihm Unrecht tun, wenn man annähme, daß er die ganze Größe der Verwickelung von vornherein durchschaut, daß er zu einer Zeit, wo Krieg und Aufstand von Belgien her Europa bedrohte, das Ereignis in seiner nachherigen Ausdehnung gewollt habe, gewiß aber ist, daß der erste Anlaß dazu: die Denunziation der hermesianischen Lehre in Rom, von Wien, von der nächsten Umgebung des Fürsten, mit seinem Vorwissen ausging. Er überließ sich dabei nur seiner gewöhnlichen Neigung zur Intrige, seiner gereizten Stimmung gegen Preußen und dem Wunsche, der drohenden kommerziellen und politischen Vereinigung Deutschlands unter Preußens Agide eine religiöse Spaltung entgegenzusetzen. Der gewünschte Erfolg schlug jedoch gerade in sein Gegenteil aus. Deutschland vereinigte sich nur noch enger zur Abweisung der römischen Anmaßung: außer Bayern — und das nur für die Lebensdauer des gegenwärtigen Königs — gelang es keinen Proselyten zu machen; Preußen — nach Abwendung der belgischen Gefahr — erwartete fest und ruhig von der Zeit die Ebnung der aufgeregten Meinungswellen; Rußland ernannte aus eigener Machtvollkommenheit einen katholischen Metropoliten, und der römische Hof hat durch seine voreiligen und zeitungemäßen Gewaltstreiche diese seine Gewalt für jetzt und immer zerstört. Von dem Augenblicke, als sich zeigte, daß er noch immer dasselbe wolle, wie im neunten Jahrhunderte, stößt ihn das neunzehnte unwiderruflich zurück, und verliert er nun auch noch Spanien, so geht der Romanismus zugleich mit dem Absolutismus zu Grabe.

Der Absolutismus muß aber zu Grabe gehen, seit durch den Tod des Sultans Mahmud und die dadurch neu aufgetauchte orientalische Frage der Streit zwischen den absoluten Mächten selbst ausgebrochen ist. Österreich, von seinen Finanzen mit einem Bruche bedroht, durch ein neunjähriges Vergeuden seiner Kräfte mitten im Frieden erschöpft, ist außerstande, gegen die Anmaßungen Rußlands irgend selbständig aufzutreten. Es muß sich den liberalen Mächten in die Arme werfen, die es früher zurückstieß, glücklich genug, wenn man es mit Verzeihung sonstigen Hochmuts, und soweit es die eigenen Interessen gestatten, aufnimmt. Frankreich, an das sich anzuschließen man früher versäumt, wird aus einer suchenden Macht die gesuchte. Der Preis der neuen Allianz wird die unbedingte Einwilligung in alles das sein, was Frankreich und England im Sinne des konstitutionellen Liberalismus einzurichten für gut finden. Ehe der Zustand der Hilfsbedürftigkeit eintrat, konnte man als Alliierter derlei Neuerungen hemmen, modifizieren, nun muß man sich ihnen fügen. Ja, will man nicht ganz das Spielwerk fremder Mächte sein, so wird man, wie zur Zeit von Napoleons Weltherrschaft, seine Zuflucht zu den eigenen Völkern nehmen müssen, und die gefürchteten Ideen von Nationalität, Völkerfreiheit, Mißbrauch der Gewalt werden, von der Regierung angerufen, wieder auftauchen, wie damals.

Kurz, der Fürst Metternich muß am Ende seiner Laufbahn die zwei Aufgaben seiner konservativen Politik verfehlt sehen: Niederhaltung des Liberalismus und Erhaltung des status quo, namentlich der Türkei; verfehlt durch seine Schuld als notwendige Folge seiner Maßregeln. Aber das, was Genz das „rasende Glück" des Fürsten nennt, kam ihm auch hier zu Hilfe. Der Tod Sultan Mahmuds und die Aussicht auf das, was kommen wird, schlug ihn wie ein Blitzstrahl zu Boden. Eine alle Fakultäten des Geistes zerstörende Krankheit ersparte erstens seiner Eitelkeit die Demütigung, vielleicht noch mit einem Herrn Thiers oder Guizot in freundschaftliche, bittweise Korrespondenzen treten zu müssen, und ließ seinen Lobrednern die Möglichkeit, sagen zu können: Ja, wenn Metternich noch lebte, oder wenn Metternich noch gesund wäre! indes doch die Lage so ist, daß auch die höchste Geschicklichkeit nichts daran zu ändern vermöchte.

Wenn der hier ausgesprochene Tadel etwa den Schein der Geringschätzigkeit angenommen hätte, so muß man sich dagegen hiermit ausdrücklich verwahren. Fürst Metternich war von Hause aus ein Mann von Ehre und Gefühl, entschlossen und mutig, der Verstand aber, in den diplomatischen Salons unter Weibern und Höflingen ausgebildet, mehr poliert, als gestählt, mit der Spitze ritzend, statt mit der Schneide trennend, und, durch eine glückliche Auffassungsgabe verführt, das Resultat der Untersuchung vor der Operation des Untersuchens antizipierend.

Pius IX.

1847.

Die Welt hat sich noch nicht erholt von ihrem Erstaunen über das Benehmen des neuen Papstes. Eine Gewalt, die nur durch Übereinstimmung mit sich selbst, durch eiserne Konsequenz das geworden ist, was sie ist, aus dieser Konsequenz hinauswerfen und auf einen neuen Weg bringen; die blinde Ehrfurcht der Diskussion preisgeben, indem man selbst diskutiert, um Nützlichkeiten Gehör zu geben, wo bisher nur Notwendigkeit gesprochen, das hat allerdings etwas in Erstaunen Setzendes. Der neue Papst ist entweder ein sehr rechtschaffener, ja geistreicher, aber etwas unvorsichtiger Mann, oder er ist schlauer, als man denkt. Wie, wenn er eingesehen hätte, daß das Papsttum in seiner bisherigen Fassung eine Unmöglichkeit geworden, daß die Zeit der Wunder und Zaubereien für immer vorüber sei? Wie, wenn er ein menschlicherer Hildebrand wäre, der die päpstliche Gewalt zu einer Zuflucht der Völker gegen den Druck und die Anmaßung der Regierungen machen wollte? Der das alte Sprichwort: unterm Krummstab ist gut wohnen, in neue Geltung zu bringen gedächte? Ob das Mittel auf lange vorhielte, wäre die Frage, aber Rettung für die nächste Zukunft läge allerdings darin. Die Zerwürfnisse in der katholischen Kirche hörten mit eins auf. Der Protestantismus, der sich seiner Haltlosigkeit eben jetzt am deutlichsten bewußt worden ist, müßte froh sein, einen Mittelpunkt gewonnen zu haben. Die in Deutschland auftauchenden Ideen von Einheit kämen auf die natürlichste Art entgegen. Die unmittelbarste Wirkung wäre auf Italien, das, als ein Fürsten- und Völkerbund unter der Suprematie des Papstes, innere Konsistenz gewänne. Es träte ein Waffenstillstand zwischen Wissen und Glauben ein, während dessen man nach und nach, halb unmerklich, versuchen könnte, die Grenzen des letzteren auf Kosten des ersteren zu erweitern. Aber würde das angegriffene Pfaffentum ruhen? Würde der unfehlbare Papst nicht gerade bei seinen Anhängern den größten Widerstand finden? Meuchelmord und Gift sind schon einmal ähnlichen Bestrebungen entgegen getreten. Dann, wo fände sich ein Nachfolger, oder vielmehr eine Reihe von Nachfolgern, das begonnene Werk im Geiste des Anfangs fortzuführen? Hildebrand hat sie gefunden, aber an Schurken und Tyrannen war nie ein Mangel; die Ehrlichkeit, selbst die halbe, ist selten mit der Gewalt verbunden. Was es sei, das Ganze ist ein Problem, dessen Lösung, im negativen Wege, nur zu bald, fürchte ich, eintreten wird.

Kirchenstaat.

1846.

Die gegenwärtige Erledigung des römischen Stuhles böte Gelegenheit, die politische Lage des Kirchenstaates auf eine bleibende Art zu regulieren. Überhaupt ist die ganze Idee eines Kirchenstaates nur insofern zulässig, anderseits aber notwendig, als dadurch dem Haupte der katholischen Kirche die erforderliche Unabhängigkeit verschafft wird. Sein damaliges Gebiet aber macht ihn gerade abhängig, von jenen Nachbarn nämlich, die ihn nach Umständen entweder bedrohen oder beschützen. Es müßte ihm daher eine isolierte Stellung gegeben werden, von jeder unmittelbaren Nachbarschaft getrennt, und das wäre nur auf einer Insel möglich, die durch ihre Lage mit niemand und mit jedermann in Berührung kommt. Sollte auch eine einzelne Macht auf die Meere einen vorzüglichen Einfluß ausüben, so wäre dies glücklicherweise eine protestantische, England nämlich, deren Einwirkung durch eine glückliche Glaubensantipathie so ziemlich paralysiert würde. Soviel für das Interesse des Katholizismus im allgemeinen. Zugleich haben aber die Bewohner des römischen Staates speziell den Anspruch auf eine bürgerliche und politisch regulierte Existenz, der bei der gegenwärtigen Pfaffenregierung niemals verwirklicht werden wird und jenes Mißvergnügen und jene Unruhe erzeugt, deren Ende, weil ohne Abhilfe, nicht abzusehen ist.

Glücklicherweise gibt die geographische Lage von Italien ein Auskunftsmittel an die Hand. Man räume dem König von Neapel den Kirchenstaat ein und gebe dem Papste die Insel Sizilien in voller Souveränität. Die Unterschiede der Einkünfte ließen sich leicht durch Oktroierung dieser oder jener Gefälle unter Garantie der englischen Regierung ausgleichen. Da aber die Erinnerungen des Katholizismus wesentlich an der ewigen Weltstadt haften, so hätte das Trastevere mit der Petruskirche und dem Vatikan als ausgeschiedene Domäne dem römischen Hofe zu verbleiben und zwar so, daß, wenn von Zeit zu Zeit der Papst selbst oder, bei vorher festzusetzenden Gelegenheiten, durch einen Stellvertreter die großen kirchlichen Zeremonien der katholischen Kirche in Rom abhielte, das Trastevere in das Verhältnis einer vollkommenen Unabhängigkeit von der neapolitanischen Regierung tritt. Der Weg von Sizilien nach Rom auf

einem guten Dampfschiffe ist weder weit noch beschwerlich, und der Papst macht ja jährlich Reisen und hält Villeggiaturen. Sizilien, um vor dem Schicksale des dermaligen Kirchenstaates gesichert zu sein, müßte eine Konstitution bekommen, was bei der Romagna, der Nachbarschaft wegen, nun und niemals stattfinden kann. Es müßten dann die Geistlichen auf immer für unfähig erklärt werden, ein Staatsamt zu bekleiden, mit Ausnahme allenfalls desjenigen Kardinals, der die Stelle des Papstes in weltlichen Angelegenheiten zu vertreten hätte, da das Zusammentreffen des politischen Machiavellismus mit der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in ein und derselben Person auf jede Art zu vermeiden wäre.

Bei einer solchen Scheidung der Obliegenheit würde vor allem der Katholizismus selbst gewinnen. Das Zwitterwesen eines römischen Monsignore hörte auf, und man brauchte nicht abgeseimte Staatsmänner dahin zu stellen, wo Seelenhirten erforderlich sind. Der Vorschlag mag abenteuerlich scheinen, und er ist es auch. Aber das Abenteuerliche ist immer noch besser als das Unmögliche; daß aber ein Fortbestehen des Kirchenstaates in den gegenwärtigen Verhältnissen unter die Unmöglichkeiten gehört, leuchtet jedermann ein.

Das beste, was man für das Papsttum sagen kann, ist, daß für eine so kenntnislose, rohe, alberne Zeit, als das Mittelalter war, eine so brutale, unsinnige, aber nachhaltige Zwangsgewalt noch immer ein Glück zu nennen ist. Menschen mag man lehren und ermahnen, aber für Tiere gehört ein Maulkorb. Objektiv genommen, möchte man sagen: alles ist gut, was sich erhalten kann, denn es zeigt sich dadurch als mehr oder weniger notwendig; aber es subjektiv verteidigen, wie Hurter getan, ist eine Schändlichkeit oder Verrücktheit.

Ein Erklärungsgrund des weiten Umsichgreifens der päpstlichen Macht gegen die weltliche im Mittelalter mag unter andern wohl auch in dem Umstande zu finden sein, daß die Päpste gewählt wurden, wobei man doch immer mehr oder weniger auf ihre Eigenschaften Rücksicht nahm, indes die weltlichen Regenten Erbherrn waren. Wirklich findet sich im ganzen Mittelalter beinahe kein Papst ohne ausgezeichnete Talente.

Über die Aufhebung der Zensur.

Nichts hat sich in neuerer Zeit allgemeiner gemacht, als die Invektiven gegen die Zensur. Ich bin nun zwar kein Freund dieser Anstalt, aber die Gründe, die man dagegen anführt, scheinen mir höchst ungeschickt gewählt. Im ganzen gehen sie gewöhnlich da hinaus: die Zensur sei eine Beschränkung des Rechtes des Menschen, seine Meinung zu sagen.

Nun finde ich aber eine Meinung, die nicht Lust hat, sich durch Handlungen zu bekräftigen, eine höchst läppische Sache; die Handlungen finden wir aber allerwegen beschränkt. Die Gesellschaft, das Wohlergehen aller hängt von dieser heilsamen Beschränkung ab. Wenn nun Meinungen, da sie den Willen bestimmen, zu Taten führen, und gewisse Taten verboten sind, warum nicht auch die Meinungen, der Anlaß dazu? Sollte wirklich jedermann das Recht haben, seine Meinung zu sagen? Auch wenn sie schädlich, zum Bösen verlockend, sittenverderbend, das Gute verlachend, heilsame Beschränkungen angreifend wäre? True words are things, sagt Byron, „Worte sind Dinge", und ich glaube, er hat recht.

Im weiteren Verfolge sehe ich nun auch, daß diese Verteidiger der Meinungsfreiheit allerdings ein Recht zugeben, schädliche Meinungen hintanzuhalten, aber nur durch Strafe nach der Begehung (Veröffentlichung). Aber dann hat ja die Meinung schon schädlich gewirkt, man sperrt den Stall zu, wenn das Pferd gestohlen ist. Dasselbe, werdet ihr sagen, ist der Fall bei den Handlungen. Man bestraft keinen als Dieb, als wenn er schon gestohlen hat. Selbst der Mörder wird erst als ein solcher behandelt, wenn die daliegende Leiche keinen Zweifel über seine Verschuldung mehr übrig läßt. — Aber wäre es für die menschliche Gesellschaft nicht unendlich besser, wenn man die Tat verhüten könnte, statt sie zu bestrafen? Seht selbst zu, ob nicht die Freiheit unschuldbarer Handlungen, eine Freiheit, die ebenso unzweifelhaft ist, als die der Meinungen, in hundert Fällen von vornherein beschränkt wird? Man erlaubt, Gifte, der Arzneikunst und manchen Gewerben unentbehrlich, nur unter Vorsichten zu verkaufen. Das Tragen verborgener Waffen, auch als Schutzmittel, ist verboten. Hasardspiele, dem Besonnenen ein unschuldiges Vergnügen, werden nicht gestattet. Ausweislose Menschen sehen sich einer lästigen Aufsicht unterworfen. Die Verirrungen mancher Genüsse nicht nur moralisch gemißbilligt, sondern auch durch gesetzliche Abhaltungen hintangehalten. Dieser Präventionszwang, diese verhütende Zensur der Handlungen würde zum Besten der Gesellschaft bis zum eigentlichen Unmöglichmachen des Verbotenen gehen, wenn es bei Handlungen nur möglich wäre. Aber bei Schriften, bei Druckwerken ist es möglich. Sagt selbst: wäre es nicht ein Glück für die Menschheit und die Literatur, wenn durch eine gute Zensur jedes unzweifelhaft schlechte, jedes verderbliche Werk vor der Verbreitung schon im Keime zerstört würde?

Es soll also eine Zensur bestehen? — Ja, eine gute. Da aber eine gute Zensur nicht möglich ist, eine schlechte aber verderblicher als keine, darum keine; aber nur darum. Was nun eine gute Zensur betrifft, so müßte diese die gewöhnliche Frage: ist dies Werk, ist diese Meinung schädlich oder nicht schädlich? vor

allem so umstellen: ist diese Meinung wahr, oder ist sie falsch? Denn wäre sie wahr und doch schädlich, so mag sich dasjenige ändern, dem das Wahre schädlich ist, denn es ist schlecht, das Wahre dagegen die Quelle alles Guten. Zum Schutz des Schlechten aber, weil es einmal besteht, das Wahre und das Gute abhalten, ist der größte Frevel, dessen die menschliche Natur sich teilhaft machen kann. Die Zensur soll also nur das Wahre (in Künsten das Schöne, was nach den verschiedenen Gesichtspunkten eins und dasselbe ist) zulassen, das Falsche und Schlechte aber verbieten. Nun frage ich: gibt es nicht ganze Länder, hat es nicht ganze Jahrhunderte gegeben, wo nicht ein Mensch lebte, der das Wahre und das Schöne in allen seinen Formen unter allen Umständen zu erkennen fähig gewesen wäre? Ja hat, so lange das ganze Menschengeschlecht besteht, nur ein Mann gelebt, der diese Unterscheidungsgabe sich in allen Fällen hätte zutrauen können? oder auch nur annähernd? Glaubt ihr, die ausgezeichneten Männer, die man noch allenfalls als Surrogat solcher Schiedsleute zugeben könnte, würden, statt selbst das Wahre zu suchen und das Schöne darzustellen, sich der geisttötenden Mühe unterziehen, die endlosen Akten des wunderlichen Prozesses zu durchlesen, dessen Ergebnis die Bildung, die Wahrheit ist, um bei jedem prägnanten Falle zu sagen: mir scheint das so, mir scheint das anders, abzuurteilen aber fühle ich mich nicht berufen. Und wenn diese sich zurückgezogen haben, was bleibt euch übrig, als zu Mietlingen und Lohnknechten zu greifen, die wahr nennen, was bisher für wahr gegolten, und falsch, was sie nicht verstehen. Und diesen nun vertraut ihr die köstlichsten Güter der Menschheit an, das Wahre, das Gute, das Schöne?

Es kann keine Zensur geben, weil es keine Zensoren gibt.

Zur Sprachenfrage in Ungarn.

1840.

Wenn die Ungarn den Slawen die magyarische Sprache wenigstens für die öffentlichen Verhandlungen aufdringen wollen, so bedienen sie sich vornehmlich zweier Argumente. Das erste ist, daß sie die eroberndе Nation seien und daher ein Recht hätten, ihre volle Nationalität auf die Besiegten zu übertragen. — Wenn aber die Magyaren in frühester Zeit Ungarn erobert haben, so ist dasselbe in späterer Zeit von den Deutschen geschehen, die das Land den Türken entrissen haben, und die Deutschen hätten daher dasselbe Recht für ihre Sprache geltend zu machen, was auch unter Kaiser Joseph geschehen ist und, genau besehen, für die ganze Einwohnerschaft das vernünftigste wäre, wieder nur für die öffentlichen Verhandlungen, versteht sich.

Das zweite Argument ist, daß die Slawen bei Erlernung der magyarischen Sprache doch nichts verlieren, da sie auch früher die lateinische hätten erlernen müssen; dabei ist nur der kleine Unterschied, daß bei Aneignung der lateinischen Sprache man zugleich einen großen andern Besitz erwirbt, den der gesamten römischen Literatur nämlich, indes man mit der magyarischen Sprache nichts erhält als ein Ausdrucksmittel, das kein Kulturmittel ist und auch nie eines werden wird. Die Ungarn sollten vielmehr selbst bedenken, daß, wenn bei der allgemeinen Kulturlosigkeit ihrer eigenen Nation sich in ihren besseren Köpfen, wie nicht zu leugnen, eine gewisse Originalität und Kraft kund gibt, sie dies vielleicht hauptsächlich der von Kindheit auf betriebenen römischen Literatur verdanken. Ich will der ungarisch-lateinischen Sprache nicht das Wort reden, sie hatte aber wenigstens einen Vorzug, das allgemeine Verständigungsmittel für drei verschieden redende, gleichberechtigte Nationen zu sein.

Die magyarische Sprache wird dem Lande nie das werden, was die lateinische war. Dieselbe Nationalität, welche die Ansprüche der Magyaren hervorgerufen hat, ist im verdoppelten Maßstabe, wie immer bei den Unterdrückten, unter den Slawen rege geworden; sie werden sich die Sprache ihrer Bewältiger nie, als höchstens zu den öffentlichen Verhandlungen, aufdringen lassen, und zwar um so mehr, als die ungarische Sprache keine Zukunft hat. Ohne Zusammenhang mit irgend einem europäischen Idiom und auf ein paar Millionen größtenteils unkultivierter Menschen beschränkt, wird sie — abgesehen davon, daß in der ungarischen Nation sich nie ein wissenschaftliches oder Kunsttalent bemerkbar gemacht hat — nie ein Publikum haben. Und ohne Leser keine Literatur. Wenn Kant seine Kritik der reinen Vernunft in ungarischer Sprache geschrieben, so hätte er vielleicht drei Exemplare abgesetzt. Gedichte und allenfalls einzelne Romane, Zeitungsartikel und politische Diatriben können, besonders solang die Mode warm ist, mit Glück in der Landessprache debitiert werden; das ist aber die Literatur des Augenblicks und der Oberflächlichkeit, wo bleibt da die sonstige, die eigentliche Bildung? Ein Ungar, der nichts als ungarisch kann, ist ungebildet und wird es bleiben, wenn seine Fähigkeiten auch noch so gut wären. Anders dagegen ist es schon mit den Slawen. Er gehört einem weit verbreiteten Stamme, dessen Zeit nahe bevorsteht und schon da wäre, wenn nicht an der Spitze das mit Recht verabscheute Rußland stände. Er hat also für seine Sprache wenigstens eine Aussicht, der Ungar keine, obwohl für die Gegenwart dem Slawen seine Aussicht eben auch nichts hilft, und er, wie der Ungar, genötigt ist, zu einer andern Sprache als Bildungsmittel seine Zuflucht zu nehmen, und das ist die deutsche.

Was folgt nun aus dem allem? Es folgt, daß, was die Ungarn gegen die lateinische Sprache getan haben, alles, nicht für die unga-

rische, sondern für die deutsche Sprache geschehen ist. Ungarn ist germanisiert und wird's mit jedem Jahre mehr werden. Jeder Kandidat der Bildung ist zugleich ein Kandidat der deutschen Sprache. Hier ist von keinem gewaltsamen Aufdrängen die Rede, wie Kaiser Joseph getan hat, sondern die Sache nötigt, und das ist der rechte Zwang. Fünf oder sechs große Nationalitäten haben den Raum der Welt eingenommen, und nur für die slawische ist noch Platz. Kleinere Korporationen gelangen nicht mehr an die Oberfläche. Der Schotte und Irländer befindet sich, was Sprache betrifft, wohl dabei, sich mit den Schätzen der englischen zu bereichern, und der Baske dies- und jenseits der Pyrenäen liest und schreibt französisch oder spanisch, je nachdem er diesem oder jenem Völkerverbande angehört, obschon von gleichem Stamme, und im Verkehr mit Stammverwandten der mütterlichen Ursprache noch immer und mit Vorliebe sich bedienend. Sollten die Ungarn, um sich vor der zwingenden Gewalt des deutschen Idioms zu retten, auf die Möglichkeit einer Bildung durch die französische oder englische Sprache hinweisen, so wird dadurch die Verwirrung nur größer, der Viellern- und Nichtswisserei fände sich Tür und Tor geöffnet, und die magyarische Sprache gewänne doch auch nichts dabei.

Bildet daher eure ungarische Sprache aus und verbreitet sie ohne andern Zwang, als den ihrer Vorzüge, nach Möglichkeit; besonders da einmal die Mode der Nationalität gekommen ist, ein Artikel, den ihr wie eine Kinderkrankheit eben von den verhorresierten Deutschen durch Ansteckung geerbt oder doch in neuen Schwung gebracht habt. Aber bedenkt: mit Umschlag der Mode wird die jetzt verspottete Humanität wieder in ihre früheren Rechte treten, und man wird einsehen, daß das beste, was der Mensch sein kann, eben ist, ein Mensch zu sein, ob er nun einen Attila trägt und ungarisch spricht, oder trotz seiner deutschen Sprache in einem englischen Frack und französischen Hut einhergeht.

Gedanken zur Zeitgeschichte und Staatslehre.

Es ist etwas Eigenes um das Aufblühen und Verwelken der Völker. In jedem ist eine hervorstechende Kraft, die heilsam wirkt, so lange sie Hindernisse zu besiegen hat, nach diesem Siege aber sich gegen sich selbst kehrt. So war's mit dem Geiste der Freiheit in Athen zur und nach der Zeit des Perikles, so war's mit der Tapferkeit der Römer, nach Besiegung der Welt, in den Bürgerkriegen. Cäsar kam schon zu spät, zudem wurde er von kurzsichtigen Enthusiasten ermordet. Augustus wußte nichts Besseres zu tun, als die schädlich gewordene Kraft niederzuhalten. Darauf kamen seine unmittelbaren Nachfolger, die man kurz abgetan hat, indem man sie als Wahnsinnige bezeichnet. Sie waren aber nicht wahnsinnig, Caligula so wenig als Nero, der in seinen ersten Jahren als Weiser regierte. Ihr Wahnsinn war die rohe Selbstsucht und der Übermut der Gewalt. Das alles hat nichts Erstaunliches; aber nachdem die eigentümliche Kraft der Römer einmal gebrochen war, kam eine Reihe der vortrefflichsten Fürsten: Vespasian, Titus, Trajan, Hadrian, die Antonine; es entstand sogar eine zweite höchst achtbare Literatur, das alles aber konnte dem Verwelken keinen Einhalt tun. Die natürlichen Energien der Nationen waren zerstört, Vaterlandsliebe und Heldenmut in der Selbstsucht untergegangen.

Einen solchen Kulminationspunkt hatte das grübelnde und untersuchende Deutschland in der Epoche zwischen Kant und Goethes Tode erreicht. Schon beginnt die Kraft, sich gegen sich selbst zu wenden. Wenn nicht bald ein Mann oder ein Ereignis das Gleichgewicht wieder herstellt, wird ein späterer oder ein späteres die Nation verwelkt und unfähig finden, sich aus der Zerstörung wieder emporzuarbeiten, wie es mit Italien z. B. schon wirklich der Fall scheint.

Jedermann ist darüber einig, daß das Konkordat in Österreich ein großes Unglück für die Untertanen war, weil es die Erziehung, den Unterricht, die Ehe, alle bürgerlichen und menschlichen Verhältnisse mehr oder weniger unter die Herrschaft einer Kirche gebracht hat, die notgedrungen ist, sich aller Verstandesentwickelung entgegenzusetzen, weil nur der Unverstand ihre übernatürlichen Voraussetzungen annehmen kann. Das ist aber nur die eine Hälfte des Unglücks, das Übel nach unten. Das Übel nach oben ist, daß die Kirche sich diese Vorzüge nicht schenken läßt, sondern etwas dafür gibt: das göttliche Recht des Monarchen. Das ist nun die reine Despotie. Der Monarch kann alles tun, was ihm beliebt, und ist nur seinem Gewissen und denen also, die sein Gewissen dirigieren, verantwortlich. Über den Satz: Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verstand, lacht jedermann; denn Gott gibt die bürgerlichen Ämter nicht, sondern die Menschen geben sie, und die Menschen können wohl ein Amt geben, aber die Fähigkeiten dazu nicht. Aber wenn Gott selbst dem Monarchen das Amt gibt, so kann und muß er ihm dazu auch die Fähigkeiten geben. Daher entsteht nun nebst der Willkür auch der Eigendünkel, die Meinung, alles besser zu verstehen, der dieses Land zugrunde richten wird und den guten Anfang dazu bereits (1859) gemacht hat.

Herr Professor Palacky ist wahnsinnig geworden. Er stellt in einem ernsthaft gemeinten Aufsatze an die Regierung die Anforderung, den einzelnen Kronländern eigene Ministerien des Innern, des Unterrichts usw. zu gewähren. Er ist also durch die letzten Erfahrungen in Ungarn nicht belehrt worden. Glaubt er nun,

daß die Regierung, die notgedrungen die Sache in die Hand genommen hat, auf derlei Vorschläge wirklich eingehen werde? Und wenn nicht, was ist seine Absicht mit jenem Aufsatze? Will er nur der Eitelkeit seiner Landsleute schmeicheln und seiner eigenen dazu? Die Lage ist zu ernst für derlei Spielereien. Oder will er Unzufriedenheit mit der Regierung erwecken, indem er sie hindert, auf dem konstitutionellen Wege fortzugehen, den sie eingeschlagen und, wie wir glauben, redlich einhalten will? Will er die baldige Zusammenberufung der Reichsstände unmöglich machen und Ausnahmszustände verlängern, deren Aufhören jeder Rechtschaffene wünscht? Das wäre boshaft, und die Voraussetzung von Wahnsinn wäre noch ein Lob gegenüber der von Heimtücke.

Glücklicherweise aber ist Herrn Palackys Gesinnung nicht die der Mehrheit seiner Landsleute, sondern nur einer kleinen Fraktion, der Partei der germanisierten Tschechen. Nachdem sie alles, was sie wissen und können, von den Deutschen gelernt haben, ahmen sie ihnen, zum schuldigen Danke, auch ihre neuesten Narrheiten nach. Denn woher stammt dieses Geschrei von Nationalität, dieses Voranstellen der einheimischen Sprach- und Altertumswissenschaft anders als von den deutschen Lehrkanzeln, auf denen gelehrte Toren den Geist einer ruhig verständigen Nation bis zum Wahnsinn und Verbrechen gesteigert haben? Dort ist die Wiege eurer Slawomanie, und wenn der Böhme am lautesten gegen die Deutschen eifert, ist er nichts als ein Deutscher, ins Böhmische übersetzt.

Glücklicherweise aber, wiederhole ich, gibt es noch einen Kern der Nation, der von diesem slawischen Deutschtum nicht angesteckt ist. Es sind jene eigentlichen Tschechen, verständig natürliche Menschen, die ihre Sprache reden, weil sie eben ihre Muttersprache ist, aber auch nichts dagegen hätten, sich einer anderen zu bedienen, wenn sie zufällig zehn Meilen weiter rechts oder links geboren wären. Sie wissen, daß die Sprache allerdings ein hohes Gut des Menschen ist, daß aber sein Wert in dem besteht, was er denkt und will, nicht in den Lauten, in denen er beides ausdrückt. Sie wissen, daß jahrhundertalte Verhältnisse sich nicht auf gutdeutsch durch einen läppischen Enthusiasmus über Nacht aufheben lassen, und daß Gleichberechtigung nicht eins und dasselbe ist mit Gleichgeltung, so wie mein Eigentum gleichberechtigt ist mit dem des Fürsten Liechtenstein, was aber nicht hindert, daß er eben so viele Millionen besitzt, als ich Hunderte. Es fällt ihm nicht ein, zu glauben, daß sein von ein paar Millionen gesprochener Dialekt sich je von dem Einflusse einer der vier oder fünf herrschenden Weltsprachen werde frei halten können, und wenn man ihm sein Böhmisch durch das Prädikat Slawisch in den Adelstand erheben will, so lacht er ungläubig, wie der Engländer lacht, wenn ihn ein Berliner Sprachgelehrter als germanischen Stammverwandten in seine deutsche Familie aufnehmen will. In der Erziehung seines Sohnes endlich hat er nicht Lust, ihn auf vaterländisches Salz und Brot zu setzen, wenn hart daneben eine reichbesetzte Tafel die nahrhaftesten Speisen darbietet, noch glaubt er ihn auf eine böhmische Universität geschickt zu haben, wenn der Professor für seinen böhmischen Vortrag sich vorher aus deutschen Büchern vorbereiten und der Schüler in denselben deutschen Büchern sich Rats erholen muß, ob sein Lehrer sie richtig verstanden, oder nicht.

Ich stelle die Sprachfrage voran, weil Herrn Palackys Begeisterung wesentlich eine neudeutsche, d. h. antiquarisch-literarische ist. Das Wohl und Wehe seiner Landsleute liegt ihm weniger am Herzen, als die Sprache, in der sie über ihr Unglück jammern.

1849.

Das traurigste in den Ereignissen der letzten Zeit besteht nicht in dem Unglück, das sie über die Gegenwart gebracht haben, sondern darin, daß der Glaube an die Perfektibilität der Menschheit, an die sogenannte Erziehung des Menschengeschlechtes darin höchst wankend geworden ist. In dem Augenblicke, als man die Welt auf einer weiß Gott wie hohen Stufe der Bildung glaubte, kommt der Tag der Prüfung, und sie steht schlechter und alberner da, als jemals. Ja sie zeigt geradezu die Erscheinungen einer abwärts gehenden oder sich auflösenden Kultur. Das ist kein hypochondrischer Pessimismus, denn es kann allerdings ein Mann oder ein Ereignis alles wieder ins Gleichgewicht bringen. Aber das Unternehmbare außer Rechnung gebracht, dürfte es unserer Bildungsepoche nicht anders ergehen, als es der griechischen und römischen vor uns ergangen ist. Das natürliche Denken durch ein künstliches Gedankenspiel verdrängt, die Vorurteile entfernt, aber durch keine Urteile ersetzt; die Empfindung nur noch in der Selbstsucht lebendig; Autorität und Vertrauen erloschen und die Rechtschaffenheit einer erlogenen und geträumten Großartigkeit untergeordnet: wo wäre da noch ein fester Punkt, an den man den Hebel für ein Emporziehen des Versunkenen ansetzen könnte? Am übelsten daran ist Frankreich durch seine moralische und Deutschland durch seine geistige Verworrenheit. Ja letzteres noch schlimmer, da man aus dem Verstande eine wenigstens notgedrungene Ehrlichkeit machen kann, aus der Ehrlichkeit aber — selbst diese den Deutschen zugegeben — ewig keinen Verstand. Wie die Deutschen dazu kommen sollen, ihrem Eigendünkel zu Trotz, von der hohen Stufe herabzusteigen, die sie erreicht zu haben glauben, und die Sache wieder anzufangen, wo Lessing und Kant und Goethe sie gelassen haben, das übersteigt jede Voraussagungsgabe. Ein Mann, ein Mann! ein Königreich für einen Mann! In einer gleich prekären Lage befinden sich aber Rußland und England. Die andern Staaten gehen zugrunde, weil sie

wollen, England, weil es muß. Sein erkünstelter Produktionszustand muß brechen. Lord Palmerston hatte als eigensüchtiger Engländer ganz recht, den Kontinent anzuzünden, denn nur der Brand der Welt gibt Wärmestoff für ihre Maschinen, und nur Bettler sind Käufer für ihre Fabrikate. Nichtsdestoweniger ist Englands Untergang ein Unglück für die Welt. England hat die Macht Napoleons gebrochen, und seine gesicherte Stellung gäbe den alleinigen festen Punkt, um dem allgemeinen Verderben einen Damm zu setzen. In Rußland aber macht die ungeheuere Kluft zwischen den gebildeten Ständen und der rohen Masse des Volkes, daß die Durchschnittslinie der Bildung, die die Regierung einhalten muß, sich von der gebildeten Hälfte allzuweit entfernt. Das werden sie unter dem Einfluß der europäischen Traditionen auf die Länge nicht ertragen, und eine Revolution kann kaum ausbleiben. Aber was dann? Dann steht Polen als ein natürlicher Alliierter Frankreichs da, und Italien als unnatürlicher, aber für den Augenblick unzweifelhafter. Vielleicht daß ein neuer Napoleon der Revolution in Frankreich dann den gewohnten Abfluß durch Raub und Eroberung verschafft und die Welt den Kreislauf wieder durchzumachen hat, dem kein Winter und kein Moskau ein elementarisches Ziel setzt. Ich will nicht an derlei glauben, aber man muß ein starkes Vertrauen in die Vorsehung haben, um nicht schwarz zu sehen. Ich stehe am Rande meiner Tage. Es ist nicht Besorgnis um mich, es ist meine begeisterte Liebe für das Gute und Schöne, was mich kleinmütig macht.

Im Staat geht es wie in der Welt: Wer nicht schwimmen kann, der ersäuft.

Der Staat ist eine Anstalt zum Schutz, nicht zur Versorgung. Helfen sollen die einzelnen. Was der Staat den Verhungernden gibt, muß er den Hungernden nehmen.

Der Staat kann nichts geben als Recht, denn sein einziges Mittel ist der Zwang.

Das Gesetz straft die Verbrechen, die Natur die Ungeschicklichkeit.

Der Staat ist eine *Rechtsanstalt*, und die übrigen Zwecke der *Gesellschaft* gehen nur nebenbei.

Beweis. Als Staat gibt er *Gesetze* und erzwingt ihre Befolgung, als Gesellschaft überläßt er dem eigenen Ermessen die Benützung seiner Vorsorge.

Aus dem Gesichtspunkte des Staates als Anstalt zur Sicherung der Rechte ist die *Strafe* ein Mittel zur Abhaltung von Verbrechen. Als Mittel der *Besserung* gehört es zu den übrigen moralisch-politischen Zwecken der Gesellschaft.

Um vom Verbrechen abzuhalten, muß die Strafe oder vielmehr ihre Androhung einen starken Eindruck auf die Phantasie und die Sinnlichkeit machen. Der Kerker ist ein Übel, das seine ganze Schrecklichkeit erst dem schon wirklich Eingekerkerten darstellt. Im Kerker kann der Verbrecher vielleicht gebessert werden, er wird gewiß für die Dauer seiner Haft unschädlich gemacht. Aber die Strafe will schon das *erste* Verbrechen verhüten. Auch der *erste* Ermordete hatte ein Recht auf den Schutz, nicht erst der mögliche *zweite*.

Der Abscheu vor der Todesstrafe ist nur eine Folge der Feigheit der neueren Zeit, die nichts Höheres kennt, als das Leben. Der Soldat auf dem Schlachtfeld stirbt einen viel gräßlicheren Tod als der Verbrecher unter der Guillotine oder am Galgen. Die Schande der Hinrichtung trifft das Verbrechen und nicht den Tod. Derselbe Monarch, der mit Zittern und Tränen ein Todesurteil unterschreibt, erläßt ganz ruhig eine Verfügung, die einen Krieg zur Folge hat, der tausend Unschuldigen das Leben kosten kann.

Wer die Gesellschaft in ihrer Grundbedingung angreift, schließt sich selbst von der Menschheit aus, die ihre Grundbedingung in der Gesellschaft hat. Er macht sich selbst zum Tier und muß als Tier behandelt werden.

Die Frage von der Volkssouveränität beruht auf eine Art Wortspiel. Die Souveränität setzt eine Einheit der Gewalt voraus, und diese eine Regierungsform: so daß eigentlich nur die Regierung souverän ist und nie das Volk. Es ist damit, wie mit der Berühmtheit. Der einzelne für sich allein ist nie berühmt, weil er es durch andere wird, aber er kann sich berühmt machen, und dann ist er es. So ist das Volk nie souverän, aber es kann sich einen Souverän *geben*, der es aber nur ist, weil man ihn dazu gemacht hat.

Es ist lächerlich, wenn man behauptet: der Mensch sei von der Natur zum gesellschaftlichen Zustande bestimmt. Wenn die Natur das gewollt, so hätte sie uns als Teilwesen gebildet, mit einzelnen Fähigkeiten und Kräften, aus deren Vereinigung erst ein Zustand der Fortdauer und des Genusses möglich wäre. Das hat sie aber nicht getan, sondern jeder Mensch steht als ein Ganzes da, mit *allen* Vermögen seines Bruders begabt und nur dem *Grade* nach verschieden. Jeder Mensch kann als ein Einzelwesen existieren. Obige Redensart ist überhaupt Unsinn. Die Natur *will* alles, was der Mensch *kann*.

Es ist eigentlich lächerlich, von natürlichen (angeborenen) Rechten zu sprechen; Recht ist nichts anderes, als daß ich in irgend einer Kraftäußerung von andern nicht gehindert werden darf. Wie soll nun zur Natur des Menschen gehören, was nicht in ihm, sondern in andern liegt?

Horaz sagt sehr richtig: Das Recht entsteht aus dem Unrecht. Der Mensch bringt nichts auf die Welt mit, als seine Persönlichkeit; die ist aber nicht sein Recht, sein Anspruch, sondern

er hat sie, er ist sie selbst. Wer sich einen Angriff darauf erlaubt, begeht ein Unrecht, denn er maßt sich etwas an, das einem andern gehört. Auf die äußeren Dinge hat niemand ein Recht. Wenn ich aber Mühe darauf verwende und so von meiner Persönlichkeit etwas damit verbunden habe, darf letzteres von niemand angetastet werden, weil er mich sonst zu seinem Diener machen würde, wozu er keine Befugnis hat.

Der Staat hat keine Religion, aus dem einfachen Grunde, weil er alle hat.

Wenn man mir vom christlichen Staate spricht, so möchte ich die Gewalthaber fragen: wenn man euch einen Backenstreich gibt, haltet ihr die andere Wange hin? Liebt ihr eure Feinde, oder schlagt ihr sie nicht vielmehr tot? Setzt ihr euern Vorteil dem eurer Nächsten (der benachbarten Völker) nach? Erlaubt ihr nicht dem reichen Gläubiger, den armen Schuldner auszupfänden, wenn er dessen Handschrift in Händen hat? Gebt ihr den Dürftigen oder fordert ihr nicht vielmehr Steuern von ihnen? Wenn ihr nun als Staat gerade das Gegenteil von dem tut, was das Christentum lehrt, wie könnt ihr ein christlicher Staat sein? Die einzelnen mögen, können und sollen Christen sein, der Staat ist keine christliche, sondern eine weltliche, auf das starre Recht und den Nutzen gerichtete Anstalt. Er ist nur insofern christlich, als dieses mit dem Menschlichen zusammentrifft.

Es ist schon darum Unsinn, von einem göttlichen Rechte zu sprechen, weil der Begriff von Recht die Idee einer Unvollkommenheit mit sich führt. Das Recht widerstreitet der moralischen Gesetzgebung, indem es das Prinzip des Egoismus über das der Liebe setzt; indes wir doch alle übereinstimmen, daß Gottes Wille gerade das Gegenteil sei. Das Recht ist eine Ausgeburt des Bedürfnisses und der Verschlechterung, daher menschlichen Ursprunges. Gottes Wort sagt: liebe deinen Feind; das Recht sagt: schlag ihn tot, wenn er dich beschädigt. Gott befiehlt: sei deinem Bruder hilfreich; das Recht erlaubt mir, meine Forderung einzuklagen, wenn der Schuldner darüber auch verhungern sollte. Es gibt keine göttlichen Rechte. Sagt man aber, das Recht sei von Gott, weil alles von Gott sei; nun denn, dann ist auch das Übel und die Sünde von Gott, und wir wollen aufhören, ihn als den Heiligen zu preisen.

Die schwerste Aufgabe für jeden Staat- und Weltverbesserer ist offenbar, zu wissen, wie viel Dummheit und Schlechtigkeit in jeder menschlichen Anstalt notwendig gelassen werden muß. Denn das rein Verständige und Gute kann als Kollektivum schon darum praktisch nicht bestehen, weil so viele Unverständige und Schlechte oder doch Gemeine daran fördernd teilnehmen sollen.

Man hat als einen Einwurf gegen den Grundsatz der Gleichheit angeführt: die Natur selbst, indem sie die Menschen mit verschiedenen Gaben ausstattet, sei die erste Quelle der Ungleichheit. Gewiß! Aber eben weil es die Natur schon von selbst tut, laßt die Natur nur fortmachen und spart euere Gesetze!

In manchen Ländern Europas faselt man noch von der Möglichkeit einer patriarchalischen Regierung, einem blind gläubigen Zusammenleben der Staatsbürger, einer unbewußt zufriedenen Selbstbeschränkung der Ansprüche der einzelnen. Die Möglichkeit läßt sich nicht ableugnen. Zahlt eure Staatsschulden, reduziert eure stehenden Heere auf das Drittel und eure Abgaben auf das Fünftel, mischt euch nicht in die Weltangelegenheiten, dann könnt ihr zu Hause allerdings einen Versuch machen. Die bisherigen gesteigerten öffentlichen Zustände aber bildet euch nicht ein, mit herabgestimmten Mitteln, die ungeheure Last, die ihr euch selber aufgebürdet, mit schlaffen Hebeln emporhalten zu können. Ihr wollt euern durch Bildung großgewordenen Nachbarn gleichstehen, und doch in der Bildung zurückbleiben, ihr wollt tüchtige Beamte, aber keine Kenntnisse; Staatsmänner, aber keine Geschichte; Erfinder, aber keine Eigentümlichkeit; Krieger, aber keine Charakterstärke; Handel, aber keine Freiheit; Kredit, aber keine Wahl des Zutrauens. Vom Stumpfsinn fordert ihr die Früchte der Weisheit.

Ob es gut ist, daß die ersten Stellen im Staate dem hohen Adel zuteil werden? In Deutschland, ja. Denn in diesem Lande sind die Einsichtigen und Wissenschaftlichen zugleich unpraktisch und unschlüssig. Nur der Tor und der Aufgeblasene ist zugreifend und rasch; da aber im Staate doch notwendigerweise die wichtigen Geschäfte vorwärts gebracht werden müssen, so schicken sich die Vornehmen am besten dazu. In Frankreich und England ist das freilich anders. Ihre Unfähigkeit zu denken nennen die deutschen Großen: Takt, und gewissenlosen Leichtsinn: Entschlossenheit.

Bei Beurteilung der politischen Ereignisse kann als Regel dienen, daß hinter allem, was den Anschein des Unverfänglichen hat, ein geheimer Plan steckt, wogegen das, was planmäßig zu sein scheint, gewöhnlich keinen Hintergrund hat, als die vollkommenste Gedankenlosigkeit.

Die Diplomaten rangieren in geistiger Hinsicht mit den Weibern. Sie haben Verstand, aber es ist ein Weiberverstand.

Nichts wird in den menschlichen Dingen, namentlich in der Staatskunst und der Diplomatie, so häufig verwechselt, als die Verständig-

keit und die Schlauheit. Sie unterscheiden sich darin, daß die Schlauheit nur das Gegenwärtige im Auge hat und Mittel sucht, das Nächstliegende zu Nutzen und Vorteil zu bringen, indes die Verständigkeit das Gegenwärtige aus dem Vergangenen herleitet und die wahrscheinliche Zukunft nicht aus dem Auge verliert. Die Schlauheit ist daher oft scharfsichtiger und fast immer geschickter, als ihr verständiges Gegenbild, eben weil sie einen engeren Gesichtskreis hat und man weniges leichter übersieht als viel. Nur zu oft aber entgeht ihr der kaum errungene Nutzen, und der Held von heute ist das Gespötte von morgen. Dazu kommt noch, daß diese Fehler der Einsicht, denn das ist sie, fast immer mit Fehlern des Charakters und des Willens verbunden sind; vor allem Eitelkeit und Selbstsucht.

Genau genommen, sind alle Greuel der Gegenwart nur dadurch entstanden, daß der Schlechtigkeit, der Unbesonnenheit und dem Unverstand von unten, von oben her statt dem Verstande nur die Schlauheit entgegengetreten ist. Louis Philipp, ein so verständiger Mann, als je auf einem Throne gesessen ist, wollte endlich auch den diplomatischen Schlaukopf spielen, und er ist darüber zugrunde gegangen.

Der Staatsmann Österreichs, durch Schmeichelei verführt, knüpfte so viele Fäden an, daß er sich endlich selbst in sie verwickelte und den Staat an den Rand des Untergangs brachte. Wer wird den Wortführern der Ungarn die Schlauheit, ja die Geschicklichkeit absprechen? Über den Augenblick hinaus aber war alles Unsinn und Verrücktheit.

Man bespöttelt die Konstitutionen, weil die Regierung nur zu häufig Mittel findet, ihren Anträgen eine Mehrheit zu verschaffen. Die Wirksamkeit der Konstitutionen ist aber nicht aus den Anträgen zu beurteilen, die wirklich zurückgewiesen werden, sondern aus denen, die sich die Regierung, der Zurückweisung im voraus überzeugt, gar nicht zu machen getraut.

Der Sinn der Konstitutionen liegt nicht darin, daß das Volk imstande sei, sich am besten selbst zu regieren. Das ist aber höchst selten der Fall, sondern darin, daß jedermann das Recht hat, seine eigenen Angelegenheiten, gleichviel, ob gut oder schlecht, selbst zu verwalten.

Man erzählt sich, der König von Preußen gebe seinem Lande eine Konstitution. Das Ereignis wäre welthistorisch. Wichtig nicht bloß für Preußen, sondern für den ganzen Kontinent. In bezug auf Frankreich wird dadurch eine Bresche gebrochen in die feindliche Protestation der absoluten Mächte gegen die dortigen Zustände. Die Julius-Revolution ist anerkannt, und Frankreich tritt in die Familie der übrigen Staaten ein. Die Konstitutionen der kleinen deutschen Länder werden jetzt erst eine Wahrheit. So lange die einzelnen Regierungen in ihrer Opposition gegen die Volksstimme sich durch eine überlegene äußere Macht geschützt sahen, mußte die Vertretung des Landes ohnmächtig bleiben und endlich zu einem Beirate herabsinken. Rußland ist von nun an der gemeinsame Feind. Österreich, das seine dynastische Sicherheit in der Vereinzelung seiner Provinzen suchen zu müssen glaubte, wird bald einsehen, daß es gegen die Anziehungskraft von außen einer Schwerkraft nach innen bedürfe, und würde, bei der Auflockerung aller anderen Verknüpfungsbande, diese nur in einer Verfassung finden. Wenn der König von Preußen seinem Volke eine gute Konstitution gibt, so ist Österreich in zehn Jahren von heute konstitutionell.

Aber wohlgemerkt, wenn er eine gute gibt. Eine ungenügende würde schlimmer sein als keine. Streng genommen, ist der richtige Zeitpunkt schon versäumt. Bei seiner Thronbesteigung oder ein Jahr später würde jede Form mit Dank und Jubel aufgenommen worden sein. Jetzt ist das Land, oder vielmehr die Meinung schon in Opposition getreten. Die Gabe ist nicht mehr ganz freiwillig, oder vielmehr nur insofern nicht erzwungen, weil der König ein Ehrenmann ist; wäre er's nicht, so stünde es ihm frei, einen König von Hannover zu spielen, und ich bin überzeugt, es wäre ihm nicht schwer geworden, die Volksstimme niederzuhalten, ja, zum Schweigen zu bringen.

Der diese Zeilen schreibt, ist kein unbedingter Freund der Konstitutionen, oder vielmehr er hält ihre erste Einführung für gefährlich. Der Reiz der Ungebundenheit nach langer Bevormundung hat sich schon manchem Pflegebefohlenen als verderblich gezeigt. Staatliche Grundveränderungen gleichen den chirurgischen Operationen: heilbringend für die Zukunft, verdoppeln sie das Übel für die Gegenwart, und mehr als ein Patient ist schon am Wundfieber gestorben. Der richtige Gang für jede solche Veränderung wäre der der englischen Verfassung.

Vom Geringen anfangend, durch das Bedürfnis vermehrt, im Gebrauche bestätigt, steht endlich das Ganze als ein notwendiger Organismus da, in dem selbst die Auswüchse durch den Zusammenhang gerechtfertigt erscheinen. Aber zu einer solchen Entwickelung aus dem Keime ist für Preußen der Zeitpunkt versäumt. Das wenige genügt nicht mehr, man will etwas Fertiges, schon im Beginne Befriedigendes.

Woher nun den Bauplan für ein solches, nicht mehr natürliches, sondern Kunstprodukt nehmen? Die Vernunft allein genügt bei derlei praktischen Dingen nicht, das hat die französische Revolution der neunziger Jahre gezeigt. Also die Erfahrung, das schon anderwärts, zu anderen Zeiten Geschehene: die Geschichte.

Das juste milieu ist freilich ein Unsinn, wenn man es als die Mitte zwischen zwei Entgegengesetzten betrachtet; denn diese Mitte ist die Unbeweglichkeit, die Gleichgültigkeit, die Indifferenz. Sie muß nicht die Mitte zwischen Negation und Affirmation, sondern die Mitte zwischen der mindesten Stufe der Affirmation und ihrem Äußersten sein. So ist die Mitte zwischen Tyrannei und Zügellosigkeit nicht die Freiheit, sondern die Gesetzlichkeit; und erst zwischen Gesetzlichkeit und Zügellosigkeit liegt mitten inne die Freiheit.

Ein vor kurzem verstorbener Monarch hat bei einer feierlichen Gelegenheit den Professoren einer Landesuniversität rundheraus erklärt: Ich brauche keine Gelehrten! Diesem Ausspruche hätten wir zwar entgegensetzen können: Wenn Ew. Majestät keine Gelehrten brauchen, so brauchen wir sie. Besagter Monarch aber, der einen zwar wenig ausgedehnten, in seiner Beschränktheit aber ganz richtigen Verstand besaß, hat etwas ausgesprochen, dessen Wahrheit nicht geleugnet werden kann: der Zweck des Staates bei Errichtung und Erhaltung der Universitäten ist nicht die Bildung von Gelehrten.

Man gefällt sich zwar in neuerer Zeit, den Staat als den Inbegriff und die Wesenheit alles Anzustrebenden und menschlich Erreichbaren aufzustellen, wobei man sich aber anderseits ebenso lebhaft gegen jene Bevormundung von seiten des Staates sträubt, die aus einer solchen Ansicht notwendig hervorgehen müßte. Diese Ansicht und diese Bevormundung fand auch wirklich in den Staaten des Altertums statt, wo Fremder und Feind, oder wenigstens Fremder und Barbar, gleichbedeutende Ausdrücke waren. Wo der bestimmte Staat zugleich Quelle und Hüter alles Menschlichen ist, fällt alles Menschliche notwendig in seine Bestimmung und seinen Zweck. In neuerer Zeit aber, wo der Freizügigkeit die ganze Erde offen steht und man diesen oder jenen äußeren Staat leicht für einen besseren und wünschenswerteren erkennen könnte, als den eigenen, hat sich der Zweck des Staates auf das reduziert, was jeder leisten kann und muß, wenn er überhaupt ein Staat genannt werden soll: Sicherheit und, als an den Ort geknüpft, Förderung des materiellen Wohles. Die geistigen Interessen fallen dadurch nicht weg, aber sie werden dem Nutzen dienstbar, mit ihrem Überschuß reichen sie über die Grenzen des Staates hinaus und gehören der ganzen Menschheit.

Wenn daher der Staat Unterrichtsanstalten gründet, so hat er vor allem den praktischen Nutzen der Wissenschaft im Auge. Eine Theologie, die, statt die Religion zu unterstützen, ihre Grundfesten angriffe; eine Jurisprudenz, die den Standpunkt des Rechtes als eine dialektisch sich aufhebende Darstellung und das Verbrechen als einen Fehler im Schließen oder ein Unglück betrachtete; eine Medizin, welche, die Heilung außer acht lassend, sich mit naturwissenschaftlicher Spekulation abgäbe, hätten durchaus keinen Anspruch, in den Kreis seiner speziellen Aufgabe gezogen zu werden.

Man hat zwar schon den Namen Universität, universitas scientiarum, urgiert und daraus gefolgert, daß alles Wissenswürdige auf diesen Anstalten gelehrt werden müsse. Das war auch der Sinn und die Absicht bei Gründung der Universitäten in der letzten Hälfte des Mittelalters. Da es in jener Zeit außer den Klassikern und den theologischen Scholastikern keine Bücher gab, und auch diese nur in seltenen und kostbaren Exemplaren, so war das Vehikel der Bildung allerdings auf die Lehrstühle und den mündlichen Vortrag beschränkt. Gegenwärtig aber, wo die Literatur als eine zweite Sintflut die Welt überschwemmt und man ein Wunder von Gelehrsamkeit sein kann, ohne je eine Universität besucht zu haben, stellt sich das Verhältnis ganz anders heraus. Das Wissen um des Wissens willen wird in praktisch vernünftigen Ländern der Buchdruckerpresse und dem Privatfleiße überlassen, und die Staatsanstalten beschränken sich auf den Unterricht als Vollendung der Erziehung und als Bildung für praktische Zwecke.

Im Gegensatz mit dieser in allen Ländern Europas geltenden Ansicht wurden nun in Deutschland die Universitäten auf die Gelehrsamkeit, auf die Befriedigung der Wißbegierde, um nicht zu sagen: wissenschaftliche Neugierde, basiert. Mit dem Schimpfnamen der Brotstudien bezeichnet, traten die praktischen Fächer in den Hintergrund, und Lern- und Lehrfreiheit ward das Feldgeschrei der Schule. Was nun die Lernfreiheit betrifft, so ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Staatsanstalten fordern bei der Aufnahme eines Kandidaten strenge Fachprüfungen, und wer da seine Lernfreiheit nicht auf das zu Lernende gerichtet hat, fällt durch. Viel schreiender aber ist der Unsinn der Lehrfreiheit. Der Schriftsteller, der für die gelehrte Welt, auf jeden Fall für Männer schreibt, ist Preßgesetzen unterworfen, die seine Richtung kontrollieren und die schädliche bestrafen; der Professor aber, der die unerfahrene und widerstandslose Jugend vor sich hat, soll, verstärkt durch das Gewicht der Autorität und der Persönlichkeit, jede Verkehrtheit und jeden Unsinn in die empfänglichen Gemüter schleudern können. Auf welche Art die Lehrfreiheit zu beschränken sei, gehört nicht hierher — auf keinen Fall durch die Polizei —, daß sie aber in ihrer ganzen Ausdehnung nicht bestehen könne, leuchtet ein.

Man spricht so viel von der Lehrfreiheit, als ob ihr Palladium darin bestände, daß jeder Professor von der Kanzel das verrückteste Zeug vortragen dürfe. Der Professor kann aber auf zweierlei Art lehren: durch Bücher für die gelehrte Welt und durch den Vortrag für die Schüler. Die Freiheit der Lehre in Schrift und Büchern soll und muß unbeschränkt sein. Die

Freiheit aber von der Kanzel, durch die Autorität des Lehrers unterstützt, jungen widerstandslosen Gemütern destruktives und albernes Zeug in den Kopf zu setzen, kann und soll überwacht werden. Hier ist von keinem Zwang die Rede; denn es wird niemand gezwungen, Professor zu werden.

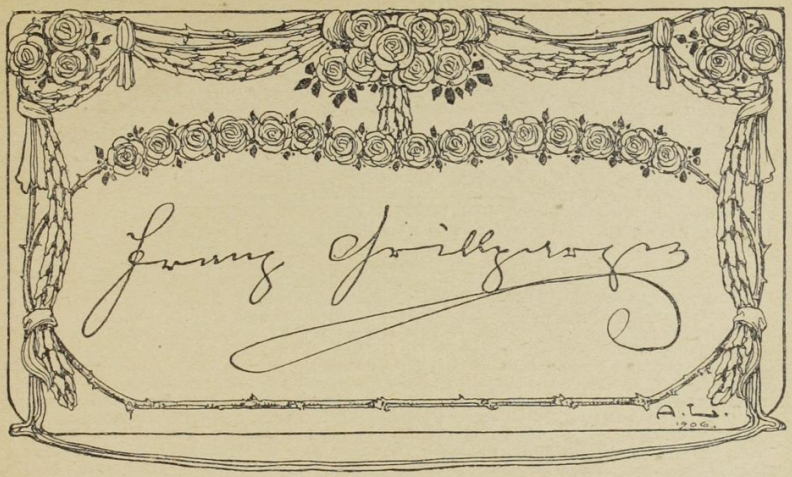
März 1848.

Die Leute sagen mir: nun habt ihr die Preßfreiheit, nun schreib! sprich zum Volke! Aber zu schreiben aus keinem anderen Grund, als weil man die Preßfreiheit hat, käme mir vor, wie ein junger Kadett, der zum ersten Male einen Säbel an der Seite hat und der nun glaubte, er müßte ihn nun gleich auf der Stelle gegen irgend jemand brauchen. Die Preßfreiheit ist ein scharfes Schwert, laßt es uns nur ziehen, wenn die Not es erheischt.

Aber die Not war schon da! — Allerdings. Ich hatte auch die Feder schon halb aus der Scheide gezogen. Anfangs wollte ich dem Volke sagen: sei mutig! — aber sie waren mutig. Als später die Zugeständnisse etwas zögernd auf sich warten ließen, wollte ich sie zur Mäßigung ermahnen — aber sie waren mäßig. Zuletzt schien's mir notwendig, zu warnen, man möge über den Starrsinn halb wahnsinnig gewordener Ratgeber nicht die sprichwörtlich gewordene Milde, das Wohlwollen des regierenden Hauses vergessen; als ich aber auf die Straße kam, fuhr der Kaiser eben durch die kurz noch halbempörte Stadt, und das Volk jubelte ihm entgegen, wie einst als Kronprinz, als er nach einer todesgefährlichen Krankheit das erste Mal sich wieder öffentlich zeigte; als ob die letzten Jahre des Druckes gar nicht da gewesen wären. Da dachte ich mir: Was soll man einem Volke sagen, das durch einen glücklichen Instinkt überall das Rechte selbst herausfindet?

Ich war immer stolz, ein Österreicher zu sein. Wenn mir literarische Freunde über unser Zurückgebliebensein in der Bildung klagten, und wie das übrige Deutschland geringschätzig auf uns herabsehe, so dachte ich mit Georg in Götz von Berlichingen: guckt ihr —! und so weiter. Gesunder Menschenverstand und Natürlichkeit der Empfindung sind unscheinbare Güter; wer sie aber durch nachgeplapperte Theorien und unfruchtbare Vielwisserei verloren hat, ist übler daran, als wer auf sie allein beschränkt ist. Ich war immer stolz, ein Österreicher zu sein. Ich habe nie im Auslande drucken lassen, nie stand ein Wort von mir in den deutschen Journalen. Selbst die Zensurgesetze habe ich geachtet, weil ich glaubte, es zieme dem rechtschaffenen Manne, sich den Gesetzen seines Vaterlandes zu fügen, gesetzt auch, sie wären absurd. Und sieh da, der Tag ist gekommen, wo sich mein Stolz gerechtfertigt. Ihr habt euch in diesen letzten Tagen als Österreicher benommen, als ein Volk, das Kopf und Herz im rechten Gleichgewicht hat, keines das andere unterdrückend und beide einander dienend. Und doch möchte ich ein Wort der Warnung sprechen.

VI. Biographisches.



Selbstbiographie.

1791—1836.

Ich bin zu Wien am 15. Jänner 1791 geboren. Mein Vater war Advokat, ein streng rechtlicher, in sich gezogener Mann. Da seine Geschäfte und seine natürliche Verschlossenheit ihm nicht erlaubten, sich mit seinen Kindern viel abzugeben, er auch starb, ehe ich volle achtzehn Jahre alt war, und in den letzten Jahren seines Lebens Krankheit, die gräßlichen Kriegsjahre und der durch beides herbeigeführte Verfall seiner häuslichen Umstände, jene Verschlossenheit nur vermehrten, so kann ich von dem Innern seines Wesens mir und anderen keine Rechenschaft geben. Sein äußeres Benehmen hatte etwas Kaltes und Schroffes, er vermied jede Gesellschaft, war aber ein leidenschaftlicher Freund der Natur. Früher einen eigenen, später einen gemieteten Garten selbst zu bearbeiten und Blumen aller Art zu ziehen, machte beinahe seine einzige Erheiterung aus. Nur auf Spaziergängen, bei denen er auf unglaubliche Entfernungen manchmal die ganze Familie, häufig aber auch nur mich, noch als Kind mitnahm, wurde er froh und mitteilsam. Wenn ich mich erinnere, daß es ihm bei solchen Spaziergängen am Ufer der Donau Vergnügen machte, den Inseln im Flusse, nach Art der Weltumsegler, selbstgewählte Namen zu geben, so muß ich glauben, daß in früherer Zeit die Regungen der Phantasie ihm nicht fremd gewesen sein müssen, ja noch später, in den Jahren meiner Lesewut, konnte ich ihm kein größeres Vergnügen machen, als wenn ich ihm Romane, aber ausschließlich Ritter- und Geistergeschichten, zutrug, die dann der ernste Mann, am schwedischen Ofen stehend und ein Glas Bier dazu trinkend, bis in die späte Nacht hinein las. Neuere Geschichten waren ihm wegen ihres Konventionellen zuwider.

Meine Mutter war eine herzensgute Frau, plagte sich mit ihren Kindern, suchte Ordnung herzustellen, die sie, die Wahrheit zu sagen, selbst nicht gar genau hielt, und lebte und webte in der Musik, die sie mit Leidenschaft liebte und trieb.

Ich war der älteste von drei Brüdern, zu denen erst spät, als ich schon ziemlich erwachsen war, ein vierter hinzukam. Man hielt mich für den Liebling meines Vaters, obwohl er mir nie ein Zeichen davon gab. Im Gegenteile unterhielt er sich am liebsten mit dem dritten, der ihn, von Geschäften ermüdet, durch unschädliche Wunderlichkeiten in seinem Entwickelungsgange, erheiterte. Der zweite war ihm durch sein trotziges und störrisches Wesen beinahe zuwider. —

Überhaupt kann man sich verschiedenere Charaktere als diese drei Brüder nicht denken. Von dem zweiten ist schon die Rede gewesen.

Der dritte war ein bildschöner Knabe und deshalb von den Weibern verhätschelt. Da nun zugleich meine Mutter, wenn der Lärmen zu arg wurde, kein Mittel wußte, als die Schuldigen zu sich zu rufen und, in Form von Strafe, zu verhalten, an einem Strumpfband zu stricken, so hatte der jüngste die Sache ernsthaft genommen und strickte und stickte wie ein Mädchen. Er hatte sich drei Ecken des Zimmers mit gedachten und auch benannten Frauen bevölkert, denen er wechselweise Besuche abstattete. Mein Vater, abends im Zimmer auf und nieder gehend, versuchte ihm auch für die vierte Ecke eine vierte Frau aufzudringen, die aber, da der vorgeschlagene Name den Spott gar zu deutlich an sich trug, der Knabe durchaus nicht akzeptierte.

Durch diese Grundverschiedenheit von meinem Bruder entfernt gehalten, und da unser Vater zugleich sich von jeder Bekanntschaft abschloß, wuchs ich in völliger Vereinzelung heran. Um das Formlose und Trübe meiner ersten Jahre begreiflich zu machen, muß ich sogar unsere Wohnung beschreiben.

Mein Vater, mit der Absicht zu heiraten umgehend, suchte Quartier. Einmal abends bei einem Bekannten zu Gaste, kann er nicht fertig werden, die Wohnung des Wirtes zu loben. Zwei ungeheuere, saalähnliche Zimmer, den Zugang bildend ein minder großes, ganz geeignet für die Kanzlei des Advokaten, nach rückwärts noch einige Gemächer, zum Schlafzimmer und sonstigen Bedarf.

Seinen ausgesprochenen Wünschen kommt der Inhaber der Wohnung mit der Äußerung entgegen, wie es leicht sei, sich den Besitz alles dessen zu verschaffen. Er selbst habe die Wohnung aufgekündet, und unter den Geladenen befinde sich der Hausherr, mit dem er sogleich sprechen könne. Gesagt, getan. Die Männer geben sich den Handschlag, und mein Vater hat, was er wünscht. Er hatte bemerkt, daß die Fenster der Wohnung nach zwei Seiten gehen. Was war also natürlicher, als daß die eine Hälfte die Aussicht auf die Straße, den „Bauernmarkt" hat und die andere in den ziemlich geräumigen Hof des Hauses. Bei späterer Besichtigung aber fand sich, daß es mit der Aussicht in den Hof allerdings seine Richtigkeit habe, die zweite Hälfte aber in ein enges, schmutziges Sackgäßchen ging, von dessen Existenz sogar viele Menschen in Wien gar keine Kenntnis haben.

In diesem Hause wurde ich geboren und verlebte meine ersten Knabenjahre. Finster und trüb waren die riesigen Gemächer. Nur in den längsten Sommertagen fielen um Mittagszeit einzelne Sonnenstrahlen in das Arbeitszimmer unseres Vaters, und wir Kinder standen und freuten uns an den einzelnen Lichtstreifen am Fußboden.

Ja auch die Einteilung der Wohnung hatte etwas Mirakulöses, nach Art der uralten Häuser war es mit der größten Raumverschwendung gebaut. Das Zimmer der Kinder, das so ungeheuer war, daß vier darin stehende Betten und einige Schränke kaum den Raum zu verengen schienen, empfing sein Licht nur durch eine Reihe von Glasfenstern und einer Glastür von einem kleinen Hofe auf gleicher Ebene mit dem Zimmer, also wie das Zimmer selbst im ersten Stockwerke. Dieser Hof war uns streng verspert, wahrscheinlich infolge einer Konvention mit dem grämlichen Hausherrn, der den Lärm der Kinder scheute. Hierher verlegten wir in Gedanken unsere Luft- und Sommerfreuden.

Nächst der Küche lag das sogenannte Holzgewölbe, so groß, daß allenfalls ein mäßiges Haus darin Platz gehabt hätte. Man konnte es nur mit Licht betreten, dessen Strahl übrigens bei weitem nicht die Wände erreichte. Da lag Holz aufgeschichtet. Von da gingen hölzerne Treppen in einen höheren Raum, der Einrichtungsstücke und derlei Entbehrliches verwahrte. Nichts hinderte uns, diese schauerlichen Räume als mit Räubern, Zigeunern, oder wohl gar Geistern bevölkert, zu denken. Das Schauerliche wurde übrigens durch eine wirkliche, lebende Bevölkerung vermehrt, durch Ratten nämlich, die in Unzahl sich da herumtrieben, und von denen einzelne sogar den Weg in die Küche fanden. Ein bei uns lebender Neffe meines Vaters und mein zweiter Bruder begaben sich manchmal, mit Stiefelhölzern bewaffnet, auf die Rattenjagd, ich selbst konnte mich kaum ein paarmal entschließen, das Gewölbe zu betreten und mir Angst und Grauen zu holen.

Von der Küche ab ging ein zweiter langer Gang in ein bis zu einem fremden Hause reichendes, abgesondertes Zimmer, das die Köchin bewohnte, die infolge eines Fehltrittes mit dem, auch Schreiberdienste leistenden, Bedienten verheiratet war, welche beide dort eine Art abgesonderten Haushalt bildeten. Sie hatten ein Kind und zu dessen Wartung ein halberwachsenes Mädchen, als Magd der Magd. Der Zutritt zu diesem Zimmer war uns verboten, und wenn manchmal das schmutzige Mädchen mit dem unsaubcren Kind, wenn auch nur im Durchgange erschien, so kamen sie uns vor, wie Bewohner eines fremden Weltteiles.

In den ersten Jahren seit dem Erreichen meines Bewußtseins wurde das Traurige unserer Wohnung dadurch gemildert, daß mein Vater gemeinschaftlich mit seiner Schwiegermutter und einem seiner Schwäger ein großes Haus in Enzersdorf am Gebirge kaufte, das Raum genug bot, um drei Familien ganz abgesondert voneinander zu beherbergen. Das beste daran war ein weitläufiger Garten, in dem mein Vater, wenn er von Samstag Abend bis Montag Morgen hinauskam, seiner Gärtnerluft nachhing. Für uns Kinder wurde der Genuß dieses Gartens durch einen — wie es uns damals vorkam — sehr großen Teich gestört, der sich an einem Ende desselben befand und der, obwohl man ihn mit einer schwachen Barriere eingefaßt hatte, doch eine immerwährende Gefahr des

Hineinfallens darbot. Da war denn der Gebote und Verbote kein Ende, und an ein Herumlaufen ohne Aufsicht war gar nicht zu denken. Besonders hatte der, der Gartenmauer zugekehrte hintere Rand des Teiches, der nie betreten wurde, für mich etwas höchst Mysteriöses, und ohne etwas Bestimmtes dabei zu denken, verlegte ich unter die breiten Lattigblätter und dichten Gesträuche, alle die Schauder und Geheimnisse, mit denen in unserer Stadtwohnung das „Holzgewölbe" bevölkert war. Wir wurden zwar nicht mit Gespenstern bedroht oder geschreckt, demungeachtet als ich und mein zweiter Bruder einmal in dem gemeinschaftlichen Saale unterm Billard ganz allein spielten, schrien wir beide zu gleicher Zeit auf. Als man herbeilief, erzählten wir, wir hätten einen Geist gesehen. Auf die Frage: wie er ausgesehen? sagte ich: wie eine schwarze Frau mit einem großen Schleier. Mein Bruder aber: wie ein „Hörndler" (Hirschkäfer).

Die Freude an dieser Landwohnung wurde nur zu bald gestört. Mein Vater trieb in dem gemeinschaftlichen Garten die Blumenzucht nicht ohne Pedanterie. Nun konnten sich aber meine, damals noch unverheirateten, Tanten gar keine andere Bestimmung für Blumen denken, als, wie eine hervorkam, sie abzureißen und entweder als Strauß an die Brust zu stecken, oder in Wasser und Glas ans Fenster zu stellen.

Noch ärger trieben es die schon etwas herangewachsenen und sich einer großen Ungebundenheit erfreuenden Kinder meines Onkels. Sie liefen ohne Umstände in den Beeten herum und zertraten die Pflanzen, ehe noch an Blumen zu denken war. Da gab es denn immerwährende Klagen, das Haus wurde allen drei Parteien verleidet, und man war froh, einen Käufer zu finden. Erst einige Jahre später mietete mein Vater einen Garten in Hernals, wo wir den Sommer über wohnten und mein Vater als alleiniger Besitzer jede Störung von seinen geliebten Blumen abhielt.

Als die Sinnesart meines Vaters bezeichnend, erinnere ich mich noch, daß er einmal uns drei Kindern Peitschen machte. Meine Brüder bekamen ganz einfache, handsame, mit denen sie nach Herzenslust klatschten. Für mich, seinen vorausgesetzten Liebling aber, nahm er einen so dicken Prügel und eine so starke Schnur, daß ich damit durchaus nichts anzufangen wußte, obgleich er selbst, mich im Gebrauch unterweisend, dem ungeheuern Werkzeug weitschallende Klatsche entlockte. Er konnte sich nicht gut in die Weise der Kinder finden.

Sonst weiß ich von Enzersdorf nur noch, daß ich daselbst durch einen alten Schulmeister die Anfangsgründe der Buchstabenkunde, wohl auch des Buchstabierens empfing. Der Mann war äußerst respektvoll, und außer seiner Gestalt ist mir nur noch erinnerlich, daß er das Schmollen und Trotzen mit dem wunderlichen Namen des „Eselbindens" bezeichnete

Wahrscheinlich fing schon in Enzersdorf an und setzte sich in der Stadt fort, was die Plage meiner Knabenjahre gemacht hat. Ehe ich noch den vollkommenen Gebrauch meiner Gliedmaßen hatte, setzte sich nämlich meine, für Musik begeisterte, Mutter vor, mich in die Geheimnisse des Klavierspiels einzuweihen. Noch gellt in meinen Ohren der Ton, mit dem die sonst nachsichtige Frau in ihrem Eifer die Lage der Noten: ober den Linien, unter den Linien, auf den Linien, zwischen den Linien, in mich hineinschrie. Wenn nun gar der Versuch auf dem Klavier gemacht wurde, und sie mir bei jedem verfehlten Tone die Hand von den Tasten riß, duldete ich Höllenqualen.

In die Stadt zurückgekommen, wurde ein eigener Klaviermeister aufgenommen. Leider war meine Mutter in der Wahl nicht glücklich. Sie verfiel auf einen Johann Medaritsch, genannt Gallus, einen, wie ich in der Folge erfuhr, ausgezeichneten Kontrapunktisten, der aber durch Leichtsinn und Faulheit gehindert wurde, seine Kunst zur Geltung zu bringen. Bestellte Arbeiten konnte niemand von ihm erhalten, eine begonnene Oper mußte der Kapellmeister Winter vollenden, ja, durch einige Zeit in Diensten des letzten Königs von Polen, ging er jedesmal zur Hintertür hinaus, wenn der Wagen des Königs am vorderen Tore anfuhr, so daß dieser ihn endlich entließ, ohne ihn je spielen gehört zu haben. Um nicht geradezu zu verhungern, mußte er Klavierunterricht geben, obwohl es ihm widerlich genug war. Mich gewann er lieb, aber sein Unterricht war eine Reihe von Kinderpossen. Die Finger wurden mit lächerlichen Namen bezeichnet, der schmutzige, der ungeschickte usw. Wir krochen mehr unter dem Klavier herum, als daß wir darauf gespielt hätten. Meine Mutter, die gegenwärtig war, begütigte er dadurch, daß er in der zweiten Hälfte der Stunde und oft darüber hinaus phantasierte und fugierte, daß ihr das Herz im Leibe lachte. Statt mir Fingersatz und Geläufigkeit beizubringen, machte es ihm Spaß, mich bezifferten Baß spielen zu lassen, ja einmal komponierte er, der Faule, sogar für mich ein Konzert mit allen Instrumenten, das ich in seiner Wohnung aufführen mußte, bei dem, da ich gar nichts konnte, das Klavier wahrscheinlich nur einzelne Töne und Akkorde hatte, indes die Instrumente das übrige taten. Für meinen Spaß konnte er sich sogar Mühe geben, zum Ernste war er nie zu bringen. Und doch war er kein Spaßmacher, mehr kindisch als scherzhaft. Da er nun zugleich in seinen Stunden sehr nachlässig war, so kam manchmal statt seiner seine Schwester, eine äußerst lange, sehr häßliche, übrigens aber vortreffliche Frau. Im Klavierspiele machte ich auch bei ihr keine bemerkbaren Fortschritte, dafür lehrte sie mich aber, während der nur zu häufigen Ausruhepausen, nach einer damals wenig bekannten, gegenwärtig aber, wie ich höre, häufig angewandten Lautiermethode buchstabieren und lesen,

und zwar, da ich die Buchstaben schon kannte, am Klavier sitzend, ohne Buch. Ich weiß nicht, wie es ging, aber ich konnte lesen, ehe noch jemand eine Ahnung davon hatte.

Nun wurde beschlossen, mich in die Schule zu schicken. Man wählte dazu eine unserer Wohnung am Bauernmarkte gegenüber liegende, alle Vorzüge einer öffentlichen genießende Privatanstalt. Da ich die Hauptsache: fertig lesen, konnte, so ging man über den Mangel der Kenntnis im Rechnen und der Sprachlehre hinaus und versetzte mich sogleich in die höhere, zweite Klasse. Hier machte ich es nun, wie ich es leider immer gemacht hatte, trieb das, was mich anzog, nicht ohne Eifer, vernachlässigte aber das übrige. Das Einmaleins ist mir bis auf diese Stunde nicht geläufig. Einen Teil der Schuld trägt aber mein Vater, der nur immer vorwärts drängte und meinte, die versäumten Anfangsgründe würden sich schon nachholen. Später in der lateinischen Schule ging es nicht anders. Nichts aber trägt sich schwerer nach, als Anfangsgründe. In dieser Schule habe ich zwischen Lob und Tadel zwei Jahre ausgehalten, lernte ganz gut schreiben, blieb aber im Rechnen und Grammatik zurück.

Den Mangel der letzteren ersetzte ich praktisch durch eine unermeßliche Leselust, die sich auf alles erstreckte, dessen ich habhaft werden konnte. Vorderhand war es die biblische Geschichte des Neuen Testamentes in für Kinder bestimmter Erzählung. Was mir sonst in die Hände fiel, weiß ich nicht mehr. Eines der frühesten Bücher, die ich las, war der Text der Zauberflöte. Ein Stubenmädchen meiner Mutter besaß es und bewahrte es als heiligen Besitz. Sie hatte nämlich als Kind einen Affen in der genannten Oper gespielt und betrachtete jenes Ereignis als den Glanzpunkt ihres Lebens. Außer ihrem Gebetbuche besaß sie kein anderes als diesen Operntext, den sie so hoch hielt, daß, als ihr die Anfangsblätter abhanden gekommen waren, sie mit eigener Hand mühselig das Fehlende abschrieb und dem Buche beilegte. Auf dem Schoße des Mädchens sitzend, las ich mit ihr abwechselnd die wunderlichen Dinge, von denen wir beide nicht zweifelten, daß es das Höchste sei, zu dem sich der menschliche Geist aufschwingen könne.

Wenig später fiel mir eine uralte Übersetzung des Quintus Curtius in die Hände, wahrscheinlich als Derelikt unter altem Gerümpel auf dem Dachboden unserer Landwohnung, das mir der Hausherr, ein Tischler und Säufer von Profession, gerne überließ. Ich weiß nicht, wie oft ich das dickleibige, großgedruckte Buch mit immer neuer Begeisterung von Anfang bis zu Ende durchlas. Was ich nicht verstand, ließ ich in den Kauf gehen, um so mehr, als weder meine Mutter, noch das Stubenmädchen mir Aufklärung geben konnten; meinen Vater zu fragen aber hielt mich die Furcht ab, er könnte mir das Buch, wie schon öfters geschehen, als für mich nicht passend, wegnehmen. Vor allem quälte mich das erste lateinisch gedruckte Wort, mit dem der Übersetzer oder erste Herausgeber das von Curtius verloren gegangene erzählend beifügte. Es hieß wohl Paralipomena oder ähnlich. Stundenlang marterte ich mich, um dem Zauberworte einen Sinn abzugewinnen, aber immer vergebens. Es machte mich unglücklich.

Eben auf dem Lande, wahrscheinlich aus derselben Quelle, geriet ich auf Heiligen- und Wundergeschichten des Pater Kochem, welche sich in meinem Kopfe mit dem mazedonischen Helden sehr gut vertrugen, nur daß die Taten dieses letzteren mir keinen Wunsch zur Nacheiferung erweckten, indes ich glaubte, die Leiden und Qualen der Märtyrer ebenso gut erdulden zu können, als jene Glaubensmänner. Ich beschloß Geistlicher zu werden, wobei ich aber nur auf den Einsiedler und Märtyrer mein Absehen richtete. In die Stadt zurückgekehrt, wurde ein Meßkleid aus Goldpapier verfertigt; ich las die Messe, wobei mein zweiter Bruder, der Klingel wegen, bereitwillig ministrierte. Ich predigte von einer Stuhllehne herab, wobei ich freilich als einzige Zuhörerin unsere alte Köchin hatte, die von meinem Unsinn sehr erbaut schien. Sie war auch mein Publikum am Klavier, aber nur für ein einziges Stück, das sie unaufhörlich wieder zu hören begehrte. Es war damals die Hinrichtung Ludwigs XVI. noch in frischem Gedächtnis. Man hatte mir unter anderen Übungsstücken auch einen Marsch gebracht, von dem man behauptete, daß er bei dieser Hinrichtung gespielt worden sei, in dessen zweitem Teile ein Rutsch mit einem einzigen Finger über eine ganze Oktave vorkam, welcher das Fallen des Mordbeiles ausdrücken sollte. Die alte Person vergoß heiße Tränen bei dieser Stelle und konnte sich nicht satt hören.

Meine kirchliche Richtung war übrigens nicht im mindesten religiös. Mein Vater war in der josephinischen Periode aufgewachsen und mochte nicht viel auf Andachtsübungen halten, die Mutter ging alle Sonntage in die Messe, mit dem Bedienten, der ihr das Gebetbuch nachtrug; wir Kinder kamen nie in die Kirche. Ich erinnere mich noch, daß ich später im Gymnasium, wo jeder Schultag mit einer Messe begonnen wurde, immer wie ein Wilder meine Schulkameraden ansehen mußte, um aus ihrem Vorgange zu merken, wo man aufzustehen, niederzuknien oder an die Brust zu schlagen habe.

Bald darauf kam uns die Lust, Komödie zu spielen. Wie sie kam und wer sie anregte, weiß ich nicht. Wir Knaben waren äußerst selten ins Theater gekommen. Von meiner Seite war es das erste Mal, noch als Kind in eine italienische Oper mit meinen Eltern, denen ein ungarischer Graf, ein Klient meines Vaters, für den Abend seine Loge überlassen hatte. Ich erinnere mich nur, daß ich mich schrecklich langweilte und höchstens eine einzige Szene mich belustigte, wo

die Leute in einer Laube Schokolade tranken, und der Geck des Stückes, der mit dem Stuhle schaukelte, samt Tasse und Becher rücklings zu Boden fiel. Darauf folgte ein Ballett, dessen Titel: die Hochzeit auf dem Lande, mir noch jetzt gegenwärtig ist. Da ging es etwas besser, und vor allem setzte mich in Erstaunen, daß in dem allgemeinen Tanze gegen den Schluß die Tänzer in eine auf halbe Theaterhöhe angebrachte fensterartige Öffnung, mit einem Satze hineinsprangen.

Sonst führte man uns Kinder höchstens an Namenstagen ins Leopoldstädter Theater, wo uns die Ritter- und Geisterstücke mit dem Käsperle Laroche schon besser unterhielten. Noch sehe ich aus den zwölf schlafenden Jungfrauen die Szene vor mir, wo Ritter Willibald eine der Jungfrauen aus einer Feuersbrunst rettet. Das Gebäude war ein spirale Seitenkulisse, und die Flammen wurden durch herausgeblasenes Kolophoniumfeuer dargestellt; damals aber schien es mir von schauerlicher Naturwahrheit. Vor allem aber bewunderte ich die Verwandlung eines in schleppende Gewänder gehüllten Greises, mit einer Fackel in der Hand, in einen rot gekleideten Ritter, wobei mir als das Wunderbarste erschien, daß der rote Ritter auch eine Fackel in der Hand hielt, was eben die schwache Seite der Verwandlung war und von meinem damaligen Scharfsinne keine vorteilhafte Meinung gibt.

Außer diesen einzelnen Theaterabenden mochten zu unseren dramatischen Gelüsten auch die Erzählungen eines in unserm Hause lebenden verwaisten Neffen meines Vaters beigetragen haben, der in der Kanzlei als Schreiber verwendet wurde, und der, um mehrere Jahre älter als wir, da er sich auf solche Art sein Brot selbst verdiente, einer ziemlich großen Freiheit genoß. Wie denn überhaupt mein Vater ein großer Freund von Verboten, aber nichts weniger als ein Freund von Beaufsichtigung war. Dieser Vetter, der nicht frei von einer gewissen Geckenhaftigkeit war, mochte uns nun von seinen Theatergenüssen erzählt haben, ja durch ihn bekam ich vielleicht die ersten Komödienbücher in die Hand, von denen ich mich nur noch auf „Klara von Hoheneichen" von weiland Spieß erinnere. Mein Vater nahm scheinbar oder wirklich von unseren Kunstbestrebungen keine Notiz, ja ich erinnere mich nicht, daß er unseren Darstellungen auch nur ein einziges Mal einen Blick gegönnt hätte. Die Mutter wurde dadurch gewonnen, daß unser Klavierlehrer Gallus, der die Sache, wie jede Kinderei, mit Eifer auffaßte, sich bereit erklärte, unsere Produktionen mit Ouvertüre und Zwischenakten in freier Phantasie auszuschmücken. Diese seine Improvisationen, zu denen er, wenn die Handlung bedeutender wurde, sogar melodramatische Begleitungen fügte, verschaffte unseren Absurditäten sogar eine gewisse Zelebrität. Einige Musikfreunde nämlich, worunter ein uralter Baron Dubaine, ein Vor-Mozartischer Kunstfreund, die nie Gelegenheit hatten, Gallus spielen zu hören, fanden sich nämlich, ohne sein Vorwissen, im Nebenzimmer ein, wo sie durch die fingerweit offengelassene Türe sein Klavierspiel entzückt behorchten, ohne sich, wie natürlich, um unser Schauspiel, das sie nicht einmal sahen, auch nur im geringsten zu bekümmern.

Daß wir nur Ritterstücke aufführten, versteht sich von selbst, die Geister wurden durch das Mangelhafte unseres Apparates von selbst ausgeschlossen. Es ging nun an eine Verfertigung von hölzernen Schwertern, mit papierenen Scheiden. Zu den Wämsern und Kollern wurden abgelegte Kleider mit Puffen und farbigen Schnüren ausstaffiert. Ich war sogar so glücklich, die untere Hälfte eines alten Atlaskleides meiner Mutter als Mantel benützen zu können.

Meinem jüngsten Bruder fielen die Weiberrollen zu, und er stickte sich Gürtel und Armbänder und Halsgeschmeide aufs prächtigste mit eigener Hand. Der mittlere mußte halb mit Gewalt gepreßt werden, und er fügte sich in die Knappenrollen nur auf die Bedingung, daß ihm in seinen Kleidern die Ärmel und die Beinkleider auf halben Schenkel abgeschnitten wurden, so daß er halb nackt einherging. Aber auch so war er kaum zum Auftreten zu bewegen, sondern warf sich auf sein Bett und mußte durch vereinte Kraft der ganzen Gesellschaft herabgezogen und auf die Szene gestoßen werden, wo er dann nur an den Gefechten teil nahm. Unser Vetter Albert Koll und ich teilten uns in die Heldenrollen, wo dann immer eine Nebenbuhlerschaft um die Person meines jüngsten Bruders zugrunde lag, der geraubt, befreit und in jeder Art auf dem Theater herumgeschleppt wurde. Da unser Personal doch gar zu klein war, so nahmen wir mit Vergnügen den Antrag unseres Orchesterdirektors Gallus an, seine kleine Tochter Marie in die Frauenzimmerrollen eintreten zu lassen; das Mädchen war recht artig und für ihr Alter gescheit, hinkte aber zum Unglück beträchtlich, so daß wir, ihr gegenüber, unsern Mißhandlungen doch etwas Einhalt tun mußten. Das Amt des Theaterdichters fiel mir zu. Nicht als ob ich ein Wort niedergeschrieben oder den Gang der Handlung anders, als höchst allgemein, vorausbestimmt hätte. Wir improvisierten, eine Szene gab die andere, und das Stück ging aus, wie es konnte und mochte. Nur der Ausgang der Kämpfe wurde festgesetzt, da niemand unterliegen wollte. Ein einziges Mal entschloß ich mich zum Schreiben, als ich Klara von Hoheneichen durch Hinweglassen von zwei Dritteilen des Stückes für unsere Bühne einrichtete, wo dann vor allem der Name des Ritters Adelungen geändert werden mußte, der mir durch seinen Gleichlaut mit dem verhaßten Adelung der Sprachlehre unerträglich prosaisch vorkam. Im Lauf eines einzigen Winters begannen und endeten unsere theatralischen Vorstellungen, wozu die nächste Veranlassung war, daß ein

uns sehr entfernt verwandter, älterer Bursche, unter dem Vorwand, Helme und Harnische von Pappe herbeizuschaffen, uns Geld aus unserer Sparbüchse lockte; wie dann, als der Betrug herauskam, es sogar zu Auseinandersetzungen mit dem Vater des Schuldigen kam, und wir sowohl die Lust verloren, als unser Vater Einsprache tat.

Mittlerweile, ungefähr in meinem achten Jahre, hatte ich die deutschen Schulgegenstände zurückgelegt und sollte ins Gymnasium eintreten. Mein Vater aber, der besonders mit Rücksicht auf meine große Jugend dem Besuch der öffentlichen Schulen abgeneigt war, beschloß, uns Privatunterricht erteilen zu lassen. Es wurde daher ein Hofmeister aufgenommen; das war nun einer der wunderlichsten aller Menschen. Ein sonderbares Gemisch von innerem Fleiß und äußerlicher Indolenz. Er kam als Theolog in unser Haus, änderte seine Meinung und studierte Medizin. Als ich ihn nach Jahren wieder fand, hatte er auch diese aufgegeben und die Rechte absolviert, so daß wir trotz eines Altersunterschiedes von beinahe zwanzig Jahren, in gleicher Eigenschaft als Konzeptspraktikanten bei der Finanzhofstelle gleichzeitig eintraten. Seine Lernbegierde ging über alle Grenzen. So hatte man ihm vorgeworfen, daß er nicht französisch könne. Nun legte er sich mit solchem Eifer auf diese Sprache, und übte sich so unausgesetzt, daß, als wir zusammen bei der Finanzstelle dienten, er alle wichtigeren Ausarbeitungen erst französisch konzipierte und dann für den Amtsgebrauch ins Deutsche übersetzte. Die fremde Sprache war ihm geläufiger geworden, als die eigene.

Dabei grenzte aber seine Indolenz nach außen beinahe an Stumpfsinn, von dem eine große Blödsichtigkeit den körperlichen Ausdruck bildete. Wir hatten seine Schwächen bald weg, und die Streiche, die wir ihm spielten, grenzten ans Unglaubliche. So liebte er, zum Beispiel, des Morgens lange im Bette zu liegen. Da stürze ich denn eines Tages ins Zimmer mit der Nachricht, es sei eine Frau da, die unsere Wohnung besehen wolle, in der Absicht, sie zu mieten. Mein Gärtner, so hieß er, springt im Hemde aus dem Bette und flüchtet sich hinter einen Vorhang, der eine abgesperrte Verbindungstür mit der Nachbarwohnung bedeckte. Unterdessen führe ich meinen Bruder herein in den Kleidern unserer Mutter, den ich ersuchte, Platz zu nehmen und die Rückkunft unserer Eltern abzuwarten. Da setzt sich denn der Bube in der Mitte des Zimmers, mit dem Rücken gegen den Vorhang gekehrt, in einen Sessel und bleibt ein paar Stunden lang sitzen, indes der arme Hofmeister im Hemd und mit bloßen Füßen alle Qualen der Angst und Kälte erduldet.

Wenn es dem armen Teufel zu arg wurde, beschloß er endlich zu strafen. Die Strafe bestand in dem Verbote, bei Tisch von der vierten Speise zu essen. Nun duldete mein Vater nicht, daß wir uns, aus Vorliebe oder Abneigung, im Essen wählerisch bezeigten. Wenn nun die verbotene Speise kam, schob der Sträfling seinen Teller von sich ab. „Was soll das bedeuten?" fragte mein Vater. — „Ich danke, ich mag davon nicht essen." — „Du wirst essen," sagte mein Vater. Und nun ließ sich der Schuldige reichlich herausfassen und aß nach Herzenslust, wobei er triumphierend nach dem Hofmeister blickte, der, aus Furcht vor dem Vater, sich nicht zu sagen getraute, daß eine Strafe im Mittel liege, deren volle Bestätigung und Ausführung sonst außer allem Zweifel gelegen hätte.

Wir Brüder hätten uns nicht so leicht emanzipiert. Der Haupturheber war einer jener Söhne meines Onkels, die meinem Vater in Enzersdorf seine Blumenbeete zertreten hatten. Er besuchte uns manchmal und, um mehrere Jahre älter als wir, wurde von dem in unserem Hause lebenden Vetter Albert Koll getreulich unterstützt. Sie marterten den armen Gärtner bis aufs Blut. Er aber glaubte alles und ging immer wieder von neuem in die Falle.

Ich selbst muß mir das Zeugnis geben, nur an den unschuldigen Neckereien teil genommen zu haben, denn ich achtete ihn, obgleich seine Absurditäten gar zu verführerisch waren.

Meine Achtung gründete sich auf seine Bücher, die er unausgesetzt las, und nach seiner Fahrlässigkeit auf allen Tischen liegen ließ. Da war nun ein französischer Telemach und ein lateinischer Autor, wahrscheinlich Suetonius, beide mit deutschen Anmerkungen und ausführlichen Sach- und Namenregistern in derselben Sprache. In diese vertiefte ich mich, so oft ich ihrer nur habhaft werden konnte, und ich kann daher wohl sagen, daß ich von dem guten Gärtner gefördert worden bin, obwohl ich in den Schulgegenständen von ihm rein nichts lernte.

Seine Trägheit ging nämlich so weit, daß er uns nicht einmal die Schulbücher kaufte, obgleich er das Geld dafür erhalten hatte, das sich bei der späteren Katastrophe unberührt in seinem Schranke vorfand. Er drohte uns täglich mit dem Ankauf dieser Bücher, kam aber nie dazu. Ja endlich wurde der Müßiggang als eine Belohnung für sonstiges Wohlverhalten oder für geleistete kleine Dienste, förmlich zu Recht erhoben. Da er alles umher liegen ließ, seinen Schrank nie versperrte, ja sogar die herausgezogenen Schubladen zurückzuschieben vergaß, so nahmen wir von seinen Sachen ungescheut alles, was uns als Spielwerk eben anstand. Die Entschuldigung war immer: wir hätten es gefunden. Da wurde nun festgesetzt, daß, wer ihm etwas Verlorenes zurückbringe, für denselben Tag nichts zu lernen brauche. Ich erinnere mich, daß der eine die eine Schuhschnalle, der andere die zweite und der dritte die Beinkleiderschnalle ihm als gefunden zurückbrachten und dafür alle drei vom Lernen frei waren.

So ging es beinahe ein volles Jahr fort. Endlich aber brach das Schicksal herein. Mein Vater hatte einen lateinischen Brief nach Ungarn

zu schreiben, und war wegen eines Ausdruckes im Zweifel. Er ging daher in unser Zimmer, das er sonst nie betrat, um sich in meinem Wörterbuche Rats zu erholen. Er findet aber weder Wörterbuch noch Schulbücher. Ein großes Verhör wird vorgenommen, infolgedessen der schuldige Hofmeister das Haus verlassen muß, und ein neuer, ein Tiroler, namens Scarpatetti, aufgenommen wird.

Die Hauptschwierigkeit war aber nun, daß, nach verstrichenem Schuljahr, die Prüfung vor der Tür stand. Mein Vater wollte mich, wie er sagte, kein Jahr verlieren lassen. Der neue Hofmeister erhielt daher die Weisung, mit Zuhilfenahme der Schulferien, in sechs oder acht Wochen mir alles das beizubringen, was in einem vollen Jahre hätte gelernt werden sollen. Dem Gefährlichen der Prüfung wurde dadurch begegnet, daß der prüfende Professor ein großer Gartenfreund war. Nun besaß mein Vater sechs oder acht große Oleanderstöcke in Kübeln. Diese wurden meinem Weiterkommen aufgeopfert; die Prüfung ging glücklich vor sich, und ich trat nach versäumter erster in die zweite lateinische Klasse ein, zu der mich eben mein Vater, durch die Erfahrung gewarnt, in die öffentliche Schule zu schicken beschloß.

Da lernte ich denn die neuen Aufgaben nicht ohne Fleiß, da mir aber die Anfangsgründe nicht geläufig waren, machte ich namentlich in den Schulkompositionen eine Unzahl von Fehlern; der Arithmetik gar nicht zu gedenken, da mir das Rechnen noch von der deutschen Schule her fremd war. Ich wurde daher unter die höchst Mittelmäßigen gerechnet, was, statt meinen Eifer anzuspornen, ihn vielmehr auf das streng Pflichtmäßige beschränkte.

Dagegen stand mir nun, als einem Halberwachsenen, die Bibliothek meines Vaters offen. Da war eine Sammlung von Reisebeschreibungen, von denen mich besonders Cooks Weltumseglung so interessierte, daß ich bald in Otaheiti mehr zu Hause war, als in unserer eigenen Wohnung. Büffon, dessen allgemeine Naturgeschichte, mit seinen Planeten, Kometen und Urrevolutionen mich bald verrückt gemacht hätte. Eine Theaterbibliothek mit allen in Wien aufgeführten Stücken, unter denen von Schiller und Goethe gar nichts, von Shakespeare nur Hamlet und Lear in der Schröderschen Bearbeitung vorkam. In Lessings Nathan störte mich die wunderliche Abteilung der Zeilen, die Verse, und zugleich der matte Ausgang, wo ich vielleicht nicht so unrecht hatte. Tschecks Geisterseher; die Krone für mich aber war Guthrie und Grays Weltgeschichte in mehr als neunzig Bänden, die ich, ich weiß nicht wie oft, mehr verschlang als las. Von eigentlichen Dichtern war nur Geßner und Ewald Kleist vorhanden. Geßner entzückte mich. Ich habe ihn seit meinen Kinderjahren nicht wieder gelesen, glaube aber, auf Bürgschaft jenes Eindrucks, daß er wirklich vortrefflich ist, obwohl ihn eine aufs Gewaltsame gestellte Zeit nicht mehr anerkennen will.

Mit Kleist wußte ich nichts anzufangen. Der Sinn des Verses war mir damals noch nicht aufgegangen.

Diese Leserei reihte sich an eine frühere, in der Büchersammlung meiner unverehelichten Tante, die aus sieben oder acht vereinzelten Bänden bestand. Der erste Band von Tausend und einer Nacht in einer uralten Übersetzung, mir vor allem schätzbar. Ein Band von Goethe mit Götz von Berlichingen, Clavigo und Claudine von Villabella; daß Götz und der Reiterjunge Georg mich entzückten, kann man wohl denken, dagegen hätte ich Weislingen und Adelheid wohlfeil hergegeben. Im Clavigo ließ ich dem Beaumarchais alle Gerechtigkeit widerfahren. Aus Claudine von Villabella wußte ich nichts zu machen. Noch war Wallensteins Lager und die beiden Piccolomini da, von denen ich nur das erstere in ganzer Folge, die Piccolomini aber nur stellenweise las, da mir die langen Reden auf nichts hinauszugehen schienen. Meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte sich Gozzis Rabe in deutscher Übersetzung, den ich Goethes, Schillers und Shakespeares Dramen weit vorzog.

Das Haus unserer mütterlichen Großmutter, in dem jene Tante zugleich mit zwei Schwestern wohnte, war der Zielpunkt aller unserer Besuche. Ich stand in ziemlicher Gunst bei der alten, gescheiten und energischen Frau. Noch erinnere ich mich, daß sie einmal, als meine Mutter über mein abgeschlossenes Wesen klagte, erwiderte: „Laßt ihn gehen, er hat's wie die Geis zwischen den Füßen," wobei sie, in derber altwienerischer Manier, wahrscheinlich den wertvollsten Teil der Ziege, das Euter, meinte, das diese, halbverborgen, zwischen den Beinen trägt.

In dem Hause meiner Großmutter erneuerten sich auch meine dramatischen Genüsse. Die drei unverheirateten Töchter, zugleich zwei meiner Onkel, von denen der eine vorzügliches komisches Talent besaß, und einige Freunde des Hauses führten nämlich auf einem, von spanischen Wänden improvisierten Theater Komödien auf. Da es nur Konversationsstücke waren, so griffen sie mich nicht sonderlich an, und ich gestehe, daß die Mandelmilch und eine gewisse wohlschmeckende Torte, die man in den Zwischenakten herumtrug, eine starke Nebenbuhlerschaft mit dem geistigen Genusse behaupteten.

Man drängte sich übrigens zu diesen Darstellungen, die man vortrefflich fand, obgleich meine Tanten einen, in der Familie meiner Großmutter verbreiteten Sprachfehler hatten, den auch meine Mutter teilte, und dem auch ich als Knabe unterworfen war. Erst später, als ich von Demosthenes las, daß er einen, vielleicht ähnlichen, Fehler der Zunge dadurch bezwang, daß er mit, in den Mund genommenen, kleinen Kieselsteinen laut und anhaltend las, wurde ich, indem ich sein Beispiel nachahmte, des Zischlautes bis zum Unmerklichen mächtig. Ich war

mir dieses Sprachfehlers, im Gegensatz meiner Verwandten, die ganz unbefangen plauderten, und sogar Komödie spielten, vollkommen bewußt, und vielleicht rührte meine Schüchternheit als Knabe zum Teile daher, daß ich in große Verlegenheit geriet, so oft mich jemand Fremdes ansprach, und daher jeden solchen Anlaß vermied, sowie mir auch mein Name so häßlich vorkam, daß ich mich erst spät entschließen konnte, ihn meinen Stücken auf dem Theaterzettel beizusetzen zu lassen.

Diese Vorgänge in dem Hause meiner Großmutter sind übrigens aus einer früheren Zeit nachgetragen. Als Gymnasiast trieb ich meine Studien so, daß ich eben leidliche Fortgangszeugnisse erhielt. Erst in der ersten Humanitätsklasse sollte ich einen nachhaltigen Anstoß bekommen. Unser Professor, ein alter Exjesuit, namens Walpert, behandelte mich so gleichgültig, wie seine Vorgänger. Da fällt es ihm einmal ein, uns über Sonntag eine rednerische Aufgabe in deutscher Sprache, behandelnd „die Vergänglichkeit der Zeit", zu geben. Daß die Zeit vergehe, wußte ich wohl, was aber weiter davon zu sagen sei, kam mir nicht in den Sinn. Da besuchte mich am Sonntag Morgen ein Schulkamerad, der einen Hauslehrer hatte, und das Schulpensum schon reinlich abgeschrieben in seiner Rocktasche trug. Ich ersuchte ihn, mich es lesen zu lassen. Er aber fürchtete, ich möchte es abschreiben, und ließ mich nur in die Anfangsworte hineinblicken. Da stand nun: Wo ist Cäsar, wo ist Pompejus hingekommen? Mir ging ein plötzliches Licht auf, was sich über die Vergänglichkeit der Zeit sagen lasse. Ich drängte ihn, fortzugehen, setze mich nieder und schreibe in einem Zuge ohne Korrektur, eine Ausarbeitung, die des nächsten Tages in der Schule als die zweitbeste anerkannt wird.

Das beste, oder nach dem Schulausdrucke zu reden: das erstbeste der Elaborate war das eines gewissen Meiller, der sich nun einmal im Besitze des Vorrechtes befand, in allem der Beste zu sein. Er war der Sohn eines Müllers in Neunkirchen, und da er anfangs seinem Vater in dessen Geschäfte an die Hand ging, trieb ihn erst spät seine Neigung in die Studien. Er war daher viel älter und viel gereifter als wir, damals schon nahe an seinem zwanzigsten Jahr. Der Hauptvorteil meines Schulerfolges war nun, daß dieser Matador, der auf den ersten Bänken saß, anfing, von mir, dem Jüngsten der Schule und einem Einheimischen des Berges der hinteren Bänke, Notiz zu nehmen. Wir schlossen uns bald nah und näher aneinander an. Sein Einfluß auf mich war höchst vorteilhaft, besonders da er mein früher unzusammenhängendes Wesen zur Einkehr in sich selbst trieb, nur daß, aus einer mir angeborenen Neigung zum Gegensatz, sein Ernst mich in eine Lustigkeit warf, die mir früher fremd war. Als wir uns daher später mit Poesie abgaben und er ein Trauerspiel aus der römischen Geschichte verfaßte, schrieb ich ein Lustspiel, in dem unsere Professoren mit ihren bis zur Karikatur getriebenen Eigenheiten die Rolle der unglücklichen Liebhaber spielten. Wir zweifelten nicht, daß er zur Tragödie und ich zum Lustspiel geboren seien.

Vorderhand aber blieb in der Schule alles, wie es früher war. Mein Fleiß wurde nicht größer, mein Meisterwerk war bald vergessen, und Professor Walpert gab sich mit mir allerdings mehr ab als früher, nur daß er durch die wunderlichste Ideenverbindung mich vor allem für die Geographie ausbilden wollte.

So gelangten wir in die letzte Humanitätsklasse, in die „Poesie", wie wir sie nannten. Auch da ging es so ziemlich im alten Tone. Als uns die antiken Versmaße erklärt wurden, war ich zerstreut, wie immer, und die aufgezeichnete offene Hand mit den kurzen und langen Silben, die den Hexameter deutlich machen sollte, kam mir höchst wunderlich vor. Meine erste Probe fiel daher sehr unglücklich aus. Wir bekamen nämlich als Aufgabe zerbrochene deutsche Hexameter, von Zacharia glaub' ich, um sie zusammenzusetzen und wieder einzurenken. Ich, der ich vom deutschen Verse keine andere Vorstellung hatte, als daß sich die Verse reimen müßten, setzte die unglückseligen Hexameter nach dem beiläufigen Gleichlaute der Schlußworte zusammen, nicht ohne Rhythmus, aber ohne Spur von Metrum. Zum Überfluß kam noch in der diktierten Aufgabe ein Wort vor, dem ich kein Verständnis abgewinnen konnte, und dessen Erklärung in der Schule ich überhört hatte. Im Tempel des Schlafes nämlich stand „der Hojahnen" (das Gähnen) Wache. Ich glaubte, falsch gehört zu haben, und machte aus dem Hojahnen unbedenklich Huhlanen, wie man bei uns das Wort Ulanen ausspricht, so daß an der Schwelle des Schlafes die Wache der Ulanen postiert war, was allerdings so lächerlich ist, daß ich noch jetzt nicht begreife, wie ich darauf verfiel. Dieses Gelächter entstand denn auch wirklich des andern Tages in der Schule, und unser guter Professor Stein erklärte ohne Anstand, daß unter allen diesjährigen Schülern ich das wenigste Ohr für den Vers hätte.

Es kam bald eine Gelegenheit, die ihn eines Besseren überzeugen konnte. Wir bekamen über Sonntag die Aufgabe, deutsche Verse, ein Gedicht über einen beliebigen Gegenstand zu machen. Also ein Gedicht und worüber? In Geßnerischer Prosa hätte ich mich über jeden Gegenstand ausschütten können, aber ein Gedicht und worüber? Ich verbrachte den ganzen Sonntag in fruchtlosem Nachsinnen oder vielmehr in gedankenloser Stumpfheit. Es wurde Abend, und ich hatte noch keine Feder angesetzt. Allein zu Hause geblieben, indes die übrige Familie auf einem Spaziergange war, lag ich im offenen Fenster von meines Vaters Kanzlei und starrte hinaus in die wunderschöne Nacht. Der Mond in seltener Reinheit stand gerade über mir. Da

überfiel's mich. Ein Gedicht an den Mond. Ich schrieb augenblicklich die erste Strophe nieder:

Wandle, wandle, holder Schimmer,
Wandle über Berg und Au,
Gleitend wie ein kühner Schwimmer
In des stillen Meeres Blau.

Der Anfang wäre gut genug gewesen. Damit war aber auch mein ganzer Ideenvorrat erschöpft, ich fügte noch ein paar ungeschickte Strophen hinzu, und hatte so wenigstens mein Pensum für morgen zustande gebracht. Unglückseligerweise wurde unser Professor Stein, der Sinn genug hatte, um auch in dem wenigen die Spuren von Talent zu erkennen, des andern Tages krank gemeldet. An seiner Stelle erschien ein Supplent, der nur das Nötigste besorgte, und von meinen Versen war keine Rede.

Es sollte aber bald eine andere Gelegenheit kommen, mich in ein vorteilhafteres Licht zu setzen. Bis jetzt hatte ich die lateinische Sprache nur als eine traurige Notwendigkeit betrachtet, aber wir kamen auf Horaz, und da fühlte ich zuerst ein Bedürfnis, das bisher Vernachlässigte nachzuholen. Vor allem aber zog die Aufmerksamkeit des Professors auf mich, daß meine, nicht Sprach-, wohl aber Sinn- und Sacherklärungen immer die richtigen waren. Er fragte mich öfter, woher ich alles das wüßte? Worauf ich ihm antwortete, mir schiene es eben so.

Leider wurde sein Anteil an mir durch jenen, wie ich oben erwähnte, in mir ganz gegen meine sonstige Natur erwachten Hang zur Lustigkeit in Schatten gestellt, infolgedessen ich, während ich laut und öffentlich den Horaz mit Sinn und Verständnis kommentierte, bald darauf heimlich und leise meinem Nebensitzenden parodische und skurile Deutungen zuflüsterte, die Lachen erregten, ja die oft unsittlich gewesen wären, wenn ich die volle Bedeutung meiner travestierenden Ausdrücke immer gekannt hätte. Wenn nun Professor Stein um die Ursache des Gelächters fragte und diese und mich als Urheber erfuhr, kam er in ebenso heftigen Zorn, als er sich mir vorher als geneigt zugewendet hatte, und unsere wechselseitige Stellung befestigte sich nie.

Einen Beweis meines Übermutes gab ich noch am Schlusse des Jahres bei der schriftlichen Komposition, die im Lokale der Schule selbst zustande gebracht werden mußte, und deren Aufgabe eine äsopische Fabel, „der Hund und der Wolf" in lateinischer Sprache war, nach Wahl in Prosa oder Versen. Ich setzte mich aber über die Bedingung hinaus und schrieb meine Fabel in deutschen Reimen, nicht aufs beste, so viel ich mich erinnere.

Nach allen diesen Vorgängen konnte ich in dem Professor nicht die vorteilhafteste Meinung von mir voraussetzen. Wie war ich also des nächsten Tages erstaunt, oder vielmehr entsetzt, als ich unter den fünf Besten der Schule zur gemeinschaftlichen Prüfung aufgerufen wurde. Diesem Elitententamen wohnte der geistliche Studienreferent, spätere Erzbischof von Salzburg, Gruber, bei, dessen fleißiger, aber etwas duckmäuserischer Neffe, sich eben in unserer Fünfzahl befand.

Meine Prüfung ging zu meinem eigenen Erstaunen ganz gut vor sich. Nur als lateinische Verse aus der ars poetica auswendig herzusagen waren, die ich ganz gut wußte, fiel mir bei der Stelle Romani tollunt equites peditesque cachinnum, das letzte Wort nicht ein. Der Professor einer anderen Klasse, der als Ehrengeleit mit dem Herrn Studienvorsteher gekommen war, meinte abfurderweise, daß ich die Sache nicht wüßte; indes mir das Wort fehlte, und um mich auf die Spur zu bringen, ahmte er die Gebärde eines Lachenden nach, wobei er sich den Bauch hielt und die wunderlichsten Gesichter schnitt; ich aber glaubte, er lache mich aus, und warf ihm grimmige Blicke zu, wodurch ich aber immer mehr aus dem Konterte kam.

Das Übelste aber sollte nachkommen. Wir hatten im Schuljahre den König Ödipus von Sophokles gelesen. Die letzten Tage vor der Prüfung waren wir damit zu Ende. Da aber doch die für das Griechische bestimmte Stunde ausgefüllt werden mußte, fingen wir ein Stück von Euripides zu lesen an. Jedermann war überzeugt, daß dieses Fragment, zu einer Zeit gelesen, wo jeder schon über Hals und Kopf sich anderweitig für die Prüfung vorbereitete, bei dieser Prüfung selbst gar nicht zur Sprache gebracht werden würde. Das war selbst die Absicht des Professors. Unglücklicherweise aber ließ er, als er aufs Griechische kam, um dem Herrn Studienreferenten den Hof zu machen, dessen Neffen die Wahl der zu übersetzenden und zu zergliedernden Stelle, und der Duckmäuser, um zu zeigen, daß er auch noch in den letzten Tagen mit gleicher Aufmerksamkeit zugehört habe, wählt die Szene aus dem Euripides. Die darauf Folgenden zogen sich ganz leidlich aus der Sache; ich aber, der ich den König Ödipus am Schnürchen hatte, scheiterte am Euripides, so fiel denn, was zu meiner Ehre gemeint war, zu meiner Beschämung aus.

Nun kommt eine trübe wüste Zeit, die aber glücklicherweise nur ein Jahr dauerte. Ich trat in die Universitätsstudien über. Die Ideen von akademischer Freiheit, die jeden anwandelten, befielen mich stärker, als jeden andern. Leider waren unsere Professoren von solcher Art, daß nur die Gewohnheit des Fleißes, die meine Sache nicht war, zur Fortsetzung desselben aneisern konnte. In dem Professor der Philosophie hatten wir einen Pedanten, aber nicht nur in gewöhnlichem Sinne, sondern als eigentliche Lustspielfigur, als ob der Dottore aus der italienischen comedia dell' arte sich in ihm verkörpert hätte. Er hatte eine „Philosophie ohne Beinamen" als Vorlesebuch geschrieben, und hielt sich für ganz selbständig, bloß weil er die Neuerungen Kants von sich stieß, indes sein System nichts als der

bare Wolfianismus war. Oft, erinnere ich mich, rief er während der Vorlesung aus: Komm her, o Kant, und widerlege mir diesen Beweis! Seine Philosophie bestand bloß aus Distinktionen und Divisionen, zwischen denen sich die Definitionen nothdürftig Platz machten. Auf sein schematisches Gerüst war er so stolz, daß er den Schülern erlaubte, dasselbe bei Prüfungen in Handschrift vor sich zu haben, wo dann die mit scharfen Augen Begabten sich die Definitionen mit kleiner Schrift dazwischen schrieben. Ich, der ich ein so kurzes Gesicht hatte, als der Professor selbst, entbehrte leider dieses Hilfsmittels. Das Ganze wurde im Küchenlatein abgehandelt; nur bei heftigen Aufwallungen bediente sich der, übrigens höchst gutmüthige, Mann der deutschen Sprache.

Der Professor der Mathematik mochte so übel nicht sein, nur hatte er in einem Jahre sieben Bände eines mathematischen Lehrbuches abzuhandeln, so daß er von einem Lehrsatze auf den andern sprang und wieder ging, ehe man das erste begriffen hatte, und so der Hauptnutzen von der Mathematik, die innere Erfahrung von dem Wesen des strengen Beweises, ganz verloren ging.

Der Professor der philosophischen Philologie galt für einen tüchtigen Mann, nur war er trocken bis zum Abschreckenden, und so auf seine Übersetzung der tuskulanischen Untersuchungen versessen, daß er jeden anderen, als den von ihm gebrauchten Ausdruck, mit stummem Kopfschütteln zurückwies.

Am meisten befriedigte uns der Professor der Geschichte, trotz seiner vollendeten Geckerei. Sein Vortrag war affektiert, aber lebhaft. Da mir die Geschichte aus meinen Kinderjahren geläufig war, so fand ich mich hier am besten zurecht. Ich erinnere mich sogar, daß er meine Art, die Geschichte zu studieren, sämtlichen Mitschülern als Muster empfahl, da, bei einer Prüfung über die Handelswege der Alten, er aus meinem Herumzeigen mit den Fingern auf der Schulbank abnahm, daß ich mit Zuhilfenahme der Landkarte studiert hätte.

Meine gleicherweise aus Büffon erworbenen Kenntnisse in der Naturgeschichte halfen mir bei dem Professor dieses Faches wenig, da er, als Mitglied der Landwirtgesellschaft, hauptsächlich auf die Konfigurationen und Schichten der Erdoberfläche gestellt war, welche mich nicht interessierte. Von dem Professor der Ästhetik läßt sich nur sagen, daß er das gerade Widerspiel seines Faches war, wie denn in einem in Gegenwart der Schüler geführten Wortwechsel mit dem Professor der Philosophie sie sich gegenseitig mit den Schimpfnamen Pedant und Ignorant belegten.

Leider übertrug ich meine Geringschätzung der Professoren auf die von ihnen vorgetragenen Wissenschaften, und lernte im ersten Halbjahre, im strengsten Sinne des Wortes, gar nichts, was um so unbegreiflicher ist, da nach der damaligen Studieneinrichtung man am Schlusse des Halbjahres eine mehr oder weniger strenge Prüfung zu überstehen hatte. Ich verließ mich darauf, daß ich diese psychologischen Aufzählungen und logischen Formen denn doch schon von selbst wüßte und des Lateinischen mächtig genug sei, um der Philologie zu genügen, besonders da ich den Inhalt der tuskulanischen Untersuchungen so unbedeutend fand, daß ich gar nicht begriff, wie ein so berühmter Mann als Cicero sich habe die Mühe geben mögen, das alles niederzuschreiben. Die Geometrie widerte mich geradezu an, besonders durch ihre Mißhandlung der Gestalt, wo denn Linien ins Willkürliche verlängert, verschiedenes als gleich gesetzt und die reinlichsten Kreise durch hineingezeichnete Dreiecke und sonstigen Kram verunstaltet wurden. Wie dumm das war, braucht mir niemand zu sagen.

Meine Neigung zur Ungebundenheit führte mich auch auf das Billardspiel, zu dem mich ein Verwandter von gleichem Alter an- oder wohl gar verleitete. Da wir beide wenig Geld hatten, übten wir uns in der Hinterstube eines Kaffeehauses, welche so finster war, daß wir mehrere Minuten brauchten, um nur das Billard und die Bälle unterscheiden zu können.

Zugleich hatte sich schon in den letzten Gymnasialjahren meiner eine unersättliche Lust zur Romanenlektüre bemächtigt, und ich, der ich in meiner Knabenzeit nur gute Bücher gelesen hatte, verschlang nun Spieß, Kramer und Lafontaine mit eigentlicher Wut. Ich erinnere mich, in Sommernächten bei Licht bis zum Morgen und nach Aufgang der Sonne, ohne Schlaf, bei der Tageshelle weiter gelesen zu haben, und so oft ich jetzt ein chemisches Feuerzeug zur Hand nehme, überkommt mich ein Dankgefühl, wenn ich der Zeit gedenke, wo ich bei Nacht mich stundenlang fruchtlos abmühte, mir mit Stahl und Stein Licht zu verschaffen.

Meine eigenen schöngeistigen Hervorbringungen hatten in meinem Vater ein großes Hindernis gefunden: so oft ich ihm ein Gedicht, meine Arbeit, oder Ähnliches zeigte, konnte er anfangs eine gewisse Freude nicht verbergen, die aber bald in immer heftiger werdende Kritik überging, deren Schluß immer die stehende Phraze war, „ich würde noch auf dem Miste krepieren". Das hing wahrscheinlich so zusammen: Einer der Brüder meiner Mutter, ein liebenswürdiger und anstelliger Mann, hatte, ohne eigentliches Talent, sich eben auch mit poetischen Bestrebungen abgegeben. Er machte Gedichte, übersetzte Theaterstücke aus dem Französischen, wobei eben äußerst wenig herauskam. Ja, er vernachlässigte darüber die eigentlichen Notwendigkeiten, und nur ein eigener Glücksstern, verbunden mit einer großen Gewandtheit, machten, daß er sich doch immer über dem Wasser erhielt und nach unzähligen Bestimmungswechseln sich in Ansehen und guten Vermögensumständen befand. Mein Vater mochte mir kein größeres Talent bei einem vielleicht minderen Glücksstern und gewiß geringerer Anstelligkeit

zutrauen, und da war dann dem ernsten Manne unleidlich, mich durch solche Nebengelüste von eigentlich zweckfördernder Tätigkeit abgezogen zu glauben. Sein Mißvergnügen stieg auf den äußersten Grad, als gerade damals, da nach einer Reihe ungeschickt geführter Kriege die Franzosen zum ersten Male Wien besetzten, ich, der ich nach dem Beispiele meines Vaters der eifrigste Patriot war, mich doch nicht enthalten konnte, meinen Unwillen über so viel verkehrte Maßregeln in einem Spottgedichte oder vielmehr erbärmlichen Gassenhauer Luft zu machen. Er wurde blaß vor Schrecken, als ich es ihm vorlas, machte mir die eindringlichsten Vorstellungen, wie mein ganzes künftiges Schicksal durch diese Verse in Gefahr gesetzt werden könnte, und band mir auf die Seele, nicht, es zu zerreißen (was denn doch eine gewisse Befriedigung vorausgesetzt), wohl aber, es niemand sehen zu lassen. Das habe ich treulich gehalten und es niemanden gezeigt, demungeachtet kam schon des andern Tages mein Vater bestürzt aus dem Gasthaus zurück, wo er manchmal des Abends ein Glas Bier zu trinken pflegte, rief mich beiseite und sagte mir, daß das Gedicht mit allgemeiner Billigung von einem der Gäste vorgelesen worden sei. Das Zeug machte gerade seiner plumpen Derbheit wegen die Runde durch die ganze Stadt; glücklicherweise erriet aber niemand den Verfasser. (Siehe Anhang 1.)

Das ist einer der beiden Fälle in meinem Leben, wo ein von mir sorgfältig verborgen gehaltenes Gedicht den Weg, das erstemal zur Öffentlichkeit, das zweitemal an seine besondere Adresse fand.

Ich will auch den zweiten Fall hier anführen, obwohl er nicht in die Zeitfolge gehört, aber für sich vereinzelt dasteht, keine Entwickelungsperiode bezeichnet und ich ihn an seiner Stelle leicht vergessen könnte.

Mehrere Jahre später hatte ich mich in eine Theatersängerin verliebt, die als Cherubin in Mozarts Figaro in der doppelten Verklärung, der herrlichen Musik und ihrer eigenen frischen jugendlichen Schönheit, sich meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte. Ich schrieb ein Gedicht an sie, das man wohl gut kennen kann, obwohl die Glut darin ein wenig an das Verrückte, wohl gar Unsittliche streifte. Mich ihr selbst zu nähern, kam mir nicht in den Sinn. Ich war damals in den dürftigsten Umständen, selbst meine Garderobe legte davon Zeugnis ab, indes die Gefeierte, von reichen Liebhabern umworben, Gold und Seide als tägliches Opfer erhielt. Auch die Reize meiner Person ließen keinen günstigen Eindruck voraussetzen. Ich schloß daher meine Verse mit einem demütigenden Gefühle; nie und nichts in der Welt hätte mich vermögen können, es jemanden mitzuteilen.

Lange danach kam ich mit einem, wenigstens damals noch, reichen jungen Manne zusammen, der in der Zeit meines Cherubinfiebers der Begünstigte, nämlich zahlende Liebhaber der Huldin gewesen war. Wir sprachen von Poesie, und er bemerkte, es sei doch sonderbar, daß manche Dichter, die mit entschiedenem Talent aufträten, in der Folge ganz verschwänden. So sei in der Zeit seines Verhältnisses mit jener Sängerin, er wisse nicht wie, ihr ein Gedicht in die Hände gekommen, das die gesteigertste Liebeswerbung in den schönsten Versen aussprach. Das Mädchen sei darüber wie wahnsinnig geworden, habe alles aufgeboten, um den Verfasser ausfindig zu machen, und geradezu erklärt, wenn es ihr gelänge alle ihre Bewerber fortzujagen, um dem unbekannten Sänger zu gewähren, um was er so schön bitte. Es sei darüber beinahe fast zum Bruche zwischen ihnen gekommen. Und nun wäre unter allen jetzt tätigen Dichtern keiner, dem er jene Verse zuschreiben könne. Ich verlangte, das Gedicht zu sehen; es war das meinige. Auf eine mir jetzt noch unbegreifliche Art hatte es den Weg zu ihr gefunden, und während ich mich in hoffnungsloser Sehnsucht abquälte, erwartete der schöne Gegenstand mit Ungeduld die Möglichkeit, mir entgegen zu kommen. So ist es mir aber mein ganzes Leben gegangen. Mißtrauen in mich selbst, wenn ich bedachte, was sein sollte, und damit abwechselnder Hochmut, wenn man mich herabsetzen oder vergleichen wollte. Das ist aber der im Leben schädlichste Stolz, der nicht aus eigener Wertschätzung, sondern aus fremder Geringschätzung hervorgeht.

Ich kehre aber in die Reihenfolge zurück. Schon jetzt, obschon kaum fünfzehn Jahre alt, faßte ich, als Vorspiel künftiger Herzensangelegenheiten, eine heftige Neigung für eine Schauspielerin und Sängerin an einem Vorstadttheater, die, mir noch aus ihren Kinderrollen erinnerlich, damals nicht älter sein mochte, als ich selbst. Ich war mir bei dieser Neigung beinahe etwas Willkürliches bewußt, der Gedanke stand mir nicht völlig fern, daß ich diesem Mädchen, sowohl ihrem Talent als ihrem Äußeren nach, eine höhere Geltung beilege, als sie allenfalls habe, und doch vertiefte ich mich so in meine Leidenschaft, daß, als sich in der Folge herausstellte, was ich früher schon als Gerücht vernommen hatte, daß sie von ihrem Vater an einen reichen alten Herrn verkauft worden sei, und ich sie mit diesem in einer Loge sah, es mich dermaßen ergriff, daß ich in ein nicht unbedeutendes nervöses Fieber verfiel.

Dieses allerdings dissolute Treiben übte übrigens auf meine Sittlichkeit durchaus keinen verderblichen Einfluß. Ein mir angeborenes Schamgefühl nach innen und außen bewahrte mich sogar vor dem übeln Beispiel, das meine Kameraden mir von allen Seiten gaben. Ich hörte kaum, was an meinen Ohren, ich sah kaum, was an meinen Augen vorüberging. Ja dieses — soll ich es Rechtlichkeitsgefühl nennen? — — war so stark, daß ich mir nicht einmal erlaubte, hinter die Schule zu gehen. Ich habe meines Wissens nie eine Vorlesung versäumt;

ich wohnte jeder bei, obwohl ich nur mit halbem Ohre zuhörte, oder wohl gar, wenn es mich zu sehr langweilte, an etwas anderes dachte. Das war nicht etwa Furcht vor meinem Vater, denn bei einem scharfen und richtigen Verstande war niemand leichter zu täuschen als er, und seine Strenge beschränkte sich auf Ernst. Vielleicht lag sogar ein Erziehungsplan zugrunde. So mochte er bei jener nervösen Krankheit, verbunden mit meinem häufigen späten Ausbleiben an den Theaterabenden, den Zusammenhang sehr gut einsehen, nie hat er aber mit mir ein Wort darüber gesprochen, und er nahm die Sache, als ob sie eine natürliche wäre. Auch bei späteren im Hause selbst eintretenden Anlässen dieser Art begnügte er sich, statt zu warnen, zu belehren, zu drohen, einfach damit, die Gelegenheit zu entfernen, und die Gefahr war zugleich mit der Möglichkeit verschwunden.

Endlich sollte das alles sich selbst strafen. Die Zeit der halbjährigen Prüfung kam heran, und ich erhielt eine oder zwei schlechte Fortgangsklassen. Da war es nun wieder nicht mein Vater, der kaum zu wissen schien, daß eine Prüfung vor sich gegangen sei, indes meine Mutter zum Verheimlichen und Vertuschen immer geneigt war; mein eigenes Selbstgefühl fand sich empört, daß ich mich auf eine so liederliche Weise den Schlechten und Nichtswerten gleich gemacht hatte. Ich beschloß, diesem Treiben ein Ende zu machen, und hielt Wort. Schon im nächsten Halbjahre mußten dieselben Professoren, die mir jenen Makel angehängt hatten, mir im Schulzeugnisse primam cum ingenii laude geben, und das ging steigend fort, bis ich für einen der besten Studenten unserer Klasse galt.

Ein halbkomisches Intermezzo bildete Professor Stein, derselbe, der mir in der obersten Humanitätsklasse ein Ohr für den Vers abgesprochen hatte. Er war als Professor der Philologie an die Universität berufen worden und quälte sich und uns mit der Zerfaserung von gewählten Autoren, wobei seine heftige Wunderlichkeit es nicht an Spaß fehlen ließ. Er ließ uns auch Stilübungen treiben, wobei uns oft die Wahl des Gegenstandes überlassen war. Da brachte ich ihm denn einmal ein ziemlich mittelmäßiges Gedicht: Der Abend. Er las es mit Lob in der Klasse vor, wobei denn doch ein gewisses Mißvergnügen durchschimmerte. Am Schluß der Stunde wies er mich zu sich und fragte: von wo ich das Gedicht abgeschrieben hätte? Ich sagte, ich hätte es selbst gemacht. Da brach er los und kündigte mir seine Verachtung für meine Lügenhaftigkeit an. Er war auch das ganze Jahr über nicht zu begütigen, und erst spät, nachdem schon meine ersten dramatischen Arbeiten erschienen waren, suchte er seine Ungerechtigkeit durch das liebevollste Entgegenkommen wieder gut zu machen; ja er erlaubte mir sogar, in seiner Anwesenheit eine Zigarre zu rauchen, die höchst denkbare Gunst, da er den Tabak in allen Formen mit der ihm natürlichen Übertreibung haßte.

Um diese Zeit waren mir auch die ersten Dramen Schillers in die Hände gekommen. Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko hatte ich aufführen gesehen, und Don Karlos. Das letztere Stück entzückte mich, und ich ging daran, auch ein Trauerspiel zu schreiben. Ich wählte dazu aus der Geschichte Peters des Grausamen die Ermordung seiner Gattin Blanka von Kastilien, und diese letztere gab den Titel her.

Ich übereilte mich nicht und schrieb ziemlich lang daran, wobei ich immer den Don Karlos im Auge behielt, mit dem es übrigens auch zwei Fehler gemein hatte, daß ich nämlich in der Mitte des Stückes am Plane änderte und es so ungeheuer lang geriet, daß man gut zwei volle Abende daran zu spielen gehabt hätte. Als es fertig war, legte ich es hin und zeigte es niemanden, auch meinem Vater nicht, da ich seine Abneigung gegen solche Beschäftigungen zu kennen glaubte.

Nun ging es, nach Vollendung der philosophischen, an die Rechtsstudien. Bei dieser Gelegenheit verlor ich meinen alten Kameraden Meiller, der sich der Theologie widmete, bald darauf aber starb. Er hatte lange meinen einzigen Zusammenhang mit der schönen Literatur gemacht. Wir wollten sogar einmal gemeinschaftlich ein belletristisches Journal „Irene" herausgeben, zu dem ich das gleichnamige Einleitungsgedicht schrieb, das mir abhanden gekommen ist. Die Zensurstelle, der wir die Probebogen handschriftlich vorlegten, versagte aber die Bewilligung der Herausgabe, wobei sie wahrscheinlich sehr recht hatte. Meiller hatte übrigens auf meinen verminderten oder vermehrten Fleiß in den Studien gar keinen Einfluß, da er sich vielmehr an den Gedanken gewöhnt hatte, mich für ein lieberliches Genie zu halten, wobei er sich vielleicht in beiden Bezeichnungen irrte.

Zu größerem Eifer in den nun beginnenden Rechtsstudien wurde ich vielmehr dadurch angetrieben, daß mein Vater ein leidenschaftlicher Jurist war und ich wohl wußte, daß ich ihm keine größere Freude machen konnte, als wenn ich ihm ausgezeichnete Zeugnisse nach Hause brachte. Das trieb ich aber ganz äußerlich. Während des ganzen Halbjahrs nahm ich von den laufenden Studien gar keine Notiz, sechs oder acht Wochen vor der Prüfung aber warf ich mich auf den Gegenstand mit einem solchen, alles andere vergessenden Eifer, studierte vom anbrechenden Tage bis in die späte Nacht so ausdauernd und eifern, daß die guten Zeugnisse nie ausblieben; woran sich mein Vater wohl heimlich erfreuen mochte, ohne daß er mir aber je ein Zeichen davon gab. Alle meine Professoren hielten mich für einen ausgezeichneten Juristen, und nur ich wußte, daß ich es nicht war, denn es fehlte mir Lust und Liebe und daher auch der Geist und der Zusammenhang.

Freund Meiller sollte mir nun mehr als

zehnfach ersetzt werden. Durch eine alte Kindsfrau, die nacheinander bei uns und einem Hofsekretär Wohlgemuth gedient hatte, und die mich sehr liebte, wurde ich in dem Hause des letzteren bekannt. Er hatte unter vier Kindern einen Sohn, ein Jahr älter als ich, und mir ein Jahr in den Studien voraus. Ein äußerst fleißiger, wohl auch fähiger, aber etwas unklarer junger Mensch. Bei ihm versammelten sich die drei oder vier Besten seiner Klasse. Da war nun von Poesie keine Rede, aber die Wissenschaften kamen an die Reihe, vor allem die für uns damals neue Kantische Philosophie, für welche der Sohn des Hauses ein reichhaltiges, mit Streitschriften und Kommentaren wohlversehenes Rüsthaus besaß. Noch erinnere ich mich seiner, wie er, um alle Genüsse zu vereinigen, auf dem, den Untersatz zu seiner Bücherei bildenden Schranke saß, an einem großen Stück Brot essend, wobei er in einem philosophischen Buche las und dazu mechanisch auf der Violine spielte. Vor allem lag uns Juristen Kants Naturrecht nah; wo dann auch Fichte mit hereinspielte, in dem besonders ein ungeheuer fleißiger, aber etwas pedantischer junger Mann, namens Kaufmann, belesen war, der später als Professor des römischen Rechtes gestorben ist. — So trieben wir uns ziemlich zwecklos herum, bis es auf einmal hieß: der Verhältnismacher kommt! Das war nun ein anderer junger Mann, namens Altmütter, ein früherer Schulkamerad meiner neuen Freunde, der aber, da er Zwistigkeiten mit einem der Wiener Professoren gehabt hatte, auf die Universität nach Prag gegangen war und nun von dort zurückkehrte. Altmütter lebt zu meiner Freude noch jetzt als Professor der Technologie am polytechnischen Institute, indes die übrigen alle tot sind. Damals war er Jurist, und den Namen Verhältnismacher hatte er davon bekommen, daß er seine Schulkameraden häufig zum besten hatte und ihnen allerlei unschuldigen Schabernack spielte. Endlich erschien der Erwartete. Ein schwarzer, gedrungener, durchaus nicht hübscher, sogar etwas ordinär aussehender junger Mann, dem aber bei jedem Anlaß der Humor und der Verstand aus den Augen blitzte. Wodurch er sich an mich gezogen fühlte, weiß ich nicht, nur so viel weiß ich, daß beinahe vom ersten Augenblicke unserer Begegnung an wir uns mit einer fast leidenschaftlichen Neigung aneinander schlossen. Indes er seine alten Freunde nach alter Gewohnheit fortwährend hänselte, hat er nie auch nur ein Wort des Spottes an mich gerichtet. Durch die ganze Zeit unserer Studienjahre waren wir täglich vormittags im Hause unseres gemeinschaftlichen Freundes, und jeden Abend vier bis fünf Stunden allein uns gegenüber. Was wir in diesen vielen Abenden und unzähligen Stunden gedacht, gesprochen und getrieben haben, um den Reiz des Beisammenseins immer neu zu erhalten, kann ich mir jetzt kaum denken; besonders bei der Verschiedenheit unserer Richtungen. Ich beschäftigte mich ziemlich desultorisch mit allerlei, er hatte sich, mit Vernachlässigung seiner juristischen Studien, mit Eifer auf die Chemie geworfen, in der er vielleicht bestimmt war, durch seinen Scharfsinn eine ausgezeichnete Stelle zu behaupten. Ich weiß, daß er vor Davy auf die Idee der Kali-Metalloide gekommen war. Als zur Zeit des Wiener Kongresses Alexander Humboldt nach Wien kam, überreichte ihm Altmütter einen Aufsatz in dieser Richtung zur Beurteilung. Der berühmte Mann fand aber entweder nicht Zeit, oder Altmütters Schrift zu beschwerlich zum Lesen, und der Aufsatz folgte ohne Bemerkung zurück. Altmütter steht gegenwärtig als Professor der Technologie in großer Achtung, aber die Gaben seiner Jugend haben ihn zu unendlich mehr berechtigt, und vielleicht war es nur ein damals schon sichtbarer Hang zur äußeren Vernachlässigung, was ihm hindernd in den Weg getreten ist. Er brachte mit einem Male Leben und Richtung in die wissenschaftlichen Anwandlungen unseres Jugendkreises. Wir stifteten eine Akademie der Wissenschaften, in der allwöchentlich Versammlungen gehalten und Aufsätze vorgelesen wurden. Damit die Sache aber nicht gar zu ernsthaft werde, gründeten wir nebenbei ein Journal der Torheit, in der jede Albernheit eines Akademikers oder der sonstigen Mitglieder des Wohlgemuthischen Hauses, nicht ohne Widerspruch des Beteiligten, da es mitunter die tiefsinnigsten Gedanken waren, eingetragen wurden. Mit den schriftlichen Aufsätzen in unserer Akademie ging es etwas knapp, nur Freund Kaufmann war unerschöpflich. Da gab es z. B. einen gar nicht enden wollenden lateinischen Aufsatz über die prästabilierte Harmonie, bei dessen Vorlesung die Akademiker einer nach dem andern sich entfernten, nur ich hielt aus Mitleid und Neugierde aus. Als es mir aber auch zu viel wurde, faßte er mich mit seiner Riesenfaust am Kleide, und ich mußte das Werk bis zu Ende anhören, wo er dann aber gutmütig genug war, selbst über seine Überschwenglichkeit zu lachen. — Altmütter und ich gehörten unter die Faulsten, uns war es mehr um die Diskussion zu tun. Wir streiften wohl auch in der schönen Umgebung von Wien herum und unterhielten uns mit Plänen für die Zukunft, die nicht minder überschwenglich waren, als Freund Kaufmanns Abhandlungen. — So standen wir einmal auf der Höhe des Kahlenberges, hinter uns das Fußgestelle einer abhanden gekommenen Statue. Wir bestiegen den altarähnlichen Block, geradezu mit dem Gefühle einer prätendierten Göttlichkeit, und sahen in die unermeßlich ausgebreitete Gegend hinaus, wobei wir einander umschlungen hielten. Von uns unbemerkt, hatte ein ältlicher Herr, offenbar ein Norddeutscher, die Höhe erklommen und stand nun und sah uns verwundert an. Ja, sagte Altmütter, indem wir herunterstiegen, staunen Sie nicht! Der da — indem er auf mich zeigte — wird einen Tempel bauen,

und ich werde einen niederreißen. Er meinte bei letzterem Lavoisiers, damals neues, System der Chemie. Der fremde Herr mochte wohl glauben, ein paar Wahnsinnige vor sich zu haben.

Diese mitunter höchst gesteigerten Ideen hinderten uns übrigens nicht, zu den eigentlichsten Kinderpossen herabzusteigen. So besaß der jüngste Bruder unseres Freundes Pepi (Joseph) Wohlgemuth, Muckerl (Johann von Nepomuck) genannt, indes die älteste Schwester Xaverl (Franziska Xaveria) hieß — ein kleines Kindertheater, mit dem er sehr ungeschickt hantierte. Wir beschlossen, ihm zu Hilfe zu kommen. Ich malte Dekorationen und Figuren, die auf Pappe aufgeklebt und nach unten mit hölzernen Stempelchen versehen wurden. Wir Akademiker teilten uns in die Rollen. Selbst der pedantische kolossale Kaufmann übernahm die Partie der Greise, wo wir ihn dann unausgesetzt auslachten. Einer Freundin der Tochter des Hauses, einem sehr hübschen Mädchen, fielen die Liebhaberinnen zu. Der kleine Muckerl, der die Figuren dirigierte, gab nebenbei die Zofen und sonstigen weiblichen Vertrauten, und so führten wir, ohne uns zu schämen, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft die größten Stücke auf. Ich verliebte mich pflichtschuldigst in die Liebhaberin, welche schon versprochene Braut war, und da sie eben deshalb mit Argusaugen bewacht wurde, gab es auch außer den Theaterabenden die lustigsten Verwickelungen. Die in den Stücken vorkommenden Umarmungen und Küsse wurden in dem durch Vorhänge abgeschlossenen Raume der Schauspieler auch in der Wirklichkeit gegeben, und das Verhältnis ging schon in das höchst Bedenkliche über, als das Studentenmädel — diesen Spottnamen gaben ihr die erbosten Verwandten — in die projektierte Heirat hineingejagt wurde, was mich übrigens nicht sehr anfocht. — Auch sie ist jetzt tot, wie beinahe alles, was mir im Leben näher gestanden hat, männlichen, vor allem aber weiblichen Geschlechtes, und doch bin ich nicht älter als 62 Jahre.

Der Hauptheber unserer pseudo-dramatischen Unterhaltungen war der Herr des Hauses, der alte Hofsekretär Wohlgemuth, ein großer Freund und täglicher Besucher des Leopoldstädter Theaters. Er veranlaßte uns auch zu einem Versuch auf einem wirklichen sogenannten Haustheater. Wir führten zwei kleine Stücke auf, in deren einem ich einen Offizier spielte. Ich weiß nur, daß mir zumute war, als ob ich allein auf einer Insel im Weltmeer mich befände, selbst die Mitspielenden schienen mir unendlich entfernt. Ich habe nur noch ein einziges Mal später einen zweiten theatralischen Versuch gemacht, auch damals aus Gefälligkeit, nie aus Neigung, obwohl man mit meinen Leistungen zufrieden war. Die Fortsetzung jener ersten Darstellung scheiterte an dem gänzlichen Mangel dramatischen Talentes bei dem Sohne des Hauses. Obwohl er nur einen Bedienten zu spielen hatte, so murmelte er doch seine wenigen Worte so unverständlich, daß sein theaterliebender Vater — obgleich das Stück, wie natürlich, indes weiter gespielt hatte — doch hartnäckig verlangte, er solle noch einmal heraustreten und seine Rolle verständlich vortragen.

Dieses sorglose Schlaraffenleben sollte übrigens bald gestört werden. Mein Vater, der sonst einer eisernen Gesundheit genoß, fing an, zu kränkeln. Ein scheinbar unbedeutender Husten wurde von einem Anhänger der Brownschen Heilmethode — unser eigener Arzt, der in Wien berühmte Dr. Closset befand sich selbst krank — mit drastischen Mitteln behandelt, und als Closset nach vierzehn Tagen selbst die Kur übernahm, erklärte er schon nach dem ersten Besuche heimlich meiner Mutter, das Leiden habe sich auf der Brust festgesetzt, es sei ein organisches Übel vorhanden. Da mein Vater aber das sechsundvierzigste Jahr schon erreicht hatte, so meinte der Arzt, er könne bei gehöriger Diät noch viele Jahre leben. Die, wenn auch entfernte Gefahr erschütterte uns, wie natürlich, alle sehr. Ich blieb mehr zu Hause und fühlte mich auch sonst melancholisch gestimmt. Da erwachte plötzlich die Neigung zur Musik in mir.

Ich habe schon erzählt, wie mir in den Knaben-, ja Kinderjahren, das Klavierspiel verleidet wurde. Diese Abneigung nahm mit den Jahren zu, ohne darum eine Abneigung gegen die Musik zu sein. Denn als mein zweiter Bruder, der überhaupt kein Freund des Lernens war, um sich dem verhaßten Klavierspiel zu entziehen, eine Lust zur Violine vorgab, auch einen Geigenmeister erhielt, bei dem er aber ebensowenig lernte, als bei dem Klaviermeister, nahm ich bei jeder Gelegenheit seine Violine zur Hand, übte Skalen und Beispiele und spielte endlich mit dem Meister leichte Duetten, ohne je die geringste Anweisung erhalten zu haben. Der alte Deabis, so hieß er, schrieb mir ein großes Talent zu und beschwor meine Eltern, mich fortfahren zu lassen. Es wurde aber verweigert, ja mir die Violine aus der Hand genommen und, da mein Bruder doch nichts lernte, der Meister entlassen, weil ich in meinen Knabenjahren eine Anlage zum Verwachsen zeigte, welche durch die emporgehobene Schulter bei Behandlung der Geige vermehrt werden konnte. Hatte doch meine Großmutter, als sie mich auf jene Befürchtungen hin körperlich untersuchte, den Ausspruch getan: „Ja, er wird bucklich, aber es schadet nicht, da er doch Geistlicher werden will." Glücklicherweise ist beides nicht eingetroffen.

Die verweigerte Violine machte mir das Klavier noch verhaßter. Demungeachtet mußte ich an dem Unterricht teilnehmen, den meinem dritten Bruder und mir — nachdem unser erster Meister Gallus längst wieder nach Polen zurückgekehrt war — eine wunderlich aufgeputzte, sonst

aber recht tüchtige Meisterin erteilte, von deren Geschicklichkeit die Fortschritte meines Bruders zeugten. Endlich sollte ich befreit werden. Mein Vater schloß sich das ganze Jahr ab. Um aber seinen gesellschaftlichen und Familienverpflichtungen nachzukommen, gab er jeden Fasching einen einzigen, aber so glänzenden, ja kostspieligen Ball, daß in der halben Stadt davon die Rede ging. Als wir später die Wohnung wechselten und die neue nicht mehr jene ungeheuren, zum Tanze bequemen Räume der alten darbot, wurde der frühere Ball in zwei oder drei Abendgesellschaften mit Spiel und Souper aufgelöst, bei deren einer mein Bruder und ich die Geladenen durch unser Klavierspiel unterhalten sollten. Mein Bruder Camillo spielte mit allgemeinem Beifall, als aber an mich die Reihe kam, war ich nirgends zu finden. Ich hatte mich in das Bett unseres Bedienten verkrochen, und alles Suchen war vergebens. Erst nachdem die Gäste ihren Abschied genommen, kam ich aus meinem Versteck wieder hervor. Da brach mein Vater in heftigen Zorn aus. Wenn ich nun schon einmal nichts lernen wollte, so sollte ich doch wenigstens nicht meinem Bruder die Hälfte der Lehrstunden rauben. Und so war es mit meinen Lektionen zu Ende. Durch sieben oder acht Jahre habe ich mit keinem Finger das Klavier berührt.

In meiner damaligen trüben Stimmung fühlte ich wohl das Bedürfnis einer Ableitung nach außen. Die Poesie lag mir zurzeit ziemlich fern, wäre auch mit ihren scharf ausgeprägten Gedanken ein wenig geeigneter Ausdruck für meine in die Zukunft greifenden, unbestimmten Empfindungen gewesen. Ich verfiel auf die Musik. Das Klavier war geöffnet, aber ich hatte alles vergessen, selbst die Noten waren mir fremd geworden. Da kam mir zustatten, daß mein erster Klaviermeister Gallus, als er mich in halb kindischer Tändelei bezifferten Baß spielen ließ, mir eine Kenntnis der Grundakkorde beigebracht hatte. Ich ergötzte mich an dem Zusammenklang der Töne, die Akkorde lösten sich in Bewegungen auf, und diese bildeten sich zu einfachen Melodien. Ich gab den Noten den Abschied und spielte aus dem Kopfe. Nach und nach erlangte ich darin eine solche Fertigkeit, daß ich stundenlang phantasieren konnte. Oft legte ich einen Kupferstich vor mir auf das Notenpult und spielte die darauf dargestellte Begebenheit, als ob es eine musikalische Komposition wäre. Ich erinnere mich noch, daß später, während meiner Hofmeisterschaft, in einem vornehmen Hause, der Geigenmeister des jungen Grafen, ein sehr geschätzter Musiker, mir viertelstundenlang außer der Türe zuhörte und beim Eintritte seines Lobes kein Ende finden konnte. Auf dem Gute desselben Grafen war kein anderes Instrument, als ein altes Klavier ohne Saiten, demungeachtet habe ich mit Entzücken halbe Tage lang darauf gespielt, und der Abgang des Tones war mir gar nicht fühlbar. Als ich mich später der Poesie ergab, nahm diese Fähigkeit des musikalischen Improvisierens stufenweise ab, besonders seit ich, um Ordnung in meine Gedanken zu bringen, Unterricht im Kontrapunkte nahm. Die Entwickelungen und Fortschreitungen wurden nun richtiger, aber das Inspirierte ging mir verloren, und gegenwärtig kann ich nicht viel mehr als beim Erwachen meiner musikalischen Neigung. Ich hatte immer das Wunderliche, daß, wenn ich von einem Gegenstande auf den andern überging, ich mit der Lust an dem früheren auch zugleich alle erlangte Fertigkeit, ja Fähigkeit verlor. Ich habe alles getrieben, was der Mensch treiben kann, Tanzen und Jagen, Reiten und Fechten, Zeichnen und Schwimmen, nichts ist mir fremd geblieben, ja ich habe es, mit Ausnahme der Jägerei, mit einer bestimmten Anlage getrieben, und das alles ist mir fremd geworden. So war ich einer der besten, oder wenigstens der elegantesten Schwimmer, und wenn man mich heute ins Wasser würfe, ich würde gewiß ertrinken. Die Inspiration war mein Gott und ist es geblieben. —

In jener Zeit nun dachte ich auf nichts als Musik. Ich setzte sogar Lieder, die ich mit einer leiblichen Tenorstimme sang, darunter Goethes „König von Thule". Dieses Lied konnte sich mein Vater, gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht satt hören. Ich mußte es immer wieder spielen und singen. Nur als es sich mit seiner Krankheit zu Ende neigte, ließ er mir sagen, ich möchte es nicht mehr singen, es mache ihn traurig. —

Die Voraussetzung unseres Arztes Closset: mein Vater könne bei gehöriger Diät noch viele Jahre leben, hatte sich, ohne seine Schuld, nicht bewährt. Mein Vater zwar ließ es an Diät nicht fehlen, aber die Zeitumstände beschleunigten den Lauf seiner Krankheit. Als wir unsere neue Wohnung bezogen, hatte er, damals noch in ungeschwächter Gesundheit, den bedeutendsten Teil seines Ersparten auf Herstellung und Einrichtung derselben verwendet. Da wurden Türen vermauert und neue durchgebrochen, Parketten gelegt, Tapeten gezogen und seidene Möbel angeschafft, was um so sonderbarer war, da uns niemand besuchte; aber es schien einmal der Grundsatz meines Vaters, alles, was er machte, vollständig zu tun. Ein ungetreuer Sollizitator hatte ihn um eine namhafte Summe betrogen. Dazu kamen nun die Kriegsläufe des Jahres 1809, die verlorenen Schlachten, die Beschießung der Stadt, der Einzug der Franzosen in Wien, die Stockung der Geschäfte, die Einquartierung, die Kriegssteuer und Kontributionen, vor allem aber sein vaterländisches Herz, das unter allen diesen Erniedrigungen unendlich litt.

Ich hatte mich bei der Belagerung von dem Studentenkorps nicht ausschließen können, das einen Teil der Festungsmauer besetzte. — Als nun in der Nacht die Geschütze unausgesetzt

donnerten, die Granaten sich in der Luft kreuzten und die Stadt an mehreren Orten brannte, wußte mein Vater, der mich allen diesen Kugeln ausgesetzt glaubte, seiner Unruhe kein Ende. Am nächsten Morgen, nach Übergabe der Stadt, erschien meine Mutter unter anderen Angehörigen anderer weinend auf der Bastei und beschwor mich, doch sogleich nach Hause zu kommen und meinen Vater von meinem Leben zu überzeugen. Er empfing mich ganz kalt, ja es war, als ob er einen Teil seines Unwillens auf mich übertrüge.

Was meine eigene Haltung während der Beschießung betrifft, so war sie nicht besonders mutig, aber auch nicht furchtsam. — Ich ließ eben die Dinge gewähren. In den letztverflossenen Tagen, als wir mit unseren Feldzeichen auf den Hüten in den Straßen herumgingen, fühlte ich sogar Anwandlung von Heldenmut. Dieser Aufschwung wurde jedoch ziemlich herabgedrückt, als jemand die (unwahre) Nachricht mitteilte, die französischen Kürassiere trügen nach neuer Einrichtung außer den Harnischen auch Armschienen. Dieser an sich gleichgültige Umstand machte einen höchst ungünstigen Eindruck auf meine Phantasie. —

Am entscheidenden Tage selbst führte man uns mit einbrechender Nacht auf die Basteien und kündigte uns das bevorstehende Bombardement an. Da war denn allerdings ein gewisses Schwanken in unseren Reihen sichtbar, das nicht vermindert wurde, als die ersten Brandkugeln hart ober unsern Häuptern in die Dachfenster des hinter uns befindlichen Palastes des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen hineinfuhren. Nachdem aber später die Franzosen — wie wir glaubten, aus Ungeschicklichkeit, da wir unsere Personen für ihr einziges Ziel hielten — ihre Würfe höher richteten, und die Kugeln weit von uns wegfielen, verbesserte sich unsere Stimmung sichtlich. Die in der Stadt entstehenden Feuersbrünste, von denen wir nur den Widerschein in den Wolken sehen konnten, hielten wir für das Aufgehen des Mondes und freuten uns, bald die ganze Szene überblicken zu können. Ebenso schienen uns die von dem Flackern der Flamme bewegten Schatten sämtlicher Stangen und Pflöcke im Stadtgraben ebensoviel wandelnde Franzosen zu sein, und wir gaben, da wir uns eine Belagerung ohne Sturmlaufen gar nicht denken konnten, wiederholte Salven aus unsern Musketen, wodurch die auf einem niederen Parapet unter uns aufgestellten Landwehrsoldaten in augenscheinliche Lebensgefahr gerieten. — Ich machte das alles mit, mit Ausnahme der Furcht. Dennoch, als mein Nebenmann und Mitschüler, ein sonst höchst stiller und ruhiger junger Mensch, mit Heftigkeit verlangte, außer den Mauern dem Feinde im freien Felde entgegengeführt zu werden, bemerkte ich, nicht ohne Bedächtlichkeit, wie es ein Unsinn wäre, ungeübte Truppen, gleich uns, einem kriegserfahrenen Feinde gleich auf gleich gegenüber zu stellen. Die Nachricht von der Übergabe der Stadt erfüllte uns mit Unwillen. Ich machte dem meinigen durch einen nur halbgefühlten Ausfall gegen unsere Bürgerschaft Luft, denen ihre Dächer lieber seien als ihre Ehre, ein Wort, das sogleich von unserem Anführer, einem bildhübschen jungen Kavallerieoffizier, mit dem Arm in der Binde, aufgegriffen wurde und die ganze Kompagnie wiederholte. Im Grunde aber waren wir alle froh, wieder nach Hause zu kommen, um so mehr, als wir seit sechzehn oder achtzehn Stunden nichts genossen hatten. —

Alle diese Dinge, wozu noch ökonomische Verlegenheiten kamen, griffen die Gesundheit meines Vaters ungeheuer an. Ich besitze noch sein Einschreibbuch, in das er Einnahmen und Ausgaben allmonatlich eintrug. Während die Ausgaben mit den steigenden Preisen fortwährend wuchsen, fielen die Einnahmen stufenweise bis zum Unbedeutenden herab, bis er in den letzten Monaten mit unsicherer Hand: Nihil einschrieb. Er mußte sogar ein Darlehen aufnehmen, er, für den Schuldenmacher und Dieb gleichbedeutende Worte waren. —

Die Stadt vom Feinde besetzt zu wissen, war ihm ein Greuel, und jeder ihm begegnende Franzose ein Dolchstich. Und doch ging er gegen seine Gewohnheit jeden Abend in den Straßen spazieren, aber nur, um bei jedem Zwist zwischen Franzosen und Bürgern die Partei des Landsmannes zu nehmen und ihm gegen den Fremden beizustehen. Die Schlacht von Aspern war Öl in seine Lampe, die von Wagram machte freilich allen Hoffnungen ein Ende, was dann auch in dem Herabkommen seines Körperzustandes nur allzu sichtbar war.

Ich selbst war kein geringerer Franzosenfeind, als mein Vater, und demungeachtet zog Napoleon mich mit magischer Gewalt an. — Mit dem Haß im Herzen und zu aller Zeit kein Liebhaber von militärischem Schaugepränge, versäumte ich doch keine seiner Musterungen in Schönbrunn und auf dem Felde der sogenannten Schmelz. — Noch sehe ich ihn die Freitreppe des Schönbrunner Schlosses mehr herablaufen als gehen, die beiden Kronprinzen von Bayern und Württemberg als Adjutanten hinter sich, und nun mit auf dem Rücken gefalteten Händen eisern dastehen, seine vorüberziehenden Gewalthaufen mit den unbewegten Blicken des Meisters überschauend. Seine Gestalt ist mir noch jetzt gegenwärtig. Seine Züge haben sich leider mit den vielen gesehenen Porträten vermengt. Er bezauberte mich, wie die Schlange den Vogel. Mein Vater mochte mit diesen unpatriotischen Exkursionen wenig zufrieden sein, doch verbot er sie nie.

Nun kam der entscheidende Moment: der Abschluß des Preßburger Friedens. Mein Vater war damals schon genötigt, den größten Teil des Tages das Bett zu hüten. Wir verbargen ihm das Ereignis nach Möglichkeit. Er mochte aber doch Kunde davon erhalten haben, denn

im höchsten Zorne befahl er mir, ihm augenblicklich ein Exemplar des gedruckten Traktates zu verschaffen, durch den bekanntlich ein Drittteil der Monarchie an Frankreich abgetreten wurde. Er las die Druckschrift ganz durch, legte sie dann von sich und kehrte sich gegen die Wand. Von da an hatte er kaum mehr ein Wort gesprochen. Nur als ich an einem der folgenden Tage, von einer dunklen Ahnung eines baldigen Endes ergriffen, an seinem Bette auf die Knie sank und seine Hand wärmend küßte, sagte er: Nun ist's zu spät! womit er denn doch wohl andeuten wollte, daß er mit meinem Wesen und Treiben nicht völlig zufrieden sei.

Desselben Tages saßen wir mittags bei Tische, und zwar, seinem Wunsche gemäß, in dem Zimmer, in dem er lag. Da tat er ein paar stärkere Atemzüge. Wir sprangen auf und eilten hinzu, er aber war — — tot.

Ich habe meinen Vater eigentlich zärtlich nie geliebt. Er war zu schroff. Indem er mit einem höchst erfolgreichen Bemühen jeden Ausdruck der eigenen Empfindung in sich verschloß, machte er die Annäherung jeder fremden beinahe unmöglich. Erst später, als ich die Gründe mancher seiner Handlungen einsehen lernte, und der bis auf jetzt fortdauernde Ruf seiner beinahe fabelhaften Rechtschaffenheit mich beglückte und — in weiter Entfernung — zur Nacheiferung begeisterte, habe ich seinem Andenken nachgetragen, was ich in der Gegenwart zum Teil versäumte.

Der Tod meines Vaters versetzte uns in eine beinahe hilflose Lage. Die von ihm in den letzten Monaten kontrahierte Schuld mußte abgetragen werden. Seine eigenen Forderungen an Klienten waren teils uneinbringlich, teils erhielten wir kaum den zehnten Teil. Was sonst vorhanden war, reichte kaum hin, die Heiratsansprüche meiner Mutter zu decken. — Auf uns Kinder kam beinahe nichts, welches Beinahe durch das zwei Jahre später erscheinende Finanzpatent von Jahre 1811 auf ein wirkliches Nichts herabgesetzt wurde. Dasselbe Finanzpatent brachte die Pension, welche mein Vater durch jährliche Einlagen bei der Fakultätskasse seiner Witwe gesichert hatte, auf 90 Gulden Papiergeld herab. Und davon sollte eine Mutter mit vier Kindern leben, ob zwar eigentlich nur mit drei, denn mein zweiter Bruder Karl war nach den wunderlichsten Ereignissen, die für sich allein einen Roman bilden würden, unsichtbar geworden. Ich selbst, damals 18 Jahre alt, befand mich im vorletzten Jahrgange meiner juridischen Studien. Natürlich mußte ich sie fortsetzen. Meinem dritten Bruder, Camillo, wurde durch seine musikalische Geschicklichkeit das Glück zu teil, daß ihn der Amtmann einer Staatsherrschaft zugleich als Amtspraktikanten und Klavierlehrer seiner Tochter in sein Haus und völlige Versorgung nahm. Der spätgeborene vierte, Adolf, besaß eine gute Stimme und wurde schon seit längerer Zeit im Singen unterrichtet, um später als Hofsängerknabe im kaiserlichen Konvikte seine Studien vollenden zu können. Das waren alles Hoffnungen für die Zukunft, aber die Gegenwart drängte. Da kam mir zustatten, daß meine Professoren mich für einen guten Juristen hielten. Sie verschafften mir, soviel ich weiß, unaufgefordert, Informationsstunden bei zwei jungen Kavalieren, die mich so gut bezahlten, daß meine Bedürfnisse gedeckt waren und wohl auch etwas für die Familie übrig blieb. Zugleich fiel mir mein vergessenes Trauerspiel ein. Vielleicht, daß sich dadurch etwas verdienen läßt. Ich schrieb es gemeinschaftlich mit meinen Freunden Wohlgemuth und Altmütter ab und überreichte es dem Bruder meiner Mutter, demselben, mit dessen Beispiel mich mein Vater von der Poesie abgeschreckt hatte und der damals, infolge einer der vielen Phasen seines Lebensplanes, als Sekretär und Dramaturg bei dem Wiener Hofburgtheater angestellt war. Ich wartete lange auf Entscheidung, endlich erhielt ich es mit der Äußerung zurück, daß es nicht verwendbar sei. Darin hatte der Mann allerdings recht, demungeachtet glaube ich, daß er das Stück, abgeschreckt durch die unmäßige Länge und die nicht einladende Handschrift Altmütters, gar nicht, oder wenigstens nicht zu Ende gelesen hat, er hätte sonst unzweideutige Spuren eines Talentes darin entdecken müssen, das nicht so kurz abzufertigen war, um so mehr, als es ihm weder an Herzensgüte noch an Verstand fehlte. Nur war er ungeheuer flüchtig. So erinnere ich mich, daß er Müllners Schuld als Manuskript ein Jahr lang ungelesen auf seinem Pulte liegen hatte, ja, es als ein Zeichen des Unsinns unserer Zeit bezeichnete, daß jemand ein Stück in Stanzen, so nannte er Trochäen, zu schreiben unternommen habe. Erst der Schauspieler Herteur, der um ein Stück für seine Einnahme verlegen war, las es und brachte es zur Aufführung, wo es dann die ungeheuerste Wirkung in ganz Deutschland machte.

Mir selbst fiel bei der Rückgabe meines Trauerspieles die Prophezeiung meines Vaters ein, und ich fühlte mich in dem Entschlusse bestärkt, der Poesie, vor allem der dramatischen, für immer den Abschied zu geben.

Inzwischen verlor ich meine beiden Instruktionen, da einer meiner Eleven, ein ziemlich schwacher Kopf, die Studien ganz aufgab, der andere aber, ein geistreicher junger Mensch, der freilich in den Lehrstunden lieber von Literatur als von juridischen Dingen sprach, in sein Vaterland Wälsch-Tirol zur Bewirtschaftung seiner Güter zurückkehren mußte.

Der Ersatz war übrigens bald gefunden. Eben wieder einer meiner ehemaligen Professoren machte mir den Antrag, in ein adeliges Haus mit bleibender Bestimmung zu treten. Es war der Neffe eines reichen Grafen in den juridischen Gegenständen zu unterrichten, wozu man, da der Sommer auf den Gütern zugebracht werden

sollte, einen Informator brauchte, der Herr über seine Zeit war. Der junge Mensch hatte einen eigenen Hofmeister, und es galt daher, nur ein paar Stunden des Tages Unterricht zu geben, wofür ein freilich mäßiger Gehalt, dafür aber gänzliche und, wie sich in der Folge zeigte, glänzende Verpflegung zugesichert wurde. Ich hatte unterdessen meine Studien vollendet, fühlte aber einen Widerwillen gegen die Staatsdienste. Ich nahm daher an, besonders um meine Mutter der immerwährenden Sorge um die wechselvolle Zu- und Abnahme meiner Einkünfte zu entheben. Da kam ich denn nun in ein wunderliches Haus. Der junge Graf, ungefähr von meinem Alter, der noch jetzt lebt, wird mir nicht übel nehmen, wenn ich hier niederschreibe, daß aus unseren Studien, wohl aus beiderseitiger Schuld, nicht viel herauskam. Der alte Onkel war eine eigentliche Karikatur, höchst borniert, eigenwillig, geizig, bigott. Als ehemaliger Gesandter an einem großen deutschen Hofe und kaiserlicher Kontkommissarius in Regensburg, sprach er gerne von seinen Missionen. Ich habe ihn geizig genannt, er war es, mit Ausnahme von zwei Rubriken: seinem Stall und der Küche. In ersterem hielt er eine Anzahl der ausgezeichnetsten Prachtpferde, die er aus übergroßer Schonung kaum benützte. — Die Küche besorgten abwechselnd ein französischer und ein deutscher Koch vom ersten Range. Seine Neigung gewann ich besonders durch meinen damals starken Appetit. Täglich kam er zwischen elf und zwölf Uhr in seinem schmutzigen Schlafrocke auf mein Zimmer, um mir den Küchenzettel des Tages vorzulesen und eine Art Feldzugsplan zu verabreden: von welcher Speise nämlich viel und von welcher wenig, mit Rücksicht auf eine nachfolgende, bessere, zu essen sei. Ich hätte in seinem Hause ein Feinschmecker werden müssen. Demungeachtet war ich in der Folge froh, wieder zur ärmlichen Kost meiner Mutter zurückzukommen. Übrigens hielt er mich für einen Jakobiner, mit welchem Namen er alle bezeichnete, die anders dachten, als er. Seine Frau, wir nannten sie die Fürstin, weil sie aus fürstlichem Hause war, verbrachte ihre Zeit mit Andachtsübungen und fuhr so oft des Tages in die Kirche, als ihr Gemahl erlaubte, die müßig stehenden Prachtpferde abwechselnd einspannen zu lassen. Der Hofmeister war ein kenntnisloser, untertäniger, übrigens gutmütiger alter Mann. Ich befand mich anfangs sehr gut in diesem Verhältnisse. Mit Ausnahme von zwei oder drei Stunden, in denen ich meinen Zögling unterrichtete, der Tischzeit und dem obligaten Vorlesen des Küchenzettels, war ich Herr meines Tages. Zugleich befand sich eine zahlreiche und mit älteren Werken wohl ausgestattete Bibliothek im Hause, besonders reich an englischen Büchern, die der Großvater des Grafen, der als Gesandter in London stand, von dort mitgebracht hatte. Außer der Schwierigkeit, das verrostete Schloß des Bibliothekzimmers zu öffnen, hinderte mich nichts, von dem toten Schatze, um den sich niemand kümmerte, so viel mit mir zu schleppen, als mir beliebte, und mich ganz der Lektüre zu überlassen. Leider fand sich meine Kenntnis des Englischen, das ich schon früher ohne Meister und sonstige Hilfsmittel zu betreiben angefangen hatte, zu mangelhaft, um Shakespeare, der sich in der Theobaldschen Ausgabe da befand, mit Genuß lesen zu können. Es eiferte mich übrigens an, meine Kenntnis dieser Sprache zu vervollkommnen. Auf diese Art verstrich der Winter, und die Zeit kam heran, sich auf die ausgedehnten Güter der Familie in Mähren zu verfügen. Bei der Abreise wurde mir der junge Graf anvertraut, und es hieß, der Hofmeister werde nachkommen. Auf dem prächtigen Schlosse, in der fruchtbarsten, obgleich nicht schönsten Gegend Mährens angekommen, wartete ich fruchtlos auf die Ankunft des alten Mannes. Endlich erfuhr ich von dem Hauschirurgen, daß man den Hofmeister, mit dem man unzufrieden war, weil man ihn in Verdacht hatte, den verstorbenen älteren Bruder meines Zöglings in seinem Widerstreben gegen eine vorgeschlagene Heirat bestärkt zu haben, mit Pension entlassen habe. Meine Stellung wurde dadurch auf eine unangenehme Art verändert. Indes ich früher nur ein paar Stunden mit meinem Zöglinge zu tun hatte, blieb er mir nun den ganzen Tag auf dem Halse. Ich mußte ihn sogar täglich in die Kirche begleiten, wo ich den Vicar of Wakefield mitnahm, von dem man im Hause, wegen der geistlichen Benennung Vikar auf dem Titelblatte, nicht zweifelte, daß es ein Gebet- oder Andachtsbuch sei. Ebenso mußte ich auf alle meine poetischen und dramatischen Bronillons, von denen ich mich doch nicht ganz losgemacht hatte, obenan setzen: aus dem Englischen oder Französischen übersetzt, damit sie als Sprachübungen gelten könnten, da jedes Zeichen eines eigenen poetischen Talentes den alten Grafen in seiner Meinung, daß ich ein Jakobiner sei, bestärkt haben würde. Ich setze das hierher, damit nach meinem Tode derjenige, dem mein schriftlicher Nachlaß in die Hände gerät, sich nicht etwa fruchtlose Mühe gebe, die Originale zu diesen angeblichen Übersetzungen aufzufinden. Übrigens sind es durchaus unbedeutende Bruchstücke, mehr Erzeugnisse der Langenweile, als eines längst aufgegebenen ernsten Strebens. Das Landleben ist angenehm für sich, und so fand ich mich denn endlich zurecht. Ich fing sogar an, die böhmische Sprache zu lernen, habe es aber nie weiter gebracht, als zur Benennung der Speisen, den Schimpfnamen und den Jagdausdrücken. Erstere durch die Notwendigkeit bei weiteren Exkursionen, die zweiten vom oftmaligen Hören, die letzteren von unseren Jagdunterhaltungen. Der alte Graf war der schlechteste Schütze in der Welt; es schoß daher, angeblich ohne sein Wissen, immer der erste seiner beiden Büchsenspanner zugleich mit ihm. Was nun getroffen wurde, hatte der Graf

getroffen; ging aber das Wild durch, so wendete sich der alte Herr zornig zu seinen Leibjäger um und sagte: Esel! Da ich nun selbst infolge meiner Kurzsichtigkeit schlecht schoß, bei dem jungen Grafen aber froh sein mußte, nicht selbst für einen Hasen oder ein Rebhuhn gehalten zu werden, so gehörte die ganze Jagdbeute gewöhnlich dem Haupt des Hauses, und er war stolz auf seine Kunst.

Ebenso konnte er, obwohl er seit dreißig Jahren alljährlich sechs Monate in Mähren zubrachte, nicht ein Wort böhmisch. Daß die Bauern nicht deutsch und nicht französisch verstanden, wußte er, in jeder anderen Sprache aber prätendierte er, verstanden zu werden. Besonders freigebig war er mit lateinischen Ausdrücken und ärgerte sich, wenn die Bauern nicht wußten, was er wollte.

So verging die schöne Jahreszeit, und wir kehrten in die Stadt zurück. Ich weiß nicht, war es Sparsamkeit, oder war man mit mir so zufrieden, es erschien noch immer kein Hofmeister. Mir ward das Verhältnis unleidlich. Nicht allein, daß meine Verbindung mit Altmütter abgerissen wurde und ich meine beste Zeit verlor, vor allem dadurch, daß ich in meinem einundzwanzigsten Jahre durch gesetztes Betragen ein Muster und Beispiel für meinen Zögling sein sollte, der nur um ein Jahr jünger war als ich. Meinen Vorstellungen wurde entgegengesetzt, daß man einen Hofmeister suche, aber noch immer keinen gefunden habe. Es war die traurigste Zeit meines Lebens, hat die übelste Wirkung auf meine Stimmung und Jugendentwickelung gehabt, und nur die Lage und dringenden Bitten meiner Mutter hielten mich ab, den Zwang gewaltsam zu durchbrechen.

Nun verwirren sich, wahrscheinlich durch die Langweiligkeit der Sache, meine Erinnerungen. Ich weiß nur, daß ich im Februar 1813 als unbesoldeter Praktikant bei der Wiener Hofbibliothek eintrat, zugleich aber noch immer im Hause des Grafen hofmeisterte. Wie ich das vereinigte, verstehe ich nicht, noch weniger, wie ich im Sommer desselben Jahres mit der Familie wieder nach Mähren gehen konnte; wahrscheinlich folgte ich erst in den Ferialmonaten der Hofbibliothek ihnen nach, und der Onkel machte inzwischen selbst den Hofmeister. Ich finde mich wieder mit ihnen auf einem Jagdschlosse im waldigten Teile des Hradischer Kreises. Es war in der Mitte eines Fasan- und Wildgartens auf einer ziemlichen Anhöhe einsam gelegen, wunderschön, aber klein. Es war unterdessen das verhängnisvolle Jahr 1812 vorübergegangen, der Zug nach Moskau, der Untergang des französischen Heeres. Ich erinnere mich noch der kannibalischen Freude, mit der wir alle, ich auch, die gehäuften Greuel vernahmen. Jetzt hatte sich Österreich in die Verhandlungen gemischt, und man zweifelte nicht, daß es teil an dem Kriege gegen Napoleon nehmen werde. Daß in diesem Falle die Franzosen in Böhmen einbrechen und darin weiter vordringen würden, als uns irgend lieb war, war uns nach früheren Erfahrungen höchst wahrscheinlich, und wir waren immer zur Flucht bereit; ja vielleicht hatte der Graf nur darum sein Schloß Lukow, nahe der ungarischen Grenze, zum Aufenthalte gewählt, um von der Gefahr möglichst entfernt zu sein. Aber auch die Kommunikationen fingen an, gestört zu werden. So fehlte es in unserem Schlosse, wo sonst alles in Überfluß war, allgemach an Kolonialartikeln. Da bestimmte der alte Onkel, sein Neffe sollte statt des Kaffees täglich eine Milchspeise frühstücken. Mir wurde freigestellt, entweder daran teilzunehmen, oder den gewohnten Kaffee, solange der Vorrat währte, wie früher zu trinken. Ich entschied mich für ersteres aus Rücksicht für die alten Leute. Diese Milchspeisen beschwerten mir wahrscheinlich den Magen und waren Mitursache an meiner späteren Krankheit.

Unser Schloß lag, wie gesagt, ganz einsam, und die nächste Kirche, ein Wallfahrtsort, Maria Stip, lag eine halbe Stunde entfernt. Nur die fromme Fürstin ließ sich täglich hinfahren, wobei sie etwa den Neffen mitnahm, wir andern begnügten uns mit der Sonntagsandacht. An einem solchen Sonntag hing der Himmel voll dicker Regenwolken. Schon war ich im Begriffe, mit der alten Dame und meinem Zöglinge in einen ungeheuern, wohlverschlossenen Wagen einzusteigen, als der Onkel hinzukam und mir anlag, ihn nicht allein fahren zu lassen. Er war nämlich furchtsam mit Pferden und fuhr nie anders, als auf einem niederen Wurstwagen mit zwei alten Schimmeln, die er selbst leitete. Dabei war ich fast immer sein Begleiter, denn er, indes er beinahe unausgesetzt Tabak schnupfte oder die ungeheuere rote Nase schneuzte, Zügel und Peitsche anvertraute. Auch sonst ging es so langsam, daß in solchen Momenten die Pferde stehen blieben und sogar an den Rainen des Weges grasten. Die Fürstin, die mich lieb hatte, protestierte, er aber versprach diesmal den Schimmeln „etwas ins Ohr zu sagen“ und mich noch vor dem Regen nach Maria Stip zu bringen. Ich gab nach, und wir fuhren ab. Wir hatten längst den Wagen der Fürstin aus den Augen verloren und befanden uns etwa auf der Hälfte des Weges, als der Regen in Strömen herabgoß. Als wir, bis auf die Haut durchnäßt, in Maria Stip ankamen, war mein erster Gang nach den beiden einzigen Häusern, die sich nebst der Kirche da befanden, dem Hause des Geistlichen und des Kirchendieners, um Wäsche zu wechseln und im Notfalle selbst eine Kutte des Geistlichen anzuziehen. Wir hatten uns aber verspätet. Beide Häuser waren verschlossen und die Bewohner in der Kirche. Mir blieb nichts übrig, als auch hineinzugehen, wo mich denn schon ein empfindlicher Frost anwandelte. Des nächsten Morgens erwachte ich in einem hitzigen Fieber mit Phantasien und allem Zugehör. Da war nun Not an Mann.

Das kleine Schloß ließ eine Absonderung kaum zu, und der Chirurg hatte die Krankheit für ein Nervenfieber, mithin nicht ohne Gefahr der Ansteckung, erklärt. Man beschloß daher, mich in ein von Maria Stip nicht weit entferntes sogenanntes Badhaus zu bringen, das so hieß, nicht weil Bäder da waren, sondern weil es ein Bader bewohnte, der seinen Lebensunterhalt aus der chirurgischen Operation des Schröpfens an den Personen der von weit herkommenden Wallfahrter gewann.

Hier besuchte mich der Chirurg des Grafen täglich, und soweit war ich leidlich versorgt. Den übrigen Bewohnern des Schlosses hatte der Gebieter streng jede Gemeinschaft mit mir untersagt. Trotz dieses Verbotes kam eines Abends die alte Fürstin, setzte sich an mein Bett und weinte bitterlich. Des anderen Tages sollte mir die Ursache ihres Weinens deutlich werden. Der Chirurg des Grafen erschien nicht mehr. Die Familie war nach Lukow abgereist und ließ mich in den Händen des unwissenden Baders allein zurück. Meine Krankheit verschlimmerte sich von Tag zu Tag, woran außer der Unfähigkeit des Arztes wohl auch die Beschaffenheit der Arzneien Schuld tragen mochte, die (Chinarinde, so viel ich weiß) von Hradisch geholt werden mußten, einem kleinen Orte, dessen Apotheke die vaterländische Eichenrinde wohl näher lag, als die überseeische Chinarinde. Noch bin ich mir einer Art Herrschaft über meine Phantasien bewußt. Beim Ausbruch der Krankheit, noch im Schlosse, glaubte ich, eine Prinzessin läge unter meinem Strohsacke, und ich rückte daher jeden Augenblick von der Stelle, um die arme Person nicht zu drücken. In dem mir fremden Badehause hörte ich immer Stimmen von außen, die riefen, meine Mutter komme. Ich richtete mich gewaltsam auf und wußte augenblicklich, daß alles Täuschung sei. Sobald ich aber aus Mattigkeit zurücksank, fingen dieselben Stimmen wieder von neuem zu rufen an. Diese Sehnsucht nach meiner Mutter mochte wohl auch die alte Fürstin so gerührt haben, verbunden mit dem Bewußtsein der Grausamkeit, einen jungen Menschen am Eingange des Lebens, einen Hausgenossen, in einer solchen Lage hilflos zu verlassen.

Ich kam dem Tode nahe, wußte es und war gleichgültig. Schon erschien der Geistliche von Maria Stip, um mir, als einem Sterbenden, Trost zuzusprechen. Ich aber wendete mich von ihm, der Mauer zu. Da sagte er: er phantasiert, ging und kam nicht wieder.

Auch sonst war ich schlimm daran. Niemand im Badhause verstand deutsch, als notdürftig der Bader selbst. Des Nachts legte man einen Ackerknecht in mein Zimmer, der sogleich zu schnarchen anfing und mir jeden Schlaf unmöglich machte, statt mir irgend zu Dienste zu sein. Einmal, eben auch bei Nacht, glaubte ich, eine Weibsperson nähere sich meinem Bette und ziehe das Schubladchen aus dem Tische, der neben mir stand, und in dem ich mein Geld verwahrte. Ich hielt es für Täuschung, aber des andern Morgens war mein Geld wirklich verschwunden. Endlich aber siegte die Jugend und meine niemals starke, aber unendlich zähe Natur. Ich genas. Als ich das erste Mal Eßlust verspürte, gab man mir als Krankenspeise einen Hasen mit Knödeln, und bei meinem ersten Ausgange in den Garten, wo die Zwetschgenbäume voll reifer Früchte hingen, erlaubte mir mein Arzt, davon so viel zu essen, als mir beliebte, was ich denn auch tat.

In welcher Art ich meine Rückreise, wahrscheinlich mit Geld von dem Verwalter des Grafen versehen, antrat, weiß ich nicht mehr. Nur schwebt mir vor, daß ich auf meinem Wege irgendwo mit dem gräflichen Chirurg zusammentraf, der mir geradezu erklärte, daß man meinen Tod für unvermeidlich gehalten habe. Auch traf mich die erste Nachricht von der Schlacht bei Leipzig auf dieser Rückreise, die dadurch beinahe verzögert wurde. Kein Postmeister, kein Postillion, kein Wirt oder Aufwärter war in den Häusern zu finden, alles befand sich auf den Straßen. Man las die Zeitungen vor, man erzählte, man umarmte sich, jubelte, weinte, das tausendjährige Reich schien angebrochen.

Bei meiner Rückkehr nach Wien machte ich den Eindruck der Erscheinung eines Verstorbenen. Ich konnte nichts von Scham oder Reue in den hochadeligen Gesichtern bemerken, wohl aber eine gewisse Verlegenheit. Das Rätsel klärte sich bald auf. Man hatte nun wirklich einen Hofmeister gefunden. Daß ich meinen Unterricht fortsetzen sollte, war ausgemacht. Die weitere Frage aber, ob im Hause oder außer demselben wohnend, ward bald dadurch entschieden, daß ich ein Rezidiv meiner Krankheit bekam. Ich ließ mich zu meiner Mutter bringen, wo mich derselbe Dr. Closset behandelte, der leider zu spät kam, um den Tod meines Vaters zu verhindern. Mein Übel war weniger ein Rezidiv, als ein vollkommenes Nachlassen aller Kräfte. Die Nachtschweiße stellten sich so heftig ein, daß die gewechselten und an die Luft gehängten Unterbetten kaum für den zweiten Tag zum Gebrauche getrocknet waren.

Endlich ging aus das vorüber. Dr. Closset nahm keine Bezahlung und sagte, mir bei seinem letzten Besuche die Hand drückend, er fühle sich hinreichend dadurch belohnt, daß mein Fall einer der wenigen in seiner Praxis sei, auf die er sich als Arzt etwas zugute tue. Er hatte selbst nicht an meine Heilung geglaubt.

Ich nahm nun meinen Unterricht wieder auf, speiste auch mit der gräflichen Familie zu Mittag, mietete mich aber in einem andern Hause ein. Da bemerkte ich nun eine seltsame Verstimmung in den erhabenen Personen, ganz im Widerspruche mit dem sonstigen, nicht immer angenehmen, aber zutraulichen Tone. Die Ursache habe ich erst viele Jahre später durch die mitbeteiligte Person selbst erfahren, setze sie aber

jetzt schon her. Das Hauswesen des Grafen hatte sich in letzter Zeit durch eine Nichte vermehrt, die, bis dahin im Kloster erzogen, nun von den Verwandten zu sich genommen wurde, ein äußerlich nicht gerade bevorzugtes, aber herzensgutes, heiteres und unter dem verwandtschaftlichen Druck bitter leidendes Frauenzimmer. Wir sahen uns natürlich oft, aber ohne besonderes Interesse, und niemand hatte ein Arges dabei. Als ich nun zu meiner Mutter gebracht wurde und man im gräflichen Hause von der Armut derselben sprach, vermischte die etwa sechzehnjährige Komtesse, noch von ihrer Klosterlektüre her, die Armut mit der Bettelhaftigkeit, packte ihren kleinen Schmuck zusammen und gab ihn ihrer Kammerjungfer, die ihn heimlich, und ohne zu sagen, von wem, meiner Mutter überbringen sollte. Die Kammerjungfer fand die Sache bedenklich, fragte sich bei dem Grafen an, der polternden Gegenbefehl gab und, da er sich eine solche Großmut ohne besonderes Motiv gar nicht denken konnte, auf ein Liebesverständnis schloß, das weder von seiten der kleinen Gräfin, noch vor allem von der meinigen je und irgend bestand.

Inzwischen beschäftigte ich mich, ich hätte bald gesagt: eifrig, in der Hofbibliothek. Von Eifer war damals in dieser Anstalt überhaupt nicht viel zu bemerken. Die Beamten, beinahe durchaus gutmütige Leute, benahmen sich ungefähr wie die Invaliden in einem Zeughause, oder der Hund beim Heu, bewahrten das Vorhandene, wiesen die Seltenheiten den Besuchern vor, verwendeten die spärliche Dotation zum Ankauf aller gedenkbaren Auflagen der alten Klassiker und hielten die verbotenen, das heißt alle neueren Bücher nach Möglichkeit fern. Von bibliothekarischen Systemalarbeiten war gar nicht die Rede. Das war nun gerade mein Geschmack. Ich las und studierte, was mich selber anzog. Da lag mir nun vor allem die Vervollkommnung im Griechischen am Herzen, zu dessen Betreibung ich und mein damaliger Kollege Eichenfeld uns vereinigten. Um ungestört zu sein, begaben wir uns ins Manuskriptenkabinett der Bibliothek und lasen, von allen Hilfsmitteln umgeben, die griechischen Autoren. Das ging eine Weile, bis der erste Kustos der Anstalt, ein widerwärtiger Illiterat, eben ein Hund beim Heu nach meiner obigen Bezeichnung, davon Nachricht bekam und, ohne Lust und Fähigkeit, selbst ein Manuskript zu benützen, doch einen mißgünstigen Neid über eine mögliche Edierung durch einen anderen empfindend, uns den Eintritt in das Manuskriptenkabinett verbot. Zugleich betrieb ich eine andere Sprache, zu der ich den Grund schon früher gelegt hatte, und die von dem wesentlichsten Einfluß auf meine künftige Laufbahn werden sollte. Ich war von jeher der Überzeugung, daß man einen Dichter nicht übersetzen könne. Trotz meines schlechten Gedächtnisses, hatte ich mir daher, außer den beiden alten und der notwendigen französischen, auch die italienische und englische Sprache angeeignet und, durch Bertuchs Übersetzung des Don Quixote und seine Äußerungen über die spanischen Dichter aufmerksam gemacht, noch in meinen frühesten Zeiten mich auch mit dieser Sprache beschäftigt. Es war mir eine uralte, spanische Grammatik in die Hände gefallen, so uralt, daß sie selbst der Sprache Lope de Vegas und Calderons vorausging und ich später die aus ihr gelernten Formen wieder umlernen mußte. Aus Geldmangel konnte ich mir kein Wörterbuch anschaffen, bis mir endlich beim Antiquar ein Sobrino in die Hände fiel, bei dem zwar der ganze Buchstabe A fehlte, der aber dafür um einen Gulden Papiergeld käuflich war. Mit diesem Rüstzeug war nicht viel auszurichten. Da erschien Schlegels Übersetzung einiger Stücke Calderons, von denen mich besonders die Andacht zum Kreuze anzog. Für so vortrefflich ich die Übersetzung Shakespeares von demselben Schriftsteller anerkennen mußte, ebenso mangelhaft und ungenügend erschien mir jene Calderons. Daß ein Dichter, dessen Schwung beinahe die Poesie selbst überflog, sich nicht in so steifen und verrenkten Phrasen bewegt haben könne, war mir deutlich. Die Hofbibliothek bot alle Hilfsmittel dar, ich warf mich daher auf die spanische Sprache, und zwar, um das Brett zu bohren, wo es am dicksten war, unmittelbar auf Calderon. Damit ich aber über die Schwierigkeiten nicht zu leicht hinausginge und genötigt wäre, jedes Wort im Wörterbuche nachzuschlagen, übersetzte ich das gewählte Stück: Leben ein Traum, nach Entzifferung jedes Absatzes, sogleich in deutsche Verse, ja, nach Vorgang des Originals, in Reime. Wie lange ich mit dieser unsäglichen Arbeit zugebracht habe, weiß ich nicht, nur daß ich nicht über die Hälfte des ersten Aktes hinausgekommen bin. Ohnehin hatte ich bei dieser Übersetzung nur mein Studium der Sprache im Auge.

Da treffe ich mit einem Jugendbekannten zusammen. Wir sprechen über das Theater und die wunderliche Mannigfaltigkeit aus allen Geschmacksrichtungen, die dem Publikum dargeboten werde. Nun bereitet man gar ein Stück aus dem Spanischen vor, sagte er: Leben ein Traum. Ich frage nach dem Verfasser der Übersetzung. Er meint, er heiße Wendt, oder ähnlich. Nun wußte ich, daß es einen Professor Wendt in Leipzig gebe, dem man eine solche Übersetzung wohl zutrauen konnte. Im Verfolg des Gespräches bemerkte ich, daß ich das Stück wohl kenne und zum Teil selbst übersetzt habe. Der Freund wünschte, meine Arbeit zu lesen, was ich denn endlich auch zugebe. Nach ein paar Tagen kommt er, mir zu melden, daß meine Übersetzung nicht nur ihm selbst, sondern auch dem Redakteur der literarisch-kritischen Modenzeitung, dem er sie mitgeteilt, unendlich gefallen habe und letzterer mich ersuchen lasse, ihm wenigstens die ersten beiden Szenen zum Abdruck in seinem Blatte zu überlassen.

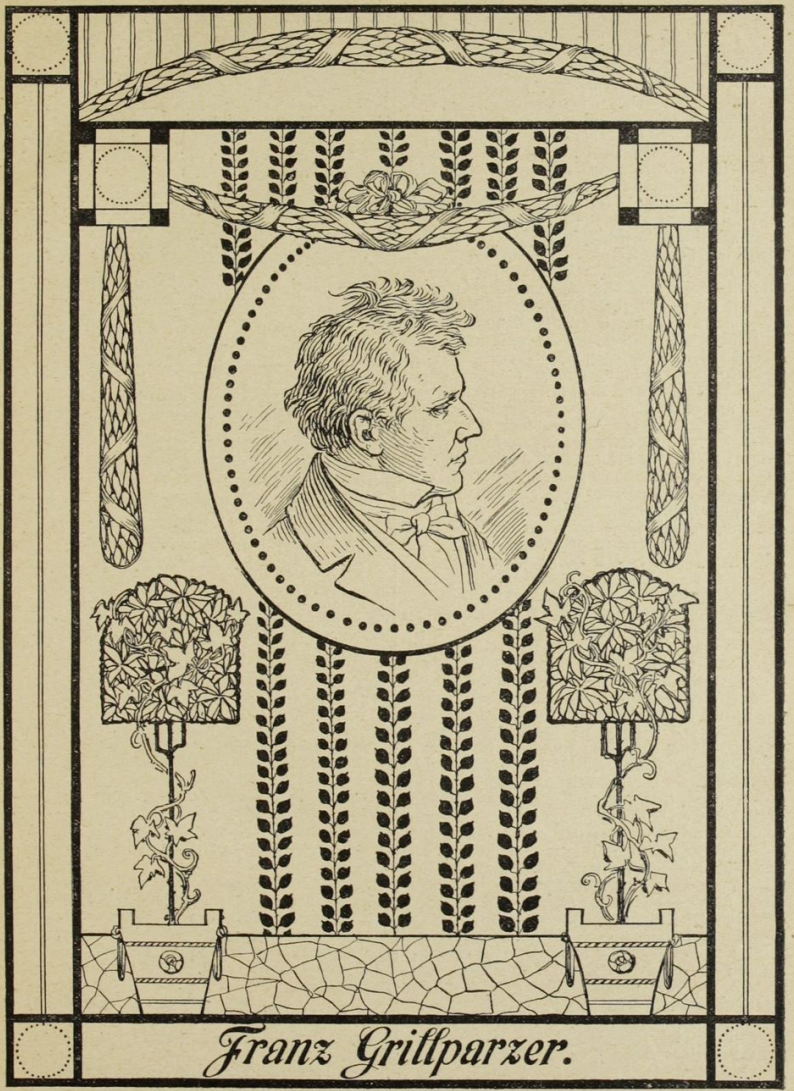
Ich war von jeher ein Feind der Öffentlichkeit und habe außer einem Gedichte: Die Musik, in reimlosen Versen, die, ich weiß nicht durch wessen Vermittelung, in einem Wiener Journale ohne meinen Namen erschienen war, früher nie etwas drucken lassen. Ich weigerte mich daher, mußte mich aber den Gegengründen fügen: daß es schade um meine gehabte Mühe wäre. Jetzt sei die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses Stück gerichtet, und wenn nicht jetzt, könne mein Fragment wohl nie mehr zur Geltung gebracht werden. Ich willigte ein. Längere Zeit verging, und meine Übersetzung erschien nicht, was mich herzlich wenig kümmerte. Endlich wird Leben ein Traum mit Beifall aufgeführt, und des nächsten Morgens gibt die Modezeitung mein Fragment, das, unter den höchsten Lobpreisungen, zum Angriffspunkt gewählt wird, um über die aufgeführte Übersetzung aufs feindlichste herzufallen. Zugleich hatte ich schon aus dem Theaterzettel ersehen, daß der Verfasser jener Bearbeitung nicht Wendt, sondern West heiße, unter welchem angenommenen Namen der damalige Dramaturg des Hofburgtheaters, Schreyvogel, in der Vorzeit sich literarisch beschäftigte. Schreyvogel war in unserer Familie, zufolge eines ausgangslosen Liebesverhältnisses mit einer Schwester meiner Mutter, nicht im besten Andenken. Trotz eines heimlichen Grauens verehrte ich ihn aber schon in meinen Knabenjahren, und eine von ihm zu Anfang des Jahrhunderts herausgegebene vortreffliche Zeitschrift: Das Sonntagsblatt, hat einen großen Einfluß auf meine Bildung gehabt, indem sie beitrug, mich vor den Albernheiten zu bewahren, die jene Zeit ebensogut hatte, als die jetzige, nur daß damals zwei große Geister wie eine Zentralsonne in der Mitte standen und die faselnden Romantiker doch zu einer Art Konzentrizität in ihren Bahnen zwangen, indes jetzt die leere Mitte jedem die Erlaubnis zu einer Kometenreise ins Leere und Bodenlose gibt.

Mein, jenem Fragment beigesetzter Name war Schreyvogel nicht entgangen. Schon ein paar Tage darauf sagte mir der alte Striptor Leon auf der Hofbibliothek, es habe Schreyvogel sehr wehe getan, daß der Sohn eines Jugendfreundes sich zu einer so niedrigen Intrige gegen ihn hergegeben. Ich erklärte dem alten Leon den Zusammenhang der Sache und meinen eigenen Abscheu vor dem Mißbrauche, den man mit meiner Arbeit getrieben. Da kam denn die Rückantwort, wie es Schreyvogel sehr erfreue, mich unschuldig zu wissen, und wie er lebhaft wünsche, mich kennen zu lernen. Ich ließ mir das gesagt sein und ging nicht hin. Eine zweite Aufforderung hatte denselben Erfolg. Da erklärt endlich Leon auf der Bibliothek, nun lasse er mich nicht mehr, ich müsse auf der Stelle mit ihm zu Schreyvogel. Dagegen war nun nichts mehr einzuwenden, und ich ging mit ihm. Schreyvogel empfing mich wahrhaft väterlich. Von einer Entschuldigung war nicht mehr die Rede. Er erklärte selbst, daß ihm meine Übersetzung sehr gefallen habe, und er fragte, ob ich denn keine Lust zu eigenen dramatischen Arbeiten habe. An der Befähigung sei kaum zu zweifeln. Ich erzählte ihm, daß ich in meinen Knabenjahren ein endloses Trauerspiel geschrieben, von dessen Unbrauchbarkeit ich aber nun selbst überzeugt sei. Seitdem hätte ich es aufgegeben. Wenn ich nichts Tüchtiges leisten könne, dulden lassen wolle ich mich nicht. Er fragte weiter: ob ich nicht in der Zwischenzeit Stoffe durchdacht hätte, ich möchte ihm derlei erzählen. Nun hatte ich gerade damals einen Stoff ganz gegliedert in meinem Kopfe. Damit ging es so her:

Ich hatte die Geschichte eines französischen Räubers, Jules Mandrin, glaub' ich, die Art seiner Gefangennehmung gelesen. Von den Häschern verfolgt, flüchtet er in ein herrschaftliches Schloß, wo er mit dem Kammermädchen ein Liebesverhältnis unterhielt, ohne daß diese, ein rechtliches Mädchen, ahnte, welch einem Verworfenen sie Kammer und Herz geöffnet hatte. In ihrem Zimmer wurde er gefangen. Der tragische Keim in diesem Verhältnisse, oder vielmehr in dieser Erkennung, machte einen großen Eindruck auf mich.

Ebenso war mir ein Volksmärchen in die Hände gefallen, wo die letzte Enkelin eines alten Geschlechtes vermöge ihrer Ähnlichkeit mit der als Gespenst umherwandelnden Urmutter zu den schauderhaftesten Verwechselungen Anlaß gab, indem ihr Liebhaber einmal das Mädchen für das Gespenst, dann wieder, besonders bei einer beabsichtigten Entführung, das Gespenst für das Mädchen nahm. Beide Eindrücke lagen längere Zeit nebeneinander in meinem Kopfe, beide in dieser Isolierung unbrauchbar. Im Verfolg des ersteren wäre mir nie eingefallen, einen gemeinen Dieb und Räuber zum Helden eines Drama zu machen; beim zweiten fehlte der gespensterhaften Spannung der sonstige menschliche Inhalt.

Einmal des Morgens, im Bette liegend, begegnen sich beide Gedanken und ergänzen sich wechselseitig. Der Räuber fand sich durch das Verhängnis über der Urmutter eines Geschlechtes, dem auch er angehören mußte, geadelt; die Gespenstergeschichte bekam einen Inhalt. Eh' ich aufstand und mich ankleidete, war der Plan zur Ahnfrau fertig. An die Ausführung zu gehen, hinderte mich teils mein Entschluß, der dramatischen Poesie für immer zu entsagen, teils ein Schamgefühl, einen Stoff zu behandeln, der höchstens für die Vorstadttheater geeignet schien, und mich einer Klasse von Dichtern gleichzusetzen, die ich immer verachtet hatte; obwohl ich Poesie genug in mir fühlte, die Geistergeschichte so auszustatten, daß man ein Dummkopf oder ein deutscher Gelehrter sein müsse, um viel dagegen einwenden zu können. Diesen Stoff nun erzählte ich Schreyvogel, und zwar mit einer frohen Lebhaftigkeit und einer


Franz Grillparzer.

solchen bis ins einzelnste eingehenden Folge, daß er, selbst Feuer und Flamme, ausrief: Das Stück ist fertig, Sie brauchen es nur niederzuschreiben. Meine Einwendungen ließ er nicht gelten, und ich versprach, darüber weiter nachzudenken. Inzwischen war auch eine bedeutende Veränderung in meinen äußeren Verhältnissen eingetreten. Einmal hatte ich den Unterricht des jungen Grafen vollendet, worüber ich herzlich froh war. Nun ließ mir die Familie ihren mir damals unerklärlichen Groll dadurch fühlen, daß sie mir ein beim Eintritt, freilich nur mündlich, gegebenes Versprechen nicht halten wollte, mir nämlich meinen kleinen Gehalt bis zum Eintritt in ein besoldetes Staatsamt belassen zu wollen. Erst die Dazwischenkunft eines in der Familie geachteten Geistlichen machte der Schwierigkeit ein Ende. Zugleich hatten einen meiner Oheime seine Geschäfte zu dem damaligen dirigierenden Vizepräsidenten der Finanzhofkammer, Grafen Herberstein, geführt. Herberstein hatte meinen Vater gekannt und geachtet, er erkundigte sich um dessen rückgebliebene Familie, erfuhr unsere Umstände, und daß der älteste Sohn ohne Gehalt in der Hofbibliothek diene. Der praktische Mann fuhr auf, fand letzteres, als ohne Aussicht für die Zukunft, unverantwortlich und begehrte, mich zu sprechen. Als ich kam, machte er mir die Hölle heiß, erinnerte mich an die Pflicht, für meine Mutter und Geschwister zu sorgen, und fügte bei, daß, wenn ich auch mich ihm anvertrauen und zu den Finanzen übertreten wollte, die Sorge für mein Fortkommen seine Sache sein werde. Ich war durch die Widerlichkeit des zweiten Vorstehers der Hofbibliothek sehr verstimmt, die neue Aussicht schien lockend, und ich willigte ein.

Da sollte ich nun ein vollendeter Kameralist werden. Ich wurde der niederösterreichischen Zollverwaltung zugeteilt, mußte als Expedient im Protokoll-, Hauptzoll- und Verzehrungssteueramt alle diese Fächer praktisch durchüben, bis man mir endlich, als Zeichen der höchsten Zufriedenheit, ein eigenes Bureau in der Examinatur anvertraute, wo ich Schwärzer und Gefällsübertreter von minderem Belang selbständig untersuchte. Ich weiß nicht, war es die Neuheit der Sache, das gefällige Entgegenkommen aller Vorgesetzten, oder das angenehme Gefühl der Freiheit von dem Druck im gräflichen Hause, ich fand mich ganz gut in alles, und es stellte sich sogar eine Art Heiterkeit ein. Die Ahnfrau war inzwischen vergessen, auch hatte ich Schreyvogel seither nicht mehr besucht. Da, am Ausgange des Sommers, begegne ich ihm auf einem Spaziergange am Glacis. Er ruft mir schon von weitem zu: Wie steht's mit der Ahnfrau? Ich aber antworte ihm ganz trübselig: Es geht nicht! Schreyvogel, ursprünglich im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, das er erst später im Kunsthandel verloren, war in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts durch seine Bekanntschaft mit Männern, die einem traurigen Schicksale verfielen, in den Verdacht einer Anhänglichkeit an die Grundsätze der französischen Revolution gekommen.

Obschon ihm nichts nachgewiesen werden konnte, schien es doch geraten, sich für einige Zeit mit Genehmigung der Behörden von Wien zu entfernen. Er ging nach Jena und Weimar, wo er, durch mehrere Jahre verweilend, mit den damaligen Heroen der Literatur in nähere Verbindung kam.

Als ich ihm nun sagte: Es gehe nicht, erwiderte Schreyvogel: Dieselbe Antwort habe ich einst Goethen gegeben, als er mich zur literarischen Tätigkeit aufmunterte; Goethe aber meinte: Man muß nur in die Hand blasen, dann geht's schon. — Und so schieden wir voneinander. Diese Worte des großen Meisters gingen mir gewaltig im Kopfe herum. Sollte es — bei allem Abstand der Begabung — anderen so leicht werden, daß sie nur in die Hand zu blasen brauchten, und ich selbst brächte gar nichts zustande! Mein tiefstes Wesen fand sich empört. Meinen Spaziergang allein fortsetzend, dachte ich über die Ahnfrau nach, brachte aber nichts zustande, als die acht oder zehn ersten Verse, die der alte Graf zu Anfang des Stückes spricht, und zwar in Trochäen, die mir meine Beschäftigung mit Calderon lieb gemacht hatte.

Man hat mich um dieser Versart und wohl auch der sogenannten Schicksalsidee willen als einen Nachahmer von Müllners Schuld bezeichnen wollen.

Eigentlich war es aber wohl Calderon und namentlich dessen Andacht zum Kreuze, was mir unbewußt vorschwebte, nebstdem, daß der Trochäus meinem erwachten Musikgefühle wohl tat. Allerdings hätte ich ohne Müllners Vorgang wahrscheinlich nicht gewagt, eine neue Versart auf die deutsche Bühne zu bringen.

Als ich nach Hause gekommen war und zu Nacht gegessen hatte, schrieb ich ohne weitere Absicht jene acht oder zehn Verse auf ein Blatt Papier und legte mich zu Bette.

Da entstand nun ein sonderbarer Aufruhr, und eine Fieberhitze überfiel mich. Ich wälzte mich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere. Kaum eingeschlafen, fuhr ich wieder empor. Und bei alledem war kein Gedanke an die Ahnfrau, oder daß ich mich irgend meines Stoffes erinnert hätte.

Des andern Morgens stand ich mit dem Gefühle einer herannahenden, schweren Krankheit auf, frühstückte mit meiner Mutter und ging wieder in mein Zimmer. Da fällt mir jenes Blatt Papier mit den gestern hingeschriebenen, seitdem aber rein vergessenen Versen in die Augen.

Ich setze mich hin und schreibe weiter und weiter, die Gedanken und Verse kommen von selbst, ich hätte kaum schneller abschreiben können.

Des nächsten Tages dieselbe Erscheinung, in

drei oder vier Tagen war der erste Akt, beinahe ohne ein durchstrichenes Wort, fertig.

Ich lief damit sogleich zu Schreyvogel, um es ihm vorzulesen. Er war im höchsten Grade befriedigt und drang nur um so mehr in mich, doch ja fortzufahren. Ebensoschnell entstanden der zweite und dritte Akt. Noch erinnere ich mich, daß ich an der großen Szene, wo Jaromir Berthen zur Flucht beredet, von fünf Uhr morgens bis fünf Uhr abends geschrieben habe, ohne Ruhepunkt und ohne etwas zu mir zu nehmen. Meine Mutter klopfte zur Zeit des Frühstückes und des Mittagsmahles vergebens an die Türe. Erst abends ging ich hervor, machte einen Spaziergang über die Bastei und aß zur Nacht mein Mittagmahl.

Da fiel plötzlich kaltes Wetter ein, und es war, als ob mir alle Gedanken vergangen wären. Ich schlich ganz traurig zu Schreyvogel und klagte: ich hätte wohl voraus gesagt, daß es nicht ginge. Er meinte aber, es werde schon wieder kommen. Und so geschah es auch. Nach zwei- oder dreitägiger Unterbrechung vollendete ich das Stück mit derselben Raschheit, mit der es begonnen war. In nicht mehr als fünfzehn oder sechzehn Tagen habe ich es geschrieben.

Es wurde nun Schreyvogel übergeben, damit er über die Aufführbarkeit entscheiden möge. Als ich nach ein paar Tagen vorfragte, fand ich ihn beträchtlich abgekühlt. Schreyvogel war ein vortrefflicher Kopf, in gehörigem Abstande allerdings eine Art Lessing. Nur hatte er außer der logischen Schärfe mit seinem Vorbilde auch das gemein, daß seine künstlerischen Grundsätze mehr das Ergebnis eines Studiums der Muster, als ein Erzeugnis aufquellender eigener Anschauungen waren. Er wußte nun nicht recht, wohin er mein Mondkalb anreihen sollte, und war ängstlich, nicht als ob er den Gespensterspuk oder die sogenannte Schicksalsidee verworfen hätte, er verlangte vielmehr, daß letztere mehr herausgebildet werden sollte, namentlich der ganz unberührt gebliebene Umstand, daß das jetzt lebende Geschlecht geradezu die Frucht der Sünde der Ahnfrau sei. Als ich mich darein nicht finden wollte, erbot er sich sogar, mein Stück zu überarbeiten, es sollte dann als unser gemeinschaftliches Werk erscheinen.

Dagegen protestierte ich; es sollte entweder gar nicht aufgeführt werden, oder als mir angehörig.

Schreyvogel hatte bereits mit den Schauspielern gesprochen, denen er die Rollen zugedacht hatte. Madame Schröder wählte bloß vom Hörensagen das Stück zu ihrer Einnahme und für sich die Rolle der Bertha und des Gespenstes.

Herteur, der den Jaromir geben sollte, besuchte mich in meiner Wohnung in dem sogenannten „Elend", wo er dann erstaunt war, den Dichter am Schreibtische in dem Rohrlehnsessel seines Vaters sitzen zu sehen, auf welchem Lehnstuhle, weil das Rohr durchgesessen war, durch ein quer darüber gelegtes Brett ein neuer Sitz improvisiert war.

In diesem Getümmel verlor ich ganz den Überblick. Ich machte die verlangten Änderungen, durch welche mein Stück nicht besser wurde, zum Teil auch darum, weil ich sie nur äußerlich anfügte. Ich habe sogleich nach der Aufführung bemerkt, daß durch diese „tiefere Begründung" mein Stück aus einem Gespenstermärchen, mit einer bedeutenden, menschlichen Grundlage, sich jener Gattung genähert hatte, in der Werner und Müllner damals sich bewegten. Bei den späteren Auflagen wollte ich auch geradezu auf mein ursprüngliches Manuskript zurückgehen. Da ich aber bei der zweiten Redaktion, wie der Dichter soll und muß, zugleich manches in der Diktion und sonstigen Anordnung geändert hatte, welches alles mit Rücksicht auf jene Erweiterung der Ideen geschah, so hätte es einer dritten Überarbeitung bedurft, was mir viel zu langweilig war. Jenes ursprüngliche Manuskript mit Schreyvogels Randbemerkungen wird sich, als Beweis dessen, unter meinen Papieren finden.

Nun kamen die äußeren Verlegenheiten, die, wenn sie mir nicht von andern abgenommen worden wären, mich geradezu bestimmt hätten, mein Stück zurückzuziehen. Es wurde bei der Zensur eingereicht und verboten. Durch die Konnexionen der Schauspielerin Madame Schröder, die, als zu einer Einnahme berechtigt, ein Wort mitreden durfte, wurde es erlaubt. Es ist aber nach dieser ersten Vorstellung zum zweiten Male verboten worden. Da tritt denn der pensionierte Hofschauspieler Lange, der den Grafen Borotin gab und die dritte Vorstellung zu seiner Einnahme geben wollte, in die Schranken, und mit seiner Rührung als tragischer Vater brachte er die Erlaubnis auch für diese Vorstellung zuwege. Zuletzt kam der Eigentümer des Theaters an der Wien, Graf Palffy, mit utilitarischen Gründen und erklärte, wenn man ihm die Stücke, die Geld einträgen, verbiete, müsse er sein Theater zuschließen. Das wirkte, und Barrabas ward freigegeben.

Ich habe den Ereignissen vorgegriffen und kehre zurück. Die Schauspieler waren von ihren Rollen entzückt. Als ich auf den Proben erschien, wurde ich trotz meines fadenscheinigen Überrocks wie ein junger Halbgott empfangen. Zufällig fanden sich auch mit Zuhilfenahme der Hofschauspielerin Madame Schröder und des pensionierten Hofschauspielers Lange, die Gastrollen gaben, alle Subjekte vor, um das Stück so aufzuführen, wie es wohl auf keiner deutschen Bühne wieder gegeben worden ist. Es wurde darum auch dem Theater an der Wien der Vorzug vor dem Hofburgtheater für mein erstes Erscheinen vor dem Publikum gegeben.

Das alles geschah ohne mein Zutun, ja beinahe ohne mein Vorwissen. Da endlich kam der Tag der ersten Vorstellung (31. Jänner 1817). Meinen Namen auf den Zettel drucken

zu lassen, war ich durchaus nicht zu bewegen. Die Ahnfrau, Trauerspiel in fünf Aufzügen, ohne Angabe des Verfassers, stand an den Straßenecken angeschlagen. Das gab keine gute Vorbedeutung, und das Theater war schwach besucht, es gab eine schlechte Einnahme, was mir aber Madame Schröder, die Geld wahrlich brauchte, nie nachgetragen, sondern sich so gegen mich benommen hat, als hätte ich ihr Tonnen Goldes eingebracht. Mir waren von der Beneffiziantin drei Sperrsitze in der ersten Galerie zugekommen, die ich mit meiner Mutter und meinem jüngsten, damals elf- oder zwölfjährigen Bruder einnahm. Die Vorstellung, obgleich vortrefflich, machte auf mich den widerlichsten Eindruck: es war mir, als ob ich einen bösen Traum verkörpert vor mir hätte. Ich faßte damals den Vorsatz, der Vorstellung keines meiner Stücke mehr beizuwohnen, ein Vorsatz, den ich bis heute gehalten habe. Die Haltung unserer Familie war höchst wunderlich. Ich selbst rezitierte, ohne es zu wissen, das ganze Stück leise mit. Meine Mutter, vom Theater ab und zu mir gewendet, sagte in einem fort: Um Gottes willen, Franz, mäßige dich, du wirst krank; indes zu ihrer andern Seite mein kleiner Bruder unausgesetzt betete, daß das Stück gut ausfallen möge. Das Widerliche wurde dadurch vermehrt, daß auf der spärlich besetzten Bank hinter uns ein ganz gut aussehender alter Herr saß, der mich natürlich nicht kannte und, obschon ihn das Stück zu interessieren schien, sich doch nicht enthalten konnte, ein oft wiederholtes: grell, grell! an meinen Ohren vorbeitönen zu lassen. Es wurde viel geklatscht, aber durchaus nur an Stellen, wo die trefflichen Schauspieler ihre Glanzpunkte hatten. Als ich daher nach geendigter Vorstellung auf die Bühne ging, widersprach ich aufs bestimmteste der Meinung der Schauspieler, daß das Stück sehr gefallen habe.

Bei der Wiederholung am nächsten Abend hatte ich alle Ursache, meine Ansicht für die richtige zu halten, denn das Theater war halb leer. Da meinte aber der Schauspieler Küstner: ich kenne ihr Theater nicht, bei ihnen in der Vorstadt brauche es immer ein paar Tage, bis das Gerücht eines Erfolges im Publikum herumkomme. Und so war es auch; bei der dritten Vorstellung fand ich das Theater wie belagert, und das Stück machte in Wien und in ganz Deutschland die ungeheuerste Wirkung.

Ungeachtet dieses allgemeinen Anteils hat mir die Ahnfrau nicht mehr eingetragen, als 500 fl. Papiergeld von der Theaterdirektion, und ebensoviel vom Verleger, was beides ungefähr 400 fl. Silber gleichkommt. Ich ließ nämlich das Stück, auf Schreyvogels Rat, unmittelbar nach der Aufführung drucken, weil die erschienenen Rezensionen den Inhalt und die Gesinnung auf unverschämteste entstellten. So gaben es alle Theater in Deutschland nach dem gedruckten Exemplar und machten ungeheure Einnahmen, ohne daß es einem einzigen einfiel, mir ein Honorar zu zahlen. Das in Wien Erhaltene diente übrigens dazu, unserm Hauswesen aufzuhelfen. Wir zahlten die fällige Wohnungsmiete, und ich erhielt für mich nur 50 fl. Papiergeld, um die ich mir die Braunschweiger Ausgabe von Shakespeare in englischer Sprache und die Heynesche Iliade anschaffte.

Mein Hauptgegner in der Journalistik war, weil ich jetzt mit Schreyvogel gut stand, derselbe Redakteur der Modenzeitung, der mich einst gegen Schreyvogel benützt und damals ungeheuer gelobt hatte. Er veranlaßte sogar, ehe das Stück noch gedruckt war, einen damals beliebten Dichter in Salzburg, Weißenbach, eine verdammende Kritik, bloß nach den empfangenen brieflichen Mitteilungen, mithin ins Blaue zu schreiben, was mir der ehrliche Mann später abgebeten hat. Die Urteile waren beinahe so albern, als was man in den heutigen Journalen, Kunstphilosophien und Literaturgeschichten zu lesen bekommt. Da war nun von nichts die Rede als vom Schicksal, daß Verbrechen durch Verbrechen gesühnt würden, und so weiter.

Genau genommen nun, befindet sich die Schicksalsidee gar nicht in der Ahnfrau. Wenn der Richterspruch gegen dieses geistige Wesen lautete, daß sie zu wandeln habe, bis ihr Haus durch Verbrechen ausstürbe, so hätten diese Verbrechen allerdings eine Notwendigkeit; da aber das Ende ihrer Strafe nur bis zum Aussterben ihres Hauses, gleichviel wann und wie, bestimmt ist, so ist der Zeitpunkt, und daß es durch Verbrechen geschieht, zufällig. Daß die Personen, zufolge einer dunklen Sage eines früheren Verschuldens, sich einem Verhängnis verfallen glauben, bildet so wenig ein faktisches Schicksal, als einer darum unschuldig ist, weil er sich für unschuldig ausgibt.

Damit will ich nicht gegen das Schicksal eifern, sondern gegen sein krudes Vorkommen in der Ahnfrau. Die Poesie kann des Hereinspielens eines übersinnlichen in das Menschliche nie entbehren. Da uns nun die Wissenschaft darüber gar nichts, oder wenigstens nichts Vernünftiges zu sagen weiß, die Religion aber leider mehr im „Bewußtsein" als in der Überzeugung lebt, so bleibt uns nichts übrig, als diese Verbindung zweier Welten so zu nehmen, wie sie, einem Grundzuge der menschlichen Natur gemäß, in allen Zeiten und bei allen Völkern vorgekommen ist. Die Alten hatten die grandiose Gestalt des Schicksals; aber auch nur für die Poesie. Es wäre ihnen im wirklichen Leben nicht eingefallen, bei einer Gefahr die Hände in den Schoß zu legen, weil doch das Unvermeidliche nicht zu vermeiden sei, sowie der Richter einem Verbrecher ins Gesicht gelacht haben würde, wenn er sich auf ein Schicksal oder einen erhaltenen Orakelspruch berufen hätte. Diese großartige Gestalt ist allerdings durch die neuen Religionen zerstört worden, aber die Trümmer davon leben unvertilgbar als Vorbedeutung und Vorahnung, als Wirkung von Fluch und Segen,

als Gespenster- und Hexenglauben fort. Als letzteren hat ihn Shakespeare im Macbeth benützt. Wenn ihr mir sagt, diese Hexen seien der eigene Ehrgeiz des Helden, so antworte ich euch: Tut die Augen auf. Was ihr da vor euch seht, das sind Hexen, und nicht der Ehrgeiz. So wie das Gespenst Banquos ein wirkliches Gespenst ist, weil ihr es mit euren eigenen Augen seht, indes der Gedankendolch vor dem Morde nur ein Gedankendolch ist, denn nur Macbeth sieht ihn, ihr aber nicht. Meint ihr aber, diese Hexenfiguren bekämen ihren Wert für alle Zeiten dadurch, daß sie den Ehrgeiz Macbeths repräsentieren, so habt ihr vollkommen recht, dann denkt aber auch bei der Ahnfrau an den biblischen Spruch von der Strafe des Verbrechens an den Kindern des Verbrechers, bis ins siebente Glied, und ihr habt einen Akt geheimnisvoller Gerechtigkeit vor euch, statt eines Schicksals.

Die Grundirrtümer der menschlichen Natur sind die Wahrheiten der Poesie, und die poetische Idee ist nichts anderes als die Art und Weise, wie sich die philosophische im Medium des Gefühls und der Phantasie bricht, färbt und gestaltet.

Auch hat man bei diesen ekelhaften Streitigkeiten nur immer von Werner, Müllner und der Ahnfrau gesprochen und sich nicht erinnert, daß Schiller in der Braut von Messina das Schicksal in seiner schroffsten Gestalt benützt und es auch theoretisch verteidigt hat. Nun gebe ich gerne zu, daß Schiller sich geirrt haben kann, nur tritt diese Möglichkeit, bei den Eintagsfliegen der Kritik und Literaturgeschichte, mit verdoppeltem Maße ein. Zugleich sollten die Deutschen in ihrer abgeschmackten Gründlichkeit nie den Unterschied zwischen Poesie und Prosa, noch den Umstand vergessen, daß ein Trauerspiel, so traurig es sein mag, doch immer auch ein Spiel bleibt.

Ich bin gegen meine Absicht weitläufig geworden, weil der widerliche Eindruck der damaligen Besprechungen sich mir in der Erinnerung erneuert. Es hat mir die Freude an dem Gelingen meines Werkes verkümmert. Zugleich aber, da immer von Räubern, Gespenstern und Knalleffekten die Rede war, beschloß ich, bei einem zweiten Drama, wenn es je zu einem zweiten kommen sollte, den möglichst einfachen Stoff zu wählen und mir und der Welt zu zeigen, daß ich, durch die bloße Macht der Poesie, Wirkungen hervorzubringen imstande sei.

Ich fand keinen solchen Stoff, vielleicht nur darum, weil ich keinen suchte. Mein Gemüt war verbittert. Ich merkte wohl, daß ich als der letzte Dichter in eine prosaische Zeit hineingekommen sei. Schiller — bei dessen Leichenfeier im Kärnthnertortheater ich, von der Menge mit der Brust gegen eine halbgeöffnete Tür gedrängt, bald selbst das Leben verloren hätte, war tot, Goethe hatte sich der Wissenschaft zugewendet und förderte in einem großartigen Quietismus nur das Gemäßigte und Wirkungslose, indes in mir alle Brandfackeln der Phantasie sprühten. So verging Frühling und Sommer in träumerischem Nichtstun. Gegen Anfang des Herbstes machte ich einen Spaziergang längs der Donau in den Prater. Bei den ersten Bäumen begegnete mir ein noch jetzt lebender Doktor Joel, der mich aufhält und mir sagt, wie der Kapellmeister Weigel lebhaft einen Operntext wünsche. Meine Poesie, in Verbindung mit Weigels Musik — und so weiter! Er selbst habe einen vortrefflichen Opernstoff gefunden. Obwohl ich nicht die geringste Lust hatte, einen Operntext zu schreiben, fragte ich doch nach diesem Stoffe. Er nannte Sappho. Ich versetzte augenblicklich, das gäbe allenfalls auch ein Trauerspiel. Er dagegen meinte, dazu seien denn doch zu wenig Begebenheiten. So trennten wir uns, er ging nach der Stadt, und ich dem Prater zu.

Der Name Sappho hatte mich frappiert. Da wäre ja der einfache Stoff, den ich suche. Ich ging weiter und weiter in den Prater, und als ich spät abends nach Hause kam, war der Plan zur Sappho fertig. Ich ließ mir nur noch des andern Tages in der Hofbibliothek die erhaltenen Fragmente ihrer Gedichte geben, fand das eine der beiden vollständigen, an die Liebesgöttin, ganz für meinen Zweck geeignet, übersetzte es auf der Stelle und ging schon des nächsten Morgens an die Arbeit.

Wir hatten zu dieser Zeit von der Wohnung einer gleichfalls verwitweten, aber ungleich besser gestellten Schwester meiner Mutter, im Schottenhofe, zwei Zimmer zur Aftermiete bezogen. Daß sie im ersten Stocke, gerade über der Backstube eines unten wohnenden Bäckers lagen, schien kein Anstand, da der Sohn meiner Tante mehrere Jahre lang in dem Zimmer geschlafen hatte, das für mich bestimmt war. Bald zeigte sich aber ein bedeutender Unterschied in unserm verwandtschaftlichen Nervensystem. Ich konnte nämlich der dumpfen Wärme und des leisen Hantierens der Bäckerknechte wegen in der Nacht kein Auge schließen. Da erbot sich eine zweite, gleichfalls im Schottenhofe wohnende Tante, eine noch jetzt im hohen Alter lebende vortreffliche Frau, mir ein Zimmer ihrer Wohnung, das sie nur bei Tage benütze, nachts zum Schlafen zu überlassen. Ich nahm mit Vergnügen an und wanderte nun täglich im Finstern, während alles im Hause schlief, nach meinem subjidiarischen Schlafgemache, wo ich mich leise zu Bette legte, um des nächsten Morgens so früh als möglich aufzustehen und bei einem schlechten Tintenzeuge auf grobem Konzeptpapier an meinem Stücke zu arbeiten. Ich legte mir, obwohl der Stoff mich anzog, doch ein tägliches Pensum auf, dem ich um so mehr treu blieb, als unsere, wieder dringend gewordenen häuslichen Bedürfnisse einer Nachhülfe dringend bedurften. Auch die Sappho wurde in weniger als drei Wochen vollendet.

Mein Freund und früherer Ratgeber Schrey-

vogel war während dieser ganzen Zeit auf einer Reise in Deutschland abwesend, wo er taugliche Subjekte für das Hofburgtheater aufsuchte. Als ich ihm bei seiner Zurückkunft das Stück fertig übergab, schien er anfangs nicht sehr erbaut, erwärmte sich aber nach und nach, ohne daß von Änderungen oder Verbesserungen auch nur die Rede war, die ich auch nicht zugegeben hätte. Ja, eines Tages sagte er mir: „Sie haben einen großen Begünstiger Ihres Stückes gefunden." Es war dies der Schauspieler Moreau, der auch als Komparsen-Inspizient fungierte, und dem das Manuskript zur Herbeischaffung und Abrichtung der erforderlichen Sklaven und Sklavinnen übergeben worden war. Er hatte sich geäußert, das Stück gefalle ihm besser als „Die Schuld", was damals kein kleines Lob war, und woran Schreyvogel vorderhand nicht zu glauben schien.

Nun ging es an die Besetzung der Rollen; Madame Schröder, in deren Fach die Sappho gehörte, befand sich, infolge eines ihrer immerwährenden Kriege mit der Direktion, im Auslande und drohte, nicht wiederzukommen. Man war daher genötigt, auf eine in anderen Fächern vortreffliche Schauspielerin, Madame Löwe, zu denken, die aber dieser Rolle nicht gewachsen war. Herr Korn war Phaon. Für die Rolle der Melitta hatte ich zur allgemeinen Verwunderung die Gattin dieses letzteren bezeichnet, die, höchst liebenswürdig in den sogenannten Ingénues, nie in versifizierten Stücken, vor allem aber nicht in der Tragödie gespielt hatte. Endlich kam Madame Schröder zurück, bemächtigte sich der Hauptrolle, war Feuer und Flamme und steckte jedermann mit ihrer Begeisterung an.

Es kam zu den Proben. Damals war es mit diesen Vorübungen im Hofburgtheater sehr schlecht bestellt; besonders bei Stücken, wo nur drei oder vier Rollen, und diese in den Händen von als vortrefflich anerkannten Schauspielern, vorkamen, verliefen die beiden ersten Proben in Verabredungen über das Rechts und Links des Auftretens, die Feststellung der Plätze und den Grad der Annäherung oder Entfernung. Die Rollen wurden beinahe nur gemurmelt, um so mehr, als die Schauspieler ihrer noch gar nicht mächtig waren. Bei der dritten und letzten Probe endlich mußten sie doch mehr aus sich herausgehen. Da machte denn Madame Korn als Melitta solche Wunderlichkeiten, war so manieriert und unwahr, daß mich Schauder befielen. Ich saß im finstern Parterre allein auf einem Sperrsitze und dachte, die kleine Person allein reicht hin, um das ganze Stück umzuwerfen. Da, während des vierten und fünften Aktes, wo man mit Vorrichtungen für den Sturz vom leukadischen Felsen längere Zeit hinbrachte, raschelt es plötzlich neben mich. Ein Frauenzimmer hat sich neben mich gesetzt, sie fängt an, zu reden, es ist Madame Korn. Sagen Sie mir doch, hebt sie an, haben Sie sich denn die Melitta so gedacht? — Aufrichtig gesagt, erwiderte ich: Nein! — Aber wie soll ich sie denn sonst spielen? fährt sie fort. — Ich glaube, Sie würden sie spielen, wie Sie Ihre übrigen Rollen spielen. — Aber mein Mann und die Schröder sagen, im griechischen Trauerspiele müsse alles gehoben sein. — Da haben Ihr Gemahl und die Schröder allerdings recht, aber der Vers, die Umgebung — ich hätte hinzusetzen können, Ihr unvergleichliches Talent — werden schon die nötige Hebung hineinbringen, ohne daß Sie sich deshalb besondere Mühe zu geben brauchen. — Aber, sagt sie weiter, das Stück wird morgen schon gegeben, wie soll ich denn die ganze Rolle umlernen? Das wußte ich freilich nicht, meinte aber, sie sollte wenigstens so viel als möglich von ihrem natürlichen Tone hineinbringen. — Damit ging sie fort, warf über Nacht die ganze ihr aufgedrungene Ansicht der Rolle von sich und war bei der Aufführung so über alle Beschreibung liebenswürdig, daß sie die Krone des Abends davontrug.

Das Stück machte unglaubliche Sensation. (21. April 1818.) Ich selbst befand mich, meinem Vorsatz getreu, nicht unter den Zusehern, sondern auf der Bühne. Meine Mutter aber, die einen Sperrsitz in der dritten Galerie inne hatte, wurde erkannt und sogleich von einigen aus dem Publikum umringt, die ihr zu ihrem Sohne und seinem Erfolge Glück wünschten, so daß die gute Frau vor Freude weinend nach Hause kam.

Mit der Kritik kam ich diesmal sehr gut zurechte. Damals herrschten noch Lessings, Schillers, Goethes Ansichten in der deutschen Poesie, und daß menschliche Schicksale und Leidenschaften die Aufgabe des Dramas seien, fiel niemand ein, zu bezweifeln. Das Antiquarische, Geographische, Historische, Statische, Spekulative, der ganze Ideenkram, den der Dichter fertig vorfindet und von außen in sein Werk hineinträgt, wird dadurch von selbst zur Staffage und ordnet sich dem Menschlichen unter. Höchstens meinten einige, das Stück sei nicht griechisch genug, was mir sehr recht war, da ich nicht für Griechen, sondern für Deutsche schrieb.

Ebenso war es mit einem weiteren Tadel: ich hätte in Sappho mehr das Weib als die Dichterin geschildert. Ich war nämlich immer ein Feind der Künstlerdramen. Künstler sind gewohnt, die Leidenschaft als einen Stoff zu behandeln. Dadurch wird auch die wirkliche Liebe für sie mehr eine Sache der Imagination, als der tiefen Empfindung. Ich wollte aber Sappho einer wahren Leidenschaft, und nicht einer Verirrung der Phantasie zum Opfer werden lassen. Von allen Kritikern zeigte sich nur Müllner erbost und ungerecht. Es gehört jetzt zum Ton, über den Verfasser der „Schuld" und des „Yngurd" abschätzig zu sprechen; demungeachtet aber lebt jetzt kein Dichter, der in dem, was Müllner gut gemacht hatte, ihm an die Seite gesetzt werden könnte, so wie er auch der letzte sachkundige Kritiker in Deutschland war.

Schreyvogel stand mit Müllner in Brief-

wechsel, er schickte ihm die Sappho im Manuskript. Da erhalte ich denn ein Schreiben von Müllner, in dem er in den gesteigertsten Ausdrücken seine Billigung des Stückes ausspricht, nur sollte ich den ersten Akt weglassen, meinte er. Ich schrieb ihm in dem Tone, wie es dem Jüngeren gegen den Älteren zukommt, die Gründe, warum mir dieser erste Akt notwendig scheine. Darüber wurde nun der Mann so erbost, daß er in seinem Mitternachtsblatte eine Kritik erscheinen ließ, die über das Stück vom Anfange bis zu Ende den Stab brach. Ich hätte nichts gebraucht, als seinen früheren lobenden Brief drucken zu lassen, um ihn durch sich selbst zu widerlegen. Ich tat es nicht, wie ich denn überhaupt auf Kritiker nie geantwortet habe, nicht aus Ängstlichkeit, sondern aus Verachtung.

Der Ertrag meines Stückes war wieder höchst unbedeutend. Die Theater in Deutschland honorierten damals äußerst bettelhaft, ja ich erinnere mich, daß eine königliche Hofbühne für die Sappho, die in ganz Deutschland mit Enthusiasmus aufgenommen und unzählige Male gegeben wurde, mir drei, sage drei Dukaten bezahlte, welche ich nur darum nicht zurückwies, weil eine Kompensation mit der Forderung eines dortländigen Dichters an das Wiener Hoftheater dabei ins Mittel trat.

Für den Druck des Stückes erhielt ich Anträge von den meisten deutschen Buchhandlungen, ich gab es aber für ein höchst mäßiges Honorar demselben Wiener Buchhändler, der die Ahnfrau gedruckt hatte, größtenteils aus meinem vaterländischen Gefühle, weil es mich verdroß, daß ein österreichischer Dichter durchaus eine fremde, wenn auch deutsche Protektion nötig haben sollte. Ich tat unrecht, denn die Verbreitung meiner Arbeiten in Deutschland wurde sehr durch die mißliebige Wiener Firma beschränkt und gehemmt.

Nachhaltiger aber wurde unser ökonomischer Zustand durch die Vorsorge der Staatsbehörden verbessert. Graf Stadion, damaliger Finanzminister, dem die Wiener Hoftheater untergeordnet waren, ließ das Burgtheater mit mir einen Kontrakt auf unbestimmte Zeit abschließen, durch den mir, bis ich im Staatsdienste befördert werden könnte, als Theaterdichter ein Gehalt von jährlichen 2000 fl. Papiergeld zugesichert wurde. Selbst Fürst Metternich ließ mich zu sich kommen und empfing mich, wobei Hofrat Gentz als dritter gegenwärtig war, aufs freundlichste. Er belobte mich und mein Stück, fragte mich um meine Aussichten und Wünsche und erbot sich, jeden derselben, so weit sein Einfluß reichte, wie er sich höchst bescheiden ausdrückte, zu unterstützen und zu fördern. Ich erzählte, was bereits Graf Stadion für mich getan, und daß ich vollkommen zufrieden sei. Überhaupt herrschte damals die günstigste Stimmung für mich in allen Schichten der Gesellschaft. Hätte ich nie etwas anderes geschrieben, als wobei es sich darum handelt, ob Hans die Grete bekommt oder nicht bekommt, ich wäre der Abgott der Staatsgewalten gewesen; kaum aber ging ich über diese engen Verhältnisse hinaus, so fing die Verfolgung von allen Seiten an.

Graf Stadion, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit und mein einziger Gönner und Beschützer unter allen Verhältnissen, legte aber, ohne es zu wissen und zu wollen, zugleich den Grund zu allen späteren Mißständen. Ich diente damals bei der Finanzhofstelle im Zollbureau. Die Idee, mich unter den Zöllnern zu wissen, wie er sich ausdrückte, war ihm unerträglich. Trotz meiner Weigerung bestand er darauf, mich ins Departement zu versetzen, dem nebst den allgemeinen Kassengegenständen die Hoftheater untergeordnet waren, und zwar sollte ich nur in Theatersachen arbeiten. Da fand ich denn einen Chef, dem nicht allein jede Kunstansicht fremd war, sondern der sogar von dem Technischen nicht das geringste verstand, und dabei von so verschmitztem und niedrigem Charakter, daß, nachdem sich einmal die Unverträglichkeit unserer Ansichten herausgestellt hatte, er einen eigentlichen Haß auf mich warf und jede Gelegenheit ergriff, mir zu schaden, was ihm denn auch nur zu gut gelang.

Das erste war, daß er mich mit Schreivogel zu verfeinden suchte, den er für einen Kunstenthusiasten, d. h. nach seiner Meinung für einen Halbwahnsinnigen hielt. Als wir uns aber über die Lügen und erdichteten Äußerungen, die er uns übereinander mitteilte, verständigten, warf er mich in eine Klasse mit jenem und tat von allem das Gegenteil, was ich ihm riet. Da ich mich nun jeder Mitwirkung nach Möglichkeit entzog und somit ziemlich unbeschäftigt blieb, so kam ich in den Ruf eines nachlässigen Beamten, indes mein früherer Chef im Zolldepartement in Verzweiflung war, mich, als einen seiner brauchbarsten Arbeiter, zu verlieren.

Ich hatte indes den Plan zu einem neuen Stücke gefaßt, demselben, das viele Jahre später unter dem Titel „Der Traum ein Leben" auf die Bühne kam. Es ist einem der kleinen Romane von Voltaire entlehnt, was ich so wenig verbergen wollte, daß ich sogar die Eigennamen des Originals beibehielt. Demungeachtet hat es kein Kritiker bemerkt, man liest eben Voltaire nicht mehr, man begnügt sich, über ihn abzuurteilen, ohne ihn zu kennen. Das Stück sollte, da es phantastischer Art war, im Theater an der Wien aufgeführt werden, und der Schauspieler Herteur, der den Jaromir in der Ahnfrau mit so vielem Glücke gegeben hatte, die Rolle des Rustan spielen. Der Neger Zanga war für Küstner bestimmt, einen talentvollen, aber nach Art der Vorstadttheater etwas grellen Darsteller. An ihm scheiterte aber das Vorhaben. Da er sich auf seine Mimik viel zugute tat, die, die Wahrheit zu sagen, etwas ans Fratzenhafte grenzte, lag er mir unaufhörlich an, den Zanga keinen Schwarzen sein zu lassen,

da der schwarze Anstrich ihn eines Hauptthebels seines Spiels beraubte. Mir stand nun aber Zanga als Schwarzer da, wie er denn auch als solcher in der Erzählung vorkommt. Darüber verlor ich die Lust und ließ das Stück mit dem ersten Akte liegen. Nun begab sich aber das Sonderbare, daß Küstner zu seiner bald darauf erfolgenden Einnahme ein Stück brachte, dem gleichfalls ein objektiver Traum zugrunde lag. Ob das Zufall war, oder Küstner, der es überhaupt mit der Ehrlichkeit nicht sehr genau nahm, sich von vagen Erinnerungen ein solches Stück von einem anderen Dichter bestellt hatte, weiß ich nicht. Es machte wenig Eindruck, nahm mir aber doch die Lust, an dem meinigen weiter zu arbeiten, da die Neuheit der Sache einmal verloren war.

So viele mir ungewohnte Aufregungen, zugleich die sich immer mehr aufdringende Überzeugung, daß meine rein künstlerischen Ansichten mit einer in Deutschland sich mehr und mehr Platz machenden Ideologie in geradem Widerspruch ständen, so daß auf eine ungetrübte Wirksamkeit nicht zu rechnen sei, griffen meine von Natur schwache Gesundheit bedeutend an. Unsere verbesserten Umstände machten einen, von den Ärzten angeratenen Landaufenthalt nunmehr möglich. Wir wählten Baden bei Wien, um so mehr, als meiner Mutter der Gebrauch der dortigen Bäder verordnet worden war. Hier sollte ich, wieder durch einen Zufall, den Stoff zu meiner dritten dramatischen Arbeit finden. Wir waren in Baden angekommen, indes unser Gepäck noch zurück war. Das mir bestimmte Zimmer war von dem Sohne der Hauswirtin, einem Studenten, bewohnt worden. Da meine Bücher noch nicht angekommen waren, ergriff ich einen von ihm zurückgelassenen Schweinslederband. Es war Hederichs mythologisches Lexikon. Darin herumblätternd, fiel ich auf den Artikel Medea. Nun wußte ich, wie natürlich, die Geschichte dieser berüchtigten Zauberin sehr wohl, hatte aber die einzelnen Ereignisse in solcher Nähe auf einmal nie vor mir gehabt. Mit derselben Plötzlichkeit, wie bei meinen früheren Stoffen, gliederte sich mir auch dieser ungeheuere, eigentlich größte, den je ein Dichter behandelt hat. Das goldene Vließ war mir als ein sinnliches Zeichen des ungerechten Gutes, als eine Art Nibelungenhort, obgleich an einen Nibelungenhort damals niemand dachte, höchst willkommen. Mit Rücksicht auf dieses Symbol, und da mich vor allem der Charakter der Medea und die Art und Weise interessierte, wie sie zu der für eine neuere Anschauungsweise abscheulichen Katastrophe geführt wird, mußten die Ereignisse in drei Abteilungen auseinanderfallen. Also eine Triologie, obwohl mir die Vorspiele und Nachspiele von jeher zuwider waren. Demungeachtet fühlte ich mich zur Ausführung unwiderstehlich hingezogen, und ich gab nach. Ich hatte darin doppelt unrecht. Einmal ist die Triologie oder überhaupt die Behandlung eines dramatischen Stoffes in mehreren Teilen für sich eine schlechte Form. Das Drama ist immer Gegenwart, es muß alles, was zur Handlung gehört, in sich enthalten. Die Beziehung eines Teiles auf den andern gibt dem Ganzen etwas Episches, wodurch es vielleicht an Großartigkeit gewinnt, aber an Wirklichkeit und Prägnanz verliert. Die Triologie des Äschylus ist eine Aneinanderreihung dramatisch unabhängiger Stücke. In den Koephoren treten ganz neue Personen auf, und es entlehnt aus dem Agamemnon nichts, als den ohnehin jedermann bekannten Gattenmord, wie denn auch Sophokles und Euripides beide Elektren ohne Vorstücke geschrieben haben. Die Eumeniden sind ein athenisch-patriotisches Stück, eine Verherrlichung des Areopags und der Nationalgottheit Athene, so daß das Schicksal Orests gleichsam in den Hintergrund tritt. Der durchgehende Faden verknüpft, ohne zu bedingen. Anders ist es im Wallenstein. Das Lager ist völlig überflüssig, und die Piccolomini sind nur etwas, weil Wallensteins Tod darauf folgt. Diese Form ist die fehlerhafte, unbeschadet der Vortrefflichkeit unseres deutschen Meisterwerkes. Außer diesen formellen Bedenken hätte mich auch die Rücksicht auf die Natur meiner poetischen Begabung zurückhalten sollen. In mir nämlich leben zwei völlig abgesonderte Wesen. Ein Dichter von der übergreifendsten, ja sich überstürzenden Phantasie, und ein Verstandesmensch der kältesten und zähesten Art. Nun war nicht zu hoffen, daß, meine schwankende Gesundheit in Anschlag gebracht, ich mich durch einen so langen Zeitverlauf, als diese Ausarbeitung voraussetzte, immer auf dem Standpunkte der Anschauung werde erhalten können, und sobald ich zur Reflexion Zuflucht nehmen mußte, war alles verloren. Dabei waren noch gar nicht hemmende und unglückliche Ereignisse in Anschlag gebracht, die in der Folge wirklich eintraten. Ich gab also nach, und wenn ich nicht gleich zur Arbeit schritt, war es nur der Zustand meiner Gesundheit, der sich von Tag zu Tag verschlimmerte. Magen und Eingeweide versagten ihren Dienst, ein heißer Kopf und kalte Füße deuteten auf Krämpfe und eine Verstimmung der Nerven, gegen die der Arzt keinen Rat mehr wußte. Da besuchte mich eines Tages der damalige Prälat von Lilienfeld, spätere Erzbischof von Erlau, Ladislaus Pyrker. Als er meinen Zustand sah, forderte er mich auf, mit ihm nach Gastein zu gehen, wohin er eben ins Bad abreisen wollte. Ich zog den Arzt zu Rate, er billigte das Unternehmen, und zwei Stunden darauf saß ich mit Pyrker im Wagen, und wir zogen nach Gastein. Dieses Bad hat mir damals wahrscheinlich das Leben gerettet. Ich kam gestärkt und wieder arbeitsfähig zurück.

Es ging nun an die Ausführung des goldenen Vließes. Nie habe ich an etwas mit so viel Lust gearbeitet. Vielleicht war es gerade die Ausdehnung und Schwierigkeit der Aufgabe, die mich anzog. Die ersten beiden Abteilungen

sollten so barbarisch und romantisch gehalten werden, als möglich, gerade um den Unterschied zwischen Kolchis und Griechenland herauszuheben, auf den alles ankam. Ich erhielt mich glücklich auf der Höhe, die ich mir vorgesetzt, und war über die Hälfte der zweiten Abteilung gelangt, so daß ich hoffen konnte, diese baldigst zu vollenden. Aber oben war es anders beschlossen. Während ich mich in Gastein befand, hatte meine Mutter immer fortgekränkelt. Sie hatte ihr achtundvierzigstes Jahr erreicht und befand sich auf dem gefährlichen Punkt, wo die weibliche Natur einen großen Umschwung erleidet. Trotz des Beistandes eines sehr geschickten Arztes verschlimmerte sich ihre Krankheit von Tag zu Tag, sie konnte endlich das Bett nicht mehr verlassen, ja es stellte sich periodenweise eine eigentliche Geistesverwirrung ein. In diesem Zustande begehrte sie, da die österliche Zeit heranrückte, aufzustehen und zur Kommunion zu gehen, obschon sie sonst gerade nicht sehr religiös gestimmt war. Auf mein Befragen erklärte der Arzt, daß von einem Selbstbesuch der Kirche für sie durchaus nicht die Rede sein könne, ja selbst die Kommunion im Hause schien ihm, wegen der damit verbundenen Aufregung, bedenklich, um so mehr, als an eine nahe bevorstehende Todesgefahr gar nicht zu denken sei. Sie könnte, meinte er, sich und anderen zur Qual in ihrem gegenwärtigen Zustande noch mehrere Jahre leben. Um sie zu beruhigen, versprach ich ihr, nächsten Tages den Priester mit dem Allerheiligsten holen zu lassen, indem ich hoffte, daß bis dahin sich ihre Besinnung wieder hergestellt haben werde. Und so legte ich mich zu Bette. Nach Mitternacht gegen Morgen wurde ich durch ein Klopfen an meine Türe aufgeweckt. Es war die Magd, die neben der Köchin eigens zur Pflege der Kranken aufgenommen worden war. Sie bat mich um Gottes willen, hinüber zu kommen, da die gnädige Frau durchaus nicht ins Bett zurückgehen wolle. Ich eilte ins Zimmer meiner Mutter und fand diese, halb angekleidet, an der Wand zu Häupten ihres Bettes stehend. Ich beschwor sie, sich keiner Erkältung auszusetzen und sich wieder niederzulegen, erhielt aber keine Antwort. Ich faßte sie an, um allenfalls ihrer Schwäche nachzuhelfen, da, bei dem Scheine des von der Magd gehaltenen Lichtes, sah ich ihre Züge starr und leblos. Ich hielt meine Mutter tot in meinen Armen. Wahrscheinlich war ihr während der Nacht der Gedanke wiedergekommen, in die Kirche zur Kommunion zu gehen. Während sie sich ankleiden wollte, traf sie ein Schlagfluß, wobei ihr Rücken gegen die Mauer lehnte, während ihre Knie sich gegen den vor ihr stehenden Nachttisch stemmten, so daß sie aufrecht im Tode dastand. Das Entsetzen dieses Momentes läßt sich begreifen. Da aber vielleicht noch Hilfe möglich sein konnte, befahl ich den Mägden, die Frau ins Bett zu bringen, und eilte augenblicklich fort nach dem Arzte, der mir auch ebenso schnell folgte. Als wir kamen, hatten sich die dummen Weibsbilder nicht getraut, die Tote anzufassen, und sie stand noch immer neben ihrem Bette. Wir brachten sie in dieses, wobei aber der Arzt sogleich erklärte, daß hier von einer Hilfe keine Rede mehr sei. Was ich empfand, könnte nur derjenige beurteilen, der das, ich möchte sagen, Idyllische unseres Zusammenlebens gesehen hätte. Seit ich nach dem Versiegen ihrer eigenen Hilfsquellen allein die Bedürfnisse des Hauses bestritt, vereinigte sich für sie in mir der Sohn und der Gatte. Sie hatte keinen Willen als den meinigen, mir fiel aber auch nicht ein, einen Willen zu haben, der nicht der ihrige gewesen wäre. Alles Äußere überließ ich ihr blindlings, wogegen sie sich aber auch alles Einmengens in meine Gedanken, Empfindungen, Arbeiten und Überzeugungen gleicherweise enthielt. Sie hatte, nach der Art der weiblichen Zeitgenossen ihrer Jugend, wenig sogenannte Bildung, von Lernen besonders war damals bei dem weiblichen Geschlechte wenig die Rede, aber nach dem Künstlerischen ihrer musikalischen Natur fehlte es ihr nicht an Sinn für jedes, und sie konnte in alles eingehen, wenn sie's auch nicht verstand. Aus unserem Zusammenleben konnte ich abnehmen, daß ein eheliches Verhältnis meinem Wesen gar nicht entgegengesetzt war, obwohl ein solches Verhältnis sich nicht gefunden hat. Es liegt etwas Rekonziliantes und Nachgiebiges in mir, das sich nur gar zu gern selbst der Leitung anderer überläßt, aber immerwährende Störungen oder Eingriffe in mein Inneres dulde ich nicht, kann ich nicht ertragen, wenn ich auch wollte. Ich hätte müssen allein sein können in einer Ehe, indem ich vergessen hätte, daß meine Frau ein anderes sei, meinen Anteil an dem wechselseitigen Aufgeben des Störenden hätte ich herzlich gern beigetragen. Aber eigentlich zu zweien zu sein, verbot mir das Einsame meines Wesens. Einmal schien ein solches Verhältnis sich gestalten zu wollen, es wurde aber gestört, weiß Gott, ohne meine Schuld.

Die, wenigstens für mich, gräßlichen Umstände bei dem Tode meiner Mutter griffen meine Gesundheit aufs feindseligste an. Die Ärzte rieten zu einer augenblicklichen Entfernung von Wien. Die frühe Jahreszeit, es war im Monat März, erlaubte einen Landaufenthalt nicht; also eine Reise; aber wohin? Italien stand mir zwar von jeher lockend da, aber die Reise eines Beamten ins Ausland brauchte damals so viele Vorbereitungen. Es mußte ein Vortrag an den Kaiser oder dessen Stellvertreter erstattet werden, und erst nach erlangter höchster Genehmigung wurde der erforderliche Paß ausgefertigt. Auch waren die Reisegelegenheiten damals nicht so organisiert, wie gegenwärtig. Extrapost zu nehmen, erlaubten meine Geldmittel nicht, selbst Eilwägen gab es nicht, alle übrigen Transportmittel waren eher Gesundheit zerstörend als heilend.

Da erscheint mein Vetter und Freund Paumgarten und sagt mir: ein Graf Deym wolle mit eigenem Wagen und Extrapost nach Italien reisen und suche einen Gefährten auf halbe Kosten.

Es war nämlich in demselben Jahre (1819) der Kaiser von Österreich mit Frau und einem beträchtlichen Gefolge nach Rom und Neapel gereist, auch schon an ersterem Orte angelangt. Graf Deym war kaiserlicher Kämmerer und hielt für seine Pflicht, seinem Herrn in der Fremde aufzuwarten, wohl auch seine Dienste anzubieten. Man beschrieb mir den Mann als wunderlich, aber gutmütig; so war er auch. Die fehlende kaiserliche Genehmigung zu meiner Reise erbot sich der Finanzminister Graf Stadion dadurch zu ersetzen, daß er mir auf eigene Verantwortung die Erlaubnis erteilte; mit dieser sollte ich einen Passierschein der Wiener Polizei erheben, der förmliche Paß würde mir später nachgesendet werden. Der Wiener Polizeidirektor gab mir, auf Grundlage der Erlaubnis des Grafen Stadion, einen Passierschein für das Inland und einen versiegelten Brief, infolgedessen man mir in jeder Provinzial-Hauptstadt einen Reisepaß ins Ausland ausfertigen würde. Mein Entschluß war gefaßt, ich begab mich mit Graf Deym auf den Weg. In Graz übergab ich meinen versiegelten Brief der dortigen Polizeidirektion, man erbrach ihn, las ihn und gab mir ihn neu versiegelt wieder, indem man mir sagte, in Laibach würde ich sicher einen Reisepaß bekommen. In Laibach dasselbe Manöver. In Triest begnügte man sich nicht einmal damit, sondern die Polizei war sogar so gefällig, uns zur Mietung eines Handels-Trabacolo zur Reise nach Venedig behilflich zu sein, dessen Gouverneur, wie man sagte, die Macht hätte, mir einen Paß fürs Ausland auszufertigen. Ich war also noch immer in Gefahr, an der Grenze wieder umkehren zu müssen.

Befanden sich die Kommunikationsmittel zu Lande für einen Reisenden, der Eile hatte, damals in einem übeln Zustande, so war es mit den Gelegenheiten zur See noch schlimmer. Man hatte gerade in jenem Jahre ein Dampfboot in Triest eingerichtet, das aber nur einoder zweimal die Woche nach Venedig abging und gerade am Tage unserer Ankunft dahin abgegangen war. Wir mußten uns daher in das kleine Handels-Trabacolo einpferchen lassen, das von Käse und Tran stank, um schon am Lande Übelkeiten zu erregen. Ein Beamter der Polizei begleitete uns auf das Fahrzeug, ich weiß nicht, ob aus Gefälligkeit, oder zur Überwachung. Ich möchte wohl wissen, was in dem versiegelten Briefe des Wiener Polizeidirektors gestanden hat.

Unsere Überfahrt war, teils durch die Unbequemlichkeit unserer Barke, teils durch abwechselnde Windstillen und widrige Winde, beinahe unleidlich. Wir brauchten von Triest nach Venedig, ein Zwischenraum, den man mit dem Dampfboote in wenigen Stunden zurücklegt, zwei volle Tage. Zugleich quälten mich die Anfänge der Seekrankheit, ein Leiden, das mir immer um so unerträglicher war, da meiner Körperbeschaffenheit die natürliche Erleichterung als Heilmittel versagt ist.

Ich kam halb krank in Venedig an, was mich aber nicht hinderte, die wundervolle Stadt, diese versteinerte Geschichte, mit all ihrem Zauber in mich aufzunehmen. Auch für den Rest meiner Reise sollte hier gesorgt werden, da der Gouverneur von Venedig, Graf Goes, ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher Mann, sich bereit erklärte, mir meinen Paß auszufertigen, was auch geschah. Er lud uns wiederholt zu Tische, ja er erbot sich sogar, mir die Bekanntschaft von Lord Byron zu verschaffen, der sich damals eben in Venedig befand. Er wollte ihn über den dritten Tag zu sich laden, da die andern Tage mit offiziösen Diners besetzt waren. Unter allen andern Umständen, sagte er, würde Lord Byron die Einladung ausschlagen, aber eben jetzt ist er mir großen Dank schuldig, weil ich ihn in der Entführungsgeschichte mit jener Bäckersfrau vor der Wut des Pöbels geschützt habe. Er wird kommen, freilich so wenig als möglich sprechen, aber Sie werden ihn wenigstens sehen, und wer weiß, ob Sie ihm nicht denn doch Rede abgewinnen. Nun hatte ich Lord Byron gewissermaßen schon gesehen, im Theater nämlich. Da setzte er sich aber geflissentlich in den Schatten der Logenwand, so daß mein schlechtes, obgleich bewaffnetes Auge von ihm nichts unterscheiden konnte, als daß er beleibter war, als ich mir ihn vorgestellt hatte. Das Anerbieten des Grafen Goes setzte mich in große Verlegenheit. Einerseits hätte ich alles darum gegeben, mit Lord Byron beisammen zu sein, andererseits rückte die Osterwoche heran, und die kirchlichen Feierlichkeiten in Rom ließen sich nicht nachtragen. Da nun zugleich mein Reisegefährte wenig Lust hatte, um Lord Byrons willen die Osterzeremonien zu versäumen, so mußte ich auf die interessante Bekanntschaft Verzicht leisten, und wir reisten desselben Abends ab. Noch erinnere ich mich des zauberischen Eindrucks, als bei Rovigo die Sonne aufging und, indes wir uns auf dem Wege durch Kärnthen und Krain mit Schnee und Eis herumgeschlagen, in Venedig aber nichts als zeitlose Steine und Mauern gesehen hatten, mit einem Male der Frühling mit Blättern und Blüten vor uns stand. Dieser Frühling hinderte aber nicht, daß, als wir nachts die Apenninen passierten, wir eine Kälte ausstanden, wie ich sie im Leben nie mehr empfunden habe. Ja, diese Kälte verschaffte mir den ersten und einzigen Rausch meines Lebens. Wir reisten Tag und Nacht, trotz der Warnungen vor Räubern, ja selbst der Widersetzlichkeit der Postillone. In Radicofani aber war es durchaus nicht möglich, weiter zu

kommen, und wir beschlossen, zu übernachten. Auf die Frage des Wirtes, welchen Wein wir trinken wollten, überließen wir ihm die Wahl, und er brachte uns zwei Sorten: Montefiascone und Lacrymä Christi, in den bekannten wälschen großen Korbflaschen, wo man dann nach Maßgabe des entstandenen leeren Raumes bei der Zeche bezahlt. Wir versuchten die beiden Gattungen, fanden sie beide vortrefflich und tranken am Kaminfeuer bis in die Nacht, ohne daß ich auch nur die geringste Anmahnung einer Befangenheit des Kopfes verspürt hätte. Als ich aber, dem Cameriere nach meinem Schlafzimmer folgend, den kalten Gang betrat, verlor ich augenblicklich die Besinnung, ging aber nichtsdestoweniger mechanisch hinter ihm her, ohne daß er, wie es scheint, nur das geringste von meinem Zustande bemerkte. Des andern Morgens fand ich mich unausgekleidet auf meinem Bette, das Licht im Leuchter bis zu Ende herabgebrannt, übrigens aber ohne Kopfweh und vollkommen reiserüstig. Wir kamen denn auch am Donnerstag vor Ostern in Rom an, so daß die Feierlichkeiten des Mittwochs bereits versäumt waren. Diese Feierlichkeiten sind jedermann aus tausend Beschreibungen bekannt. Das wunderbare Miserere von Allegri, durch die herrlichsten Stimmen ausgeführt, wobei man mit theatralischer Kunst den Zeitpunkt abwartet, wo die Sixtinische Kapelle mit Michel Angelo's Meisterwerken sich schon in Dunkelheit zu hüllen anfängt, und nun aus dem allein erleuchteten Chor die Töne wie aus dem Himmel herabsteigen, die Fußwaschung, die Pontifikalmesse mit dem Segen des Papstes, dazu der Drang, in den freien Zwischenzeiten die Gemälde und Antiken, bis zu näherer Betrachtung, wenigstens zu durchkosten. Das alles, verbunden mit den Beschwerden der übereilten Reise und den vorhergegangenen, erschütternden Ereignissen, machten auf mich einen Eindruck, der allenfalls einen Schlagfluß begreiflich gemacht hätte. In den Antikensälen des Vatikans befiel mich eine Übelkeit, so daß ich den Antrag eines Beamten der Wiener Staatskanzlei annehmen mußte, mich in seiner (natürlich päpstlichen) Equipage nach Hause zu bringen. Demungeachtet konnte ich meinem Eifer keine Grenzen setzen. Von morgens bis abends in den Galerien oder auf antiquarischen Exkursionen, und zwar letztere zu Fuße, da meine angeborene Abneigung, zu fahren, noch dadurch unterstützt wurde, daß sämtliche Fahrgelegenheiten von den durch die Anwesenheit des österreichischen Hofes in Unzahl herbeigezogenen Fremden in Beschlag gelegt waren. So ging ich denn unermüdet in der schon heiß gewordenen Jahreszeit, und immer allein, da ich mit meinem Reisegefährten schon halb zerfallen war. Er beanspruchte eine Gemeinschaftlichkeit der Exkursionen, wobei er aber landwirtschaftliche und gewerbliche Zwecke im Auge hatte, was sich mit meinem künstlerischen Heißhunger nicht vereinbaren ließ. Den deutschen Künstlern mich zu nähern, hielt mich aber der Widerwille von einer damals unter ihnen herrschenden affektierten Richtung ab, zufolge welcher sie in mittelalterlicher Tracht herumgingen und auch in ihren Werken einer abgeschmackten Nürnbergerei nachhingen, obwohl, wie sich in der Folge zeigte, nicht alle, und unter den Bessern mit spätern lobenswerten Bekehrungen. Den Ausschlag gab eine Wanderung zum Grabmale der Cäcilie Metella in der größten Tageshitze. Ich bekam den Durchfall. Indem ich ihn mit aus Deutschland gewohnten Mitteln bekämpfen wollte und eine Flasche Bordeaux trank, vermehrte ich das Übel. Ich wohnte in der strada fratina bei einem der größten Schurken von Rom, einem Advokaten, der einmal sogar den Wagen meines sorglosen Reisegefährten verkaufen wollte, ja ihn schon wirklich verkauft hatte, so daß nur, weil er auch den Käufer, einen Engländer, betrügen wollte und vor Übergabe des Wagens den abgemachten Preis steigerte, der Betrug an den Tag kam und ich durch die Drohung, die Sache vor den Fürsten Metternich zu bringen, den Kauf rückgängig machte. Ganz das Gegenteil des Hausherrn waren seine Frau und seine Tochter Dubarina, ein Name, den ich fruchtlos versucht habe, auf eine Kalenderheilige zurückzubringen. Sie saßen ganze Tage lang bei mir und unterhielten mich mit Gesprächen, wobei denn freilich ein Hauptthema war, wie viele Deutsche in Rom schon am Durchfall und am römischen Fieber gestorben seien. Das Fieber ließ auch bei mir nicht auf sich warten. Da drangen sie mir endlich ihren Hausarzt auf, einen Don Buccioletto, eine Karikatur, wie sie bei Goldoni vorkommen, in Perücke, Staatskleid und ellenlangen Manschetten, offenbar denselben, dessen sich, wie ich später gefunden habe, auch Kotzebue bei seinem Aufenthalte in Rom bedient hatte. Er verschrieb mir eine Mixtur in einer ziemlich bedeutenden Flasche. Als ich ihn fragte, wie viel Löffel voll ich davon auf einmal nehmen sollte, antwortete er mit Gebärde: il tutto. Ich nahm also diesen Trank im eigentlichsten Verstande, das Übel wurde aber nicht besser, so daß mir die Idee, nicht mehr aus Rom herauszukommen, schon ziemlich geläufig wurde. Da fiel mir ein, daß sowohl der anwesende Kaiser von Österreich, als Fürst Metternich, gewiß deutsche Ärzte bei sich hätten, die meine nordische Natur besser verstehen möchten, als mein marktschreierischer Dulcamara. Vom Kaiser wußte ich, daß ihn sein Leibarzt, Staatsrat Stifft, begleitete, der aber, unbeschadet seiner übrigen Eigenschaften, als praktischer Arzt eines sehr geringen Vertrauens genoß. Es kam also darauf an, den ärztlichen Begleiter des Fürsten Metternich herauszubringen. Zufällig hatte ich erfahren, daß Friedrich Schlegel, den der Fürst in der getäuschten Hoffnung mitgenommen

hatte, daß er etwas Literarisches über die Reise veröffentlichen werde, in meiner Nähe wohne. Ich hatte den Mann in Wien nie kennen gelernt, ja seiner Bekanntschaft ausgewichen, da mir seine Art und Weise widerlich war. Nun machte ich aus der Not eine Tugend und besuchte ihn, was er sehr gut für einen seiner Zelebrität dargebrachten Zoll aufnehmen konnte. Es war gegen Abend, und ich fand ihn und seine Frau in Gesellschaft eines wälschen Geistlichen, der ihnen aus einem Gebet- oder sonstigen Erbauungsbuche vorlas, wobei die Frau mit gefalteten Händen zuhörte, der Gatte aber mit gottseligen Augen der Lesung folgte, indes er aus einer vor ihm stehenden Schüssel mit Schinken und einer großen Korbflasche Wein seinen animalischen Teil erfrischte. Den Geistlichen vertrieb bald meine weltliche Nähe. In dem darauf folgenden Gespräche ward es mir leicht, herauszubringen, daß Fürst Metternich den berühmten Augenarzt und auch in den übrigen Zweigen der Medizin mit Recht hochgeschätzten Dr. Friedrich Jäger in seinem Gefolge habe. Ich begab mich des andern Tags zu ihm. Er empfing mich mit gewohnter Liebenswürdigkeit, und mit einer einzigen Arznei milderte und hob er bei kurzem Gebrauche das Übel, an dem die Kunst seines römischen Kollegen gescheitert hatte. Ich war in der Besserung begriffen, als mich ein Bedienter des Grafen Wurmbrand, Obersthofmeisters der Kaiserin, aufsuchte und aufforderte, mich zu seinem Herrn zu verfügen. Ich ging hin, fand den gutmütigsten und herzlichsten Mann in dem Grafen, und es zeigte sich bald die Ursache meiner Berufung. Mein Vetter, Ferdinand Paumgartten, der in Wien zurückgeblieben war und, nebst seiner Stelle im Kabinette des Kaisers, auch die Dienste eines Sekretärs der Kaiserin besorgte, hatte in der Zwischenzeit meinen von den heimischen Behörden ausgefertigten Reisepaß behoben und, da er meine Wohnung in Rom nicht wußte, das Dokument an seinen Vorgesetzten, den Obersthofmeister der Kaiserin, gesendet mit der Bitte, mich in Rom aufsuchen und mir den Paß zustellen zu lassen. Das geschah nun, und wir sprachen über dies und jenes. Der Graf bemerkte mein übles Aussehen, erfuhr die Ursache und meinte, ich sollte mich so bald als möglich von Rom entfernen, besonders da die aria cattiva sich bereits fühlbar mache. Ich war derselben Meinung, mußte aber notgedrungen ausharren, da bei der nächst bevorstehenden Abreise des österreichischen Hofes nach Neapel alle Postpferde für ihn in Bereitschaft gehalten wurden, sämtliche Vetturini aber bereits abgegangen waren, da die Fremden, welche die Anwesenheit des Hofes nach Rom gezogen hatte, die Empfangsfeierlichkeiten in Neapel nicht versäumen wollten. Als ich ihm das erklärte, versetzte der Graf: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich fahre in einer vierspännigen Kalesche allein im Gefolge des Kaisers und langweile mich. Wollen Sie einen Platz an meiner Seite bis Neapel annehmen, so machen Sie mir eine Freude. Die Verantwortung gegenüber des Hofes nehme ich auf mich." Der Antrag war lockend, der Graf gefiel mir sehr wohl, und ich willigte mit Dank ein. Und so fuhr ich am zweiten Tage in einer prächtigen Equipage von Rom ab und langte unter Glockengeläute und Kanonendonner in Neapel an. Hier angekommen, begleitete ich den Grafen in seine Wohnung im albergo reale, wo eine Reihe von Prachtzimmern, auf Kosten des Hofes von Neapel, für ihn in Bereitschaft standen. Als ich Abschied nehmen wollte, fragte er mich: „Was werden Sie nun anfangen?" „Wohnung suchen," war meine natürliche Antwort. „Jetzt, bei einbrechender Nacht?" versetzte er. „Glauben Sie nicht, daß die Fremden, die Ihnen in Rom die Pferde weggenommen haben, es in Neapel mit den Wohnungen nicht ebenso gemacht haben werden? Bleiben Sie über Nacht bei mir, morgen haben Sie den ganzen Tag, um nach Bequemlichkeit Quartier zu suchen." Dagegen ließ sich nun wieder nichts einwenden, und ich blieb. Des andern Tages frühstückten wir zusammen, und da kam denn ein neuer Vorschlag. „Sie sehen," sagte er, „die Reihe von Zimmern, die man mir bereitet hat und ich nicht einmal benützen kann, da mich mein Dienst den ganzen Tag bei Hofe festhält; bewohnen Sie eines davon, und wenn Sie glauben, daß darin eine Gefälligkeit von meiner Seite liegt, so erweisen Sie mir eine zweite und helfen Sie mir die Rechnungen der Kaiserin in Ordnung zu halten." Diese Rechnungen waren das Einfachste von der Welt und bestanden nur darin, die Almosen und Trinkgelder, die der Graf für die Kaiserin bestritt, am Ende der Woche in eine Summe zu bringen, ein Geschäft, das kaum mehr als zehn Minuten in Anspruch nahm, demungeachtet aber den Grafen, der ein schlechter Rechenmeister war, nicht wenig beirrte. Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß der vortreffliche Mann, bei seiner Güte für mich, ursprünglich eine Nebenabsicht hatte, später mochte aber eine solche Rücksicht doch mitgewirkt haben. Ein anderer an meiner Stelle oder vielmehr ich in der meinigen, wenn ich mir die Sache genauer überlegt hätte, würde nicht eingewilligt haben, aber mein natürlicher Widerwille gegen alle häuslichen Weitläufigkeiten und dazu die Erfahrung von dem Schmutz der italienischen Wohnungen und der Spitzbüberei der Hauswirte verleiteten mich zur Annahme, und doch lag darin, wie sich später zeigen wird, die Quelle von allen Mißgeschicken, die mich seitdem so reichlich betroffen haben.

Wir wirtschafteten übrigens sehr gut zusammen, frühstückten gemeinschaftlich und sahen uns den übrigen Teil des Tages nicht mehr, so daß mich nichts an meinen Exkursionen hinderte, die ich teils allein in Neapel und

Galerien, teils in der Umgebung gemeinschaftlich mit einigen Landsleuten machte, die ich schon in Rom getroffen und mit denen ich eine Weiterreise nach Sizilien verabredet hatte. Letztere Reise wurde übrigens dadurch vereitelt, daß, wie in Rom die Malaria, so in Neapel die Hitze und der Schirokko mir gewaltig zusetzten. Ein dänischer Arzt, den ich zu Rate zog (die italienischen waren mir verleidet worden), erklärte bei der vorgerückten Jahreszeit die Beschwerlichkeit einer Reise in Sizilien als geradezu verderblich für mich. Ich begleitete daher meine Landsleute mit schwerem Herzen bis zum Schiff und blieb selbst in Neapel zurück.

Ich habe vorher gesagt, daß Graf Wurmbrand keine Nebenabsicht in bezug auf mich gehabt habe, muß aber dem zum Teil widersprechen, nur war es eine äußerst wohlwollende, nach seiner Meinung auf meinen Nutzen gerichtete Nebenabsicht. Er zeigte nämlich ein immerwährendes Bestreben, mich in die Nähe seiner Gebieterin, der Kaiserin von Österreich, zu bringen. Er sagte mir wiederholt und oft: Die Kaiserin wird morgen da oder dorthin kommen, gehen Sie eben dahin, ich weiß, daß es ihr angenehm sein wird, mit Ihnen zusammenzukommen. Nun lag es aber gar nicht in meinen Wünschen, in irgend ein Verhältnis zum Hofe zu kommen. Die Kaiserin, eine der vortrefflichsten und gebildetsten Frauen, war zugleich wegen der Strenge ihrer religiösen Überzeugungen bekannt, indes meine eigene Religiosität sich nicht sehr in den kirchlichen Formen bewegte. Jede Annäherung oder irgend ausgesprochene Gunst hätte mir bei meinen künftigen Arbeiten die Rücksicht aufgedrungen, ob ich damit nicht gegen die Ansichten hoher Gönner verstieße. Zugleich hatte sich im Gefolge des Kaisers die Meinung verbreitet, ich würde Sekretär der Kaiserin werden, ja ich sei es vielleicht schon gar. Nun versah aber dieses Sekretariat mit Vermehrung seines Einkommens mein nächster Verwandter und damaliger bester Freund. Ich hätte daher vor allem diesen ausstechen müssen, was mir natürlich so fern als möglich lag. Auf alle Aufforderungen des Grafen Wurmbrand wiederholte ich daher immer: Wenn die Kaiserin mich eines Gespräches würdigen will, braucht sie mir nur Tag und Stunde zu bestimmen, mich aber aufzubringen oder durch eine Hintertüre einer solchen Ehre teilhaftig zu werden, widerspricht meinen Grundsätzen. So habe ich die hohe Frau, als deren einstiger Sekretär ich in den Konversations-Lexika erschien, während der ganzen Reise nicht ein einziges Mal auch nur gesehen. Begegnet einmal, aber auch da nicht gesehen. Ich machte nämlich mit meinen Landsleuten und projektierten sizilianischen Reisegefährten eine Exkursion nach dem Vesuv, der dem österreichischen Hofe die Ehre antat, einen seiner beträchtlichen Ausbrüche zum besten zu geben. Nach einem lustigen und luxuriösen Mittagmahle in Portici, es gehörte nämlich zur Gesellschaft ein junger Fürst Esterhazy und ein Graf Karoly mit ihren Begleitern nebst dem damaligen Hauptmann, jetzigen Feldzeugmeister Wocher, durch welch letzteren ich mit den übrigen zusammenhing; also nach Tische, mehr als heiter gestimmt, machten wir uns zu Esel auf den Weg, um bei einbrechender Nacht die Spitze zu erreichen. Mein Saumtier war das trägste von allen, und nur schwer gelang es mir, es durch Stockschläge in Trott zu bringen, wo es denn nun aber auch allen andern voraus-lief. In der Nähe der Einsiedlerwohnung kommt uns eine Kavalkade von einigen verschleierten Damen mit Begleitung entgegen. Aus der Livree der Bedienten merkte ich, daß es die Kaiserin von Österreich sei. Ich suchte nun vor allem meinen dahinstürmenden Esel zum Stehen oder wenigstens aus der Mitte des Weges zu bringen, welches letztere mir aber nur so gelang, daß er sich neben den Weg mit dem Kopf nach außen stellte, so daß die hohe Frau an unsern beiderseitigen Rücken vorüberreiten mußte und ich nur den Hut abziehen, sie aber nicht sehen konnte. Auch Fürst Metternich erwies mir die Ehre, mich zu Tische zu laden. Ich erwähne dies nur um eines dabei vorkommenden merkwürdigen Umstandes willen. Der Fürst war liebenswürdig wie immer, nach Tische beim Kaffee aber rezitierte er mit Begeisterung aus dem Gedächtnisse den damals eben erschienenen und mir noch unbekannten vierten Gesang von Lord Byrons Childe Harold in englischer Sprache von Anfang bis zu Ende, wobei ihm nur seine anwesende Tochter, die seitdem verstorbene Gräfin Joseph Esterhazy, eben auch aus dem Gedächtnisse, bei einzelnen Anständen soufflierte. Es war außer der Gräfin Esterhazy nur ihr nunmehr auch verstorbener Gemahl und Doktor Friedrich Jäger zugegen, welch letzterer die Wahrheit meiner Angabe bezeugen kann.

Nach Vereitelung meiner Projekte nach Sizilien, schickte ich mich zur Abreise von Neapel an, da, als ich eines Abends in unsere Wohnung im albergo reale zurückkehre, finde ich den Platz vor dem Hause mit Menschen bedeckt. Ich frage und erfahre, daß der Oberstjhofmeister der Kaiserin von Österreich, der seinen Hof auf das englische Admiralschiff im Hafen begleitet hatte, indem er einen durch die Schiffsluken reichenden lackierten Luftschlauch für einen Mastbaum nahm, bei zu starker Annäherung in den untersten Schiffsraum hinabgestürzt und nur durch die Reibung der Wände des Schlauches vor völliger Zerschmetterung bewahrt worden sei. Schwer beschädigt, habe man ihn eben in seine Wohnung gebracht. Ich eile hinauf, finde den Grafen unter den Händen der italienischen Wundärzte, wo er mir dann, traurig, aber nicht kleinmütig, die Hand reicht und, als ehemaliger Militär, von der Sache als einer wenig bedeutenden spricht. Die königs-

lichen Wundärzte waren derselben Meinung. Es sei kein Knochenbruch vorhanden, und in acht bis zehn Tagen werde der Patient das Bett verlassen können. Des andern Morgens rückt der Graf mit einem Anliegen hervor. Der Hof werde in einigen Tagen von Neapel abreisen. Krank, in einem fremden Lande mit zwei Bedienten, von denen keiner ein Wort italienisch verstehe, zurückzubleiben, sei ihm unerträglich, ob ich mich entschließen könne, meine eigene Abreise aufzuschieben und die kurze Zeit bei ihm auszuhalten, bis er wieder transportabel sei; er würde mich dann zurückbringen, bis er wieder mit dem Hofe zusammentreffe, wo ich dann Herr meiner weiteren Bestimmungen sei. Ich hatte den Mann lieb gewonnen, war durch sein Wohlwollen zu Danke verpflichtet, es handelte sich nur um acht oder zehn Tage; ich willigte daher ein, obgleich unter einer Bedingung. Mein Urlaub als Beamter der Finanzhofstelle ging zu Ende. Eine Verlängerung anzusuchen wollte ich nicht, da ich schon dem Dienstrange nach der nächste zu einer bald bevorstehenden Beförderung war. Ich erklärte daher, daß, wenn Se. Majestät der Kaiser mich zu bleiben autorisiere und daher selbst meinen Urlaub verlängere, ich allerdings bei ihm aushalten wolle. Ich erhielt demnach eine Zuschrift von dem Oberstkämmerer und Reisemarschall Grafen Wrbna, nach deren Inhalt Se. Majestät meinen Antrag, bei dem kranken Grafen Wurmbrand zurückzubleiben, mit höchster Bewilligung annahm; wegen Verlängerung meines Urlaubs ergehe unter einem das nötige an die Finanzhofstelle. Kaum war dies aber geschehen und der Hof abgereist, so änderte sich die Lage der Dinge. Gleich nach dem Unglücksfalle war ein Stabsarzt von Mailand verschrieben worden. Er kam an, verwarf die Behandlungsart der italienischen Ärzte, da ein Knochenbruch wirklich vorhanden sei, worin er, wie der Erfolg zeigte, vollkommen recht hatte. Während die Ärzte stritten und der österreichische Militärchirurg unabänderlich sein System befolgte, verstrich die Zeit, statt einer Woche mußte ich drei oder vier in Wochen in Neapel bleiben, da der Graf mich durchaus nicht von sich lassen wollte, während welcher Zeit ich, mit Ausnahme der Wohnung, durchaus auf eigene Kosten lebte. Der Graf meinte nämlich, der Hof werde mir meine Auslagen vergüten, als ich aber in der Folge in Wien davon nur Erwähnung machte, meinte man, ich sollte die Quittung der Gastwirte beibringen, bei denen ich zu Mittag und zu Abend gegessen hatte, so daß ich die Sache mit Ekel fallen ließ. Als Graf Wurmbrand endlich die Rückreise antreten konnte, war, wie früher mein Urlaub, so jetzt mein Reisegeld zu Ende, und ich mußte notgedrungen seinen Antrag annehmen, mich bis nach Wien zurückzubringen. Wir kamen nach Rom, wo der Graf im Quirinal einquartiert wurde und er, um mich bei sich zu behalten, mich, wie ich später erfuhr, allerdings für den Sekretär der Kaiserin ausgab. Ich erhielt demzufolge ein artiges Appartement von mehreren Gemächern, päpstliche Equipage nebst Bedienten und einen Abbate, der im Kriegsdepartement angestellt war, zur Begleitung. Da ereignete sich denn ein komischer Auftritt. In meinem Zimmer angekommen, warf ich die Kleider von mir und wusch Gesicht und Hände aufs nachdrücklichste. Unterdessen war der Staatssekretär, Kardinal Consalvi, angekommen, um den Obersthofmeister der Kaiserin zu komplimentieren; er erfuhr, daß der Sekretär Ihrer Majestät in dessen Begleitung sei, und wollte auch diesem alle Höflichkeit erweisen. Plötzlich öffnen sich die Türen meines Zimmers, päpstliche Bediente reißen die Flügel auf, und der Kardinal Consalvi tritt ein. Ich streife die aufgestreckten Hemdärmel herab und eile auf meinen Rock zu, den ich neben der Tür auf einen Stuhl niedergelegt hatte. Kardinal Consalvi bemerkt die Bewegung, ergreift meinen Rock und präsentiert ihn mir, eine Ehre, die wohl wenigen Menschen widerfahren ist. Eine zweite Ehre widerfuhr mir, infolge meiner angemaßten Würde, am Peter- und Paulsfeste in der Peterskirche. Dem Grafen war für die Pontifikalmesse ein eigenes Oratorium angewiesen worden. Am Tage selbst fühlte er Schmerzen in seinem kaum geheilten Fuße, und er forderte mich daher auf, allein das Oratorium zu benützen. Der alte Papst Pius der siebente, der von diesem Ausbleiben des Grafen nichts wußte, nahm mich für ihn, blieb im Vorbeigehen beim Oratorium stehen und erteilte mir einen Spezialsegen in aller Form.

Dafür sollte ich aber auch für einen Mangel an kirchlicher Pietät empfindlich gestraft werden. Bei meinem ersten Aufenthalte in Rom hatte mir der österreichische Gesandte, Fürst Kaunitz, der mich samt seiner Familie aufs liebenswürdigste empfing, angetragen, mich mit mehreren andern Landsleuten dem Papste vorzustellen. Ich war immer ein Feind solcher leerer Schaustellungen, besonders aber, wie ich gestehen muß, schreckte mich die damit verbundene Verbindlichkeit des Handkusses zurück. Ich lehnte daher ab und sollte jetzt bestraft werden. Indem ich zum letztenmal die Peterskirche besehen wollte, begegne ich einem Grafen Schaffgotsche, einem innerlich und äußerlich wohlbeschaffenen, liebenswürdigen, schlesischen Edelmann. Als Katholik in einem großenteils protestantischen Lande war er dem Papste vorzugsweise interessant, und er hatte daher schon mehrere Male Unterredungen mit ihm gehabt. Jetzt trug er ein großes Paket unter dem Arme. Es waren Rosenkränze, die er gekauft und der Papst ihm zu segnen versprochen hatte. Mir fiel ein, daß ich mehrere meiner weiblichen Bekannten durch solche Rosenkränze sehr erfreuen könnte. Der Laden, wo sie feil standen,

war in der Nähe, ich kaufte daher auch eine ziemliche Anzahl und begab mich mit Graf Schaffgotsche in den Vatikan. Er wurde überall eingelassen, und wir gelangten in die inneren Gänge, wo wir uns aufstellten und unsere Rosenkränze auf unsere seidenen Schnupftücher am Boden auslegten. Endlich öffnen sich die Türen der päpstlichen Gemächer, Schweizergarden, Monsignori treten heraus, hinter ihnen der Papst, dessen ehrwürdige Gestalt sich in einem weißseidenen Pilgergewande und einem rotseidenen Schifferhute etwas wunderlich ausnahm. Wir knieten nieder, der Papst näherte sich im Vorübergehen dem Grafen Schaffgotsche, machte eine kleine Kopfbewegung, wie zu einem Bekannten, segnete seine Rosenkränze und schleifte dann mit dem Fuße vorwärts, den der junge Mann andächtig küßte. Zu mir gekommen, den er freilich nicht kannte, segnete er dennoch meine Rosenkränze und machte dieselbe Fußbewegung, wo mir denn, auf die Gefahr, von den Schweizern zum Fenster hinausgeworfen zu werden, nichts übrig blieb, als meine Ehrfurcht auf gleiche Art zu beweisen. Und so mußte ich, der ich dem Papste nicht hatte die Hände küssen wollen, nunmehr seinen Fuß küssen. Alles rächt sich in dieser Welt.

In Florenz trafen wir mit dem Hofe unmittelbar vor dessen Abreise zusammen, und so ging es in einem Zuge bis nach Wien, wobei ich jedoch meinem ursprünglichen Reiseplan untreu werden mußte und zweimal über Venedig kam, indes ich die Rückreise über Mailand, Verona und die italienischen Seen durch Tirol richten wollte.

Bei meiner Zurückkunft nach Wien zeigte sich sogleich die erste traurige Wirkung meiner Reiseverwicklungen. Im Gefolge des Hofes hatte sich, wie gesagt, die Meinung verbreitet, ich sei Sekretär der Kaiserin geworden; das schrieben sie denn auch ihren Bekannten nach Wien, und es ward dort zum allgemeinen Gerüchte. Ich hatte den Urlaub meiner vorgesetzten Behörde überschritten, die Verlängerung desselben durch Se. Majestät war entweder nicht eingelangt oder diente nur zur Bestätigung jenes Gerüchtes, kurz, eine wirkliche Konzipistenstelle, die in demselben Departement, in dem ich diente, in Erledigung kam, wurde, nicht ohne Mitwirken meines elenden Bureauchefs, verbunden mit der Vorliebe des Kanzleidirektors, einem Jüngerdienenden aus dem Bureau dieses letzteren verliehen. Man tröstete mich mit einem verzeihlichen Mißverständnis, die nächste Stelle jedoch könne mir nicht entgehen. Aber auch diese wurde einem, im allgemeinen kürzer, aber speziell länger bei einer Hofbehörde Dienenden erteilt. Die dritte erhielt der gänzlich unfähige Bruder eines allerdings sehr fähigen Hofrates. Ich war empört und beschloß, die Staatsdienste zu verlassen, glaubte jedoch meinem Gönner, dem Finanzminister Grafen Stadion, davon die Anzeige machen zu müssen. Dieser erwiderte, wenn ich die Staatsdienste verlassen wolle, so könne ich es ohne seine Einwilligung tun; wenn ich aber diese begehre, so werde er sie mir nie erteilen. Bei den obwaltenden Zensur- und sonstigen Verhältnissen sei es in Österreich für jemanden von meiner Richtung unmöglich, von der Literatur zu leben. Ich solle ausharren, für meine Beförderung werde Er sorgen. Da ich mich aber durch die erfahrenen amtlichen Mißhandlungen in jener Gemütsruhe gestört finde, die zur Vollendung eines poetischen Werkes erforderlich sei, so erteile er mir hiermit einen unbeschränkten Urlaub, den ich benützen könne, solange es meine Arbeit nötig mache. Als ich ihn bat, mir diesen Urlaub schriftlich zu erteilen, überkam ihn der Ärger über das Benehmen der ihm untergeordneten Hofkammer gegen seinen Schützling, und er trug mir auf, zum Präsidialsekretär dieser Hofkammer zu gehen und ihm zu sagen, der Finanzminister habe mir Urlaub erteilt; wenn er daran zweifle, möge er kommen und sich anfragen, wo er den mündlichen Bescheid erhalten werde. Ich setzte dies getreulich ins Wert, das Präsidium der Hofkammer fragte sich aber nicht an und behandelte mich fortwährend als einen unbefugt Anwesenden. Überhaupt war ich jetzt das Opfer der Reibung zwischen zwei Behörden. Der Finanzminister Graf Stadion hatte, um sich die lästigen Details vom Halse zu halten, der ihm untergeordneten, mit der Ausführung seiner Maßregeln betrauten Hofkammer völlige Freiheit über ihre inneren Angelegenheiten zugestanden. So oft nun eine Stelle bei dieser Hofkammer in Erledigung kam, erließ Graf Stadion ein Ministerialschreiben, in dem er mich für dieselbe in Erinnerung brachte. Die Hofkammer aber, um ihre Selbständigkeit zu wahren, verlieh jedesmal die Stelle einem andern. Ja, die Hofräte, die mir am meisten wohl wollten, wurden vermöge dieses Gemeingeistes meine heftigsten Gegner. Erst nach ein paar Jahren, als eine Konzipistenstelle im Finanzministerium selbst erledigt wurde, verlieh mir sie Graf Stadion augenblicklich, und zwar die beste und nächste um seine Person, mit der damit verbundenen Gehaltszulage. Es waren aber inzwischen die Hälfte aller, kürzer dienenden Beamten meine Vormänner geworden, und ich wurde für immer in den minderen Bereichen des Dienstes festgehalten. Überhaupt ist es merkwürdig, daß meine meisten Mißgeschicke mich gerade durch diejenigen trafen, die sich meiner annahmen und mein Wohl fördern wollten. Da war Graf Herberstein, der mich aus einer meinen Neigungen gemäßen Stellung in der Hofbibliothek wegnahm und in die Finanzverwaltung brachte, bald darauf aber durch seinen Tod mich ohne Anhaltspunkt in einem uferlosen Meere zurückließ. Da war Graf Wurmbrand, der redlich in Italien für

mein Bestes sorgen wollte, mich aber dadurch in alle späteren Verwicklungen stürzte. Graf Stadion, der großartigste Mann, dem ich je begegnet bin, zwang mir die Theatergeschäfte auf und brachte mich in die Mitte seines Konfliktes mit der mir unmittelbar vorgesetzten Hofkammer. Ein vierter, viel später endlich, der mir seine Geneigtheit schriftlich und mündlich zu erkennen gegeben hatte, als ich in einer Stellebewerbung mit dem Schützling eines anderen, noch viel höheren Staatsmannes in Kompetenz trat, bestätigte, amtlich über mich befragt, meine Brauchbarkeit und Verdienstlichkeit aufs wärmste, fügte aber, um dem Schützling des mächtigen Gönners den Weg frei zu halten — hinzu, daß ich auf meiner dermaligen Stelle als Archivsdirektor der Hofkammer unentbehrlich sei. Ich als Archivsdirektor der Hofkammer unentbehrlich: für einen dritten mag das einen guten Spaß gegeben haben.

Damals nun suchte ich den mir vom Finanzminister erteilten Urlaub aufs beste zur Vollendung meines, durch die italienische Reise unterbrochenen, goldenen Vließes zu benützen. Aber es zeigte sich ein trauriger Umstand. Durch die Erschütterung beim Tode meiner Mutter, die gewaltigen Reiseeindrücke in Italien, meine dortige Krankheit, die Widerlichkeiten bei der Rückkehr, war alles, was ich für diese Arbeit vorbereitet und vorgedacht, rein weggewischt. Ich hatte alles vergessen. Vor allem den Standpunkt, aber auch alle Einzelheiten deckte völliges Dunkel; letzteres um so mehr, als ich mich nie entschließen konnte, derlei aufzuschreiben. Die Umrisse müssen im voraus klar sein, die Ausfüllung muß sich während der Arbeit erzeugen, nur so verbindet sich Stoff und Form zur völligen Lebendigkeit. Während ich in meiner Erinnerung fruchtlos suchte, stellte sich etwas Wunderliches ein. Ich hatte in der letzten Zeit mit meiner Mutter häufig Kompositionen großer Meister, für das Klavier eingerichtet, vierhändig gespielt. Bei all diesen Symphonien Haydns, Mozarts, Beethovens dachte ich fortwährend auf mein goldenes Vließ, und die Gedanken-Embryonen verschwammen mit den Tönen in ein ununterscheidbares Ganzes. Auch diesen Umstand hatte ich vergessen, oder war wenigstens weit entfernt, darin ein Hilfsmittel zu suchen. Nun hatte ich schon früher die Bekanntschaft der Schriftstellerin Karoline Pichler gemacht und setzte sie auch jetzt fort. Ihre Tochter war eine gute Klavierspielerin, und nach Tische setzten wir uns manchmal ans Instrument und spielten zu vier Händen. Da ereignete sich nun, daß, wie wir auf jene Symphonien gerieten, die ich mit meiner Mutter gespielt hatte, mir alle Gedanken wieder daraus zurückkamen, die ich bei jenem ersten Spielen halb unbewußt hineingelegt hatte. Ich wußte auf einmal wieder, was ich wollte, und wenn ich auch den eigentlichen prägnanten Standpunkt der Anschauung nicht mehr rein gewinnen konnte, so hellte sich doch die Absicht und der Gang des Ganzen auf. Ich ging an die Arbeit, vollendete die Argonauten und schritt zur Medea.

Meine italienische Reise sollte aber wie eine Pandorenbüchse ein neues Unglück gebären. Ich hatte in Italien mehrere lyrische Gedichte geschrieben, unter anderen eines auf die Ruinen des campo vaccino, im Kolosseum selbst mit Bleistift angefangen und dort auch zum größten Teile vollendet. Bei meiner Begeisterung für das Altertum, vermehrt durch den Eindruck dieser Statuen und Monumente, stellte sich das neue Kirchliche oder vielmehr dem Alten aufgedrungene Pfäffische ziemlich in Schatten. Das Übelste, was man von dem Gedichte sagen kann, ist, daß der Grundgedanke schon unzählige Male da war und nur die topographische Aneinanderreihung sämtlicher als mit Empfindung begabt angenommener Denkmäler, allenfalls eine Wendung genannt werden kann. Selbst den überkatholischen Grafen Stolberg hat auf dem campo vaccino dieselbe Empfindung angewandelt. Mein Wiener Verleger Wallishauser gab einen Almanach: „Aglaja“ heraus, für den er mich immer um Beiträge quälte. Ich gab ihm diese italienischen Gedichte, und sie kamen in die Hände Schreyvogels, der sich der guten Sache zu Liebe als Zensor hatte aufnehmen lassen, um nämlich so viel zum Drucke zu erlauben, als irgend möglich war. Er nahm keinen Anstand, das imprimatur zu erteilen, der Almanach wurde gedruckt, gebunden, und es waren bereits vierhundert Exemplare ins Ausland versandt worden. Da ergab sich plötzlich ein literarischer Aufstand. Die damals noch in herbis befindliche kirchliche Partei hatte Argernis an meinen Ruinen des campo vaccino genommen. Das Gedicht wurde förmlich denunziert, und der Sturm ging von allen Seiten.

Der Kaiser nahm vor allem übel, daß — wie denn höchstgestellte Personen die kleinen Umstände nie genau wissen können — daß also, indem ihm in Rom alle Ehre widerfahren war, jemand, der Rom in seinem Gefolge besucht hatte, sich derlei Äußerungen zuschulden kommen lasse. Auf welche Art ich — erst bei der Abreise von Rom — ins Gefolge des Kaisers, oder vielmehr in den Wagen des Grafen Wurmbrand gekommen bin, habe ich erst vorher auseinandergesetzt. Am eifrigsten war die Staatskanzlei. Fürst Metternich, der den vierten Gesang von Byrons Childe Harold, in dem doch ganz andere Dinge vorkommen, auswendig wußte und mit Begeisterung rezitierte, stand geradezu an der Spitze der Verfolgung, wenn nicht vielmehr seine elende Umgebung, die den in mancher Beziehung so ausgezeichneten Mann im Jahre 1848 zu so schmählichem Falle vorbereitete. Um sämtliche Teilnehmer nach Möglichkeit zu entschuldigen, mußte ich eine Version beibringen, die mir viele Jahre später

durch einen hohen Staatsmann des beteiligten fremden Hofes an die Hand gegeben worden ist. Mein Verleger hatte, ohne daß ich es wußte oder mich darum kümmerte, seinen Almanach der Gemahlin des ebenso wegen seiner erleuchteten Kunstansichten, als wegen seiner strengen Religiosität, bekannten Kronprinzen eines benachbarten Hofes zugeeignet. Dieser nahm von dem Almanach um so mehr Notiz, als mein Verleger wahrscheinlich auf eine goldene Dose oder derlei als Gegengeschenk spekuliert hatte. Er fand sich nun von meinem Gedichte im höchsten Grade geärgert, und, ohne die Folgen seines übereilten Schrittes zu bedenken, ließ er an die höchsten Orte in Wien schreiben, wie die Zensur habe zugeben können, daß ein Almanach, in dem sich ein solches Gedicht (das meinige) befinde, seiner Gemahlin zugeeignet werde. Eine solche Insinuation einer hochstehenden und noch dazu verwandten Persönlichkeit ließ sich nun freilich nicht ganz ignorieren. Daß die untergeordneten Schurken und Dummköpfe, die fürchten mochten, daß ich ihnen irgend einmal im Wege stehen könnte, alles taten, um die Flamme zu schüren, versteht sich von selbst, oder vielmehr ich weiß es.

Die Zensur tat alles Mögliche, um ihren Fehler wieder gut zu machen. Mein Gedicht wurde aus sämtlichen, noch in Wien befindlichen Exemplaren herausgerissen, zum großen Schaden des Verlegers, der seine Almanache neu binden lassen mußte. Leider aber verfehlte diese Verfügung ihren Zweck. Wie ich gesagt, waren vierhundert unverstümmelte Exemplare bereits ins Ausland versendet worden. Diese ließen nun die Liebhaber verbotener Schriften und des Skandals überhaupt mit großen Kosten sämtlich wieder zurückbringen. Wer sich kein gedrucktes Exemplar verschaffen konnte, schrieb wenigstens aus einem solchen mein Gedicht ab, und nie hat irgend eine meiner Arbeiten eine solche Verbreitung in meinem Vaterlande erhalten, als dieses Gedicht, das, wenn man es unbeachtet gelassen hätte, von dem verehrungswürdigen Publikum ohne Geschmack auf der Zunge gefressen worden wäre, wie Gras.

Das war aber noch nicht alles. Durch ein vom höchsten Orte ergangenes Handschreiben, in dem ich mit der in Steckbriefen gewöhnlichen Bezeichnung: ein sicherer Grillparzer, höchst unsicher gemacht wurde, erhielt der Präsident der Polizei und Zensurshofstelle den Auftrag, mich persönlich zur Verantwortung aufzufordern. Meine Verantwortung wäre nun ganz kurz gewesen. Das Gedicht hatte das imprimatur der Zensur erhalten, und so war ich als Schriftsteller vollkommen gedeckt. Dadurch fiel aber das Vergehen auf den Zensor, meinen Freund Schreyvogel, zurück, und das mußte abgehalten werden. Ich schrieb daher in einem Aufsatze, den ich dem Polizeipräsidenten überreichte, alles zusammen, was sich zur Rechtfertigung oder Milderung der Gedanken und Ausdrücke irgend sagen und aufbringen ließ. Die erste Hitze mochte vergangen sein, die Sache blieb auf sich beruhen, selbst Schreyvogel wurde nicht angefochten. Aber von da an glaubte jeder Lump sich an mir reiben, mich angreifen und verlästern zu können. Jeder Wunsch und jede Aussicht wurde durch die stehende Formel von oben, „ja, wenn er die Geschichte mit dem Papste nicht gehabt hätte“ (so beliebte man sich auszudrücken), im Keime vereitelt, man hielt mich, wie einst der alte Graf Seilern, für einen halben Jakobiner und Religionsspötter, und es brauchte der traurigen Ereignisse des Jahres 1848, um die Regierung (auf wie lange?) zu überzeugen, daß sie keinen wärmeren Anhänger ihrer Sache, als zugleich der Sache meines Vaterlandes, habe als mich, der zugleich als Mensch und Schriftsteller die gesteigerten Ansichten der Poesie und die gemäßigten Anforderungen des Lebens sehr gut voneinander zu unterscheiden wisse.

Die damaligen Widerwärtigkeiten nun hemmten meinen Eifer in Ausführung meines dramatischen Gedichtes durchaus nicht. Ich erinnere mich noch, daß ich die Verse, die Kreusa im zweiten Akte der Medea als ein Lieblingsliedchen Jasons hersagt, im Vorzimmer des Polizeipräsidenten, einer stürmischen Audienz harrend, mit Bleistift niedergeschrieben habe; da ich aber wohl fühlte, daß die Aufregung des Ingrimms bald der Abspannung des Mißmuts Platz machen werde, so eilte ich so viel als möglich zum Schlusse und weiß noch, daß ich die beiden letzten Akte der Medea, jeden in zwei Tagen, geschrieben habe. Als ich zu Ende war, fühlte ich mich völlig erschöpft, und ohne das Stück zu überarbeiten und ohne daß, außer den Korrekturen im Verlauf des ersten Niederschreibens, etwas geändert worden wäre, trug ich es in halb unleserlichem Konzept zu Schreyvogel hin. Dieser beobachtete, nachdem er es gelesen hatte, ein langes Stillschweigen, meinte aber endlich, das wunderliche Ding müßte denn doch noch ein wenig liegen. Ich, mit meiner gewöhnlichen Unbekümmertheit um das äußerliche Schicksal meiner Arbeiten, suchte mir durch Zerstreuungen aller Art, aber auch durch Beschäftigung mit den Alten und mit Kants Philosophie, die mir erst seit kurzem näher bekannt geworden war, die lästigen Gedanken über Gegenwart und Zukunft aus dem Kopfe zu schlagen. Da kommt auf einmal Schreyvogel zu mir, umarmt mich und meint, das goldene Vließ müsse unmittelbar in Szene gesetzt werden. Was diese Änderung in seiner Ansicht bewirkt hat, weiß ich nicht. Hatte er anfangs das schlecht geschriebene Manuskript nicht gut lesen können, hatte er erst bei wiederholter Durchlesung sich meine Absicht bei der allerdings barocken, aber von vornherein gewollten, Vermengung des sogenannten Romantischen mit dem Klassischen deutlich ge-

macht, ich kann es nicht sagen, denn wir haben uns später nie darüber besprochen. Allerdings mochte es den ausgezeichneten Mann, dem ich so vieles verdankte, verdrossen haben, daß ich ihm meine Stücke als fertige und abgeschlossene zur Ausführung übergab, ohne sie vorher seiner Kritik zu unterziehen. Ich hätte nun allerdings ein Tor sein müssen, wenn mir die Bemerkungen eines solchen Freundes über das Einzelne gleichgültig gewesen wären, ich wußte aber aus Erfahrung, daß seine desiderata auf das Innere und das Wesen der Stücke gingen, und das wollte ich mir rein erhalten, auf die Gefahr, einen Fehlgriff getan zu haben. Aus demselben Unabhängigkeitsgefühle bin ich allen literarischen Koterien fern geblieben. Nie hat ein Journalist oder eine Zelebrität von mir einen Brief erhalten, mit Ausnahme von zweien, als Antwort auf vorhergegangene von ihrer Seite. Ich stand immer allein da, wurde daher auch anfangs von allen Seiten angegriffen und später ignoriert, was ich mit hochmütiger Schadenfreude hinnahm, obgleich es mir später die Luft an der Hervorbringung verkümmerte. Ich trage hier nur noch nach, daß ich bei der oben erwähnten Vermengung des Romantischen mit dem Klassischen nicht eine läppische Nachäfferei Shakespeares oder eines sonstigen Dichters der Mittelzeit im Sinne hatte, sondern die möglichste Unterscheidung von Kolchis und Griechenland, welcher Unterschied die Grundlage der Tragik in diesem Stücke ausmacht, weshalb auch der freie Vers und der Jambus, gleichsam als verschiedene Sprachen hier und dort, in Anwendung kommen. Dieses Monstrum sollte nun zur Ausführung gebracht werden. Mit Übergehung des elenden Theaterhofrats wendete ich mich mit meinen Wünschen unmittelbar an Grafen Stadion, der mir bereitwillig entgegenkam, ja dessen Geneigtheit durch die mir kürzlich widerfahrenen Unbilden nur verstärkt schien. Die Rolle der Medea gehörte der Schröder. Daß ich aber während der Arbeit auf sie gedacht oder, wie man sich auszudrücken pflegt, die Rolle für sie geschrieben, zeigt sich schon dadurch als lächerlich, weil ich mich in diesem Falle gehütet haben würde, in den beiden Vorstücken die junge und schöne Medea vorzuführen, indes die Schröder sich dem fünfzigsten Jahre näherte und nie hübsch gewesen war. Für die Rolle der Amme brauchte ich eine Persönlichkeit, in Organ und sonstigem Beiwesen noch um einige Tinten dunkler als die gewaltige Kolcherin. Graf Stadion bewilligte mir eine Altsängerin der Oper, Madame Vogel, die auch recht gut spielte. Die helle Kreusa paßte für Madame Löwe, die, obschon in gleichem Alter mit der Schröder, doch noch Reste einer unverwüstlichen Schönheit bewahrte. Ich habe überhaupt immer viel auf das Verhältnis der Figuren und die Bildlichkeit der Darstellung gehalten; das Talent setzte ich als Schuldigkeit voraus, aber das physisch Zusammenstimmende und Kontrastierende lag mir sehr am Herzen. Ut pictura poesis. Hierbei kam mir mein in der Jugend geübtes Talent zum Zeichnen, sowie für die Versifikation mein musikalisches Ohr zustatten. Ich habe mich nie mit der Metrik abgegeben.

Auch die übrigen Rollen waren gut besetzt, und das Stück ging mit würdiger Ausstattung in die Szene (26. und 27. März 1821). Die Wirkung war, vielleicht mit Recht, eine ziemlich unbestimmte. Das Schlußstück erhielt sich durch die außerordentliche Darstellung der Schröder, die beiden Vorstücke verschwanden bald. Die übrigen deutschen Theater gaben überhaupt nur die dritte Abteilung, weil sich überall eine Schauspielerin fand, die sich der Medea für gewachsen hielt. Diese Medea ist das letzte meiner Stücke, welches einen Weg auf die nichtösterreichischen Bühnen unseres deutschen Vaterlandes gefunden hat. Was man den Geist der Zeit zu nennen beliebte, um welchen ich mich wenig kümmerte, und dessen angebliche Fortschritte mir lächerlich waren, vor allem aber, daß ein Hauptbestandteil der Kunst, die Phantasie, aus den Zusehern, Schauspielern und Schriftstellern sich immer mehr zu verlieren anfing, ein Abgang, den man durch doktrinäre, spekulative und demagogische Beimischungen zu ersetzen suchte: diese Verhältnisse haben die Wirkungen meiner späteren Stücke auf die österreichischen Lande beschränkt.

Ich habe immer viel auf das Urteil des Publikums gehalten. Über die Konzeption seines Stückes muß der dramatische Dichter mit sich selbst zu Rate gehen; ob er aber mit der Ausführung die allgemeine Menschennatur getroffen, darüber kann ihn nur das Publikum als Repräsentant dieser Menschennatur belehren. Das Publikum ist kein Richter, sondern eine Jury, es spricht sein Verdikt als Gefallen oder Mißfallen aus. Nicht Gesetzkunde, sondern Unbefangenheit und Natürlichkeit machen seinen Rechtsanspruch aus. Von dieser Natürlichkeit, die im nördlichen Deutschland durch falsche Bildung und Nachbeterei sehr in den Hintergrund getreten ist, hat sich in Österreich ein großer Rest erhalten, verbunden mit einer Empfänglichkeit, die bei gehöriger Leitung durch den Dichter bis zum Verständnis in unglaublichem Grad gehoben werden kann. Das Gefallen eines solchen Publikums beweist wenig, denn es will vor allem unterhalten sein, sein Mißfallen ist aber im höchsten Grade belehrend. Diesmal begnügte es sich mit einem succès d'estime.

Diese Achtung oder wohl gar Vorliebe für den Dichter zeigte sich aber sehr wenig praktisch. Meine drei Trauerspiele, da sie zwei Theaterabende ausfüllten, sollten mir als zwei Stücke honoriert werden. Da erklärte nun Graf Stadion schon vor der Aufführung, mir die eine der beiden Hälften auf die gewöhnliche Art honorieren zu lassen, für die zweite wolle

er ein Theatergesetz Kaiser Josephs, das nie widerrufen worden sei, von neuem in Anwendung bringen, ein Gesetz, zufolge dessen bei neuen Stücken der Verfasser die Wahl zwischen dem Honorar oder dem Ertrag der zweiten Einnahme haben sollte. Durch letzteres hoffte er dem Publikum, dem ich durch meine Abhfrau und Sappho so viel Vergnügen verschafft hatte, Gelegenheit zu geben, mir seine kunstsinnige und patriotische Anhänglichkeit, allenfalls durch Überzahlung der Logen und Sperrsitze, auf eine tätige Art zu beweisen. So geschah es, der Tag erschien, aber von den siebzig oder achtzig abonnierten Logen des Hofburgtheaters waren nur drei genommen. Die Hälfte der Sperrsitze leer, der übrige Schauplatz gefüllt; da aber die Beamten der Theaterdirektion für die Einnahmen eines Fremden sich zu keiner gar so genauen Kontrolle verbunden glaubten, war der Ertrag des Abends so gering, daß er kaum die Hälfte des gewöhnlichen Honorars erreichte. Ich erwähne dies nur, um das Wiener Publikum, das ich kurz vorher gelobt und das mich beinahe der Undankbarkeit anklagte, wenn ich ihm nicht jährlich ein Stück brachte, darauf aufmerksam zu machen, daß es mich jedesmal im Stich gelassen habe, wo ich von seiner Anhänglichkeit mehr als leeres Händeklatschen in Anspruch nahm.

Der wenig durchgreifende Erfolg des goldenen Vließes, insofern er mit meinen eigenen Bedenklichkeiten zusammenfiel, hat mir übrigens in meinem Innern großen Schaden getan. Ich fühlte wohl, daß ich meine Kräfte überschätzt hatte, und die harmlose Zuversicht, mit der ich an meine bisherigen Werke ging, fing an, sich zu verlieren. Ich beschloß daher, bei meinen künftigen Arbeiten mir das Ziel näher zu setzen, was mich vor der Hand um so mehr störte, als mir bereits ein Stoff im Kopfe herumging, der zwar an sich nicht weitgreifend, doch wenigstens ungeheure Vorarbeiten nötig machte. Doch davon später.

Der Grund des mir erteilten Urlaubes war nunmehr erloschen, und ich kehrte in die Geschäfte zurück. Um mir die Nähe der feindlich gesinnten Hofkammer zu ersparen, nahm mich Graf Stadion, obgleich in meiner bisherigen Eigenschaft, in eines seiner eigenen Bureaus bei dem ihm unmittelbar untergeordneten Finanzministerium. Ich muß hier einen Umstand aus meinem Aufenthalt in Neapel nachtragen. Während meiner dortigen Anwesenheit kam der Hofrat im Finanzministerium, Baron Kübeck, auf ein paar Tage dahin, um dem Kaiser einen wichtigen Gegenstand vorzutragen. Graf Wurmbrand erzählte mir das, wie auch, daß Baron Kübeck von mir gesprochen habe; ich möchte ihn doch besuchen. Ich tat das des nächsten Tages, erhielt aber im Vorzimmer den Bescheid, daß Baron Kübeck beschäftigt sei und niemand vorgelassen werden könne. Ich fand das natürlich, ging daher und kam nicht wieder. Ein paar Tage darauf, als jener schon wieder abgereist war, sagte mir Graf Wurmbrand: Sie hätten doch ein zweites Mal hingehen sollen, denn Baron Kübeck brauchte einen Hilfsarbeiter für die weitläufigen Ausfertigungen, und er hatte auf Sie gezählt. Und das sagte mir der gute Mann, der von Geschäften gar keine Vorstellung hatte, erst nach der Abreise des hochgestellten Staatsmannes. Er nahm mir dadurch die Gelegenheit, in die Nähe desselben zu kommen, und wer den Weg und die gegenwärtige Stellung des Baron Kübeck kennt, weiß, von welcher Bedeutung eine solche Nähe gewesen wäre.

Wer mich soviel von amtlichen Aussichten oder Honoraren reden hört, dürfte wohl zu dem Schlusse kommen, daß es mir an jenem hohen Sinne gefehlt habe, der den Künstler nur die Kunst im Auge halten und alles andere gering schätzen ließe. Vielleicht hat er recht; ich will mich aber auch nicht besser schildern, als ich bin, sondern wie ich bin. Da ich aber einmal die Last des Staatsdienstes auf mich genommen hatte, wollte ich doch aus der Reihe der Handarbeiter herauskommen und durch eine bessere Stellung mir die Möglichkeit verschaffen, in ein anderes Fach überzutreten, das meinen Neigungen mehr zusagte, als der Dienst bei den Finanzen. Zugleich hat die immerwährende Zurücksetzung und jene insolence of office, mit der erbärmliche Menschen nur gar zu gern ihre Amtsautorität gegen mich geltend machten, mein Gemüt verbittert. Als nun noch dazu die Abnahme meiner Geltung in der deutschen Literatur kam, bemächtigte sich meiner ein Gefühl von Verlassenheit, das, bei einer hypochondrischen Anlage, endlich auch jener Stimmung gefährlich wird, die gerade zur Hervorbringung poetischer Arbeiten vor allem erforderlich ist. Was aber Geld und Geldeswert betrifft, so ist das eine Vorausnahme der Zukunft. Zurzeit hat es mich wenig gekümmert. Jetzt aber, im vorgerückten Alter, mit körperlichen Gebrechen behaftet, fühle ich oft nur zu sehr den Abgang jener Bequemlichkeiten und Erleichterungen, die beim weitern Vorschreiten endlich sogar zu Notwendigkeiten werden. Hätte ich mich verheiratet, wie ich vielleicht gesollt, ich müßte geradezu mit Nahrungssorgen kämpfen.

In meiner neuen amtlichen Bestimmung kam ich unter unmittelbare Leitung des Bureauchefs Baron Pillersdorff, der im Jahre 1848 so viel von sich reden gemacht hat. Weit entfernt sei es von mir, daß ich die Rolle billige, die er in diesem letzten Jahre gespielt, ich teile vielmehr die allgemeine Verwerfung. Noch aber ist in mir das Gefühl der Bewunderung lebendig, das ich, trotz meiner Abneigung gegen amtliche Dinge, für Baron Pillersdorff damals fühlte, als ich mit ihm in geschäftliche Berührung kam. Dieser Scharfsinn, diese Ruhe, diese Gabe der Entwicklung und Darstellung,

ja diese Festigkeit des Charakters — solange die Sache sich hinter dem Schreibtisch abmachen ließ — sind mir in der Folge nicht wieder vorgekommen, und ich fühlte wohl, daß es ein Geschäftsgenie gebe, das sich in der Reihe der menschlichen Befähigungen jeder andern Genialität würdig an die Seite setzen könne. Er, in Verbindung mit Baron Kübeck, hat Licht und Ordnung in das Chaos der österreichischen Finanzen gebracht. Unter seiner Leitung zeigte der Staatshaushalt im Jahre 1830 zum ersten Male seit Jahrzehnten einen Überschuß der Einnahmen gegen die Ausgaben. In demselben Jahre war das Patent schon gedruckt, durch welches der Zinsfuß der Staatsschuld von fünf auf vier Prozent herabgesetzt wurde, und wenn die Julirevolution in Frankreich um ein paar Monate später eintrat, so war die finanzielle Operation für alle künftigen Zeiten vollbracht. Eben im Jahre 1830 widersetzte er sich den Rüstungen, die das Land in eine neue Schuldenlast gestürzt haben, und die, als man nach einigen Jahren die Kosten nicht mehr aufbringen konnte und sich zu Reduktionen genötigt sah, bei den späteren Katastrophen den Staat ohne Geld und ohne Soldaten gelassen haben. Er widersetzte sich dieser Maßregel, obwohl er wußte, daß er damit das Todesurteil seines Einflusses aussprach. Er wurde auch unmittelbar von der Leitung der Finanzen entfernt und als Vizepräsident zu einer andern Hofstelle versetzt, wo er mit der Revision fremder Konzepte und der Ausbesserung orthographischer Fehler die achtzehn schönsten Jahre seines Lebens zubrachte. Diese Versetzung war mit Unwürdigkeiten begleitet, die verdienten, aufgezeichnet zu werden, aber nicht hierher gehören. Ob diese Ereignisse in ihm nicht einen Keim von Rachsucht, andererseits aber eine Abspannung erzeugt haben, die sich im Jahre 1848 als Wechsel von Schwäche und erkünstelter Energie darstellten, will ich nicht entscheiden.

Ich stand nie in besonderer Gunst bei Baron Pillersdorff. Nachdem er fruchtlos versucht hatte, mich in die höheren Geschäfte einzuweihen, behandelte er mich mit Achtung, aber Gleichgültigkeit; demungeachtet drängt es mich, einer Zeit, die alles vergißt, ins Gedächtnis zurückzurufen, daß der Mann, über den jetzt jeder Tropf abspricht, seiner Zeit der Ausgezeichnetste unter den Ausgezeichneten war und dem Lande unendliche Dienste geleistet hat. Hier fällt mir ein Zug des Grafen Stadion ein, den ich nicht übergehen will. Graf Stadion, als Diplomat von Jugend auf, hatte, wie er selbst aufrichtig gestand, nur geringe finanzielle Kenntnisse. Seine Gegner, die ihm immer Verlegenheiten zu bereiten suchten, wollten schon früher dem Baron Pillersdorff eine andere Bestimmung geben. Nun war ihm Baron Pillersdorff persönlich zuwider. Demungeachtet erklärte er jetzt, daß, wenn man ihm diesen ausgezeichneten Hilfsarbeiter entziehe, er sein Amt niederlegen müsse, das er ohne ihn fortzuführen außerstande sei. Das ist groß, dünkt mich. Es hat zwar keine Beziehung auf mich, aber ich schreibe meine Erinnerungen, und da gehört meine Zeit ebensogut hinein als ich. Oder vielmehr, ich will mich amüsieren, und es freut mich, Personen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die mir wohlgewollt haben, der Übelwollenden war ohnehin die größere Anzahl.

Wenn Baron Pillersdorffs Versuche, mir Interesse an den Geschäften beizubringen, fruchtlos waren, so lag die Ursache zum Teile darin, daß mich ein neuer dramatischer Stoff eingenommen hatte. Das Schicksal Napoleons war damals neu und in jedermanns Gedächtnis. Ich hatte, mit beinahe ausschließlicher Begierde, alles gelesen, was über den außerordentlichen Mann von ihm selbst und von andern geschrieben worden war. Es tat mir leid, daß das weite Auseinanderliegen der entscheidenden Momente, nicht allein für jetzt, sondern wohl auch für die Zukunft, eine poetische Behandlung dieser Ereignisse unmöglich macht. Indem ich, von diesen Eindrücken voll, meine sonstigen historischen Erinnerungen durchmusterte, fiel mir eine, obgleich entfernte, Ähnlichkeit mit dem Böhmenkönige Ottokar II. in die Augen. Beide, wenn auch in ungeheurem Abstande, tatkräftige Männer, Eroberer, ohne eigentliche Bösartigkeit, durch die Umstände zur Härte, wohl gar Tyrannei fortgetrieben, nach vieljährigem Glück dasselbe traurige Ende, zuletzt der Umstand, daß den Wendepunkt von beider Schicksal die Trennung ihrer ersten Ehe und eine zweite Heirat gebildet hatte. Wenn nun zugleich aus dem Untergange Ottokars die Gründung der Habsburgischen Dynastie in Österreich hervorging, so war das für einen österreichischen Dichter eine unbezahlbare Gottesgabe und setzte dem Ganzen die Krone auf. Es war also nicht Napoleons Schicksal, das ich im Ottokar schildern wollte, aber schon eine entfernte Ähnlichkeit begeisterte mich. Zugleich bemerkte ich an meinem Stoff das Eigentümliche, daß ich beinahe alle Ereignisse, die ich brauchte, in der Geschichte oder Sage bereitliegend vorfand. Um nun nicht ohne Not eigene Erfindungen einzumischen, fing ich eine ungeheure Leserei von allem an, was ich über die damalige österreichische und böhmische Geschichte irgend auftreiben konnte. Ja, selbst mit der mittelhochdeutschen Sprache — die damals noch nicht unter die Modeartikel gehörte und zu deren Verständnis alle Hilfsmittel fehlten — mußte ich mich befassen, da eine meiner Hauptquellen die gleichzeitige Reimchronik Ottokars von Hornek war. Ich war damals noch fleißig und notierte und exzerpierte in ganzen Massen.

Ich befand mich also auf dem Boden der historischen Tragödie, ehe noch Ludwig Tieck und seine Nachbeter darüber ihre Albernheiten ausgekramt haben. In der Tat Albernheiten.

Der Dichter wählt historische Stoffe, weil er darin den Keim zu seinen eigenen Entwickelungen findet, vor allem aber, um seinen Ereignissen und Personen eine Konsistenz, einen Schwerpunkt der Realität zu geben, damit auch der Anteil aus dem Reiche des Traumes in das der Wirklichkeit übergehe. Wer würde auch einen erdichteten Eroberer ertragen können, der ein erdichtetes Land mit erdichteten Heldentaten eroberte. Namentlich was über das gewöhnlich Glaubliche hinausgeht, muß einen solchen Anhaltspunkt haben, wenn es nicht lächerlich werden soll. Alexander der Große oder Napoleon als erdichtete Personen würden der Spott aller Vernünftigen sein. Das eigentlich Historische aber, nämlich das wirklich Wahre, nicht bloß der Ereignisse, sondern auch der Motive und Entwickelungen, gehört so wenig hierher, daß, wenn heute Urkunden aufgefunden würden, die Wallensteins völlige Schuld oder völlige Unschuld bewiesen, Schillers Meisterwerk nicht aufhören würde, das zu sein, was es ist und, unabhängig von der historischen Wahrheit, bleiben wird für alle Zeiten. Shakespeare fand das, was man damals history nannte, vor und hat es eben auch kultiviert. In allen seinen historischen Stücken ist aber seine eigene Zutat das Interessante: die komischen Personen in Heinrich IV. nebst dem unnachahmlichen Hotspur, die herzzerreißenden Szenen in König Johann usw.; zugleich aber muß man aussprechen, daß, wenn er nicht seine auf Novellen und fabelhafte Sagen gegründeten Stücke geschrieben hätte, von seinen historischen wenig die Rede sein würde. Übrigens, was ist denn Geschichte? Über welchen Charakter irgend einer historischen Person ist man denn einig? Der Geschichtschreiber weiß wenig, der Dichter aber muß alles wissen.

Dies scheint im Widerspruch mit dem Obigen zu stehen, wo ich einen Wert darauf gelegt habe, daß alle Ereignisse im Ottokar entweder durch die Geschichte oder wenigstens durch die Sage beglaubigt sind. Ich habe es aber auch nur als eine Kuriosität angeführt, obgleich andererseits das den Schluß bildende und in seinen Wirkungen bis in die Gegenwart reichende Faktum, die Gründung der Habsburgischen Dynastie in Österreich, der Wahrhaftigkeit der Ereignisse ein patriotisches Interesse verlieh.

Der Stoff hatte sich gegliedert, die Begebenheiten waren eingereiht, die Komposition mußte ich eine vorzügliche nennen: demungeachtet ging ich nur schwer an die Ausführung; ich hatte es nämlich mit einer Form zu tun, die mir durchaus nicht empfehlenswert schien — dem historischen Drama. Ich hatte in meinen bisherigen Arbeiten immer die Ereignisse so nahe aneinandergedrängt als möglich, jetzt sollten entfernt liegende miteinander verbunden werden. Man hat viel über die drei Einheiten gespottet. Die Einheit der Handlung gibt jeder Vernünftige zu. Die Einheit des Ortes hängt mit der Einrichtung der alten Theater zusammen und wird nur bedeutend, wenn sie mit der dritten Einheit zusammenfällt. Diese dritte, die Einheit der Zeit, hingegen ist höchst wichtig. Die Form des Dramas ist die Gegenwart, welche es bekanntlich nicht gibt, sondern nur durch die ununterbrochene Folge des nacheinander Vergehenden gebildet wird. Die Nichtunterbrechung ist daher das wesentliche Merkmal derselben. Zugleich ist die Zeit nicht nur die äußere Form der Handlung, sie gehört auch unter die Motive: Empfindungen und Leidenschaften werden stärker oder schwächer durch die Zeit. Wenn ich den Zuseher zwinge, die Stelle des Dichters zu vertreten und, durch Reflexionen und Rückerinnerungen, die weit entfernten Momente aneinanderzuknüpfen, so verliert sich jene Unmittelbarkeit der Wirkung, welche die Stärke derselben bedingt und das Charakteristische des gegenwärtig Wirkenden ist. Der Eitelkeit des gegenwärtigen literarischen Publikums, welches mehr angeregt als befriedigt sein will, schmeichelt zwar dieses Mitgeschäftigsein, dieses Deuten und Supplieren; in die aufnehmende Empfindung kommt aber dadurch etwas Willkürliches, das dem Gefühle der Notwendigkeit entgegengesetzt ist, welche die innere Form des Dramas ausmacht, wie die Gegenwart die äußere. Das Drama nähert sich dem Epos.

Was den Inhalt betrifft, so macht die Masse der Begebenheiten es unmöglich, jeder einzelnen ihr Recht widerfahren zu lassen; die Motive müssen verstärkt, die Charaktere dem Übertriebenen näher gebracht werden; bekanntlich aber sind das Bunte und Grelle eben nicht Zeichen eines guten Geschmackes.

Zu meinem Troste konnte ich mir übrigens sagen, daß mein Stoff wenigstens jenes Erfordernis habe, das eine historische Tragödie allein zulässig macht, daß nämlich die historisch oder sagenhaft beglaubigten Begebenheiten imstande wären, eine gleiche Gemütswirkung hervorzubringen, als ob sie eigens zu diesem Zwecke erfunden wären.

Diese meine Bedenken und diesen meinen Trost werden freilich diejenigen lächerlich finden, für welche die Geschichte der sich selbst realisierende Begriff ist. Ich muß mir ihr Lachen gefallen lassen, oder vielmehr ich bin so frei, ihnen dieses Lachen im verstärkten Maße zurückzugeben.

Meinem Zögern wurde durch ein immer heftiger werdendes Halsübel ein Ende gemacht, das, ohne daß ich jedoch ärztliche Hilfe angewendet hätte, mich doch zwang, während eines ganzen Wintermonates mein Zimmer zu hüten. Oder vielmehr, nachdem die Abgeschiedenheit und Langeweile mich zum Beginn der Arbeit veranlaßt hatte, nahm ich mir vor, bis zum Abschluß mein Zimmer nicht zu verlassen, ging mittags in das gegenüberliegende Gasthaus „Zum Jägerhorn" essen, kehrte aber unmittel-

bar in meine vier Wände zurück, die ich mit meinen Gestalten bevölkerte. Ich darf des Anteils nicht vergessen, den ein „Mars Moravicus" in folio, den ich mir als Quelle für den Ottokar beigelegt, auf das Zustandekommen jenes Durchbruchs allerdings genommen hat. Auf dem Titelblatte dieses mährischen Mars war nämlich der Kriegsgott in voller Rüstung ungefähr so abgebildet, wie ich mir die äußere Erscheinung Ottokars gedacht hatte. Diese Figur reizte mich an, meine Gestalten nach auswärts zu werfen, und auch während der Arbeit kehrte ich jedesmal zu ihr zurück, so oft sich meine Bilder zu schwächen schienen. Ebenso hatte, als ich an den Argonauten schrieb, die turmartige Wendeltreppe in dem Hofe eines uralten Nachbarhauses, in den eines der Fenster unserer damaligen Wohnung ging, meiner Phantasie zu einem willkommenen Stützpunkt gedient.

Ich machte nun meiner freiwilligen Gefangenschaft ein Ende, und mein erster Gang war zur Theaterdirektion, der ich mein Stück überreichte, und zwar im Konzept, da, indem ich den Stoff so lange in mir getragen, das Niederschreiben beinahe ohne Korrektur vonstatten ging. Diesmal war Schreyvogel gleich von vornherein einverstanden. Wir ließen das Stück abschreiben und gaben es zur Zensur, von der wir keine Anstände besorgten, da, wenn das regierende Haus eigens einen Schmeichler bezahlt hätte, dieser der Handlung keine günstigere Wendung geben konnte, als die dramatische Notwendigkeit mir von selber aufgedrungen hatte.

Jetzt erhielten auch meine amtlichen Verhältnisse eine günstige Wendung. Der sogenannte Ministerialkonzipist des Finanzministeriums, nämlich der Konzeptsbeamte, der, in der unmittelbaren Nähe des Finanzministers, im eigenen Bureau desselben fungierte, wurde befördert, und Graf Stadion verlieh mir augenblicklich diese Stelle, mit der außer dem gewöhnlichen Gehalte auch noch eine besondere Gratifikation von einigen hundert Gulden des Jahres verbunden war. Diese Beförderung erfreute mich um so mehr, als ich nun auch dem Hoftheater meinen Kontrakt als bestellter dramatischer Dichter zurückgeben konnte und von nun an freie Hand über meine Arbeiten hatte. Meine neuen Geschäfte waren höchst geringfügig und erhielten erst einige Bedeutung in Verhinderungs- und Krankheitsfällen des Ministerialsekretärs, weil man dann die eingelangten Geschäftsstücke dem Minister persönlich vorzulegen und von jedem den Inhalt in kurzem anzugeben hatte, infolgedessen er die wichtigeren zur eigenen Lesung bei sich behielt, die anderen aber zur Verteilung an die Departements zurückstellte. Auch dieser Teil der Geschäftsführung wurde nur dadurch beschwerlich, daß sich Graf Stadion, noch von seiner diplomatischen Laufbahn her, an eine sonderbare Verkehrung der Tageszeiten gewöhnt hatte. Er legte sich erst gegen Morgen zu Bette und stand auf, wenn die anderen Leute sich zum Mittagsmahl setzten. Da galt es denn, ihm nach Mitternacht, wenn er aus den Gesellschaften nach Hause kam, über Akten und Geschäfte Rechenschaft zu geben, was in halber Schlaftrunkenheit nicht immer fließend vonstatten ging. Glücklicherweise war der Ministerialsekretär auf seine Sonnennähe so eifersüchtig, daß er so selten als möglich krank wurde und eine andere Abwesenheit sich nicht leicht zuschulden kommen ließ. Bei Reisen des Ministers aber, worunter besonders der Sommeraufenthalt auf seinen Gütern gehörte, fiel die ganze Last auf den Konzipisten, der ihn alsdann zu begleiten hatte, eine Last, die durch die peinliche Mittelstellung zwischen angenehmem Gesellschafter und untergeordnetem Beamten bedeutend erschwert wurde. Außer diesen Ausnahmsfällen bestand das Geschäft des Ministerialkonzipisten nur in der Protokollierung der eingegangenen Stücke und ihrer Verteilung an die Departements. Mein Vorgänger hatte auch über diesen Teil seiner Amtsführung ein mysteriöses Dunkel zu verbreiten gesucht. Er ließ zehnmal des Tages ab und zu. Man sah ihn nie ohne ein versperrtes Aktenportefeuille unterm Arm. Ein beredetes Stillschweigen deutete an, daß er weiß Gott was für Geheimnisse wisse. Nun gab es allerdings im Finanzministerium höchst wichtige und geheime Dinge, derlei kamen aber unmittelbar unter eigener Adresse und zu eigener Eröffnung an den Minister selbst, der klug genug war, sie erst nach der Bearbeitung und Ausführung, wenn sie aufgehört hatten, geheim zu sein, an das Protokoll zur Einschaltung abzugeben. Da ich nun über diesen Umstand auf Befragen kein Hehl hatte, meine unbedeutenden Geschäfte so einfach und schnell als möglich abtat, so verschwand bald der Nimbus meines Amtes, und alle, die meinen Vorgänger angestaunt und ob seiner Geschäftslast bedauert hatten, sagten von mir: ich hätte nichts zu tun, worin sie der Wahrheit so ziemlich nahe kamen.

Des Hauptvorteils meiner Stellung, der Nähe des Ministers, sollte ich bald durch eigene Schuld verlustig gehen. Die Zeit meines eigentlichen Dienstes, der Sommer, kam, und ich mußte den Grafen auf seine Güter begleiten. Human, wie er war, zog er den jeweiligen amtlichen Begleiter auch in seinen Familienkreis, und er hatte kein Hehl, wie es ihn erfreue, seiner Familie statt meines bornierten Vorgängers einen Dichter und Mann von Geist zuführen zu können.

In Wien bestehen über meine geselligen Talente die entgegengesetztesten Ansichten. Die einen finden mich höchst liebenswürdig, die andern unerträglich. Ob die ersten recht haben, weiß ich nicht, die letzteren können unzweifelhafte Erfahrungen für sich anführen. Den Erklärungsgrund bildet, daß für mich der Schrecken aller Schrecken die Langeweile ist. Die vor-

zugsweise Beschäftigung mit Büchern, mit guten nämlich, erzeugt meine Gewohnheit, interessiert zu sein, die sich endlich zum Bedürfnis steigert. Selbst mit geistlosen Menschen kann ich umgehen, wenn irgend ein Charakterzug, ja eine unschuldige Verkehrtheit hervortritt, die einen Anknüpfungspunkt darbietet. Heiter zu sein, ja selbst Spaß zu machen, fällt mir unter solchen Umständen nicht schwer, nur darf es nicht zu lange dauern oder sich zu oft wiederholen; wenn die Situation ausgekostet ist, hat der Reiz ein Ende. Unerläßliche Bedingung ist jedoch, daß ich mich unbefangen und ungehindert gehen lassen kann; treten Rücksichten ein, die diese Freiheit der Bewegung hemmen, dann wird mir der Zustand unleidlich. Gegenüber von unbedeutenden, gleichgültigen, oder wohl gar übelwollenden Personen, weiß ich mir sehr gut zu helfen, und zwischen der Ortsveränderung und der eigentlichen Grobheit liegen eine Menge Mittelstufen, deren ich mich in solchen Fällen schon mit Glück bedient habe. Sind es aber gute, wohlwollende, etwa gar Personen, denen ich zu Dank verpflichtet bin, so gerate ich in einen Zustand der Abspannung, der sich nur durch die Willkürlichkeit der äußeren Bewegung vom Schlafe unterscheidet. Dadurch, daß ich mich dieses Mangels an Herrschaft über meine Stimmung, nicht vor andern, sondern vor mir selbst schäme, gerate ich immer tiefer hinein, ein geistiges Dunkel umgibt mich, und ich weiß kaum mehr, was ich tue oder sage.

Die Familie des Grafen bestand aus seiner Gemahlin, einer, wie man sagte, aristokratisch stolzen, aber höchst gutmütigen, nur ebenso bornierten Frau; aus zwei herangewachsenen Töchtern die Geist haben mochten, sich aber immer in den Redeschranken wohlerzogener Komtessen hielten; einer Schwester oder Schwägerin, die etwas Spöttisches hatte, ohne durch ihr Wesen dazu berechtigt, oder aus jener Sphäre heraus zu sein, die selbst zum Gegenstande des Spottes macht; aus zwei Söhnen, von denen der eine später für kurze Zeit eine bedeutende Rolle gespielt hat, die aber damals ziemlich wilde Knaben von 14 bis 15 Jahren waren. Dazu kam ein Hofmeister, der in die Familienverhältnisse genug eingeweiht war, um in das leerste Gewäsch ein Wort mit hineinwerfen zu können, der aber im Bewußtsein der Atmosphäre sich wohl hütete, irgend etwas allgemein Interessantes zur Sprache zu bringen, obwohl er ein zwar etwas verworrener, aber wirklich bedeutender Mensch war. Wenn sich nun noch Besuche von adeligen Familien aus der Nachbarschaft oder von Diplomaten zweiten Ranges aus der ehemaligen Sphäre des Grafen einstellten, so gab das ein Gemenge und Getreibe, dem meine Kopfnerven durchaus nicht gewachsen waren. Als die leersten und geistlosesten zeigten sich die Diplomaten, und ich mußte in der Folge oft seufzen, wenn ich dieselben Namen in den politischen Verhandlungen früherer Zeit als Mitwirkende und Teilnehmer las. Sie unterhielten den Grafen mit einer ungesalzenen chronique scandaleuse aus ihrem Umgangskreise, man sah ihnen aber wohl an, daß sie auch bei ihrem gegenwärtigen Wirte nur Stoff zu Zwischenträgereien für die Unterhaltung der eben jetzt Verspotteten suchten. Der Graf wußte das so gut als ich, es kümmerte ihn aber nicht.

Er war überhaupt einer der charaktervollsten Männer seiner Zeit und übte über sich selbst eine unglaubliche Gewalt aus. Für das Gesellschaftliche war ihm freilich die Langeweile der Hofzirkel und der diplomatischen Salons eine gute Vorübung gewesen; demungeachtet aber blieb es bewunderungswürdig, wie er jeder Lage eine Seite abzugewinnen wußte, um sich zu unterhalten oder zu zerstreuen, oder wenigstens die Zeit vorwärtszuschieben. Dieselbe Gewalt, die er über sich ausübte, forderte er aber auch, mit Recht, von jedem eigentlichen Manne, und ich bin überzeugt, daß er mir mein knabenhaftes Herumtaumeln sehr übel nahm, obgleich er nie davon ein Zeichen gab. Gerade diese Güte aber war es, die mir jedes energische Herausreißen unmöglich machte.

Wie nun auch immer, das Verhältnis gestaltete sich mir als unleidlich, und als des nächsten Sommers die Zeit des Landaufenthalts herauskam, benutzte ich eine leichte Unpäßlichkeit, um mich der Begleitung zu entheben, eine Gelegenheit, welche ein untergeordneter Beamter, der dem Grafen nicht unangenehm war, mit Begierde ergriff. Der vortreffliche Mann hat mich über alles das wahrscheinlich mehr entschuldigt, als ich mich selbst. Wie weit es aber doch etwa auf seine Gesinnung wirkte, konnte nicht deutlich werden, da er bald darauf starb.

Ich habe hier scheinbar einen langen Zwischenraum seit Überreichung meines Ottokar übersprungen, der aber eigentlich keiner ist, denn zwei Jahre waren verflossen, und ich stand mit meinem Stücke noch auf demselben Punkte. Es war bei der Zensur eingereicht worden, dort aber verschwunden. Es wußte niemand, wo es hingekommen sei. Anfangs hieß es, es sei der Staatskanzlei mitgeteilt worden und befinde sich in den Händen des Hofrates Gentz. Ich ging denn zu Gentz.

Noch erinnere ich mich des widerlichen Eindrucks, den die Wohnung des Mannes auf mich machte. Der Fußboden des Wartesalons war mit gefütterten Teppichen belegt, so daß man bei jedem Schritte wie in einen Sumpf einsank und eine Art Seekrankheit bekam. Auf allen Tischen und Kommoden standen Glasglocken mit eingemachten Früchten, zum augenblicklichen Naschen für den sybaritischen Hausherrn, im Schlafzimmer endlich lag er selbst auf einem schneeweißen Bette im grauseidenen Schlafrocke. Rings herum Inventionen und Bequemlichkeiten. Da waren bewegliche Arme, die Tinte und Feder beim Gebrauche näher brachten, ein

Schreibpult, das sich von selbst hin und her schob, ich glaube, daß selbst der Nachttopf, allenfalls durch den Druck einer Feder, sich zum Gebrauche darreichte. Gentz empfing mich kalt, aber höflich. Er hatte mein Stück allerdings empfangen und gelesen, aber bereits wieder abgegeben. Ich ging. Neuer Kreislauf, neue Ungewißheit, zuletzt Verschwinden aller weitern Spur.

In welche Lage mich das setzte, kann jedermann denken. Es fiel mir nicht einmal ein, einen neuen Stoff zu wählen, denn wenn dieser loyal patriotische Anstände fand, was war irgend sonst durchzubringen.

Da kam endlich Hilfe von einer Seite, wo man's am wenigsten erwartet hätte. Die jetzige Kaiserin-Mutter, damals regierende Kaiserin, befand sich unwohl. Der Dichter Matthäus Collin, einer der Lehrer des Herzogs von Reichstadt, kam zu ihr, wahrscheinlich um Bericht über die Fortschritte seines Zöglings abzustatten. Da ersucht ihn die gebildete Frau, ihr Bücher zur Lektüre vorzuschlagen. Er nennt ihr einige Werke, die sie aber bereits kennt. Gehen Sie doch zur Theaterdirektion, sagt sie ihm, und fragen Sie an, ob nicht irgend ein interessantes Manuskript vorliege, bei der künftigen Aufführung werde ich es mit doppeltem Anteile sehen. Collin geht zur Theaterdirektion und erfährt, daß nichts als unbedeutende Blueten da seien, die erst durch die Aufführung einen Wert bekommen. König Ottokars Glück und Ende könnte allenfalls Ihre Majestät interessieren, es liege aber seit zwei Jahren bei der Zensur, und man könne es trotz aller Bemühungen nicht zurückerhalten. Collin nimmt seinen Weg auch zur Zensurshofstelle, und als man dort den Zweck der Nachfrage erfährt, ist das Stück augenblicklich gefunden.

Collin liest es der Kaiserin vor, die nicht genug erstaunen kann, daß man das Stück verbieten wolle. In dem Augenblicke tritt ihr Gemahl ins Zimmer. Die Kaiserin teilt ihm ihre Verwunderung mit, und wie sie in dem Stücke nichts als Gutes und Löbliches gefunden. Wenn sich das so verhält, sagt der Kaiser, so mag Collin zur Zensur gehen und sagen, daß sie die Aufführung erlauben solle. Collin, ein im höchsten Grade ehrenwerter Mann, hat den Vorgang vor niemand verhehlt, und so habe auch ich ihn erfahren. Und so bedurfte es eines Zufalls, um eine Arbeit, die mir, alles andere abgerechnet, eine mehr als jahrelange Sammler-Mühe gekostet, nicht aus der Reihe der Dinge verschwinden zu lassen.

Man ging nun an die Aufführung. Anschütz gab den Ottokar sehr gut. Die Schröder übernahm die kleine Rolle der Margarete. Es fanden sich für alle andern passende Schauspieler. Noch erinnere ich mich der Wunderlichkeit, daß Herteur, der Darsteller des Rudolf von Habsburg, der alles bildlich nahm und wegen Unpäßlichkeit der Leseprobe nicht beiwohnen konnte, als er mir ein paar Tage darauf auf dem Glacis begegnete, anhielt, um mich über seine Auffassung der Rolle zu Rate zu ziehen. Nun, und wie wollen Sie den Rudolf spielen? fragte ich. Halb Kaiser Franz und halb heiliger Florian, war seine Antwort. Sehr gut, versetzte ich. Wir gingen auseinander, und Herteur gab seine Rolle höchst befriedigend.

Als der Tag der Aufführung kam (19. Februar 1825), gab es ein Gedränge, desgleichen man im Hofburgtheater weder früher noch später erlebt hat. Leider konnte ich die Ehre dieses Zulaufs nicht bloß mir anrechnen, es war vielmehr das Gerücht, daß das Stück von der Zensur verboten gewesen sei, was dem Publikum die Aussicht auf einen allfälligen Skandal eröffnete. Als nun alles höchst loyal und unverfänglich ablief, selbst die Versuche, längst vergangene Ereignisse an neue und an gegenwärtig lebende Personen anzuknüpfen, nicht recht gelingen wollten, sah man sich in einem Teile seiner Erwartungen getäuscht. Zugleich war die Form des Historischen damals glücklicherweise noch nicht geläufig, man hatte sich noch nicht Rechenschaft gegeben, daß man derlei nicht wie ein Miniaturbild nahe vor das Auge, sondern wie ein Deckengemälde in einige Entfernung bringen müsse. Die wegen Mangels des Raumes auf die Spitze getriebenen Situationen schienen übertrieben, man vermißte die stetige Folge des Natürlichen. Das Publikum war nämlich selbst noch natürlich, es hatte noch nicht jene Höhe erklommen, auf der ihm nichts gefällt, als was ihm mißfällt, der Zustimmung aber den Anschein einer höheren Bildung gibt. Es wurde ungeheuer viel geklatscht, oder vielmehr, da das Gedränge das Klatschen unmöglich machte, gejubelt und gestampft, aber ich merkte wohl, daß der Eindruck nicht lebendig ins Innere gedrungen war. Der Beifall erhielt sich bei allen Wiederholungen, demungeachtet war es, als ob das Stück durchgefallen wäre, wenigstens wichen mir alle Freunde und Bekannten aus, als ob sie ein Gespräch über das neueste theatralische Ereignis gefürchtet hätten. Am übelsten waren die Bewunderer meiner Sappho zu sprechen, sie wendeten auf das eine Stück an, was von dem andern galt, als ob sie von der Verschiedenheit der Stoffe gar keine Vorstellung hätten, und ich entfernte mich aus den wenigen Häusern, die ich bisher besucht hatte, um nur nicht sachkundige Einwendungen in einem fort berichtigen zu müssen.

Was bei den übrigen heimlich rumorte, sprachen in höchster Entrüstung die in Wien lebenden Böhmen aus. Die tschechische Nation ist gewohnt, den König Ottokar als den Glanzpunkt ihrer Geschichte zu betrachten. Darin haben sie ganz recht; wenn sie ihm aber durchaus löbliche Eigenschaften zuteilen, so widerlegt sie schon der Umstand, daß seine neuen Untertanen sich gegen ihn gewendet und seine alten

ihn verlassen haben. Im ganzen dürfte meine Auffassung auch historisch ziemlich richtig gewesen sein. Wenn ich ihm etwas Zufahrendes und, wie ich es oben genannt, Wachstubenmäßiges gegeben hatte, so war es, weil mir der Kaiser Napoleon vorschwebte; man kann aber nicht sagen, daß Ottokar nicht so gewesen ist, weil niemand weiß, wie er wirklich war. Die Aufzeichnungen über ihn sind höchst dürftig. Indem ich vorzugsweise österreichischen Quellen folgte, geriet freilich — was übrigens schon die dramatische Notwendigkeit forderte — die Hauptfigur etwas ins Dunkle, aber vor ein paar Jahren hatte man ein Stück: „Ottokar" von Kotzebue aufgeführt, in dem der Held zu einer Art Kinderschreck gemacht war, ohne daß jemand dabei ein Arges gehabt hätte.

Die Stimmung der Böhmen erzeugte sich übrigens nicht ohne Aufhetzerei, und die Fäden gingen so ziemlich auf einen Staatskanzleirat böhmischer Abkunft zusammen, der wohl auch seinen Anteil an den ursprünglichen Zensurhindernissen beigesteuert hatte. Man hatte ihm nämlich im Ministerium des Äußern das Fach der Zensur zugeteilt, weil, wie man glaubte, seine Unfähigkeit dort den geringsten Schaden anzurichten vermöge. Um ihn und die Art, wie damals das Zensoramt ausgeübt wurde, zu zeichnen, will ich einen guten Spaß anführen, obwohl er mich selbst nichts angeht. Baron Hormayer, dem es nicht an Verstand und Witz, wohl aber an Rechtschaffenheit und eigentlichem Fleiß fehlte, hatte für sein eigenes historisches Taschenbuch einen Aufsatz, Philippine Welser, geschrieben. Als derselbe dem obgedachten staatskanzleirätlichen Zensor in die Hände kam, erklärte er, darüber nicht aburteilen zu können. Da es sich um eine Mesalliance in dem kaiserlichen Hause handle, müsse vor allen der Chef des Hauses, der Kaiser selbst, befragt werden. Das ist allerdings richtig, versetzte Hormayr, wenn Sie den Erzherzog Ferdinand hindern wollen, die Philippine Welser zu heiraten. Sollte aber die Heirat schon vor dreihundert Jahren wirklich vor sich gegangen sein, so sehe ich nicht ein, was der Chef des Hauses noch dazu oder davon wegtun könnte.

Die nationale Aufregung, die von den böhmischen Studenten in Wien ausging, setzte sich aber auch nach Prag fort. Ich erhielt von dort anonyme Drohbriefe, von denen ich noch einen aufbewahre, wo schon auf der Adresse die Grobheiten beginnen, indes im Innern mit der Hölle als Strafe für meine teuflischen Verleumdungen gedroht wird. Es ging so weit, daß, als ich im nächsten Herbste eine Reise nach Deutschland beabsichtigte und dabei Prag als eine der interessantesten Städte nicht übergehen wollte, meine Freunde mir ernstlich abrieten, weil sie von der gereizten Stimmung eine Gefahr für mich befürchteten. Ich ging trotz Stimmung und Warnung über Prag und habe während eines dreitägigen Aufenthaltes wohl schiefe Gesichter gesehen, aber sonst nichts Unangenehmes erfahren.

So lächerlich mir einerseits diese Übertreibungen eines im Grunde löblichen Nationalgefühles waren, so weh tat es mir andererseits, gerade des Löblichen der Grundlage wegen, ohne Absicht Anlaß gegeben zu haben, daß ein ehrenwerter, in denselben Staatsverband gehöriger Volksstamm sich meine harmlose Arbeit zu einer Verunglimpfung und Beleidigung formuliere. Ich wußte in der Tat nicht mehr, was ich tun sollte. Wo ich hintrat, stieß ich an, und wo ich Dank erwartet hatte, machte man mich für fremde Absurditäten verantwortlich. Es ist ein Unglück für Österreich, in seinen Länderkomplex zwei der eitelsten Nationen dieser Erde einzuschließen, die Böhmen nämlich und die Ungarn. Damals schlummerte diese Eitelkeit noch und war in dem Streben nach einer allgemeinen Bildung eingehüllt; als aber in der Folge die deutsche Literatur die Nationalitäten hervorhob, wobei sie aber nicht die Deutschen zur Wahrung ihres Nationalcharakters ermunterte, sondern ihnen einen ganz neuen Charakter anbilden, sie aus einem ruhigen, verständigen, bescheidenen und pflichttreuen Volke zu Feuerfressern und Weltverschlingern machen wollte, da übersetzten Tschechen und Magyaren die deutsche Albernheit unmittelbar ins Böhmische und Ungarische, dünkten sich originell in der Nachahmung und erzeugten jene Ideenverwirrung, die im Jahre 1848 sich so blutig Bahn gebrochen hat. Sie vergaßen dabei, alles andere abgerechnet, daß ein Volksstamm kein Volk, sowie ein Idiom oder Dialekt keine Sprache ist, und wer nicht allein stehen kann, sich anschließen muß.

Da ich bei der damals in Deutschland herrschenden Erbitterung gegen Österreich nicht hoffen konnte, für meinen durchaus österreichisch gehaltenen Ottokar einen Platz auf den übrigen deutschen Bühnen zu finden, und zugleich in der Heimat Rückfälle der Zensur fürchtete, so hatte ich zugleich mit der Aufführung mein Stück im Druck erscheinen lassen, wo sich das Merkwürdige begab, daß mein Verleger an einem Tage, dem der Aufführung nämlich, neunhundert Exemplare verkaufte, ein Absatz, der sich freilich in der Folge ins natürliche Verhältnis zurücklenkte.

Als von einem gedruckten Stücke, für das man daher kein Honorar zu bezahlen brauchte, bereitete auch ein zweites Wiener Theater, das an der Wien, die Aufführung vor. Wie diese beschaffen war, kann man daraus abnehmen, daß der mit der Rolle des Ottokar betraute Schauspieler, der jetzt in Berlin engagierte Herr Rott, am Tage nach der ersten Darstellung im Burgtheater einen meiner Bekannten über den gestrigen Erfolg, vor allem aber über die Art fragte, wie Anschütz den Ottokar gehalten habe. Als dieser ihm sagte: streng, heftig, hart, er-

widerte Rott, der das Stück noch gar nicht kannte: Ich werde ihn mild geben.

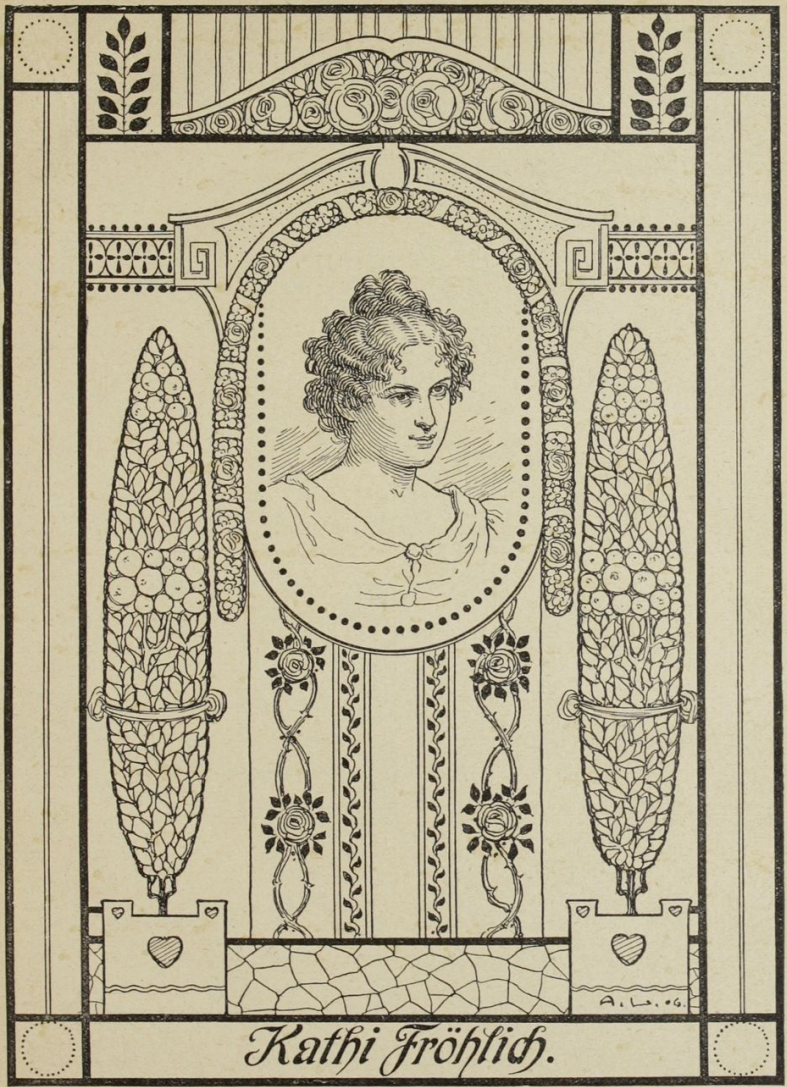
Ich muß noch eine Anekdote als hierher gehörig anführen, und zwar eine Zensur-Anekdote. Ein paar Jahre später fuhr ich mit dem Hietzinger Gesellschaftswagen von Hietzing nach Wien. Ich kam neben einen Hofrat der Zensurhofstelle zu sitzen, der mir schon früher als Polizeidirektor in Venedig während meines dortigen Aufenthaltes alle Freundlichkeiten erwiesen hatte und mir bis auf diesen Augenblick immer zugetan geblieben ist. Er begann das Gespräch mit der damals in Wien stereotypen Frage: warum ich denn gar so wenig schreibe? Ich erwiderte ihm: er, als Beamter der Zensur, müsse den Grund wohl am besten wissen. Ja, versetzte er, so seid ihr Herren! Ihr denkt euch immer die Zensur als gegen euch verschworen. — Als Ihr Ottokar zwei Jahre liegen blieb, glaubten Sie wahrscheinlich, ein erbitterter Feind verhindere die Aufführung. Wissen Sie, wer es zurückgehalten hat? Ich, der ich, weiß Gott, Ihr Feind nicht bin. — Aber, Herr Hofrat, versetzte ich, was haben Sie denn an dem Stücke Gefährliches gefunden? — Gar nichts, sagte er, aber ich dachte mir: man kann doch nicht wissen —! Und das sprach der Mann im Tone der wohlwollendsten Gutmütigkeit, so daß man wohl sah, der mit den Angelegenheiten der Literatur betraute Beamte habe nicht die geringste Vorstellung von literarischem Eigentum, sowie daß die Arbeit des Dichters wenigstens ebensoviel Anspruch auf Geltung und Vergeltung habe, als die des Beamten oder Handwerkers.

Daß unter diesen Umständen in dem damaligen Österreich für einen Dichter kein Platz sei, wurde mir immer deutlicher. Ich versank immer mehr in eine hypochondrische Stimmung, in der mich weder ein früher vorbereiteter Stoff zur Ausführung reizte, noch ein neuer hinzukam, welches letztere von da an der Grundtypus meiner poetischen Produktionskraft geblieben ist. Auf alte Stoffe zurückkommen, hat aber immer etwas Gefährliches. Selbst die Fortschritte in der Bildung, die man in der Zwischenzeit gemacht hat, werden zu Hindernissen. Man fühlt sich genötigt, am Plane zu ändern, was manchmal auf die Geschlossenheit der Form, manchmal sogar auf die Einheit der Anschauung von nachteiliger Wirkung ist.

Mir war damals zumute, als ob ich nie mehr etwas schreiben würde. Dazu traten noch in Verwirrung gekommene Herzensangelegenheiten. Ich beschloß, dem Zustande durch eine Reise ein Ende zu machen.

Was die Herzensangelegenheiten betrifft, so werde ich, weder jetzt noch später, ihrer im einzelnen Erwähnung machen, obwohl sie eine große, leider nicht förderliche Rolle in meinem Entwickelungsgange gespielt haben. Ich bin Herr meiner Geheimnisse, aber nicht der der andern. Wie jeder wohlbeschaffene Mensch fühlte ich mich von der schönen Hälfte der Menschheit angezogen, war mit mir aber viel zu wenig zufrieden, um zu glauben, diese Eindrücke in kurzer Zeit hervorbringen zu können. War es aber die vage Vorstellung von Poesie und Dichter, oder selbst das Schwerflüssige meines Wesens, das, wenn es nicht abstößt, gerade aus Widerspruchsgeist anzieht: ich fand mich tief verwickelt, während ich noch glaubte, in der ersten Annäherung zu sein. Das gab nun Glück und Unglück in nächster Nähe, obwohl letzteres im verstärkten Maße, da mein eigentliches Streben doch immer dahin ging, mich in jenem ungetrübten Zustande zu erhalten, der meiner eigentlichen Göttin, der Kunst, die Annäherung nicht erschwerte, oder wohl gar unmöglich machte.

Eine Reise ist ein vortreffliches Heilmittel für verworrene Zustände. Diesmal sollte das Ziel der meinigen Deutschland sein. Die deutschen Größen hatten zwar so ziemlich Abschied genommen, noch aber lebte einer, Goethe, den zu sprechen oder auch nur zu sehen, mich im voraus glücklich machte. Ich war nie, wie damals der Modeton ging, ein blinder Anbeter Goethes, so wenig als irgend eines andern einzelnen Dichters. Da, wo sie alle zusammentrafen, schien mir die Poesie zu liegen; die einzelnen Abweichungen gaben ihnen teils den Reiz der Individualität, teils waren sie nicht frei von dem allgemeinen Los der Menschheit: zu irren nämlich. Besonders Goethe hatte sich seit Schillers Tod von der Poesie ab und den Wissenschaften zugewendet. Indem er seine Wärme in zu viele Richtungen verteilte, wurde sie schwächer in jeder, seine neuesten poetischen Hervorbringungen waren lau oder kühl und, wenn er sich der Haltung wegen dem Antiken zuwendete, manieriert. Die Empfindungsermattigkeit, die er der damaligen Zeit mitteilte, hat vielleicht vor allem zum Verfall der Poesie beigetragen, indem sie der darauf folgenden Rohheit des jungen Deutschlands, der Volkspoesie und des mittelhochdeutschen Unsinns Tür und Tor öffnete; das Publikum war froh, nur wieder etwas Substantielles zwischen die Zähne zu bekommen. Nichtsdestoweniger ist er einer der größten Dichter aller Zeiten und der Vater unserer Poesie. Klopstock hat den Anstoß gegeben, Lessing den Weg gezeigt, Goethe ist ihn gegangen. Vielleicht ist Schiller ein größeres Besitztum der deutschen Nation, denn ein Volk braucht starke, fortreißende Eindrücke, aber Goethe scheint der größere Dichter zu sein. Er füllt ein eigenes Blatt in der Entwickelung des menschlichen Geistes, indes Schiller zwischen Racine und Shakespeare in der Mitte steht. So wenig ich nun mit der neuesten Wirksamkeit Goethes einverstanden war und bei seinem damaligen ablehnenden Quietismus hoffen konnte, daß er den Dichter der Ahnfrau und des goldenen Vließes nur irgend einer Beachtung würdigen werde, so war mir doch, als ob schon



Kathi Fröhlich.

sein Anblick hinreichend wäre, mir neuen Mut in die Seele zu gießen. Dormit puer, non mortuus est.

Außer dieser echt katholischen Reliquien-Andacht zog mich auch noch der nur halb klare Gedanke nach Deutschland, mich umzusehen, ob da vielleicht ein Ort sei, wo man ungestörter der Poesie nachhängen könne, als in dem damaligen Wien.

Ich begab mich daher auf den Weg, und zwar allein, wie ich immer geliebt habe. In Prag genoß ich die verkörperten historischen Erinnerungen der herrlichen Stadt, und vorbereitete Stoffe aus der böhmischen Geschichte gingen auffordernd durch meinen Sinn. Von da über Teplitz nach Dresden, und zwar mit dem Landkutscher, da es damals mit Reisegelegenheiten schlecht bestellt war. Den Weg verkürzte mir übrigens ein ältlicher Mann mit seiner jungen Frau, der unerschöpflich in dem Lobe von Prag war. Haben Sie die Gemäldesammlung gesehen? fragte er. Ich wußte gar nicht, daß es eine solche in Prag gab. Das sind Bilder! sagte er, besonders eines darunter von Rafael oder Gabriel, wie er heißt.

In Gießhübel hörte ich zuerst von einem, dem Anscheine nach vornehmen Mann den sächsischen Dialekt sprechen, und ich glaubte vergehen zu müssen. Die österreichische Mundart ist plump, die sächsische aber abgeschmackt. Einen noch viel wunderlicheren Eindruck machte es auf mich, als ich in der Gegend von Meißen eine ziemlich hübsche Kellnerin mit einigen Fuhrleuten die gröbsten Zoten in dem reinsten Deutsch vorbringen hörte. In Dresden zog mich die Bildergalerie so an, daß ich ihr fast meine ganze achttägige Zeit widmete und erst am letzten Tage nach Tharandt hinausfuhr, um doch auch etwas von der schönen Natur zu genießen. Winkler (Theodor Hell) nahm mich sehr gut auf. Sonst kannte ich niemand, als Tieck, der mich in Wien besucht hatte, und Böttiger, mit dem ich zur Zeit der Sappho einmal Briefe gewechselt, wo denn mein Antwortschreiben sich in den anerkennendsten Ausdrücken erging, weil ich bei meinem schlechten Gedächtnisse und geringer Bekanntschaft mit der deutschen Literatur ihn mit Bertuch in eine Person zusammenwarf, welch letzterer bei mir durch seine Übersetzung des Don Quixote und seine Andeutungen über die spanische Literatur in gutem Andenken stand. Höchst komisch war es, als ich ihn besuchte und statt seiner eine junge Frauensperson, vielleicht seine Tochter, antraf, die eben des Vaters kleine antiquarische Sammlung reinigte. Sie hielt nämlich eine kleine, höchst obszöne Erzfigur mit einem für die Schamhaftigkeit viel zu kurzen Mantel in der Hand, an der sie unbefangen fortputzte, während sie mit mir sprach. Auch zu Tieck ging ich, der mich für den Abend auf die Vorlesung eines Shakespeareschen Stückes einlud. Tieck las vortrefflich, aber höchst ermüdend, da er zwischen den Akten keine Absätze machte und auch die redenden Personen weder durch die Namen, noch, mit Ausnahme der komischen Figuren, durch Abwechslung der Stimme bezeichnete. Die Hälfte seiner höchst gemischten Zuhörer nickte daher auf den Sitzen ein und wurden nur durch die Zeichen des Beifalls aufgeweckt, in welche sie lebhaft miteinstimmten. Mich selbst strengte die Vorlesung so an, daß ich darauf bei sinkender Nacht eine Stunde im Freien herumgehen mußte, um meine Geister für den Schlaf in Ruhe zu setzen. An einem der folgenden Abende ließ er mir die Wahl des zu lesenden Stückes. Um den Umfang seines deklamatorischen Talentes kennen zu lernen, wählte ich ein antikes. Er las den Ödip auf Kolonos von Sophokles. Da war aber das Merkwürdige, daß er bei Lesung des Titels das zweite O in Kolonos kurz aussprach, also nicht wußte, daß es im Griechischen mit langem O geschrieben wird. Das Merkwürdigste aber, daß er nun auch durch das ganze Stück gegen Versmaß und Rhythmus immer Kolonos mit kurzem O las, als ob er den Text verbessert und nicht einen Bock geschossen hätte. Trotz seiner mannigfachen Gaben habe ich Tieck nie leiden mögen. Im Komisch-Parodischen ist er mitunter vortrefflich, und wenn nicht das Formlose seine Anlage wäre, er hätte ein guter Lustspieldichter werden können. Alles übrige ist gesucht und gemacht. Er und Jean Paul gehören unter die frühesten Verderber unserer Literatur.

Soll ich hier auch meine Meinung von Jean Paul niederschreiben, da sich später wohl keine Gelegenheit findet? Jean Paul hatte, im Gegensatz von Tieck, eine wirkliche und wahre Empfindung; er ging ihr aber als einem Genußmittel nach und verfiel dadurch im Empfindelei. Da nun zugleich seine Phantasie nicht gleichen Schritt hielt, so geriet er, so oft die Empfindung vorherrschte, in Nebelgestalten, und wenn er objektiv sein wollte, auf Gemeinheiten. Nur in seinem Stilleben gelang es ihm, beide zu vereinigen, und da ist er auch vortrefflich. Wem es hart scheinen sollte, so begabte Schriftsteller als Kunstverderber bezeichnet zu sehen, der mag nur wissen, daß die jeweiligen Verderber der Kunst immer begabte Schriftsteller sind, da nur solche zur Billigung oder Nachahmung verlocken. Unbegabte verlacht man, und sie verderben niemand als sich selbst.

Von Dresden ging es nach Berlin. Ich kannte von den dortigen Literatoren niemand, wohl aber ein paar Justiz-Kommissare, vortreffliche Leute, die kurz vorher in Wien gewesen waren. Einer von ihnen war Vormund der Sängerin Sontag, und ich machte die Bekanntschaft dieser halben Landmännin eben erst in Berlin. Überhaupt bildete damals das Königstädter Theater die Hauptunterhaltung. Das Königliche Schauspielhaus wurde, wenn ich mich recht erinnere, zur Zeit (im Jahre 1827 oder 1828) eben erst gebaut, und in dem

prächtigen alten Opernhause waren die Milder und die Seidler schon bedeutend in der Abnahme. Ich war im Königsstädter Theater zugegen, als die Sontag nach ihrer ersten Pariser Reise zum erstenmal wieder auftrat. Das germanische Publikum empfing sie mit Pfeifen und Pochen. Fort mit der Französin! wurde von allen Seiten gerufen. La petite morveuse war aber durch nichts aus ihrer Fassung zu bringen, sie spielte und sang, als ob all der Lärm sie nichts anginge, und am nächsten Abend war sie schon wieder der unbestrittene Liebling des Publikums. Das reizende Geschöpf von damals ist sie noch.

In die literarischen Bekanntschaften wurde ich durch einen mir bis dahin gleichfalls unbekannten Literator eingeführt, dessen erste Erscheinung aber mit einem höchst störenden kleinen Unglücksfalle begleitet war. Ich war eben am Rasieren, als mir der Kellner im „König von Portugal", wo ich wohnte, einen Offizier anmeldete, der mich zu sprechen wünsche. Ich deckte daher schnell ein offenes Schnupftuch über das Rasiergeräte und empfing den Fremden, der, in voller Uniform und mit Orden geschmückt, niemand anderer als Baron Lamotte-Fouqué war. Wenn man gegenwärtig den Namen Fouqué nennt, so verziehen sich die Gesichter zu spöttischem Lächeln; damals aber war er in so hoher Geltung, daß ein großer Teil der Nation ihn dem Altmeister Goethe an die Seite setzte. Ich besitze noch ein gestochenes Porträt von ihm, das durch seine Inschriften und Embleme nicht weit von einer Apotheose entfernt ist. Überhaupt überfällt einen Deutschen, der das sechzigste Jahr überschritten hat, ein wunderliches Gefühl, wenn er die unzähligen Geschmackswendungen, den immerwährenden Wechsel von philosophischen und sonstigen Überzeugungen sich zurückruft, die er in dieser Zeit erlebt: Überzeugungen, die von einer Überschwenglichkeit begleitet waren, die ihnen ewige Dauer zu versprechen schien, indes sie doch nach kaum mehr als zehn Jahren in Nichts zerflossen waren. Goethe, Schiller und Lessing sind zwar die einzigen aus unserer ganzen Literatur geblieben, bis diesen Tag. Niemand aber fällt ein, zu glauben, daß der Wert dieser Heroen nicht bloß in ihrem Talente, sondern auch in ihren leitenden Grundsätzen lag. Man ändert, bessert, schreitet vor, und immer glaubt man wieder das Rechte gefunden zu haben. Da überschleicht einen solchen Beobachter denn wohl gar der Zweifel, ob aus einer so wetterwendischen, in ihren Ansichten so unklaren, in ihren Überzeugungen so schwankenden Nationen je etwas Vernünftiges werden könne? Das war der Grund, warum ich im Jahre 1848 — doch davon zu seiner Zeit.

Gegenwärtig befinde ich mich in Berlin, Fouqué sitzt an meiner Seite, genießt eines nicht ganz unverdienten Ruhmes und ist demungeachtet so natürlich, lieb und gut, als nur immer möglich. Ich mußte ihm versprechen, mit ihm seinen kranken Freund Franz Horn zu besuchen, und er erbot sich, mich in die literarische Mittwochsgesellschaft einzuführen. Als er ungefähr nach einer Stunde wieder ging, trat das Unglück ein. Ich wollte mein Rasiergerät wieder aufnehmen, über das ich mein Schnupftuch gebreitet hatte, vergaß, daß das Messer geöffnet war, und griff durch das Tuch in die Schneide, so daß ich mir das oberste Glied von dem Zeigefinger der rechten Hand vollkommen spaltete. Das Blut wurde schwer genug mit Wasser gestillt, man riet mir, ich glaube, Feuerschwamm auf die Wunde zu legen, die auch heilte, aber die getrennten Teile standen in zwei Hälften auseinander. Ich mußte chirurgische Hilfe ansprechen. Der Finger wurde von neuem zum Bluten gebracht und vereinigte sich endlich auch bei der Genesung. Die Narbe davon ist noch jetzt sichtbar. Dieser Umstand verbitterte mir ein wenig meinen Berliner Aufenthalt und war zum Teil Ursache, daß ich meine Reise nicht bis nach Hamburg fortsetzte, wie anfangs meine Absicht war. Ich fuhr nichtsdestoweniger fort, mir Berlin nach allen seinen Seiten anzueignen. Fouqué führte mich zu Franz Horn, der im Bette lag und aus dem Krankein eine Art Geschäft zu machen schien. Über alles, was er dachte und sagte, war eine Mattigkeit verbreitet, die ich später auch in seinem Kommentar zu Shakespeare wiederfand. Er war der erste dieser Kommentatoren, die sich von Tieck bis Gervinus alle Mühe gegeben haben, diesen verständlichsten aller Dichter unverständlich zu machen. Wenn ich Shakespeare verständlich nenne, so meine ich nicht, daß man ihn demonstrieren könne. Demonstrieren kann man überhaupt keinen Natur- und daher auch keinen vollkommen natürlichen Kunstgegenstand. Aber denselben Hamlet, den Goethe sich fruchtlose Mühe gegeben hat, zu deduzieren, versteht der Schneider in der vierten Galerie, das heißt, er findet es natürlich, daß die Menschen sich so und nicht anders benehmen, und faßt das Ganze in eine erhöhte Empfindung auf. Eine Dichtung mitleben heißt aber sie verstehen. Wir minderen Poeten müssen uns an die Konsequenzen der Natur halten, die großen Dichter sind aber nur darum groß, weil sie auch die Inkongruenzen der Natur zur Geltung und Wirklichkeit zu bringen imstande sind.

Ich glaube, es war auch Fouqué, der mich in die literarische Mittwochsgesellschaft einführte. Die Versammlung war nicht zahlreich, da der schönen Jahreszeit wegen die meisten sich von Berlin abwesend befanden. Ich lernte da Varnhagen und Chamisso kennen, der mir, bis auf seine langen Haare, sehr wohl gefiel. Varnhagen ging mit mir nach Hause. Als wir an seiner Wohnung vorüberkamen, meinte

er, er wolle seiner Frau — jener später bekannten Rahel, von der ich aber damals nichts wußte — meine Bekanntschaft verschaffen. Ich hatte mich den ganzen Tag herumgetrieben und fühlte mich müde bis zum Sterben, war daher herzlich froh, als man uns an der Haustür sagte, die Frau Legationsrätin sei nicht daheim. Als wir aber die Treppe hinuntergingen, kam uns die Frau entgegen, und ich fügte mich in mein Schicksal. Nun fing aber die alternde, vielleicht nie hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte, etwas einer Fee, um nicht zu sagen Hexe, ähnliche Frau, zu sprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verflog, oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr, haben sie mich fortgetrieben, oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört. Leider war es gegen das Ende meines Aufenthaltes, und ich konnte daher den Besuch nicht wiederholen.

Schon in den ersten Tagen nach meiner Ankunft besuchte mich ein Herr Stieglitz. Ich weiß nicht, war es derselbe Dichter, der später durch den Selbstmord seiner Frau eine so traurige Zelebrität erlangt hat, oder ein anderer gleichen Namens. Meine bis heute währende literarische Unschuld hat öfter zu Verstößen und Verwechselungen Anlaß gegeben. Dieser schien ein bevorzugter Schüler Hegels zu sein. Nach den ersten Höflichkeiten fragte er mich, ob ich den großen Philosophen nicht besuchen würde. Ich antwortete ihm, daß ich mich nicht getraue, da ich von der Wirksamkeit und dem System desselben nicht das geringste wisse. Nun vertraute er mir, daß er mit Vorwissen Hegels komme, der meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Ich ging daher hin und wiederholte dem Meister, was ich dem Schüler gesagt hatte: der Grund, warum ich ihn nicht früher besucht, wäre, weil man bei uns erst bis zum alten Kant gekommen und mir daher sein, Hegels, System ganz unbekannt sei. Um so besser, versetzte höchst wunderlich der Philosoph. Es schien, als ob er besonders an meinem goldenen Vließ Interesse genommen habe, obwohl wir uns kaum darüber und überhaupt über Kunstgegenstände nur im allgemeinen besprachen. Ich fand Hegel so angenehm, verständig und rekonziliant, als ich in der Folge sein System abstrus und absprechend gefunden habe. Er lud mich für den künftigen Tag zum Tee, wo ich seine schlicht-natürliche Frau kennen lernte und auch die niedliche Sontag fand, so daß der Abend unter heiterem Gespräch und Musik verging, ohne daß man durch irgend etwas an den Katheder gemahnt wurde. Eben da erfolgte eine zweite Einladung, ich weiß nicht mehr zu Mittag oder Abend, indem mich zugleich Hegel um Erlaubnis bat, einen meiner Landsleute beiziehen zu dürfen. Ich erwiderte, daß, wem er die Ehre seiner Gesellschaft gönne, mir gleichfalls willkommen sein werde. Es zeigte sich am bestimmten Tage, daß damit Herr Saphir aus Wien gemeint war, der gerade damals sein Unwesen in Berlin trieb, sich aber dem Philosophen gegenüber sehr schweigselig und untergeordnet benahm. Man sagte mir, Hegel begünstige ihn, teils aus Lust an seinen wirklich oft guten Späßen, teils aber auch, um bei Gelegenheit durch ihn seine Gegner lächerlich zu machen. Es war das einzige Mal, daß ich mit Herrn Saphir unter einem Dache gewesen bin.

Für mein leibliches Wohl, doch nicht ohne Geistigkeit, sorgten vier oder fünf Justizkommissare, von denen ich zwei, wie ich schon früher sagte, in Wien kennen gelernt, mit den übrigen aber in Berlin durch jene ersten bekannt geworden war. Sie luden mich in der Reihe zu Gast, wo ich denn bemerken konnte, daß, wenn man auch tagtäglich in Berlin frugaler lebe als in Wien, bei Gastmählern dagegen Wien offenbar die Segel streichen müsse. Da einer von ihnen Mitdirektor des Königsstädter Theaters, ein zweiter aber Vormund der Sontag war, so fehlte auch die Liebliche höchst selten. Der eifrigste unter ihnen war der Justizkommissar Marganb, der samt seiner vortrefflichen Frau mich mit Vorsorge überhäufte. Wo irgend eine lokale Merkwürdigkeit war, führte er mich hin, unter andern in die Weinhandlung zu Lutter und Wegener, wo sonst der phantastische Hoffmann seine Abende zubrachte. Hoffmann selbst — auch eine mit Unrecht vergessene Zelebrität — war damals vor kurzem gestorben, und seine Zechbrüder saßen stumm und vereinzelt. Endlich kam auch ihr Matador, der Schauspieler Ludwig Devrient. Als man mich ihm vorstellte, benahm er sich wie ein im Geiste Abwesender, und auf meine spätere Frage: wo er wohne? sah er mich an, als über die Zumutung erstaunt, daß er selber wisse, wo er selber wohne. Erst nach ein paar Gläsern Wein kam er aus seinem Stumpfsinne zurück. Ich sah übrigens damals Devrient nicht spielen, weil, wie gesagt, das Schauspielhaus eben im Baue begriffen war. Ein paar Jahre darauf kam er nach Wien, und auch da habe ich ihn nur in weniger bedeutenden Rollen gesehen, da bei bedeutenderen das Theater allzu überfüllt war. Ich erinnere mich daher keines, seinem großen Rufe entsprechenden Eindrucks. Nur eine physiologische Erscheinung muß ich als merkwürdig anführen. Er gab den Franz Moor im Theater an der Wien, und ich befand mich in einer der ersten Seitenlogen. Er und alle anderen gaben mir bei meinem höchst schwachen Gesichte nur ziemlich nebelhafte Bilder. Da, bei der Szene, wo der Vater ohnmächtig hinsinkt und der Sohn, weil er ihn tot glaubt, das Gesicht mit teuflischer Freude emporhebt, fuhr ich zurück, weil ich glaubte, Devrient springe in die Loge hinein, so bis ins

einzelne sah ich plötzlich jeden seiner Züge, und die Deutlichkeit des Sehens verkehrte sich in das Gefühl der Annäherung.

Auch ein zweites Mal erinnere ich mich einer ähnlichen Erscheinung. Mich interessierte eine sehr schöne Frau, die in Wien auf dem sogenannten Stock-am-Eisen-Platze im dritten Stocke wohnte. Eines Tages, als ich im Vorübergehen mich am Ende des Stephansplatzes, daher noch in ziemlicher Entfernung befand, erblickte ich an einem Fenster des mir wichtigen Hauses und dritten Stockwerkes etwas Weißes, das ebensogut ein Mann, als eine Frau, oder wohl gar ein Stück aufgehängte Wäsche sein konnte. Im nächsten Augenblicke aber sah ich die Züge der Frau mit einer solchen Porträtähnlichkeit, daß ich sie unmittelbar auf Elfenbein oder Leinwand hätte bringen können. Das hat in mir die Vermutung hervorgebracht, daß meine Kurzsichtigkeit nicht von einer Beschaffenheit der Linse, sondern von einer Schwäche des Augennervs herrühre, die sich durch Aufregung und Zuströmen des Blutes für Momente verliert. Diese Schwäche meines Auges, dem schwache Gläser nicht helfen und das scharfe nicht verträgt, hat beigetragen, mich vom Besuche des Theaters immer mehr und mehr und endlich ganz zu entwöhnen. Seit mehr als zehn Jahren besuche ich keines mehr.

Auch an Gelegenheit, mit Höhergestellten in Beziehung zu kommen, fehlte es nicht. Man wollte mich in die Teezirkel eines Ministers, Stägemann, glaub' ich, hieß er, einführen, was ich aber ablehnte, weil ich weder den Tee noch die Minister liebe. Dem Fürsten Wittgenstein, damaligen Oberaufseher der Theater, meine Aufwartung zu machen, wurde ich so oft aufgemuntert, daß ich fast glaube, es lag die Absicht vor, mich mit dem Berliner Theater in eine Verbindung zu bringen. Ich ging aber nicht hin, da die Schaubühne im allgemeinen eine Schöne ist, der ich sehr gerne den Hof machen, die ich aber durchaus nicht heiraten will. Auch, so sehr mir Berlin gefiel, hätte es mir Wien nicht ersetzen können. Abgerechnet die Schönheit der Natur rings um die österreichische Kaiserstadt, ist, wie in Wien zu wenig Bildung, in Berlin zu viel. Nun hat aber die deutsche Bildung das eigentümliche, daß sie sich gar zu gern von dem gesunden Urteile und der natürlichen Empfindung entfernt. Auch war mir die Einstimmigkeit der literarischen Meinungen zuwider. Oft habe ich mich in Wien gefreut, wenn mir jemand sagte, er finde Goethe langweilig und Shakespeare roh, nicht als ob ich ihm recht gegeben hätte, sondern es war mir angenehm, daß ich bei meiner Frage nicht die Antwort schon voraus wußte. Nun herrscht zwar in Frankreich, oder herrschte noch vor kurzem dieselbe Einstimmigkeit; dort geht sie aber aus dem Charakter der Nation, wie eine Art Naturnotwendigkeit, hervor, in Deutschland dagegen werden die Meinungen von Koterien der Nation gegen ihre Natur — wie schon der ewige Wechsel zeigt — gewalttätig aufgedrungen.

Da ich schon dabei bin, so interessiert mich, mich selber zu fragen, worin denn der Grund dieser literarischen Feigheit der deutschen Nation, oder vielmehr des deutschen Publikums, das heißt des sogenannten gebildeten Teiles dieser in so vieler Hinsicht ausgezeichneten Nation, allenfalls liegen mag? Mir scheint die Ursache in dem vielleicht durch das Klima bedingten Mangel eines starken Naturells, in der Sprödigkeit, um nicht zu sagen Stumpfheit der Auffassungsorgane und der ihnen entsprechenden Begehrungen zu liegen, zufolgedessen das Wirkliche nur einen schwachen Eindruck auf sie macht. Oder wenn dieser Eindruck auch im ganzen stark wäre, so fehlt die Unterscheidung der Bestandteile der unendlichen Mannigfaltigkeit, die in jedem einzelnen liegt. Dadurch werden sie zu Allgemeinheiten und Abstraktionen hingezogen, die, da sie im Geiste keine hinlängliche Rechtfertigung finden, im Wirklichen aber keinen Maßstab und kein Gegenbild haben, man ihnen geben und nehmen kann, wie man will. Sobald man scheinbar ihren Verstand überzeugt hat, folgt das Naturell ohne Widerstand; dem scheint zu widersprechen, daß in der Iffland-Kotzebueschen Zeit gerade die Darlegung der Einzelheiten des bürgerlichen Lebens Glück machten. Aber solche gedrückte Organisationen erfreuen sich auch, wenn man ihnen Unterschiede bemerklich macht, die ihrer eigenen Auffassung entgangen waren, nur fehlt dann das geistige Band, die Erhebung der Seele, die erst den eigentlichen Kunstgenuß ausmacht.

Diese Lenkbarkeit, gegenüber welcher das: Es gefällt mir, oder es gefällt mir nicht, keinen Grund ausmacht, ist, was ich die Feigheit des deutschen Publikums genannt habe. Ein feiges Publikum aber erzeugt endlich notwendig eine unverschämte Literatur.

Als ich am Tage vor meiner Abreise von Berlin von meiner Landsmännin, der Sängerin Seidler, Abschied nahm, fand ich dort einen sächsischen Grafen, der sich in den Kopf setzte, der schon etwas alternden, aber noch immer hübschen Frau den Hof zu machen. Er gab ihr glänzende Geschenke, die sie dankbar annahm, ohne daß er darum irgend weiter kam. Als er hörte, daß ich nach Leipzig gehe, erbot er sich mir zum Reisegesellschafter, was ich bereitwillig annahm. Des andern Tages machten wir uns auf den Weg, und zwar über Potsdam und Sanssouci, das ich mir eigens für diese Gelegenheit aufgespart hatte. Wir verfolgten dort alle Erinnerungen an Friedrich den Großen, der mir immer widerlich war, ohne deshalb weniger groß zu sein. Besonders im Vergleich mit Napoleon, darum, weil seine Größe gerade im Unglücke am leuchtendsten

hervortrat, indes sie bei Napoleon sich jedesmal, und nur zu sehr, verdunkelte.

Von da machten wir uns auf den Weg nach Leipzig. Solange mein Geld währte, bestritt ich die Postpferde und die sonstigen Auslagen. Auf der Hälfte unserer Reise aber meinte ich, daß nun die Reihe an meinen Gefährten gekommen sei. Da fand sich nun aber zum beiderseitigen Schrecken, daß er ohne Groschen Geld war. Als ich nämlich in Berlin von der Seidler Abschied nahm, sagte ich, ich müsse zum Bankier gehen, um Geld zu beheben. Nachdem ich aber meine Barschaft überzählt hatte, fand ich, daß sie für die halben Reisekosten hinreiche, und beschloß, erst in Leipzig von meinem Kreditbrief Gebrauch zu machen. Mein Graf, der sein Geld in Berlin vertan hatte, zweifelte nach meiner Äußerung bei der Seidler nicht, daß ich damit versehen sei, und beschloß echt edelmännisch, mein Schuldner bis Leipzig zu bleiben. Nun war Not am Mann, und mein Reisegefährte mußte seinen, wie es sich zeigte, höchst baufälligen Kredit anstrengen. Er fand aber doch als in seinem Vaterlande und einer der besten Familien Sachsens angehörig, einmal einen Postmeister, der ihm Pferde auf künftige Zahlung gab, ein andermal jemand, der ihm ein paar Taler borgte, und so kamen wir, wie ein paar Lumpen, in Leipzig an.

Dort war Messe und die Stadt überfüllt. Mein Graf verschaffte mir aber ein Stübchen im Hôtel de Bavière, dessen Eigentümer er mich, unter Nennung meines Namens, als einen Dichter aus Wien empfahl. Der Wirt aber kannte keinen Wiener Dichter, als den Spaßmacher Castelli. Er nahm mich daher für diesen und behandelte mich als solchen mit vieler Aufmerksamkeit. Ich ließ mir das nach dem Vespasianischen Wahlspruch gern gefallen und befand mich sehr wohl dabei.

In Leipzig lernte ich den Professor Wendt, der mir durch die Verwechslung seines Namens mit dem ähnlich klingenden West die Bekanntschaft Schreyvogels verschafft hatte, und den Justizrat Blümner, einen kenntnisreichen und sogar kunstverständigen Mann, kennen. Mit ihnen und meinem kreditarmen, aber gar nicht ungebildeten Reisegefährten brachte ich drei Tage recht angenehm zu.

Je näher die Zeit meiner Abreise heranrückte, um so schwerer wurde mir das Herz. Es ging nun nach Weimar. Einerseits freute ich mich darauf, andererseits aber sank meine, ohnehin nicht große Meinung von mir selbst Grad für Grad in mir selbst zusammen. Übrigens mußte es sein, und ich fuhr in der Landkutsche ab. In Weißenfels, wo der damals als Dichter und Kunstrichter geschätzte und gefürchtete Adolf Müllner wohnte, hielten wir Mittag. Ich fuhr weiter, ohne ihn zu besuchen, obwohl mich sogar der Kellner im Wirtshause dazu aufforderte, mit dem Beisatze, daß der Herr Doktor sehr gerne Fremde bei sich empfange. Der Mann hatte sich gar zu niederträchtig gegen mich benommen. Müllners Bosheit hinderte nicht, daß er so ziemlich der letzte sachkundige Kritiker in ästhetischen Dingen war. Es ist nämlich seitdem der Begriff von Kunst verloren gegangen, den Müllner wenigstens festhielt.

Endlich kam ich nach Weimar und kehrte in dem damals in ganz Deutschland bekannten Gasthofe „zum Elefanten", gleichsam dem Vorzimmer zu Weimars lebender Walhalla, ein. Von da sandte ich den Kellner mit einer Karte zu Goethe und ließ anfragen, ob ich ihm aufwarten dürfe. Der Kellner brachte die Antwort zurück: Der Herr Geheimrat habe Gäste bei sich und könne mich daher jetzt nicht sehen, er erwarte mich für den Abend zum Tee.

Ich aß im Gasthause, durch meine Karte war mein Name bekannt geworden, und der Geruch desselben verbreitete sich in der Stadt, so daß es an Bekanntschaften nicht fehlte.

Gegen Abend ging ich zu Goethe. Ich fand im Salon eine ziemlich große Gesellschaft, die des noch nicht sichtbar gewordenen Herrn Geheimrats wartete. Da sich darunter — und das waren eben die Gäste, die Goethe mittags bei sich hatte — ein Hofrat Jacob oder Jacobs mit seiner ebenso jungen als schönen und ebenso schönen als gebildeten Tochter befand, derselben, die sich später unter dem Namen Talvj einen literarischen Ruf gemacht hat, so verlor sich bald meine Bangigkeit, und ich vergaß im Gespräche mit dem liebenswürdigen Mädchen beinahe, daß ich bei Goethe war. Endlich öffnete sich eine Seitentür, und — er selbst trat ein. Schwarz gekleidet, den Ordensstern auf der Brust, gerader, beinahe steifer Haltung, trat er unter uns, wie ein Audienz gebender Monarch. Er sprach mit diesem und jenem ein paar Worte und kam endlich auch zu mir, der ich an der entgegengesetzten Seite des Zimmers stand. Er fragte mich, ob bei uns die italienische Literatur sehr betrieben werde? Ich sagte ihm, der Wahrheit gemäß, die italienische Sprache sei allerdings sehr verbreitet, da alle Angestellten sie vorschriftsmäßig erlernen müßten. Die italienische Literatur dagegen werde völlig vernachlässigt, und man wende sich aus Modeton vielmehr der englischen zu, welche bei aller Vortrefflichkeit doch eine Beimischung von Derbheit habe, die für den gegenwärtigen Zustand der deutschen Kultur, vornehmlich der poetischen, mir nichts weniger als förderlich scheine. Ob ihm diese meine Äußerung gefallen habe oder nicht, kann ich nicht wissen, glaube aber fast letzteres, da gerade damals die Zeit seines Briefwechsels mit Lord Byron war. Er entfernte sich von mir, sprach mit andern, kam wieder zu mir zurück, redete, ich weiß nicht mehr von was, entfernte sich endlich, und wir waren entlassen.

Ich gestehe, daß ich mit einer höchst unangenehmen Empfindung in mein Gasthaus zu-

rückkehrte. Nicht als wäre meine Eitelkeit beleidigt gewesen, Goethe hatte mich im Gegenteile freundlicher und aufmerksamer behandelt, als ich vorausgesetzte. Aber das Ideal meiner Jugend, den Dichter des Faust, Clavigo und Egmont, als steifen Minister zu sehen, der seinen Gästen den Tee gesegnete, ließ mich aus all meinen Himmeln herabfallen. Wenn er mir Grobheiten gesagt und mich zur Tür hinausgeworfen hätte, wäre es mir fast lieber gewesen. Ich bereute fast, nach Weimar gegangen zu sein.

Demnach beschloß ich, den nächstfolgenden Tag zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten Weimars zu verwenden, und bestellte im Gasthaus die Pferde für übermorgen. Des nächsten Vormittags kamen Besuche aller Art, darunter der freundliche und ehrenhafte Kanzler Müller, vor allen aber mein Landsmann, der seit mehreren Jahren in Weimar angestellte Kapellmeister Hummel. Er hat Wien verlassen, ehe ich durch meine poetischen Arbeiten die Aufmerksamkeit auf mich gezogen, wir kannten uns daher von früher gar nicht. Nun war aber die Freude fast rührend, mit welcher der sonst im Umgange trockene Mann mich begrüßte und sich aneignete. Einerseits brachte ich ihm wohl die Erinnerung an seine schwer verlassene Vaterstadt zurück, dann mochte es ihm wohltun, in Weimar, wo er nur abschätzige Urteile über die geistige Begabung Österreichs zu hören bekam, einen Landsmann literarisch geehrt und geachtet zu finden. Endlich bekam er Gelegenheit, mit einem Wiener Wienerisch zu sprechen, welche Mundart er mitten unter Andersprechenden rein und unverfälscht erhalten hatte. Ich weiß nicht, war es der Abstich, oder habe ich in meinem Leben nicht so schlecht deutsch sprechen gehört. Während wir den Besuch einzelner Merkwürdigkeiten Weimars verabredeten und Kanzler Müller, der meine Herabstimmung bemerkt haben mochte, mir versicherte, die Steifheit Goethes sei nichts als eigene Verlegenheit, so oft er mit einem Fremden das erstemal zusammentreffe, trat der Kellner ein und brachte eine Karte mit der Einladung zum Mittagmahl bei Goethe für den nächstfolgenden Tag. Ich mußte daher meinen Aufenthalt verlängern und bestellte die bereits für morgen besprochenen Pferde ab.

Der Vormittag verging mit Besichtigung der literarisch berühmt gewordenen Örtlichkeiten der Stadt. Am meisten interessierte mich Schillers Haus, vor allem aber der Umstand, daß in des Dichters Arbeitszimmer, einem eigentlichen Dachstübchen im zweiten Stockwerke, ein Greis, der noch zu Schillers Zeit als Souffleur beim Theater gestanden haben soll, einen kleinen Knaben, seinen Enkel, im Lesen unterrichtete. Die offene und geistig angeregte Miene des Kleinen gab der Illusion Raum, als ob aus der Studierstube Schillers dereinst ein neuer Schiller hervorgehen könnte, was freilich nicht eingetroffen ist.

Die Ordnung der Tage verwirrt sich mir. Ich glaube, es war an diesem ersten, daß ich bei Hummel zu Mittag aß, und zwar ganz allein mit seiner Familie. Ich fand da seine Gattin, die einst so hübsche Sängerin Mamsell Röckel, die mir in Pagenkleidern und prallen seidenen Trikots noch immer vor der Erinnerung schwebte. Jetzt war sie eine tüchtige, ehrenwerte Hausfrau, die mit ihrem Gatten an Freundlichkeit wetteiferte. Ich fühlte mich zur ganzen Familie mit Liebe hingezogen, so wie ich Hummel, trotz etwas Handwerksmäßigem in seiner Gesinnung, doch als den letzten unverfälschten Schüler Mozarts achtete und verehrte.

Abends ging ich mit Kanzler Müller ins Theater, wo man ein unbedeutendes Stück gab, in dem aber Graff spielte, der der erste Wallenstein Schillers gewesen war. Ich fand ihn durch nichts ausgezeichnet, und als man mir erzählte, daß nach jener ersten Vorstellung Schiller aufs Theater geeilt sei, Graff umarmt und ausgerufen habe: jetzt erst verstehe er seinen eigenen Wallenstein! dachte ich mir, um wieviel größer wäre der große Dichter geworden, wenn er je ein Publikum und echte Schauspieler gekannt hätte. Übrigens bleibt merkwürdig, wie der im Grunde wenig objektive Schiller sich in der Darstellung so ganz und gar objektivieren läßt. Er wurde bildlich, während er nur beredt zu sein glaubte. Ein Beweis mehr für sein unvergleichliches Talent. Bei Goethe ist gerade das Gegenteil. Während er vorzugsweise objektiv genannt wird und es großenteils auch ist, verlieren seine Gestalten in der Darstellung. Seine Bildlichkeit ist nur für die Imagination, in der Wirklichkeit verliert sich der zarte poetische Anhauch mit einer Art Notwendigkeit. Das sind übrigens spätere Reflexionen, die gar nicht hierher gehören.

Endlich kam der verhängnisvolle Tag mit seiner Mittagsstunde, und ich ging zu Goethe. Die außer mir geladenen Gäste waren schon versammelt, und zwar ausschließlich Herren, da die liebenswürdige Talvj schon am Morgen nach jenem Teeabende mit ihrem Vater abgereist, und Goethes Schwiegertochter, die mir mit ihrer früh geschiedenen Tochter später so wert geworden ist, damals von Weimar abwesend war. Als ich im Zimmer vorschritt, kam mir Goethe entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich steif und kalt gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tische ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstande beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe

in mir zum Vorschein, und ich brach in Tränen aus. Goethe gab sich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskieren. Ich saß bei Tisch an seiner Seite, und er war so heiter und gesprächig, als man ihn, nach späterer Versicherung der Gäste, seit langem nicht gesehen hatte. Das von ihm belebte Gespräch wird allgemein. Goethe wandte sich aber auch oft einzeln zu mir. Was er aber sprach, außer einem guten Spaß über Müllners Mitternachtsblatt, weiß ich nicht mehr. Ich habe leider über diese Reise nichts aufgeschrieben. Oder vielmehr, ich fing an, ein Tagebuch zu halten. Als mir aber durch meine Verwundung in Berlin das Schreiben anfangs unmöglich, später schwer wurde, entstand eine große Lücke. Das verleidete mir zum Teil die Fortsetzung, zum Teil währte die Schwierigkeit des Schreibens selbst noch in Weimar fort. Ich beschloß daher, unmittelbar nach der Rückkunft in Wien bei noch frischer Erinnerung das Fehlende nachzutragen. Als ich aber dort, wie man sehen wird, sogleich eine andere Beschäftigung aufdrang, kam die Sache in Vergessenheit, und ich habe von diesem, ich hätte bald gesagt: wichtigsten Moment meines Lebens nichts als die allgemeinen Eindrücke im Gedächtnis behalten. Von dem Tischereignisse ist mir nur noch als charakteristisch erinnerlich, daß ich im Eifer des Gespräches nach löblicher Gewohnheit in dem neben mir liegenden Stücke Brot krümelte und dadurch unschöne Brosamen erzeugte. Da tippte denn Goethe mit dem Finger auf jedes einzelne und legte sie auf ein regelmäßiges Häufchen zusammen. Spät erst bemerkte ich es und unterließ dann meine Handarbeit.

Beim Abschiede forderte mich Goethe auf, des nächsten Vormittags zu kommen, um mich zeichnen zu lassen. Er hatte nämlich die Gewohnheit, alle jene von seinen Besuchern, die ihn interessierten, von einem eigens dazu bestellten Zeichner in schwarzer Kreide porträtieren zu lassen. Diese Bildnisse wurden in einen Rahmen, der zu diesem Zwecke im Besuchzimmer hing, eingefügt und allwöchentlich der Reihe nach gewechselt. Mir wurde auch diese Ehre zuteil.

Als ich mich des andern Vormittags einstellte, war der Maler noch nicht gekommen. Man wies mich daher zu Goethe, der in seinem Hausgärtchen auf und nieder ging. Nun wurde mir die Ursache seiner steifen Körperhaltung gegenüber von Fremden klar. Das Alter war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wie er so im Gärtchen hinschritt, bemerkte man wohl ein gedrücktes Vorneigen des Oberleibes mit Kopf und Nacken. Das wollte er nun vor Fremden verbergen, und daher jenes gezwungene Emporrichten, das eine unangenehme Wirkung machte. Sein Anblick in dieser natürlichen Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkäppchen auf den weißen Haaren, hatte etwas unendlich Rührendes. Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater. Wir sprachen im Auf- und Niedergehen.

Er erwähnte meiner Sappho, die er zu billigen schien, worin er freilich sich selbst lobte, denn ich hatte so ziemlich mit seinem Kalbe gepflügt. Als ich meine vereinzelte Stellung in Wien beklagte, sagte er, was wir seitdem gedruckt von ihm gelesen haben: daß der Mensch nur in Gesellschaft Gleicher oder Ähnlicher wirken könne. Wenn er und Schiller das geworden wären, als was die Welt sie anerkennt, verdankten sie es großenteils dieser fördernden und sich ergänzenden Wechselwirkung. Inzwischen kam der Maler. Wir gingen ins Haus, und ich wurde gezeichnet. Goethe war in sein Zimmer gegangen, von wo er von Zeit zu Zeit herauskam und sich von den Fortschritten des Bildes überzeugte, mit dem er nach der Vollendung zufrieden war. Nach Verabschiedung des Malers ließ Goethe durch seinen Sohn mehrere Schaustücke von seinen Schätzen herbeibringen. Da war sein Briefwechsel mit Lord Byron; alles, was sich auf seine Bekanntschaft mit der Kaiserin und dem Kaiser von Österreich in Karlsbad bezog; endlich das kaiserlich österreichische Privilegium gegen den Nachdruck für seine gesammelten Werke. Auf letzteres schien er große Stücke zu halten, entweder weil ihm die konservative Haltung Österreichs gefiel, oder, im Abstich der sonstigen literarischen Vergänge in diesem Lande, als Kuriosum. Diese Schätze waren, halb orientalisch, jedes Zusammengehörige einzeln, in ein seidenes Tuch eingeschlagen, und Goethe benahm sich ihnen gegenüber mit einer Art Ehrfurcht. Endlich wurde ich aufs liebevollste entlassen.

Im Laufe des Tages forderte mich Kanzler Müller auf, gegen Abend Goethe zu besuchen. Ich würde ihn allein treffen und mein Besuch ihm durchaus nicht unangenehm sein. Erst später fiel mir auf, daß Müller das nicht ohne Goethes Vorwissen gesagt haben konnte.

Nun begab sich meine zweite Weimarsche Dummheit. Ich fürchtete mich, mit Goethe einen ganzen Abend allein zu sein, und ging nach manchem Wanken und Schwanken nicht hin.

Diese Furcht bestand aus mehreren Elementen. Einmal schien mir in dem ganzen Bereich meines Wissens nichts, was würdig gewesen wäre, Goethen gegenüber vorgebracht zu werden, dann habe ich meine eigenen Arbeiten erst später im Vergleich mit den Zeitgenossen schätzen gelernt; im Abstande von dem Frühergewesenen, namentlich hier in der Vaterstadt der deutschen Poesie, kamen sie mir höchst roh und unbedeutend vor. Endlich habe ich schon gesagt, daß ich Wien mit dem Gefühle eines gänzlichen Versiegens meines poetischen Talentes verlassen hatte, welches Gefühl sich in Weimar bis zur eigentlichen Niedergedrückt-

heit vermehrte. Goethen aber Klagelieder vorzusingen und von ihm durch nichts verbürgte Tröstungen entgegenzunehmen, schien mir doch gar zu erbärmlich.

In diesem Unsinn war übrigens doch auch ein Körnchen Sinn. Goethes damalige Abneigung gegen alles Heftige und Gewaltsame war mir bekannt. Nur war ich aber der Meinung, daß Ruhe und Gemessenheit nur demjenigen anstehe, der imstande ist, einen so ungeheuren Gehalt hineinzulegen, als Goethe in der Iphigenie und im Tasso getan hat. Zugleich meinte ich, daß jeder die Eigenschaften ins Spiel bringen müsse, in denen er seine Stärke hat. Das waren nun bei mir damals warme Empfindung und starke Phantasie. Die Gründe einer solchen Abweichung von seinen Ansichten ihm selbst gegenüber zu verteidigen, fühlte ich mich, auf meinem damaligen Standpunkte der unbefangenen Anschauung, viel zu schwach; seine Darlegung aber mit einer geheuchelten Billigung oder einem lügenhaften Stillschweigen hinzunehmen, dazu hatte ich vor ihm viel zu viel Ehrfurcht.

Wie nun immer, ich ging nicht hin, und das hat Goethen verstimmt. Mit Recht mochte es ihm auffallen, daß ich die dargebotene Gelegenheit, mich über meine Arbeiten und mich selbst aufzuklären, so gleichgültig versäumte. Oder er kam der Wahrheit näher und meinte, daß die Ahnfrau und die Vorliebe für ähnliche, ihm widerliche Ausbrüche bei mir noch nicht erloschen sei. Oder er durchsah meine ganze Stimmung und urteilte, daß Unmännlichkeit des Charakters auch ein bedeutendes Talent zugrunde richten müsse. Er war von da an viel kälter gegen mich.

Was aber jene Unmännlichkeit betrifft, so gestehe ich und habe schon gestanden meine Schwäche, so oft ich mich einer verworrenen Masse von kleinen Beziehungen, vor allem aber dem Wohlwollen, der Ehrfurcht und der Dankbarkeit gegenüber befinde. So oft ich mir das Widerstrebende scharf begrenzen konnte, sowie im Ablehnen des Schlechten und im Beharren auf der Überzeugung, habe ich früher und später eine Festigkeit bewiesen, die man freilich auch Hartnäckigkeit nennen könnte. Im allgemeinen aber kann man wohl aussprechen: Nur aus der Verbindung eines Charakters mit einem Talente geht das hervor, was man Genie nennt.

An einem dieser Tage wurde ich auch zum Großherzoge beschieden, den ich im sogenannten römischen Hause in all seiner Schlichtheit und Natürlichkeit antraf. Er unterhielt sich über eine Stunde mit mir, und meine Schilderung der österreichischen Zustände schien ihn zu interessieren. Nicht er, aber die meisten übrigen ließen einen Wunsch durchblicken, mich für das Weimarische Theater zu gewinnen, ein Wunsch, der nicht zugleich auch der meinige war.

Als ich am vierten Tage meines Aufenthaltes von Goethe Abschied nahm, war er freundlich, aber abgekühlt. Er wunderte sich, daß ich schon so früh Weimar verlasse, und fügte hinzu, daß, wenn ich später von mir Nachricht geben wolle, es sie sämtlich erfreuen werde. Also „sie" in vielfacher Zahl, nicht ihn. Er ist mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, insofern ich mich nämlich denn doch, trotz allem Abstande, für den besten halte, der nach ihm und Schiller gekommen ist. Daß das alles meine Liebe und Ehrfurcht für ihn nicht vermindert hat, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Am Tage meiner Abreise gab mir das sämtliche Weimar einen Abschiedsschmaus im Schützenhause, zu dem Goethe auch seinen Sohn hinausgeschickt hatte. Es ging sehr lebhaft her, und auf mein Wohl und eine glückliche Reise wurde vehement getrunken. Ich war damals eine deutsche Zelebrität. Das Interessanteste war mir mein Landsmann Hummel, der sich zum Schlusse ans Klavier setzte und phantasierte, wobei er die Melodie des sächsischen Posthornes zum Thema nahm. Ich habe ihn weder früher noch später so hinreißend spielen gehört.

Endlich saß ich im Wagen und fuhr über Jena nach Kahla. In Jena wurden Pferde gewechselt. Da aber eben Ferienzeit war, sah ich nur einige Studenten in ihrer damals noch höchst wunderliche Tracht. Vor Kahla wäre ich bald in die Saale gefallen. Ich war bei hereinbrechendem Abend im Wagen eingeschlafen, und der Postillion ahmte mein Beispiel nach. Plötzlich erweckte mich ein lautes Geschrei. Es kam von einem Manne, der in die Zügel der Pferde griff, die bereits mit den Vorderfüßen auf dem Abhange standen, der hoch und steil in den Fluß hinuntergeht.

Man hatte mir die Verbindung mit Süddeutschland von Kahla aus als leicht dargestellt. Ich hatte aber alle Mühe, dort oder in der Nähe mit einer ungeheuren Diligence zusammenzutreffen, in der ich, auf gräßlichen Wegen, als einziger Passagier in der Nacht den Thüringer Wald passierte. Auch in Koburg mußte ich einen Tag verweilen, wo ich mich gräßlich langweilte, ohne bei meiner geringen literarischen Topographie zu wissen, daß sich der Dichter Rückert dort aufhielt, der mir am Ende vielleicht noch übel genommen hat, daß ich ihn nicht besuchte. Endlich traf ich mit einem leidlichen Eilwagen zusammen, der mich bis nach München brachte.

München war damals im Entstehen. Von all den jetzigen Prachtgebäuden war erst die Glyptothek fertig, und zwar auch erst von außen. Von den Deckengemälden im Innern war erst der Götterssaal im Angriff. Ich hatte den Genuß, mit Cornelius auf den Gerüsten herumzusteigen und in ihm den einzigen Maler kennen zu lernen, bei dem das deutliche Bewußtsein der Idee der Gediegenheit der Verwirklichung nicht im Wege stand. In ein nahes Verhält-

nis kam ich mit dem damaligen Minister Schenk, einem liebenswürdigen und poetisch begabten Manne. In seinem Hause, in dem er damals eine nicht mehr ganz jugendliche, aber höchst anziehende Verwandte beherbergte, habe ich sehr glückliche Stunden verlebt. König Ludwig hat weder damals noch später von mir Notiz genommen.

Der Aufenthalt in München und die Reiseeindrücke überhaupt hatten meinem Stumpfsinn ein Ende gemacht, und in Wien angekommen, beschloß ich, sogleich an ein neues dramatisches Werk zu gehen, das ich, statt eines langweiligen Verkehres durch Briefe, Goethen zueignen wollte.

Es sollte überhaupt eine ganz neue Epoche in meinem literarischen Treiben eintreten. Ich hatte mir eine ziemliche Anzahl Stoffe aufgezeichnet, die alle durchdacht und alle, bis auf die Einzelheiten, obgleich nur im Kopfe, dramatisch gegliedert waren. Diese wollte ich nun einen nach dem andern vornehmen, jedes Jahr ein Stück schreiben, um dem hypochondrischen Grübeln für immer den Abschied zu geben.

Daß ich vor allem denjenigen Stoff wählte, der mir die wenigsten Zensurschwierigkeiten darzubieten schien, war, nach den gemachten Erfahrungen, natürlich. Es war die Sage vom Palatin Banchanus, dem „treuen Diener seines Herrn", obwohl der Stoff mich vielleicht weniger anzog als die übrigen. Ich war auf ihn folgenderweise gekommen.

Als die damals regierende Kaiserin zur Königin von Ungarn gekrönt werden sollte, kam ihr Obersthofmeister, Graf Dietrichstein, zu mir und forderte mich im Namen der Kaiserin auf, ein Stück zu schreiben, das bei ihrer Krönung in Preßburg gespielt werden könnte. Mir war nicht unlieb, durch einen solchen Anlaß von außen aus meinem Schwanken von einem Stoff zum andern und überhaupt zur Tätigkeit gebracht zu werden. Ich nahm daher die ungarischen Geschichtschreiber Belius und Istvanffius vor und hatte auch bald eine passende Fabel gefunden. Es war die Geschichte jenes Aufruhres, der gegen den König Stephan und seine bayrische Gemahlin Gisela, teils wegen der Bemühungen dieser letzteren für das Christentum, teils aus alter Abneigung gegen die Deutschen, entstand. Alles Licht wäre auf die Königin Gisela gefallen, die bei der Stillung des Aufruhres, wobei sie sich auch die Liebe des Volkes erwarb, eine ähnliche Rolle gespielt hätte, wie im „treuen Diener" der Palatin Banchanus.

Als ich jedoch die Sache näher betrachtete, fanden sich bedeutende Schwierigkeiten. Einmal schien es wunderlich, zur Feier eines Krönungsfestes die Geschichte eines Aufruhrs zu wählen. Dann wären in meinem Stücke zwei Kalenderheilige vorgekommen: der heilige König Stephan und sein Sohn Emeram; eine Profanation, welche die Zensur nie zugegeben hätte. Ich erklärte daher dem Grafen Dietrichstein auf seine Anfrage: ich hätte keinen passenden Stoff gefunden. Man ließ demnach für die Gelegenheit von einem höchst subordinierten Schriftsteller ein anderes Stück schreiben, dessen loyale Anspielungen sehr beklatscht wurden.

Bei Durchgehung der ungarischen Chronisten geriet ich auf den Palatin Banchanus, dessen Geschichte ich darum eine Sage genannt habe, weil dasselbe Ereignis in zwei Epochen mit geringen Verschiedenheiten zweimal vorkommt und daher wahrscheinlich nichts als eine Einkleidung für die Abneigung der Ungarn gegen die Deutschen ist.

Man hat dem Stücke vorgeworfen, daß es eine Apologie der knechtischen Unterwürfigkeit sei; ich hatte dabei den Heroismus der Pflichttreue im Sinne, der ein Heroismus ist, so gut, als jeder andere. Im französischen Religionskriege ist die Aufopferung der Vendeer so erhebend, als die Begeisterung der Republikaner. Banchanus hat dem Könige sein Wort gegeben, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, und er hält sein Wort, trotz allem, was den Menschen in ihm wankend machen und erschüttern sollte. Seine Gesinnungen können übrigens nicht für die des Verfassers gelten, da Banchanus bei allen seinen Charaktervorzügen zugleich als ein ziemlich borniert alter Mann geschildert ist.

Das Stück erfuhr gar keine Hindernisse von seiten der Zensur und wurde, ohne daß fast ein Wort gestrichen worden wäre, mit ungeheurem Beifall aufgeführt (28. Februar 1828). Am Schluß des dritten Aufzuges begehrte das Publikum den Verfasser. Als dieser nicht erschien, währte das Klatschen und Rufen beinahe bis zur Respektwidrigkeit gegen den anwesenden Hof, den ganzen Zwischenakt hindurch. Nach dem vierten Aufzuge ließ mich der Oberstkämmerer und, als solcher, oberster Leiter des Theaters, Graf Czernin, rufen, um mir im Auftrage Seiner Majestät zu sagen, daß dem Kaiser mein Stück sehr gefalle, und daß, wenn das Publikum mich am Schlusse wieder zu sehen begehre, ich mich demselben zeigen sollte. So geschah es. Der Beifall wollte nicht enden, ich erschien auf der Bühne und stattete durch eine stumme Verbeugung meinen Dank ab. Meine Freude über den Erfolg war nur mäßig, da das Stück bei mir kein inneres Bedürfnis befriedigte.

Des nächsten Vormittags wurde ich zum Präsidenten der Polizeihofstelle, Grafen Sedlnitzky, berufen. Mir schwante nichts Gutes, und ich ging. Der Graf empfing mich sehr freundlich, aber in einiger Verlegenheit. Er sagte mir, er habe den Auftrag von Seiner Majestät, mir zu eröffnen, daß Höchstdemselben mein Stück sehr wohl gefallen habe. Ich versetzte, daß ich dasselbe schon gestern durch den Grafen Czernin erfahren hätte. Graf Sedlnitzky fuhr fort: das Stück habe Seiner Majestät so sehr

gefallen, daß Sie alleiniger Besitzer desselben zu sein wünschten. Ich fragte: wie das zu verstehen sei? Die Antwort war: ich sollte mein ursprüngliches Manuskript abgeben, dem Theater würden die Souffleurbücher und einzelnen Rollen abgefordert und das Ganze in der Privatbibliothek des Kaisers aufgestellt werden, der alleiniger Besitzer des Stückes zu sein wünsche, weil es ihm gar so gut gefallen habe. Man werde mir jeden Vorteil ersetzen, der mir aus der Aufführung auf anderen Bühnen oder aus der Drucklegung zufließen könnte, es wäre vielmehr die Meinung, daß ich in meinen Forderungen nicht allzu ängstlich sein sollte; Seine Majestät seien sogar zu Opfern bereit. Auf meine Entgegnung: man werde mich doch nicht für so erbärmlich halten, daß ich eine meiner Arbeiten für Geld vom Erdboden verschwinden lassen wollte, erwiderte man mir: die Frage ob? wünschten Seine Majestät ganz außer der Verhandlung gelassen, es handle sich nur um das Wie? — Ich führe das alles wörtlich genau an.

Da man mir mein Stück im Notfalle auch ohne Einwilligung wegnehmen konnte, dachte ich auf Auskunftsmittel. Ich sagte daher der Wahrheit gemäß, daß ich gar nicht Herr über mein Stück sei. Ich selbst hätte mein Manuskript abschreiben lassen, beim Theater sei es wiederholt kopiert worden. Jedermann wisse, daß die mit der Kopiatur betrauten Soufleure der Theater einen heimlichen Handel mit widerrechtlich genommenen Abschriften trieben. Der Kaiser könne sein Geld ausgeben, ohne daß das Stück, und zwar ohne meine Schuld, der Öffentlichkeit entzogen werde. Ich sah, mit welcher Freude der Präsident diese meine Äußerung aufnahm, wie denn überhaupt in dem ganzen Vorgange ebensogut ein Tadel gegen die Zensur, die mein Stück erlaubt, als gegen mich selbst, der es geschrieben hatte, verborgen lag. Er forderte mich auf, diese meine Bemerkungen schriftlich aufzusetzen und ihm zur weiteren Beförderung zu überreichen.

Das geschah. Ich setzte meine innern und jene äußern Gründe auseinander und übergab die Schrift dem Präsidenten. Als ich nach einiger Zeit wiederholt des Erfolges wegen nachfragen wollte, wurde ich nicht mehr vorgelassen, indes man mich vorher mit Zuvorkommenheit empfangen hatte. Die Sache war eingeschlafen. Das Stück wurde noch ein paarmal gegeben und dann zurückgelegt. Als ich es für den Druck einreichte, erhielt ich das Imprimatur, ohne daß ein Wort gestrichen worden wäre.

Was dem Kaiser an diesem bis zum Übermaß lasalen Stücke mißfallen, oder wer ihm, nachdem er es selbst mit Beifall angesehen, etwas darüber ins Ohr gesetzt habe, ist mir bis auf diesen Augenblick ein Geheimnis geblieben. Personen, die, ohne zur nächsten Umgebung des Kaisers zu gehören, doch mit dieser Umgebung genau bekannt waren, haben nichts darüber erfahren können. Nur so viel weiß ich, daß der Polizeipräsident selber völlig im Dunkeln war, woher auch seine Verlegenheit entstand. Wie viel in dem ganzen Vorgang Aufmunterung zu künftiger poetischer Produktion lag, überlasse ich jedem zu beurteilen.

Bei meiner Zurückkunft aus Deutschland hatte ich mir vorgenommen, meine erste poetische Arbeit Goethen zuzueignen, und deshalb unterlassen, ihm, nach seiner Erlaubnis, zu schreiben. Als es nun an den Druck des treuen Dieners ging, fand ich das Stück viel zu roh und gewalttätig, daß ich glauben konnte, daß es auf ihn einen guten Eindruck machen werde. Ich unterließ daher die Dedikation, und da ich auch vorher unterlassen hatte, ihm zu schreiben, so mochte Goethe wohl denken, mein Besuch in Weimar sei nur eine Sache der Mode und der Neugier gewesen, und ich fühlte nicht jene Liebe und tiefe Verehrung für ihn, die ich bewahren werde bis ans Ende meiner Tage. Er hat in der Folge dieser und jener in Schriften und Gesprächen erwähnt, meiner nie. Es scheint, er warf mich mit dem übrigen Gesindel zusammen.

Um diese Zeit — ich weiß nicht mehr die Folge der Jahre — trat auch eine Änderung in meiner amtlichen Bestimmung ein. Ich führe sie nur an, um die Art und Weise zu bezeichnen, wie ich immer in meinem Vaterlande behandelt wurde. Ich war in meiner Anstellung als Ministerial-Konzipist an die Person des Finanzministers angewiesen und bezog in dieser Eigenschaft eine jährliche Gehaltszulage. Nach dem Tode des Grafen Stadion kam ein neuer Finanzminister, ein gutartiger, rechtschaffener, aber höchst bornierter Mann, eigentlich nur ein Namensträger für den Vizepräsidenten Baron Villersdorff, der die Geschäfte leitete. Dieser herzensgute Mann, der gegen jedermann wohlwollend war, hatte eine eigene Abneigung gegen mich gefaßt. Ich weiß nicht, war die Ursache, daß ich in früherer Zeit unfreiwilliger Zeuge der geringschätzigen Art sein mußte, mit der ihn sein damaliger Vorgesetzter, Graf Stadion, behandelte, oder war es der Nachklang einer Polizeigeschichte, die ich früher übergangen habe, jetzt aber doch als charakteristisch für die damalige Zeit anführen muß.

In Wien bestand seit mehreren Jahren eine lustige Gesellschaft, die sich und ihren Versammlungsort die Ludlams-Höhle nannte. Anfangs höchst zufällig durch das Zusammenkommen einzelner Literatoren in einem Gasthofe gegründet, fanden sich bald ohne Wahl Gesellschafter aller Art ein, so daß das Ganze den Charakter von niedriger, ja obszöner Spaßmacherei bekam. Die Bessern darunter änderten ihr Lokal, schlossen die räudigen Schafe aus und verfaßten sogenannte Statuten, die nichts als die Abhaltung der Unanständigkeit be-

zweckten. Die neue Gesellschaft fand großen Anklang, und bald gehörten alle bessern Maler, Musiker und Literatoren der Residenz ihr an. Die Leute besaßen auch, teils durch natürliche Anlage, teils durch lange Gewohnheit, eine Virtuosität im nicht unanständigen Spaß, daß es etwas Ähnliches, wenigstens in Deutschland, wahrscheinlich nie gegeben hat. Vorlesungen, improvisierte Parodien am nämlichen Abend im Theater neu aufgeführter Stücke, Gesang, Musik, unschuldiger Spott ließen die Stunden im Flug vorübergehen. Durchreisende Künstler und Literatoren suchten und fanden Zutritt und haben noch lange später gestanden, gleich vergnügte Abende niemals und nirgends zugebracht zu haben. Mein Altersgenosse, Baron Zedlitz, der damals noch im Gegensatz seiner jetzigen diplomatischen Richtung stand, hatte sich gleichfalls aufnehmen lassen, und nun drang alles so sehr in mich, ein gleiches zu tun, daß die Weigerung beinahe zur Unhöflichkeit geworden wäre. Ich ging einmal hin, mir die Sache anzusehen, wurde durch Akklamation zum Mitgliede aufgenommen und brachte von da an einige vergnügte Abende dort zu. Vorgelesen habe ich in der Gesellschaft nichts, als jene Vision, die ich bei der Genesung des Kaisers Franz von einer schweren Krankheit schrieb und die, im höchst loyalen Sinne, eine unglaubliche Wirkung in der ganzen Monarchie hervorgebracht hat. Übrigens währte meine Mitgliedschaft nicht länger als sechs oder acht Wochen, ja ich glaube, daß mein und Zedlitzens Beitritt die Katastrophe herbeigeführt, oder doch beschleunigt hat.

Es war damals ein Polizeidirektor in Wien, den ich wohl einen Schurken nennen darf, da er wenig später, wegen Geldunterschlagung, sich selbst den Tod gegeben hat. Er hatte damals eine Beförderung im Sinn, und da er den Widerwillen, um nicht zu sagen, die Furcht des Kaisers vor allem Geheimen kannte, so beschloß er, um sich einen Verdienst zu machen, die Ludlams-Höhle als geheime Gesellschaft zu behandeln und als solche aufzuheben. Schon der Lärm, den die Mitglieder an ihren Versammlungsabenden machten, schloß jeden Verdacht des Geheimen aus. Ja, man hatte ihnen sogar Geldbeträge, die sie, von dem Überschuß der eingegangenen Strafgelder, für wohltätige Anstalten alljährlich abführten, als von dieser Gesellschaft herrührend, amtlich quittiert.

Trotz dem allen wurde das Versammlungslokal in einem Gasthause bei tiefer Nacht von Polizeibeamten überfallen, die Türen gesprengt, die vorhandenen Schriften und Musikalien weggenommen und im Triumph davongetragen. Am darauf folgenden frühen Morgen fanden sich bei mehreren Mitgliedern, aber wohlgemerkt nur bei Schriftstellern, worunter auch ich gehörte, gleicherweise Polizeibeamte ein, welche die Schriften versiegelten, Protokolle aufnahmen und mit einer Wichtigkeit die Verhöre betrieben, als ob das Heil des Staats in Gefahr stünde. Ich durfte denselben Tag meine Wohnung nicht verlassen, ja nicht einmal meinen Bedienten ins Gasthaus um Essen schicken. Ein Polizeidiener holte das Mittagsmahl, das wir, ich mit dem Zurückgebliebenen der beiden Beamten, mein Bedienter mit dem im Vorzimmer aufgestellten Polizeidiener gemeinschaftlich verzehrten.

Obschon die Polizeibehörde noch am Abende des nämlichen Tages merkte, daß sie eine Dummheit begangen habe, trieb sie es doch bis zum wirklichen Urteilsspruche, der, als über ein schweres Polizeivergehen, die bürgerliche Stellung der in der Gesellschaft befindlichen Beamten gefährdet hätte. Das Urteil wurde nun zwar von der politischen Oberbehörde als lächerlich kassiert, für die Ängstlichen und Schwarzseher blieb aber immer ein Makel auf denjenigen kleben, die der Gesellschaft angehört hatten.

Jetzt erst erinnere ich mich, daß der Ekel über die bei dieser Gelegenheit erfahrenen Unwürdigkeiten ein Hauptgrund der Reise gewesen war, die ich unmittelbar darauf nach Deutschland unternahm.

Unter die Ängstlichen und Schwarzseher, deren ich oben erwähnt habe, gehörte nun auch mein Vorgesetzter, der Finanzminister. Wenigstens als ich mich, da eben Staatspapiere nach Brüssel zu überbringen waren, zur Reise erbot, lehnte er es gegen den Kanzleidirektor ab, und zwar darum, weil ich ein Mitglied der Ludlam gewesen sei. Diese Abneigung hatte zur Folge, daß, indes allen vom Grafen Stadion hinterlassenen Ministerialbeamten ihre Gehaltszulagen ohne Weigerung ausgezahlt wurden, der neue Minister nur bei mir eine Ausnahme machte und ich nach Verlauf jedes Quartals Vorbitter und Protektionen bedurft hätte, um zum Genuß des Meinigen zu kommen. Ich konnte diese Zulage aber um so weniger entbehren, als ich im Vertrauen auf diese Mehreinnahme die ständige Unterstützung meines zweiten Bruders mit seiner Familie auf mich genommen hatte, der durch eigene Schuld in die betrübtesten Umstände geraten war.

Während ich auf allen Seiten nach Auswegen suchte, starb der Archivsdirektor der Finanzhofstelle. Sein Gehalt betrug genau so viel, als mein bisheriger, zusammen mit der Zulage. Ich ergriff dieses Auskunftsmittel und setzte mich um diese Stelle in Bewerbung, die ich auch erhielt, weil keiner meiner Kollegen sie mochte. Ihr Antritt war nämlich zugleich auch ein Ausscheiden aus jenem Geschäftsbereich, der zu höheren Beförderungen berechtigte, gewissermaßen ein Abschneiden jeder weiteren Aussicht. Eben deshalb bezog mein Vorgänger im Archiv außer jenem festen Gehalte noch eine Personalzulage, um, bei den eben berührten Verhältnissen, einen Beamten, der die philosophischen und Rechtsstudien zurückgelegt hatte,

zu vermögen, mit dieser letzten Hoffnung für das ganze Leben sich zu begnügen. Auch diese Zulage wurde mir zugesagt, mit dem Beisatze jedoch, daß erst nach drei- oder viermonatlicher Dienstleistung man mit Berufung auf meine gezeigte Geschäftstüchtigkeit bei Seiner Majestät auf diese Gehaltsvermehrung ansuchen könne. So trat ich denn mein neues Amt an, das mir anfangs durch die feindliche Gesinnung meiner Untergebenen, von denen die Altestdienenden sich selbst um die Direktorstelle beworben hatten, sehr sauer gemacht wurde.

Als die Zeit herankam, bei Seiner Majestät um jene Zulage einzuschreiten, hatte sich ein neues Unglück begeben.

Die Vaterlandsliebe war geradezu mit meinem Innersten verwachsen. Außer dem, was davon in jedem wohlgeschaffenen Menschen natürlich ist, bildete auch der unbefangene, heitere, wenig ausgebildete, aber für alles empfängliche Sinn des Österreichers ein mir gemäßes wohltätig warmes Element. Ich hatte mich deshalb auch mit dem übrigen Deutschland nicht ganz befreunden können. Diese Liebe des Vaterlandes trug ich nun auch gar zu gern auf die regierende Familie, als die Repräsentanten desselben, über. So wenig Gutes mir bis dahin noch von ihr widerfahren war, so brauchte ich doch unendlich lange, bis ich mit einem oder dem andern aus ihrer Mitte, mit mir selbst aufs reine kam.

Um diese Zeit war der Kronprinz, nachmaliger Kaiser Ferdinand, schwer erkrankt. Die Meinungen über diesen jungen Prinzen waren sehr geteilt. Die einen dachten gering von seinen Fähigkeiten, die andern schlossen aus seinem Schweigen bei der staatsrätlichen Verhandlung unbeliebter Maßregeln auf oppositionelle volksfreundliche Gesinnungen. Über seine vollkommene Gutmütigkeit war jedermann einig. Als er nun schwer krank darniederlag, machte ich meiner Besorgnis und meinen Hoffnungen in einigen Strophen Luft, wie es denn überhaupt meine Gewohnheit war, zur Lyrik nur als einem Mittel der Selbsterleichterung Zuflucht zu nehmen, weshalb ich mich auch für einen eigentlich lyrischen Dichter nicht geben kann. Der Sinn des Gedichtes war, der Wahrheit gemäß, daß erst die Zukunft seine geistigen Eigenschaften enthüllen müsse, vor der Hand mache es uns glücklich, zu wissen, daß er den höchsten Vorzug des Menschen, die Güte, die in ihrem vollendeten Ausdruck selbst eine Weisheit sei, ganz und vollkommen besitze. Mir entging nicht, daß diese Wendung übeln Deutungen ausgesetzt sein könnte, ich schrieb das Gedicht aber auch für mich und dachte auf keine Veröffentlichung. Als es vollendet auf meinem Arbeitstische lag, besuchte mich ein Freund, der, ohne selbst Literator zu sein, doch mit allen Literatoren Wiens in Verbindung stand. Ich wurde abgerufen, und in der Zwischenzeit las er ziemlich unbescheidenerweise das offen daliegende Gedicht. Er war, vielleicht gerade, weil die Darstellung inner den Grenzen der Wahrheit blieb, ganz entzückt und sprach davon in diesem Sinne zu seinen literarischen Freunden. Diese begehrten es nun auch zu hören, wogegen ich nichts einzuwenden hatte. Ich las es abends im Gasthause vor, wo wir ein abgesondertes Zimmer innehatten, und nun drang alles, vorzüglich aber der Redakteur der damals bestehenden Wiener Zeitschrift in mich, es drucken zu lassen. Einerseits beruhigte mich die ausnahmslose Billigung so vieler ganz gescheiter Leute über die Furcht einer möglichen übeln Deutung, andererseits mußte das Gedicht der Zensur vorgelegt werden, die, wenn sie ein Arges fand, es ohnehin verbieten würde. Es wurde daher ausgemacht, daß es der Redakteur der Wiener Zeitschrift dem uns allen wohlbekannten Zensor nicht amtlich, sondern als Freund überreichen und, wenn dieser Bedenken fände, das Gedicht wieder zurücknehmen sollte. Das geschah. Der Zensor, selbst Dichter und durch einige Zeit Theaterdirektor, erklärte, die Bewilligung zum Drucke nicht auf sich nehmen zu können. Als aber der Redakteur der Zeitung das Gedicht wieder zurückverlangte, entgegnete jener, das laufe gegen seine Pflicht, er müsse es der höheren Behörde vorlegen. Ob das nun unverständiges Bestreben, die Drucklegung zu fördern, oder Schurkerei war, weiß ich nicht. Die Druckbewilligung wurde verweigert, zugleich aber das Gedicht in unzähligen Abschriften verbreitet. Gerade diejenigen, die von dem Prinzen übel dachten, sahen in meinen Versen eine beabsichtigte Verspottung desselben. Feile Schufte schrieben in gleichfalls abschriftlich verbreiteten Knittelreimen gegen mich und mein Gedicht. Es war ein literarisch-dynastischer Aufruhr.

Unter diesen Umständen gelangte der Vortrag der Finanzhofstelle mit dem Einraten auf eine Gehaltszulage an Seine Majestät.

Es ist in Österreich die Gewohnheit, daß diejenigen, für welche eine sogenannte Gnadensache Seiner Majestät zur Entschlußfassung vorgelegt wird, sich persönlich dem Kaiser in besonderer Audienz vorstellen. Teils konnte ich nicht, teils wollte ich gerade in meinem Falle von dieser Übung nicht abweichen. Man hatte mir den Kaiser als höchst erzürnt über mein Gedicht vorgestellt. Mir lag daran, wenn er sich etwa in diesem Sinne äußern sollte, seine falsche Ansicht nach Möglichkeit zu berichtigen.

Ich meldete mich zur Audienz und wurde angenommen. Es war das einzige Mal, daß ich den Kaiser Franz sprach. Bei meinem Eintritt in den Vorsaal zischelten sich mehrere heimlich in die Ohren; ein hochgestellter Geistlicher, sonst mein vertrauter Freund, tat alles mögliche, meine Nähe zu vermeiden, ja einer der beim Eingang in das Arbeitszimmer des Kaisers aufgestellten Gardisten sprach allerlei von der üblen Stimmung desselben und seiner

Strenge im Zorn, was offenbar auf mich gemünzt war. Ich dachte mit Goethes Georg im Götz von Berlichingen: Guckt ihr —! Endlich wurde ich, der allerletzte oder einer der letzten, eingelassen. Der Kaiser empfing mich sehr gütig. Als ich meinen Namen und den Gegenstand meiner Bitte nannte, fragte er — obschon er es wahrscheinlich so gut wußte als ich — „Sind Sie der nämliche, der der Autor ist?" Ich bejahte und setzte meine Gründe und Ansprüche auf die mit der Archivdirektorsstelle verbundene Gehaltszulage auseinander. Der Kaiser hörte mich ruhig an und sagte: „Ihr Gesuch ist ganz billig, da Sie ganz in dem Falle Ihres Vorgängers sind." Endlich entließ er mich mit den Worten: „Seien Sie nur fleißig und halten Sie Ihre Leute zusammen." Da der Kaiser meines Gedichtes nicht erwähnte, fühlte ich mich auch meinerseits nicht berufen, darüber ein Wort zu verlieren, und ging. So mild aber seine Worte waren, so wenig waren es seine Handlungen. Er hatte schon damals den mich angehenden Vortrag der Finanzhofstelle unter diejenigen Aktenstücke gelegt, die er entschlossen war, während seines ganzen Lebens nicht zu entscheiden. Erst länger als ein Jahr nach seinem Tode wurde es mit Mühe unter den Rückständen aufgefunden, die aus ähnlichen Ursachen sich angehäuft hatten. Aber auch als es sich fand, hatte bereits ein Staatsrat, auch einer meiner Maulfreunde und Gönner, sein Mütchen an mir oder vielleicht nur an der Finanzhofstelle, die seinen Sohn nicht nach Wunsch beförderte, amtlich gekühlt, indem er statt der Gehaltszulage auf eine Gehaltsvermehrung einriet, durch welche ich freilich 200 Gulden jährlich verlor, ein Verlust, der mir erst später unter dem Ministerium des Baron Kübeck gut gemacht worden ist.

Auch der Hauptbeleidigte, der Kronprinz, war gegen mich so sehr erzürnt, als seine wirkliche Gutmütigkeit ihm erlaubte. Es befand sich damals eben der Bauchredner Alexandre, ein ziemlich gebildeter Mann, in Wien, mit dem ich zufällig bekannt wurde. Er machte seine Künste auch bei Hofe, und in einem Gespräche mit dem Kronprinzen erwähnte er auch meines Gedichtes, und wie er wisse, daß ich gar keine üble Absicht dabei gehabt habe. Er hat sie allerdings gehabt, sagte der Prinz; man hat ihn aufmerksam gemacht, und dennoch wollte er es drucken lassen. Als Alexandre mir das erzählte, dachte ich wieder mit Götz von Berlichingen: „Kaiser, Kaiser! Räuber beschützen deine Kinder", obwohl ein Bauchredner eigentlich kein Räuber ist. Wer dem Kronprinzen jene böswillige Lüge gesagt hat, weiß ich freilich nicht.

Ich stand nunmehr sowohl mit dem gegenwärtigen als mit dem künftigen Kaiser in dem übelsten Verhältnisse, was für keinen Fall erfreulich ist.

Ganz literarisch untätig war ich in der Zwischenzeit nicht gewesen. Die Ereignisse bei Gelegenheit meines Ottokar und des treuen Dieners hatten mich belehrt, daß historische Stoffe zu behandeln in den österreichischen Landen höchst gefährlich sei. Meine Empfindungs- und Leidenschafts-Tragödien aber verlieren ihr Interesse bei des Dichters zunehmenden Jahren. Man kann mir einwenden, ich hätte mich über die engen österreichischen Verhältnisse wegsetzen und für die Welt oder doch für Deutschland schreiben sollen. Aber ich war nun einmal eingefleischter Österreicher und hatte bei jedem meiner Stücke die Aufführung, und zwar in meiner Vaterstadt, im Auge. Ein gelesenes Drama ist ein Buch, statt einer lebendigen Handlung. Wenige Leser haben die Gabe, sich jene Objektivierung, jene Wirklichkeit hinzuzudenken, welche das Wesen des Dramas ausmacht, wenigstens seinen Unterschied von den übrigen Dichtungsarten.

Da fiel mir einmal der erste Akt von: „Traum ein Leben" in die Hände, welches Stück ich schon in meiner frühesten Jugend begonnen, aber weggelegt hatte, weil der mit der Rolle des Zanga beteilte Schauspieler statt des Negers durchaus einen Weißen haben wollte. Das Bunte, Stoßweise des Stoffes war eben geeignet, mir selber einen Anstoß in meiner Verdrossenheit zu geben.

Es ist hier vielleicht der Ort, über das Gewalttätige zu sprechen, das sich in meinen meisten Dramen findet, und das man leicht für Effektmacherei halten könnte. Ich wollte allerdings Effekt machen, aber nicht auf das Publikum, sondern auf mich selbst. Die ruhige Freude am Schaffen ist mir versagt. Ich lebte immer in meinen Träumen und Entwürfen, ging aber nur schwer an die Ausführung, weil ich wußte, daß ich es mir nicht zu Dank machen würde. Die schonungslose Selbstkritik, die sich in früherer Zeit unmittelbar nach der Vollendung Platz machte, fing jetzt schon an, sich während der Arbeit einzustellen. Es war daher immer entweder die Schwierigkeit der Aufgabe, oder die Heftigkeit des Anlaufs, was die Lust am Vollenden vor dem Schlusse nicht erkalten ließ. Zugleich war ich kein Freund der neueren Bildungsdichter, selbst Schiller und Goethe mitgerechnet; nebst Shakespeare zogen mich die Spanier, Calderon und Lope de Vega, an; nicht was durch die Erweisbarkeit Billigung, was durch seine bloße Existenz Glauben erzwingt, das schien mir die wahre Aufgabe der dramatischen Poesie zu sein. Eine gefährliche Richtung, der ich vielleicht nicht gewachsen war. Sich immer auf dem Standpunkte der Anschauung zu erhalten, wird schwer in unserer, auf Untersuchung gestellten Zeit.

Als ich mit meinem Mondkalbe fertig war, übergab ich es meinem Freunde Schreyvogel zur Aufführung. Dieser war gar nicht gut darauf zu sprechen. Er zweifelte an der Mög-

lichkeit einer Wirkung auf dem Theater, die bei mir völlig ausgemacht war; hatte ich es doch aufführen gesehen, als ich es schrieb. Dieses Mißfallen war um so sonderbarer, da vor mehreren Jahren, als ich Schreyvogel die erste Idee mitteilte, er davon ganz entzückt schien. Der vortreffliche Mann wurde aber leicht ängstlich, wenn ihm ein neues vorkam, wozu er kein Gegenbild in den klassischen Mustern fand. Auch mochte der Titel: „Traum ein Leben" ihn stören, da es sich dadurch gleichsam als ein Seitenstück zu Calderons: „Leben ein Traum" anzukündigen schien, das Schreyvogel selbst für die deutsche Bühne bearbeitet hatte. Bei seiner großen und gerechten Verehrung für Calderon mochte ihm diese Gegenüberstellung, als Kunstrichter und als Bearbeiter, mißfallen.

Da ich gar nicht willens war, mit Schreyvogel in Konflikt zu geraten, legte ich das Stück ruhig hin. Hatte es doch seinen Zweck, mich zu beschäftigen und zu zerstreuen, vollkommen erreicht.

Ich habe schon gesagt, daß ich über die Zeitfolge der Ereignisse in großer Verwirrung bin. Die Ursache davon ist, daß ich bis auf den gegenwärtigen Augenblick immer bestrebt war, sie zu vergessen. Ich fühlte mich vielleicht etwas hypochondrischerweise so von allen Seiten bedrängt und eingeengt, daß ich kein Hilfsmittel wußte, als die markierenden Gedankenfäden abzureißen und mich in eine neue Reihe zu versetzen. Das hat mir übrigens auch sonst unendlich geschadet. Es hat das ursprünglich Stetige meines Wesens, um mich Kantisch auszudrücken, zum Fließenden gemacht, und selbst mein Gedächtnis, das in der Jugend gut war, wurde durch das immerwährende Abreißen und Neuanknüpfen untreu und schwach. Ich möchte jedem, der etwas Tüchtiges werden will, anraten, die unangenehmen Gedanken fortzudenken, bis sie im Verstande eine Lösung finden. Nichts ist gefährlicher als die Zerstreuung.

Also ich glaube, es war um diese Zeit, daß ich von Beethoven angegangen wurde, ihm einen Operntext zu schreiben. Ich habe die Geschichte meiner Bekanntschaft mit Beethoven und dieses Operntextes in einem besonderen Aufsatze beschrieben, ich erwähne daher hier nur so viel, daß mein Verleger Wallishauser, der ein gutes Geschäft zu machen glaubte, mir mein Autorrecht auf diesen Operntext abkaufte und mir dadurch die Möglichkeit einer Reise verschaffte.

Sie ging diesmal nach Paris und London. Außer meinem gewöhnlichen Reisezwecke, einmal freier Atem zu holen, war es diesmal auch der Wunsch, mir von diesen oft erwähnten Weltstädten eine deutliche Vorstellung zu verschaffen. Ich ging, wieder allein, über München, Stuttgart, Straßburg nach Paris. In Stuttgart machte ich die Bekanntschaft Uhlands, des letzten deutschen Dichters, der bei sich zu Hause ebenso liebenswürdig ist, als in der Fremde schweigselig und neblicht. In Paris hütete ich mich, die französischen Schriftsteller zu besuchen. Diese Leute sind ungemein von sich eingenommen, weil ihnen nicht deutlich wird, daß sie zwei Dritteile ihres Ruhmes dem Umstande verdanken, daß sie französisch, also in der Weltsprache, schreiben. Da sie nun zugleich von fremden Literaturen, großenteils mit Recht, nichts wissen, so kommt man mit ihnen immer in die Stellung eines Handwerksburschen, der auf seiner Wanderung bei einem fremden Meister vorspricht. Mit Alexandre Dumas wurde ich durch einen deutschen Arzt bekannt. Er lud mich zum Frühstück, zu dem auch Viktor Hugo gebeten war, der aber nicht kam. Dumas hatte durch seine damalige Maitresse, spätere Frau, die Schauspielerin Ida, die in Straßburg erzogen war, eine dunkle Idee von der „Ahnfrau", für die er, als selbst dem genre romantique angehörig, einen großen Respekt bezeigte. Er galt übrigens unter seinen Kollegen für einen Kenner der deutschen Literatur. Seine Egeria hierin war eben jene Mlle. Ida, die auch nur ein paar deutsche Worte wußte, indes er selbst nicht ein einziges verstand. Dieser Ruf der Kennerschaft fremder Literaturen ist übrigens in Paris leicht zu erwerben. Ich saß einmal im théâtre français zwischen zwei Herren, die in mir leicht den Deutschen erkannten. Sie sprachen daher von deutscher Poesie, indem sie dabei auf einen etwas seitwärts von uns auf der vorderen Bank sitzenden Mann wiesen, den sie als einen grand connoisseur de littérature allemande bezeichneten. Während sie nun von Schillair und Goëthe sprachen, wendete sich der Kenner um und verbesserte: on prononce Gouthe.

Wenn ich in Wien nie ins Theater ging, ging ich beinahe täglich in Paris, der Unterschied interessierte mich. Das théâtre français war damals ganz im Verfall. Talma war tot und die Rachel noch nicht erschienen. Die Mars spielte nur noch bei einzelnen Gelegenheiten. Ich sah sie in den „falschen Vertraulichkeiten", einer ihrer Glanzrollen, wo ich mir aber sagen mußte, daß Madame Löwe in Wien mir besser gefallen hatte, selbst was die Haltung und die Feinheit des Spiels betrifft. Dagegen war sie in der „blinden Gabriele", deren sentimentale Jugendlichkeit mit ihren sehr vorgerückten Jahren im schreiendsten Kontrast hätte stehen sollen, unübertrefflich. Das übrige war mittelmäßig und, wenn sie tragierten, widerlich. Am besten gerieten ihnen noch neuere Tragödien, aber eine von Racine, die sie gaben, sah sich an, wie ausgewaschener Kattun.

Desto besser waren die kleinen Theater. Was der Franzose selbst beobachten kann, das stellt er mit Meisterschaft dar, aber das Stilisieren und Idealisieren gelingt ihm durchaus nicht.

Auch die große Oper ist höchst interessant,

schon wegen der Vollendung der Mittel, wenn man auch mit dem Zwecke nicht immer einverstanden sein sollte. Eine Darstellung, wie die von Meyerbeers Hugenotten, die damals neu waren, hat man außer Paris wohl nie gesehen. In Wien mußte ich mir die Oper auf zwei Abende einteilen, in Paris habe ich sie fünf- oder sechsmal von Anfang bis zu Ende mit immer steigendem Interesse gesehen. Überhaupt lassen die französischen Darsteller eine Ermüdung nicht aufkommen. Sie übertreiben, aber sie reißen hin. Es ist, als ob man eine Landschaft durch ein rotes Glas ansähe: die Farbe ist nicht mehr natürlich, aber die Einheit der Färbung erzeugt eben auch eine Harmonie. Die Kunst ist etwas anderes, als die Natur. Voltaires genre ennuyeux hat seinen Wohnsitz in Deutschland.

Ich machte die Bekanntschaft Meyerbeers, der sich sehr liebenswürdig benahm und mir eben wiederholt Platz zu den überfüllten Aufführungen seiner Hugenotten verschaffte. Auch Thalberg war da, für mich der Klavierspieler par excellence.

Mit Alexandre Dumas hatte ich ein eigenes Unglück. Es war damals eben zwölfmal mit ungeheurem Beifall sein neuestes Trauerspiel „Don Juan de Maranna" aufgeführt worden. Dumas lud mich ein, der dreizehnten Vorstellung beizuwohnen, und gab mir sogar eine Anweisung auf einen Sperrsitz, den man aber an der Kasse nicht respektierte. Das Stück war, trotz einigen Zügen von Talent, das Absurdeste, was man sehen konnte. Hochromantisch, oder phantastisch. Es kam eine Geisterredoute der Toten vor, die der Held des Stückes alle umgebracht hatte. Eine Szene spielte im Himmel, wo Engel der Jungfrau Maria räucherten, die aber nur bei den ersten Vorstellungen sichtbar war, in den späteren als in der Kulisse befindlich angenommen wurde. Das Stück hatte mit Beihilfe der Freunde und bezahlten Klatscher einen ungeheuren Erfolg, durch zwölf Darstellungen. Bei der dreizehnten, der ich beiwohnte, mochte die Beifalls-Assekuranz der Direktion zu kostspielig oder überflüssig scheinen. Das unbefangene bezahlende Publikum gewann die Oberhand, und das Stück wurde so entsetzlich ausgepfiffen, daß es von da an nicht mehr auf den Brettern erschien. Selbst dieses Auspfeifen wurde mit einer Art richterlicher Haltung ausgeübt, wenigstens kamen Pöbelhaftigkeiten nicht vor, wie bei ähnlichen Anlässen in Wien. Der Kunstsinn des Franzosen ist nicht immer auf der rechten Fährte, was ihm aber im Wege steht, ist doch immer nur eine falsche Ansicht, nie die Gemeinheit.

Von den Menschen in Paris waren mir die interessantesten zwei deutsche Landsleute, Börne und Heine. Mit ersterem kam ich in ein fast freundschaftliches Verhältnis. Börne war gewiß ein ehrlicher Mann, und das politisch Aufreizende in seinen Schriften, oder vielmehr das auf den höchsten Grad Gesteigerte derselben, kam wahrscheinlich nur daher, daß er die Deutschen für so dickhäutig hielt, daß man mit Prügeln dreinschlagen müsse, um nur die Spur eines geringen Eindruckes zurückzulassen. Er glaubte, ohne Gefahr für die Ruhe Deutschlands sich seinem Tyrannenhaß humoristisch überlassen zu können. Es ging aber dabei, wie bei Patienten von harten Naturen. Man verstärkt die Dosen und steigert die Mittel; lange Zeit ohne Erfolg; bis endlich die letzte Arznei wirkt, und nun zugleich die Wirkung der früheren sich bis zum Übermaße Luft macht. Hätte er ein Jahr achtunddierzig für möglich gehalten, er wäre etwa vorsichtiger gewesen.

Ich ging öfters zu ihm nach Auteuil hinaus, und er kam mir zuliebe nach Paris. Bis auf seinen wunderlichen Haß gegen Goethe fanden wir uns recht gut zusammen. Aber auch dieser Haß war nur gegen Goethes sogenannten Aristokratismus gerichtet. Als eben damals in Deutschland ein neuer Faust erschien, den der Verfasser Börnen zuschickte, zeigte sich in der Indignation über dieses Gegenübertreten der hohe Wert, den Börne auf den größten unserer Dichter legte. Das schlimmste für unsere Zusammenkünfte war, daß man bei Börne immer deutsche Flüchtlinge antraf, die ihren Unsinn im Tone von anno achtundvierzig anbrachten. So geschah es mir einmal, daß, als ich einmal meiner Unzufriedenheit über die damaligen österreichischen Zustände in Gegenwart eines solchen Exilierten Luft machte, des nächsten Tages unser ganzes Gespräch mit Nennung meines Namens in einer Pariser Zeitung erschien. Ich weiß nicht, ob die österreichische Gesandtschaft von dem Blatte Notiz genommen hat. Börne selbst konnte sich in meine Stellung nicht finden. Als ich eines Tages bei ihm in Auteuil gefrühstückt hatte, forderte er mich auf, mit ihm in Paris zu Mittag zu essen. Wir waren bis zum Eingange des bestimmten Gasthofes gekommen, als er mir sagte, ich würde mich köstlich amüsieren. Es sei ein Gastmahl von Refugiés aller Nationen. Man würde Reden halten, meine Gesundheit, einen Toast auf die Befreiung des Menschengeschlechtes trinken usw. Worauf ich, Abschied nehmend, erwiderte, er möge sich nur allein diese Unterhaltung verschaffen, ich würde in einem anderen Gasthause essen.

Heine fand ich in Fülle der Gesundheit, aber, wie es schien, eben in sehr beschränkter, ökonomischer Lage. Er bewohnte in der cité bergère zwei kleine Zimmer, in deren erstem sich zwei Weibsbilder mit Betten und Kissen zu schaffen machten. Das zweite, noch kleinere, Heines Arbeitszimmer, bekam durch die Spärlichkeit der Möbel fast das Ansehen des Geräumigen oder doch des Geräumten. Seine ganze ostensible Bibliothek bestand in einem, wie er selbst sagte, entlehnten Buche. Er hielt

mich anfangs für den Schriftsteller Custine, mit dem ich Ähnlichkeit haben sollte. Bei Nennung meines Namens zeigte er große Freude und sagte mir viel Schmeichelhaftes, das er wahrscheinlich in der nächsten Stunde vergessen hat. In der gegenwärtigen Stunde aber unterhielten wir uns vortrefflich. Ich habe kaum je einen deutschen Literator verständiger reden gehört. Er hatte aber mit Börne und überhaupt mit den selbst verständigeren unter den Deutschen das gemein, daß er bei aller Mißbilligung des Einzelnen einen großen Respekt für das Ganze der deutschen Literatur hatte, ja sie allen anderen voraussetzte. Ich aber kenne kein Ganzes, als welches aus Einzelnen besteht. Diesen aber fehlt der Nerv und der Charakter. Ich will mit jemand zu tun haben, wenn ich ein Buch lese. Dieses Sichselbstaufgeben hätte noch einen Wert, wenn es ein Aufgehen in den Gegenstand wäre. Aber auch der Gegenstand wird aus seiner ursprünglichen Prägnanz gerissen und zu Ansichten sublimiert, wo man sich denn in einer Mittelwelt befindet, in der die Schatten Geister und die Geister Schatten sind. Ich ehre die deutsche Literatur; wenn ich mich aber erfrischen will, greife ich doch zu einer fremden.

So sehr mir Heine im Gespräch unter vier Augen gefiel, ebenso sehr mißfiel er mir, als wir ein paar Tage später bei Rothschild zu Mittag waren. Man sah wohl, daß die Hauswirte Heine fürchteten, und diese Furcht mißbrauchte er, um sich bei jeder Gelegenheit verdeckt über sie lustig zu machen. Man muß aber bei niemand essen, dem man nicht wohlwill, und wenn man jemand verächtlich findet, muß man nicht bei ihm essen. Es setzte sich daher auch von da an unser Verhältnis nicht fort. Unter den Gästen bei Rothschild befand sich auch Rossini.

Ich hatte ihn vor Jahren flüchtig in Italien gesehen. Jetzt war er ganz Franzose geworden, sprach die fremde Sprache wie ein Eingeborner und war unerschöpflich an Witz und Einfällen. Seine Feinschmeckerei ist bekannt. Er war, obwohl Hausfreund, diesmal vornehmlich geladen, um die Proben einer anzukaufenden Partie Champagner zu versuchen, worin er als ein vorzüglicher Kenner galt. Beim Nachhausegehen gingen wir eine Strecke mitsammen. Ich fragte ihn, ob das Gerücht wahr sei, daß er für die Krönung des Kaisers von Österreich zum Könige von Italien eine Oper schreibe. Musikalisch merkwürdig war mir seine Antwort. Wenn man Ihnen jemals sagt, erwiderte er, daß Rossini wieder etwas schreibe, so glauben Sie's nicht. Erstens habe ich genug geschrieben, dann gibt es niemand mehr, der singen kann.

Im übrigen habe ich in Paris gesehen, was jedermann sieht, es ist daher darüber nichts zu sagen. Als die Abreise nach London heranrückte, stellten sich gewaltige Bedenken wegen der Sprache ein. Ich hatte nämlich das Englische ohne Meister, bloß aus Grammatik und Wörterbuch gelernt, nie ein Wort englisch gesprochen, ja auch nie anders als im Vorübergehen englisch sprechen gehört. In den letzten Tagen, ehe ich von Wien abging, beeiferte sich ein artiges Fräulein meiner Bekanntschaft, mich in etwas mit der Aussprache bekannt zu machen, eine Bemühung, die ein Engländer, den ich in Paris fand und von Wien her kannte, einigermaßen fortsetzte. Aber das alles zeigte mir nur, wie himmelweit ich von dem sprachlichen Chinesentum der Engländer entfernt sei. Da übrigens mein ganzes Wesen aus Bedenken und Unbesonnenheit zusammengesetzt ist, so beschloß ich, erst im Strome selbst das Schwimmen zu versuchen.

Ich ging nach Boulogne, um von da nach Dover überzusetzen. In Boulogne aber fand sich ein englisches Dampfschiff, welches sich erbot, um einen geringen Preis die Reisenden unmittelbar nach London zu bringen. Obwohl auf diese Art die Gelegenheit verloren ging, das Stück Land zwischen Dover und London kennen zu lernen, so war doch die Abkürzung der Reise zu verführerisch, um so mehr, als ich ohnehin beschlossen hatte, von der Hauptstadt Exkursionen, wohl gar bis Schottland zu machen. Ich schiffte mich also ein, überstand bei nicht stürmischer, aber ziemlich bewegter See eine Nacht, die ich trotz des kalten Windes auf dem Verdeck zubrachte, da schon der Dunst der überfüllten Kajüten mir Anmahnungen des Seeübels hervorrief. Des anderen Morgens gab ich sehr niedergeschlagene Proben meiner Aussprache des Englischen. Ich begehrte nämlich beim Frühstück Butter, und man brachte mir — Wasser. Die durchwachte Nacht und die gestörten Eingeweide verkümmerten mir in etwas den Eindruck der sich allmählich nähernden Weltstadt.

Im Zollhause angekommen, zeigte sich ein neues Mißgeschick. Ich hatte in Boulogne mit einem Franzosen gemeinschaftliche Sache gemacht: da das Dampfschiff „Esmeralda" mit einem zweiten konkurrierte und sie sich wechselseitig im Preise herabsteigerten, so daß das Fahrgeld halb im Lizitationswege abgemacht wurde, der Franzose übrigens noch weniger Englisch verstand, als ich, nämlich gar nichts, so kamen wir überein, daß ich für beide die Fahrbillette lösen, er dagegen das gemeinschaftliche Gepäck besorgen sollte, zu welchem Ende ich ihm eine Karte mit meinem Namen gab.

Im Zollhause wurden die einzelnen Reisenden namentlich aufgerufen, in ein Nebenzimmer geführt, wo sie nach vorgängiger Visitation ihr Gepäck erhielten. Schon war mein Franzose, endlich die ganze übrige Gesellschaft abgefertigt, und mein Name erschien noch immer nicht. Da, als schon eine neue Dampfschiffsbemannung in den Saal trat, drängte ich mich neben dem Namens-Aufrufer ins Amtszimmer, wo mein Koffer noch allein am Boden stand. Der win-

dige Franzose hatte wahrscheinlich meine Karte weggeworfen oder verloren, und mein Name erschien daher gar nicht auf der Gepäckliste. Glücklicherweise stand dieser Name auf dem Deckel meines Koffers, und die Identität desselben mit meinem Passe verschaffte mir endlich meine Habseligkeiten, was bei der bekannten Strenge der englischen Zollvorschriften für ein nicht geringes Glück gelten konnte.

Das war aber noch nicht genug. Schon im Paßbureau hatte ich erfahren, daß der Deutsche, der ein Kosthaus für Fremde hielt, und an den ich eine Adresse von Wien mitbrachte, Bankerott gemacht und sich von London entfernt hatte. Wo sollte ich nun hin, in der mir ganz unbekannten Riesenstadt? Zum Glück erinnerte ich mich, daß mir in Paris ein dänischer Hauptmann Czerning — derselbe, der später als Kriegsminister eine Rolle spielte — eine, wie er es nannte, Notadresse gegeben hatte an eine Mistreß Williams, die in Russel-Street, Bloomsbury-Square, ein Kosthaus mittlern Ranges hielt. Dahin ließ ich mich bringen, wobei mich der Cabführer durch halb London kutschierte, um das Fahrgeld so hoch als möglich zu steigern. Ich fand die Hausfrau und ihre beiden hübschen Töchter höchst angenehm, nur daß sie mein Englisch und ich das Französisch der ältesten Tochter nicht verstand. Doch merkten sie endlich, daß ich ein Zimmer wollte, was mir denn in möglichst bescheidenen Dimensionen zuteil wurde.

Des andern Tages begann ich meine Wanderungen, und zwar ohne Führer, dergleichen in unserm bescheidenen Hotel nicht zu haben war. Ich studierte meinen Weg auf dem Plane von London, dessen darauf bezüglichen Teil ich mir auf ein handgroßes Blatt nachzeichnete. Da es sich um die Pulsader von London, eine breite, gerade Straße, handelte, die zur Bank führt, so bot die Richtung keine Schwierigkeit, ja ich fand endlich auch die Seitenstraße Bishopgate-Street, in der der Bankier wohnte, an den ich adressiert war. Denn vor allem englisches Geld holen, war mein Zweck. In Bishopgate-Street wußte aber niemand das Haus des Bankiers, obschon es einer der ersten von London war. Ich trat daher mit meiner Nachfrage in einen Spezereiladen; aber auch dort hatte man die Namen Louze and Civet nie gehört. Da holte endlich der Herr des Ladens einen Handels-Schematismus von der Wand, und es fand sich, daß das Kontor des Bankiers unmittelbar gegenüber lag. Und das wußte niemand von seinen nächsten Nachbarn. Aber so sind die Engländer überhaupt. Jeder kennt nur das, womit er in unmittelbarem Verkehre steht. Ein Einwohner der City zum Beispiele ist im Westende ebenso ein Fremdling, wie ein eben angekommener Fremder. Das gibt den Londonern bei Nachfragen auch häufig den Anschein der Ungefälligkeit. Aber sie wissen das Gefragte selbst nicht. Freilich machen sie dabei keine Entschuldigungen, sondern wenden sich um und gehen ihrer Wege. Was sie wissen, erklären sie mit der gefälligsten Umständlichkeit, ohne sich übrigens in die leicht erklärliche Absicht des, vielleicht aus Unkunde, mangelhaft Fragenden hineinzudenken, sondern sie beantworten einfach das Wort der Frage. So suchte ich einmal den St. James-Palast, und als ich ganz in der angegebenen Richtung ein prächtiges Gebäude fand, fragte ich einen Vorübergehenden, ob das der St. James-Palast sei. Er erwiderte, das Gebäude gehöre dem Herzog von Southerland, blieb gefällig stehen, erzählte mir eine Menge Wunderlichkeiten des Besitzers und nahm endlich Abschied, ohne mir zu sagen, daß dreißig Schritte weiter der St. James-Palast liege, wie ich denn gleich später fand. Aber ich hatte auf das Haus des Herzogs von Southerland hingewiesen, darüber gab er mir Auskunft; daß mir eigentlich um den königlichen Palast zu tun sei, fiel ihm nicht ein.

Meine Kenntnis Londons wurde mir übrigens sehr dadurch erleichtert, daß ein junger Mann aus Wien, namens Figdor, der für sein Handlungshaus Wollegeschäfte betrieb, meine Anwesenheit, ich weiß nicht wie, erfahren hatte, mich aufsuchte und mich teils in die nähern Umgebungen führte, teils die größeren Industrie-Etablissements kennen lehrte, die, so gleichgültig sie mir sonst überall in der Welt sind, doch in London einen solchen Charakter von Großartigkeit und Weltumfassung haben, daß sie fast den Eindruck von Epopeen machen. Zufällig fand sich eben Figdors Vater und seine höchst liebenswürdige Schwester zum Besuche bei dem jungen Mann, in deren Gesellschaft ich mich wie zu Hause fühlte.

Figdor der Vater veranlaßte einmal einen komischen Auftritt, der mich eine interessante Persönlichkeit, wenigstens von Ansehen kennen lehrte. Es war damals eben im Parlament die irische Zehentbill in Verhandlung. Ich versäumte keinen Tag, oder vielmehr keine Nacht, der Diskussion, die oft bis vier Uhr morgens währte, beizuwohnen. Bei meinem für die Aussprache des Englischen ungeübten Ohre verstand ich zwar kaum die Hälfte der Reden, aber schon als Schauspiel war das Ganze hinreißend. Ich weiß nicht, wie die Parlamentshäuser jetzt eingerichtet sind, aber damals war der Saal des Unterhauses lang und verhältnismäßig schmal, die beiden Parteien waren sich daher wie Kriegsheere ganz nahe, und die Redner traten wie homerische Helden vor und schleuderten die Speere ihrer Worte in die feindliche Schar. Am besten, wenigstens am lebhaftesten sprach Shirl. Der Minister Peel kalt, aber fließend und mit der Kraft der Überzeugung. O'Connell und die meisten übrigen hatten weniger Fluß der Rede, als ich voraussetzte und die gedruckten Verhandlungen glauben machen. Die vielen hear, hear! der Versammlung, die nach einer Art Melodie ab-

gesungen werden, sind häufig nur ein Bestreben der Partei, das Stocken des Redners zu verkleiden und ihm Zeit zur Anknüpfung zu geben. Das Ganze ist großartig und hinreißend.

Meistens ging ich allein, wo ich dann nur mit Hilfe der Police-Männer den Rückweg in meine Wohnung fand. Eines Abends begleiteten mich die beiden Figdor. Das Gedränge war groß, und wir mußten lange im Vorsaale warten. Auf einmal entfernt sich der Vater Figdor und kommt bald darauf ganz kleinlaut zurück. Später zeigte sich, daß er sich zu dem Türhüter begeben und einen Vorzug für uns unter der Angabe beansprucht hatte, es befinde sich ein deutscher Literator da, der ein Bekannter des Herrn Bulwer sei. Ich wußte von dem allen nichts und war wie aus den Wolken gefallen, als bald darauf der Türhüter mit einem elegant gekleideten und wunderhübschen jungen Manne zu uns trat und mir sagte: Hier ist Herr Bulwer, und zu letzterem: Hier ist der deutsche Gentleman, Ihr Freund. Bulwer ersparte mir die Verlegenheit, indem er seinen Arm um meine Schulter schlang, mit mir im Vorsaale auf und nieder ging und mir sagte: heute sei der Saal zu überfüllt, um mich einzuführen, aber morgen, — will sagen: niemals — möchte ich wieder kommen usw. Er verließ uns, wie taumelnd, und machte auf mich ganz den Eindruck eines Betrunkenen. Bald aber erfuhr ich, daß er eben eine Rede gehalten, und was ich für Trunkenheit nahm, war die Nachwirkung der aufgeregten Lebensgeister. Ich unterließ um so mehr, ihm meinen Namen zu sagen, als er ihn ja doch nicht gekannt hätte. Wenn ein Deutscher nicht Schiller oder Goethe heißt, geht er unbekannt durch die ganze Welt.

Das Theater war, wie natürlich, ein Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit. Im Trauerspiele, sämtlich Shakespearesche Stücke, war mir die Sprache nicht hinderlich, da mir jedes Wort, vom vielfältigen Lesen her, beiwohnte. Desto weniger aber erbaute mich das Spiel. Macready polterte und übertrieb. Einer der beiden Kemble, der, vom Theater bereits zurückgezogen, im Julius Cäsar Gastrollen gab, schien mir farblos, die Weiber waren letzteres im höchsten Grade. Das war in Coventgarden und in Drurylane. Nur in der English opera habe ich einmal Romeo und Julie in den beiden Hauptpersonen übervortrefflich darstellen gesehen. Juilette war Miß Ellen Tree, den Namen Romeos habe ich vergessen.

Das englische ernste Theater muß aber notwendig zugrunde gehen. Die vornehme oder auch nur bessere Welt geht um acht Uhr abends zu Tisch, und das Theater beginnt um sieben Uhr. Den Anfang auf später zu verlegen oder, da man gewöhnlich zwei Stücke gibt, das Trauerspiel nach der Posse aufzuführen, geht schon darum nicht, weil der Pöbel sich das Recht nicht nehmen läßt, um neun Uhr um den halben Preis ins Theater zu gehen, ein Recht, das er so streng ausübt, daß er bei längern Trauerspielen mitten in der tragischen Katastrophe in Parterre und Logen hineinpoltert. Es müßten daher Shakespearesche Stücke entweder nach neun Uhr vor einer unruhigen und gelangweilten Menge, oder wie jetzt um sieben Uhr vor halbleerem Hause aufgeführt werden. Zugleich aber tritt der Mangel an Pietät überall hervor. So habe ich in Coventgarden einer Vorstellung beigewohnt, wo nach Richard dem Dritten die französische Oper: Die Jüdin, als Schauspiel bearbeitet, aufgeführt wurde. Da in der Jüdin ganze Schwadronen von Pferden mitspielten, so mußte am Prozenium auf halbe Mannshöhe eine Verschränkung von starkem Eisendraht angebracht werden. Und da das wohl viel Mühe und Zeit brauchte, so geschah die Vorrichtung schon vor Anfang beider Vorstellungen, und Shakespeares Richard der Dritte wurde hinter diesem eisernen Zaun gespielt.

Warum man das gemeine Volk an Wochentagen (an Sonntagen wird ohnehin nicht gespielt) so sorgfältig von ernsthaften Stücken ausschließe, ward mir deutlich in einer Vorstellung am Pfingstmontage, dem einzigen halben Feiertage des englischen Kalenders. Man gab auch diesmal ein Shakespearesches Stück und eine elende Posse mit Musik. Das wegen des arbeitslosen halben Feiertages massenhaft versammelte Volk machte nun während des Shakespeareschen Trauerspieles einen solchen Lärm, daß man nicht etwa nur die Schauspieler nicht verstand, sondern auch nicht hören konnte, ob sie überhaupt sprächen oder nicht. Die entgegengesetzten Seiten der Galerie führten über das Parterre weg Gespräche untereinander, zankten, schrien, begehrten, daß dieser oder jener hinausgeworfen werde. In einem Branntweinhaus voll Betrunkener kann es nicht anders hergehen. Kaum ließ sich aber der erste Ton der Musik zur zweiten elenden Posse hören, als eine Totenstille eintrat, die nur von Zeit zu Zeit durch Ausbrüche des lebhaftesten Beifalls unterbrochen wurde. Überhaupt ist der Engländer bei einem völlig unmusikalischen Ohre der größte Liebhaber der Musik. Alle öffentlichen Anstalten tun das möglichste, um das gemeine Volk auszuschließen. So haben die Eigentümer des zoological garden, wie mir einer der Direktoren selbst gestand, nur darum ein Eintrittsgeld festgesetzt, weil sie fürchten, daß der Pöbel die Tiere reizen, quälen, ja böswillig beschädigen werde. Anderseits scheinen mir alle diese Ausschließungs-Maßregeln, ja die ganze puritanische Sonntagsfeier wieder nur da, um denselben Pöbel absichtlich in seiner Rohheit zu erhalten.

So wenig mich die englischen Schauspiele in der Tragödie befriedigten, um so besser fand ich sie, gegen meine Erwartung, im Lustspiele. Sie haben weniger gute Komiker, als die Fran-

zosen, aber bessere komische Schauspieler. Ihre Laune hatte etwas Männliches, man merkt ihren heitern Menschen an, daß sie auch ernsthaft sein können, wenn es not tut, und das ist es, was den Humor vom Witz und Spaß unterscheidet. Nur verstand ich unglücklicherweise von dem, was sie sprachen, anfangs kaum ein Wort. Ich merkte daher, daß die Schule für die Sprache, als die man das Theater preist, vorderhand für mich eine zu hohe sei.

Ich begab mich daher in die Gerichtsverhandlungen, und da fand ich, was ich suchte. Die plädierenden Advokaten, besonders die jüngeren, sprachen langsam, um sich besinnen zu können. Da nun zugleich der Engländer auf seine häßliche Sprache so stolz ist, als kaum eine andere Nation, und sich daher Mühe gibt, sie so gut als möglich zu sprechen, so war mir der Gerichtssaal eine wahrhafte Sprachschule, und ich brachte es auch so weit, daß in der zweiten Hälfte meines Aufenthaltes mich jedermann verstand, nur ich die andern nicht, wenn sie nicht langsam sprachen, wie meine Advokaten.

Auch sonst waren mir diese Gerichtsverhandlungen im höchsten Grade interessant. Das Publikum wohnte denselben nicht mit der Neugierde der Franzosen, sondern mit einer Art kirchlicher Pietät bei. In der Untersuchung eines Unzuchtfalles, der so öffentlich verhandelt wurde, wie alle übrigen, tat der alte, ernste, in seine Perücke vermummte Richter, zur Konstatierung der fleischlichen Umstände, Fragen an die Zeugen, die überall sonst in der Welt wieherndes Gelächter erregt haben würden. Hier aber fiel niemand ein, nur den Mund zu verziehen. Man merkte, daß das Gefühl von Recht und Gericht die geistige Atmosphäre der Versammlung bildete. Um dieses selbstrichterlichen Gefühls wegen tut es mir leid, daß die Geschworenengerichte in meinem Vaterlande wieder abgestellt worden sind.

Der Sommer des Jahres 1836 war einer der kältesten und regnerischesten des laufenden Jahrhunderts. Das Reisen ins Innere von England wurde dadurch beinahe unmöglich gemacht. Von Eisenbahnen bestanden damals nur einzelne Anfänge. Die Landkutschen waren in der Inseite zu teuer, und die Außenseite, des häufigen Regens halber, nicht verwendbar. Vor allem hätten mich die Universitäten interessiert, als direkt den deutschen entgegengesetzt, die mir, ihres Prinzips der Vielwisserei wegen, zuwider waren, obwohl das Exklusive der englischen auch nichts Gutes sein mag. Aber dazu gehörten Bekanntschaften, die ich nicht machen wollte, obgleich es mir an Adressen und Empfehlungen nicht mangelte. Schlösser und Landeskultur zu betrachten, hinderte das Wetter. Die gotischen Baudenkmäler, die mich in meiner Jugend entzückt hatten, waren mir durch die Übertreibungen meiner deutschen Landsleute so widerlich geworden, daß mir noch jetzt eine gotische Kirche unmittelbar den Eindruck des Asketischen, Ketzer-verfolgerischen, Absurddummen macht. Ich trieb mich daher in London herum, das, im Gegensatz von Paris, anfangs wenig imponiert, aber allmählich zum Riesenhaften und Bewältigenden anwächst.

Endlich kam der Tag der Abreise. Ich hatte mir vorgenommen, die Hauptpunkte von Holland zu sehen und dann über Belgien nach Hause zu reisen. Bei der damals feindlichen Stellung beider Länder aber war die Überschreitung der Grenze mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Ich entschied mich daher für Belgien und ging mit dem Dampfboote nach Antwerpen. Von da auf Brüssel und Lüttich, wo ich zum erstenmal eine längere Strecke Eisenbahn befuhr (schon in London gab es ein kleines Endchen in der Richtung nach Greenwich). Den weitern Weg weiß ich nicht mehr. Wer mir den Vorwurf macht, daß ich wie ein Mantelsack reiste, tut mir nicht unrecht. Mir war aber immer das Reisen zuwider, nur die Nachwirkung tat mir wohl.

Unterdessen war in meinem Vaterlande Kaiser Franz zu seinen Vätern versammelt worden, und an seiner Stelle regierte Kaiser Ferdinand, oder vielmehr an dessen Stelle sein Oheim Erzherzog Ludwig. Ungefähr um diese Zeit wurde der Dienstplatz eines Bibliothekars der Wiener Universitätsbibliothek erledigt. Mir war die Gelegenheit erwünscht, von dem Aktenwesen loszukommen, und ich setzte mich dafür in Bewerbung.

Eigentlich war es nur ein Diensttausch, da mit beiden Stellen der nämliche Gehalt verbunden war. Ich mußte der Übung gemäß dem Stellvertreter des Kaisers, Erzherzog Ludwig, meine persönliche Aufwartung machen. Man machte mich im voraus aufmerksam, daß der Erzherzog die Gewohnheit habe, den Bittsteller anzuhören, ohne selbst ein Wort zu sprechen, daß sein Stillschweigen aber gar kein Vorzeichen einer ungünstigen Entscheidung sei. Wie war ich daher am Audienztage erstaunt, als mir der Erzherzog entgegentrat, mich freundlich anredete, sich mit mir längere Zeit unterhielt und mich endlich ebenso wohlwollend entließ. Die Stelle selbst aber erhielt nicht ich, sondern, trotz dieser hoffnungerregenden Freundlichkeit, ein Schreibersknecht der Hofbibliothek, der mir an Dienstjahren und Gehalt um die Hälfte nachstand, aber von einem dortigen Vorgesetzten empfohlen war, der selbst einer Empfehlung bedurft hätte, um jemand andern empfehlen zu können. Dieser selbe Vorstand gehörte übrigens unter meine begeistertsten Freunde und Bewunderer. Im allgemeinen herrschte rücksichtlich meiner eine Art Blödsinn, vermöge dessen man glaubte, mit Lob und Wertschätzung mich vollkommen abgefunden zu haben.

Ich kehrte daher zu meinen Akten zurück, die

mir täglich widerlicher wurden, indes sie mich anfangs wenigstens historisch interessiert hatten.

Auch ein neuer dramatischer Stoff fand sich, oder vielmehr ein alter, den ich wieder aufnahm: Hero und Leander. Eine wunderschöne Frau reizte mich, ihre Gestalt, wenn auch nicht ihr Wesen durch all diese Wechselfälle durchzuführen. Der etwas pretiös klingende Titel: Des Meeres und der Liebe Wellen, sollte im voraus auf die romantische oder vielmehr menschlich allgemeine Behandlung der antiken Fahrt hindeuten. Mein Interesse konzentrierte sich auf die Hauptsache, und deshalb schob ich die übrigen Personen, ja gegen das Ende selbst die Führung der Begebenheit mehr zur Seite als billig. Aber gerade diese letzten Akte habe ich mit der eigentlichsten Durchempfindung, jedoch wieder nur der Hauptperson, geschrieben.

Daß der vierte Akt die Zuseher ein wenig langweilte, lag sogar in meiner Absicht, sollte doch ein längerer Zeitverlust ausgedrückt werden. Aber auch sonst ist nicht alles, wie es sein sollte. Man kann eben nicht immer, was man will.

Als es zur Aufführung kam (3. April 1831), erhielten die drei ersten Akte begeisterten Beifall, die zwei letzten gingen leer aus. Erst nach mehreren Jahren gelang es einer begabten Schauspielerin, das Ganze zu Ehren zu bringen, ohne übrigens meine Überzeugung von den Kompositionsfehlern dieser letzten Akte aufzuheben.

In Deutschland wurde es nirgends gegeben. Es fehlte nämlich, wie an Dichtern, so auch allgemach an Schauspielern und endlich sogar an einem Publikum.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

Ich will meine Erinnerungen aus dem Revolutionsjahr 1848 niederschreiben. Da tritt denn gleich von vornherein ein bedenklicher Umstern scheinbar hindernd entgegen. Ich habe an jenen Begebenheiten durchaus keinen Anteil genommen. Nicht allein, daß ich den Vorbereitungen und dem Ausbruch fremd blieb, eine mit meiner innersten Natur verbundene Empfindung hinderte mich sogar, den einzelnen Ereignissen Schritt für Schritt zu folgen. Menschen, die sich ihr ganzes Leben mit den reinen Verhältnissen der Kunst und Wissenschaft beschäftigt haben, überfällt gegenüber der jede Möglichkeit einer Berichtigung übersteigenden Verkehrtheit leicht das Gefühl eines bis ins Innerste gehenden Ekels, und man weiß wohl, daß der Ekel die entnervendste Stimmung des menschlichen Wesens ist.

Wer wird aber mit solchen Stimmungen sein Betragen rechtfertigen? Warst du mit dem vormärzlichen Zustande zufrieden? Hast du keine Änderung gewünscht? Glaubst du, daß der Mensch nicht Hand anlegen soll, um unleidliche, nichtswürdige Verhältnisse zu verbessern? Alle diese Fragen mit ja beantwortet, muß doch bei allem Praktischen auf die Umstände Rücksicht genommen werden. Wäre der österreichische Staat ein kompakter, von ein und demselben Volksstamme bewohnter, oder wären diese Volksstämme von dem Wunsche des Zusammengehörens und Zusammenbleibens beherrscht; wäre die Richtung der Zeit eine solche gewesen, daß ein vernünftiges Einhalten nach Erreichung vernünftiger Zwecke vorauszusetzen gewesen, ich hätte die Hand freudig zu jedem Reformversuch geboten, oder — um mir nicht zuviel Tatkraft anzudichten — wenigstens jeden solchen, wenn auch gewaltsamen Versuch mit meinen Wünschen und mit meinem moralischen Einfluß auf meine Landsleute unterstützt. So aber war — und gerade damals im höchsten Grade — von alledem das Gegenteil. Italien befand sich bereits im Aufstande; Ungarn erwartete nur das Signal zu einem gleichen; die lächerliche Nationalitätsfrage hatte allen Volksstämmen der österreichischen Monarchie eine zentrifugale Bewegung eingedrückt; die Brandschriften der letzten zehn Jahre, die frischen Eindrücke der französischen Februarrevolution hatten eine solche Stimmung in der Masse verbreitet, daß bei jedem gewaltsamen Ausbruche ein Überschreiten alles vernünftigen Maßes mit Zuversicht voraus bestimmt werden konnte.

Aber ungeachtet jener Abhaltungsgründe mußte dem österreichischen Staate ein großer Teil der nötigen Reformen gerade durch ruhiges Abwarten auf eine völlig gefahrlose Weise notwendig zuteil werden. Preußen befand sich durch frühere Versprechungen, durch die unvorsichtigen Redeübungen seines Königs, durch seine Stellung in der Mitte der allseitigen Bewegung, in der notgedrungenen Lage, dem, was die Zeit begehrte, nicht länger widerstehen zu können. Hörte aber Preußen auf, ein absoluter Staat zu sein, so mußte Österreich entweder aus dem deutschen Bunde ausscheiden oder seinen Völkern Zugeständnisse machen, die, so gering sie gewesen wären, oder vielmehr gerade weil sie gering waren, den glücklichen Anfang zu einer fortschreitenden, dem Bildungsgrade der Nation angemessenen Entwickelung dargeboten hätten.

Man sage nicht — da auch in Preußen eine solche Umkehrung nicht ohne Unruhen vor sich gegangen wäre — es sei lieblos, von dem Schaden seines Nachbars Vorteil zu ziehen. Denn einerseits ist ja mit fremden Schaden klug werden eine oft belobte Lebensregel; anderer-

seits hat Preußen alles das, was Österreich fehlt, um eine solche Bewegung ohne nachhaltigen Schaden zu überstehen. Ein kompakter Staat, die Einwohner zusammengehörig und jedem Trennungswunsche fremd, die innere Verwaltung nur geringer Verbesserungen bedürftig. So wie Frankreich aus allen inneren Stürmen als das einige und mächtige Frankreich hervorgegangen ist, dürfte auch Preußen ähnliche, ohne Zweifel unendlich geringere Schicksalsprüfungen ungefährdet überstanden haben.

So viel von jenen Umwälzungsbestrebungen, dem Grundsatze nach. Geht man aber weiter zu den Mitteln der Ausführung, so zeigt sich, daß diese ebenso kindisch als jene gefährlich waren, obwohl hierin die Voraussicht von der Wirklichkeit widerlegt worden ist. Aber bei der Ausführung eines Planes die vollkommene Absurdität seines ganz und gar absurden Gegners voraussetzen, kann doch nie eine vernünftige Berechnung genannt werden.

Kaiser Franz in seiner Engherzigkeit und Gedankenscheu hatte beschlossen, seinen Staat von allen Neuerungen entfernt zu halten. Kurzsichtig, aber in der Nähe scharf sehend, führte er zu diesem Ende einen Polizeidruck ein, der in der neueren Geschichte kaum ein Beispiel hat. Wenn er darin mit Ungarn eine Ausnahme machte, so war es teils die Macht der Gewohnheit, da Ungarn denn doch von jeher eine Konstitution hatte, teils weil er hoffte, in dem dort herrschenden aristokratischen Prinzip ein Gegengewicht gegen die demokratischen Bestrebungen der Zeit zu haben. Er vergaß, daß in den Zeiten der Aufregung jeder durch die Vernunft nicht gerechtfertigte Enthusiasmus immer in den allgemeinen Strom einmündet und die Richtung der Zeit einschlägt, wie denn auch aus den ungarischen Aristokraten augenblicks die wütendsten Demokraten geworden sind. Den Ungarn also ward Spielraum gegeben; auf den übrigen Provinzen lastete ein eiserner Druck.

Fürst Metternich, von Hause ein liebenswürdiger, geistreicher, aber in seiner ersten Epoche leichtsinniger und sein ganzes Leben lang durch seine Gelüste (im besseren Sinne des Wortes) bestimmter Mann, war während der Regierung des Kaisers Franz der entschiedenste Tadler jener beengenden Maßregeln seines Herrn gewesen. Er machte sich mit seinen Vertrauten über die Kleinkrämerei des österreichischen Staatswesens lustig, und seine Begeisterung für Lord Byron und ähnliche Geister zeigte deutlich, wie sehr seine ursprüngliche Natur allen Entwürdigungen der Menschennatur fremd war. Als aber Kaiser Franz starb, war er alt, bequem und hochmütig geworden. Zehn Jahre früher hätte er vielleicht Reformen die Hand geboten und sie auch bei dem abgöttischen Ansehen, in dem er bei der Regierungsgewalt stand, durchgesetzt. Jetzt aber wußte er nichts, als in dem alten Schlendrian fortzufahren. Er adelte die unfreiwillig adoptierten Maßregeln mit dem Ehrentitel eines Systems, verlor aber eben durch dieses System all jene Beweglichkeit des Geistes, die seine frühere Laufbahn so glänzend gemacht hatte. Der Umstand, daß er allein es war, der den elenden Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky stützte und hielt, reicht für sich schon hin, um allen Lobrednern Metternichs Stillschweigen aufzulegen.

Der Träger der Staatsgewalt, Erzherzog Ludwig, besaß fast alle jene guten Eigenschaften, die die Söhne Kaiser Leopolds zur ausgezeichnetsten Regentenfamilie ihrer Zeit machten. Er war von seinem Bruder Franz, gleich allem, was in dessen Nähe kam, niedergedrückt worden und in den Model der kaiserlichen Ähnlichkeit gepreßt worden, unterschied sich aber von jenem noch immer durch Gutmütigkeit und Wohlwollen. Vielleicht hat ihn von Reformen nur abgehalten, daß er sich als den Verwalter fremden Guts betrachtete, und daß er die Gewalt als treuer Pfleger unvermindert ebenso abgeben wollte, als er sie empfangen hatte.

Es war noch ein Mann da, Graf Kollowrat, eine Art Minister des Innern, der sich liberal gebärdete, ohne daß etwas dabei herausgekommen wäre.

Alle diese Staatsmänner, so sehr sie auch freiwillig oder notgedrungen das alte System fortsetzten, waren doch zugleich viel zu gutmütig und zu human, um auch den alten Polizeidruck fortsetzen zu wollen. Und das hat sie zugrunde gerichtet. Ihr, wenngleich etwas spärlich fließendes, Billigkeitsgefühl hat die Märzregierung in Österreich gestürzt. Das Regierungssystem Kaiser Franzens ließ sich nur ungetrennt von seinem Polizeisystem fortführen. Wie der Druck nachließ, schnellte die Feder von selbst in die Höhe.

So sehr nun die Polizeigewalt auf diese Art sich geschwächt fand, war sie noch immer ein Riese gegen die Veranstaltungen, die die liberale Märzpartei zur Durchsetzung ihrer Absichten ins Spiel setzte.

Daß die Landstände der verschiedenen Provinzen sich miteinander in Kommunikation setzten, um durch hartnäckiges Petitionieren gewisse, freilich mehr im eigenen, aber immer auch im Volksinteresse gemeinte Zugeständnisse durchzusetzen, war recht und gut, und zwar um so mehr das einzige richtige Mittel, als dadurch das Band zwischen den einzelnen Länderteilen fester angezogen wurde. Die Bewegungen aber, die man im Mittelpunkte der Monarchie vorbereitete, um der Unschlüssigkeit der Regierung einen Anstoß zu geben, diese waren es, die ich unvorsichtig und zugleich kindisch genannt habe.

Ich muß hier eine Digression machen. Die ersten Revolutionen des neueren Europas, die amerikanische und die französische der neunziger Jahre, gingen mehr oder weniger von einer Notwendigkeit, von einer Gefährdung der materiellen Interessen, von einer Bedrohung der Grundlagen alles Bestehens aus. Die späteren (mit Einschluß der Julirevolution) hatten ihren

Grund mehr in dem verletzten Selbstgefühl der Nation, ja, die allerletzte vielleicht geradezu in der Eitelkeit. Alles, was Louis Philipp tat und unterließ, hat die Franzosen nicht so empört als der doktrinäre Hochmut seines Ministers, des sonst so vortrefflichen Guizot. Etwas Ähnliches geschah in Österreich. Die durch Robot und Zehnten, durch Abgaben und Finanzzustände am meisten getroffenen Klassen trugen ihr Schicksal in Geduld, aber die Gebildeten konnten nicht mehr ertragen, als die Böotier von Europa angesehen zu werden, und als die Regierung bald nach der französischen Februarrevolution einen offenbar offiziellen Artikel in die Staatszeitung einrücken ließ, in der nach leicht begreiflicher, aber auch gerechter Mißbilligung jener Vorgänge, zugleich angekündigt wurde, daß in Österreich nichts geändert werden, vielmehr alles beim alten bleiben sollte, ging die Erbitterung des Publikums, das seine Wünsche mißachtet und sich selbst gewissermaßen verspottet fand, über alle Grenzen.

Zu diesem verletzten Selbstgefühle gesellte sich auch die Eitelkeit. Um nicht von denjenigen zu sprechen, die bei einer Volksbewegung oder in einem dadurch herbeigeführten Zustande eine Rolle zu spielen hofften, war das Streben nach Freiheit so sehr als Geist der Zeit anerkannt, daß alle Gebildeten sich nur dann dieses Namens wert erschienen, wenn sie in den allgemeinen Chorus mit einstimmten. Es ist überhaupt gar süß, sich dadurch aus seiner persönlichen Unbedeutendheit herauszuheben, daß man sich einer für erleuchtet geltenden Meinung anschließt und einer Richtung folgt, an deren Spitze die ausgezeichneten Männer des Jahrhunderts stehen. Daß in der vordersten Reihe sich die (s. v. v.) Schriftsteller befanden, versteht sich von selbst.

Was diese am meisten bedrückte, die Zensur, bestand dem Grundsatze nach in derselben Strenge, wie unser Kaiser Franz; die Praxis aber war, freilich größtenteils nur wegen der Unausführbarkeit, unendlich milder geworden. Was die Lektüre fremder verbotener Schriften betraf, so war der Umfang derselben, und zwar der gefährlichsten am meisten, so allgemein als irgendwo in der Welt. Ich habe selbst einen Fiaker auf dem Kutschbocke „Österreichs Zukunft" lesen gesehen. Die Presse im Inlande wurde freilich auf jede Art überwacht. Aber einerseits gefiel sich Fürst Metternich darin, von Zeit zu Zeit Beweise seines liberalen Sinnes zu geben, und Männer von europäischem Rufe, wie Hofrat Hammer, oder Schriftsteller, die Zutritt in die Gesellschaft des Fürsten hatten, konnten so ziemlich drucken lassen, was sie wollten; anderseits drückte man gar zu gern die Augen zu, wenn Österreicher, namentlich Dichter von einigem Ruf, ihre Werke im Auslande verlegen ließen. Sie brauchten dabei nur, als öffentliches Geheimnis, ihren Namen um eine Silbe zu verkürzen oder einen falschen anzunehmen, um kaum befragt, am wenigsten aber angefochten zu werden. Ja, die Gewaltträger fühlten vielleicht sogar eine geheime Freude, daß ihre, wie sie glaubten, notgedrungene Strenge der Entwickelung der ausgezeichneteren Literatur denn doch nicht hindernd im Wege stehe. Eigentlich politische Schriftsteller konnten freilich auf weniger Nachsicht zählen.

Wenn nun auf die oben angedeutete Art für die ausgezeichneten Männer der Literatur gesorgt war, so fand sich eine andere Klasse dafür in der äußersten Bedrängnis, die unbedeutende nämlich, die, als solche, keine Verleger im Auslande finden konnte. In gleicher Lage befanden sich die dramatischen Dichter, die bei ihren Hervorbringungen hauptsächlich die Wiener Bühnen im Auge hatten, und denen die Gelegenheit entging, durch politische Anspielungen und ein ungewaschenes Maul die organischen Mängel ihres Talentes zu ersetzen.

Damit man nun nicht zweifeln konnte, woher der Wind eigentlich wehe, machten die Agitationen gegen die Zensur den Anfang der ganzen Bewegung.

Da ich denn doch meine Erinnerungen niederschreibe, und der Vorgang ein Licht auf die Charaktere der meisten Beteiligten wirft, will ich denn doch meinen Anteil an jener literarischen Agitation hierher setzen und muß daher um einige Jahre zurückgehen.

Es erschienen einige Schriftsteller bei mir, die mich aufforderten, an einer gemeinschaftlichen Bittschrift um Milderung der Preßgesetze teilzunehmen. Ich weigerte mich anfangs, da ich, bei der bekannten Scheu der Regierung vor Assoziationen, im voraus überzeugt war, daß dadurch die Sache nur schlimmer gemacht werden konnte, und das, was viele der andern, bei vielleicht gleicher Überzeugung, lockte, in den deutschen Journalen als Vorkämpfer des Liberalismus, gelobhudelt zu werden, mich keineswegs anzog. Da man jedoch weiter in mich drang, und ich weder den Anschein der Teilnahmslosigkeit oder gar der Wohldienerei auf mich laden wollte, willigte ich endlich ein. Es wurden Schriftstellerversammlungen im Hause des Hofrates Hammer gehalten, eine Bittschrift verfaßt, geändert, angenommen und endlich der Tag zur Unterzeichnung festgesetzt.

Die Versammlung reihte sich in einem mehrfachen Kreise um das Sofa, auf dem in der Mitte, als Hausherr, Hofrat Hammer saß, ihm zu beiden Seiten Professor Endlicher und ich. Als es zur Unterschrift kam, beeilte sich Hofrat Hammer der erste zu unterzeichnen, darauf folgte Professor Endlicher, diesem ich als dritter und sodann in bunter Reihe alle Anwesenden.

Die Bittschrift wurde dem Fürsten Metternich überreicht und hatte die Folge, wie vorauszusehen war. Der Fürst, in großmännischer Heuchelei, erklärte, daß dieses Gesuch seine besten Absichten durchkreuze. Man sei eben daran gewesen, eine Milderung der Preßgesetze eintreten zu lassen, aber das gemeinschaftliche Gesuch, als

ein von den Gesetzen verpönter Schritt, mache vorderhand jede Änderung unmöglich, und es bleibe somit beim alten.

Die Unterzeichner der Bittschrift — die, nebenbei gesagt, über das Mißlingen gar nicht so bestürzt waren, als bei ihrem Feuereifer vorauszusetzen war, so daß man wohl merkte, sie seien von der Fruchtlosigkeit ihres Schrittes im voraus überzeugt gewesen — hatten nun nichts Eiligeres zu tun, als das Gesuch mit den Namen der Unterzeichner in auswärtigen Blättern abdrucken zu lassen, um doch wenigstens der zweiten Hälfte ihres Wunsches, als Vorkämpfer der Freiheit zu gelten, nicht auch verlustig zu gehen.

Da bemerkte nun ich zu meinem Erstaunen, daß ich in der Reihe der Unterzeichner der erste stand, indes ich mir bewußt war, der dritte unterschrieben zu haben. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß Hofrat Hammer und Professor Endlicher ihre voranstehenden Namen durch einen Kunstradierer ausradieren lassen und sich in die Mitte des Hausens eingeschrieben hatten, so daß ich, der ich allein den Schritt mißbilligt, nun als Rädelsführer an der Spitze stand. Mir war dies ziemlich gleichgültig, aber, wie es scheint, den beiden Herren nicht.

Wie sehr das Bedauern des Fürsten Metternich bei seinem ablehnenden Bescheide reine Heuchelei war, zeigte eine bald darauf erscheinende Schrift von einem seiner Vertrauten, dem Baron Clemens Hügel, in der geradezu eine Verschärfung der Maßregeln gegen die Presse als unbedingt notwendig dargestellt wurde.

Da der Verfasser, wie gesagt, ein Vertrauter des Fürsten Metternich war, und die Schrift vor der Veröffentlichung gewiß dem Fürsten vorgelegt und von ihm gebilligt wurde, so mußte die darin ausgesprochene Meinung notwendig als die des Staatskanzlers gelten, und die Indignation des Publikums stieg aufs höchste. Bauernfeld schrieb gegen diese Broschüre, und je derber, je größer diese Abfertigung war, um so größer war ihre Wirkung. Die Sache ging ins Tagesgespräch über. Überhaupt hat die Eitelkeit Metternichs so viel geschadet als sein Hochmut. Die Gewaltherrschaft muß, wie in Rußland, wie in Österreich unter Kaiser Franz, als ein Faktum, als eine keines Erweises bedürftige Notwendigkeit dastehen; von dem Augenblicke, als sie sich verteidigt, hat sie sich zugrunde gerichtet.

Bauernfeld, der Verfasser der Streitschrift gegen Baron Hügel, hatte seit längerer Zeit angefangen, eine politische Rolle zu spielen, und ich kann nicht vermeiden, von ihm zu reden. Er trat in die Literatur halb als Goethianer, halb als Tieckianer ein. Sein unvergleichliches Talent für das Einzelne wurde durch das Fließende seiner Natur in bezug auf ein Ganzes sehr in Schatten gestellt. Nichtsdestoweniger hatten seine ersten dramatischen Hervorbringungen noch immer viel Organisches. Sein erstes und vielleicht bestes Stück ging so ziemlich spurlos vorüber, weil bei Bauernfelds Armut an Erfindung das nicht amüsierte Publikum über die Miniaturwelt von Empfindungspointen und Charaktervorzügen noch hinwegtölpelte. Ein zweites, noch immer im Zusammenhange gedachtes, gelang besser. Bei einem späteren habe ich ihn sogar genötigt, einen dritten Akt hinzuzuschreiben, da er bei dem zweiten geradezu aufhören wollte. Bauernfeld besaß Verstand und literarische Rechtschaffenheit genug, um diesem Gebrechen seines Talentes entgegenzuarbeiten. Es zeigte sich aber bald, daß, wenn er sich einen leitenden Gedanken vorsetzte, das Einzelne steif und kalt geriet, indes er nur auf gut Glück in den Tag hinein schreiben durfte, um alle Teile sprühend von Leben und Interesse zu gestalten. Während er noch so mit sich selber im Kampf war, tauchte das sogenannte junge Deutschland auf. Nun war der Würfel geworfen. Alles sagen zu können, was einem in den Mund kam, an Ordnung und Folge nicht gebunden zu sein, war alles, was er verlangte, und er gab sich von da an einem dissoluten Wesen hin, dessen Hintergrund doch immer eine Art Verzweiflung an sich selbst bildete, wie einer sich dem Trunke ergibt, um dem Gedanken an das Zugrundegehen seines Hausstandes zu entfliehen. Um aber alles zu sagen, was einem in den Mund kommt, muß man es vor allem auch sagen können, und er ward von da an der Wütendste unter den Gegnern der Zensur. Ja, als in der Folge in Deutschland die politische Poesie an die Tagesordnung kam, und Bauernfeld merkte, daß die politischen Anspielungen dem Publikum die willkommensten waren, geriet er aus der literarischen Agitation von selbst in die politische, ein Feld, das ihm bis dahin ganz fremd war. Ich glaube wenigstens nicht, daß er vor seinem dreißigsten Jahre eine politische Zeitung überhaupt nur gelesen hat. Dieser psychologisch bedingte Hergang blieb übrigens für Bauernfeld ein Geheimnis, denn er war von Hause aus ein rechtschaffener Mensch, und die Lust an der Unruhe jeder Art, die ihm angeboren ist, hat ihn wohl selbst über den Zusammenhang getäuscht.

Übrigens ging ihm viel hin, was man andern sehr übel genommen hätte. Der allerhöchste Hof liebte nämlich im Theater — zu lachen, und da ihm Bauernfeld dazu Gelegenheit gab, gefiel man sich darin, ihn für einen polternden Sprudelkopf zu halten, dessen Reden ohne Konsequenz seien. Durch seinen Freund Baumann war Bauernfeld mit dem Minister Kollowrat in Verbindung gekommen, der in Opposition mit dem Fürsten Metternich den Liberalen spielte und Bauernfelds unzusammenhängende Ausbrüche mit Wohlgefallen anhörte, um so mehr, als dessen anfeindender Grimm sich besonders gegen seinen Vorgesetzten, den Finanzpräsidenten Baron Kübeck, wendete, den

Kollowrat gleichfalls haßte, und kurzsichtig genug war, nur seinen persönlichen Feind verspottet zu glauben, wo Bauernfeld das ganze System, seinen hohen Gönner mit eingeschlossen, im Auge hatte.

Weit entfernt sei es von mir, hier Bauernfeld anschuldigen zu wollen. Obgleich bei seiner Verbindung mit Graf Kollowrat er vielleicht an den späteren Ereignissen mehr Anteil hatte, als ich weiß und vielleicht jemals jemand erfahren wird. Er hat in vollkommener Unschuld gehandelt, nur von einer ihm angeborenen zappelnden Unruhe getrieben. So wie es ihm als Dichter an Erfindung fehlte, fehlte es ihm als Mensch, in dem höheren Bereiche, an eigenen Gedanken. Er hat immer nur mit fremden gerasselt. An den Modeworten zu zweifeln, fiel ihm nicht ein, sowie es ihm nicht in den Sinn kam, daß aus den angezettelten Verwickelungen etwas Übles entstehen könne. Als das Üble später eintrat, hat er sich allerdings auf eine grauenhafte Art dagegen verhärtet, wie später vorkommen wird, da war aber schon ein Grad von körperlicher Verrücktheit eingetreten, der ihn unter so viel Aufregungen befiel und selbst heute ihn nicht ganz verlassen hat. Nicht zu leugnen ist übrigens, daß schon seit längeren Zeit seine liebenswürdige Gutmütigkeit einer halb künstlichen Unverschämtheit Platz gemacht hatte, die mich allmählich immer mehr von ihm entfernte.

Ich muß wieder auf Bauernfeld zurückkommen, obwohl ich fühle, daß ich ihm dadurch mehr Bedeutung beilege, als er hatte. Er glich eben dem Winde und den Vögeln, die den Samen von einer Insel zur andern übertragen. So wie er in den höheren Regionen mit Graf Kollowrat, war er, nur auf eine unendlich innigere Art und seit der Jugendzeit, mit Baron Doblhoff, dem Vorfechter der niederösterreichischen Stände und ehemaligen Minister, in Verbindung. Er wohnte bei ihm und war sein Freund und Vertrauter. Doblhoff hat zwar gegen mich wiederholt seine Mißbilligung von Bauernfelds Übertreibungen zu erkennen gegeben, nichtsdestoweniger aber hatte dieser vielen Einfluß auf ihn, schon aus Achtung für Bauernfelds — damals bereits oberflächlich gewordenen — gutmütigen Charakter und für dessen unbestrittenes Talent. Die Machinationen der Landstände waren bereits im vollen Gange, es sollten aber auch noch sonst die Gemüter präpariert werden. Man verfiel darauf, Abendgesellschaften bei Baron Doblhoff zu veranstalten, in denen politische, aber auch literarische Gegenstände besprochen werden sollten, in der ostensibeln Absicht, der wirklich gar zu insipiden Wiener-Konversation eine bessere Richtung zu geben. Ich wurde auch dazu geladen, und da die meisten Gäste meine näheren Bekannten waren, ging ich einige Male hin. Die Unterhaltung wollte aber in keinen rechten Gang kommen, aus dem einfachen Grunde, weil niemand etwas Besonderes zu sagen wußte. Unter den Anwesenden, die alle später politische Rollen gespielt haben, ist mir nur der ältere Baron Stifft aufgefallen, der gut sprach, weil er offenbar konsequent dachte, und Graf Thun, der heutige Kultusminister. Letzterer weniger durch das, was er sagte, als durch das sichtbare Bestreben, die von anderen vorgebrachten schwankenden Phrasen auf eine präzise Geltung zu bringen. Mit letzterem bin ich ein Jahr später (1847) auf dem Linzer Dampfschiffe wieder zusammengekommen. Ich erinnere mich, ihm damals gesagt zu haben, daß er mir ganz zu einem Deputierten auf einem Reichstage gemacht scheine, wobei wir beide keine Ahnung hatten, daß ein Reichstag uns so nahe bevorstand. Überhaupt scheint Graf Thun ein vortrefflicher Mensch, dem auch die Gemütsseite nicht mangelt, welch letztere ihn übrigens auch Vorurteilen zugänglich macht. So hat er früher schon in einer böhmisch geschriebenen Broschüre die tschechische Nationalität in Schutz genommen, welche Nationalität nur den Fehler hat, daß sie keine ist, so wie die Tschechen keine Nation sind, sondern ein Volksstamm und ihre Sprache nicht mehr und nicht weniger als ein Dialekt. Auch ultramontane Überzeugungen scheinen dem vortrefflichen Manne nicht fremd zu sein.

Die Gesellschaft bei Doblhoff bestand teils aus niederösterreichischen Landständen, die von dem literarischen Teile der Unterhaltung nicht sehr erbaut schienen, teils aus Mitgliedern des politisch-juridischen Lesevereins; letztere von den Riesenfortschritten der Welt und besonders Deutschlands in den letzten zwanzig Jahren innigst überzeugt und ihrer Überzeugung durch bereits vorgefundene Phrasen Luft machend.

Dieser juridisch-politische Leseverein war vor kurzem durch junge strebende Männer aus den beiden genannten Fächern gegründet worden. Graf Sedlnitzky, dem wenigstens die Nase des Spürhunds nicht fehlte, wollte durchaus seine Einwilligung nicht geben. Aber der überzuckerte Graf Kollowrat und selbst Fürst Metternich, der, wie schon bemerkt, es liebte, von Zeit zu Zeit Beweise seines liberalen Sinnes in die Welt zu schicken — der allenfalls den Barrabas freigab, um Christus kreuzigen zu können — nahmen sich der Sache an, und diese Pulvermühle für eine künftige Explosion wurde gegründet.

Da ich wohl fühle, aus aller Folge herausgekommen zu sein, und eben von den Liberalitätsparoxysmen des Fürsten Metternich die Rede ist, will ich die Entstehung der Wiener Akademie der Wissenschaften hierher setzen, und zwar um so mehr, als sie gerade in diese Zeit fällt, und ich in gegenwärtigen Aufzeichnungen keinen andern Ort für sie weiß. Diese Akademie der Wissenschaften ist eigentlich von den galizischen Bauern gegründet worden. Damit verhielt es sich so: Baron Hammer hatte, wahrscheinlich aus Eitelkeit, Präsident einer Akademie zu heißen, seit lange alles in Bewegung gesetzt, um eine solche in Wien zustande zu bringen. Man war jedoch

seit lange gewohnt, auf die Einfälle des verdienstvollen, aber unbesonnenen und turbulenten Mannes keine Rücksicht zu nehmen. Ungefähr um diese Zeit griff Professor Endlicher die Sache auf. Als ein verständiger Mann, der er war, änderte er jedoch den Gedanken dahin, daß er statt einer Akademie, wozu alle Elemente fehlten, eine vom Staat unterstützte Privatgesellschaft für gemeinsame literarische Arbeiten gründen wollte. Bei einer zu diesem Zwecke gehaltenen Versammlung, zu der man aus jedem Fache einen und aus dem schönwissenschaftlichen mich zugog, konnte man aus der Statur der Flügelmänner das Maß der künftigen Kompagnie mit Grauen wahrnehmen. Ich suchte anfangs mich und überhaupt alle Dichter, als nicht in eine solche Gesellschaft gehörig, auszuschließen, um so mehr, als meine poetischen Nebenmänner: Baron Zedlitz, Baron Münch und allenfalls der Erzbischof Pyrker sich in einer Stellung zum Hofe befanden, daß ein Anschluß zu etwas, was dem Hofe mißfällig war, bei ihnen gar nicht vorausgesetzt werden konnte. Die Gesellschaft war anderer Meinung, und ich fügte mich. Das gemeinschaftliche Gesuch ward übergeben, und es war nicht mehr die Rede davon. Da entstand der Aufstand in Galizien. Die treugebliebenen Bauern mordeten, sengten, wüteten, offenbar von den Lokalbehörden unterstützt, welch letztere deshalb gar nicht zu tadeln sind, da die Staatsgewalten alle Vorsichtsmaßregeln versäumt hatten, und die bedrohten Landbeamten ihren einzigen Schutz in den gegen die Gutsherren wütenden Bauern fanden. Ein Aufschrei des Entsetzens über diese Greuelszenen ging durch ganz Europa. Da fällt auf einmal wie vom Himmel herunter die Stiftung der Akademie der Wissenschaften. Fürst Metternich wollte eben der öffentlichen Stimmung eine andere Richtung geben, dem Brandschaden des Staates ein liberales Pflaster auflegen, und dazu war ein solch wissenschaftliches Zugeständnis wie gemacht.

In diesen widersprechenden Richtungen bewegte sich der österreichische Staat, als die Februarrevolution in Paris ausbrach. Ohne sie wäre in Österreich, ja vielleicht in ganz Deutschland trotz des albernen Kokettierens von seiten des Königs von Preußen die Entwickelung auf wer weiß wie lange hinausgeschoben geblieben, nun hatte man aber ein Muster der Nachahmung, und man ging ans Werk. In Wien waren es die niederösterreichischen Landstände (siehe Baron Doblhoffs Abendgesellschaften), der juridisch-politische Leseverein und sämtliche schlechte Schriftsteller, die das aktive Kontingent stellten. Eine Straßendemonstration bei Gelegenheit des bevorstehenden niederösterreichischen Landtages ward abgekartet, und dabei die Studenten an die Spitze gestellt, weil sie als alberne Jungen allein bereit waren, ihre Pfoten für die brennend heißen Kastanien herzuleihen. Die Sache wurde auf der Straße besprochen, jedermann wußte es, Tag und Stunde war bestimmt. Ich erinnere mich, mehreren der Verschworenen, die ich alle mehr oder weniger kannte, geradezu ins Gesicht gelacht zu haben. Glaubt ihr denn, die Behörden werden es zu eurer Demonstration kommen lassen? sagte ich ihnen. Diese brauchten nämlich nur den Landtag hinauszuschieben, oder den Vätern der hitzigsten Studenten den Rat zu geben, ihre Buben zur Zeit aufs Land zu schicken, und in der Zwischenzeit einige Bereitwilligkeit zu Reformen blicken zu lassen (welch letzteres auch wirklich, aber nur zu spät, in einem am 12. März erflossenen Höchsten Handschreiben geschah), um alle Vorbereitungen avertieren zu machen. Das Nichtvorausgesetzende trat aber wirklich ein. Es wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt, und der Krawall des 13. März fand statt.

Für diese Unterlassung von seiten der Behörden gibt es nur eine Erklärung: daß den beiden Parteien, die sich in die höchste Gewalt teilten, ein solches Ereignis nicht unwillkommen war, das sie beiderseits für ihre Zwecke auszubeuten gedachten. Die Hofpartei wollte den Fürsten Metternich stürzen; dieser aber den Erzherzog Ludwig einschüchtern und — was ich nicht weiß — entweder zu Konzessionen stimmen oder zu vermehrter Strenge veranlassen. Man hoffte, das Ereignis in der Hand zu behalten, und wie gefährlich jeder Funke ist in einer Zeit, wo alle Straßen mit Schießpulver bestreut sind, daran dachte niemand. Vielleicht hat sich der jetzige Minister Bach von allen Märzleuten nur darum in der höchsten Gunst erhalten, weil er damals der entrepreneur des révolutions im Auftrage gewisser Hofpersonen war.

Am Morgen des verhängnisvollen 13. März, oder vielmehr gegen Mittag, ging ich aus meiner Wohnung, um zu sehen, ob denn von all dem projektierten Unsinn etwas und was allenfalls stattfinde. Da die Sache von den Studenten ausgehen sollte, ging ich vor allem auf den Universitätsplatz, den Ort der verabredeten Zusammenkunft. Ich fand ihn nicht allein menschenleer, sondern auch ohne Spuren, daß früher etwas Ungewöhnliches stattgefunden habe. Ich nahm von da den Weg, den ungefähr ein Studentenaufzug bis zum Landhause genommen haben konnte. Nirgends eine Spur von etwas Ungewöhnlichem, nicht zwei Menschen, die miteinander sprachen oder auf ein besonderes Ereignis hindeuteten. So kam ich auf die Freiung und ging ein Stück in die Herrengasse hinein. Hier endlich, in die Nähe des Landhauses gekommen, sah ich vor demselben etwa 200 bis 250 Menschen zusammengedrängt, die von Zeit zu Zeit einen schwachen Ausruf hören ließen, aber so matt, so erbärmlich, daß ich mich im Namen meiner Landsleute schämte, daß, wenn sie schon krawallen wollten, sie's gar so unscheinbar anfingen.

Das war um halb zwölf Uhr, indes die Geschichte schon um acht oder neun Uhr morgens angefangen hatte. Damals noch hätte man

den Aufruhr mit zwei Bataillonen Soldaten von beiden Seiten wie einen Taschendieb „einführen" können, denn auf den nächstgelegenen Plätzen gingen die Leute unbekümmert ihren Geschäften nach, ja in der Herrengasse selbst zeigte sich außer der nächsten Nähe des Landhauses nirgends ein Spur von Teilnahme. Aber nirgends Truppen, nicht einmal die gewöhnliche Polizeiwache. Halb verdrießlich, halb beschämt, begab ich mich ins damalige Hofkammerarchiv, dessen Aktensaal die Aussicht auf den Ballplatz gegenüber der Staatskanzlei hatte. Hier hatte ich mich aber kaum zur Arbeit gesetzt, als ein paar Bekannte kamen mit den Worten: „Nun sind sie beim Fürsten Metternich!" Ich folgte in den Aktensaal und sah in der Mitte des Ballplatzes einen Haufen von 40 bis 50 jungen Leuten, einer von ihnen auf den Schultern des andern oder auf einem Tische über die andern hinausragend und im Begriffe, gegen die Staatskanzlei gewendet, eine Rede zu beginnen. Hier endlich waren Grenadiere in dreifacher Reihe, das Gewehr beim Fuße, an der mir gegenüber liegenden Mauer der Bastei aufgestellt. Der junge Mensch begann seine Rede, von der ich mühsam den Eingang verstand: „Ich heiße N. N. Burian, aus ** in Galizien geboren, 19 Jahre alt," teils konnte ich den Rest nicht mehr verstehen, teils fürchtete ich jeden Augenblick, die Grenadiere würden mit dem Bajonett auf die jungen Leute losgehen und Verwundungen oder sonstige Mißhandlungen vorfallen, ich verließ daher das Fenster und ging in mein Arbeitszimmer zurück, dachte aber außer Gefahr für die armen Knaben noch an nichts Arges. Doch hatte das Ganze einen großen Eindruck auf mich gemacht. Die Unbekümmertheit, mit der die jungen Leute wie Opferlämmer sich hinstellten und von den aufgestellten Bewaffneten gar keine Notiz nahmen, hatte etwas Großartiges. Das sind heldenmütige Kinder, sagte ich zu mir selbst.

Später trat endlich die bewaffnete Macht ein. Es wurde auf das Volk gefeuert. Wer es immer befohlen hat, er hat die Monarchie an den Rand des Abgrundes gebracht, indem er die Gassenbüberei zu einer Revolution stempelte. Von da an war kein Halt, um so mehr, als man den Fürsten Metternich absetzte, der bei allen seinen Fehlern doch noch der einzige war, der Kopf und Energie gehabt hätte, dem Fortrollen Maß und Ziel zu setzen. Ein Opfer war notwendig, dazu wäre aber auch der Polizeipräsident Graf Sedlnitzky hinreichend gewesen, der allgemein verhaßt und wirklich größtenteils schuld an allen Übeln war.

Übrigens muß ich meinen Landsleuten das Zeugnis geben, daß sie sich in der ersten Zeit mit einer Liebenswürdigkeit benommen haben, daß man jeden einzelnen hätte küssen mögen. Ich fing schon selbst an, meinen Besorgnissen zu mißtrauen. Mit so gutmütigen Leuten, schien es, könne man die gefährlichsten Experimente anstellen. Als aber am dritten Tage die Ungarn kamen und sich von der Gesamtmonarchie losrissen, und die Menge, die das wußte, ihnen Vivats und Eljens zurief, da merkte ich, daß die Dummheit oder vielmehr Unbesonnenheit, mit Unwissenheit gepaart, gefährlicher ist als die Schlechtigkeit, und war überzeugt, daß wir verloren seien.

Übrigens war es die lustigste Revolution, die man sich denken kann. Vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, bewegte sich die ganze Population den Tag über auf den Straßen. In der Nähe der kaiserlichen Burg angekommen — die indessen mit Militär und Kanonen besetzt worden war — erhob die Menge ein lautes Jubelgeschrei, so daß die im Inneren Abgeschlossenen jeden Augenblick glaubten, es gehe an ihr Leben, und alles bewilligten, was einzelne Unverschämte, die sich als Deputierte darstellten, nur irgend zu begehren Lust hatten. Überhaupt war es Mode geworden, daß jeder, dem es beliebte, in die Burg Einlaß begehrte, dort in den Tisch schlug und den Erzherzögen Grobheiten sagte.

Am ernsthaftesten, aber freilich auch am absurdesten nahmen es die Studenten, die sich als die Helden der Bewegung betrachteten. Da man mit Erteilung der Konstitution zögerte, wollten sie die Burg stürmen. Sie dachten dabei weniger an den Sieg als an die Ehre, für die Freiheit zu sterben. Sie stritten sich um den ersten Platz beim Angriff. Ich habe mich überzeugt, daß die Jüngeren und Schwächeren begehrten, vorangestellt zu werden, damit, wenn sie erschossen wären, die Älteren und Stärkeren sich auf die Kanonen werfen könnten, ehe man noch Zeit hätte, wieder zu laden. Ein nichts weniger als aufgeregter Professor sagte mir: Ich bin überzeugt, sie nehmen die Burg ein. Endlich erschien das Versprechen einer Verfassung. Der Kaiser fuhr durch die Stadt. Jubel, Vivats, Anhänglichkeit, Liebe, Treue überall, und zwar aus reinem Herzen.

Ich selbst war zur Passivität verdammt. Da meine Überzeugungen in allem das Gegenteil von der allgemeinen Begeisterung waren, so fehlte mir jeder Anhaltspunkt der Verständigung. Ich begrüßte die Freiheit in einem Gedichte an mein Vaterland, wobei ich es aber nicht an den eindringlichsten Warnungen fehlen ließ, besonders vor der Nachahmung der Albernheiten und Schlechtigkeiten Frankreichs und des übrigen Deutschlands. Man nahm das Gedicht gut auf, sogar die Warnung, ohne aber eine Ahnung zu haben, daß man einer solchen bedürfe.

Hier wäre der Ort, mich über meinen Mangel an Begeisterung für die Freiheit zu rechtfertigen. Der Despotismus hat mein Leben, wenigstens mein literarisches, zerstört, ich werde daher wohl Sinn für die Freiheit haben. Aber nebstdem, daß die Bewegung des Jahres 1848 mein Vaterland zu zerstören drohte, das ich bis zum Kindischen liebte, schien mir auch überhaupt kein Zeitpunkt für die Freiheit ungünstiger als der

damalige. In Deutschland, das immer von Fortschritten träumte, hatte die ganze Bildung einen solchen Charakter von Unfähigkeit, Unnatur, Überfreibung und zugleich von Eigendünkel angenommen, daß an etwas Vernünftiges und Maßhaltendes gar nicht zu denken war, und doch war hundert auf eins zu wetten, daß die Literatur, wenigstens anfangs, an der Spitze der Bestrebungen stehen werde, ich sage: anfangs, weil gerade durch das Unausführbare ihrer Theorien der im zweiten Gliede stehenden Schlechtigkeit Tür und Tor geöffnet werden mußte. Zur Freiheit gehört vor allem gesunder Verstand und Selbstbeschränkung, und gerade daran fehlte es in Deutschland. Österreich hatte trotz seiner Zensur das Übergreifen der deutschen literarischen Absurditäten nicht verhindern können, und wenn die Wiener von „Aufgehen in Deutschland" träumten, so war es größtenteils, weil sie hofften, das deutsche wissenschaftliche Gebräu mit leichter Mühe und vollen Löffeln in sich hineinschlingen zu können. Deshalb war ich auch zur Passivität verdammt; denn hätte ich gesagt: Was ihr für Weisheit haltet, ist Unsinn; — es hätte mir niemand geglaubt. Vor allem, weil ich alt und der Fortschritt nur in der Jugend beglaubigt war.

Erinnerungen an Beethoven.

Ich lese einen Aufsatz von Herrn L. Rellstab: „Beethoven" überschrieben, und finde darin meines Verhältnisses zu dem genannten großen Meister, namentlich aber des Operntextes, den ich für ihn geschrieben, in einer Art erwähnt, die nicht ganz richtig ist. Diese Anschuldigung gilt nicht Herrn Rellstab, der ohne Zweifel alles, was ihm Beethoven sagte, bis auf die Worte getreu niederschrieb. Die Ursache dürfte vielmehr in dem traurigen Zustande des Meisters während seiner letzten Jahre liegen, der ihn wirklich Geschehenes und bloß Gedachtes nicht immer deutlich unterscheiden ließ. Was einen großen Mann betrifft, ist immer interessant, ich will daher unser Zusammentreffen und was daraus erfolgte, nach Möglichkeit treu erzählen. Oder vielmehr, es macht mir Vergnügen, meine Erinnerungen an ihn bei dieser Gelegenheit wieder vor die Seele zu führen und sie hier aufzuzeichnen.

Das erste Mal, daß ich Beethoven sah, war in meinen Knabenjahren — es mochte in den Jahren 1804 oder 5 gewesen sein — und zwar bei einer musikalischen Abendunterhaltung im Hause meines Onkels, Joseph Sonnleithner, damaligen Gesellschafters einer Kunst- und Musikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven befanden sich noch Cherubini und Abbé Vogler unter den Anwesenden. Er war damals noch mager, schwarz, und zwar, gegen seine spätere Gewohnheit, höchst elegant gekleidet und trug Brillen, was ich mir darum so gut merkte, weil er in späterer Zeit sich dieser Hilfsmittels eines kurzen Gesichtes nicht mehr bediente. Ob er selbst oder Cherubini bei dieser Musik spielte, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, nur daß, als der Bediente bereits das Souper ankündigte, sich Abbé Vogler noch ans Klavier setzte und über ein afrikanisches Thema das er selbst aus dem Mutterlande herübergeholt, endlose Variationen zu spielen anfing. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach während seiner musikalischen Durchführungen in den Speisesaal. Es blieben nur Beethoven und Cherubini zurück. Endlich ging auch dieser, und Beethoven stand allein neben dem hart arbeitenden Manne. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Abt Vogler, nunmehr ganz allein gelassen, aufhörte, sein Thema in allen möglichen Formen zu liebkosen. Ich selbst war im dumpfen Staunen über das Ungeheuerliche der Sache zurückgeblieben. Was von diesem Augenblicke an weiter geschah, darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtnis völlig. Neben wem Beethoven bei Tische saß, ob er sich mit Cherubini unterhielt, ob sich später Abt Vogler zu ihnen gesellte — es ist, als ob ein dunkler Vorhang sich mir über alles das hingezogen hätte.

Ein oder zwei Jahre darauf wohnte ich mit meinen Eltern während des Sommers in dem Dorfe Heiligenstadt bei Wien. Unsere Wohnung ging gegen den Garten, die Zimmer nach der Straße hatte Beethoven gemietet. Beide Abteilungen waren durch einen gemeinschaftlichen Gang verbunden, der zur Treppe führte. Meine Brüder und ich machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann — er war unterdessen stärker geworden und ging höchst nachlässig, ja unreinlich gekleidet — wenn er brummend an uns vorüberschoß; meine Mutter aber, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, ließ sich hinreißen, je und dann, wenn sie ihn Klavier spielen hörte, auf den gemeinschaftlichen Gang, und zwar nicht an seiner, sondern unmittelbar neben unserer Türe hinzutreten und andächtig zu lauschen. Das mochte ein paarmal geschehen sein, als plötzlich Beethovens Tür aufgeht, er selbst heraustritt, meine Mutter erblickt, zurückeilt, und unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab ins Freie stürmt. Von diesem Augenblicke an berührte er sein Klavier nicht mehr. Umsonst ließ ihn meine Mutter, da ihr alle andern Gelegenheiten abgeschnitten

waren, durch seinen Bedienten versichern, daß nicht allein niemand ihn mehr belauschen werde, sondern unsere Türe nach dem Gange verschlossen bleiben und alle ihre Hausgenossen statt der gemeinschaftlichen Treppe sich nur im weiten Umwege des Ausgangs durch den Garten bedienen würden: Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Klavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.

In einem der darauf folgenden Sommer besuchte ich öfters meine Großmutter, die in dem nahe gelegenen Döbling eine Landwohnung inne hatte. Auch Beethoven wohnte damals in Döbling. Den Fenstern meiner Großmutter gegenüber lag das baufällige Haus eines wegen seiner Liederlichkeit berüchtigten Bauers, Flehberger hieß er. Dieser Flehberger besaß außer seinem garstigen Hause auch eine zwar sehr hübsche, aber vom Rufe eben auch nicht sehr begünstigte Tochter Liese. Beethoven schien an dem Mädchen vieles Interesse zu nehmen. Noch sehe ich ihn, wie er die Hirschgasse heraufkam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flehbergers Hoftore stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend, unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernburschen gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignorieren in Zorn brachte, dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber doch nicht, das nächste Mal wieder am Hoftore stehen zu bleiben. Ja, sein Anteil ging so weit, daß, als des Mädchens Vater wegen eines Raufhandels beim Trunk in das Dorfgefängnis gesetzt wurde (Kotter genannt), Beethoven sich persönlich bei der versammelten Dorfgemeinde für dessen Freilassung verwendete, wobei er aber nach seiner Art die gestrengen Ratsherrn so stürmisch behandelte, daß wenig fehlte, und er hätte seinem gefangenen Schützling unfreiwillige Gesellschaft leisten müssen.

Später sah ich ihn höchstens auf der Straße und ein paarmal im Kaffeehause, wo er sich viel mit einem jetzt seit lange verstorbenen und vergessenen Dichter aus der Novalis-Schlegelschen Bilde, Ludwig Stoll, zu schaffen machte. Man agte, sie projektierten zusammen eine Oper. Es bleibt unbegreiflich, wie Beethoven von diesem anhaltlosen Schwebler etwas Zweckdienliches, ja überhaupt etwas anderes als — allenfalls gut versifizierte — Phantastereien erwarten konnte.

Unterdessen hatte ich selbst den Weg der Öffentlichkeit betreten. Die Ahnfrau, Sappho, Medea, Ottokar waren erschienen, als mir plötzlich von dem damaligen Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moritz Dietrichstein, die Kunde kam, Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er mich vermögen könne, für ihn, Beethoven, ein Opernbuch zu schreiben.

Diese Anfrage, gestehe ich es nur, setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Einmal lag mir der Gedanke, je ein Opernbuch zu schreiben, an sich schon fern genug, dann zweifelte ich, ob Beethoven, der unterdes völlig gehörlos geworden war und dessen letzte Kompositionen, unbeschadet ihres hohen Wertes, einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, der mir mit der Behandlung der Singstimmen in Widerspruch zu stehen schien; ich zweifelte, sage ich, ob Beethoven noch imstande sei, eine Oper zu komponieren. Der Gedanke aber, einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem, für jeden Fall höchst interessanten Werke zu geben, überwog alle Rücksichten, und ich willigte ein.

Unter den dramatischen Stoffen, die ich mir zu künftiger Bearbeitung aufgezeichnet hatte, befanden sich zwei, die allenfalls eine opernmäßige Behandlung zuzulassen schienen. Der eine bewegte sich in dem Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft. Aber nebstdem, daß ich keine Sängerin wußte, die der Hauptrolle gewachsen wäre, wollte ich auch nicht Beethoven Anlaß geben, den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend da lagen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näher zu treten.

Ich wählte daher die Fabel der Melusine, schied die reflektierenden Elemente nach Möglichkeit aus und suchte durch Vorherrschen der Chöre, gewaltige Finales, und indem ich den dritten Akt beinahe melodramatisch hielt, mich den Eigentümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen. Mit dem Komponisteur früher über den Stoff zu konferieren, unterließ ich, weil ich mir die Freiheit meiner Ansicht erhalten wollte, auch später einzelnes geändert werden konnte und endlich ihm zu freistand, das Buch zu komponieren oder nicht. Ja, um ihm in letzterer Beziehung gar keine Gewalt anzutun, sandte ich ihm das Buch auf demselben Wege zu, auf dem die Anforderung geschehen war. Er sollte durch keine persönliche Rücksicht irgend einer Art bestimmt oder in Verlegenheit gesetzt werden.

Ein paar Tage darauf kam Schindler, der damalige Geschäftsmann Beethovens — derselbe, der später seine Biographie geschrieben hat —, zu mir und lud mich im Namen seines Herrn und Meisters, der unwohl sei, ein, ihn zu besuchen. Ich kleidete mich an und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorstadt Landstraße wohnte. Ich fand ihn, in schmutzigen Nachtkleidern auf einem zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Türe, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern herausstrat, konnte er sich, mitten im eifrigen Gespräche, doch nicht enthalten, einen

prüfenden Blick auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab.

Wir wir eintraten, stand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücke des Wohlwollens und kam sogleich auf die Oper zu sprechen. Ihr Werk lebt hier, sagte er, indem er auf die Brust zeigte, in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu komponieren. Nur mit dem Jägerchor, der den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte: wo soll das hinführen? Obwohl ich die Notwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständnis er sehr zufrieden schien, und weder damals noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Änderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Kontrakt mit mir zu schließen. Die Vorteile aus der Oper sollten gleich zwischen uns geteilt werden usw. Ich erklärte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich bei meinen Arbeiten nie auf ein Honorar oder dergleichen gedacht hätte (wodurch es auch kam, daß mir dieselben, die ich — Uhland ausgenommen — für das Beste halte, was Deutschland seit dem Tode seiner großen Dichter hervorgebracht, allesamt kaum so viel eingetragen, als einem Verstorbenen, oder Lebendigen, oder Halbtoten ein einziger Band ihrer Reisenovellen und Phantasiebilder). Am wenigsten solle zwischen uns davon die Rede sein. Er möge mit dem Buche machen, was er wolle, ich würde nie einen Kontrakt mit ihm schließen. Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Hetzendorf zu besuchen, wenn er einmal dort eingerichtet sein würde.

Ich hoffte, er hätte das Geschäftliche seiner Idee aufgegeben. Schon nach ein paar Tagen aber kam mein Verleger, Wallishauser, zu mir und sagte, Beethoven bestünde auf der Abschließung eines Kontraktes. Wenn ich mich nun nicht dazu entschließen könnte, sollte ich mein Eigentumsrecht auf das Buch ihm, Wallishauser, abtreten, er würde dann das weitere mit Beethoven abmachen, der davon schon präveniert sei. Ich war froh, der Sache los zu werden, ließ mir von Wallishauser eine mäßige Summe auszahlen, zedierte ihm alle Rechte der Autorschaft und dachte nicht weiter daran. Ob sie nun wirklich einen Kontrakt abgeschlossen haben, weiß ich nicht; muß es aber glauben, weil sonst Wallishauser nicht unterlassen haben würde, mir über sein aufs Spiel gesetzte Geld nach Gewohnheit den Kopf voll zu jammern. Ich erwähne alles dies nur, um zu widerlegen, was Beethoven zu Herrn Rellstab sagte: „er habe anders gewollt, als ich". Er war damals vielmehr so fest entschlossen, die Oper zu komponieren, daß er schon auf die Anordnung von Verhältnissen dachte, die erst nach der Vollendung eintreten konnten.

Im Laufe des Sommers besuchte ich mit Herrn Schindler Beethoven auf seine Einladung in Hetzendorf. Ich weiß nicht, sagte mir Schindler auf dem Wege, oder hatte mir jemand schon früher gesagt, Beethoven sei durch dringende bestellte Arbeiten bisher verhindert worden, an die Komposition der Oper zu gehen. Ich vermied daher, das Gespräch darauf zu bringen. Wir gingen spazieren und unterhielten uns so gut, als es halb sprechend, halb schreibend, besonders im Gehen möglich ist. Noch erinnere ich mich mit Rührung, daß Beethoven, als wir uns zu Tische setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen herausbrachte. Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor das seine, und drei stellte er in Reihe vor mich hin, wahrscheinlich um mir in seiner wildnaiven, gutmütigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wie viel mir beliebte. Als ich, ohne Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Toren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb Stunden langen Heimweg allein antrat. Indem er aus dem Wagen stieg, sah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er gesessen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergessen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe, und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterlist, lief er nur um so schneller in der entgegengesetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohnes, den ich mit meinem Kutscher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde.

Später sah ich ihn — ich weiß nicht mehr, wo — nur noch einmal wieder. Er sagte mir damals: Ihre Oper ist fertig. Ob er damit meinte: fertig im Kopfe, oder ob die unzähligen Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen. Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorsatze getreu, ihn, auch nicht aufs leiseste, daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in seine

Nähe, bis ich, in schwarzem Anzuge und eine brennende Fackel in der Hand, hinter seinem Sarge herging.

Zwei Tage vorher kam Schindler des Abends zu mir mit der Nachricht, daß Beethoven im Sterben liege und seine Freunde von mir eine Rede verlangten, die der Schauspieler Anschütz an seinem Grabe halten sollte. Ich war um so mehr erschüttert, als ich kaum etwas von der Krankheit wußte, suchte jedoch meine Gedanken zu ordnen, und des andern Morgens fing ich an, die Rede niederzuschreiben. Ich war in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat, um das Bestellte abzuholen, denn Beethoven sei eben gestorben. Da tat es einen starken Fall in meinem Innern, die Tränen stürzten mir aus den Augen, und — wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte — ich habe die Rede nicht in der Prägnanz vollenden können, in der sie begonnen war. Sie wurde übrigens gehalten, die Leichengäste entfernten sich in andächtiger Rührung, und Beethoven war nicht mehr unter uns!

Ich habe Beethoven eigentlich geliebt. Wenn ich von seinen Äußerungen nur wenig wieder zu erzählen weiß, so kommt es vorzüglich daher, weil mich an einem Künstler nicht das interessiert, was er spricht, sondern was er macht. Wenn Sprechen ein Maßstab für Künstlerwert abgäbe, so wäre Deutschland gegenwärtig ebenso voll von Künstlern, als es in der Tat leer ist. Ja, der eigentlichen Schöpfungskraft kommt nur jenes, bereits im Talent gegebene, gleichsam gebundene Denkvermögen zugute, das sich instinktmäßig äußert und die Quelle von Leben und individueller Wahrheit ist. Je weiter der Kreis, um so schwerer seine Erfüllung. Je größer die Masse, um so schwieriger ihre Belebung. Als Goethe noch wenig wußte, schrieb er den ersten Teil des Faust; als das ganze Reich des Wissenswürdigen ihm geläufig war, den zweiten. Von einzelnem, was Beethoven sagte, fällt mir nachträglich nur noch ein, daß er Schillern sehr hoch hielt, daß er das Los der Dichter gegenüber den Musikern als das beglücktere pries, weil sie ein weiteres Gebiet hätten; endlich daß Webers Euryanthe, die damals neu war und mir mißfiel, ihm gleich wenig zu gefallen schien. Im ganzen dürften es doch Webers Erfolge gewesen sein, die in ihm den Gedanken hervorriefen, selbst wieder eine Oper zu schreiben. Er hatte sich aber so sehr an einen ungebundenen Flug der Phantasie gewöhnt, daß kein Opernbuch der Welt imstande gewesen wäre, seine Ergüsse in gegebenen Schranken festzuhalten. Er suchte und suchte und fand keines, weil es für ihn keines gab. Es hätte ihn doch sonst einer der vielen Stoffe, die ihm Herr Rellstab vorschlug, besonders eh' ihn noch Mängel der Ausführung zurückschrecken konnten, wenigstens in der Idee anziehen müssen.

Mein Opernbuch, als dessen Eigentümer ich mich nicht mehr betrachten konnte, kam später durch die Buchhandlung Wallishauser in die Hände Konradin Kreutzers. Wenn keiner der jetzt lebenden Musiker der Mühe wert findet, es zu komponieren, so kann ich mich darüber nur freuen. Die Musik liegt ebenso im argen als die Poesie, und zwar aus dem nämlichen Grunde: dem Mißkennen des Gebietes der verschiedenen Künste. Die Musik strebt, um sich zu erweitern, in die Poesie hinüber, wie die Poesie ihrerseits in die Prosa. Dies weiter auseinanderzusetzen scheint nicht an der Zeit, solange Kunstphilosophen, Kunsthistoriker — ich denke hier an Gervinus und ähnliche Halbwisser, die die Unfähigkeit für ihr eigenes Fach als eine Befähigung für jedes fremde ansehen, — solange derlei sachunkundige Schwätzer den deutschen Kunstboden inne haben. Von dem gesunden Sinne der Nation ist übrigens zu erwarten, daß sie sich der Herrschaft der Worte baldmöglichst entziehen und wieder auf Sachen und Taten zurückkommen werde.

Zum Schlusse noch ein paar Reimzeilen, die ich vor kurzem niedergeschrieben und für die ich keine bessere Stelle weiß:

Es geht ein Mann mit raschem Schritt, —
Nun freilich geht sein Schatten mit —
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn,
Und all sein Streben ist nach vorn;
Ein Strom will hemmen seinen Mut,
Er stürzt hinein und teilt die Flut;
Am andern Ufer steigt er auf,
Setzt fort den unbezwungnen Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt weit er aus, daß jedem bangt.
Ein Sprung — und sieh da, unverletzt
Hat er den Abgrund übersetzt. —
Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
Als Sieger steht er schon am Ziel;
Nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

Rede am Grabe Beethovens.

Indem wir hier am Grabe dieses Verblichenen stehen, sind wir gleichsam die Repräsentanten einer ganzen Nation, des deutschen gesamten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte dessen, was uns übrig blieb von dem dahingeschwundenen Glanz heimischer Kunst, vaterländischer Geistesblüte. Noch lebt zwar — und möge er lange leben! — der Held des Sanges in deutscher Sprache und Zunge; aber der letzte Meister des tönenden Liedes, der Tonkunst holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händel und Bachs, von Haydn und Mozarts unsterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn so nennen! Denn ein Künstler war er, und was

er war, war er nur durch die Kunst. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, so floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schwester, des Leides Trösterin, von oben her stammende Kunst. Fest hielt er an dir, und selbst als die Pforte geschlossen war, durch die du eingetreten bei ihm und sprachst zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge durch sein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er starb, lag's noch auf seiner Brust.

Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm?

Wie der Behemot die Meere durchstürmt, so durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten, alles hatte er durchmessen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn sein Vergnügen hörte nur auf, wo die Kunst aufhört.

Adelaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers demütiges Lied! — Kinder ihr der drei- und viergeteilten Stimmen! brausende Symphonie: „Freude, schöner Götterfunken", du Schwanengesang! Muse des Liedes und des Saitenspieles: stellt euch rings um sein Grab und bestreut's mit Lorbeeren!

Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht! Die feinsten Spitzen sind es, die am leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das Übermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh der Welt, weil er in dem ganzen Bereich seines liebenden Gemüts keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten.

Ihr aber, die ihr unserem Geleite gefolgt bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer. Drum kehrt nach Hause, betrübt, aber gefaßt! Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt seiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinströmt in der Mitte eines jetzt noch ungeborenen Geschlechts, so erinnert euch dieser Stunde und denkt: wir waren dabei, als sie ihn begruben, und als er starb, haben wir geweint.

Rede am Grabe Beethovens bei der Enthüllung des Denksteines.

Sechs Monden sind's, da standen wir hier an demselben Orte; klagend, weinend: denn wir begruben einen Freund. Nun wir wieder versammelt sind, laßt uns gefaßt sein und mutig: denn wir feiern einen Sieger. Hinabgetragen hat ihn der Strom des Vergänglichen in der Ewigkeit unbesegeltes Meer. Ausgezogen, was sterblich war, glänzt er ein Sternbild am Himmel der Nacht. Er gehört von nun an der Geschichte. Nicht von ihm sei unsere Rede, sondern von uns.

Wir haben einen Stein setzen lassen. Etwa ihm zum Denkmal? Uns zum Wahrzeichen! Damit noch unsere Enkel wissen, wo sie hinzuknien haben, und die Hände zu falten, und die Erde zu küssen, die sein Gebein deckt. Einfach ist der Stein, wie er selbst war im Leben, nicht groß; um je größer, um so spöttischer wäre ja doch der Abstand gegen des Mannes Wert. Der Name Beethoven steht darauf, und somit der herrlichste Wappenschild, purpurner Herzogsmantel zugleich und Fürstenhut. Und somit nehmen wir auf immer Abschied von dem Menschen, der gewesen, und treten an die Erbschaft des Geistes, der ist und bleiben wird.

Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung, in dieser geistesarmen Zeit. Ihr, die ihr versammelt seid an dieser Stätte, tretet näher an dies Grab. Heftet eure Blicke auf den Grund, richtet alle eure Sinne gesamt auf das, was euch wissend ist von diesem Mann, und so laßt, wie die Fröste dieser späten Jahreszeit, die Schauder der Sammlung ziehen durch euer Gebein, wie ein Fieber tragt es hin in euer Haus, wie ein wohltätiges, rettendes Fieber, und hegt's und bewahrt's. Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung, in dieser geistesarmen Zeit. Heiliget euch! Der hier liegt, war ein Begeisterter. Nach Einem trachtend, um Eines sorgend, für Eines duldend, alles hingebend für Eines, so ging dieser Mann durch das Leben. — Nicht Gattin hat er gekannt, noch Kind; kaum Freude, wenig Genuß. — Ärgerte ihn ein Auge, er riß es aus und ging fort, fort, fort bis ans Ziel. Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so laßt uns sammeln an seinem Grab. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels.

Ein Erlebnis.

1822. 5. Mai. Gestern begegnete mir einer der sonderbarsten Vorfälle in meinem Leben. Frau v. P., deren Tochter, die ich gekannt, vor einiger Zeit gestorben ist, läßt mich bitten sie zu besuchen. Beinahe ein volles Jahr vor dem Tode ihrer Tochter war ich aus ihrem Hause weggeblieben, teils weil ich in dem dort herrschenden Tone etwas Gesuchtes zu bemerken glaubte, teils weil ich fürchtete, es könne durch Zeit, Gewohnheit und Gerede der Leute ein näheres Verhältnis zwischen mir und der Tochter vom Hause, einem übrigens höchst geistreichen, gebildeten, guten Mädchen entstehen, das, wenn auch nicht gerade schön, doch besonders durch ihren über allen Ausdruck schönen Wuchs, auch äußerliche Vorzüge genug besaß, um eine solche Furcht nicht ungegründet zu machen. Zu all dem gesellte sich noch meine alte Menschen- oder vielmehr Gesellschaftsscheu, und kurz, ich blieb weg. Nach einigen nur schwachen und bald ganz aufgegebenen Versuchen, mich wieder in ihren Kreis zu ziehen, stellte sich auch die P.sche Familie darüber zufrieden, und ich hatte alle Ursache, zu glauben, daß sie, mutatis mutandis, ebensowenig mehr an mich dächten, als ich an sie. Verflossenen Winter höre ich plötzlich, Marie P. sei schwer krank. Sie war mit ihrem Bruder bei meinem Onkel S. auf dem Balle gewesen, hatte stark getanzt, während ihr Bruder, der sich unwohl befand, unmäßig Tee trank, um sich von dem starken Grimmen, das ihn plagte, zu befreien, dadurch aber nur das Übel stärker machte und vor Schluß des Balles mit seiner Schwester nach Hause fahren mußte. Zu Hause angekommen, nimmt der Schmerz zu, das Mädchen in ihrer Gutmütigkeit will niemand wecken, läuft selbst, noch vom Tanzen erhitzt, in die Küche, macht Tee, wärmt Tücher, besorgt den Bruder. Des andern Morgens findet man sie in heftigem Fieber, sie hat sich erkältet und ist nun selbst sehr krank. Die Krankheit nimmt zu, greift besonders auf die Nerven, weicht aber doch endlich der vereinten Bemühung geschickter Ärzte, und das Mädchen naht der Genesung.

Beinahe erst in diesem letzten Zeitraume erfahre ich etwas von der ganzen Sache. In Zweifel, ob ich hingehen soll, oder nicht, entscheidet sich meine Trägheit, wie gewöhnlich, für das letztere, und ich ging nicht. Kurz darauf höre ich, das Mädchen sei von neuem in die Krankheit zurückgefallen, die nun ganz einen nervösen Charakter angenommen habe, und als ich eben bei meiner Tante S. bin, fragt mich diese, wie um etwas ganz Bekanntes: Du weißt ja doch, daß Marie P. gestorben ist? Ich war heftig erschüttert, obgleich mehr über das Unerwartete, als über die Sache selbst, obschon ich das Mädchen wahrhaft geschätzt hatte und ihren Umgang gewiß gesucht haben würde, wenn ich überhaupt Umgang suchte und der etwas gezierte Ton ihrer Verwandten nicht ein unangenehmes Licht auf sie selbst geworfen hätte.

In ein paar Tagen darauf war das Leichenbegängnis. Ich ging an der Stephanskirche vorüber, als man eben die Anstalten dazu machte und ward innerlich ergrimmt über mich, daß mich der traurige Fall so gleichgültig lasse. Ich nahm es als einen neuen Beweis einer seit einiger Zeit nur zu deutlich empfundenen allmählichen Verhärtung des Herzens, das mich zuletzt noch zu einem Ideenegoisten machen wird, wie es Egoisten des Vorteils gibt. Wie gesagt, ich ärgerte mich über meine Gefühllosigkeit und ging in die Kirche, um mich auf die Probe zu stellen, wie weit das ginge. Der Leichenzug kam, die Bahre, mit dem Jungfrauenkranz geziert, hinterher der alte, grämliche Bediente, der mir oft, wenn ich neben dem Mädchen saß, die Teller gewechselt, sonst barsch, fast grob, jetzt in Tränen zerfließend, fast wankend bei all seiner derben Beleibtheit. Alle Anwesenden weinten „über das brave, schöne Fräulein, das so wohl ausgesehen, und so früh sterben müssen". Da kam mich denn doch auch eine Art Rührung an, aber mehr eine allgemeine, auf die Hinfälligkeit des ganzen Menschengeschlechtes gehende; nur wenn ich mir in der Phantasie das Mädchen, im Sarge liegend, mit geschlossenen Augen, mit gefalteten Händen, ausmalte, mischte sich ein persönliches Bedauern mit ein, das aber bald wieder verschwand.

Ich habe diese Verstocktheit, diese Gefühllosigkeit zur Zeit, wenn mich fremdartige Ideen beschäftigen, oft mit innerlichem Grauen an mir bemerkt. Kurz, das Mädchen ward eingesegnet, ich lehnte während der Grabgesänge, in Dumpfheit versunken, an der Wand und ging ebenso wieder nach Hause. Am vorhergehenden Tage des Morgens hatte ich Vater und Bruder der Verstorbenen bei einem Spaziergange begegnet, ich wollte sie nicht ansprechen und grüßte nur im Vorübergehen. Der Bruder sah zur Erde. Der Vater aber warf mir einen halb trostlosen, halb grimmigen Blick zu.

Die Sache war für mich abgetan, ich dachte auf nichts weiter. Nur eins muß ich erwähnen, so lächerlich es klingen mag. Von Jugend auf war ich nicht frei von Gespensterfurcht, die aber von Zeit zu Zeit bei einzelnen Anlässen bis zum Törichten sich vermehrte. Zum Beispiel als ich die Ahnfrau schrieb; dann nicht bei meines Vaters, wohl aber sehr bei meiner Mutter Tode. Seit einer längeren Periode war ich frei davon geblieben. Nach diesem Begräbnis kehrte sie auf einmal sehr heftig wieder. Alle Abende glaubte ich, Marie P. müsse mir erscheinen — sonderbar genug! — müsse mir Vorwürfe machen, daß ich mit Ursache an ihrem

Tode sei; sie habe mich heimlich geliebt. Zu letzterer Vermutung hatte ich um so weniger einen Grund, da mir das Mädchen nie ein Zeichen von tieferer Neigung gegeben hatte und selbst, wenn wir beisamen waren, sie sich immer mehr um meine Arbeiten als um mich zu interessieren schien. Genug, so war's. Auch diese Abendmahnungen gingen vorüber, und ich dachte nicht mehr an die Sache.

Vorgestern, beinahe sechs Wochen nach dem Todesfalle, kommt der junge P. zu mir, in Tränen ausbrechend, bittet er mich im Namen seiner Mutter, sie nächsten Tages zu besuchen. Er ging bald und sagte nichts Näheres. Ich dachte: sie wollen dem Mädchen einen Grabstein setzen und verlangen von mir eine Inschrift. Manchmal kam mir der Gedanke, sie habe mir ein Andenken, einen Ring oder dergleichen hinterlassen, wie man wohl Bekannten zu geben pflegt, immer aber verwarf ich diese Idee wieder, als Eingebung der Eitelkeit.

Des andern Tages ging ich hin. Die Mutter, in Trauer gekleidet, empfängt mich feierlich, ohne Tränen. Sie führt mich in ein entferntes Zimmer, schließt die Türe ab, setzt sich aufs Ruhebett, winkt mir, neben ihr Platz zu nehmen. Es geschieht. Nun zieht sie aus ihrem Arbeitsbeutel ein geschriebenes Heft heraus, es ist das Testament ihrer Tochter. Darin blätternd und den gehörigen Artikel aufsuchend, sagte sie: Es war der Wunsch meiner Tochter, daß Sie als Andenken Ihr (mein) eigenes Porträt annehmen möchten, das sie selbst heimlich gezeichnet und sehr wert gehalten hat. Daß es doch lieber Ihrer Tochter eigenes wäre! rief ich aus. Ja? versetzt die Frau, auch das bestimmte Ihnen meine Tochter, wenn Sie es selber begehren würden. Und nun bricht sie in Tränen aus und kann nicht länger mehr zurückhalten. Sie erzählt alles. Das Mädchen hatte zu mir eine heftige Neigung gefaßt, dieselbe aber mit so ungeheurer Selbstbeherrschung verborgen, daß weder ich, noch ihre Eltern etwas davon bemerkten, erst das Testament gab darüber Aufschluß. Wohl war den Eltern ein gewisses Interesse für mich nicht verborgen geblieben, das sie aber, wie ich und jedermann, auf meine poetischen Arbeiten bezogen. Auch schien in der letzten Zeit ein Kummer an ihr zu nagen, aber man ahnte die Ursache nicht.

Das Testament machte alles klar. Mein Wegbleiben aus dem Hause ihrer Eltern hatte einen tiefen Eindruck gemacht. Sie suchte den Grund davon in meinem bald darauf bekannt gewordenen Verhältnis mit Katty F* und schwieg gegen jedermann. Sogar an den Bemühungen ihrer Eltern, mich wieder für ihr Haus zu gewinnen, nahm sie keinen Anteil. Um so weniger konnten jene die Ursache des Trübsinns erfahren, der sie nunmehr befiel, und die sie in körperlichen Zuständen suchten. Bald darauf hatte das Mädchen einen Traum (welchen? habe ich noch nicht erfahren), der ihr ihren baldigen Tod ankündigte. Sie sagte niemanden etwas davon, setzte sich aber hin und schrieb auf zwei Bogen ihr Testament, in dem sie auch ihre tiefe Neigung mit den bestimmtesten Zügen ausdrückt. So verlebte sie den Sommer still und ruhig. Bei Anfang des Herbstes wiederholte sich ihr der vorige todverkündende Traum, und nun erzählte sie ihn ihren Eltern, indem sie ihre Überzeugung aussprach, daß sie gewiß sehr bald werde sterben müssen. Aber noch kein Wort über ihre Leidenschaft. Die Eltern suchen sie von den Albernheiten ihrer Besorgnis zu überzeugen. Ärzte verlachen die Furcht der scheinbar von Gesundheit Strotzenden. Im Winter erkrankt sie, wie oben erwähnt ist, wird besser, schlimmer, stirbt. Kurz vor ihrem Tode verließ sie jene früher auf ihr gelastete Melancholie; sie ward heiter, fröhlich, gesprächig und erklärte, daß sie nie glücklicher gewesen sei. Aber auch hier kein Wort von ihrer Neigung.

So starb sie. Bis ans Ende ihrer Sinne mächtig, geduldig wie immer. Das erzählte mir nun die alte Mutter; klagte mich bald an, umarmte mich dann wieder, nannte mich Sohn. Die Tochter hatte in ihrem letzten Willen die Eltern gebeten, daß sie für mich sorgen, mich in ihr Haus nehmen, Verwandtenstelle an mir vertreten sollten; das alles ward mir angeboten — und ich? kalt, zerstreut hörte ich das alles an, schlug aus, lehnte ab, spielte ein wenig Komödie, ward aber keiner Träne Meister und war froh, als ich wieder gehen konnte.

Angegriffen hat es mich wohl, aber, weil ich sonst die Frau etwas geziert und outriert in ihren Empfindungen gekannt habe, so konnte ich doch eines unangenehmen Gefühles nicht los werden, obgleich bittere Tränen die Wahrheit ihrer Reden nur zu sehr beurkundeten.

Verständige Männer haben es nicht für schlechthin unmöglich gehalten, daß Abgeschiedene nach ihrem Tode den Rückgebliebenen erscheinen können. Ich habe an dem Gegenteile wohl nie im Ernste gezweifelt, halte es aber jetzt für apodiktisch unmöglich. Denn wäre es möglich, Marie P. würde mir gewiß erschienen sein.

Aus dem Atelier des Dichters.

Werde ich je mehr als ein mittelmäßiger Dichter werden, oder nicht? Dies ist eine Frage, an deren richtiger Beantwortung ich beinahe verzweifle. Für beide entgegengesetzte Behauptungen lassen sich wichtige Gründe anführen! Oft fühle ich innig, daß ich Dichter bin, oft zürne ich auf mich selbst, daß ich mich bei mir selbst eines Vorzugs freue, der doch wirklich nur in meinem Kopfe Realität haben kann. Es ist wahr, ich habe eine lebhafte, eine glühende Einbildungskraft, viele glückliche, viele traurige Stunden meines Lebens, die Zerrüttung meiner körperlichen Gesundheit, und meine näheren Bekannten bezeugen dies, ich habe heftige Leidenschaften, was zwar mit dem vorigen alles eins ist, und gewiß, das muß ein Mensch besitzen, der nur einigermaßen Anspruch auf den Namen eines Dichters machen will. Aber qualifizieren sie auch allein zu einem Poeten, sind nicht andere Eigenschaften, die ich weder kenne, noch besitze, notwendig, um sich in die Zahl der Priester der Muse zu stellen? Gehört hierzu auch vielleicht der furor poeticus, der alles an einem Dichter, und den ich, wenn ich anders ehrlich reden will, — nicht habe. Andere Dichter macht das Dichten warm, mich macht es kalt. Das Haschen nach Worten, Silben, Reimen ermüdet mich, und das Feuer meiner Phantasie muß den höchsten Gipfel erstiegen haben, wenn ich imstande sein soll, ein Gedicht an einem Tage zu vollenden, wie ich es mit der Ballade: „Das Grab im Walde“ tat. Damals, erinnere ich mich, waren meine Gefühle bis zum Ende in Bewegung, die Verse und Reime flossen leicht aus meiner Feder, so wie dies auch bei dem Gedichte „Der wahre Glaube“ der Fall war, und beim „Mädchen im Frühling“.

Alle übrigen, auch noch so kleinen Gedichte flicke ich mühsam und stückweise zusammen, und ich kann mit Recht sagen, daß ich sie im Schweiße meines Angesichtes „gearbeitet“ habe. — Ich will aufhören, denn meine Eitelkeit regt sich!

Es ist doch in der Tat sonderbar, daß bei mir alles anders ist als bei andern Menschen! Soll ich diesen Zug als ein Beleg meines Wertes oder Unwertes ansehen? — Alle Dichter (wie ich wenigstens glaube) freuen sich der ungestörten Muße, um dichten zu können; wenn sie unbeschäftigt sind, entströmen gerade die feurigsten, schönsten Gedichte ihrer Feder. Bei mir ist dies gerade umgekehrt! ich dichte nie weniger, nie unlieber, als wenn ich Muße habe. Ich schmiede nie gern Verse, aber dennoch am liebsten dann, wenn ich ganz mit andern Dingen mich beschäftigen sollte. Wenn ich, umringt mit Folianten und Scharteken, dem nahenden Examen entgegensehe, fühle ich mich am aufgelegtesten zur Poesie, da ich hingegen nun durch zwei Monate, die ich während der Vakanzen voll Überdruß und Langeweile zubrachte, mich nie entschließen konnte, auch nur einen Vers zu schreiben.

Mein Vorsatz ist: der Verstandes- und Meinungspoesie unserer Zeit nicht nachzugeben. Das Bild, die Gestalt, Gefühl und Phantasie festzuhalten und der Unmittelbarkeit der Anschauung zu gehorchen, die splitterrichtende Kritik mag dazu sagen, was sie will.

Warum ich Schriftsteller der vergangenen Zeit, wär' es auch der nächstvergangenen, denen aus den Zeitgenossen vorziehe, liegt auch mit darin: daß die Irrtümer jeder Vorzeit klar vor den Augen der Nachwelt daliegen und man sie mit historischem Auge betrachtet, ohne dadurch affiziert zu werden; die Gegenwart aber haftet sich mit so vielen Fäden an uns, daß selbst schon die Gewalt, die man anwendet, sich von ihren Irrtümern losreißen, ein Zuviel von der andern Seite hervorbringen muß. — Es gibt keinen unparteiischen Beschauer seiner Zeit.

Wenn es Leute gibt, die immer die Farbe ihrer Umgebung tragen, so ist es höchst sonderbarerweise bei mir gerade das Gegenteil. Je entzückter bei Beschauung eines Kunstwerkes z. B. die andern sind, desto kälter bin ich, und je gleichgültiger die andern, desto gerührter werde ich dagegen.

So fühle ich mich auch unwiderstehlich gezogen, dasjenige zu tadeln, was andere besonders übermäßig loben; und, worüber jedermann loszieht, das zu verteidigen und die guten Seiten hervorzuziehen, macht mir ein eigenes, bis zur Hartnäckigkeit gehendes Vergnügen.

Die Empfindung hat bei mir immer eine vorherrschende Neigung zum Formlosen; das Formgeben bringt mich dem Verstande näher, als billig ist.

Daß mir die meisten Dinge im Leben mißlingen, kommt wohl nur daher, daß ich sie nicht so angreife, wie es sein müßte, um sie zum besten Ende zu bringen, sondern nur suche, sie sobald als möglich vom Halse zu schaffen. Daher kommen die Verlegenheiten immer wieder zurück, und ich weiß recht wohl, daß, wenn ich mich über mein böses Geschick beklage, ich die Schuld auf meine Ungeschicklichkeit, mein Aufschieben, mein Zaudern und Übereilen nehmen muß.

Was mein — weniger absichtliches, als durch meine Natur gebotenes — Streben war und, wie es scheint, mir nicht gelungen ist, war, die Poesie dem Ursprünglichen, durchaus Bildlichen,

die Berechtigung in der Empfindung und nicht im Gedanken Suchenden der alten Dichter näher zu bringen. Die neueren Dichter, so vortrefflich sie sein mögen, hatten mir immer so viel Beimischung von Prosa, so viel Lehr- und Reflexionsmäßiges, daß ich eigentliche Erquickung nur in der alten Poesie fand, wo die Gestalt noch der Gedanke und die Überzeugung der Beweis ist. Damit ist nicht jene alte Poesie gemeint, die jene Eigenschaften nur aus Unbeholfenheit und Unfähigkeit hat, wie die mittelhochdeutsche, oder daß ich mich je vom Volksliede angezogen gefunden hätte, sondern jene Dichter waren es, die, mit Talent und Geist begabt, als die Spitze einer an sich poetischeren Zeit jene Einheit abspiegelten, mit der das Leben sie umgab, und die die neuere Zeit im Fortschritt der Entwickelung — vom Standpunkte der Prosa aus: zu ihrem Glücke — längst abgestreift hat. Die Griechen, die Spanier, Ariost und Shakespeare waren die Freunde meiner Einsamkeit, und ihre Darstellungsweise mit der Auffassung der neueren Zeit in Einklang zu bringen, mein halb unbewußtes Streben. Da ich aber mit meiner Ansicht in den letzten zwanzig Jahren so ziemlich allein stand, so war es mir nicht möglich, die Anschauung immer lebendig und rein zu erhalten, um so weniger, als ich, durch die traurige Lage der Welt und meines Vaterlandes vielfach zerstreut und gestört, die Ausführung nicht mehr so in einem Zuge vollenden konnte, als für ein solches Verfahren unter solchen Umständen durchaus notwendig wäre. Der nackte Gedanke mußte zu Hilfe gerufen werden, der dann die Anschauung, sowie die Anschauung den Gedanken störte. Zwischen dem Anfang und der Beendigung des goldenen Vließes starb meine Mutter, und ich machte die Reise nach Italien. Dann kam jener schändliche Geistesdruck in Österreich, den ich darum nicht weniger empfand, weil mir nicht jedes Mittel recht war, ihn abzuschütteln. „Hero und Leander", „Weh' dem, der lügt": zwei meiner liebsten Stoffe und von vornherein ganz naiv gemeint, sind nicht das geworden, was sie hätten werden sollen, und nach dem Vorgange meiner früheren Arbeiten auch hätten werden können, und ein paar andere Stücke in meinem Pulte werden, solang ich lebe, das Licht des Tages nie erblicken, weil ihnen jenes Lebensprinzip fehlt, das nur die Anschauung gibt, und der Gedanke nie ersetzen kann. Damit will ich nicht mich rechtfertigen und meine Schuld auf die Zeit und die Verhältnisse schieben. Ein wahrer Dichter hätte sich über alles das weggesetzt und einen Mittelpunkt in seiner Begeisterung gefunden. Aber eine zu berührbare Natur, mit einer hypochondrischen Anlage und einem entschiedenen Widerwillen gegen die Öffentlichkeit, konnte unter den gegebenen Umständen sich nicht viel anders nehmen und fassen. Auch dabei ist keine kleintuerische Bescheidenheit gemeint. So fühle ich mich gegenüber dem, was sein soll. Gegenüber dem, was sonst in unsern Tagen ist, kenne ich meine Vorzüge sehr gut. Man könnte aber sehr gut der beste Dichter einer gegebenen Zeit und noch immer ein höchst unbedeutendes Licht sein

---

Ich habe mich oft sehr unzweideutig und, wie ich selbst gestehen muß, sehr arrogant über mein Talent zur dramatischen Dichtkunst erklärt, und dennoch ist es gewiß, daß ich nicht vollkommen, wenigstens nicht zu allen Zeiten, über dieses mein Talent im reinen bin. Ist es ein Fehler jedes wahren dramatischen Dichters überhaupt, oder nur der meinige (und habe ich ihn vielleicht nur darum, weil ich wirklich keiner bin), ist es bloß mein Fehler, sage ich, daß alle Szenen, in denen keine heftige Leidenschaft herrscht, matt und unbeholfen sind, da hingegen die übrigen vielleicht zu feurig, zu heftig geraten? Ist dieser Zug der Stempel des großen Genies, oder des gänzlichen Mangels an Talent, oder vielleicht nur eine Folge meiner Jugend und Flüchtigkeit. Ich muß bekennen, ich weiß es nicht. In Gottes Namen, die Zeit wird lehren, wofür ich es halten soll. —

Meine Nachahmungssucht übersteigt allen Glauben. Alle meine Ideen formen sich nach jüngst Gelesenem. Ich fürchte, ein neuer Beweis, daß ich nicht leicht jemals exzellieren werde.

1818.

In meinem Kopfe sieht's aus wie in Ungarn Rohe Stoffe im Überfluß, aber Fleiß und Industrie fehlt; das Material wird nicht verarbeitet. Es gibt unter den Schriftstellern Leute, wie die Fischangelschmiede in England; aus einem Gedanken, den ein anderer als einen derben Barren hingeworfen hatte, schmieden sie 30 000 andere; die sind zwar klein, sehr klein, aber geschliffen und fein. Leider versteh' ich das nicht.

1816.

Wenn eine Violinsaite gestrichen wird, so klingen die Saiten einer daneben liegenden unberührten Geige mit. Wie, wenn ein ähnliches Nachleben unserer Nerven Ursache an der so großen Wirkung der Musik wäre? Bei mir wenigstens liegt gewiß so etwas zugrunde, denn ich darf nur einen Ton hören, ohne noch Melodie zu unterscheiden, so gerät schon mein ganzes Wesen in eine zitternde Bewegung, deren ich nicht Herr werden kann.

1818.

Mit einer eigenen, unendlich traurigen Empfindung denke ich der Pläne, die ich einst in besseren Tagen machte. Wenn ich mir jetzt die Idee, die mich bei der Ausarbeitung des Spartakus begeisterte, bedenke, so schaudre ich, und es ist mir kaum begreiflich, sie je gehabt zu haben.

Ich hatte heute nacht einen sonderbaren Traum. Ich träumte ein Vorspiel zur Medea, von dem ich mich jetzt nur noch erinnere, daß es ganz allegorisch war, daß darin Medea auf einem bettartigen Wagen liegend erschien und von einer weiblichen Figur an einem Seile gehalten und geleitet wurde; auch daß im Laufe des Stückes mich einmal als höchst passend überraschte, daß bei einer Stelle Medea mit den Händen eine Bewegung machte, als ob sie flöge oder schwämme. Das Ganze hatte mich entzückt und nun träumte ich fort, ich sei erwacht und bei dem Theatersekretär Schreyvogel, dem ich den Traum erzählte und meine Absicht, nach diesem mein Stück zu ändern. Ich konnte mich nicht mehr auf die einzelnen Umstände meines Traumgesichtes erinnern, dachte nach, suchte mir's zu vergegenwärtigen, fand endlich das Ganze wieder zusammen, und hatte die größte Freude darüber, als höchst poetisch und sinnreich. Räsonnierte auch mit einem scheinbar viel klarerem Bewußtsein über meinen Traum und Träume überhaupt, und das alles im Traum. Als ich aus diesem höchst lebhaften Traum erwachte, bemeisterten sich meiner zwei Empfindungen. Erstens kam mir mein wachender Zustand gegen den vorigen vor wie eine Zeichnung gegen ein Gemälde, ein neblichter Tag gegen einen sonnenhellen; dann hatte ich ein eigenes, unangenehmes Gefühl der Zeitbegrenzung, da mir früher so vieles, so im Flug und in so kurzer Zeit begegnet war.

Ich habe nichts von jenem unablassenden, sich in seinen Gegenstand einbannenden Tiefsinn, der die großen Geister und die großen Narren charakterisiert.

Der Riese Shakespeare aber setzt sich selbst an die Stelle der Natur, deren herrlichstes Organ er war, und wer sich ihm ergibt, dem wird jede Frage, an sie gestellt, ewig nur er beantworten. Nichts mehr von Shakespeare! Die deutsche Literatur wird in seinem Abgrunde untergehen, wie sie aus ihm hervorgestiegen ist. Ich aber will frei sein und selbständig, lieber ein Wurm, der sich selbst sein Blatt sucht, als der Flötenspieler, durch den Vaucanson entzückt.

Mir liegt im Grunde an der Produktion nichts mehr. Ich habe nur ein Bedürfnis, mich in Ideen zu berauschen. Auf welche Art das geschieht, und was dabei herauskommt, ist mir gleichgültig.

Ich bin ein dorischer Dichter. Ich kümmere mich den Henker um die Sprache der Leipziger Magister und des Dresdener Liederkreises. Ich rede die Sprache meines Vaterlandes.

Sie sind auf ihrem Theater den prächtigen Wortschwall gewohnt; die Handlung mit unbedeckter Blöße ärgert ihr keusches Auge. Ich fühle mich aber gerade jenes Mittelding zwischen Goethe und Kotzebue, wie ihn das Drama braucht. Die Deutschen könnten vielleicht ein Theater bekommen, wenn mein Streben nicht ohne Erfolg bleibt. Mir selbst ist die Schaubühne verhaßt. Was das Theater leisten kann, ist für mein individuelles Gefühl zu wenig zugleich und zu viel. Ich bin Deutscher genug, um mich daran zu ärgern, wenn ich den Theatereffekt erreicht habe. Und doch kann ich nicht anders; eine innere Notwendigkeit hält mein Wesen auf diesen Bahnen. Wenn jene, die ein Streben nach Effekt vorwerfen, wüßten, wie ich gerade von diesen Effekt machenden dritten Akt glaubte, er könne nur eine widerliche Wirkung hervorbringen, wie gerade er und der ähnliche vierte die Ursache waren, daß ich mein Stück („Treuer Diener") ein Jahr lang im Pulte behielt und der Aufführung mit eigentlichem Widerstreben entgegensah, wenn sie wüßten, wie dieser wirkungslose fünfte Akt bestimmt war, jene widrigen Eindrücke wieder gut zu machen und die Handlung wieder in das menschliche Geleise zurückführen sollte. — Wenn sie wüßten! Aber sie wissen nichts.

Das Theater erregt mir Abscheu, und kömmt jemand auf das zu sprechen, was ich geschrieben, oder daß ich wieder etwas schreiben soll, so reißt sich ein ungeheueres Gefühl in meinem Inneren los, ich sehe einen so ungeheueren Abgrund vor mir, einen so dunkel leeren Abgrund, daß ich schaudern muß, und der Gedanke, mich selbst zu töten, war mir schon oft nahe. Das sind nun freilich Läppereien, und so etwas zu tun wird niemanden einfallen, aber der Gedanke daran ist schon arg genug.

Einer meiner Hauptfehler ist, daß ich nicht den Mut habe, meine Individualität durchzusetzen. Über dem Bestreben, es allen recht zu machen und mich ja im Äußerlichen nicht zu sehr von den andern zu unterscheiden, werde ich endlich wie die andern, und die Gewohnheit macht gewöhnlich, daran ist meine früheste Erziehung schuld. Mein Vater duldete durchaus keine Vorliebe oder Abneigung, selbst der physische Ekel erhielt keine Gnade, und bei Tische durfte z. B. keine Speise unberührt bleiben. Ich führe daher ein eigentliches Philisterleben, das Bureau wird höchst regelmäßig besucht, die vorkommenden geistlosen Geschäfte ebenso geistlos aber aufs pünktlichste besorgt. Bei dem unvermeidlichen Zusammentreffen mit andern ergreift mich die ungeheuerste Langweile. Statt ihr aber nachzugeben und mit meinen Gedanken die Gesellschaft zu verlassen, suche ich aus unzeitiger Schonung der andern dem Zustande die beste Seite abzugewinnen, und da werde ich gewöhnlich spaßhaft, was mich selbst freilich am wenigsten amüsiert, aber die andern des drückenden Gefühles zu ennuyieren überhebt. Diese Spaßmacherei, diese erkünstelte Lustigkeit kann

aber endlich habituell werden, und da hebt sie zuletzt allen Ernst, alles Vermögen bei einem Gedanken zu verweilen auf.

Sie haben mir angeraten, diese Launenhaftigkeit meiner Natur zu bekämpfen, das Schreiben zur Gewohnheit zu machen und die Poesie zum Gewerbe. Die Tüchtigen aller Zeiten hätten das gekonnt! Ich habe es versucht, und ich kann es nicht. Für mich war die Poesie immer ein Heiliges, eine Feiertagsfeier und kein Werktagsgeschäft.

Mein Geist ist den Krämpfen ebenso unterworfen, als mein Körper. Jede nur etwas stärkere Gemütsbewegung, selbst von der Gattung der angenehmen, bringt in meinem Innern eine solche krampfige Zusammenziehung hervor, und erst wenn alle diese Veranlassungen, all diese Anspannungen entfernt sind, kann mein Geist sich ausdehnen, und dann kommt gewöhnlich auch die Poesie.

Woher mag es denn kommen, daß ich, dem man in seinem dichterischen Wirken einen ziemlichen Grad von Phantasie nicht wird abstreiten können, doch beim Denken einen solchen Grad von Verstandesgemäßheit fordere, daß mein Geist von Natur aus dabei alles zurückstößt, was von der Einbildungskraft hergeholt ist?

Ich habe immer mehr nach starken Anschauungen gearbeitet als nach Begriffen, daher werde ich auch, wenn die Gewalt der ersteren durch einen Zeitverlauf geschwächt ist, leicht an meinen Werken irre, und meine große Gewissenhaftigkeit läßt mich leicht auf die Seite der Tadler hinübertreten.

Ich weiß wohl, wie ich's machen sollte! Nicht lange über einem Werke brüten, das Größte und Kleinste, das Oberste und Unterste haarscharf ausrechnen und dann furchtlos beginnen. Viel schreiben sollt' ich, herausgießen die Fülle der Gedanken, wie sie der Gott gibt; unbekümmert über Fehler, wenn nur der Vorzüge mehr sind. Es wäre schlimm, wenn jedermann so arbeitete, aber ich sollte so tun. Jedermann muß seine Art, zu arbeiten, haben, wie jeder seine eigene Art, zu sein, hat. Obige ist die meinige.

Ich weiß, daß ich es nie erreichen werde, nach was ich strebe in der dramatischen Poesie: das Leben und die Form so zu vereinigen, daß beiden ihr volles Recht geschieht. Man wird es vielleicht nicht einmal ahnen, daß ich es gewollt, und doch kann ich nicht anders.

1820.

Daß ich bei länger dauernden Arbeiten leicht dem ersten Plane untreu werde, liegt auch mit darin, daß ich Lieblingsthemata und Ansichten in mir herumtrage, die sich mir unbewußt einmischen, wo es nur immer möglich ist.

Daß meine im Grunde schwache Gesundheit nie bis zur eigentlichen Krankheit kommt, davon ist wohl die Ursache, daß bei geistiger Beschäftigung sich mein Organismus sehr steigert und dadurch die Ausdünstung vermehrt. Das gleicht die Einflüsse der Witterung wieder aus, denen ich sehr unterworfen bin.

Ich habe durch Schreyvogels Tod viel verloren. Nicht nur seinen Rat bei meinen eigenen Arbeiten. Ich habe nie mit jemanden meine Pläne oder ihre Ausführung besprochen und nie, mit Ausnahme der Ahnfrau, an einem vollendeten Stücke etwas nach seiner Meinung geändert. Aber er hatte, was Form und Technik betrifft, gleiche Ansichten mit mir, und wir konnten daher überhaupt uns über Literatur u. dgl. besprechen, ohne uns mißzuverstehen, oder erst langweilig den Standpunkt festzustellen. Seit seinem Tode ist niemand in Wien, mit dem ich über Kunstgegenstände sprechen möchte, ja auch in Deutschland wäre niemand, der mir anstände, höchstens etwa Heine, wenn er nicht innerlich ein lumpiger Patron wäre. Dadurch versauere und verstocke ich in mir, und die Production stellt sich immer ferner.

Die Jugendeindrücke wird man nicht los. Meinen eigenen Arbeiten merkt man an, daß ich in der Kindheit mich an den Geister- und Feenmärchen des Leopoldstädter Theaters ergötzt habe; aus Liszts Klavierspiel schlagen überall die Zigeuner vor.

Woher kömmt wohl die unbeschreiblich widerliche Empfindung, die mich abhält, oder es mir vielmehr unmöglich macht, noch einmal einer Vorstellung meiner Ahnfrau beizuwohnen? Teilweise lassen sich wohl Erklärungen geben, aber ganz vermag ich es nicht. Ich werde in meinem Leben nicht vergessen, wie mir bei der ersten Vorstellung zumute war. Ich denke, wenn man mir unvermutet mein eigenes lebensgroßes Bild, in Wachs geformt, nach der Natur bemalt, und doch in seiner ganzen toten Starrheit vor die Augen brächte, würde mein Gefühl viel Ähnliches mit jener Empfindung haben. Die Gestalten, die man geschaffen und halb schwebend in die Luft gestellt hat, vor sich hintreten, sich verkörpern zu sehen, den Klang ihrer Fußtritte zu hören, ist etwas höchst Sonderbares. Die Aufführung meines Stückes hat auch offenbar mein Schamgefühl verletzt. Es ist etwas in mir, das sagt, es sei ebenso unschicklich, das Innere nackt zu zeigen, als das Äußere.

1819.

Wenn ich mir recht überlege, warum mir nur Arbeiten, die sich rasch in einem Zuge vollenden lassen, gelingen, hingegen andere, von

größerer Ausdehnung, zu deren Zustandebringung ein längerer Zeitverlauf erforderlich ist, so leicht mißraten, so finde ich den Grund in dem ewigen Wechsel der Empfindungen, dem mich mein reizbares, unstätes Wesen aussetzt. Ich verliere bei langanhaltender Beschäftigung mit einem Werke weder den Mut zur Vollendung, noch den eigentlichen Faden der Verknüpfungen; aber, so wie jetzt dieser, jetzt jener Zustand des menschlichen Lebens mich am meisten interessiert, trage ich unbewußt, so viel nur irgend möglich, von jenem Interesse in meine Hauptpersonen und ihre Schicksale, und so kommt es, daß bei sonst unverrücktem Gang des Ganzen und Beibehaltung der Motive selbst, doch eine Ungleichheit im Ton entsteht, deren ich mir bald dunkel bewußt werde und die, zu Deutlichkeit gekommen, mir, und mit Recht, alle Lust und Freude an dem Werke nimmt. So ging es mir mit dem goldnen Vließ. Ich muß es für ein verunglücktes Wert halten, und weiß Gott, ob es mir je gelingen wird, es mir wieder als ein Ganzes vor die Anschauung zu bringen und aus einem Gusse zu vollenden. Ich verzweifle daran.

Ich habe seit dem Vließ eine eigene Hinneigung zu großen, zusammengesetzten, ins Weite gehenden Kompositionen. Davor muß ich mich hüten, das ist nicht meine Sache. Wenn meine Phantasie die Schranken nicht fühlt, geht sie aus dem Weiten ins Weitere, und ermattet sie bei der Länge des Weges nur für einen Augenblick, so faßt die Hypochondrie Posto und zerstört mit ihrer Selbstkritik alles Gewonnene wieder. Man erzählt von einem General, daß er gesagt haben soll: Eine Armee von vierundzwanzigtausend Mann kann ich kommandieren, eine von hunderttausend kommandiert mich. Das sollte für alle Dichter gesagt sein, vornehmlich aber für mich. Die Ahnfrau, Sappho, das waren meine Stoffe.

Man hat sonderbar gefunden, daß ich dem aus dem Stoffe von Hero und Leander gezogenen Stücke den Titel: Des Meeres und der Liebe Wellen, gegeben. Mir lag aber daran, gleich von vornherein anzudeuten, daß die Behandlung, obgleich mit antiker Färbung, doch romantisch gemeint sei. Es war überhaupt ein Versuch, beide Richtungen zu vereinigen. Die Ausführung mag zurückgeblieben sein, oder vielmehr, ich weiß, daß sie es ist; aber das Vorhandene scheint mir noch immer beachtenswert. Die Fehler sind im vierten Akte, aber leider von der Art, daß sie nicht wegzuschaffen sind. Das pflegt immer so zu gehen, wenn man an einem in früherer Zeit unreif, aber warm gedachten Plan später bei der Ausführung ändert und umstellt. Vor allem ist die Figur des Priesters dabei zu kurz gekommen.

Mir ist es Bedürfnis, mich immer mit einem Lerngegenstande zu beschäftigen. Durch diesen Kunstgriff genieß ich im Mannesalter fortwährend den Nachgeschmack der Kinderzeit, und es soll mich, hoff' ich, jung erhalten noch zwei Stunden vor meinem Tode.

Es ist mit den eigenen Gedanken ein eigenes Ding. Erstens ist seit Erschaffung der Welt so viel und mitunter von sehr begabten Leuten so gedacht worden, daß man, die Richtigkeit vorausgesetzt, selten etwas denken wird, das nicht einer vor uns auch schon gedacht hätte. Dann gibt es Gedanken, die sich durch ihre Natürlichkeit jedem aufdringen, und bei denen der letzte so viel Verdienst hat, als der erste. Und das sind eben die wirksamsten in der Poesie: alte Gedanken an der rechten Stelle. Dann liest man so viel, daß, gerade bei einem schlechten Gedächtnis, man nicht weiß, wie viel von einem Gedachten einem selbst gehört, und was einem andern. Mir wenigstens ist es so oft geschehen, daß ich beim Wiederlesen vor lange gelesener Autoren mit Erschrecken gewahr geworden bin, daß Gedanken, auf die ich mir etwas zugut tat, nur geborgt waren, welches Borgens ich mich gewiß enthalten hätte, wäre mir nur eine Ahnung eines solchen Diebstahls im Augenblicke des Niederschreibens gegenwärtig gewesen. Oft habe ich aber auch meine Gedanken, mitunter beinahe mit denselben Worten, bei Schriftstellern gefunden, die früher als ich geschrieben, die ich aber viel später gelesen habe. Wie z. B. eben jetzt in Herbart eine Äußerung über Schelling und Hegel mit denselben Worten, die ich in einem Epigramm über die beiden gebraucht. Was bleibt nun da übrig? In Gottes Namen zu schreiben, was einem Passendes einfällt, und sich damit zu trösten, daß nur der ein leichtsinniger Schuldenmacher ist, der nichts besitzt, als was er erborgt.

1820.

In Herders Biographie wird von ihm gesagt: „seine Seele bedurfte der geistigen Zuneigung anderer, wie der Luft, zu atmen". Mir geht's nicht anders.

Mein neuestes Trauerspiel: Der treue Diener seines Herrn, hat, wie man mir sagt, in einem der hiesigen Blätter einen herben Tadler gefunden. Was nun die Sache selbst, den Grund oder Ungrund des Tadels, betrifft, so fällt mir nicht ein, darüber ein Wort zu verlieren, denn sein eigenes Werk loben, ist beinahe ebenso albern, als das eines andern unbefugt verunglimpfen. Nur in bezug auf die Form glaube ich Rezensenten von dieser Sorte darauf aufmerksam machen zu müssen, daß in der literarischen Welt dieselben Anstandsregeln gelten, wie in der bürgerlichen, und daß, wenn die Herren einmal irren, die Lakaien zwar allerdings das Recht haben, darüber ihre Meinung zu sagen, aber mit dem Hut in der Hand.

Reiseerinnerungen an Rom und Neapel.

Rom.

Beinahe schon hinter Viterbo kündigt sich die Nähe der Priesterstadt auf eine traurige Art an. Unfruchtbare, dürre Heiden, ohne Kultur, ohne Wohnung, ohne Menschen, sagen vernehmlich: hier ist ein Wahlreich, und der Gewählte ist ein Priester, und dieser Priester ist gewöhnlich ein Greis. Man hatte wegen der Reise des Kaisers und seines Gefolges Gesträuche weghauen lassen, das sonst zu beiden Seiten der Straße stand, weil es den Räubern zu Schlupfwinkeln diente. Dadurch aber ward die Gegend noch kahler, noch trauriger. Den Gipfel zu alledem setzen noch die zerrissenen Überreste von Räubern und Mördern auf, die, an der Sonne getrocknet, rechts und links an der Straße baumeln und dem armen Reisenden die Stellen bezeichnen, wo seine Vorgänger geplündert und ermordet worden sind. Schneidend ist der Kontrast dieser Öde mit der herrlichen Via Flaminia, auf der man fährt und die auf jedem Schritte erinnert, wie reich und glücklich einst Gegenden waren, wo man derlei Straßen bauen konnte. Mit einem eigenen Gefühl fährt man auf der Straße, auf der einst römische Heere zogen, und hinter jedem Hügel glaubt man beinahe Helme und Spieße hervorragen zu sehen.

Endlich hielt der Postillon, wies mit der Peitsche vor sich hin und sagte: ecco la città, und am Horizont zeigte sich ein ferner grauer Punkt, und es war die Peterskirche.

Wenn man Lust hätte, Vergleichungen anzustellen, so würde man sagen, St. Stephan in Wien sei eine Kirche für deutsche, St. Peter in Rom eine für italienische Andacht.

Ich finde St. Peter auf allen bildlichen Darstellungen bei weitem erhabener, als beim ersten Anblick in der Wirklichkeit. Diese Kirche hat von außen den Hauptfehler, daß es keinen Totalüberblick davon gibt. Bevor man die Kolonnaden erreicht hat, sieht man diese nicht, sondern bloß die Kirche, weil elende Häuser die erstere verdecken; hat man aber einmal die Kolonnaden erreicht, so muß man nicht bloß vor sich blicken, sondern auch um sich, und hat somit keinen Gesamtüberblick mehr. Auch machen die ungeheuren Verhältnisse, in denen diese Kirche gebaut ist, daß man nur durch Vergleichungen mit daneben befindlichen Gegenständen sich die eigentliche Größe derselben versinnlichen kann. Nach einer solchen Vergleichung ist es aber denn auch natürlich schon um das Erhabene des Eindrucks geschehen, das als ein Unermeßliches erscheinen muß und daher durch Messen verloren geht. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Innern. Hier geben die Statuen und Verzierungen schon beim ersten Anblick unwillkürlich einen Maßstab zur Vergleichung, und daher verfehlt auch das Innere seine Wirkung nicht. Wenn man auch der Peterskirche als Kirche etwas vorziehen könnte, so kann man es doch nicht als Gebäude.

Es ist schauerlich, wie dieses Gebäude mit dem Himmel durch seine Kuppel und mit der Unterwelt durch das Grab der Apostel Peter und Paul zusammenhängt, das gerade unter der Kuppel auf geheimnisvollen Treppen unter die Erde hinabsteigt. Daß dieses Grab eine Treppe tief, statt mit einer Tür, mit einem goldenen, aber nur halb durchsichtigen Gitter verschlossen ist, zeigt, wie diejenigen, die die Kirche bauten, wußten, wie auf das Gemüt des Menschen gewirkt werden muß.

Von allen Osterfestlichkeiten, die ich bisher gesehen, hat keine so sehr auf mich gewirkt, als die Austeilung des päpstlichen Segens vom Altare der Peterskirche. Der ungeheure Altar, dunkelrot ausgeschlagen, mit einer Reihe von Kardinälen besetzt, von denen jeder für sich schon aussieht wie ein König, und nun, über all diesen Königen in Purpur hoch erhaben, auf seinem weit hervorragenden Throne: der Papst in vollem Schmuck, mit ausgestreckter Hand den Segen spendend orbi et urbi, alles niedergeworfen, er allein, ein Gott, thronend hoch über allem — ich werde den Augenblick nie vergessen.

Man lacht über die Rüstungen der Schweizer am Osterdonnerstag: ich finde die Beibehaltung des Altertümlichen gerade hier sehr an seinem Platze. Sehr gut sehen die Kerls darin aus, die sonst so ziemlich Hanswursten gleichen; und wäre ich ein Maler, ich würde nicht versäumen, den alten, beinahe achtzigjährigen Schweizer, Cameriere des Papstes, der die Aufsicht am Eingang der Sixtina hat, zu malen in seinem Harnisch und grauseidenen Kleide. Er sieht aus, wie ein Zurückgekommener aus dem dreizehnten Jahrhundert.

In Rom ließ ich mir ein Beinkleid machen. Der Schneider, ein Lombarde, versicherte auf meine Ausstellungen, daß der Kasimir dazu von der feinsten Gattung sei. Ich äußerte meine Zweifel. Glauben Sie etwa, ich wolle Sie hintergehen? rief er: ich bin kein Römer. Als ich mich weiter mit ihm ins Gespräch einließ, versicherte er, er könne keinen Römer als Gesellen brauchen, i Romani sono tutti ladri, meinte er.

Ostermontag. Wir hatten uns mit Meyer, dem Verfasser der Dianafore, verabredet, die Reste des Forums zu besehen. Um neun Uhr morgens fanden wir uns beim Bogen des Septi-

minus Severus unterm Kapitol. Dieser Bogen ist nebst dem des Constantinus beinahe das besterhaltenste unter allen Denkmälern der Vorzeit. Von diesen beiden Bogen gilt fast das nämliche: was daran aus früherer Zeit und von andern Denkmalen, besonders von denen des Trajan geraubt ist, kann man wohl vortrefflich nennen, die zeitgenössische Arbeit daran ist schlecht, wie zum Beispiel die Siegesgöttinnen am Bogen des Constantin und die meisten Basreliefs mit Ausnahme der obersten, die eben aus dem Bogen Trajans genommen sind. Die Tempel des Jupiter tonans und stator bestehen nur noch in einigen Säulen. Was uns in Rom am meisten auffiel, war die ausnehmende Kleinheit aller öffentlichen Gebäude. All diese Werke, die sich die Phantasie als so groß vorstellt, waren, aus dem Raum zu schließen, der von einer Ruine bis zur andern geht, nur äußerst klein, und demungeachtet mußte wegen ihrer Menge das Forum so mit Gebäuden überladen sein, daß man kaum an ein gutes Aussehen desselben glauben kann. Hiezu kommt noch, daß die Gebäude offenbar ohne Symmetrie unter sich hingepflanzt waren; mit einem Wort, man kann sich keine klare Vorstellung machen, wie das je schön sein konnte.

Der Vorwurf der Kleinheit, den man den ältesten Bauwerken mit Grund machen kann, trifft keineswegs die Gebäude, welche die spätern Zeiten hervorgebracht haben. Der Tempel des Friedens, von Titus erbaut, von dem nur noch die Reste der hinteren Hälfte stehen, ist ein ungeheueres Gebäude mit seinen drei mächtigen Hallengewölben und den Spuren einer Kolonnade, die sich von außen herumzog. Constantin ließ das Ganze in eine Kirche umgestalten, und man hat Gelegenheit, durch Vergleichung des von ihm in die mittelste Halle hinausgebauten Ausbuges die Verschiedenheit der Zeitalter in der Verschiedenheit der Arbeit zu beobachten.

Der Tempel der Sonne und des Mondes, oder der Roma und Venus, die miteinander vereinigt waren, steht nur noch mit halben Kuppeln.

Die Säule des Phokas ist ganz aus ältern Monumenten zusammengestohlen.

Die ungeheuren Mauern des Tempels des Antonin und der Faustina hat man benützt, um eine Kirche des heiligen Lorenz daran zu flicken, die jetzt Antonins herrliche Säulen unwillig schmücken. Dieses Gebäude zeichnet sich noch vorzüglich durch sein vortrefflich gearbeitetes Säulengebälke aus.

Der Bogen des Titus, der einfachste von allen, mit herrlichen Basreliefs, worunter der heilige Leuchter von Jerusalem bemerkbar ist.

Von hier gingen wir in die Bäder des Titus, eine unförmige wildbewachsene Steinmasse. So bewunderungswürdig alle diese Gebäude, besonders der spätern Zeit sind, so ist doch ihre Größe eine barbarische, und man kann nicht verkennen, daß sie von Despoten gebaut sind. Das drängt sich einem schon hier in den Bädern des Titus auf, noch mehr aber in den Kaiserpalästen. Hohe, aber enge Kammern und Gänge, ohne Fenster, ohne Licht, die sich schweigend winden durch die Nacht; ein lebensfroher Grieche hätte es darin gewiß nicht aushalten können. Zeigen auch diese Höhlen wilder Tiere jetzt noch Spuren kunstreicher Verzierungen, so ist doch auch die Art, wie sie angebracht sind, barbarisch. Ungeheuer hohe Gänge sind an der Decke mit Bildchen bemalt, die man in der Hand halten müßte, um sie betrachten zu können. Dort oben verschwinden sie beinahe zu unförmlichen Farbenpunkten. So mißbraucht die Kunst nur ein Tyrann, und war Titus auch keiner de facto, so war er doch einer de jure, sein Zeitalter war so, wenn auch er nicht.

Der Umfang dieser Bäder ist über allen Begriff. Man hat nur den kleinsten Teil davon aufgegraben, und davon kann man auf das übrige schließen. In diesen Bädern ist der herrliche Laokoon gefunden worden.

Ein lebhaftes Bild der römischen Größe, so daß die Phantasie dadurch wirklich erweitert wird, gibt unter allen hiesigen Denkmälern alter Zeit beinahe allein das Kolosseum. Herrlicheres kann man nicht mehr sehen. Dieses wird besonders in Rom klar, wo man so viele vorzügliche Gebäude sieht, und doch verschwinden alle in nichts vor diesem Koloß. Es ist interessant, eine Vergleichung zwischen dem Eindruck anzustellen, den die noch ungeheuere Peterskirche macht, gegen den des Kolosseums. Wenn man in Rom ausspricht, daß die Peterskirche beim ersten Anblick nur eine mäßige Idee von Größe erwecke, so pflegt man gewöhnlich zu sagen: das rühre von den richtigen Verhältnissen her, in denen sie gebaut ist. Aber ist es denn das Kolosseum in minder richtigen? und doch erscheint es beim ersten Anblick als ein Großes, indes man die Peterskirche mehrere Male sehen und erst Vergleichungen anstellen muß, um sie ganz zu würdigen. Meiner Meinung nach rührt diese Verschiedenheit nicht von daher, daß die Peterskirche in richtigen, sondern daß sie in ungeheuren Verhältnissen gebaut ist, das Kolosseum aber nur in großen. Diese fünf Reihen Bogen übereinander, deren jeder sich sogleich als sehr groß darstellt, machen mich die Größe der letzteren beim ersten Blick erkennen; wer sagt mir denn aber bei der Peterskirche, wie hoch diese einzige Säulenreihe sei, welche das Gebälk trägt? Erst wenn man die Entfernung des Petersplatzes praktisch erfahren hat, bewundert man die Kirche, und man muß die Größe herausrechnen, statt sie anzuschauen.

Wendet man sich nun hinüber gegen den palatinischen Berg, so hat man von den Stufen der Basilika St. Gregorio den herrlichsten Anblick der Kaiserpaläste, die sich in mannigfachen,

übereinander getürmten Mauern und Wölbungen auf jenen Hügel hinüberziehen. So ungeheuer diese Masse von Gebäuden ist, an der fast alle Kaiser der früheren Zeit gebaut haben, so genügte sie doch dem nach Betäubung und Sinnenberauschung haschenden Nero nicht. Sein goldenes Haus füllte nebst dem palatinischen Hügel auch das Tal zwischen diesem und dem esquilinischen und bedeckte sogar noch diesen letzteren, wo in der Folge Titus seine Thermen hinsetzte.

Auf dem Wege zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel hin liegen rechts die Trümmer des Circus maximus, an denen nichts mehr zu erkennen ist. Weiterhin, auf der Via di S. Sebastiano findet man die Thermen des Caracalla. Staunend betrat ich sie. Eine Reihe von einst gewölbten Hallen, jede so groß, daß sie für sich ein bedeutendes Gebäude ausmachen würden, ziehen sich aneinander hin. Überall ungeheure Massen, überall Spuren von Pracht, an den noch hie und da mit Marmor bedeckten Gewölben, an dem an manchen Orten aufgedeckten musivischen Fußboden aus den seltensten Marmorarten. In der Ecke von einer der innersten Hallen sieht man noch die Reste eines halb verlöschten Madonnenbildes, von wem gemalt, wann und zu welchem Ende? weiß niemand. Erst wenn man diese Thermen mit jenen des Titus zusammenhält, kann man sich einige Vorstellung von der eigentlichsten Beschaffenheit solcher Kaiserbäder machen. Wahrscheinlich stand über dem noch vorhandenen Erdgeschoß der letzteren Thermen noch ein ähnliches Obergeschoß, wie hier Caracallas Bäder zeigen, was denn freilich die Sache verändert. Die Gemächer Caracallas haben übrigens durchaus Fenster, wenn nicht etwa die lichtlosen tiefer, noch unenthüllt unter der Erde liegen.

Weiter fort auf der Straße liegen die Gräber der Scipionen, die aber, seit der dort gestandene Sarkophag ins Museum Clementinum gebracht worden ist, kein Interesse haben.

Durchs Tor St. Sebastian wandelt man auf der Appischen Straße fort, die, obschon nicht der Flaminischen gleichkommend, doch noch in alter Herrlichkeit prangt. In der Kirche St. Sebastian ist der eine Eingang in die Katakomben. Ungeheure Felsengänge winden sich, bald eng, bald weiter, bald niedrig, so daß man mit gebücktem Haupte fortwandeln muß, bald höher strebend, unter der Erde fort, und rechts und links sind Höhlungen in den rippenförmig übereinander laufenden Felsen, die wohl allerdings so aussehen, daß man sie als Grabhöhlen betrachten könnte. Mein Führer, der Küster von St. Sebastian, nannte mir eine unermeßliche Zahl von Märtyrern, die hier begraben gewesen sein sollen. Übrigens begreift sich die düstere Richtung, welche die Religion des schönmenschlichen Christus bei seinen Verehrern genommen hat, einigermaßen, wenn man sieht, an welchen Orten sie gezwungen waren zu beten und zu lehren. Aristipp hätte in den Katakomben zum Heautontimorumenos werden müssen. Die tiefern Gänge der Katakomben sind jetzt vermauert, seit viele Menschen, unter andern auch, wie mein Führer versicherte, eine Abteilung von Zöglingen des collegio Romano, darin sich verirrt und nie mehr den Rückweg gefunden haben.

Als ich herausgestiegen war aus diesen Klüften der Unterwelt und hinüberblickte nach dem herrlichen Rom und seinen Denkmalen der Vergangenheit, da ward mir nachdenklich und sonderbar zumute. Dort die Stadt urbs et orbis, thronend und prangend, und hier die Katakomben, wie Repräsentanten des Heidentums und des Christentums. Und all deine Kraft und all deine Pracht hat dich nicht retten können, göttliche Roma, du bist erlegen, und auf den Zinnen deiner Götter prangt das Zeichen, das hervorging aus diesen Klüften und, langsam wandelnd, aber unerläßlich, dich überholte, als du müde warst und nicht mehr fliegen konntest.

Langsam weiter wandelnd sah ich noch die Ruinen von Caracallas Zirkus und das wohlerhaltene Grabmal der Cäcilia Metella, zu schön für eine so unbedeutende Frau, und müde, aber heitern Geistes kehrte ich auf derselben Straße zurück, immer in einer Hand den Plan von Rom und in der andern Vasis verdienstliches Itinerario.

Ich war in Thorwaldsens Studio. Es war an einem unglückseligen Tage. Von einer Diarrhöe und verdorbenem Magen, den traurigen Wirkungen des römischen Klimas und meiner Unbekanntschaft mit der hiesigen Lebensweise, geplagt, schlenderte ich mißmutig durch die lauten Straßen, an all den rings sich aufdrängenden Kunstwerken vorüber, ohne daß mir etwas auch nur einen Blick abgewinnen konnte. Da, vor dem Palast Barberini, gewahre ich Marmortrümmer. Gedankenlos trete ich hinzu und frage: es ist Thorwaldsens Studio. Ich trete hinein und fahre erstaunt zurück. So etwas hatte ich nicht vermutet. Als ich Canovas Werkstätte betreten, glaubte ich das Beste gesehen zu haben, was die neuere Zeit gegenüber der alten an Bildwerken aufzuweisen hätte, und achselzuckend bedauerte ich den ungeheuern Abstand; aber hier —. Canovas Bilder sind schön, aber tot und nebstdem so behandelt, daß mir dabei immer der Simson einfiel, den ich in der Osterwoche hier in einem Laden sah und der höchst kunstreich aus — Butter gemacht war. Dagegen Thorwaldsen. Ich habe keine seiner ganz fertigen Statuen gesehen, und ich weiß daher nicht, ob er in der Vollendung des mechanischen Teils der Arbeit seinem Nebenbuhler gleichkommt — und eine Statue in seinem Studio, von der mir die Gehilfen sagten, es fehle nichts als die Politur, schien diesen Zweifel eher zu be-

kräftigen, als zu heben — aber was die edle Form, die Belebung des Toten und die Komposition betrifft, hierin steht meiner Meinung nach Thorwaldsen weit über Canova. Da ist ein Ganymed, der den Adler trinken läßt. Die Formen schmächtig, jugendlich, beinahe dünn, und doch wie reizend, gerade durch diese keusche Behandlung reizend. Welch himmlische Unschuld in dem ganzen Knaben, der auf nichts anders denkt, als sein Geschäft, und in genügsamer Geduld wartet, bis das gierige Tier genug getrunken hat. Und dagegen der Adler mit seinem gierigen Auge, als ob er Trank, Schale und Knaben mit einem Zuge verschlingen wollte, in herrlichem Kontraste mit dem sanften Kinde. — Ein anderer Hirtenknabe, wahrscheinlich auch ein Ganymed, mit der Rechten seinen Fuß nachlässig umfassend, die Linke hinter sich aufgestemmt und unschuldig, halb gedankenlos vor sich hin in die Welt blickend, weicht dem andern an Schönheit kaum. Ich habe durchaus in meinem Leben nichts gesehen, was in dieser Gattung jenen beiden Statuen die Wage halten könnte. — Eine Venus mit dem Apfel, unbeschreiblich reizend. — Ein Antinous, vielleicht weniger vollendet, ebenso ein Amor mit dem Pfeil. Herrlich wieder eine in köstliche Falten gehüllte Tänzerin. Alles andere aber übertreffen die Basreliefs. Da ist ein Herkules, gegenüber einer Hebe, im herrlichsten Kontraste. Bemerkt man gleich, daß der Bildner des Werkes den farnesischen Herkules gesehen hat, und ist vielleicht auch mit Rücksicht auf diesen der Nacken des Unbändigen zu stark geraten, so kann man doch der kühnen, übermenschlichen Form seine Bewunderung nicht versagen. Briseis, die Agamemnons Herolde dem Achill entführen; der eine Herold hat das Mädchen angefaßt, die, mit Zögern ihm folgend, den traurigen Blick zurückwendet nach dem blühenden Bettgenossen. Dieser sitzt herrlich auf einem Stuhle in der linken Ecke des Bildes, die linke Hand trampig auf die Brust gepreßt. Vielleicht wäre übrigens, bei aller Vortrefflichkeit dieser Figur, mehr Zorn und weniger Schmerz besser gewesen. Beinahe wird er von dem im Vordergrunde stehenden Patroklus verdunkelt. Oder wäre die Bedeutung der Figuren umgekehrt, dann wäre der Schmerz der sitzenden Figur zu heftig; so trauert man nur über eigenen Verlust. Alles andere übertrifft der Triumphzug des Alexander, ein Basrelief, dergleichen ich kaum unter den Antiken gesehen habe. Diese Krieger, immer verschieden und nur an Schönheit sich gleich, diese Pferde, diese Kinder voll unschuldiger Bewußtlosigkeit, diese Viktoria, diese Griechen, diese Perser — was helfen die Worte, wo man kaum dem Sehen traut.

Ich war im Theater el nobile teatro di Pordenone. Man gab eine Oper Isabella e Florange mit Musik von Pacini, dann ein Schauspiel, dessen Namen ich vergessen habe. Ich hatte gehofft, daß man wegen Anwesenheit des österreichischen Hofes sich doch ein wenig ins Zeug werfen und den übeln Ruf zu widerlegen suchen würde, in dem das römische Theater in ganz Italien steht, aber vergebliche Hoffnung. Schon die Anordnung der aufzuführenden Stücke war sonderbar. Erst kam der erste Akt der Oper, dann ein Aufzug des Drama, hierauf die Fortsetzung der Oper, so daß der Rest des Schauspiels den Beschluß machte. Das Ding ging erst alle due di notte, d. h. gegen neun Uhr, an und dauerte daher wahrscheinlich bis gegen zwei Uhr nach Mitternacht, wenigstens war, als ich in der Hälfte der Vorstellung, ermüdet und halb tot vor Langeweile, das Haus verließ, elf schon vorüber. Die Oper war wirklich elend: gewöhnliche italienische Musik, von einem höchst zahlreichen Orchester mittelmäßig ausgeführt. Unter den Sängern war noch ein Herr Bottari am erträglichsten, der einen eindringlichen Baß sang, sich aber zuweilen durch das Bestreben, die Stärke seiner Stimme zu zeigen, zu höchst ohrenzerreißenden Anstrengungen hinreißen ließ, wobei besonders lächerlich anzusehen war, wie er sich zu jeder Passage aufblies, wie der Frosch in der Fabel. Die Primadonna, ein dürres, widerliches Geschöpf ohne nur irgend ausgezeichnete Stimme oder Vortrag. Der Buffo unergötzlich bis zur Widerwärtigkeit. Die Krone von allem aber war der erste Tenor. Gebaut wie ein Lastträger, die emporgehobenen Schultern beinahe zum Buckel mißstaltet, der Kopf hinabgedrückt, das Gesicht ein Gemisch von Roheit, Häßlichkeit und Stupidität, dabei in ein pomeranzenfarbiges Gewand, mit brennend blauer Leibbinde und goldenen Tressen auf den Nähten gekleidet, machte er einen wahrhaft unausstehlichen Eindruck und glich auf ein Haar dem Prinzen Höckerich im Feenmärchen. Ihn als kampfgerüsteten Ritter bei dem vorkommenden Lumpenturnier am Schluß des ersten Aktes zu sehen, war wirklich merkwürdig. Zu dem allem noch die Dekorationen elend, die Kleidung geschmacklos und lumpenhaft, die Chöre schwach und schlecht, Aufzüge und Komparsen so erbärmlich, daß es vielleicht kaum in dem geringsten Landstädtchen in Deutschland ärger sein kann. — Mehr unterhielt mich das rezitierte Stück, halb Lustspiel, halb Drama von der empfindsamen Art, wo eine Amerikanerin, von ihrem Gatten verlassen, als Kammermädchen in das Haus der Geliebten ihres Treubrüchigen sich einschleicht und mit Hilfe eines gutherzigen Murrkopfes von Oheim alles wieder ins Geleise bringt. Hier sah ich zum erstenmal die Schauspielkunst des eigentlichen Italiens. Außerordentlich sprechend war jede Bewegung des alten Onkels. Keinen Augenblick ruhte das Mienenspiel seines ausdrucksvollen Gesichtes, und in alledem war unleugbar viele Wahrheit, obgleich italienische Wahrheit, die einem Deut-

schen leicht an Karikatur zu streifen scheinen konnte. Die verkleidete Gattin war in dem gefälligen Teil ihrer Rolle recht verdienstlich, in dem ernsthaften aber mit all dem Pathos und der Heftigkeit dargestellt, die den Italienern so geläufig ist. Das übrige war schlecht. — Artig ist das Innere des Theaters mit sechs Reihen verschiedenartig gezierter Logen übereinander, und das Publikum benahm sich ziemlich gut, indem es während der Rezitative, statt zu schreien, laut zu sprechen sich begnügte. Es ist bei den hiesigen Theatern noch eine eigene Einrichtung, die mir nicht übel scheint. Sowohl Logen als Parterre haben keinen bestimmten Preis, sondern das Eintrittsgeld richtet sich nach dem Maße der Neuheit oder Beliebtheit des gegebenen Stückes oder der auftretenden Künstler. Auf diese Art bezahlen die ersten Abende immer die Hauptauslagen, und auch in der Folge wird das Theater, wegen des niedrigen Preises, nie zu leer.

Die Römer sind bis zu einem unglaublichen Grade kindisch. Nicht allein, daß man Erwachsene allenthalben Spiele treiben sieht, die bei uns nur Knaben vergnügen; auch Leute von Distinktion bleiben stehen, wo dergleichen gespielt wird, und nehmen den lebhaftesten Anteil an dem Gange und dem Ausschlage der Kinderei. So sah ich heute einen Haufen Trasteveriner auf dem Petersplatze ein Spiel treiben, das darin bestand, daß einem die Augen verbunden wurden und er so blindlings versuchen mußte, den Obelisk zu finden. Die bärtigen Kerls gebärdeten sich alle wie besessen mit Jauchzen und Schreien, ja selbst Abbates, die dabei standen, hüpften vor Lust und riefen ihr: tocca, tocca! so gut als die andern.

Wir hatten unsere Reise auf Kosten aller Bequemlichkeit, ja selbst des Vergnügens und der Gesundheit beschleunigt, um noch zu den Feierlichkeiten der Osterwoche in Rom zu sein, da wir uns nicht anders vorstellen konnten, als daß dieselben in der Metropole der katholischen Christenheit von außerordentlicher Wirkung und Erhabenheit sein müßten, worin wir auch durch Erzählungen und Beschreibungen früherer Reisenden bestärkt wurden. Hierin fand ich mich meines Teils ziemlich getäuscht. Alle Zeremonien der Karwoche, an sich rührend und erhaben, haben durch die Länge der Zeit und die abstumpfende Macht der Gewohnheit von seiten der mitwirkenden Personen so sehr alle Bedeutenheit, so allen Geist verloren, daß sie mit wenigen Ausnahmen sich beinah komödienmäßig ausnehmen. Dazu kommt noch, daß der Zweck, zu verblüffen, zu blenden, auf den Haufen zu wirken, größtenteils so grell hervorsticht, daß an irgend eine Erbauung kaum zu denken ist. Dies war besonders der Fall mit der Pontifikalmesse des Papstes in der Peterskirche am Ostersonntag. Ich hatte einen sehr guten Platz auf einer Tribüne gewonnen, wo ich der in Andacht versunkenen Kaiserin gerade gegenüber war und den Papst kaum dreißig Schritte vor mir hatte. Der Einzug, in welchem derselbe auf Menschenschultern, die Tiara auf dem Haupte, in ein weißes, mit Gold gesticktes Gewand gekleidet, durch die ungeheuren Hallen der Peterskirche herumgetragen wird, während alles auf die Knie fällt, hat etwas Erhebendes, das durch die ehrwürdige, geistvolle, durch Jahre und Leiden gebeugte Gestalt Pius' VII. sehr vermehrt wird und es noch mehr werden würde, wenn die häufigen Kreuzeszeichen langsam und weit vor sich hin, statt schnell und mit kaum vom Leibe getrennter Hand gemacht würden. Hinter dem Hochaltar wird der Trag-Thron niedergesetzt, worauf sich der Papst zum Gebet niederwirft und nach vollendeter Andacht, von zwei Kardinälen geleitet (Gonchelai und Reffo), den auf mehreren Stufen erhobenen Thron besteigt, indes der ihn umgebende Hause von Kardinälen und Prälaten sich zu beiden Seiten reiht. Das macht sich schön, wenngleich der Verstand sich zuzugeben sträubt, daß der oberste Priester der Gottheit, statt als servus servorum ein Beispiel der Demut zu geben, sich selbst als einen Götzen hinstellt, nicht minder hoch und glänzend auf seinem Thron, als der Gott gegenüber auf seinem Tabernakel. Wenn nun aber erst die langen und langweiligen, ohne Geist und Bedeutung abgehaspelten Zeremonien der Pontifikalmesse beginnen, während welcher die Kardinäle und Prälaten wie Gassenbuben sich auf die Stufen des Thrones halb hinsetzen und halb legen, wenn man in die geistlosen Gesichter dieses Kirchenpöbels schaut, der da mitspielt, weil er seinen Anteil am Gewinn zieht, so ekelt einem, und selbst der würdige Anblick des Papstes kann die widrige Empfindung nicht zerstreuen. Wie da die Zeremonienmeister herumlaufen, gleich als wäre der Dom ein Gesellschaftssaal, wie alles sich marionettenmäßig bewegt. Pfui! — Ich wollte, man hätte uns auf den Posten die Pferde hartnäckiger verweigert, als man tat, damit ich erst nach der Osterwoche nach Rom gekommen und mir der Anblick solcher Entwürdigungen erspart worden wäre. Mit all diesen Zeremonien stimmt der Anblick des Innern der Peterskirche ganz überein. Dieses Gebäude ist durchaus mit keiner Kirche, sondern etwa mit den Rittersälen in den Schlössern unserer Fürsten zu vergleichen. Ungeheuer hell, geschmückt, ist Pracht und Majestät der erste Eindruck, den sie erweckt. Kein Betstuhl, kein Winkel, wo bescheidene Andacht sich zurückziehen könnte, um von niemand gesehen zu werden, als von Gott. Wie in Rom Abbates die Stelle von Kammerherrn und Pagen vertreten, so muß die Peterskirche statt des Prunksaales dienen. Es bleibe daher jeder Andächtige fern und gönne seinen Platz dem Neugierigen.

Ich habe Maffeis Merope im Theater Pordenone aufführen gesehen. Die Raserei, mit der diese Italiener tragieren, ist unbeschreiblich. Die Königin gebärdete sich wie eine Megäre und schrie zum Zerplatzen. Wenn vom Niederstürzen die Rede war, so wirbelte sie blitzschnell die Arme und geballten Fäuste übereinander, wie man wohl in der outrierten Balletmanier zu tun pflegt. In der höchsten Wut griff sie mit den Fingern in die Augen, als ob sie sich die Augäpfel ausreißen wollte. — Obgleich auch häufig bis zur Karikatur heftig, zeigte doch der Schauspieler, der den Agisth gab, unverkennbare Spuren von Talent. Der Ton einer jugendlichen Unschuld gelang ihm manchmal vortrefflich, und in der Szene, wo er das Geheimnis seiner Abkunft erfährt, riß er hin. Herrlich gebaut und mit einem ausdrucksvollen Gesichte, bot jede seiner Stellungen ein Modell für den Maler, besonders da auch seine Kleidung, weit entfernt von den knappen Jacken, in denen wir unsere Griechen gleich Bäckerjungen auftreten lassen, sehr gut gewählt war. Die übrigen Mitspielenden waren schlecht, hatten aber durchaus gut memoriert und spielten in den Ensembles rasch und gut zusammen.

Die Musik in der Sistina bei den Metten in der Karwoche hat wirklich etwas Außerordentliches. Ohne Instrumentalbegleitung wird sie bloß von Männerstimmen ausgeführt, die durchaus vortrefflich sind und worunter Diskant und Alt von Kastraten gefunden werden. Der Gesang dieser letzteren verstärkt durch sein Sonderbares, Eindringliches die Wirkung ungemein. Den Anfang machen Psalmen in dem sogenannten canto fermo, die, so schön sie in ihrer Art sind, doch durch ihre Länge ermüden und zuletzt bei dem ungeheuren Gedränge, in dem man gequetscht dasteht, beinahe widerlich werden. Nun ist das letzte Licht an dem großen Leuchter verlöscht, die Psalmen verklingen, und es wird still in der Kapelle, die währenddem immer dunkler und dunkler geworden ist, mit Ausnahme des vergitterten Chors, der, beleuchtet, allein noch sparsames Licht ausstreut. Da — nach einer langen Stille, klingt auf einmal ein jammernder, schneidender Diskantton durch das Schweigen, und — das Miserere beginnt. Diese Verkettung der Töne, diese langsame zögernde Auflösung der disharmonischen Klänge, dieses scheinbar einfache und doch kunstreiche Fortschreiten des Gesanges verfehlt seine Wirkung nicht. Selbst die derben Naturen der Engländer konnten der Macht dieser Musik nicht widerstehen, sie wurden still und horchten, sichtbar berührt. Aber auch die Ausführung der Sänger kann nicht genug gelobt werden. Durchaus genau und rein, kann das geübteste Ohr bei all den Ausweichungen und Auflösungen keinen falschen Ton bemerken. Die Diskante waren vorzüglich, besonders ausgezeichnet aber der Bassist, der mit einem sonoren Organ und richtigen Sinn kräftige Schatten in das Rembrandtsche Nachtgemälde hineinlegte. Man gibt abwechselnd zwei Kompositionen dieses Misereres von verschiedenen Meistern, wovon mir aber das von Allegri besser gefällt, da die gehäuften disharmonischen Töne des andern zu häufig sind und in ihrer Gesuchtheit häufig zu wirklichen Mißtönen werden.

All dieser Genuß wird einem übrigens sehr durch das unermeßliche Gedränge verleidet, das in der engen Sistina in der Karwoche immer ist und heuer durch die Anwesenheit so unverhältnismäßig vieler Fremder ganz besonders war. Am Karfreitag fürchtete ich wirklich im Ernste totgedrückt zu werden. Hierbei tritt nun die Derbheit der päpstlichen Schweizer in ihr volles Licht, die ich aber übrigens nicht Grobheit nennen möchte, da diese tüchtigen Kerls nur genau erfüllen, was ihnen befohlen worden, ohne daß sie je eigentlich beleidigen, wenn man sich nicht widersetzt oder der Drang so groß wird, daß eine gradweise Steigerung der Milde zur Strenge nicht mehr möglich ist. Man muß auch nur den Ungestüm sehen, mit dem sich alles, besonders die Engländer, bei solchen Gelegenheiten zudrängt. Da stoßen und schlagen denn endlich zuletzt die ehrlichen Schweizer, was das Zeug hält, und ich war selbst Zeuge einer solchen Szene, wo sie mit umgekehrten Hellebarden auf Herren und Damen losschlugen, die mit Gewalt die Türe erstürmen wollten, die zu dem Saale der Fußwaschung führt. Einen solchen Lärm, ein solches Gewühl und Gedränge werde ich vielleicht nie mehr erleben. Wie alles die Treppe hinaufstürzte und die Schweizer, beinahe übermannt, den andrängenden Haufen wieder die Stufen hinunterwarfen, daß die Mittelsten, von beiden Seiten gedrängt, beinahe erdrückt wurden. Drohen, Schreien, ohnmächtige Damen, brüllende Engländer, prügelnde Schweizer, ich war froh, aus dem Gedränge mit Aufopferung der Fußwaschung nur wieder herauszukommen. Es ist ein Zeitpunkt, wo Rom dem Fremden, besonders demjenigen, der sich nur kurze Zeit dort aufhalten kann, unerträglich wird, nämlich in den ersten acht Tagen nach der Ankunft. Man langt an, von der Reise ermattet und körperlich herabgestimmt. Die ersten Eindrücke, welche man von der Stadt selbst und ihren Umgebungen erhält, sind nichts weniger als erfreulich, und dem ungeachtet quält man sich selbst, aus alle dem etwas Bedeutendes herauszubringen, da man sich beinahe schämt, in dem hochgepriesenen Rom nur einen Augenblick kalt gewesen zu sein. In dieser unbehaglichen, mit Unzufriedenheit über sich selbst verbundenen Stimmung fängt man die Jagd nach Sehenswürdigkeiten an. Aber die Fülle von Gegenständen erdrückt, dabei ist noch das Traurige, daß alles einzelne beinah durchaus unter der Idee bleibt, die

eine dichterische, durch Hyperbeln der Reisebeschreiber gespannte Phantasie sich gebildet hatte. Vielmehr, um es recht eigentlich auszudrücken: was man sieht, läßt man beim ersten Anblick unbefriedigt, weil es die ungeheuren Bilder, die sich die Phantasie davon gemacht hat, nicht erreichen kann, in der Folge aber, wenn einmal der Verdruß über diese getäuschte Erwartung vorüber ist und man sich einmal gewöhnt hat, die Sache aus dem neuen, gemäßigten Gesichtspunkte zu betrachten, fängt erst der Gegenstand wieder zu interessieren an, besonders, da doch die Umrisse, was sie an Größe verlieren, an Deutlichkeit gewinnen, wozu noch der unendliche Reiz kommt, der in jeder Berichtigung unserer Erkenntnis liegt.

Neapel.

Wir hatten einen Plan gemacht, nach dem wir unsere Exkursionen durch die Umgegenden Neapels einrichten wollten, und zufolge desselben sollte der Anfang mit der westlichen Seite gemacht und demnach zuerst der Meerbusen von Bajä mit seinen Trümmern und Naturwundern besucht werden. Am — Mai brachen wir, durch Mißverständnisse bis zehn Uhr vormittags verspätet, in zwei Wagen auf. Wir machten eine frohe Gesellschaft von jungen Männern aus, an Büchern und antiquarischen Nachweisungen fehlte es nicht, ebensowenig als an kalter Küche und vielleicht nur zu reichlichem Vorrat von Wein; der Tag war herrlich, kurz, es ließ sich mit Grund aller nur ersinnlicher Genuß im voraus versprechen.

Am nordwestlichen Ufer des Golfs von Neapel läuft eine köstliche Hügelkette hin, die man den Posilipp nennt. Mit Landhäusern und anderen Gebäuden, sowie mit Weinpflanzungen und Bäumen aller Art überdeckt, an seinem Fuße vom Meere bespült, gewährt er den reizendsten Anblick, den man sich nur irgend denken kann. Da, wo seine Seite mit der Verlängerung der herrlichen Straße Chiaja zusammentrifft, ist, man weiß nicht von wem, der Hügel durchstochen und zu einer ungeheuren Pforte ausgehauen. Hier stellt sich ein Durchgang dar, der von einer Breite ist, daß drei Wagen nebeneinander ausweichen können, und so hoch, daß die beträchtliche Breite fast eng scheint, den ganzen Berg durchschneidet und nach einer unterirdischen Fahrt von mehr als zehn Minuten auf der andern Seite wieder ans Tageslicht führt. So schauerlich ist der Eingang in eine Gegend, die die Natur schon vor Jahrtausenden zum Schauplatz ihrer Schauerszenen gemacht hat. Nach einer ahnungsvollen Fahrt durch den hallenden Berggang, nachdem der Lichtpunkt, der schon am Eingange vom andern Ende herüberschimmte, sich nach und nach zur Pforte vergrößert und als Ausgang den Wanderer von sich gelassen hat, stellt sich eine herrliche, üppig blühende Landschaft dem Auge dar. Auf einer vortrefflichen Straße, rechts und links mit Baumreihen und weiterhin mit Pflanzungen bedeckt, wo Weinreben von Ulme zu Ulme sich ihre Gehänge zureichen, dazwischen frischer Mais und Flachs mit blauen Blüten, gelangten wir wieder ans Meer, das, vom unbewölkten Himmel überwölbt, einen zweiten blauen Himmel aus seinen Wellen uns entgegenhielt. Die Wunder des Lago d'Agnano und seiner Umgebungen für den nächsten Tag versparend, schlugen wir den Weg ein, der links am Gestade des Meeres nach Puzzuoli führt. Hier ist die rechte Seite der Straße mit Felsenreihen besetzt, die den Anfang der phlegräischen Felder machen und ihren vulkanischen Ursprung auf der grau und schwarzen, wild abgerissenen Oberfläche zur Schau tragen. Schauerlich ist der Anblick dieser Massen, deren Rücken aber, so kahl ihre Seiten sind, doch mit mannigfachem Grün und zum Teil selbst mit nutzbaren Pflanzungen bedeckt ist. Endlich, zwischen Meer und Felsen durch graue Staubwolken hingeschleppt, erblickten wir Puzzuoli, das auf einer Anhöhe malerisch daliegt. Diese Stadt, das alte Puteoli, der Schauplatz römischer Üppigkeit und römischen Frevels, ist am linken Gestade des Meerbusens von Bajä.

Vesuv.

Es ward beschlossen, den Vesuv zu besteigen. Man hatte mir so viel von den Beschwerlichkeiten dieser Bergreise gesagt, daß ich, besonders da ich mich eben nicht wohl befand, beinahe Anstand nahm, sie mitzumachen.

Nur das Verlangen, das Wunder in der Nähe zu sehen, und die Betrachtung, daß meine Gesundheit wohl während meines ganzen Aufenthalts in dem mir nicht zuträglichen Neapel dem Unternehmen nie günstiger sein dürfte, bewogen mich, trotz des Abratens aller meiner Bekannten, in guter Gesellschaft es zu wagen. Freitags, am 14. Mai, fuhr ich mit Karolyi und Chialli nach Portici, wo wir bei Esterhazy ein fröhliches Mahl einnahmen und dem Vesuv, der in seiner düstern Pracht vor uns lag, aus vollen Champagnergläsern nur allzuhäufige Lebehochs brachten. Endlich kam es zum Aufbruch, den die Freuden der Tafel wohl um zwei Stunden über unser erstes Vornehmen hinausgeschoben hatten, und wir fuhren um vier Uhr in zwei Wagen von Portici ab. In Resina, von wo aus man nicht mehr weiter zu Wagen gehen kann, hielten wir an und waren in einem Augenblicke von einem Haufen zerlumpter Kerls umringt, die jeder, einen gesattelten Esel an der Hand, uns ihr Tier zum Besteigen anboten, wobei sie mit entsetzlichem Geschrei sich bald untereinander wegdrängten und wer-

stießen, bald sogar an uns selbst Hand anlegten, um uns Zögernde kurz und gut auf die Tiere hinaufzuheben. Ich suchte mir aus dem Haufen den stärksten Kerl samt dem tüchtigsten Esel aus und machte mich so reisefertig. Bald war die ganze Gesellschaft im Sattel, und umringt von Eseltreibern und lärmenden Gassenbuben, die teils Wein und Orangen nachtrugen, teils durch Eselhalten oder andere kleine Handreichungen eine buona mano zu erhaschen hofften, traten wir unsern komisch-romantischen Zug an. Der Berg lag vor uns da, von den Strahlen der dem Untergang nahen Sonne malerisch beleuchtet, und der dicke Rauch, der seinem Gipfel entstieg, ließ auf eine interessante Nacht hoffen, was uns auch unsere Führer im voraus zusicherten. Man kann sich überhaupt nicht leicht etwas Schöneres denken, als diesen Vesuv, besonders von der jenseitigen, der Stadt abgewendeten Seite betrachtet. Am Fuße mit herrlichem Grün bedeckt, schneiden sich die scharfen Konturen seiner höhern Teile durch ihr Schwarz herrlich von dem tiefblauen Himmel ab. Dazu die glühende Rauchsäule vom Gipfel und das blaugrüne Meer zu seinen Füßen, — ich konnte während meines ganzen Aufenthaltes in Neapel nicht satt werden, ihn zu betrachten und mich zu freuen. Wir stiegen nun auf unsern Tieren den sanften Abhang hinauf, der von Resina zu dem Sattel führt, von dem aus die beiden Gipfel des Berges sich trennen, und wo die Hütte eines Einsiedlers als Grenzscheide dasteht zwischen dem Gebiete der Menschen und dem freien Reiche der ungebändigten Natur. Anfangs geht der Weg sehr anmutig zwischen Rebengehängen und Baumgruppen, aber bald wirft das Ungeheuer den gleißenden Schein ab und steht da, schroff und kahl und schwarz wie das Verderben. Nun hatten wir einige Höhe erreicht und konnten die veralteten Ströme der Lava verfolgen, wie sie von Epoche zu Epoche ihren verwüstenden Lauf genommen hatten ins blühende Tal. Hier weit verbreitet der Ausbruch von 1794, der Torre del Greco begrub und bis ins kochende Meer hinab sich stürzte, an dessen Ufern er noch gestockt dasteht wie ein gesprengter Fels; dort frühere und spätere, die sich durch Farbe und Dichtigkeit leicht unterscheiden lassen. Gräßlich ist der Anblick dieser Lavafelder, die von nun an, fast durch keine Vegetation unterbrochen, sich schwarz und schroff bis zur Hütte des Einsiedlers hin erstrecken. Aber blickt man hinter sich, dann merkt man wohl, daß man sich trotz all des Gräuels noch immer auf der schönen Erde befinde, wo das Gräßliche wohl auch vorkommt, aber nur als Ausnahme, unbeschadet der lieblichen Regel. Rechts, tief unten, das herrliche Neapel und der sorgenbrechende Pausilipp, links die reiche Küste von Castell a Mare und Sorrent, samt Vico, von seiner Felsenplatte hinabschauend ins abendbeleuchtete Meer, das sich unermeßlich ausbreitet, mit Inseln gekrönt

Hier begegneten wir der Kaiserin, die, grün verschleiert, auf einem Maultier reitend, nur von ihrem Obersthofmeister und einigen Frauen begleitet, den Berg hinabstieg und sich fast feenhaft ausnahm, so beritten und begleitet mitten im Zauber dieser Wunderwelt. Symbolisch bedeutend dünkte uns allen das Erscheinen der herrlichen Frau gerade auf diesem Platze, der als ein versöhnender Vermittler daliegt zwischen des Berges schroffer Größe und der anmutigen Milde des Tales. Wir aber ritten aufwärts. Die Sonne senkte sich glühend ins glühende Meer, vor uns begann's zu dämmern, schon leuchtete die Rauchsäule des Vesuvs, und die Lava brannte. Endlich war des Berges Sattel erreicht, und wir sahen die Hütte des Einsiedlers, wo das Pflanzenleben als Laub und Gras zum letzten Male sich zeigt und Abschied nimmt von dem Wanderer zur Behausung des Feuers. Ohne uns aufzuhalten, setzten wir unsern Weg weiter fort, um noch vor einbrechender Nacht den Gipfel zu erreichen, der bei völliger Dunkelheit beschwerlich zu erklimmen ist, und bald war der Ort erreicht, wo der Berg so schroff sich emporhebt, daß an kein Reiten mehr zu denken ist und man sich den eigenen Füßen vertrauen muß.

Auf dem Wege dahin begegnete mir, vom Berg herabkommend, ein einzelner Wanderer, der mich beim Namen rief und mühsam sein Reittier auf mich zuzulenken suchte. Ich hielt an. Es war der preußische Major Seidel. Allein mit einem Führer und totenblaß. Ums Himmelswillen — rief er mir zu, — wenn Ihnen Ihre Gesundheit lieb ist, kehren Sie jetzt noch um, da es Zeit ist. Man kann sich den Tod holen auf dem Berge! — Ich, die leuchtenden Flammen des Vesuvs vor mir und von brennender Begier angespornt, dachte weder an Gesundheit noch Gefahr, und mit lustigem Übermut für die Warnung dankend, ritt ich davon, dem allanziehenden Magnetberge entgegen. Jetzt waren wir am Fuße der letzten Spitze, auf deren Gipfel der Krater sich befindet.

Wir stiegen von den Tieren, ergriffen mächtige Stöcke und folgten jeder unserm Führer, die, Gürtel um den Leib geschlungen, an denen man sich auf den beschwerlichsten Stellen anhalten kann, den Berg zu erklimmen begannen. Das ist nun wirklich ein höchst mühevolles Beginnen. Einmal ist der Berg ungemein steil, so, daß, wenn nicht das lebhafteste Interesse wäre, das er einflößt und das jede andere Betrachtung verschlingt, es einem manchmal schauerlich zumute werden müßte; dann wird das Klettern selbst noch dadurch beschwerlich, daß man teils auf lockerem Geschiebe fortklimmt, das dem Tritte nachgibt und hinabrollend den Fuß nach sich zieht, teils in Sand und Asche, in der man waten muß bis an die Knöchel, teils endlich auf fester Lava, die

durch ihre Zacken und Unebenheiten sehr beschwerlich wird. So klettert man wohl eine Stunde. Ich aber war so begeistert von dem, was ich sah, daß ich oben auf dem Gipfel mich kräftiger fühlte, als unten am Fuß des Berges. Es war bereits dunkel geworden, als ein uns entgegenwehender schwefliger Dunst uns ankündigte, daß wir uns dem Feuerherde näherten. Zugleich fing der Boden unter unsern Füßen an warm zu werden; denn, da der Lavastrom sich erst vor einigen Tagen geändert und aus der Richtung von Portici sich nach der Gegend von Torre del Greco hingezogen hatte, wandelten wir auf Lava, die nicht älter war als drei Tage, und die erst auf der Oberfläche etwas abgekühlt war, unten aber noch glühte, wie wir leicht durch die tiefen Ritzen sehen konnten, die allenthalben klafften. Man sagte mir, das sei grauenhaft anzusehen, ich fand es nur begeisternd und erhaben. Habe Dank, Natur, daß es ein Land gibt, wo du herausgehst aus deiner Werkeltagsgeschäftigkeit und dich erweisest als Götterbraut und Weltenkönigin, habe Dank! Und mir sei vergönnt, dich von Zeit zu Zeit zu schauen in deiner Majestät, wenn du mich lang genug ermüdet hast in deiner Alltäglichkeit!

Dichter und dichter wurden die Dämpfe, heißer und heißer der Boden, da quoll's rechts hervor wie ein leuchtender Strom, und es war die Lava, die durch eine Seitenöffnung des Berges tief unter dem Krater sich glühend ergoß. Wir darauf hin über Rauch und Qualm. Der feurige Strom hatte sich eine Rinne gebildet aus seiner eigenen gestockten Masse, in dieser Rinne wälzte er sich nun, etwa ellenbreit, weitleuchtend fort. Wie geschmolzenes, schwerflüssiges Metall war sein langsamer Lauf, der in der Dunkelheit der bereits hereingebrochenen Nacht einen fürchterlich schönen Anblick darbot. Wir traten hinzu, ungeachtet der Hitze, die der im Innern eines Schmelzwerkes gleichkam und den Schweiß am ganzen Körper ausbrechen machte. Die Masse war so hochglühend, daß ein hineingestoßener Stock sich auf der Stelle entzündete, und so zäh und dicht, daß man nicht ohne Mühe tief hineinstechen konnte. Dabei war der Boden so heiß, daß man kaum einige Sekunden auf derselben Stelle stehen konnte und immer den Platz wechseln mußte. Meine Füße waren durch die Sohlen meiner ungewöhnlich starken Stiefel halb gebraten, als wir endlich uns entfernten, nachdem wir vorher sämtlich allerlei Münzen in herausgeholte Lava getaucht und diese zum Andenken mitgenommen hatten.

Nun galt es, den letzten Aschenhügel zu erklimmen, auf dessen Spitze sich der Krater befindet. Dieser letztere liegt eigentlich, von Portici aus betrachtet, etwas tiefer und wird von einer Spitze gedeckt, die, mit ihm zusammenhängend, ihn überragt. Eine dritte Spitze desselben Lavahügels liegt fast in gleicher Höhe mit dem Krater weiter links.

Wir begannen die obengenannte zweite Spitze zu erklettern, von der man, da sie höher liegt, den Krater übersehen und auch zu demselben hinabsteigen kann. Bis dahin hatte sich der Berg ziemlich ruhig verhalten. Regelmäßige Ausbrüche, von mäßigen Steinwürfen begleitet, die alle größtenteils wieder in den Krater zurückfielen, schienen unserm Unternehmen günstig zu sein. Aber eben, als wir nun hinaufzusteigen begannen, änderte sich die Szene. Nach einer Stille, die länger dauerte als sonst gewöhnlich, erdonnerte es tief unten, und mit einer hoch emporschlagenden Flamme flogen Hunderte von Steinen nach allen Richtungen durch die Luft. Noch erreichte uns zwar der Wurf der Steine nicht, aber, wenn sie am Hügel niederfielen, sprangen die größten davon in weiten Sätzen den Abhang herunter, so daß man kaum ausweichen konnte und statt auf den Weg immer in die Luft sehen mußte. Von diesen Steinen, die bis zu unseren Füßen fielen und wohl noch tiefer hinab rollten, waren einige größer als ein Menschenkopf, und nicht etwa ausgebrannte leichte Schlacken, sondern dichte Felstrümmer, die wir kaum mit unseren Stöcken vom Platze fortschieben konnten, dabei so glühend, daß an einem derselben, der einen von uns beinah am Fuße beschädigt hatte, unsere Führer die Fakeln anzündeten. Diese Ausbrüche wiederholten sich ohne Aufhören, so daß die glühenden Steine allenthalben herumflogen und wir zurückweichen mußten. Zugleich erklärten unsere Führer, daß sie um keinen Preis weiter vorgehen würden, da jeder Schritt todesgefährlich sein könne. Güte und Drohen war vergebens. Da es nun überdies wirklich Tollkühnheit gewesen wäre, sich in dunkler Nacht auf einem unsichern Wege, Gefahr von unten und oben, dem fortwährenden Steinregen auszusetzen, so blieb nichts übrig, als das Besteigen des Kraters auf einen ruhigern Tag zu verschieben und sich für jetzt mit der Betrachtung der Ausbrüche zu begnügen, zu welchem Ende wir die Spitze links vom Krater bestiegen und nun in das uns gegenüberliegende Flammenmeer hineinsahen, ohne daß die Steinwürfe uns erreichen konnten. Unausgesetzt, als wollte er uns ein Fest geben, fuhr der Berg in seinen Ausbrüchen fort, die mit ungewöhnlicher Stärke jedesmal die ganze Gegend in Flammen setzten und ein Schauspiel darboten, mit dem nichts verglichen werden kann. Nachdem wir eine Stunde uns an der Herrlichkeit geweidet und vergeblich erwartet hatten, daß ein Nachlassen der Ausbrüche uns Gelegenheit verschaffen würde, dennoch den Krater zu besteigen, traten wir unsern Rückweg an, der auf einer andern Seite steilrecht durch Asche und Gerölle geht, in der man ganz eigentlich bis über die Knie waten muß. Wie wir nun mit großer Beschwerlichkeit beim Scheine

der Fackeln hinabglitten, die Hütte des Einsiedlers erreichten, ohne uns aufzuhalten, fortritten, um elf Uhr nachts in Portici angelangt, die Bergfahrt ebenso, wie wir sie begonnen — mit einem fröhlichen Mahle schlossen und endlich ziemlich ermüdet nach Neapel zurückkehrten, beut nichts dar, was einer besondern Erinnerung würdig wäre.

Als wir den Vesuv bestiegen, stießen wir auf eine Gesellschaft, die anfangs weit vor uns voraus war und nun, da wir bessere Kletterer waren, hinter uns zurückblieb. Unsere Führer, selbst Neapolitaner, wiesen hohnlachend auf die Zurückbleibenden, indem sie sagten: i genti neapolitannaccio, non hanno coraggio!

Wir waren zur Revue aufs campo di marte gefahren. Daselbst angelangt, stiegen wir aus und hießen den Mietwagen warten. Die Musterung verspätete sich, und erst nach drei Stunden kehrten wir zum Wagen zurück. Schon von weitem winkte uns freudig der Kutscher, wie von einer großen Angst befreit. Wir stiegen ein. Siehst du, sagte der Kamerad unseres Kutschers zu diesem, daß die Herren zurückgekommen sind! Du glaubtest schon, sie würden sich fortmachen, ohne zu zahlen! Sind's doch Fremde! Ja, wenn's Neapolitaner gewesen wären! — Was soll man denken, wenn das Volk selbst von sich so urteilt! — So haben mich ganz unbekannte Leute auf der Straße erinnert, den aus der Tasche heraushängenden Zipfel des Schnupftuches einzustecken, damit es nicht gestohlen werde: es gibt gar schlechte Leute hier, sagten sie.

Der König von Neapel befindet sich in einer komischen Verlegenheit. Er hat zur Zeit seiner höchsten Bedrängnis gelobt, dem heiligen Franz von Padua eine Kirche zu bauen. Kaum nach Neapel zurückgekehrt, fängt er an, auf einem dazu bereiteten Platze, dem königlichen Schlosse gegenüber, das Werk nach einem weitläufigen Plane ausführen zu lassen. Nun wird ihm aber prophezeit, daß der Tag, an dem die Kirche vollendet sein werde, sein Todestag sei. — Was nun tun? — Dem Heiligen das Wort brechen? Oder es erfüllen und sterben? — Es wird fortgebaut, durch drei Arbeiter nämlich, so daß der 60jährige König, was die Vollendung der Kirche betrifft, leicht noch einmal so alt werden kann, als er ist. — Noch ist zu merken, daß diese Kirche von dem Ertrag der Pacht der Hasardspiele gebaut wird. Ein wahrhaft gottgefälliges Werk!

In der hiesigen sehr elenden Kunstausstellung hat eines der bessern Bilder den Besuch des heiligen Franz von Paula in einem Nonnenkloster zum Gegenstande. Nonnen und Zöglinge der Schule umringen den Heiligen, der durch das Frische seiner Züge mich gleich beim ersten Anblick in Erstaunen setzte. Endlich löste man mir das Rätsel. Das Bild stellte eigentlich einen Besuch Murats in dem Kloster vor, und der Maler, besorgt, seine Mühe zu verlieren, übermalte die Figur des Exkönigs und kanonisierte ihn zum Heiligen.

Ich war in der Januariuskirche, um das Wunder der Flüssigmachung des Blutes des Heiligen mit anzusehen. Leider konnte ich an dem eigentlichen Festtage, an dem Tage der Übertragung der Reliquien nämlich, nicht zugegen sein, wodurch ich den Hauptgenuß, den ersten Eindruck der Sache auf das Volk zu sehen, versäumte. Ich mußte mich daher mit der kirchlichen Feierlichkeit begnügen. In der Kapelle angelangt, fand ich sie weniger voll, als ich bei der allgemeinen Verehrung der Neapolitaner für ihren Heiligen vermutet hätte. Auf geziemendes Ansuchen bei einem der Bewahrer der Kirche ward mir und mehreren Fremden das Gitter des Altars geöffnet, so daß wir uns auf die Stufen reihen und die ganze Handlung aus der nächsten Nähe betrachten konnten. Während der Messe, die noch nicht zu Ende war, betrachtete ich mir die Kapelle. Geschmacklose Pracht schimmerte rings herum. Eine Unzahl von Heiligenbüsten, durchaus von Silber, die silbernen Stirnen höchst widrig mit farbigen Inseln geziert, stand an den Wänden herum. Auf den Altären, deren größter gleichfalls massives Silber mit erhabenen Figuren war, wechselten silberne Leuchter mit Blumenstöcken, gleichfalls von Silber, wozu noch silberne ungeheure Kandelaber kamen, so daß das Auge von der Einförmigkeit dieses, matt gearbeitet ohnehin nicht sehr gut in die Augen fallenden Metalles bis zum Überdruß ermüdet ward, besonders da der Kunstwert aller dieser Bildwerke nichts weniger als bedeutend ist. Kostbare Marmorgattungen bedecken die Wände, aber ohne daß die Verzierung irgend einen erfreulichen Anblick gewährte. Endlich war die Messe geendigt, und die Zeremonie ging an. Das Volk, das bisher ruhig gewesen war, geriet nunmehr mit einem Male in Bewegung. Vorzüglich drängten sich die alten Weiber vor, denen man überall Platz machte, und die, wie man mir sagte, einen Vorrang auch mit Grund ansprechen, da ein altes Weib es war, die das Blut des Heiligen, als er enthauptet ward, im Sand auffing und so den Schatz auf die Nachwelt brachte. Auch schrie ein solches Weib, das durch seine markierte Physiognomie, sowie durch Grimassen und Geschrei während der Zeremonie sich vor allen auszeichnete, als man zögerte, sie vorzulassen: via! via! son parente del Santo! Man brachte nun Blumen und Schmuck, was alles auf dem Altar ausgebreitet wurde. Endlich erschien ein Dom-

herr mit dem Blute des Heiligen. Dieses befindet sich in zwei Phiolen von ungleicher Größe, die wieder beide in einem größern Gefäße eingeschlossen sind, das auf beiden Seiten mit Gläsern versehen ist und an Größe und Gestalt fast unsern Wagenlaternen gleicht. Beim Erscheinen dieses Heiligtums fing das Volk an, unbändig zu schreien, wobei sich besonders die Weiber wie Besessene gebärdeten. Das Blut ward in der Mitte eines Blumenstraußes auf dem Altare dem Anblick freigestellt, bis ein paar andere Geistliche die silberne und vergoldete Büste des Heiligen herbeigebracht und gleichfalls auf den Altar hingestellt hatten. Das Bild ward nun seines einfachen Mantels, seiner Bischofsmütze und eines umgehangenen Perlenschmuckes entkleidet und statt dessen in Goldstoff und Edelsteine gehüllt, aus welchen letzteren die Bischofsmütze ganz zusammengesetzt war, indes eine ungeheure Menge als Halsschmuck, als Sterne und Kreuze von allen Seiten herabhing. Nachdem nun der Heilige im Angesicht seines Blutes hingestellt war, ergriff der Domherr das letztere und zeigte es rings herum, indem er dazu setzte: è duro. Das war es denn auch offenbar. Nach allen Seiten gewendet und geschüttelt, blieb es unverrückt in dem untern Teile der Fläschchen, und soweit war die Sache über alle Kritik. Nun faßte der Fungierende das Gefäß, wobei er den Stiel desselben in der geschlossenen rechten Hand hielt, den Daumen dieser letzteren aber über den untern Rand des Gefäßes an die Seite des Glases legte. Dabei stand er auf einem Schemel, ohne Not, da schon die Stufen des Altares ihn hinlänglich erhöhten. (Ich konnte den Schemel nicht näher untersuchen, aber ich habe beinahe auf einen Isolierschemel gedacht.)

Nun gingen die Bemühungen an. Der Domherr, das Gefäß, und ein Priester hinter ihm, ein Licht in der Hand haltend, mit dem er manchmal hinleuchtete, den Fortgang der Liquefaktion zu beobachten, beteten laut, wobei das Volk schreiend einstimmte, indem es dem Heiligen alle ersinnlichen Schmeicheleien sagte, um ihn zu bewegen. Besonders widerholten die Weiber immer in dem widerlichen Tone der aufdringlichsten Schmeichelei: o che buono, che bello! womit sie den Heiligen meinten. Ungefähr zehn Minuten waren vorüber, und das Blut bewegte sich noch immer nicht. Das Volk ward lauter, die Geistlichen anscheinend ängstlicher. Mir waren diese Pfaffen interessant. Der Domherr, der das Blut hielt, war ausgelernt. Er machte eine so verzückte Miene, so begeisterte Augen, zitterte so natürlich und wischte sich so eifrig den Angstschweiß von der Stirne, daß man ihn für wahrhaft hätte halten können, hätte ich nicht bemerkt, wie er in der höchsten Ekstase immer verstohlen nach mir schielte, der ich ihn unverrückt beobachtete, und wie er unter all den Grimassen gewaltsam die Augen zusammendrückte, um eine Träne herauszupressen, die aber nicht kam, daher er die wegwischte, die nicht da war. Weniger geschickt war sein Assistent, ein wohlgenährter, feister Pfaffe. Auch er drückte die Augen zusammen und tat ängstlich und andächtig, es wollte aber durchaus nicht vonstatten gehen, so widerspenstig war sein mit Fett ausgepolstertes, unbewegliches Gesicht. Nur ganz zuletzt, als es zur Traurigkeit durchaus schon zu spät und das Blut schon flüssig geworden war, erpreßte er eine Träne, mit der im Auge er sich triumphierend gegen die versammelte Menge wandte. Siebenundzwanzig Minuten waren schon vorüber, und das Volk wurde bereits so laut, daß ich das Geschrei beinahe nicht mehr aushalten konnte. Da fingen auf einmal die Gesichter der Priester an, sich zu verklären, das Licht ward hingehalten, und siehe da! das Blut floß. Was das Volk nun trieb, wie es tobte und schrie, davon kann man sich keine Vorstellung machen. Nun ward das Gefäß mit dem Blute im Kreise zum Küssen herumgereicht und jedem einzelnen besonders gezeigt, nach allen Seiten umgekehrt, vornen und hinten beleuchtet, um nur zu überzeugen, daß das Wunder wirklich geschehen sei. Überhaupt war das Betragen dieser Menschen bei der Zeremonie ganz das der Taschenspieler, die vor und nach ihren Kunststücken immer den Ärmel und Schoß sehen lassen und aufmerksam machen, daß alles ohne Betrug abgelaufen sei. Dieses immerwährende Hindeuten auf die Möglichkeit eines Betruges ist überhaupt höchst naiv. Man hat schon früher bemerkt, daß die Flüssigkeit in den Phiolen nicht die Subsistenz von Blut hat, weil es am Glase nicht anklebt, und so ist es auch. Zudem war diesesmal nur die Flüssigkeit in der größern Phiole fließend, die in der kleineren blieb fest, ohne daß jemand daran ein Arges genommen hätte. Merkwürdig war mir die Toleranz der Neapolitaner bei dieser Gelegenheit. Ich und ein paar Engländer, wir betrachteten die Flaschen mit mehr Neugierde und Mißtrauen als Andacht; aber man zeigte uns das Heiligtum darum nicht minder und unermüdlich, so oft wir es nur verlangten. Il miraculo fu fatto, und alles verlief sich.

Tagebuch aus dem Jahre 1836.

Paris und London.

In Paris angekommen. Der erste Eindruck keineswegs ein angenehmer. Die alten Straßen düster, schmutzig, erinnern sehr an die ähnlichen in Neapel. Unmittelbar vor der Stadt war der Kot so tief und so in Klumpen, daß man über geackertes Feld zu fahren schien. Auf der Post abgestiegen, Die Koffer noch einmal, nun zum dritten Mal visitiert. Mit vieler Mühe für Hermine einen Fiaker erhalten, in dem sie, mit meinem Segen und adieu pour jamais ihrer tanzenden Verwandten in die Arme fuhr. Ich zu Fuß mit einem Träger durch die Stadt. Meine französischen Reisegesellschafter wohnten im Hotel de Bretagne. Ich wollte mich auch einmieten, aber, außer au quatrième, kein Zimmer zu haben. Wanderung nach Quartier. Überall alles besetzt. Endlich rue Richelieu im Hotel de l'Europe ein eigentliches Dachstübchen gefunden, das ich vorderhand bezog, um nur des Weiterlaufens überhoben zu sein. Gewaschen, angekleidet, gefrühstückt und so, ohne seit drei Nächten geschlafen zu haben, unmittelbar auf die Straße hinaus. Ich hatte keinen Plan der Stadt, keinen Guide de Voyageurs, nahm mir aber vor, bei dem nächsten Buchhändler im Vorbeigehen das alles zu kaufen, und so meinen Lauf einzurichten. Es war aber Sonntag und viele Gewölbe, namentlich der Buchhändler, geschlossen. Ich ging denn so zu, die gerade Straße Richelieu hinab. Und es führte mich zum Glück. Auf einem unregelmäßigen Platz angekommen, sehe ich rechts ein großes Gebäude, Menschen, die sich an ein Gitter drängen; Trommeln. — Was ist hier? — manœuvre des troupes, Monsieur. — Ich stand vor den Tuilerien. Der Triumphbogen Napoleons vor mir mit den modern gekleideten steinernen Grenadieren und Musketieren auf dem Simse, die gegen den antiken Stil des Ganzen ganz sonderbar abstechen. Eine steinerne Bärenmütze ist nicht um ein Haar künstlerischer als der marmorne Hosenträger des Andreas Hofer zu Innsbruck. Ich wollte nicht aus meiner Richtung kommen und ging wieder zurück in die rue Richelieu, die für mich vorderhand die Lebensader dieses ungeheuren Körpers war. Ich wollte sehen, wohin sie an ihrem andern Ende führte. Ein düsteres Gebäude an der rechten Seite der Straße, Anschlagzettel dabei. Don Juan d'Autriche par .... Delavigne. Es war das Théâtre français, und ich wußte nun schon, was ich des Abends zu tun hatte. Gleich daneben ein Eingang, mit Haufen von Aus- und Einströmenden. Ich ging hinein, fest entschlossen, in derselben Richtung wieder zurückzukehren. Ein ungeheurer Hof, daran stoßend eine Art Garten, beide mit bedeckten Arkaden umgeben, die unzählige Buden enthielten.

Est-ce bien le palais Royal? Oui, Monsieur. Ich weiß nicht, wie es kam, daß dieses berühmte Gebäude mir anfangs kleinlicher vorkam, als ich erwartet hatte. Vielleicht trat ich zuerst in den kleinen Hof, und der erste Eindruck war somit verloren. Da waren denn, trotz des Sonntags, all die Hunderte der glänzenden Buden offen, und ich ließ mich zum guten Anfang mit einem Plan von Paris betrügen, an dem nichts neu war, als die Jahreszahl 1836, die man auf das veraltete Zeug eingekratzt hatte.

Am obern Ende führte meine rue Richelieu (von der ich noch einen zweiten Seitenabstecher auf den Börsenplatz und zum Théâtre de l'opéra comique . . . . gemacht hatte) auf den boulevard des Italiens, und nun sah ich denn, was man mit dem Namen Paris eigentlich für ein Ding bezeichnen will. Graben und Kohlmarkt, hundertmal aneinander gestückt und zwanzigmal in die Weite gedehnt und zehnfach bevölkert und tausendfach verschönert, würden ungefähr ein Bild dieser Boulevards geben. Die Kaffeehäuser weiß ich (die Größe abgerechnet) mit nichts zu vergleichen, als mit dem Staatswagen, in dem der Kaiser von Österreich am Ostermontage nach St. Stephan fährt. So ging ich denn fort und fort, und ich sog den Eindruck der ungeheuren Stadt in mich ein. Endlich erinnerten mich meine Füße an die drei durchwachten Nächte und an die sechs andern meiner Reise, die von jenen nur durch eine Nacht Schlaf getrennt waren. Ich konnte nicht weiter. Ich schleppte mich in ein Gasthaus, wo ich bis zur Essenszeit (1/2 6 Uhr) meinen plan de Paris studierte. Table d'hôte von wenigstens zwanzig Schüsseln, von einer Feinheit der Zurichtung, von der man in Wien, aber, die Wahrheit zu sagen, in diesem Grade auch in den meisten andern Pariser Gasthäusern, keine Vorstellung hat. Übrigens ennuyierte ich mich sehr und ließ gern das Dessert im Stiche, um, da es inzwischen 3/4 7 Uhr geworden war, ins Théâtre français zu gehen.

Das Stück wurde zum fünf- oder sechsundsiebenzigsten Male gegeben, und doch mußte man Queue machen, um zur Kasse zu gelangen. Glückliche Theater! Glückliche Autoren! — Ich bewunderte die ungezwungene Grazie eines gemeinen Gendarmen, der mit dazwischen gehaltener Hand eine Barriere bildete und die Zuströmenden nur paarweise zur Kasse ließ. Keine petite maîtresse hätte das artiger tun können. Man respektierte aber auch die nach-

lässig ausgestreckte Hand, als ob es eine eiserne Barriere gewesen wäre. Endlich war ich im Innern. Ein junger Mann aus der Normandie zeigte mir den Eingang, und bald saßen wir auf den beiden letzten Plätzen, die auf den Bänken des Parterre noch zu haben waren. Das Haus ist groß und schön. Man hört und sieht auf der letzten Bank so gut als auf der ersten. Der Vorhang ging auf, und — ein Gemälde lag vor mir da. Ein Zimmer mit einigen Bücherstellen, dunkel gehalten. Keine Kulissen, keine Soffiten, keine Seitenlampen, keine Einsicht zwischen die Wände; sondern eben ein Zimmer, wie man es in der Wirklichkeit sieht. Weit entfernt, daß man dasselbe von den Schauspielern sagen könnte. So spricht man nicht im Leben; aber man könnte allenfalls so sprechen. Gilt in der Oper Gesang zur Musik für Sprache der Leidenschaft, warum nicht auch Gesang ohne Musik oder kadenzierter Rhythmus ohne Gesang? Das ist alles schärfer und betonter als im Leben, aber man will eben Aufmerksamkeit erregen. Die Wirklichkeit drückt sich mit Recht gemäßigt aus, denn sie hat die Unbestreitbarkeit ihres Wesens für sich; soll die Fiktion nichts tun, um das, worin sie im Nachteil steht, auszugleichen? Dazu kommt die Genauigkeit der Schule, die macht, daß nichts vor dem andern hervortritt und alles, gesteigert, aber harmonisch sich fortbewegt. Es ist, als ob man eine Landschaft durch ein gefärbtes Glas betrachtete. Die Luft flammt, die Bäume röteln, alles steigt ins Feurige und Gelbe. Da der Ton aber allen gemeinschaftlich ist, so hat man wenig dagegen einzuwenden. Damit will ich dieser Schule nicht das Wort reden, sondern mir nur begreiflich machen, wie sie wirkt und wirken kann. So viel wenigstens ist gewiß, daß, indes bei unserer matten Natürlichkeit die Zuseher nach drei Stunden sich bang nach Tür und Ausgängen umsehen, die Leute hier von 7 Uhr bis Mitternacht in immer gesteigerter Erwartung saßen und die Teilnahme eher stieg als sank.

Die Individuen nicht eben bedeutend, bedeutend aber die allen gemeinschaftliche Schule. Der beste vielleicht Firmin, der den Don Juan gab. Er legte etwas Bäuerisches in den komischen Teil der Rolle, das kaum darin liegen dürfte, aber zur Individualisierung diente. Madame Volays, oder wie sie hieß, vortreffliche Momente, aber von der Art, wie sie alle französischen Schauspielerinnen haben. Die Armbewegungen mit dem ganzen Arme machen viele Wirkung. Einmal spuckt sie dem Könige ins Gesicht. Ja, wer das beschreiben könnte! Das ganze Schimpfliche der Handlung und nichts von dem Ekelhaften. Das Ganze lag bloß in der Bewegung des Kopfes, ohne daß die Lippen dabei etwas zu tun gehabt hätten. Ein einziges Mal machte sie einen jener eigentlichen Naturschreie, die ich so sehr hasse. König Philipp fang gar zu sehr, auch sonst nichts Bedeutendes. Don Juans Erzieher gegen das Ende zu immer besser. Der Schlechteste Karl V. Wie ein reduzierter Dragoneroffizier, der in einem Kloster das Gnadenbrot genießt et qui s'en moque. Ein junger Laienbruder, Mlle. Anais, recht gut, nur noch mehr hervortretend, als wohl der Dichter selbst wollte, und viel mehr, als die Sache erfordert. Das Stück ist in Prosa, die Schauspieler sprachen aber durchaus, als ob es Verse wären. Von den Dekorationen, dem Künstlerischen der Kostüme, Anordnung, Bewegung und Stellungen (immer mit Ausnahme Karls V.) läßt sich nicht genug Gutes sagen. Das Stück sah sich mitunter an, als ob es etwas Besonderes wäre, was es doch, bei Gott! nicht ist.

Die Aufmerksamkeit des Publikums bis ans Ende (1/2 1 Uhr nach Mitternacht) bewunderungswürdig, aber ebenso merkwürdig die Unzahl von Streitigkeiten, vor allem wegen der Plätze. Hinter mir forderten sich ein Paar.

Nach Hause. Weniger gut geschlafen, als man nach so vielen durchwachten Nächten hätte glauben sollen.

Montag morgens hätte gern manches aufgeschrieben, konnte aber lange weder Tinte noch Papier erhalten. Dann ausgegangen, um Börne aufzusuchen, der rue Lafitte Nummer 44 wohnen sollte. In selbem Hause wohnte Herz' Schwester, Madame Neuwall, an die ich einen Brief hatte. Börne, erfuhr ich, ist aufs Land nach Auteuil. Daher bloß meinen Brief abgegeben. Eine Einladung zum Mittagsessen für Donnerstag erhalten, wo auch Börne gebeten werden wird. Aus dem Hause tretend, bleibt ein Vorbeigehender stehen und sieht mich starr an. Ruft fragend meinen Namen aus, gibt mir die Hand. Ich erkenne ihn nicht. Es ist Mr. Brant, ein Engländer, den ich vor Jahren in Wien kennen gelernt. Ein angenehmer Mann, der sehr gut deutsch spricht. Nun ist für alles gesorgt. Er verspricht, mich in Paris herumzuführen, und da er hört, daß ich später nach London gehe, und es mit meiner Kenntnis des Englischen schlecht steht, verspricht er, mir auch darin unter die Arme zu greifen. Wir machen gleich einen guten Anfang, streichen in den Tuilerien herum, gehen zum Louvre, dann zurück bis gegen die elysäischen Felder. Endlich führt er mich zum Essen ins Palais Royal, wo bei den deux frères für zwei Franken eine halbe Flasche Wein, Brot, Suppe und vier Gerichte nach Auswahl zu haben sind, nicht aufs beste, aber doch noch immer gut genug für mäßig wünschende Leute. Mit einer englischen Familie von Brants Bekanntschaft gespeist. Da sie immerfort englisch zwitscherten, wendete ich mich endlich auch mit einer Frage in derselben Sprache an meine Nachbarin, eine der Töchter. Diese gab mir ganz kurz keine Antwort. Ich glaubte, sie hätte mich nicht verstanden, als Mr. Brant sich an den alten Engländer wandte

und ihm meine Befürchtung mitteilte, in England nicht verstanden zu werden, was der Mann unter vielen Beteuerungen für unbegründet erklärte. Die Miß hatte daher nur für gut befunden, mir ganz einfach nicht zu antworten.

Nach Tisch mit Brant ins Gymnase dramatique, wo man drei Stücke gab, wovon zwei jedes von zwei Akten. Ich bewunderte das gute Spiel der Schauspieler in den beiden ersten l'Intérieur d'un Bureau und Chut! von Scribe, glaube ich; konnte aber, weil man gar zu rasch sprach, vieles nicht verstehen. Ganz entzückt aber war ich über das letzte Stück: Le gamin de Paris. Daß Bouffé ein vortrefflicher Komiker ist, der den gamin sowohl in den Gassenbübereien mit unübertrefflicher Laune, als in den ernsthaften Szenen höchst wirksam spielt, findet man allenfalls noch in der Ordnung, daß aber auch die Untergeordneten, namentlich Terville den General usw. vortrefflich, daß überhaupt niemand da schlecht spielt: Das erregt gerechtes Erstaunen.

Dienstag: Meyerbeer besucht mich morgens. Ein wackerer Mann mit Künstleraugen; nicht aufgeblasen durch seine neuesten Erfolge. Ging dann zum österreichischen Gesandten ins Foubourg St. Germain, den Sitz des Adels. Ein schmutziges Quartier voll Dreck und Hotels, der Gesandte freundlich, ohne Übermaß. Die Frau kam. Scheint sehr liebenswürdig. Soll bei ihnen essen. Essen muß der Mensch. Werde erscheinen. Der Gesandte gab mir seine Karte in die Deputiertenkammer, die fünfzig Schritt von seinem Hause im Palais Bourbon ist. Schönes Gebäude. Ein Labyrinth von Eingängen und Couloirs. Das Innere wunderschön, zu hübsch fast. Ein Halbzirkel um den Präsidentenstuhl gezogen, der, prächtig von Bronze, wohl acht Fuß vom Boden erhaben ist. Unter ihm die Rednerbühne mit Aufgängen zu beiden Seiten. Die Bänke und Galerien purpurfarb ausgeschlagen. Gerade dem Präsidenten gegenüber die zwei Bänke der Minister, bloß durch eine goldene Inschrift als solche bezeichnet, sonst in allem den übrigen gleich, die in Keilen von zwei, drei und vier Sitzen auf Stufen emporlaufen. Unter der Rednerbühne Huissiers in schwarzen Kleidern, Degen an der Seite und goldene Ketten um den Hals. Der Anfang sollte um zwei Uhr sein. Es war aber noch kaum jemand da. Um halb drei Uhr kam der Präsident, den die Wache mit Trommelwirbel empfing. Dupin ist nicht groß und ziemlich beleibt. Gefärbtes Gesicht, weißes Haar. Ich habe viele Kaufleute gesehen, die so aussehen. Nach und nach kamen auch Deputierte, in allem wohl Einhundert oder so. Ein Greffier trat auf die Tribüne und las etwas vor. Wahrscheinlich die gestrige Verhandlung. Niemand aber merkte auf. Die Deputierten schwatzten, der Präsident schwatzte, und der Greffier, der das wußte, murmelte nur, fast ohne den Mund zu bewegen. Endlich nahm das Gelese ein Ende. Nun hatte man aber Teufelsmühe, die Deputierten auf ihre Plätze zu bringen. Endlich gelang es, und die Sitzung fing an. Sie war ohne Interesse. Der Gegenstand nicht unwichtig, denn es handelte sich um die Entschädigungen für Privatgüter, die zum Behuf öffentlicher Arbeiten in Anspruch genommen würden. Die Sache wurde aber mit vieler Gleichgültigkeit behandelt. Die meisten schrieben Briefe oder schwatzten, so daß der Präsident wiederholt klingeln mußte, damit die Redner nur verstanden würden. Alle Reden kurz, mitunter nicht ohne Stottern. Am besten sprach einer der Opposition von seinem Sitze aus. Ziemlich jung mit einer kräftigen hellen Stimme. Von den Ministern, deren drei zugegen waren, sprachen zwei. Einmal der Finanzminister d'Argout, von seiner Bank aus, wie es schien, ohne zu überzeugen. Er ist ein übel aussehender, häßlicher Mann, dem die Haare wie ungekämmt vom Kopfe herabhängen. Der zweite der Minister, der nach der Ähnlichkeit mit dem Porträte mir Montalivet zu sein schien, wollte auch auf seinem Sitze bleiben, man rief ihm aber so lange zu, bis er sich auf die Rednerbühne begab. Merkwürdig die Schnelligkeit, mit der bei Zwischenfragen, die man nur durch Aufstehen von den Bänken entscheidet, die Stimmen gezählt werden. Drei Beamte treten auf die Tribüne, während die Stimmenden sich nur für zwei Sekunden erheben, und schon sind die Zahlen bekannt. Das eigentliche Votieren geschieht durch Kugeln. Zwei Vasen werden zur rechten und linken Seite auf die Rednerbühne gestellt, und die Deputierten gehen nun einer nach dem andern über die Tribüne und werfen die beiden Kugeln, die sie von einem der unter dem Präsidenten sitzenden Beamten erhalten, je eine, in die dort stehenden beiden Vasen. Gegen vier Uhr ward die Sitzung aufgehoben.

Zu Tisch ins Palais royal, abends zu Brant, wo ich einen jungen Engländer fand. Sie tranken Tee. Ich nahm auch eine Tasse. Wir schwatzten. Gegen neun Uhr ging ich ins Théâtre porte St. Martin, wo man ein gräßliches Stück: Les sept Infants de Cara gab. Mlle. George, einst schön, noch immer edle Züge, schreit, rast, in den ruhigen Momenten oft wirksam. Das Arrangement gut. Schlecht — niemand. Ich war erst zum zweiten Akt gekommen und ging um Mitternacht, da eben der fünfte angehen sollte. Habe daher so viel als nichts von der ganzen Handlung verstanden. Nur weiß ich, daß es sehr gräßlich herging. Zwei Gegner, ein Don Gonzalo von hoher Figur, mit schönem kräftigen Organ, und ein hagerer dünnbärtiger Araber erzählten einander, wie sie sich haßten und was sie Lust hätten miteinander vorzunehmen. Die Mutter der sieben Infanten warf jedem ihrer Söhne insbesondere einen eigenen Mord oder sonst eine

Schandtat vor. Der eigentliche Kern aber ging mir verloren. Das Theater übrigens gedrängt voll. Wenig Fremde, fast alles Eingeborene.

Mittwoch mit Brant die Stadt durchstrichen. Garten und Tuilerien. Nicht groß, aber angenehm, besonders dadurch, daß jedermann den Garten wie seinen eigenen betrachtet. Die Kinder schlagen den Reifen, andere tanzen im Kreise und singen dazu. So abscheulich sie als Erwachsene singen, so gut läßt es den Kindern, die überhaupt das Artigste sind, was man sehen kann. Ein weiteres Spiel ist, daß zwei, oft Erwachsene, eine Schnur schwingen und nun ein so kleines Wesen aufs graziöseste darüber hin und her hüpft. Alles ist so heiter, und dazu die sonoren Organe und die selbst beim gemeinen Volke elegant markierte Sprachweise.

Die Champs élysées unbedeutend, dafür aber mitten in der Stadt, drei Schritte von jedermanns Wohnung entfernt. Hierauf über die pont neuf. Statue Heinrichs IV. Wüßte nicht, daß sie mir sonderlich gefallen hätte. Der Kopf des Pferdes gut, das übrige scheint mir nicht ausgezeichnet. Notre Dame, etwas schwer, besonders mit dem Straßburger Münster verglichen. Im Innern, wie dieser, ausgeweißt und so verdorben. Die Priester sangen eben eine Art Vesper, von einem Instrumente gleich einem Serpent begleitet, was eine gute Wirkung machte. Ganz weiß gekleidete Chorknaben standen vor ihnen sehr anständig und gemessen in ihren Bewegungen. Die Kirche muß man natürlich wiederholt besehen. Platz des zerstörten erzbischöflichen Palastes. Aufs andere Ufer zurück. Hôtel de Ville. Kleiner, als ich mir's vorgestellt hatte und es einer Stadt wie Paris ziemt.

Für den Abend hatte ich mich mit dem jungen Neuwall ins Théâtre de vaudeville zusammen bestellt. Man gab deux maîtresses, wo eine Mad. Brohan recht gut spielte. Dann Renaude de Caën. Arnal, der Komiker, sehr gut, trocken natürlich. Suzete, ein sehr hübsches Mädchen, mit dem deutschen Namen L. Mayer. Endlich M. und Mad. Galochard, wo Arnal und die Brohan das Ehepaar aufs beste darstellten. Ein Bauernmädchen Suzon, die nur zehn Worte zu sagen hatte, von einer Mlle. Josephine so vortrefflich gegeben, als bei uns kaum die ersten Personen imstande sind. Mir entgeht übrigens zu viel in diesen Stücken, als daß sie mir nicht mitunter Langeweile machen sollten. Die angestrengte Aufmerksamkeit ermüdet mich unendlich.

Schlecht geschlafen. Als ich vor Tag erwachte, war mir wie einem zumute, dem eine große Krankheit bevorsteht. Das Zimmer drehte sich mit mir. Ich suchte eine Weile vergebens nach dem Puls. Machte mir doch ein wenig bange. Aufs Frühstück ward es übrigens besser. Ich bin ein solches Jagen und Hetzen nicht gewohnt. Will mich mehr schonen und zum Frühstück die Butter weglassen, die mir nicht bekommt.

Zu Brant. Wir lesen englisch. Beschließen, in den jardin des plantes zu gehen. Es beginnt zu regnen. Machen einen Gang durch ein paar Straßen. Der immer stärkere Regen zwingt uns, umzukehren. Gehe nach Hause und fange an, diese Erinnerungsbehelfe niederzuschreiben.

Mittags bei Neuwall. Treffe Börne. Den Witz sieht man dem Manne wohl an, kaum aber die Gewalt, am wenigsten die Ausgelassenheit. Ich hatte mich herzlich auf ihn gefreut. In der Art wollte es sich nicht recht geben, wozu wohl auch die größere Gesellschaft beitrug. Ein Doktor David aus Kopenhagen, mit seiner Frau, der mir kaum gefiel. Soll wegen Liberalismus verbannt sein. Ein Herr Leidesdorf aus Kopenhagen. Scheint ein gescheiter Mensch. Brant. Ein paar Unbekannte. Gutes Diner, schlechter Champagner. Der Sohn vom Hause gefällt mir recht wohl. Abends mit dem Hauswirte zu einer deutschen Familie Valentin, oder wie sie heißen. Kruschmann aus Berlin. Den angenehmen Liedersänger dort getroffen. Im übrigen bleiben die Deutschen aller Orten gleich. Man muß mit ihnen in einem herzlichen Verhältnisse stehen, um sie nicht abgeschmackt zu finden. Ich war sehr müde und daher froh, als ich fort kam.

Freitag, den 15. April. Kamen morgens ein paar junge Schweden zu mir, die ich in Wien kennen gelernt und gestern bei Tisch im Palais royal wiedergefunden hatte. Beschlossen, abends zusammen in die Oper zu gehen, wo man den zweiten Akt der Oper Wilhelm Tell und ein Ballett: la révolte au sérail gibt. Ging zu Geymüllers Tochter, die als Frau des Grafen Kielmansegge, hannoveranischen Gesandten, hier lebt. War nicht zu Hause, das heißt ließ sich verleugnen. Die Gans mag warten, bis ich wiederkomme. Tat es ohnehin bloß, um dem Vater bei meiner Rückkunft sagen zu können, ich hätte sie besucht. Kam mir manches Widerliche aus den Verhältnissen in meiner Vaterstadt ins Gedächtnis. War verstimmt. Wollte eine historische Tour, allein, machen. Den Platz der Bastille, den Temple sehen. Verfehlte die Direktion und ging bis an die Champs élysées, ehe ich meinen Irrtum gewahr wurde. Umgekehrt und in der entgegengesetzten Richtung die Seine hinaufgewandelt. Man kann sich nichts Malerischeres denken, als den Anblick von Paris, von den Brücken und Quais aus. Konnte den Platz der Bastille vor Müdigkeit nicht erreichen. In einem Omnibus zurückgekehrt. Schnell ist diese Gelegenheit nicht, da alle zehn Schritte der Wagen anhält, um jemanden ein oder auszulassen. Für weite Entfernungen und müde Beine haben sie ihr Gutes. Mittagsessen mit meinen Schweden. Abends in die Oper.

Der Saal prächtig und geschmackvoll zugleich. Es ist schon ein Schauspiel, nur ihn zu sehen. Rot mit Gold. Vier Reihen Galerien, in äußerst angenehmen Krümmungen. Das Orchester vortrefflich. Die Ouvertüre ging, wie man bei uns keine Vorstellung hat, bis auf das letzte Presto, wo, wie überall, die Violinen zu wenig hervortraten. Sänger: Mad. Dorus, sehr gut, Stimme und Ausbildung. Tenor, Lafort, wenig Klang, eine Art Binder, mit besseren Formen. Tell, Derivis, unangenehm. Serela, tiefer Baß, mit einem Anklang von Strohbaß. Das berühmte Terzett gefiel mir in Wien viel besser. Der Chor wird häufig von den Instrumenten übertäubt, die Nützlichen auch im Arrangement nicht vorzüglich.

Das Ballett, schlechte Erfindung von Taglioni. Die Tänzerinnen kamen mir unbedeutend vor. Ein Mr. Albert gefiel mir. Die Chortänze viel besser als bei uns. Dekoration und Kostüme sehr gut, ohne außerordentlich zu sein. Erstere gefielen mir im Théâtre français weit besser. Im Anfang des zweiten Aktes das Innere des Serails, wo die Mädchen in einem Bassin baden, eigentlich reizend. Sonst dummes Zeug und Langeweile.

Sonnabend, den 16. Meine Hypochondrie kömmt wieder. Fürchte, die Reise umsonst gemacht zu haben. Der Gedanke, nach Hause zurückzukehren, macht mich schaudern, und doch fühle ich, daß ich hier nichts zu tun habe. Courage, mon ami!

Mein Zimmer ist unbehaglich. Feuer im Kamin wäre mir recht angenehm. Aber das Anmachen, das Unterhalten, das Ab- und Zulaufen der Dienstleute wäre mir zuwider. Daher mag es nur kalt bleiben. Es geht mir damit, wie mit der Gesellschaft von Paris. Ich möchte sie wohl kennen lernen, habe auch Empfehlungsbriefe im Portefeuille, die alle Türen öffnen würden, kann mich aber nicht entschließen, mich der damit verbundenen gêne zu unterziehen. Auch ist mir die französische Sprache zu wenig geläufig, um im Gespräch über der Schwierigkeit des Wie oder Was nur einigermaßen froh zu werden. Meyerbeer hatte sich sehr empressiert gezeigt, jetzt bekomme ich ihn nicht mehr zu sehen. Ich war zweimal bei ihm, ohne ihn zu treffen. Thalberg, der Klavierspieler, versprach mir eine Karte in sein heutiges Konzert. Er hat bis jetzt nicht Wort gehalten. Es wird wohl unmöglich gewesen sein.

Ich bin für die Gesellschaft verdorben. Ich kann mit niemand sprechen, an dem ich keinen Herzensanteil nehme. Es unterhält mich mehr, einem Redlichen stumm gegenüber zu sitzen, als mit einem Zweifelhaften noch so geistreich zu konversieren. Brant gefällt mir erst, seit ich einen Zug von ihm gehört habe, der ihn als Ehrenmann charakterisiert.

Bin heute mit ihm in der Stadt herumgeschlendert. Pantheon. Prachtvolles Gebäude, wunderlicherweise ganz leer. In den Souterrains höchst widerlich die Sarkophage einiger grands hommes aufgeschichtet, die niemand kennt. Ich dachte mir die Monumente in der Kirche selbst. Rousseaus erstes Grabmal. Voltaires Bildsäule. Charakteristisch liegt der eine, und der andere steht. Die Kuppel bestiegen. Unangenehme Empfindung beim Emporsteigen. Seit mich vor Jahren auf dem Tischberge bei Gastein der Schwindel so heftig ergriff, machen alle Höhen mir einen beängstigenden Eindruck. Ungeheure Aussicht. Doch sollte man eigentlich gar nie die Grenzen eines großen Gegenstandes zu sehen begehren. Paris ist größer, wenn man seine endlosen Gassen durchwandert, als wenn man die Massen Stein und Kalk vom Pantheon aus überschaut.

Jardin des plantes. Der Schönbrunner Garten besser gehalten. Den Wert der Pflanzen verstehe ich nicht. Der Pariser Garten unendlich reicher an Tieren, in weiteren, luftigeren Räumen aufbewahrt. Die interessantesten waren verschlossen. Ein Bisam-Ochse merkwürdig. Das Vorderteil mit dem Kopfe ungeheuer, das Hinterteil schwach.

Über place de la Bastilie zurückgekehrt. Bizarre Idee des Elefanten als Springbrunnen. Noch nicht vollendet. Boulevard du temple. Reise bis zum Mittelpunkte der Stadt. Mit Brant in einer Restauration nach englischer Art eingekehrt, wo man für beinahe nichts wirklich nichts erhielt. Mein Magen fordert tüchtigere Mahlzeiten. Die Stadt durchwandert, die sich bei Nachtbeleuchtung feenhaft ausnimmt. Vor allem die mit Glas bedeckten Passagen, rue Vivienne, die einer einzigen ungeheuren Lampe gleicht, oder einem Kristallpalaste, von Feuergeistern bewohnt. Die Boulevards heller als bei Tage. In dieser Richtung geht auch der Hauptzug der Pestalen vom ausgelöschten Feuer, die größtenteils sehr hübsch sind, übrigens viel weniger zahlreich, und anständiger, als ich gedacht hatte. Früher soll letzteres anders gewesen sein, besonders im Palais royal, von wo sie jetzt ganz verbannt sind. Das eine und das andere verdankt man dem jetzigen Könige. Louis Philipp ist überhaupt ein Ehrenmann, und ein erzgescheiter Mann obendrein. Ich habe ihn vom ersten Augenblicke an dafür gehalten und sehe hier nichts, was mich meine gute Meinung zurücknehmen ließe. Abends bei Brant mit dem jungen Neuwall. Wir schwatzten beim Tee bis elf Uhr.

Sonntag. Gewaltig verstimmt aufgewacht. Dieses leere Herumschlendern ist am Ende doch gar zu armselig. Sollte mich ein wenig mit der Gesellschaft bekannt machen, kann mich dazu aber nicht entschließen. So angenehm es mir einerseits ist, hier immer mit Deutschsprechenden umzugehen, so hindert es mich anderseits, mich ins Französische hineinzudenken, und ich weiche der Unterhaltung in dieser Sprache aus. Überdies mein Widerwille gegen jede Gesellschaft und Unlust, zu sprechen. Ich werde nach Wien

zurückkommen, wie ich es verlassen, der Zweck der Reise läge im Gegenteil.

Meine gewöhnliche Zuflucht zu Brant. Er ist es zufrieden, da er denn doch keine Geschäfte hat. Den jungen Ditzfield dort getroffen. Konnte mich nicht entschließen, englisch zu sprechen, schwieg daher ganz und war ziemlich unangenehm. Spaziergang in den Tuilerien. Ausflug zu den Invaliden, Marsfeld, Militärschule. Alles schön, großartig. Letzteres herrliches Gebäude. Die Invaliden sehr gut gehalten. Küche, Speisezimmer reinlich, elegant. Silberne Suppentöpfe der Offiziere. Die Statue Napoleons im Hofe nicht gut placiert.

Bei Neuwall gegessen. Die Familie gefällt mir sehr wohl. Eine französische Dame da, französische Konversation. Macht sich ganz leidlich. Behauptung, daß Viktor Hugos theatralische Succesze mehr die Sache einer Partei sei, die eigentlich Gebildeten aber nur an seinen Romanen teilnehmen. Woher dann aber die vielen Auflagen seiner Dramen?

Abends in Théâtre porte St. Martin, um die Lucrezia Borgia zu sehen, die man dort zugleich mit einem Lustspiel von zwei Akten, und der tour de Nesle von fünf Akten gibt, zusammen als zwölf Aufzüge. Zum Schluß der tour de Nesle gekommen, wo die zwei Hauptschauspieler ein Geheul vollbrachten, wie Wölfe im Winter.

Lucrezia Borgia, die schlechteste Vorstellung, die ich hier noch gesehen. Kein Schauspieler seiner Rolle gewachsen. Die George, ein widerliches Weibsbild. Das Stück ist gewiß nicht gut, wenn es aber Tieck so de haut en bas traktiert, so sollte er sich vorher erforscht haben, ob er imstande sei, eine einzige Szene davon zu schreiben. Es hat große Schönheiten, und mit einigen Änderungen, wozu besonders das unkünstlerische Wiederkehren derselben Vergiftungs- und Entgiftung-Verwicklung gehört, könnte ein, wenn auch nicht in dieser Hinsicht befriedigendes, doch höchst achtbares Werk daraus gemacht werden. Die reine, unschuldige Haltung des Gennaro ist ein Meisterstück. Die Figur des Herzogs; die Szene zwischen den beiden Ehegatten. Dazu die eigentliche Sprache der Leidenschaft. Ich wüßte niemand in Deutschland, der das machen könnte. Bei dieser Aufführung ging aber alles verloren. Sogar die äußere Anordnung, mit Ausnahme des letzten Nachtmahles, schlecht. Der Calembourg mit dem Orgia fand in einer Bicoque statt, die unmöglich für das Portal eines fürstlichen Palastes gelten konnte. Ebenso das Arrangement des herzoglichen Zimmers ganz gegen die Absicht des Verfassers. Oder wenn er es so gemeint, so habe ich ihm mehr Phantasie zugetraut, als er hat. Die Tischszene im letzten Akt vortrefflich. So was können sie nur in Frankreich. Wie malerisch, wie natürlich. Und wenn dann die Lichter ausgelöscht werden, welche wunderliche Beleuchtung waltet dann über dem Ganzen. Die Totenchöre, Mönche und Särge, ganz so wirkungslos, als ich sie mir beim Lesen vorgestellt hatte. Hier einer von den wenigen Fällen, wo das Theatralische und Dramatische voneinander abweicht. Dramatisch läßt sich nichts dagegen einwenden. Es ist übrigens die Frage, ob es sich denn doch nicht auch darstellen ließe.

Vor dem Ende fortgegangen, es war dreiviertel auf ein Uhr. Das Publikum benahm sich, besonders während der Zwischenakte, ziemlich unanständig. Man piff, krähte, heulte. Liebespaare in den höhern Logen wurden mit dem Finger bezeichnet, ausgelacht, aufgefordert, sich näher zu rücken. Besonders unterhielt es die oberste Galerie, kleine Papierchen wie Schneeflocken herabregnen zu lassen. Bedenkt man aber, daß die Leute von sechs bis ein Uhr da saßen, so muß man ihnen schon einige Aufheiterung zu Gute halten.

Montag. Die französische Dame von gestern hatte mir eine Karte in die Deputiertenkammer versprochen, wo eine interessante Sitzung sein sollte. Der junge Neuwall brachte sie mir. Ging daher schon bald nach zwölf Uhr dahin, um nichts zu versäumen und Platz zu finden. Vorher auf die Post, um nach Briefen zu sehen. Nichts. — — Bis zu diesem Grade der Vereinsamung habe ich es gebracht. In der Kammer war noch niemand, als Zuseher. Kaum hatten sich noch drei bis vier Deputierte versammelt, als Trommelwirbel schon die Ankunft des Präsidenten verkündeten. Ein Mann von nicht viel mehr als vierzig Jahren, schlank, groß, mit dunkeln Haaren, bis auf die höhere Statur ein wenig dem Kriegsagenten Dembscher in Wien gleichend, setzte sich auf den erhabenen Stuhl. Da er in nichts dem Präsidenten von neulich glich, fragte ich. Es war Dupin, jener nur ein remplaceant, vielleicht der Vizepräsident. Dupin gefiel mir sehr. Durch nichts in Verlegenheit zu bringen, wohl gar mit einem bon mot antwortend, nachlässig, überlegen, wie zu Hause. Er hatte das weiße Schnupftuch in der Brusttasche stecken, welchen Achtungsverstoß der Zerstreuung er mit einer, wie mir vorkam, nicht ganz unaffektierten Hast verbesserte. Übrigens schnitt er ein Buch auf und las, auch während eines großen Teils der Verhandlungen. Als er zitierte Paragraphen laut vorlesen sollte, verfehlte er Seite und Absatz und las ganz was anderes, worauf er von allen Seiten zurechtgewiesen wurde, was ihn aber gar nicht genierte. Ruhig las er von neuem; wieder was Falsches; wieder unterbrochen, bis er endlich das Rechte fand. Die Verhandlung, die den Zolltarif betraf, sollte, wie gesagt, interessant werden; die Kampfhähne wollten aber nicht recht beißen. Ein Artikel, wenn mir recht ist, über die Foulardtücher, wurde zum Teil verschoben. Über die Havanna-Zigarren fing man an, sich zu erwärmen, aber das Zentrum mit seinem immerwährenden aux voix! unter-

brach alles, und man bekam keine größere Rede zu hören, als die eines unglücklichen Deputierten, der zugunsten der minderen Zollsätze sprach, aber so langweilig, daß die übrigen spazierten, diskurierten, lachten. Anfangs schellte der Präsident einmal mit der Glocke, und der Huissier rief mit Stentorstimme: Silence, Messieurs! Dann aber überließ er auch den armen Teufel seinem Schicksale, und er vollendete seine Rede während eines Lärmens, der nicht geringer war, als der auf dem Michaelisplatz nach Beendigung des Burgtheaters. Unmittelbar nach ihm kam ein Mann mit einem Faungesichte, der einige Späße über die Langweiligkeit der Rede seines Vorgängers machte, was anfangs gut aufgenommen wurde; als er aber weiter fortfuhr, erging es ihm nicht viel besser, man konversierte wie vorher, nur daß er, bei einem kräftigen Organe, doch auch einer der Mitredenden blieb. Von den Ministern sprach d'Argout, der es mit einer Art Superiorität, ja Schärfe tat und sich wie verweisend umsah, wenn er gestört wurde. Sehr gefiel mir der Handelsminister Passy, ein großer hagerer Mann, nicht alt, mit kahlem Kopfe. Er spricht gut, ohne Lebhaftigkeit, aber wie es scheint, bündig und überzeugend. Ungefähr in derselben Art, obgleich gewiß besser, würde bei uns Baron Pillersdorff sprechen. In der Frage über den Zollsatz des Mahagoniholzes bestieg er gewiß fünfmal die Bühne, um den Gegnern zu antworten. Der Hauptgegner, der eigentliche diabolus rotae, war ein junger Mann, den ich nach seinem Sitze für de Sade halten muß. Er scheint der Rapporteur des Ausschusses der Kammer gewesen zu sein, und ihm lag ob, all die Änderungsvorschläge zu verteidigen, die diese Kommission gegen den Antrag der Regierung gemacht hatte. Das tat er denn recht klug und verständig, mit Beredtsamkeit und Lebhaftigkeit. Er sprach wohl zwölfmal gegen die Minister und ihre Redner. Es war aber alles umsonst. Die Anträge der Regierung wurden durchweg angenommen.

Ich ging vor der Ballotierung und kam erst um sechs Uhr zu Tische. Meine Schweden sagten mir, daß im théâtre du palais royal ein paar gute Stücke gegeben würden. Wir gingen hin. Acteon, eine Art Parodie, wo Chiron als Pferdemensch mit dem Regenschirm unter dem Arme vorkömmt. Die Hauptrolle spielte ein Herr Alcida recht gut. Das Theater ist wegen seiner derben Späße bekannt. Einer der besten, daß, als Acteon fragt, ob er (Chiron) schon einen Jäger (chasseur) mit Hörnern gesehen habe, dieser antwortet: er glaube, bei der Nationalgarde. Eine der Albernheiten Chirons fertigt Acteon damit ab: jetzt habe sich einmal wieder seine partie de derrière geltend gemacht. Hierauf zwei Akte von les chansons de Desanziers, wo Levassor und Mad. Dejazet in verschiedenen Verkleidungen auftreten. Ersterer als Engländer, Milord Doy, recht gut. Ich habe eine ähnliche Figur aber von Alexander viel besser gesehen. Die Dejazet als Postillon wollte mich nicht recht ansprechen. Im Anfange des zweiten Aktes liegen die beiden, als Herr und Madame Denis, in zwei Himmelbetten, wo es denn an Zoten nicht fehlt, ohne daß ich dabei einen sonderlichen Spaß entdeckt hätte. L'enfant du Faubourg, das Stück en vogue, ist eine schlechte Nachahmung des Gamin de Paris. Levassor spielt den ersten Akt als Taugenichts, recht gut, dann verschlechtert er sich zugleich mit dem Stücke. Zuletzt stirbt er als Galeerensklave, von seinem eigenen Kameraden ermordet, was mich höchlich überraschte, da, wenn in dem Stücke irgend ein Sinn wäre, es ihm nach seiner Besserung eher besser, als schlimmer hätte ergehen müssen. Ich wartete das letzte Stück Coliche nicht ab. Das Theater ist sehr klein, kleiner als unser Leopoldstädter. Im Nachhausegehen verfehlte ich den rechten Ausgang des palais royal, irrte eine Weile herum und fühlte alle Anzeichen einer Verkühlung, als ich mich, seit lange zum ersten Mal, vor Mitternacht zum Bette legte.

Dienstag, 19. April. Sehr schlechte Nacht zugebracht. Meine Gesundheit leidet sichtlich unter dem Andrange so vieler Gegenstände und Neuigkeiten. Wäre doch höchst unangenehm, hier krank zu werden. Doch ich kann meiner Natur schon etwas zutrauen. Besonders die Verdauung schlecht, obschon ich wenig esse. Nur einmal des Tages und da, außer Suppe, ein Stückchen Rindfleisch, eine Kotelette, eine Obstspeise und irgend ein Nichts als Dessert.

Muß heute beim Gesandten speisen. Ärgere mich jetzt schon darüber.

Mit Brant zum Kirchhofe des père la chaise. Ich bin ein guter Fußgänger, Brant geht mich aber doch in Grund und Boden. Er will von Fiaker oder Omnibus nichts wissen, und so geht es denn zu Fuß in diesen ungeheuern Entfernungen. Der Kirchhof wunderschön. Es gibt nirgends etwas dem ähnliches. Ein fortgesetzter Hain mit Grabmälern, einige mit Gärtchen, Blumenstöcken, alle mit Kränzen von Immortellen. Obgleich die Rührung, die der letztere Schmuck erregt, etwas dadurch vermindert wird, daß diese Kränze auf allen Zugängen schon fertig zu Hunderten verkauft werden, so zeigt es doch immer Aufmerksamkeit der Angehörigen. Grabmal Abailards und Heloisens mit den ganzen Figuren beider, liegend unter einem gotischen Baldachin-Gewölbe. Heloise, schöne Züge. Heloise! — Sankt Anna sitzt im Nest und brütet Heloisen.

Mittags beim Gesandten gegessen. Gut empfangen. Niemand da, als die Familie. Doch einige Aufhorchereien, ob man mit Börne und Heine schon gesprochen. Die Ministerin den Börne gelobt. Heißt das, wenn nicht — obschon. Ich finde es natürlich. Habe nun mein Futter. Werde nicht leicht wieder hingehen. Die Frau habe ich mir natürlicher, herzlicher

vorgestellt. Die Söhne benahmen sich, als ob ich eben aus China angelangt. Die Ministerin zeigte ihren Wunsch, mich öfter zu sehen, wenn nur dem Fremden in Paris seine Augenblicke nicht so kostbar wären, in welche Wahrheit ich herzlich einstimmte. Der Minister meinte, zu dem tanzenden Frühstück, daß er am dritten Mai geben wolle, müsse ich denn doch kommen. Allerdings. Mögen leicht zu den besten einer schlechten Gattung gehören. Mir ist, als wittere ich etwas Uriasartiges bei meinen hiesigen Landsleuten, mit Ausnahme der Familie Neuwall. Gut, gut! Wird sich ja aufklären. Oder auch nicht. Die Straßen von Paris können sie mir doch nicht wegnehmen und die Theater auch nicht.

Des Abends mir Ruhe gegönnt. In einem Lesekabinett zum erstenmal seit drei Wochen die Zeitungen gelesen. Nichts Neues gefunden. In Spanien die alte Trägheit. Um einhalb elf Uhr nach Hause. Will mich ausschlafen.

Mittwoch, 20. Gut geschlafen. Heiterer aufgestanden bis auf eine Unbehaglichkeit des Magens, die gewöhnlich bis ein, zwei Uhr steigt, sich dann vermindert und nach dem Essen ganz verschwindet.

Um zwölf Uhr zu Börne. Den Wagen nach Auteuil versäumt, mit einem elenden Kabriolett hinausgefahren. Die Gegend außer der Barriere von Passy recht hübsch. Die Bäume in voller Blüte. Hab' zum erstenmal den Frühling empfunden.

Traf Börne allein. Er hatte eben ein Schläfchen gemacht und mußte sich erst finden. Er wohnt sehr hübsch da draußen. Mehrere Zimmer sehr gut möbliert, eigenen Bedienten. Ich freue mich, daß er so viel hat, um leben zu können, sonst würde es ihm bei allen diesen Zensurverboten übel ergehen. Kamen eben ins Gespräch, als zwei Herren angemeldet hereintraten, die mir Börne als deutsche Verbannte, ehemalige rheinbayerische Deputierte vorstellte. Die Namen habe ich vergessen. Das Gespräch wendete sich um staatsrechtliche Fragen, Politik, Literatur. Wunderte mich, wie dieser eigentlich gescheite Mensch sich noch immer in dem Kreise von Bestrebungen herumtreiben mag, die mit der letzten Spur der Möglichkeit gewissermaßen ihren Gegenstand verloren haben. Börne scheint übrigens mit den übrigen deutschen Malkontenten darin in Streit zu sein, daß ihm, bis auf das System der Regierung, das französische Wesen gefällt, indes diese, in echt-deutscher Verblendetheit, ihren Landsleuten das übernatürlichste zutrauen und von den Franzosen als einem höchst unglücklichen Volke reden. Der eine der beiden Männer dauerte mich wirklich, so angegriffen war er, so bitterer Ernst schien es ihm. Arme Teufel! Ich wette darauf, es sind ehrliche Männer, seien sie nun erleuchtet oder verblendet. Man sprach übrigens mehr von französischen als deutschen Zuständen. Börne schien die politische Wendung nicht angenehm, entweder weil er mir doch nicht ganz traute, oder mich nicht für voll nahm, da ich gleich von vornherein meine gemäßigten Gesinnungen deutlich erklärte. Er fragte mich, ob ich für den Mittag geladen sei, was ich bejahte, teils weil ich heimische Klagen genug auf dem Herzen habe und keinen Beruf fühlte, sie beim offenherzig machenden Glase Wein an Übertriebene gelangen zu lassen, teils weil ein Besuch bei Börne schon Stoff genug für einen Gesandtschaftsbericht ist, ein Mittagsmahl aber gar, und noch dazu in solcher Gesellschaft, ohne Zweifel die Zahl der sieben Todsünden um eine achte vermehren würde.

Ich weiß wohl, daß ich unrecht habe. Die Gemäßigten werden weder geliebt noch gefürchtet, stehen daher von allen Seiten schlecht. Sei's! Ich hege auch weder Furcht noch Liebe, höchstens Mitleid und Verachtung.

Mittags im Palais royal. Abends in der Oper la Juive von Halevy. Die Musik großenteils blinder Lärm, bis auf einige choralmäßige Chöre, die wirklich schön sind. Von den Sängern die Weiber Dorus und Falcon gut, die Männer unangenehm. Lafont ungefähr wie neulich. Nourrit ein hiesiger Liebling, hohe Halsstimme ohne eigentlichen Klang, nur wirksam, wo er schreit. Serda, schnurrender Baß, aber ausgiebig, wirksam. Nur singt er gern noch um ein paar Töne tiefer, als seine Stimme reicht. Das Ganze ohne Interesse. Aber welche äußere Ausstattung: die Dekorationen Wirklichkeiten, aber nein: Bilder. Dadurch unterscheidet sich die französische Dekorationsmalerei von der der übrigen Nationen, daß letztere die Gegenstände der Wahrheit gemäß abbilden und nun dem Zufall überlassen, ob das unwahre Lampenlicht, die Gruppierung und Bekleidung der Figuren die Wirkung steigern, stören oder aufheben werden. Hier aber malt man das Licht, die Steigerung und Abschwächung, das Wesentliche und die Beiläufigkeit gleich in die Dekoration hinein; da man der leidigen Allseitigkeit der Lampenbeleuchtung nicht los werden kann, so wird in den Gruppen Licht und Schatten durch helle und dunkle Farbe der Bekleidung ausgedrückt. So entstehen eigentliche Bilder, von deren Wirkung man bei uns keine Vorstellung hat. Der Marktplatz einer Reichsstadt gleich beim Aufziehen des Vorhangs, eine Kirche im Vordergrunde, dunkel gehalten mit stehenden und knieenden Gruppen. Gegenüber Männer auf Barrieren und Ecksteinen sitzend, mit den Füßen schlenkernd, stehend, liegend, — Straßenjungen im Hintergrunde perspektivisch sich emporhebend, gewappnete Männer, die Harnische graulich glänzend, um nicht sehr vorzutreten. Dazu aus der Kirche Orgeltöne, Chorgesang, Frauen, die mit schleppttragenden Pagen in die Messe gehen. Der Kardinal erscheint auf den Stufen. Man muß das gesehen haben. Ich glaube Phantasie zu haben. Hier zum erstenmale in meinem

Leben habe ich ein theatralisches Arrangement gesehen. Der Einzug des Kaisers. Pferde. Prächtig. Bei uns ist derlei Spielerei, hier nicht, weil es die Wirkung des Ganzen erhöht. Tänze eingeflochten, nicht eingezwängt. Die Kostüme von einer Pracht, die ärgerlich wäre, wenn sie ihren Zweck nicht so vollständig erfüllte; von einer Genauigkeit, die ans Absurde streift, durch die Großartigkeit des Ganzen aber nur noch als volle Wahrheit wirkt. Dazu die Geschicklichkeit all dieser Leute. Nichts, was stört, keiner geht, sitzt wie der andere, alles künstlerisch geordnet und natürlich aufgefaßt und widergegeben. Alle Ehre den Künstlern unserer Theater, aber unsere Bühnen sind elende Marktbuden im Vergleich mit diesen Wirkungen. Hier kann ein Mann von Phantasie und Geschmack einer Vorstellung beiwohnen. Die Dekoration des letzten Aktes war schlecht.

Das Haus gedrängt voll, der Beifall groß. Die Leute meinten, es wäre die Oper, was ihnen gefiel.

Donnerstag, den 21. April. Ziemlich gute Nacht. Die Gesundheit bessert sich. Nur gar so wenig Besinnung. Kann man ein Greis und ein Knabe zugleich sein, indes man das Mittlere zwischen beiden sein sollte: ein Mann.

Mit Brant englisch gelesen. Wie es mir in England mit der Sprache gehen wird, weiß vor der Hand Gott allein. Ich habe mich geflissentlich in diese Reise geworfen, wie ein Nichtschwimmer ins Wasser, die Not sollte die Bewegungen von selbst lehren. Ertrunken bin ich vorderhand auch wirklich noch nicht, aber Wasser habe ich in Mund und Nase bekommen, teufelmäßig, und wer weiß, was noch kommt.

Soll ich die Schuld auf Mangel an Charakter schieben? Kein wirkliches Unglück, keine eigentliche Gefahr hat mich noch unmännlich gefunden. Aber diese kleine Ennuy, diese immer wiederkehrenden Plackereien matten mich auf eine Art ab, daß ich dagegen durchaus nicht aushalten kann. Das eigentliche Unglück ist, daß ich das Fehlerhafte, das Absurde meiner Stimmungen und Eigentümlichkeiten völlig einsehe und mir alle Mühe gebe . . . .

Bin hier im Schreiben durch Hagberg unterbrochen worden und konnte den ganzen Tag nicht wieder dazu kommen. Jetzt da ich mich wieder dazu hinsetze, habe ich die merkwürdigen Ereignisse rein vergessen. Weiß nur noch, daß ich die Kirche St. Eustach besah, dieselbe, die Ludwig der Vierzehnte aus einer gotischen in eine haarbeutelmäßige so glücklich verballhornen ließ. Die Reste noch immer schön. Die Halle aux blés gesehen mit der riesigen Dachkuppel. Merkwürdiges Echo in der Mitte, das trotz der ungeheuern Entfernung des Daches jedes gesagte Wort wiederholt, beinahe ehe man's zu Ende gesprochen. Ich finde die natürlichen Erklärungen der natürlichen Dinge äußerst unnatürlich.

Großer Marktplatz, schmutziger als irgend etwas bei uns. Dames de la Halle. Die sehen eher nach einer Revolution von 1830, als nach der von 1792 aus. Gott ist mächtig in den Schwachen. Heißt das: Gott in Frankreich. Was sonst geschah, deckt die Nacht des Vergessens.

Mittags bei Neuwall. Nach Tische waren wir schon im besten Zuge, uns gegenseitig zu ennuyieren, da erklärte ich, ins Theater gehen zu wollen.

Ging in die Variétés. Kam zum dritten Akte eines fünfaktigen Drama le Marquis de Brumoy. Verstand daher nicht viel von der Verwickelung. Frédéric Lemaitre spielte die Hauptrolle sehr gut, bis auf eine Art Wahnsinn zum Schluß, was sich nicht recht geben wollte. Überhaupt alle Schauspieler recht gut. Was müßte man einer deutschen Truppe anbieten, damit sie sich eine solche Treue des Kostümes gefallen ließe, wie man sie hier täglich auf dem Theater sieht. Gepuderte Frisuren, Reifröcke, Haarbeutel.

Zum Schluß ma femme et mon parapluie. Ein Klavierstimmer, dem man beide diese Einrichtungsstücke entführt, der um beide ungefähr in gleichem Maße trauert und in seinen Klagen sie ewig vermischt und verwechselt. Vernet, der ihn spielte, vortrefflich. Das ist der Unterschied zwischen unsern Wienern Komikern und den hiesigen, daß erstere immer mehr oder weniger Possenreißer sind, das heißt Späße aus freier Hand einmischen, indes die Pariser für ihre Komik immer bloß den Charakter und die Situation ausbeuten. Einer, der plötzlich ins Theater einträte, ließe sich gar nicht einfallen, daß Vernet der Komiker des Stückes sei, bis er nach und nach aus der Wirkung es bemerkte. Nicht einmal auffallend gekleidet hatte er sich. Er sah wie Tausende aus, die unbeachtet auf der Straße an uns vorübergehen. Sehr gut war auch Prosper als Mr. Coquerdon. Mehr chargiert, aber doch vollkommen wahr. Nur ganz gegen das Ende singen beide an, sich ein wenig gehen zu lassen.

Freitag, den 22. Leidlich geschlafen. Früh morgens kam Meyerbeer, der mir ein Billet für die heutige Vorstellung seiner Hugenotten versprach, auch Wort hielt. Besuch von Schlesinger. Hagberg kam. Ging mit ihm, die Galerie im Luxembourg zu besehen, was höchste Zeit ist, da ich ungebildeter Weise noch gar nichts von schönen Künsten und Wissenschaften mitgemacht habe. Da die Galerie des Louvre, der Ausstellung zu Liebe, ausgeräumt und daher nicht zu sehen ist, so interessiert mich das übrige auch im Grunde wenig. Also: Galerie Luxembourg. Ist Das Schofel: Süßigkeiten und Übertreibungen, grau in grau gemalt. Guérins Hippolyte sieht aus wie eine Demoiselle, der man die Röcke überm Knie abgeschnitten. Zudem ist er mit seiner chevelure aus der

Mode gekommen. Dazu von Farbe keine Spur. Dadurch sei nicht abschätzig von dem Talente des Künstlers gesprochen. Er gab eben der Mode seiner Zeit nach, und da die Flut vorüber ist, liegt er auf dem Trockenen. In unserer Zeit fangen sie an, die Niederländer zu studieren, und eine sterbende Königin Elisabeth sieht aus, als sei Rubens wahnsinnig geworden. Das Beste von Horace Vernet, der in seiner Art vielleicht keinem der Münchener Künstler nachstehen dürfte. Hat er Cornelius' Großartigkeit nicht, so ist dafür seine Farbe besser.

Zurück. Noch einmal Notre-Dame besehen. Daß die Arbeit viel roher ist, als an unsern Kirchen, kein Zweifel. Dazu die Fassade etwas gedrückt, obgleich schön. Das Schiff würde mir kaum gefallen, wenn es auch nicht geweißt wäre. Dafür die Nebengänge, besonders der links, mit der Aussicht in eine Säulenhalle, schön. Sollten die Säulen des Schiffes schon bei der Erbauung so gewesen und in der Folge nichts daran geändert worden sein?

Erinnere mich eben, daß ich gestern auch auf der Börse war. Das Äußere mit seiner Kolonnade wunderschön. Das Innere macht einen wüsten Eindruck. Die auseinander gestellten zwei Reihen Pilaster lassen die, durch die äußeren Säulenordnungen erhobenen Gemüter unangenehm wieder herabfallen. Gedränge, Lärm. Von der Galerie herab macht es den Eindruck eines aufgeregten Meeres. Gegen das obere Ende des Saales ein zirkelförmiges Gelände, um das die Sensale herumstehen und in den innern leeren Kreis hineinschauen, als ob da Orakel am Boden aufgeschrieben wären; sich dann plötzlich umwenden und mit Stentorstimme Preise und Anträge herausschreien, welche Anstrengung notwendig ist, da man sein eigenes Wort nicht hört.

Heute mit Hagberg noch ins Louvre zur Kunstausstellung gegangen. Unabsehbare Menge von Bildern. Wie überall und natürlich, nicht viel Gutes. Wieder Horace Vernet bei weitem der beste. Ein Bild von einem Siege des Marschalls von Sachsen vortrefflich. Vorzüglich rechts im Vordergrunde die Gruppe eines, wie es scheint, österreichischen gefangenen Generals, der seinen Sohn wiederfindet. Der junge Mensch, mit seinem durch die ungeschickte Kleidung durchleuchtenden schönen Körper, halb emporgehoben in der Umarmung des kräftigen alten Mannes, hinreißend. Auch einige Napoleongeschichten von demselben Maler. Besonders gut auf einem derselben der Kaiser, über die Schulter zurück nach vorwärts schauend. Ausgezeichnet schöne Porträts. Einige in englischer Manier mit glücklicher Kühnheit. Unser Amerling fände hier würdige Nebenbuhler. Weibertöpfe, wunderschön als Weiber und als Bilder. Nirgends mehr Grecs und Romains, aber leider auch keine Griechen und Römer. Die Farbe durchaus besser, als auf jenen David-Gerardschen ungebleichten Kattun-Figuren.

Zu Tische. Traktierte meinen schwedischen Freund und mich mit einer Bouteille Champagner, der aber schlecht war, wie aller, den ich noch in Paris getrunken. Ins Café de la régence. Wenige Schachspieler da. Die besten sollen vormittags zwischen ein und fünf Uhr kommen.

In der Oper. Ungeheuer voll. Meyerbeer hatte mir eine stalle im ersten Rang verschafft. Vortrefflicher Platz. Die Ouvertüre ging an, vielmehr nur Introduktion. Ich war zu gespannt, als daß sie mir besonders hätte gefallen können. Der Vorhang geht in die Höhe. Eine Art Fest katholischer Herren. Das Arrangement nicht besonders. Das Opernbuch hat den Fehler, um dreiviertel zu lang zu sein. Die Musik muß nur immer hinter den Worten herlaufen, daß ihr ja keines entgeht, wodurch sie sich, besonders anfangs, zu wenig in sich selbst konzentrieren kann. Macht daher eine etwas zerstreuende Wirkung. Dazu sind zu komplizierte Zustände, so daß man sich, selbst mit dem Buche in der Hand, kaum zurechtfinden kann. In der Mitte des dritten Aktes fängt mit einem Duo eigentlich die Musik der Oper an und erhält sich recht kräftig, oft ausgezeichnet, bis ans Ende. Ich war aber durch die Bemühungen, schon dem Anfange zu folgen, viel zu sehr hergenommen, als daß sich mir die Folge klar auseinandergesetzt hätte. Muß daher noch einer Vorstellung beiwohnen, um auch nur gegenüber mir selbst mir ein Urteil zu erlauben.

Von den Darstellenden die Weiber Dorus und Falcon sehr gut, besonders die letztere. Die Männer, was man dramatische Sänger nennt, das heißt schlechte. Sie verstehen sich ziemlich vortrefflich darauf, die Winkelpoesie eines erbärmlichen Opernbuches geltend zu machten, sind aber nicht imstande, die musikalischen Intentionen einer guten Komposition ins Leben zu bringen. Aus einem Chor herauszuschreien, oder die Lichter auf finstere Violin-Hintergründe aufzusetzen, dazu sind sie ganz die Leute; die Kantilene mag aber besorgen, wer Lust hat. Überhaupt kommen sie, wie neuere Soldaten, erst dann ins Feuer, wenn die Kanonen, das heißt die Bässe donnern.

Samstag, den 23. Die Körperstimmung wieder etwas gedrückt. Besinnung und Erinnerungskraft besonders schwach. Weiß mich am folgenden Morgen kaum zurechtzufinden, was am Tage vorher geschehen. O die Zeit meines Lebens: Ich habe geträumt bis heute, weiß es, und werde fortträumen bis zum Tode. *Δος μοι που σω . . . . .*

Was also diesen Samstag vormittag geschah, weiß ich heute, Sonntag morgens, nicht mehr. Doch ja. Ging zu Frau von Neuwall, mich für Sonntag mittag zu entschuldigen, da Meyerbeer mich zu Tische geladen. Darauf — ja

doch! den Montmartre bestiegen und von da die Stadt betrachtet, was einen gewaltigen Anblick gibt, doch um nichts bedeutender und um vieles weniger schön, als die Ansicht Wiens, allenfalls vom Kobenzl aus.

Werde täglich erinnert, meinen Empfehlungsbrief an M. Rothschild abzugeben, auch Heine soll ich besuchen, verschieb' es aber von Tag zu Tag.

Mit Brant bei einem Restaurant im Palais royal gegessen. Nach Tisch in den Cirque olympique Franconis, wo man nun seit zwei Monaten alle Tage Jérusalem délivrée gibt. Demungeachtet das Haus so voll, daß wir kaum noch ein paar der schlechtesten Plätze fanden. Freilich ein wenig Brants Schuld. Man bot uns vor der Türe stalles an; da sie aber fünf Francs das Stück kosteten und Brant sparsam ist, so nahmen wir Plätze auf den Seiten, wo man ziemlich schlecht sieht.

Überhaupt ist mir Brant ein großer ökonomischer Nutzen in Paris. Obgleich etwas ängstlich bei größeren Ausgaben, lasse ich mich doch bei kleineren gern gehen, wenn ich einmal im Zuge bin. Vor den Nullen habe ich allen Respekt, aber die Einheiten fliegen. Da ich nun viel mit Brant bin und er das Seine sehr zu Rate hält, fehlt mir die Gelegenheit, meine Erkaufwut in Gang zu erhalten. Ein paar hundert Franken mag das im ganzen wohl austragen.

Von dem befreiten Jerusalem nun wüßte ich nichts zu sagen, als daß es dabei sehr bunt herging. Dekorationen gut; Kleider prächtig; Komparserie, zwei Heere im eigentlichsten Verstande; dreißig bis vierzig Pferde zugleich auf der Bühne. Letztere ist durch bretterne Steige mit der Arena in Verbindung gesetzt, und da fliegen denn nun Ritter und Knappen, Mann und Weib in voller Karriere auf und nieder. Gesang, Chöre, Tanz, Flugwerke, feuerspeiende Drachen. In Wien würde das Stück nicht bloß zwei Monate, sondern ein ganzes Jahr Tag für Tag gegeben. Besonders ein Aufwand von Harnischen, wie er seit Erfindung des Schießpulvers nie mehr vorgekommen. Übrigens weiß ich nicht, ob hier die Schauspieler zugleich Kunstreiter, oder die Kunstreiter zugleich Schauspieler sind; denn die Hauptpersonen des Schauspiels, die eben nicht so übel sprechen, machen Dinge zu Pferde, die einem die Haare emportreiben. Das Beste des Ganzen ein förmliches Rennen von sechs Rittern, anfangs mit Lanzen, dann mit Schwertern, wobei die Hiebe auf den Harnischen klatschen. Endlich bearbeiten sich die zwei allein übriggebliebenen mit Kolben und Streitärten, daß man wahrhaft meint, sie müßten sich die Hirnschädel einschlagen, Hieb auf Hieb, klitsch, klatsch, wohins trifft, ohne auszusetzen oder zu parieren. Endlich fiel der Sarazene vom Pferde und — wir gingen. Wenn sie nicht in den folgenden Akten einen wirklich tot geschlagen haben, so konnte das Gesehene nicht mehr überboten werden, und wir hatten daher ganz recht, uns fortzumachen.

Ich ging noch in ein Café, um mich abzufühlen. Auf gut Glück nahm ich ein Zeitungsblatt in die Hand und las bons mots auf die Gräfin Apponi, als eine Art faiseuse politique, eine Fürstin Lieven. Aha! Daher also manche Verschiedenheiten mit dem, was ich früher von ihr gehört hatte. Daher dieses air de triomphe. Man spricht hier von einer Heirat des Kronprinzen mit der Tochter des Erzherzogs Karl. Das hat wohl sie gemacht, heißt das: vermittelt. Wieder eine meiner politischen Voraussagungen eingetroffen! Wäre ich nicht so bête, das heißt ehrlich, und Herr meiner Stimmungen, ich hätte einen Staatsminister abgeben können.

Sonntag, den 24. Eins gibt dem andern die Türe. Werde erinnert, meinen Empfehlungsbrief an die Baronin von Rothschild gewiß morgen abzugeben. Einladung auf morgen zu Mr. und Mad. Valentin. Der geheime Rat Koreff. Der Rummel ginge an. Gott sei Dank, daß ich in vierzehn Tagen wieder fortkomme. Koreff sagt, Rossini habe die Idee, aus der Ahnfrau eine Oper zu machen. Porficiat.

Hagberg bietet mir an, die Galerie des Palais royal zu sehen, wozu er Billette erhalten hat. Muß es leider ablehnen, da ich Many Neuwall und Brant versprochen, mit ihnen ins Diorama, und was weiß ich, wohin noch, zu gehen. Ein plötzlicher Regen hindert alle Pläne. Spazieren demungeachtet in den Straßen ein wenig herum. Der Kot ennuyiert uns, unsere eigene Unterhaltung will dagegen nicht auslangen. Es ist vier Uhr geworden, und ich gehe nach Hause, um mich anzukleiden.

Um fünf Uhr zum Essen zu Meyerbeer in meinem Hotel. Er ist noch nicht zu Hause. Finde die Mutter. Gespräch, durch ein nicht hübsches, aber scheinbar gutartiges und daher mir angenehmes Gesellschaftsfräulein unterstützt. Kruschmann kommt. Ein Franzose, der Theaterdirektor, oder etwas dieser Art. Meyerbeer, der mir verblümt zu verstehen gibt, ich hätte seine Mutter doch früher einmal besuchen können, welche Bemerkung mich wenig geniert. Bin in derlei Grobheiten noch von Wien her eingeübt. Endlich Herr Leo, der Deutsche, den ich bei Valentins getroffen. Zu Tische. Machte der Einladung, was das Essen betrifft, Ehre. Verfiel, nachdem ich mich eine Weile im Gespräche recht gut gehalten, in meine gewöhnlichen Abwesenheiten, während deren ich aber zu sprechen pflege, ohne zu wissen, was. Meyerbeer mag ziemlich erstaunt gewesen sein über diese Worte eines Verstorbenen. Erfahre, daß heute Konzert im Konservatorium gewesen, über dessen Vortrefflichkeit Giacomo (so nennt ihn die Mutter) nicht fertig werden konnte. Wußte nichts davon. Wäre froh, Paris

wieder im Rücken zu haben. Was brauch ich all das Zeug zu sehen und zu hören. Werde Wien wieder angenehm finden, wo ich wenigstens allein sein kann. Wenn nur dort der schändliche Geistesdruck nicht wäre und die Erniedrigung des Nebenmenschen. Was mit mir selbst geschehe, sollte mich wenig anfechten. Mich erniedrigen sie nicht, und wenn sie tausend Jahre daran versuchten.

Leo ist ein gescheiter Mensch. Er lebt zwanzig Jahre in Paris, und obschon ein Deutscher, überströmt er vom Lobe der hiesigen Zustände. Gleich mir hält er Louis Philipp nicht bloß für tief verständig, sondern auch für einen ehrlichen Mann. Der gegenwärtige Wohlstand Frankreichs soll unbeschreiblich sein. Merkwürdige Details über die arbeitende Klasse, die, nach Leo, eine angestrengtere Existenz führe, als selbst die Negersklaven, aber nur durch zwölf bis fünfzehn Jahre, dann ziehen sie sich zurück und leben von ihren Renten. Gewohnheit unter allen Ständen, ihre kleinen Kinder aufs Land zu geben. Nicht aus Herzlosigkeit, denn die Mütter seien selbst in Verzweiflung darüber, sondern aus Unmöglichkeit, sie zu behalten. Die Mütter nämlich haben sämtlich ihren angewiesenen Platz im Geschäft. Ungeheurer Lohn der Ammen; aller Dienstleute überhaupt. Ein Bedienter bekommt monatlich hundert Franken. Die männlichen Diener im allgemeinen schlecht, die weiblichen gut. Details über den innern Verkehr, der durch nichts gehemmt wird. Fühle mich unglücklich, von solchen Dingen nichts zu verstehen, ja selbst die Erklärungen darüber nicht zu begreifen.

Wir gehen gegen neun Uhr. Ich zu Brant, dem ich's versprochen habe. Trinken Tee und ennuyieren uns. Ich bleibe geflissentlich, weil ich durchaus dieser Stimmung Herr werden will. Finde es unmöglich. Um halb elf Uhr nach Hause.

Montag, den 25. April. Kann nicht ausweichen, heute der Frau von Rothschild meinen Brief abzugeben. Wollte vorher noch die Gemäldeausstellung sehen; war verschlossen. Ging in den Tuileriengarten, las die Zeitungen. Der Kronprinz geht nach Berlin und Wien. Die österreichische Heirat dürfte sich bestätigen. Fängt an zu regnen. Flüchte mich in die Galerien des Palais royal. Möchte einige Kleinigkeiten kaufen, kann sie nirgends finden. Nach Hause gegangen, umgekleidet. Zu Rothschild. Von der Frau sehr gut empfangen. Sie ist liebenswürdig, gebildet, spricht wahrhaft gut. Sie gehen aufs Land. Soll sie dort besuchen. Sie gibt mir die Adresse von Heine. Gehe von ihr fort, meine Reisegefährtin zu besuchen. Hermine kommt heraus, sagt mir, daß viel Gesellschaft bei ihrer Schwester sei, Franzosen, zweifelt, ob mir das angenehm sei. Spreche mit dem Mädchen, finde sie weniger hübsch als auf der Reise. Sonst ganz dieselbe. Ein alter General, der bei der Schwester war, kommt, um Abschied von ihr zu nehmen. Tut ziemlich bekannt. Das Aushängschild zeigt das Gewerbe. Geht endlich auch, eben als Auber, der Opernkompositeur, sich entfernt, der mit den Schwestern artistische Konferenz gehalten hat. Bin gar nicht begierig, seine oder irgend jemandes Bekanntschaft zu machen. Noch ehe ich zu Rothschild ging, besuchte mich Lapique, der Gefährte unserer Reise von Nancy nach Paris. Es plagt sie offenbar die Neugierde, zu wissen, wer Hermine ist. Ich mag es ihnen aber durchaus nicht sagen. Muß sie aber doch besuchen. Sie sind gar zu freundlich und gut.

Mittags bei Valentin. Der üble Eindruck, den ich am ersten Abende unserer Bekanntschaft erhielt, verschwindet. Es sind liebenswürdige Leute. Leo, den ich damals absprechend fand, ist es vielleicht, aber nicht mehr als alle Deutsche, die Verstand haben. Ein Doktor Julius aus Berlin da, der eben aus Amerika kommt und der aller Orten die Gefängnisse untersucht, auch ein sehr gutes Werk darüber geschrieben haben soll. Er gibt mir einen Brief an den Londoner Buchhändler Murray, der mich gleich in den Mittelpunkt der dortigen gelehrten Welt setzen soll. Guter Gott! Mich in den Mittelpunkt der gelehrten Welt! Nahm übrigens den Brief, der wohl nie aus meinem Portefeuille herauskommen wird.

Hatte Dr. Koreff versprechen müssen, ihn in der Oper, wo er eine Loge genommen hat, zu besuchen, um die Bekanntschaft seiner Frau zu machen. Gehe um neun Uhr hin. Die Frau äußerst hübsch. Ein wenig auffallend angezogen. Der Verfasser des Gräuelstückes la tour de Nesle ist bei ihr. Ein gut aussehender junger Mann. Ich suchte vergebens nach dem Kainszeichen an ihm. Gehen während der Zwischenakte ins prächtige Foyer, wo die Leute auf und ab spazieren. Man zeigt mir Jules Janin. Ziemlich jung, wohlbeleibt, unelegant gekleidet, heiteres, französisch-behagliches Gesicht.

Meine eigene Behaglichkeit fing nach und nach an, zu Ende zu gehen. Die letzten Akte der Oper machten auf mich weniger Eindruck, als das erste Mal. Nach dem Schlusse ging ich mit Dr. Julius, der auch gekommen war, ins Café, Eis zu essen. Wollte sich kein rechter Austausch geben.

Dienstag, den 26. Hagberg hatte mir versprochen, mich in die Bibliothek abzuholen. Ich wartete bis ein Uhr. Er kam nicht. Ging, Heine aufzusuchen. Madame Rothschild hatte mir eine falsche Adresse gegeben. Er war ausgezogen. Da ich nun schon in der rue des petits Augustins und somit am andern Ufer der Seine, entfernt vom Mittelpunkte der Stadt war, beschloß ich, den jardin des plantes noch einmal zu besuchen. Kam so der Kirche Notre-Dame näher und betrachtete mir sie wieder. Sie ist unleugbar schön. Die Breite der Fassade sticht vorteilhaft gegen die Dürftigkeit jener

der Stephanskirche in Wien ab. Was letztere auszeichnet, ist der Turm und das Innere. Das Hauptschiff von Notre-Dame will mir auch jetzt noch nicht gefallen. Die vier Nebengänge aber, von denen die zwei äußersten sich um den Hochaltar herumschlingen, machen einen wunderbaren Eindruck. Was mir am Hauptschiff nicht gefällt, ist das etagenmäßige Übereinandergebautsein von Säulen, Säulchen und Wänden. Außer einigen Gaffern, gleich mir, waren nicht drei oder vier Menschen darin. Die Depots von zu vermietenden Stühlen machen einen widerlichen Eindruck.

Erinnerte mich des palais de justice, und daß ich noch keine Gerichtssitzungen gesehen. Herrliches Gebäude, die mittlere Halle großartig. Ging zuerst in die Kriminalsitzungen (oder ist es bloß police correctionnelle?). Da war alles so voll, daß ich kaum an der Türe festen Fuß fassen konnte. Ein concierge, huissier oder dergleichen, um bessern Platz zu verschaffen, war nicht zu sehen. Es handelte sich um eine öffentliche Gewalttätigkeit. Eine Flinte und ein sackartiges Bündel lagen als corpus delicti auf der Tafel. Drei Richter. Links vom Zuseher der procureur du roi. Rechts die Beschuldigten, die ich aber vor Gedränge nicht sehen konnte. Der Advokat war mitten in seiner Rede. Er sprach gut. Der Beschädigte, zur Angabe seines Schadens aufgefordert, weigerte sich, einen Ausspruch zu tun. Er verfolge eine Sache der öffentlichen Moral, sagte er, nicht des Vorteiles.

Der Richter resumierte den Fall, ich konnte es aber über dem Anstoß ewig neu Zudrängender nicht aushalten. Ich ging in ein anderes Zimmer, wo das Gedränge geringer war, ich daher auch sehr leicht guten Platz fand. Dafür war aber auch der Gegenstand minder interessant. Der Diebstahl einer Uhr. Zwei übel aussehende Bursche und zwei garstige Weibsbilder, in der Reihe von Stadtsoldaten getrennt dasitzend, waren die Angeklagten. Hier war der Richter eben in seiner Rede an die Geschworenen. Er sprach aber ziemlich schlecht, stotternd, sich selbst unterbrechend und verbessernd. Die Jury entfernte sich, und da sie nicht wiederkommen wollte, ging ich endlich auch. Mein gutes Glück führte mich durch die mittlere, säulengetragene Halle zur Abteilung der Ziviljustiz. Ich hörte ein paar Prozesse plädieren. In einer Stunde waren zwei Fälle abgetan, um die man bei uns zehn Jahre gestritten hätte, oder wenn auch nicht abgetan, doch der Entscheidung nahe gebracht, obgleich mir ersteres schien. Beim zweiten Prozesse unterbrach der Richter den zuletzt sprechenden Advokaten. Sie wüßten schon genug, sagte er, der eben enthüllte Umstand entscheide die Sache.

Die Advokaten sprachen nicht alle gut. Das Ganze nimmt sich würdig aus. Die schwarzen Talare und Mützen der Richter und Anwälte, die anständige Dekorierung der Richtersitze. Man fühlt, um was es sich handelt. Das Publikum nimmt aber auch den lebhaftesten Teil an den Prozeduren. Besonders die peinlichen Gerichte zum Ersticken voll. Leute der niedrigsten Stände, die ihr Gefallen und Mißfallen bestimmt, obgleich anständig und leise zu erkennen geben. Ein paar Schusterjungen mit bloßem Kopf traten ein, von niemandem gehindert, hörten eine Weile dem plädierenden Advokaten zu und gingen dann ebenso ruhig wieder fort. Was für eine Wirkung muß das nebst der Journallektüre auf die Bildung der Masse haben. Das gemeine Volk spricht aber auch so gut, graziös möchte ich sagen, daß man lediglich auf die Marktplätze gehen muß, um eigentliche Pöbelsprache zu hören.

Mittags mit Brant und Many zu Very bestellt. Vortreffliche Küche. Interessiert mich nicht sehr. Bezahlen dafür aber auch für zwei Portionen Suppe, ebenso viel filet de bœuf, eine Portion Turbot, ein Poulard mit Salat und zwei Portionen Pudding, der noch dazu nicht gar gekocht war, endlich zwei Flaschen Chablis, 25 Francs.

Da die Mars, die gewöhnlich nicht mehr auftritt, im Theater Odeon zum Benefiz eines Akteurs spielt, im Fiaker hinaus. Kamen um halb neun Uhr eben zurecht, um eine Mlle. Reisner auf der Blasbalgharmonika (accordéon) recht hübsch spielen zu hören. Dann sang ein Herr abscheulich zwei Romanzen.

Hierauf Mlle. Mars in der gageure imprévue. Hat meine Erwartungen nicht erreicht. Mad. Löwe in ihrer guten Zeit war mir lieber. Überhaupt will mir, was ich von der haute comédie gesehen, nicht recht ein. Der Franzose ist in allen Künsten nur da ausgezeichnet, wo er sich unbekümmert seiner Natur überläßt; wie ihm einmal das Wort Kunst in den Kopf steigt, macht er die wunderlichsten Schnörkel. Mlle. Mars gibt den vornehmen Ton noch abgeschliffener und farbloser, als er ist. Man glaubt Flöhe husten zu hören, und man greift im Leeren herum, wie einer, dem die Luft ausgeht. Übrigens kann man von einem Male kein Urteil fällen, auch war das Stück und Umgebung ziemlich langweilig.

Mlle. Mars dagegen sehr gut in Valerie, was bei uns Gabriele heißt. Die Sechzigjährige so zart, warm, weich, fruchtsam, liebenswürdig. Das Entzücken nach vollbrachter Augenkur dagegen schwach, und für jeden Fall unter der Aufgabe.

Im Nachhausegehen gerieten wir auf einen Weg an den Kais, den zu gehen verboten ist. Die Schildwache, die uns zurückwies, fing ihre Rede mit Messieurs an. Ein deutscher Krieger hätte sich kräftiger ausgedrückt.

Mittwoch, den 27. April. Hatte endlich die Wohnung Heines erfragt, ging heute zwölf Uhr zu ihm. Cité Bergère Nr. 3. Als ich schellte, öffnete mir ein hübscher, runder, junger Mann im Schlafrocke, der mir wie einem alten

Bekannten die Hand reichte. Es war Heine selbst, der mich für den Marquis de Custine hielt. Er zeigte große Freude, als ich mich nannte, und führte mich in seine tolle Wirtschaft hinein. Tolle Wirtschaft. Denn er wohnt da in ein paar der kleinstmöglichen Stuben mit einer oder zwei Grisetten, denn zwei waren eben da, die in den Betten herumstörten, von denen er mir eine, eben nicht zu hübsche, als seine petite bezeichnete. Er selbst sieht aber auch wie die Lebensluft und, mit seinem breiten Nacken, wie die Lebenskraft aus. Machte mir einen sehr angenehmen Eindruck, denn mir ist der Leichtsinn nur da zuwider, wo er die Ausübung dessen, was man soll, hindert.

Wir kamen gleich in die Literatur, fanden uns in unsern Neigungen und Abneigungen ziemlich auf demselben Wege, und ich erfreute mich des seltenen Vergnügens, bei einem deutschen Literator gesunden Menschenverstand zu finden. Er scheint durch die Bundesratsbeschlüsse sehr alteriert und schrieb eben an einer Denkschrift an die abgeschmackte Versammlung. Vom Ultra-Liberalismus will er durchaus nichts wissen und spricht mit Verachtung von den deutschen Refugiés. Mit Börne steht er schlecht. Beklagt sich, daß dieser ihn für seinen Freund ausgegeben, was er nie gewesen. Ging nach einer Stunde, herzlich entlassen.

Der Besuch hatte mich heiter gestimmt. Ging zu Brant, um mit ihm in die Pairskammer zu gehen, wohin Many Neuwall mir Billets gebracht hatte. Englisch gelesen. Die Notwendigkeit, mich wenigstens verständlich machen zu können, leuchtet immer deutlicher ein. Brant war erstaunt, mich das erste Mal heiter zu finden.

Regnet in Strömen. Wir benützen endlich einen leidlichen Augenblick und gehen ins Luxembourg, nach Brants Gewohnheit zu Fuß.

Der Saal der Pairs viel weniger schön, als der der Deputierten, obwohl viel reicher. Vielleicht nur, weil die Einrichtung älter ist. Blauer Sammt mit Goldstickerei. Statt der Bänke Armsessel. Die ältern bis zum Grau verschossen und daher abstechend von den neuen, lebhaft blauen. Baron Fasquin, der Präsident, geistreiches Gesicht, lebhaftes Benehmen, kahles Haupt. Ein Pair liest eben von seinem Stuhl eine Rede ab, die die ganze Welt langweilt. Die übrigen Bären genieren sich nicht; machen sich wohl auch sichtlich über ihn lustig. Der Finanzminister d'Argout antwortet in artigeren Formen, als in der Deputiertenkammer. Der Bär dupliziert. Das war nicht mehr auszuhalten. Brant schlief schon, ich war nahe daran, und so gingen wir um halb fünf Uhr.

Als wir in den Hof kamen, goß der Regen in Strömen. Die Mitte der Straßen glich ebenso vielen Waldströmen. Kerls, die durch Brücken auf Rädern die Verbindung herstellen und schreiend die Darübergehenden um eine Vergütung ansprechen; niemand hört, niemand zahlt, Paraplus, Wagen, Kabriolets.

Der Übergang über die Beresina kann nicht viel ärger gewesen sein.

Endlich nach Hause. Ziehe mich um. Mittags zu Neuwall. Die Gesellschaft war angenehm überrascht, mich zum ersten Mal erträglich zu finden. Leidesdorf spricht recht gut. Angenehme Konversation bis neun Uhr.

Hatte Leo versprochen, den Abend dort zuzubringen, da ich das Mittagsessen ablehnen mußte. Fand Börne nicht mehr da. Hiller, der Klavierspieler. Musik. Vortreffliche Pariser Fortepiano. Tee. Gespräch. Jean Paul. Die Frauen sind gegen ihn. Ist mir lieber, als sie beteten sein Lob nach. Gegen zwölf Uhr nach Hause.

Donnerstag, den 28. April. Ging früh aus, weil ich mir einbildete, es sei Einlaßtag in die Bibliothek. Habe Donnerstag mit Dienstag verwechselt. Durchstreife für mich allein die Stadt. Finde mich schon recht gut allein zurecht. Erst in der Straße Louis le grand, um Leo das Billet in die Deputiertenkammer zurückzustellen. Dann zur rue J. J. Rousseau, wo die Post ist. Keine kleine Aufgabe, fand alles auf, aber keinen Brief. Tu l'as voulu, George Dandin! Dann die rue St. Honoré entlang. Marché des Innocents. Noch einmal St. Eustache. Vortreffliche Bildsäule Colberts am Hochaltare kniend. St. Roch. Scheint die besuchteste der Kirchen zu sein. Doch wenigstens eine Messe da, was mir bis jetzt noch nicht vorgekommen. Viele Grabmäler in der Kirche. Endlich zu Brant. Zwei Stunden mit ihm englisch gelesen. Gebe die Hoffnung auf. Was ist das für eine kokette Sprache. Gar nicht aus Buchstaben, nur aus Worten bestehend, gleich der chinesischen. Fühlte mich ungeheuer angestrengt.

Gingen ein wenig in der Stadt herum. Mußte mir die Haare schneiden lassen, Brant desgleichen. Nach seinem Gesetze der Sparsamkeit führte er mich zu einem Friseur für zehn Sous, wo augenscheinlich ein Lehrling an mir seinen ersten praktischen Versuch machte. Er ließ mir nichts als die Haut auf dem Kopfe und eine kleine Auswahl von kurzen und langen Haaren, daß ich aussah wie eine Vogelscheuche und den Tag meiner Geburt verfluchte. Hierauf ins Palais royal wieder zu einem wohlfeilen Traiteur, wo ich nichts gut fand als die Suppe, die ich verabscheue, und meinen Hunger zuletzt mit Käse stillte, der mir noch jetzt im Magen liegt.

Abends allein in die opéra comique. Fand keinen Platz im Parterre, mußte eine stalle d'orchestre zu sechs Francs nehmen. Erstes Stück: Die zwei Savoyarden, die zu gleicher Zeit mit den Haarzöpfen zu gefallen aufgehört haben. Zugleich die niederträchtigste Vorstellung. Die beiden Menschen spielten, als ob sie aus Wien von Duports kleiner Oper

verschrieben wären, und sangen, wie die Dienstmägde bei der Wäsche. Die Männer muß man aus den Billeteurs und Feuerwächtern rekrutiert haben. Von einem solchen Chore hat man keine Idee. Sie trafen nie auf den Taktstreich zusammen und taten, als ob in einer komischen Oper die Musik ein Spaß wäre.

Ich war schon im besten Schlaf, als mich die Ouvertüre des zweiten Stückes, Sarah, Oper in zwei Aufzügen, Musik von Grisar, aufweckte, deren zweite Vorstellung heute war. Ouvertüre schön, kam mir, soviel ich davon verstehe, gut bearbeitet vor. So ging es denn recht lobenswert fort. Leider hat sich meine Natur einmal zu dem ihr eigentümlichen Theaterschlaf geneigt, und da das Sujet gar zu einfach oder wirklich langweilig ist, so überhörte ich vieles in süßem Vergessen.

So oft ich aber wieder zu mir selbst kam, hörte ich immer was Gutes, und der zweite Akt, den ich ganz vernahm, gefiel mir teils recht wohl, teils fand ich ihn ausgezeichnet. Mlle. Jenny Colon, deren zweites Debüt war, spielt sehr und singt recht gut. Sie ist hübsch, hat aber Neigung zum Embonpoint, was ihr in der Folge schaden kann. Die beiden Tenore, Jansenne und Conderie, sind für die komische Oper vorzüglich. Von einem Baß war nichts zu hören, es müßte denn Dougal, Deslande etwas der Art gewesen sein. Er spielte aber recht brav. Die Chöre gingen viel besser, als die der ersten Oper, jedoch die schwierigeren Stellen ohne Genauigkeit. Das Orchester oft ausgezeichnet, immer gut. Vorzüglich Hörner und Violine. Um elf Uhr nach Hause.

Freitag, den 29. Mein Schwede ist entweder krank, oder es hat ihn verdrossen, daß ich einige seiner wahrhaft gütigen Anerbietungen nicht annehmen konnte. Er hat sein Versprechen, mich in die Bibliothek zu führen, nicht gehalten. Ging daher heute allein. Das Gebäude rue Richelieu von außen unscheinbar, gefängnisartig, von innen freundlich, schön; der Hof ein Garten. Die Bücherfäle nichts weniger als imposant oder prächtig. Mit den Wienern nun schon gar nicht zu vergleichen. Die Einbände, mit Recht als Nebensache behandelt, häufig schmutzig, immer gewöhnlich. Die Bücher nach Materien geordnet. Gleich beim Eingange Voltaires Bildfäule von Erz, dieses Napoleons der geistigen Welt, oder Robespierres vielmehr, dieser Guillotine verjährter Ansprüche und Überzeugungen. Man hat ihn mit Recht in einen Imperatorsfeffel gesetzt, denn er hat die Welt beherrscht und gemacht; der einflußreichste Mensch aller Zeiten. Er ist jetzt in Frankreich vergessen, man kauft seine Werke um zehn Sous den Band, aber er war der Pflug, der die Erde aufriß, in die die Zeit ihren Samen legte. — Noch allerhand Spielereien. Ein Parnaß mit spannhohen großen Männern. Ein plastischer Aufriß der Gegend um die Pyramiden. Was mögen das für Kolosse sein! Ich benahm mich ganz wie der unwissende Reisende, den mein guide des voyageurs beschreibt, und begaffte die Sachen, ohne mich um irgend etwas näher zu bekümmern. Teils sieht man derlei überall, teils verstehe ich's nicht, teils fehlt es mir an Zeit, etwas zu approfondieren. Nicht einmal Herrn Hase suchte ich auf, der die Deutschen so freundlich empfängt. Ich fürchtete, weiter hineingezogen zu werden, als die Umstände rätlich machen. Goethes Widerspiel, möchte ich außer der Poesie und dem allgemein Menschlichen sonst nichts betreiben.

Die Münzen, in interessanten Suiten unter Glas, der allgemeinen Beschauung freigegeben. Überhaupt die Einrichtung vortrefflich, daß man ohne Führer und scheinbar ohne Aufsicht die Säle durchwandelt und besieht, was und wie man Lust hat. Ägyptische Mumien, Rüstungen. In einem eigenen Saale zu ebener Erde der Tierkreis von Denderah. Sogar in den Himmel haben diese Chinesen der alten Welt ihre Scheußlichkeiten übertragen. Inschriften-Bruchstücke. Ich bin der Meinung, daß man bei kurzem Aufenthalte gleich von vornherein vieles ausschließen muß, was man nicht sehen will, wenn man nicht erdrückt werden soll. Dazu gehört nun für mich hier in Paris alles Gelehrte und alles Kunstwesen, mit Ausschluß der Theater. Sie würden mich tot von hier wegführen müssen, wenn ich das auch noch mitmachen sollte. Ich leide ohnehin schon. Mein Unterleib ist eisern und mein Kopf nicht viel geschmeidiger.

Mit Brant englisch gelesen. Der Mann ist sehr geplagt mit mir. Heute schlief er mir unter dem Lesen ein. Dann die Kirche St. Sulpice gesehen. Nach Notre-Dame die schönste Kirche in Paris. Die Fassade prächtig, ohne gerade schön zu sein. Die doppelt übereinander gestellten Säulen wollen mir nicht gefallen. Das Innere wunderschön. Nichts ist gefährlicher, als auf Säulen am Äußern eines Gebäudes einen Pilaster folgen zu sehen. Die von Sulpice aber sind von so schönen Verhältnissen, so schlank bei aller Tüchtigkeit, daß sie dem Eindrucke nichts entziehen. Alle Wände mit Bildern geziert. Die Fresken darunter höchst mittelmäßig, bis auf eines, St. Roch während einer Pest darstellend, mit häufig unrichtiger Zeichnung und auffallender Nachahmung der Raphaelschen Stanzen, aber eben vielleicht aus diesem letzteren Grunde, und weil recht gut zusammengestellt, Wohlgefallen erregend.

Drauf mit Brant und Moreau, weil wir abends in die Oper gehen wollten, wieder in ein wohlfeiles und schlechtes Gasthaus in die passage de l'opéra. Die beiden wollten ins Parterre; mußten daher schon um sechs Uhr sich aufmachen. Mir hatte Meyerbeer eine stalle im Amphitheater der ersten Loge gegeben, mir blieb daher eine volle Stunde; da es

aber den ganzen Tag grimmig kalt gewesen war und ich es im Freien nicht aushalten konnte, ging ich in ein Café und las Zeitungen. Endlich ins Theater. Fand meine frühere Meinung bestätigt. Die Schuld des ersten Aktes liegt im Buche. Die verwickelte Lustspiel-Intrige und der zuviele Text machen es der Musik unmöglich, zu folgen. Im zweiten Akt hätte sich gute Musik machen lassen, sie wurde aber nicht gemacht. Der Anfang wenigstens böte Gelegenheit, dann kommt wieder ein Stück Komödie, wie im ersten Aufzuge. Der dritte Akt beginnt mit einem sehr guten Chor, nimmt dann etwas ab, erhebt sich aber sehr in dem Duett zwischen Valentine und Marcel. Gegen den Schluß kam mir eine gewöhnliche Theaterschwäche. Ich erinnere mich aber, daß es mir das erstemal gefiel. Von nun an ist die Musik wahrhaftig großartig. Man vermißt das etwas sparsamer gehaltene melodische Element weniger, und die Situationen werden von der Komposition aufs hinreißendste unterstützt, mit Ausnahme einer Kavatine gegen den Schluß, die in Nourrits Munde sich etwas abgeschmackt ausnimmt. Überhaupt die Sänger nicht nach meinem Geschmacke. Sardou mit seinem, zwar nicht angenehmen, aber durchgreifenden Basse wirkt allein musikalisch, die andern singende Komödianten. Derivis, der den Grafen von Nevers gibt, blöckt, wird aber sehr beklatscht. Blöckt ist nicht der rechte Ausdruck. Man glaubt statt der Vokale immer ein unreines E zu hören, mit widerlicher Vehemenz hinausgestoßen. Levasseur ein vorzüglicher Darsteller. Aber es klingt bei allen, als ob man ein Violinstück auf einer Bratsche spielte. Rauh, unangenehm, klanglos. Ich glaube, wenn einer falsch sänge, man würde es nicht sehr merken. Es sind so Kommuntöne. Die Dorus gefiel mir heute weniger. Bei aller Richtigkeit, ja Geläufigkeit, ist sie doch die hiesige Grünbaum, sogar im Herausschlagen und Schnellen der Passagen. Sie und Mlle. Flecheux, der Page, kalte Stimmen mit hartem A-Klang. Die Krone von allen Mlle. Falcon, die ich, mit Ausnahme der großen Italienerin, dem Besten an die Seite stelle, was ich in diesem Falle jemals gehört. Ihr Gesang tut dem Spiel, ihr Spiel dem Gesang nirgends Eintrag. Dabei von einem Fleiß, einer Hingebung, um das Wort Anstrengung nicht zu gebrauchen.

Wenn ich die Hugenotten mit Robert dem Teufel vergleichen sollte, so hat letzterer bei weitem mehr schöne Einzelheiten, dafür aber nichts, was sich so sehr auf gleicher Höhe erhielte, als die zwei oder, wenn man will, die drei letzten Akte der Hugenotten.

Samstag, den 30. April. Heute gerade ein Monat, daß ich diese wunderliche Reise antrat; ich nenne sie wunderlich, denn was war ihr Zweck? Zu sehen? Ich suche Zerstreuung! Zerstreut wäre ich wohl genug. Wenn ihr Zweck aber Sammlung, Fassung, Ermutigung gewesen wäre, so bin ich davon so weit entfernt, als da ich von Hause abging. Indes, vielleicht kommt die Wirkung, wie bei den Bädern, hintennach.

Es ist entsetzlich kalt, demungeachtet meine Gesundheit besser. Die Wolken des Innern teilen sich, ein wenig Licht schimmert durch. Gehe schon um zwölf Uhr zu Brant. Wir lesen viel englisch. Die Zunge fängt an, sich etwas zu gewöhnen. Wir beschließen, einige Sehenswürdigkeiten nachzuholen. Kaum auf der Gasse, beginnt es zu schneien. O la belle France, was ist das?

Wir treiben uns in bedeckten Gängen, Passagen herum, zur Essenszeit. Brant hat Lust, mich zum Essen wieder in eine Kneipe zu schleppen, wo man für 32 Sous speist. Setze es doch durch, daß wir zu einem menschlichen Restaurateur gehen. Ich bin beinahe froh, bald wieder von Paris wegzukommen. Paris gesehen habe ich. Es kennen zu lernen, braucht's ein Jahr und darüber. Diners und Gesellschaften mag ich nicht mitmachen, weil ich übler Laune bin und mich derlei geniert. Hätte ich meinen Brief an die Rothschild früher abgegeben, so war ein Haufen Einladungen kaum zu vermeiden, jetzt hoffe ich früher loszukommen, ehe es eigentlich losgeht. In London kenn' ich niemand, da will ich eigentlich leben, wie mir's gefällt. Kein Gesandter dort. Den Brief, den mir der hiesige Rothschild an den dortigen mitgeben soll, warte ich nicht ab. Ein paar kleine Empfehlungen, die ich für den Fall der Not bei mir habe, will ich eben nur im Fall der Not brauchen. Und so bin ich mein eigener Herr. So lieb und gut die Neuwalls sind, so hat mir ihr Haus doch den hiesigen Aufenthalt verleidet. Ich verliere alle Haltung und Richtung, wenn ich üble Stimmungen nicht mit mir allein abmachen kann, sondern mich andern gegenüber zwingen muß. Vor allem durch das gewöhnlich fruchtlose Streben, meine Stimmung zu verbergen, zu überwinden, die andern nicht darunter leiden zu lassen.

Also wir aßen im Café français, ganz gut bei schlechtem Wein. Brant wollte mich für den Abend zum Tee, ich beschloß aber, ins Theater zu gehen, das für mich denn doch ein Hauptzweck ist. Vielleicht überwinde ich dadurch meinen Widerwillen dagegen und kann auch zu Hause wieder hineingehen. Diesmal sollte es ins Palais royal, wo die Desazet und die Achard spielen. Da das Ding erst um acht Uhr anfängt, trank ich eine Tasse Kaffee im Café de la régence, dem Zusammenkunftsorte der guten Schachspieler, fand aber keine einzige Partie.

Die Zugänge zum Theater gedrängt voll. Mußte Queue machen und kam endlich gegen halb neun Uhr in meine stalle.

Esther à St. Cyr, ein munteres Stück. Alcide Tousaz spielt eine Art Haremswächter sehr gut. Ein trockener Komiker, nach Art

unseres Korntheuer. Ebenso einseitig und wirksam als er. Mlle. Theodore als Gouvernante recht gut. Ebenso auch Herr Octave. Dabei ein bildhübscher Mensch.

Hierauf la Marquise de Pretintaille, was eigentlich jetzt das Zugstück dieses Theaters ist. Eine Verspottung des alten Adels. Das Kostüm der Zeit Ludwigs XV. treu bis zum Abgeschmackten und in dieser Genauigkeit völlig wirksam. Die Dupuis sieht aus wie die Madame Batavia in der Hundskomödie, und nach den ersten zehn Worten stört es nicht mehr. Levassor der Chevalier als schwindsüchtiger Roué, dünn wie eine Kerze, in roter Chevauxlegers-Uniform, die dümmste Suffisance im Gesichte, das er nie verleugnet bis ans Ende. Achard, als Jean Gribet, von einer Vortrefflichkeit, von der man keine Vorstellung hat. Der hübsche Kopf, mit feurigen schwarzen Augen und ebensolchen Augenbrauen, in einer weißgepuderten Stutzperrücke nimmt sich prächtig aus. Die altmodische Kleidung, als ob er nie eine andere getragen hätte, dabei sein Spiel, jede seiner Bewegungen so eins mit seiner Rolle, der damaligen Zeit und der heutigen Empfindung, daß man nur anstaunen kann. Derlei ist nirgends als hier. Nicht viel weniger gut die Dupuis als Kammermädchen. Was die Dejazet, den Liebling des Publikums des Palais royal, betrifft, so gefällt sie mir nicht. Man kann ihr Spiel nur loben. Sie weiß die Momente zu ergreifen und durchzuführen, aber für mich hat sie eine verletzende Gemeinheit. Es ist ein delabriertes Sichgehenlassen der Liederlichkeit in ihr, das mich anwidert. Damit stimmt auch das sackmäßig Hängende ihrer nicht übeln Züge überein. Es war einmal eine junge Schauspielerin auf den Wiener Vorstadttheatern, an die mich ihr Wesen erinnert, Demoiselle Groll oder Hoch oder Groß. Nur spielte die Dejazet unendliche Male besser. Arien singt sie ganz gut, mit Spuren von Schule; die eigentlichen Vaudevilles aber gellend, pöbelmäßig, widrig.

Das dritte Stück, La fille du cocher, recht hübsch. Eine Mlle. Emma, äußerst gut, liebenswürdig. Dazu sieht sie recht gut aus. Dürand, der ehemalige Kutscher, wie ein dermaliger. Den Hauptspaß des Stückes macht eine deutsche Ehrenwächterin, die kein Wort Französisch versteht, ihre Kenntnis der deutschen Sprache aber durch die Worte: Was isch das? und Nix beurkundet. Daß sie sich mehr wie ein Tier als ein Mensch benimmt, versteht sich von selbst.

Der Kolonel des Stücks schien anfangs seine Rolle nicht hinlänglich memoriert zu haben. Schon wollte ein Sturm losbrechen, als er glücklicherweise abzugehen hat. Beim Wiederauftreten ging die Rede wie am Schnürchen. Um ein Viertel auf zwölf Uhr nach Hause.

Sonntag, den 1. Mai. Sollte ein großer Tag sein, als Namenstag des Königs, der höchst glänzend gefeiert werden sollte, und wozu die Vorbereitungen schon seit vier Wochen getroffen worden. Aber schon seit ein paar Tagen ist es ungeheuer kalt, und heute droht es zu regnen.

Many kommt, der Verabredung gemäß, mich abzuholen. Wir gehen zu Brant. Es war noch zu früh für Leute, die erst um halb sieben Uhr essen und bis dahin fortwährend auf den Beinen bleiben wollten. Endlich, um halb zwei Uhr machten wir uns auf. Doch treten wir kaum aus dem Hause, als ein ungeheurer Platzregen uns zurückjagt. Nach einer halben Stunde konnte man's von neuem versuchen, und wir gingen durch den Tuilerien-Garten, an den drei Fronten eines prächtigen Feuerwerks — derzeit noch im Embryo — vorüber in die Champs Elysées, deren lange Hauptallee, von der einen Seite zum königlichen Schloß, von der andern zum Stern der Barriere von Neuilly führend, mit der Aussicht auf beide, durch zusammenhängende Festons sehr großer Talglampen verbunden waren, so daß der Stern von Neuilly, der ganz mit Lampen und Feuerwerkshülsen bedeckt stand, einen zauberischen Schluß- und Augenpunkt abgeben mußte.

Trotz des Regens, der nie ganz aufhörte und von Zeit zu Zeit goß, wimmelte es von Menschen, obgleich, wie man mir sagte, nicht der fünfte Teil der sonstigen Anzahl. Unter den Bäumen, auf erhabenen Bühnen, vollzählige Orchester, die abwechselnd spielen, ohne daß man aber vor dem Lärm mehr als je und dann eine Trompetenpassage vernehmen könnte. Obsthändler, Orangenverkäufer, Fleisch- und Würstebrater, die ihr Erzeugnis, in ein Stück vortreffliches Brot eingeklemmt, nicht unappetitlich dem Käufer überliefern. Vor einer solchen Braterin stand ein Savoyardenbube, schmutzig, zerlumpt, in versunkener Betrachtung der allzu kostbaren Speise, die Miene halb aus der Witterung eines Wachtelhundes, halb aus dem Tiefsinne zusammengesetzt, mit dem Newton dem Gravitationsgesetze der Welt auf die Spur kam. Ich weiß aber noch nicht, ob die Ursache seiner Betrachtung Dürftigkeit oder Sparsamkeit war. Denn als wir ihm ein paar Sous schenkten, war seine erste Bewegung, mit dem Geschenke fortzugehen, erst später kehrte er zurück und holte seinen Anteil aus dem Glückstopfe, der wie so oft in der Welt ein Fleischtopf war. Von allen Seiten Geschrei der Lotterie- und Glückshafen-Unternehmer, bei denen man vom Biskuit bis zur silbernen Uhr gewinnen und auf der andern Seite, nur etwas leichter, auch wieder bis zur silbernen oder goldenen Uhr verlieren kann. Eine Unzahl ist dieser Lotterien, die nebst dem Scheibenschießen die Hauptlust des gemeinen Parisers ausmachen. Geschossen wird mit Armbrüsten, doch auch — mitten im Gedränge — mit Feuergewehr; wenigstens knallt das Gewehr wie ein solches. Die Scheibe gibt häufig ein ohne Schmeichelei gemalter Kosak zu Pferde ab, oder man schießt nach kleinen Gipsfiguren. Keine der tausend und tausend solch kleiner Schießstätten steht einem

Augenblick leer. Ein anderer hat einen Popanz aufgestellt, auf den man, mit einer übergestülpten grotesken Maske vermummt, also blind, losgeht und ihn abzustechen versucht. Selten gelingt's. Das Gelächter ist groß. Dort schreit ein Kreis Zuseher wie Wütende. Wir gehen hinzu. Es ist eine Art Blindekuhspiel, wobei einer mit verbundenen Augen einen andern zu fangen sucht. Die Umstehenden schreien dabei aus vollem Halse: à droite, à gauche! und zappeln vor Vergnügen. In einigen der vielen aufgeschlagenen, sehr hübsch dekorierten Tanzsäle fängt man jetzt schon zu tanzen an, Ladenbursche und Grisetten, viel geringer angezogen als die gleichen bei uns, sich aber tausendmal anständiger benehmend. Schon das ist schön, daß nicht der plump-sinnliche Walzer, sondern Kontretänze getanzt werden, die nicht den Ausbruch, sondern den Verlauf des Vergnügens bezeichnen und die Teilnehmenden zu einer Art Anstand nötigen.

Endlich das Hauptvergnügen: spectacle gratis. Zwei große, hübsch dekorierte Theater, in der Entfernung von ein paar hundert Schritten einander gegenüber aufgeschlagen, in denen nur bei Tage und abwechselnd so gespielt wird, daß, wie der Vorhang bei einem sinkt, er beim andern aufgeht. Die Zuseher im Zwischenraum, unzählig, glücklich, aufjubelnd, sich in seliger Bequemlichkeit nur rechts und links wendend, je nachdem hier oder dort die endlose Lust sich ankündet. Die Stücke wie natürlich à grand spectacle. Auf einer Seite Franzosen und Spanier, die endlos fechten und feuern. Dazwischen wird gesprochen, wovon man natürlich kein Wort versteht. Das andere Theater beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Orient. Szenen aus Algier. Indianer und Wilde beiderlei Geschlechts. Dazwischen regnet es unaufhörlich auf Zuseher und Schauspieler, welche letztere durch nichts geschützt sind. Die Zuseher spielen mit, indem sie laut aufschreien, ihre Landsleute auf dem Theater zur Tapferkeit ermuntern und sich über ihre Siege und Heldentaten erfreuen. Dabei nicht ohne Gedräng, aber ohne Unhöflichkeit. Der Franzose geniert ohne Bedenken, läßt sich aber auch ebenso gutwillig wieder genieren. Nichts wird übelgenommen, als die Absicht, zu beleidigen. Ich habe keinen Streit vernommen, keine Unartigkeit gesehen, und obschon viele ihre Parapluis aufgespannt hatten und dadurch den übrigen die Aussicht benahmen, hörte man zwar häufig à bas les paraplues, aber lachend ausgesprochen. Die Rückstehenden ließen sich's gefallen, nichts zu sehen, weil die Vorstehenden doch nur von ihrem Rechte Gebrauch machten.

Zwischen beiden Theatern ein mat de cocagne. Ein ungeheurer, fettbestrichener Baum mit Uhren, einem silbernen Becher und dergleichen behängt, auf den man hinanzuklimmen versuchte. Der eine hatte sich fast nackt ausgezogen. Alle hatten Säcke mit Asche oder derlei anhängen, mit denen sie während des Klimmens die Hände rauh zu erhalten suchten. Aber der Regen hatte die Glätte des Baumes verdoppelt. Keiner brachte es höher als auf die Hälfte. Nun strömte der Regen wieder von neuem. Er hatte uns schon einmal vertrieben, und wir waren im Omnibus nach Hause gefahren und hatten uns wärmer angezogen, denn es war zugleich unerträglich kalt. Nun war es nicht mehr auszuhalten. Der Magen wollte auch nicht mehr gehorchen. Zudem nahte die verabredete Stunde des Mittagsmals, sechs Uhr, um welche Zeit die Eltern Neuwall uns bei den frères provençaux erwarteten. Vortreffliches Diner. Suppe, filet de boeuf, ragout, morue à la maître d'Hôtel, homard, meringue à la glace, was weiß ich noch alles. Die Kochkunst in ihrer höchsten Ausbildung. Saucen von einer Feinheit, die unsern Fürsten und Schmeckern unbekannt bleibt. Verhältnismäßig wohlfeil. Samt zwei Flaschen Chablis fünf Franken auf den Kopf. Nach Tisch im Wagen die Beleuchtung anzusehen. Konnten nicht weit fahren, mußten anhalten, eben als die ersten Raketen des Feuerwerks auf dem Platze Louis XV. platzten. Ich mit Many aus dem Wagen. Sahen eben noch die letzte prächtige Fronte und mehrere échappés von tausenden dreifarbiger Raketen, von denen besonders die letzte einem feuerspeienden Berge glich, der sich in ein Firmament von Sternen auflöste. Damit die französische Effektmacherei nicht fehle, entwickelte sich, da alles schon sich zum Gehen wendete, eine neue Feuergarbe, die mit einem Kanonenschlage alles endete. Das Publikum war in bester Laune, obschon die beabsichtigte Beleuchtung größtenteils zu Wasser wurde, namentlich in den großen Alleen nur einzelne Lampen unausgelöscht blieben, welchem Schicksale nur die Gaslichter entgingen, als zum Beispiel am Hotel des Finanzministeriums. Auch der alte Talleyrand hatte beleuchtet, die übrige Einwohnerschaft setzte sich in keine Unkosten, auch fiel niemand ein, die Lustbarkeit auf dessen Geber und Gegenstand zu beziehen. Von einem Vivat oder dergleichen nichts zu hören, obschon sie Louis Philipp wirklich lieben. Der Enthusiasmus will eben, wie alles andere Feuer und Licht, nicht vom Regen gestört sein. Bei gutem Wetter wäre es vielleicht anders gewesen.

Unabsehbare, unabwartbare Massen, die sich durch die Straßen nach Hause wälzen. Tuilerienplatz und Garten öde. Der Tambour gibt das Schlußzeichen. Gehen nach Hause. Schon um halb zehn Uhr klappernd vor Kälte in meiner Stube angekommen, die noch etwas kälter ist als die Straße.

Montag, den 2. Mai. Schlechte Nacht zugebracht. Mein Bette blieb Eis, und die Glieder starrten. Dazu, obschon ich nicht sonderlich viel gegessen, machte der unverdauliche homard den Magen beschweren. Hätte abends Tee oder Kaffee nehmen sollen, wie mir Many riet.

Wälzte mich schlaflos umher. Die Unbehaglichkeit bezog sich immer deutlicher auf den Magen. Es ward ärger und ärger. Schon begann mir angst zu werden. Da erklärte sich die Natur, und der Feind nahm, da er die Türe zu beschwerlich fand, durchs Fenster den Abzug. Ein Ding, das mir seit zwanzig Jahren nicht geschehen. Gleich darauf ein Gefühl von Wohlbehagen. Die Gliedmaßen erweichen sich. Der Schlaf stellt sich ein.

Am Morgen noch immer leidlich genug erwacht. Schwarzen Kaffee getrunken. Unerträgliche Kälte. Man bringt mir die Rechnung für den verflossenen Monat. Leidlich für ein so teures Gasthaus als das Hôtel du prince, obschon sechsundzwanzig Kreuzer schweres Geld für einundeinhalb Schalen Kaffee mit Brot ohne alle Zutat nicht gerade wohlfeil sind.

Zu Brant, um das Englische fortzusetzen. Leider kommt ein Comte tel et tel, der sich eben auch anschickt, nach London zu gehen, und der sich bei Brant über allerlei Nates erholen will. Gedenkt später über Wien nach Konstantinopel zu reisen, schreibt sich daher meine Adresse auf, da es ihm wohl an Empfehlungen fehlen mag. Unsere Lektion gestört. Es ist drei Uhr. Ich begleite Brant auf die Post. Die Sonne kommt etwas hervor. Wir gehen durch einige Gassen. Da erwacht in mir ein Zweifel, ob ich nicht bei Neuwall für diesen Mittag eingeladen sei. Ich gehe hin, den Bedienten zu fragen. Während ich mit diesem spreche, erkennt man im Nebenzimmer meine Stimme. Neuwall, der Vater, kommt heraus. Ich muß hinein. Die Einladung bestätigt und wiederholt. Die Leute meinen es gut, und ich finde sie liebenswürdig, aber meine Freiheit wäre mir unendliche Male lieber. Auf einen Augenblick nach Hause. Um sechs Uhr zu Tische. Das heißt seine Zeit an einem interessanten fremden Ort ziemlich vergeudet, aber die jämmerliche Kälte hindert jede zweckmäßige Benützung. War mit den drei Neuwalls allein zu Tische. Unterhielten uns recht gut.

Abends in die große Oper. Le philtre. Weh mir, daß ich zur Strafe meiner Sünden einem solchen Geheule beiwohnen muß. Die Dorus recht niedlich, in Gesang nicht besser und nicht schlechter als sonst. Die einfachen Tonfolgen (daß ich nicht Kantilenen sage) machen sich recht gut, nur bei den Passagen, die sie liebt und von denen ihr, materiell, keine zu schwer ist, zeigt sich das unangenehme, weniger Gestoßene als Geschleuderte ihrer Methode. Scheußlich aber die Männer. Da zeigt sich, was ein dramatischer Sänger, das heißt ein solcher, der die musikalischen Zwecke der Darstellung der Situation unterordnet, für ein häßliches Ding ist. Ihr Gesang ist ein Teil ihres Spiels. Bei komischen Stellen machen sie eigentlichen Spaß mit ihrer Stimme. Ich glaubte hundertmal, davon laufen zu müssen, Lafont gab den Bauernburschen mit einer Gemeinheit, die mich anekelte, dazu seine quäkende Stimme, die die Empfindung aus dem Halse und die Stärke aus der Mundhöhle hervorholt. Levasseur, der in den Hugenotten seinen alten Diener nicht übel gibt, brachte heute keinen gesunden Ton hervor. Er war offenbar der Meinung, er müsse das Lächerliche seiner Rolle (des Charlatans) auch auf den Gesang übertragen. Wodurch Prevost, der Soldat, sich für einen Sänger hält, gehört unter die Unbegreiflichkeiten. Ohne Spur der Stimme, ohne Methode, wäre er kaum zum Choristen gut genug. Madame Larotte, als junge (alte) Bäuerin, war so unmaskiert schlecht, daß selbst die Franzosen sie auslachten, indes sie die andern beklatschten, die im Grunde viel schlechter als sie. Denn die Arme sang nur ein paarmal falsch, indes die andern den ganzen Abend häßlich sangen.

Endlich das Ballet la tempête von Coralli, eine wunderliche Verschmelzung von Shealspeares Sturm mit „Fee und Ritter", oder einem andern Ballet, von dem letzteres etwa der zehnte oder hundertste Nachklang ist. Das Tableau beim Aufziehen des Vorhangs vortrefflich. Die übrigen Gruppierungen und Chortänze nicht sonderlich. Albert ein sehr guter Tänzer. Die Damen Noblet und Alexis, mit denen er ein pas de trois tanzt, nicht zu verachten. Endlich die beiden Schwestern Elsler, um derentwillen ich eigentlich diesmal ins Theater gegangen war. Therese, ein tanzender Straßburger Münster oder St. Stephansturm, konnte mir hier so wenig gefallen, als in Wien, obschon sie bewunderungswürdige Sachen macht und soviel Grazie hat, als die Umstände erlauben. Fanny, bei weitem niedlicher als sie, obgleich auch ein wenig aus dem Fraktural-Alphabet, scheint sich im Tanze sehr gebessert zu haben. Im Spiele habe ich, verglichen mit ihrer Leistung in „Fee und Ritter", eher das Gegenteil gefunden. Es ist ein immerwährendes Wiederkauen derselben Bonbons, ein Küssen und Hinneigen und Beugen in allen Nuancen, das dem Freunde der Wirklichkeit auch in der Nachahmung immer wieder gefällt. Auch Fanny hat nicht das Atherische, Luftige, das mir den Tanz allein zu einem Genusse macht. Ein tanzender Körper mit Begierden, statt Seele und Leidenschaften. Übrigens unendlich viel Gutes. Die Füße mehr Kraft als Elastizität. Arme und Hände oft wirklich graziös. Die Büste ohne Geschmeidigkeit. Das Ganze sich zum Derben hineigend. Vielleicht zeigt nichts mehr den Verfall der schönen Tanzkunst in Paris, als der ungeheure Beifall, den ich übrigens meinen Landsmänninen von Herzen gönne.

Auch die Komposition dieses Ballets verhielt sich zu Nina oder der fille mal gardée wie ein Bauernkirchtag zu einem Ball in den Tuilerien.

Dienstag, den 3. Mai. Fühle noch immer die Folgen des gestrigen Übelseins. Unerträgliche Kälte. Muß zum erstenmal während meines Hierseins Feuer im Kamin anmachen lassen und genieße nun das in Frankreich so gerühmte Vergnügen, mir Kopfweh zu holen durch Herumstören, Ab- und Zulegen an dem widerwillig brennenden Feuerherde. Gott möge das alles zum besten lenken. Wäre meine Heimat nicht gar so entwürdigt, ich würde mich dahin zurücksehnen.

Ich sehe immer mehr, der hiesige Zustand der Dinge ist befestigter, als man bei uns glaubt. Nicht Louis Philipp und seine Dynastie. Man liebt ihn, oder vielmehr, man ist der Überzeugung, daß er für die Bedürfnisse des Landes paßt. Er dürfte aber nur gewisse Grenzen überschreiten, an denen er beinahe schon hinstreift, und es wäre um ihn geschehen. Aber auch der Herzog von Bordeaux, wenn man ihn, um einer Republik zu entgehen, die niemand will, nähme, müßte als erster König einer neuen Rasse regieren. Eine Fortsetzung der Bourbonherrschaft ist undenkbar. Man müßte Frankreich erst arm machen, wenn man ihm eine Ungleichheit, ein aristokratisches System aufdrängen wollte. Der allverbreitete Wohlstand, der Reichtum jedes Tüchtigen und Fähigen, ist es mehr, als die Freiheitsliebe, was sich jeder Rückkehr wiedersetzt.

Der Franzose ist genußsüchtig und eitel. Er unterscheidet sich aber von den Eiteln und Genußsüchtigen unter uns dadurch, daß ihm keine Anstrengung zu groß ist, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er ist immer bereit, eine Gegenwart zu opfern, um sich eine Zukunft zu sichern. Müßig sein mag der Franzose so gerne als ein anderer, wenn er nicht zu arbeiten braucht, ja das Ziel ungeheurer Anstrengungen der hiesigen erwerbenden Klasse ist nur, sich für spätere Tage Freiheit von Sorgen und Geschäften zu sichern. Er ist aber nie träge. Trägheit ist ein deutsches Laster. Vielleicht ein noch mehr russisches. Die praktischen Folgen davon sieht jedermann ein.

Wollte den Besuch in der Bibliothek wiederholen, teils konnte ich mich aber nicht entschließen, bei der unerträglichen Kälte die Wohltat meines Feuers aufzugeben, das erst nach zwei Stunden Flamme etwas Wärme zu geben anfing, teils fürchte ich die kalten, ungeheizten Säle, die schon neulich bei gutem Wetter und besserer Gesundheit mir arg zugesetzt hatten. Ich blieb daher bis ein Uhr zu Hause und machte dann nur eine Wanderung von meinem zu Brants Kamine. Wir lasen an zwei Stunden englisch. Mir geht's hier, wie einst in den Schulen. Während des philosophischen Kurses holte ich die alten Sprachen nach, die ich im Gymnasium hätte lernen sollen, in den juridischen Hörsälen die Philosophie; so daß ich die Rechte eigentlich nie lernte. Ebenso treibe ich in Paris Englisch, das ich zu Hause hätte betreiben sollen, und mein Französisch vergesse ich da, wo ich mich darin hätte völlig ausbilden können. Es gibt eben absurde Menschen! Aber mich befällt ein Schauder, wenn ich an London denke, und daß die Leute da englisch sprechen, eine Sprache, die ich ohne Meister gelernt, in der ich nie zehn Worte geredet und worin meine Aussprache, aus dem pronouncing dictionary zusammengelesen, so originell ist, als Grabbes Tragödien oder die Romane des jungen Deutschland.

Um vier Uhr wollten wir einen Gang durch die Stadt machen. Erneuerter Regen zwang uns aber bald, durch bedeckte Passagen uns ins Palais royal zu flüchten, wo wir in den Gängen Motion machten, bis die fünfte Stunde erlaube, uns im Café français an einer rauchenden Suppe und ein paar Gläsern Chablis zu erwärmen. Nach Tisch kaufte ich bei Baudry Bulwers Rienzi, um vor dem Schlafengehen etwas zu lesen und nebstdem Übung im Englischen zu haben. Dann verließ ich Brant und ging ins Théâtre français, wo man Delavignes neuestes Trauerspiel in einem Akt: Une famille au temps de Luther und ein Lustspiel: Les deux Anglais gab. Über ersteres enthalte ich mich zu reden; ja ich will versuchen, in Zukunft auch nicht mehr daran zu denken. Wäre mir nicht manches entgangen, so würde ich es eine bis zum Unsinn gesteigerte Gräßlichkeit, oder einen bis zur Gräßlichkeit gehenden Unsinn nennen. So aber bescheide ich mich und bin froh, daß es überstanden ist. Hatte die hiesige Darstellungsweise mir neulich imponiert, so mußte ich dafür heute das Lehrgeld zahlen. Ligier, der tragische Schauspieler par excellence, ist, wie alle, in den gehaltenen Momenten gut, oft sehr gut. In den Ausbrüchen aber schlägt er eigentliche Triller der Wut. Er dehnt nämlich die letzte Silbe des prägnanten Wortes ungeheuer, heult nach Möglichkeit und füllt den Zwischenraum mit einer Art Trommelwirbel aus. Musikalisch würde sich das Ding ungefähr so bezeichnen lassen: de mon pétre ..... re; das macht nun, so oft es vorkommt, auf die Zuseher einen solchen Eindruck, daß sie in vollem Sturm losbrechen und ich nicht begreife, warum die übrigen Schauspieler es ihm nicht nachtun, da es die leichteste Sache von der Welt ist. Aber nur die Mutter, Mad. Dorval, trat in Wettkampf mit ihm und traf es mitunter ganz genau. Herr Volnys, der zweite der (mir) feindlichen Brüder, spielte natürlicher und wurde nur von dem Stücke gehindert, einen guten Eindruck zu machen. Der Diener Marco, Herr Samson, qui a, wie die hiesigen Blätter sich ausdrücken, créée cette röle (bei uns tut das der Dichter), gefällt sehr. Er ist nicht übel. Einen angenehmen Eindruck machte anfangs Mde. Plessy. Schön aussehend, mit einem Organ und einer Aussprache, wie kein deutsches Theater es aufzuweisen hat, schien sie ein Himmelslicht unter diesen Höllenbreu-

ghels; gegen das Ende aber nahm sie sich zusammen und tat einige Quitsche und Notsignale, daß mein Mittagsmahl sich mir im Leibe umkehrte und ich glaubte, der eine der Brüder habe im Eifer des Spiels dem andern wirklich das Messer in den Leib gestoßen. Ein paar Franzosen, die neben mir saßen und mit denen ich mich recht gut unterhielt, meinten: c'est horrible, mais c'est beau. Auf meine bescheidenen Zweifel ließen sie doch mit sich handeln und äußerten die Überzeugung, daß diese gräßliche Epoche der Literatur bald vorüber sein werde, wie denn das Publikum schon anfange, das Ding satt zu haben.

Das Lustspiel les deux Anglais ist auch in Wien schon gegeben worden. Die Darstellung war im allgemeinen nicht besser als bei uns, weshalb ich mich auch langweilte, wie bei uns, und das Ende kaum abwarten konnte. Höchstens möchte man Perrier, der den Lord spielte, vorzüglich nennen. Im ganzen finde ich überhaupt das sogenannte höhere Lustspiel durchaus unbedeutend. Ich glaube, es ist in Wien besser, wenigstens entspricht es durchaus seinem Rufe nicht. Nur die Schauspieler der kleinen Theater sind vortrefflich. Nicht bloß die Hauptpersonen, die die foule machen; alle, alle!

Um halb zwölf Uhr nach Hause in mein kaltes Bett.

Mittwoch, den 4. Es regnet immerfort. Die Luft ist eisig. Englische Lektüre mit Brant. Locke on the conduit of unterstanding. Die Klarheit der Darstellung erquickt mich. Das Interesse an dem Buche wirkt selbst vorteilhaft auf den Akzent. Hierauf gehe ich, eine Karte bei Dr. Koreff abzugeben, der mich mit Güte überhäuft und erst gestern wiederholt da war, mich ins Théâtre de la porte St. Martin abzuholen, wo man ein neues Stück von Alexandre Dumas gibt: Don Juan de Marana, über das die Leute hier sonderbar reden. Ich glaube es, denn ein guter und ein böser Engel treten darin auf, nebst andern Kuriositäten. Fand wider Erwarten Koreff zu Hause und brachte eine angenehme Stunde mit ihm zu. Mußte ihm den Plan von Hero und Leander erzählen, über den er entzückt schien. Glaube es wohl. An dem Plan ist auch wenig auszusetzen, Es fragt sich nur, ob die Ausführung nicht hinter dem Vorsatze zurückgeblieben, und darüber kann mich niemand zur Gewißheit bringen. Koreff besteht darauf, mit ihm bei Alexandre Dumas zu frühstücken, der ein gewaltiger Freund der deutschen Poesie ist und sehr wünscht, meine Bekanntschaft zu machen. Auch zur Mars will er mich führen. Das letztere verbitte ich mir. Gegen Dumas ist nichts einzuwenden, obschon ich eigentlich kein großes Verlangen darnach trage. Es wird sich ja doch alles zeigen. Koreff verspricht zugleich, in London für mich Quartier zu bestellen und mir einen Deutschen zuzuweisen, der, dort vollkommen bekannt, mir behilflich sein könnte. Das ließe sich hören.

Finde Brant im Palais royal. Gehen zu den deux frères essen. Ist mir der angenehmste Restaurateur. Meine Schweden und Dänen dort. Hagberg war krank. Zahnschmerz, dessen Spuren ich auch zu fühlen anfange. Meine Wohnung zeigt Spuren von Feuchtigkeit.

Einer der Dänen will mich morgen abholen in die Bibliothek, Hases Bekanntschaft zu machen. Nach Tisch ins Café de la régence, um noch was Erwärmenderes als Wein in den Leib zu kriegen. Abends macht uns, mir und Many Neuwall, der gute Brant Tee, und wir plaudern bis elf Uhr. Ich war im einfachen Rocke. Schütternd und geschüttelt kam ich nach Hause. Das heißt seine Zeit gut zubringen!

Donnerstag, den 5. Mai. Befinde mich recht übel. Ein rheumatisches Unwohlsein fängt an, sich durch Geschwulst und einen Ausbruch am Munde Luft zu machen. Kälte geht wie ein brummender Orgelpunkt fortwährend durch das ganze Zimmer. Hoffe, ohne Feuer zurecht zu kommen. Finde es endlich unmöglich. Ziehe wiederholt die Klingel. Muß endlich selbst den Einheizer holen. Er kommt, ich genieße schon in Gedanken die wohltätige Wärme; da tritt, ehe das Feuer noch brennt, mein hilfreicher Schwede ein, mich seinem Versprechen gemäß in die Bibliothek abzuholen. Ich verlängere das Gespräch des Empfangs nach Möglichkeit, um mich während desselben zu erwärmen. Umsonst! Noch erstarrt, muß ich in die Büchersäle, die, ungeheizt, wie sie sind, ein frostiges Gegenstück zu meinem eigenen Museum bilden. Suchen und finden Herrn Hase, den deutschen Kustoden. Sehr freundlich empfangen, merke ich erst nach und nach, daß mein Besuch gar keinen eigentlichen Zweck hat. Zum Glück interessiert mich, das System der Anordnung, Katalogisierung und Aufstellung der Bibliothek zu kennen; ich lasse mir das erklären, was Herr Hase mit großer Gefälligkeit tut. Endlich verfällt er selbst darauf, mir Handschriften der Minnesänger und Troubadours zu zeigen. Wir gehen in das Manuskriptenzimmer, wo ich einen solchen Kodex in die Hand bekomme. Unendlich wichtiger ist mir der erste Band des gedruckten Katalogs der hiesigen Bibliothek, die Theologie umfassend. Ich durchgehe ihn mit großer Aufmerksamkeit, den Hut auf dem Kopfe, da die Temperatur des Lesezimmers ungefähr die eines porte cochère bei schlechtem Wetter ist. Um ein Uhr kommt Brant, mich abzuholen. Herr Hase war inzwischen von andern Geschäften abgerufen worden und hatte mir vorher noch versprochen, des andern Tages um zwei Uhr mich zu einer kleinen Sitzung des Institut royal zu führen. Ich nahm mit Vergnügen an, da ich denn doch nichts Besseres zu beginnen wußte. Brant machte mir die Notwendigkeit begreiflich, einmal wieder nach mehreren Tagen dem Körper Bewegung zu verschaffen. Es ist Pferderennen im Champ de Mars. Wir beschließen, hinzugehen. Die

Sonne kommt hervor. Schon werden unsere Hoffnungen kühner und kühner. Das Pferderennen beginnt. Keines der größten. Die prägnanten Punkte von Zuschauern besetzt, der übrige Teil der Bahn ziemlich leer. Drei Pferde laufen. Zwei davon machen sich den Sieg ziemlich streitig. Da umziehen schwarze Wolken von neuem den Horizont. Wir eilen, nach Hause zu kommen. Bald aber bricht der Platzregen los. Schon durchnäßt, flüchten wir unter die Säulen des Palastes der Deputiertenkammer. Da hatten wir Zeit genug, die abgeschmackt plazierten Statuen an den Stufen dieses sonst herrlichen Gebäudes und die noch viel alberneren des Pont de la concorde zu betrachten. Endlich während eines mäßiger gewordenen Regens zu Brant. Englische Lektüre, durch Lockes gesunden Menschenverstand erheitert. Ich gehe nach Hause mich umzukleiden. Finde eine Einladung von Rothschild auf morgen zum Essen. Wohl! Wird dann abgetan sein. Zugleich sagt mir der Portier, eine Madame Chese oder Chise, die seit drei Wochen schon in Nr. 12 hart neben meiner Stube wohne, habe sich angelegentlich nach mir erkundigt. Sollte das Madame Chezy, die Dichterin sein? Ich kann es kaum glauben. Wäre übrigens doch möglich. Beschließe endlich, wie gewöhnlich, den Göttern die Aufklärung zu überlassen. Kaum in meinem Zimmer angelangt und halb ausgezogen, poch! poch! an meiner Türe, und die leibliche Frau von Chezy, Dichterin der Eurhanthe usw., tritt ein. Sie scheint betrübt und hat, wie natürlich, gealtert. Sonst gut und herzlich wie immer. Bei der Erwähnung ihres ältesten Sohnes steigen ihr die Tränen in die Augen. Er scheint ihr Kummer gemacht zu haben. Sie ist hier, um ihre Pension zu sollizitieren. Sie will mich überall hinführen und mit der ganzen Welt bekannt machen. Ich, nach meiner stockischen Art, wehre mich dagegen aus Leibeskräften. Muß ihr (nicht gerne) versprechen, morgen bei ihr zu frühstücken. Endlich kann ich mich ankleiden und zu Neuwalls zum Essen gehen. Die französische Dame von neulich, ebensogroß im Essen als Reden, speist da. Unterhalte mich ziemlich lange mit ihr im gewähltesten Französisch. Sie scheint zufrieden, was von einer französischen Dame gegenüber einem deutschen homme d'esprit immer genug ist. Später gehe ich mit Brant Tee trinken, und wir beschließen den Tag.

Freitag, den 6. Habe die Bemerkung gemacht, daß die unerträgliche Temperatur meines Zimmers daher rührt, daß durch den immerwährenden Regen die Nässe bei einigen Stellen der Mauer eingedrungen ist. Will ein anderes Zimmer begehren, oder das Hotel verlassen. Das Wetter scheint sich übrigens etwas aufzuheitern. Bin eben im Begriffe mich zu waschen, als Madame Chezy an meine Türe pocht, mir zu sagen, daß der Kaffee fertig sei. Ziehe mich in der Hast an und den Überrock über die Nachtweste und gehe zu ihr hinüber. Ihr Zimmer noch kleiner als das meine. Nur ein Bett mit so viel Raum, um hinein und heraus zu steigen. Wo sie Platz für den Kaffeetisch hergenommen hatte, weiß ich jetzt noch nicht. Aber wenigstens die Wände trocken. Ein vernünftiges Feuer im Kamin, an dem sie den Kaffe macht, den sie lobt, ohne daß ich ihn besonders gefunden hätte. Plaudern eine Stunde. Sie, in ihrer grandiosen Naivität, verglich unter andern einen Roman der Madame Sand mit einer wohlgekleideten Dame, die in Gesellschaft die Röcke, obwohl nur für einen Augenblick über den Kopf hebe. Lob dieser Schriftstellerin, die von ihrem Manne übel behandelt wurde, obwohl sie sich im ganzen Leben nur zweimal vergangen. Jetzt freilich scheine sie in einem intimen Verhältnis mit einem jungen Republikaner, dem Sohne des bekannten Arago, zu stehen. Sie sei sehr hübsch, geistreich, gut, ziehe sich manchmal als Mann an, rauche Zigarren und betrinke sich ein wenig (se grise). Ihr Stil werde kaum dem Chateaubriands nachgesetzt. Ich soll durchaus in die Abendgesellschaft der Damen Brady und Abrantes gehen. Meines Vaters Sohn deprezierte. Kehre endlich in mein Zimmer zurück, wo ich von den Resten des Holzes von gestern, das bald nach meinem Fortgehen ausgelöscht sein mußte, Feuer zu machen versuche. Umsonst. Endlich Hilfe von Gott. Den Wandschrank nach Papier durchsuchend, finde ich — einen Blasbalg und einige Stämmchen Reisig. So muß Robinson zumute gewesen sein, als der Blitz einen Baum entzündete und er nun Feuer hatte für alle künftigen Tage. Bald flackert die Flamme auf und dauert noch jetzt fort, da ich dieses schreibe. Sobald sie verlöscht, gehe ich aus, da das Wetter besser geworden ist, es wenigstens nicht regnet.

Um zwei Uhr auf die Bibliothek zu Hase, um mich von ihm in die Sitzung der Académie des inscriptions et belles lettres führen zu lassen. Warten bis drei Uhr auf der Bibliothek der Akademie, wo Hase meinen Namen einschreiben läßt und mir dadurch das Recht verschafft, hingehen und lesen zu können. Endlich die Sitzung. Schöner Saal. Lichtbraun in Holz getäfelt. Die Fenster hoch oben. Dazwischen schöne Porträts berühmter Männer aller Fächer: J. J. Rousseau, d'Alembert, Gretry. Von andern nur die Namen in Gold. Der Fond hellbrau, was zusammen einen hübschen Eindruck macht. Der immerwährende Sekretär liest das Protokoll der letzten Sitzung. Niemand versteht ein Wort. Darauf die eingelangten Bücher vorgezeigt und besprochen. Dépôt à la bibliothèque, remerciment à l'auteur. Hase, als Präsident, verspricht sich nicht selten. Endlich die Abhandlungen. Erstlich eine über die verschiedenen Schriftzeichen, dann Raoul Rochette, die Fortsetzung eines schon früher begonnenen Aufsatzes über antike Überbleibsel. Er war eben bei den Eßwaren und Küchengeräten. Das nächste Mal kamen vielleicht die Nachtstühle an

die Reihe. Da werden denn Eierschalen, Fischgräten und Hühnerknochen hergezählt. Endlich doch auch die Grabmäler, besonders über den Umstand, daß christliche Gräber mit heidnischen Emblemen gefunden werden. Raoul Rochette, ein hübscher Mann, mit klarem, deutlichem Vortrage. Endlich ein verzwickter Poet, dessen Namen ich vergessen, der deklamiert wie auf dem Theater und sich gegen diejenigen ereifert, die behaupten, Anakreon sei ein ivrogne und kein honnête-homme gewesen. Sein Gerede ward auch den Akademikern zu viel. Einer ging mit dem andern, und der Vorleser erbot sich endlich selbst, die Vorlesung auf ein nächstes Mal zu verschieben; was mit Dank angenommen wurde.

Hierauf zu Rothschild zu Tische. Vortreffliches Diner. Man kann nicht gemeiner aussehen und zum Teil sich benehmen, als der Hausherr. Die Hausfrau gegen ihn eine Göttin, obwohl sie mir weniger gefiel, als das erste Mal. Heine ist da, unwohl, leidend. Man seliert ihn sehr, ne noceat, wie man sagt. Hombro aus Kopenhagen. Die Familie Neuwall, Rossini. Letzterer ist ganz Franzose geworden, spricht die Sprache, wie kein Italiener sie je gesprochen und ich es am wenigsten Rossini zugetraut. Meine Frage, ob er sich mit einer neuen Arbeit beschäftige, wies er beinahe mit Widerwillen zurück. Paris, meint er, sei eine ville de plaisir, das müsse man da suchen; das werde man finden, sonst aber auch nichts. Für die Musik besonders sei es die letzte Stadt der Welt. Selbst meine Falkon will er mir nicht gelten lassen. An Wien erinnert er sich mit Vergnügen. Als wir mitsammen fortgingen, führte er als seinen Grund gegen Italien an, daß alle Äußerungen dort verboten seien. Er ist äußerst munter, gesprächig, und hat eine eigene Weise, die Leute auf eine gutmütige Art zum besten zu haben, welche Gabe er an einer der anwesenden Damen exerzierte. Heine war nicht sehr angenehm und ging bald. Da man sich erst gegen sieben Uhr zu Tische setzte, war es bald 10 Uhr. Ich machte eine kleine Tour über die Boulevards und legte mich gegen 11 Uhr zu Bette.

Samstag, den 7. Eine fürchterliche Nacht zugebracht. Anfangs ziemlich gut geschlafen, aber sehr früh aufgewacht. Alle Anzeichen eines starken Fiebers. Der Puls heftig, Kopf schwer. Jeder andere würde ärztliche Hilfe gesucht haben. Ich pflege derlei nicht. Ging früh aus, weil mir die Temperatur meines Zimmers unerträglich war und das heftige Feuer, das sie hier anmachen, mir nicht weniger widerlich ist. Dazu das Nachsehen und Anblasen, ohne welches es auslöscht. Ging also aus und befahl, das Feuer in meiner Abwesenheit zu machen. In den Tuileriengarten. Wollte mich in den spärlichen Sonnenstrahlen erwärmen. Aber die Luft war so kalt, der Boden feucht. Fast bis ans Ende der Elysäischen Felder gegangen. War müde, ohne auch nur ein wenig Transpiration gewonnen zu haben.

Brant besucht. Der junge Neuwall war früher bei mir gewesen, zu melden, daß seine Eltern morgen nicht nach Versailles fahren, wie doch seit langem ausgemacht war und mich in Verlegenheit setzte, da ich um deswillen keine andere Gesellschaft gesucht hatte. Brant will auch nicht gehen. Wir lesen Englisch. Befand mich in einer wahrhaft betrübten Stimmung. Paris fängt mir an, zur Last zu werden, und der Gedanke an meine Heimat ist mir unerträglich. Untergehen; versteht sich von Gottes Hand, aber nicht durch eine widerliche Krankheit in der Fremde.

Gehe mit Brant über die Boulevards: die Sonne kommt etwas hervor. Ich fühle mich erheitert. Will für morgen einen Platz nach Versailles bestellen. Alle Plätze sind genommen.

Bei Tische finde ich meine Schweden, die gerne die Partie mit mir gemacht hätten, aber nun sind sie bereits versagt. Nach dem Essen kommt das Fieber wieder, mit einer Heftigkeit, daß es mir die Klarheit des Sehens benimmt. Setze mich ins Théâtre des variétés, wo ich, halb schlafend, vier Stücke ansehe und nur Vernet in der Madelon triques durch die Vortrefflichkeit seines Spieles mich manchmal aus meinem widerlichen Zustande reißt. Übrigens ist er doch ein klein wenig possenhaft, mehr als die übrigen hiesigen Komiker. Derlei abgerissene, übrigens höchst ergötzliche Faxen entstellen unter andern auch seine Darstellung des Rausches im zweiten Akte der Madelon.

Sonntag, den 8. Mai. Bessere Nacht. Kopf und Magen immer leidend, aber ohne fieberhafte Zufälle. Gleich des Morgens kommt der eine meiner guten Schweden, Carlson, um mir zu sagen, er und Hagberg hätten ihre Gesellschaft nach Versailles aufgegeben, um mit mir hinauszufahren. Die Sonne scheint. Es verspricht ein hübscher Tag zu werden. Glücklich, daß les grandes eaux sich diesmal auf die Fontänen beschränken werde.

Wir gehen zu drei nach den Champs élysées und nehmen Platz in einem Coucou, zu vier, sage vier Francs die Person. Bis zu dieser Unverschämtheit haben es die Wiener Zeiselkutscher noch nicht gebracht. Zwei solche Fahrten zahlen dem Kerl Pferd und Wagen.

Die ganze Straße mit Fuhrwerken aller Art bedeckt. Postchaisen, Gondoles, Parisiennes, Citadines, Kabriolette, reich und arm, die ganze Strecke von vier Lieues eine Reihe von Gespannen. Unser Kutscher überhäuft die vornehmen Equipagen mit Grobheiten, die seinem Karren im sausenden Fluge zu nahe kommen. Die Gegend wirklich schön. Endlich Sevres erreicht, der halbe Weg. Wir halten an. Der Fuhrmann gibt seinem Pferde etwas Heu, so sparsam, als ob es Biskuit wäre; indes die tolle Jagd unausgesetzt an uns vorüber rast. Die Gondoles mit fünf Pferden in gestrecktem Galopp. Die Restaurants machen gute Geschäfte. Man trinkt sich aus den Wagen und den Wirtshaus-

fenstern wechselseitig zu. Endlich wird eingegessen. Wir hatten unser zweites Frühstück auf Versailles verspart. Rechts am Wege zeigt sich St. Cloud, links, wenn ich nicht irre, Meudon. Hübsche Lage. Endlich hält die Wagenreihe. An der Barriere von Versailles wird visitiert. Das ist noch dümmer als bei uns. Endlich la grille. Die Wagen stürmen von neuem vorwärts. Das Schloß liegt vor uns, wir steigen aus.

Das Schloß präsentiert sich von der Stadtseite nicht gut. Ineinander geschachtelte Gebäude, widerlich bemalt, an die man vorn einige griechische Dinge angebaut hat. In den Garten. Dahinaus geht die Hauptfassade. Prächtig, ungeheuer. Doch verliert der Eindruck dadurch, daß das Mittelgebäude zu weit vorragt und dadurch die zurückweichenden Flügel dem Beobachter verkürzt. Das Schloß von Schönbrunn präsentiert sich, bei aller Albernheit seines Baustils, besser. Ebenso die Hauptansicht des Gartens. Der von Schönbrunn durch den Hügel mit der Gloriette schön abgeschlossen, hier geht die Aussicht auf ewig lange Wasserstücke, die etwas Lachenartiges haben und sich wie Überschwemmungen eines ausgetretenen Flusses ausnehmen. Überhaupt zu viel Wasser im Garten. Der Fontänen kein Ende. Doch auf diese war es ja, zur Feier des königlichen Namenstages, heute abgesehen. Auch von unten, an der schönen Gruppe des Neptun im großen Teiche, nimmt sich das Schloß nicht zum besten aus. Die Treppe, die sich von der obersten Terrasse herabsenkt, sieht in der Ferne wie eine Mauer aus, und von Menschen besetzt, glaubt man eine belagerte Stadt zu sehen.

Die oberste Terrasse nach beiden Seiten großartig. Das Mittelstück des Gartens nicht so imposant als in Schönbrunn. Man muß sich diesen Garten erst zusammensuchen. Man hatte uns gesagt, die Wasser würden um ein Uhr springen. Hier erfahren wir, daß es erst um fünf Uhr geschehen werde, les grandes eaux erst um sechs. Da wir nicht hoffen konnten in Versailles ein Mittagsessen zu bekommen, und nach Paris erst um neun Uhr zu kommen hofften, beschlossen wir, uns noch vorher ein wenig zu restaurieren. Mein Vorschlag, etwas Warmes zu nehmen fand keinen rechten Anklang, wir nehmen daher in einer Art Kneipe nur etwas Wein, wozu man uns Zuckerwerk und erst nach mehrmaligem Verlangen Brot gab. Zeche: vier Francs mehrere Sous. Das Ganze mochte die Sous wert sein. Hierauf in den Garten zurück. Er verliert im gegenwärtigen Augenblicke dadurch, daß viele Bäume, die die Ferne bilden, noch nicht hinlänglich belaubt sind. Es war drei Uhr. Da wir noch zwei Stunden vor uns hatten, gingen wir, die beiden Trianon zu sehen. Das sind die Perlen des Parks. Im kleinen der beiden Schlösser oder vielmehr Pavillons war die Treppe so mit Menschen besetzt, daß wir das Innere aufgaben und nur den Park besuchten. Welcher Park. Im ganzen Leben habe ich nichts Schöneres gesehen. Soll man hier die Natur bewundern oder die Kunst? Dazu schien die Sonne warm, das getretene Gras duftete, die Luft offenbar blauer als bei uns. Ich schlug an meine Brust. Ich war wie ein Kind. Alles so schön, so schön.

Zum großen Trianon. Die Zimmer durchwandert. Die Zeit des Einlasses ging zu Ende. Wir wurden erinnert. Prächtiger, aber viel weniger reizend, als sein Nachbar. Aber wenn man auf die Terrasse gegen den Garten hinaustritt! Hyazinthentulpen in Beeten. Die schönsten Baumgruppen. Aussichten, zwar nur wieder auf Bäume und Laubpartien, aber weit, weich, verschlungen, paradiesisch. Es war fünf Uhr. Wenn die Wasser gesehen werden wollten, mußten wir gehen.

Als wir in den großen Garten zurückkamen war denn das große Werk bereits angegangen. Da sah man erst die vorher zerstreute Menge beisammen. Genug, um zwei Städte damit zu bevölkern. Und alles fröhlich, geschwätzig, glücklich. Die Wasser spielten. Die Gruppe des Neptun im untern Teiche nahm sich herrlich aus. Weniger die Latona mit dem sie anspeienden Bauer und Bäuerin von Delos, die eben in der Verwandlung begriffen sind. Endlich zu einem großen, abseitig gelegenen Teiche gekommen, sehen wir den ganzen Umkreis mit Stühlen besetzt. Wir fragten. Es ist wegen der grandes eaux, sagte man uns. Wir bildeten uns ein, daß diese nur hier zu sehen seien, und standen wohl eine Viertelstunde in Erwartung, da dieser Hauptspektakel erst um sechs Uhr angehen sollte. Endlich erfuhren wir, daß das Spiel der großen Wasser sich auf alle Bassins erstrecke und dieser Teich, als Hauptfronte nur den Schluß bilde. Wir gingen wieder in den Garten zurück, wo denn nun alle Springbrunnen in voller Tätigkeit waren. Früher müßig scheinende Figuren und Gegenstände zeigten jetzt erst, weshalb sie da waren. Von überall her stürmte Wasser gegen den Himmel. Jetzt erst nahm sich die früher etwas armselige Latona gut aus, und die von allen Seiten springende Quelle bildete ein bewegliches silbernes Throndach über die mißhandelte Göttermutter.

Bin im Schreiben unterbrochen worden und kann jetzt erst, nach zwei Tagen, wieder fortfahren. Kurz, wir besahen uns den ganzen Wasserspaß, fuhren in einem elenden Coucou nach Paris zurück, stiegen, von der Elendigkeit des Fuhrwerks gelangweilt, an der Barriere ab, verirrten uns in den Champs-Elysées, trennten uns auf der Place de la Concorde, und um halb zehn Uhr nachts nahm ich in einer elegant aussehenden, aber, wie es sich zeigte, elenden Restauration mein Mittagsmahl ein, wo ich mich besonders von dem Wein eigentlich vergiftet fühlte.

Montag, den 9., war Börne bei mir und lud mich für den andern Tag dringend zum Frühstück nach Auteuil ein. Konnte ihm's nicht

versagen, obschon bei meiner edlen Gewohnheit, alles bis auf den letzten Augenblick zu verschieben, mir die Zeit schon kostbar zu werden anfängt. Ich will nämlich Samstag abreisen. Die Gesundheit nicht zum besten. Das Wetter streng kalt.

Muß Brant wieder in eine seiner wohlfeilen Restaurationen begleiten, wobei sich heute wenigstens meine angegriffene Verdauung nicht übel befindet. Abends in der großen Oper einer unsäglich schlechten Vorstellung, der Belagerung von Korinth, beigewohnt. Diesmal fehlt sogar das Orchester.

Darauf ein anfangs niedliches, später absurd-langweiliges Ballett, l'ile des Pirates. Die Elsler. Sehr hübsch, aber immer das nämliche. Zwar das gilt von der ganzen neueren Tanzkunst.

Um Mitternacht nach Hause gekommen, finde ich ein Billett der Gräfin Kielmansegge. Bedauert, wünscht mich zu sehen; ist liebenswürdig. Soll sie morgen zwischen ein und drei Uhr besuchen. Geht nicht, wegen Börnes Dejeuner.

Dienstag, den 10. Schreibe der Gräfin einen der artigsten Briefe, die seit Erfindung der Schreibkunst je geschrieben worden sind. Würde im Laufe des Tages bei ihr vorsprechen, mir eine andere Stunde für die projektierte diplomatische Entrevue entgegenzunehmen.

Nach Auteuil zu Börne. Er steht schon erwartend auf dem Balkon, da ich um eine ganze Stunde zu spät gekommen bin. Macht mich mit seinen Hausgenossen bekannt. Eine liebenswürdige Frankfurterin mit ihrem wackeren Manne. Sind aus Anhänglichkeit für Börne zu ihm nach Paris gegangen. Nun begreife ich, daß der Mann hier aushalten kann. Börne, herzlich, gutartig. Keine Erwähnung von Politik. Nur ganz einfache Verunglimpfungen beiderseitiger Regierungen, Systeme und Bureaukraten. Man hätte selbst bei uns nicht viel damit riskiert. Sumptuoses Frühstück, einem ziemlichen Mittagsmahl nicht unähnlich. Die Frau entbietet sich, mir das Bois de Boulogne zu zeigen, an dessen Eingang Auteuil liegt. Börne bittet, zu bleiben. Sie aber weiß, daß er gern ein Viertelstündchen schläft, und besteht darauf. Ich nehme gern an, um die warme Luft zu genießen, und da ich das historische Wäldchen doch gesehen haben will.

Wir gehen in dem jungen Waldanflug spazieren. Sprechen über Börne. Er hat die Frau zu seiner Ansicht über Goethe bekehrt. Ich erkläre mich auf das bestimmteste für die entgegengesetzte Ansicht. Sie meint, ich möchte bei unserer Zurückkunft Börne ein wenig damit aufziehen. Wenn das Gespräch es fügt, warum nicht? Ich hatte ihm schon neulich, als er, obschon sehr manierlich, einen Seitenblick auf unsern großen Dichter tat, warnend mit dem Finger gedroht. Ohnehin verzeihe ich ihm noch am ersten seine Ketzereien darin. Er trägt seinen politischen Haß gegen Goethe, den Aristokraten, nur auf Goethe, den Dichter, über. Jeder Mensch, der lebhaft Partei nimmt, ist ungerecht. Was soll man aber von dem Menzel und derlei Geschmeiß sagen?

Wir kommen zurück. Das Gespräch lebhaft und angenehm. Lenau hat ihm seinen Faust zugeschickt und gebeten, das Gedicht zu besprechen. Börne scheint damit nicht sehr zufrieden. Da ich den Schluß nicht kenne, konnte ich nur über die erste Hälfte mich lobend, warm aussprechen. Was auch an dieser Hälfte, wie bei allem Menschlichen fehlt, war freilich auch mir nicht entgangen. Auch Auersperg hat ihm seinen „Schutt" gesendet. Armer Tor, der ich war, als ich mir's mein ganzes Leben zu einer Gewissenssache machte, auch nicht mit einem Worte Kritiker und Journalisten für mich zu stimmen.

Börne fordert mich auf, entweder den Abend da zu bleiben oder mit ihm zu einem großen Diner zu fahren, wo eine große Menge Literaten, fremde Polen, Refugiés u. dgl. sich versammeln und wo eine Gesundheit au plus grand poète de l'Allemagne mir nicht entgehen könne. Ich mochte beides nicht. Wir fahren zusammen in die Stadt. Am Tuileriengarten trennen wir uns. Er zu seinem radikalen Diner, ich Place Vendôme zur Gräfin Kielmansegge. Unter dem Haustor begegnet mir der Mann. Soll Samstags bei ihnen essen. Es ist der Tag, wo ich morgens abreise. Verspreche für Mittwoch, sie zu besuchen.

London, 26. Mai. Ich nehme spät wieder mein Tagebuch zur Hand, und die Wahrheit zu sagen, habe ich so ziemlich die Lust dazu verloren. Wie und warum wird die Folge zeigen.

Die letzten Tage meines Aufenthaltes in Paris waren höchst unruhig. Das Widerliche, aus einem einmal gewohnten Aufenthalt neuerdings in all die Widerwärtigkeiten eines Zigeunerlebens überzugehen und noch dazu alle Anstalten selbst besorgen zu müssen, ich, dem es zu Hause schon unerträglich war, nur einen Geschäftsgang über die Straße zu machen. Dazu in ein Land zu kommen, dessen Sprache ich wohl im Lesen recht sehr gut verstehe, aus dem Munde eines Sprechenden gehört, aber nicht dem zehnten Worte nachfolgen, vielweniger, daß ich sie irgend selbst sprechen könnte. Dazu einige Besorgnisse über die hohen Preise des Lebens daselbst und Zweifel, ob mein Ausgesetztes zureichen wird. Endlich meine schlechte Gesundheit, die durch die Seereise, nach früheren Proben, nur noch mehr gestört werden mußte. Doch was war zu tun? Ich hatte mir die Reise einmal als eine Art Buße, als einen Versuch auferlegt, mich an Menschen und äußere Tätigkeit wieder zu gewöhnen. Je schwieriger, um so besser zum Zwecke. Auch begann mir Paris nach und nach schon widrig zu werden. Der gute Brant (für mich wenigstens) langweiliger als billig. Die Güte der Familie Neuwall, gerade durch das allzugroße Maß beinahe drückend.

Immer auf dem Punkte, in literarische Bekanntschaften hineingezogen zu werden, welche zu vermeiden meine bestimmte Absicht war. Dazu schlechtes Wetter, schlechte Wohnung, üble Laune. Obwohl mir alles anlag, länger zu bleiben, und Koreff sich gar nicht darein finden konnte, bestellte ich doch meinen Platz auf der Post für Sonntag 15. (für Samstag war kein guter mehr zu haben), verschwieg es aber sorgfältig, um die Bekanntschaftwerber mit einer längeren Aussicht hinzuhalten. Konnte doch nicht vermeiden, mit Koreff bei Alexandre Dumas zu frühstücken, der mit einer hübschen Schauspielerin lebt und ein junger gutaussehender Kerl ist. Er hatte Viktor Hugo geladen, der nicht kam. Tut mir leid. Gerade den hätte ich am liebsten gesehen. Das Gespräch war etwas kauderwelsch. Offenbar endoktriniert Koreff den jungen Mann in deutscher und spanischer Literatur. Ich ging um vier Uhr, weil ich der Chezy versprochen, die Herzogin von Abrantes zu besuchen, die denn doch eine interessante Person ist. Da sie jedoch krankheitshalber zu Bette liegt und ihre Dienerschaft von meiner Ankunft nicht unterrichtet war, so ward ich abgewiesen, ließ meine Karte da und ging. Um so besser. Zwei Tage vor meiner Abreise speiste ich noch mit Neuwalls im Café de Paris vortrefflich. Den letzten Mittag mit Brant und Many bei den frères provençaux. Die andern Ereignisse habe ich vergessen. Besuchte noch Koreff, der mir eine Adresse nach London und ein Mittel gegen meine hartnäckigen Obstruktionen versprochen hatte. Fand ihn nicht zu Hause, was mir diesmal leid tat. Das Verhältnis mit Brant macht sich immer schlechter. Er begreift nicht, daß ein Fremder, der nur fünf Wochen in Paris bleibt, anders leben muß als ein eigentlicher Einwohner, und bei seiner Sparsamkeit ärgert es ihn, so oft ich ins Theater gehe. Lieber sollte ich den Abend bei ihm an seinem Kaminfeuer zubringen, in das er verliebt ist, und an dem wir uns beim Tee ennuyieren. Komme diesmal beinahe zu einer harten Erklärung. Er verleidete mir und Many für den Abend das Theater. Wir gingen also nur noch nach dem Spielhause Rue Richelieu, dem ersten hier, das aber in kleinerem Stil ist, als ich dachte. Das in Neapel war viel grandioser. Huren und Silbergeldspieler. Many verlor vierzig Francs, ich gewann fünf, nachdem wir eine halbe Stunde mitgemacht hatten. Letzte Nacht in Paris.

Sonntag, den 15. Tag der großen Sonnenfinsternis und meiner Abreise. Ich war in dem unliebenswürdigsten Humor von der Welt. Die Chezy brachte einen jungen deutschen Dichter auf mein Zimmer, der mir die Visierung meines Passes auf den affaires étrangères zusagte, endlich aber mit der Nachricht zurückkam, daß er niemand von den Beamten da gefunden, was meine üble Stimmung vermehrte, da ich Anstände befürchtete. Koreff, der mir einen Besuch zugesagt, kam nicht. In medizinischer Hinsicht unangenehm. Many Neuwall wollte mich ins Diorama führen, was ich ablehnte, teils weil ich nicht gestimmt war, teils um Koreff nicht zu versäumen, wenn er doch kommen sollte. Die Chezy hielt treulich bei mir aus, besserte mir ungeniert einen Schaden an meinen Beinkleidern aus, wozu sie, da die poetische Frau weder Zwirn noch Seide führte, den Faden aus einem ihrer Hüte herauszog. Frühstückte à la fourchette. Meine Freundin aß die Reste und nahm ein Glas Chablis an. Endlich die Stunde der Abreise. Brant kam, leidlich ausgesöhnt. Er ist ein vortrefflicher Mensch, und die Ursachen unserer minderen Harmonie lagen gewiß in mir. Wir machten noch einen Gang durch ein paar Straßen. Die Sonnenfinsternis war eben auf ihrem höchsten Punkte. Ich hatte keine Lust, hinzusehen. Es schlug halb vier Uhr, und wir gingen in den Packhof, Rue St. Honoré, Lafittes und Gagliards Etablissement. Der Wagen ist bereit. Im Coupé außer mir noch eine kranke Frau aus Boulogne. Brant, meine Schweden standen am Wagen. Abschiedszurufe. Die fünf Pferde setzten sich in Gang. Ich hätte nun viel über meinen Aufenthalt in Paris nachdenken können, aber ich dachte nichts und war verstimmt. Diese Plackereien und Beschwerlichkeiten, ganz allein, genötigt, für alles selbst zu sorgen, und dazu noch in den Ausgaben höchst beschränkt. Was sollte nun erst in London werden? Es ging weiter und weiter. Das Land recht hübsch. Muntere Bauersleute. Die Mädchen elegant, am Wege Ball schlagend, im Kreis tanzend. Es wird Nacht. Gegen alle Erwartung schlief ich recht gut. Folge der letzten Anstrengung und darauf notwendige Abspannung. Der Morgen leidlich hübsch. Frühstücke in Abbéville, wenn ich nicht irre. Das Interieur des Wagens bloß mit Engländern besetzt, die von meinem Englisch so wenig verstehen, als ich von dem ihren. Das wird gut gehen. Endlich Boulogne. Schon eine Post vorher schrie ein Mann englisch in den Wagen, daß ein Paketboot noch diese Nacht unmittelbar nach London abgehen werde. Das änderte auf einmal alle meine Entschlüsse. Sollte ich nun einen halben Tag und Nacht in Boulogne bleiben, dann nach Dover übersetzen, dort wieder schlafen und, weiß Gott wie lange, mich nach London hinrädern lassen? Ich zog eine zwölfstündige Wasserreise vor. In Boulogne, im Hôtel de l'Univers, abgestiegen. Leibliches Mittagmahl. Dann sogleich in den Hafen, Anstalten für die Überfahrt zu machen. Es lagen, statt eines, zwei Dampfschiffe da. Ich zog das teurere vor, da ich das andere mir überfüllt dachte. So war es auch. Da ich, der Seekrankheit wegen, doch in keine Kajüte gehen wollte, mietete ich mich im second cabin ein, d. h. da die Betten schon von Damen in Beschlag genommen waren, auf dem Verdecke. Ging ein wenig auf dem Hafendamm spazieren und sah die Sonne im Meere untergehen. War nicht

mehr übellaunig, sondern traurig. Daß ich so von allen Banden des Lebens losgetrennt bin, ebenso unwillig, das Vergessensein zu ertragen, als die Lasten der Berühmtheit, wenn ich dies Wort brauchen darf.

Endlich zum Gasthaus zurück. Fand dort schon einen Franzosen mit einer Engländerin, die die Überfahrt auf demselben Dampfboote machen wollten. Wir vereinigten unser Gepäck und gingen nach dem Hafen zurück, der unterdes dunkel geworden war und vom Verwirre der Einschiffung ertönte. Der Platzbediente besorgte das Gepäck, und wir traten ins Schiff. Ich wählte mir einen Platz auf dem Verdeck, den ich für die Nacht nicht zu verlassen beschloß. Eine gute Bank in der Mitte des Schiffes, wo die Bewegung am geringsten sein mußte. Wickelte mich in meinen Mantel und erwartete die Dinge, die da kommen sollten. Die Nacht wird immer dunkler. Große Sterne am Himmel. Die Schiffsglocke läutet, die Seile rasseln. Es ist Flutzeit, das Schiff wird beweglich. Immer dickerer Rauch qualmt aus dem Schornstein, wir sind im Gang. Der „Emerald", so hieß das Schiff, bewegt sich langsam an dem andern Fünfshilling-Dampfschiffe „Sovereign" vorüber. Das Verdeck des letzteren ist mit Passagieren bedeckt, die uns den Abschiedsgruß zujubeln. Wir nahen uns dem Ausgang des Hafens, wir sind in See. Meine Eingeweide verhielten sich ganz leidlich, obwohl ein ziemlich starker Wind die Wellen erregte, der noch dazu sehr kalt war, so daß ich den Mantel hart an die Augen emporzog. Die Passagiere verloren sich in die Kajüten, wo sie gespieen haben mögen oder nicht. Ich blieb zuletzt allein mit dem Steuermann, der ein Lied knarrte, und dem Kapitän, der auf und nieder ging die ganze Nacht. Selten überfiel mich der Anfang eines Schlummers, von dem ich jedoch bald wieder emporschreckte und jedesmal ein Übelbefinden fühlte, das sich aber glücklich wieder verlor. Endlich bleicht sich die dunkle See; im Osten rötet sich hinter Wolkenmassen der Himmel, der Wind aber nimmt zu. Es war greulich kalt. Die englische Küste zeigt sich links. Eine Stadt, fern, fern. Es war Southampton, sagte man. Die Küste entschwindet wieder. Es wird Tag. Schon früher waren Schiffe aller Art, ununterscheidbar im Dunkeln, an uns vorübergezogen, jetzt wächst die Menge. Fischerboote, Handelsfahrzeuge, Dreimaster. Bald ist kein Punkt des Horizonts, in dem nicht irgend etwas die Anwesenheit eines Schiffes bezeichnete. Die Reisenden kamen wieder aufs Deck mit sonderbar überwachten Gesichtern. Die Bewegung des Schiffes wird milder, die Wasser der Themse machen sich fühlbar. Endlich geht es hinein in den Strom, die Ufer werden von beiden Seiten sichtbar. Ein paar Wachtschiffe, Handelsfahrzeuge vor Anker. Die Küste ziemlich kahl. Endlich zeigen sich naheliegende Häuser, von London durch keine Zwischenräume mehr getrennt. Im Flusse ein Wald von Kohlenschiffen vor Anker. Die Stadt beginnt. Zwischen unbedeutenden Häusern herrliche einzelne Gebäude; Schiffswerften, Docks. Wieder eine Handelsflottille vor Anker. Nun Türme und Säulen und Häuser rechts und links. Vor uns Brücken, rechts der Tower. Wir nähern uns dem Lande, es ist das Zollhaus, neben der Londoner Brücke.

Haufen von Menschen. Wir steigen aus. Die Gesellschaft des Paketboots zerstreut sich, scheinbar nach allen Seiten. Ein einziger Jude war in meinem Bereich. Ich fragte ihn, wohin es nun ginge: ins Custom house. Und ich folgte seinen Schritten. Wir kommen an. Die Zöllner sind mit anderm Gepäck beschäftigt; wir müssen warten. Man führt uns in ein Zimmer, wo an allen Wänden die Warnung angeschrieben steht, nicht Mäntel oder Hüte liegen zu lassen, wegen der Gefahr des Gestohlenwerdens. Ich als Fremder muß in die Alien-Abteilung, meinen Paß abzugeben, um eine Aufenthaltskarte dafür zu erhalten. Ein deutscher Jude ist da, ein Platzbedienter, der mich in seine Klauen zu bekommen sucht. Die Beamten sind höflich, betrügen mich aber, wie ich später sah, mit einem veralteten Plan von London und einem schlechten Guide des Voyageurs. Endlich nach ein paar Stunden Wartens kommt die Reihe an das Gepäck unseres Schiffes. Einzeln wieder die Eigentümer eingelassen. Ich warte drei, vier Stunden. Mein Name erscheint immer nicht. Endlich erinnere ich mich, daß der französische Platzbediente in Boulogne beim Einsteigen ins Schiff gesagt, er habe alles Gepäck auf den Namen des französischen Mitreisenden abgegeben. Ich ging damals als gleichgültig darüber hinaus, merkte aber nun, daß mein Name gar nicht auf der Liste der Passagiere stehen dürfte. Mit Mühe machte ich endlich den Zollbeamten auf diesen Umstand aufmerksam, und mit noch größerer Mühe erhielt ich endlich, daß meine Sachen, die letzten, visitiert und gegen Vorzeigung des Passes unter weiß Gott welchen Verklausulierungen mir ausgefolgt wurden. Es war nun nahe an fünf Uhr, und ich wußte noch nicht, wohin mich wenden in der ungeheuren Stadt. Ich war an einen Deutschen, Namens Friedrich gewiesen, der ein Boarding house in Percy-street hielt, hörte aber im Alien office, er sei ausgezogen, und man wisse nicht, wohin. Ein anderes Boarding house in golden Square, das mir empfohlen war, wußte ich meistens mit Fremden überladen. Da fiel mir ein, daß Kapitän N. N. in Paris mir eine Madame Williams in Charlotte-street Floomsbury square genannt, und ich beschloß, dahin zu gehen. Ein Fiaker wird geholt, die Effekten eingepackt, und es geht nun endlos durch die ungeheure Stadt, die im Vorüberfliegen eben nicht den besten Eindruck auf mich machte. Endlich komme ich an. Ich werde zur Hausfrau geführt, die mit einer recht artigen Tochter im Erdgeschoß sitzt. Ich merke bald, mein Englisch

reicht nicht zu, nur die Tochter spricht etwas französisch. Endlich verständigen wir uns. Man führt mich in den ersten Stock in ein Zimmer, das, dreieckig und klein, die Form und Größe eines gewöhnlichen Bügeleisens hat. Ein besseres bei erster Erledigung wird mir versprochen. Ich bin nur froh, unter Dach zu sein, und nehme an. Der Kutscher begehrt vierundeinhalb Shilling, d. h. etwa dritthalb Gulden Konventionsmünze. Ich nehme Besitz, wasche mich, kleide mich um. Es geht um sechs Uhr zu Tische. Der ist nun nicht glänzend bestellt, wie ich sehe. Ein Hammelsbraten, eine pie, etwas Käse, dazu dünnes Bier oder Wasser — voilà tout. Man muß sich fügen. Ich bemerke bald, daß man allenfalls noch mich verstehe, ich aber nicht die andern. Ich hatte eben in meinem ganzen Leben früher kaum zweimal englisch sprechen gehört; selbst mit Brant in Paris las ich nur; und so war denn die gesprochene Sprache eine Art Chaldäisch für mich. Zum Glück befanden sich einige Deutsche im Hause, die aber da waren, um Englisch zu lernen, und die sich also wohl hüteten, ihre Muttersprache über Tisch hören zu lassen. Sonst recht liebenswürdige gefällige Leute. Nach Tisch führte mich einer der Kostgänger, ein Däne, durch ein paar Straßen: great-Russell-street, Oxford-street, bis zum Eingang des Hydepark. Oxford-street fand ich recht schön, aber die Boulevards von Paris wog es nicht auf. Als es dunkel wurde, kehrten wir zurück, tranken Tee. Die Leute charmant, aber für mich sehr langweilig, da ich kaum das dritte Wort von dem verstehe, was sie sagen. Um zehn Uhr war ich froh, ein Licht zu bekommen und schlafen zu gehen, denn ich war müde zum Niedersinken. Das Bett ziemlich schlecht. Dennoch gut geschlafen.

Des andern Morgens ziemlich gestärkt aufgestanden. Das Leben in einem solchen Boarding house will mir durchaus nicht gefallen. An eine bestimmte Essensstunde wollte ich mich noch allenfalls gewöhnen, meine Schäferstunde aber, die Zeit des Frühstücks einzubüßen, das ich seit meiner Kindheit allein eingenommen und das als eine Vorbereitung auf den ganzen Tag, als Moment der Sammlung, für mich so ungeheuren Wert hat, das war zu hart. Man mußte jedoch vorderhand sich fügen. Um neun Uhr läutet's zum Breakfast. Dieselbe Versammlung, dasselbe englische Gestammel, dieselbe Langeweile. Dazu die Wahl zwischen Tee, der mir nicht bekommt, und Kaffee, den man hier nicht zu bereiten versteht. Dazu Brot mit Butter, die mich krank macht. Kaltes Fleisch, das ich nicht verdaue. Ich greife jedoch zu, bis auf das Fleisch, das mir vorderhand noch zu englisch war, was, wie ich wohl sah, die Hausfrau etwas beleidigte. Ein paar Engländer, die auch da wohnten und die, wie alle ihrer Nation, im Anfange einer Bekanntschaft höchst unangenehm sind, vermehrten mein Mißbehagen. Ich wünschte mich auf tausend Meilen fort, wußte aber noch nicht, wohin. Nach dem Frühstück ging ich in mein Zimmer zurück, in das der kalte Wind in Strömen einzog, durch ein Schloß, das nicht schloß, wie ich erst später bemerkte. Ein Umstand, der mir bereits eine Art Augenentzündung zugezogen hatte, die ich notgedrungen vermehren mußte, denn es galt, den Plan von London zu studieren mit seinen kleinen Buchstaben und verwischten Konturen. Ich weiß nicht mehr, wo ich des ersten Tags überall hingewollt. Nun suchte ich, anfangs fruchtlos, wieder die Oxford-street zu erreichen, und wollte mich des Weges nach Drurylane versichern, wo man schon gestern Hamlet gegeben hatte und das ich heute nicht versäumen wollte. Ich irrte aber in den ungeheuren Straßen umher und mußte fürchten, wenn auch den Weg ins Theater, doch den Rückweg nach Hause sicherlich nicht zu finden.

Unerträgliches Mittagsessen. Der unabhängigste Mensch unter der Sonne von einer lumpigen Sprache abhängig. Der unabhängigste Mensch? Ja, wenn's nur wahr wäre. Es gibt der Sprachen und der Abhängigkeit noch viele. Abends ins Theater. Man gab drei Stücke, Lustspiele. Das erste weiß ich nicht mehr. Das zweite: „Etikette" oder so, wurde vortrefflich gegeben. Viel besser, als man es in Deutschland oder selbst in Paris aufführen könnte, an welch letzterem Orte nur noch die Boulevard-Posse blüht, aber auch unerreichbar dasteht. Die englischen Schauspieler haben etwas Festes, auf sich selbst Beruhendes, Männliches, das außerordentlich wohl tut. Wenn, wie man einmal von den Bourbons und der Herzogin von Angoulême sagte, unter den Wiener Schauspielern ein einziger Mann ist, Madame Schröder nämlich, so sind hier alle Männer, selbst die Weiber, versteht sich im besten Sinne. Unbekannt mit den hiesigen Sitten, hatte ich mir keinen Theaterzettel beigelegt und weiß daher nicht, wie die Schauspieler hießen, die mir so wohl gefielen. Da ich wenig von den Worten verstand, ermüdete ich doch auf die Länge und ging gegen elf Uhr, fand auch nach mancher Mühseligkeit den Weg nach Hause. Einer der Schauspieler, erinnere ich mich, war scape goat Mr. Farmen, der im scape goat, oder wie das Ding hieß (unser Hofmeister in der Klemme), den alten Präzeptor unnachahmlich spielte.

Doch nein, eben finde ich den Theaterzettel und ersehe daraus, daß ich das erste Mal Fidelio mit der Malibran, scape goat und die Oper Masaniello hörte. Jene drei Lustspiele waren am 19. in Coventgarden, wo ich im Drurylane keinen Platz mehr fand, um wild cats und heart of Midlothian zu sehen.

Also die Malibran. Ich kam der späten Essensstunde wegen zu spät zum Anfange, hörte daher den ersten Akt nicht. Von vornherein fand ich jene berühmte Sängerin weit unter ihrem Rufe. Sie singt jedoch hier englisch, was, obgleich sie es sehr gut spricht, einen nicht

vorteilhaften Einfluß auf ihre Gesangsweise haben mag. Die große Arie im zweiten Akt vortrefflich. Die Passagen scheinen nicht immer so gerundet, als bei den andern großen italienischen Sängerinnen, manchmal sogar etwas gestoßen, auch haben offenbar die hohen Töne gelitten, heißt das die ganze höhere Oktave, denn die höchsten nimmt sie wieder mit Leichtigkeit. Die tiefe Lage noch immer vortrefflich. Sie hat offenbar die Manie des Spiels, wodurch sie sich so in Bewegung setzt, daß ihre Töne notwendig darunter leiden müssen. Keinen Augenblick ruhig, wird dieses immerwährende Hervordrängen geradezu lästig. Aber das gerade gefällt hier. Im dritten Akte, beim Grabmachen, gräbt sie wie ein Taglöhner, daß ihr der Schweiß an der Stirne steht, wo denn nun freilich an kein Singen zu denken ist. Das berühmte Kerkerduett habe ich nicht leicht schlechter singen gehört, ihre Mitteltöne waren unhörbar. Das hiesige Publikum aber, das von Musik rein nichts versteht, bewundert gerade dieses Auftragen, und während sie grub, und als sie die Pistole dem Gouverneur geradezu ins Maul steckte, ihn auch nicht mehr losließ, war des Beifalls kein Ende. Von den übrigen, Herr Templeton, Florestan, gute Stimme, scharfer, mitunter harter Vortrag, sonst lobenswert. Pizarro, Madame Giubolei, schöne Stimme, wütender Vortrag. Rocco, Herr Seguin, so, so. Jaquino, Durusel, der unleidlichste Spaßmacher, hier aber sehr beliebt. Chor schwankt vom Mittelmäßigen zum Schlechten.

Den Eindruck von scape goat habe ich oben angegeben.

Donnerstag, den 19. Mai, mußte ich meinen Bankier Doxat and company aufsuchen, da es mir an englischem Gelde zu fehlen anfing. Er sollte in der City, Bishopgate-street wohnen, einer Kirche gegenüber, Nr. 24. Das war nun ungefähr vier Meilen (englische) von meiner Wohnung. Ich beschloß dennoch, zu Fuße zu gehen, weil man nur so eine große Stadt bald und genau kennen lernt. Es ward daher der Plan genommen und die Lage der Straßen, zum Glücke bloß große, auf ein Blatt Papier nachgezeichnet, da man doch nicht immer zur Belustigung der Vorübergehenden die große Karte zu Rate ziehen konnte. Um zwölf Uhr machte ich mich auf den Weg. Die größte Mühe hatte ich nun, mich nur aus dem Gewirre kleiner Gassen in der Nähe meiner Wohnung herauszufinden. Als einmal Wight-street, Holborn und so weiter erreicht war, ging es schon besser. Ich weiß nicht, verdarb mir die Ängstlichkeit des Suchens den Genuß oder verglich ich, halb unbewußt, das Gewöhnliche des Hiesigen immer mit dem Besten von Paris. Auch dieser Gang brachte mich noch nicht zu jener Bewunderung Londons, die mich jetzt durchdringt. Ich ging nahe an zwei Stunden und fand endlich auch Bishopgate-street, auch Nr. 24, aber da war an keinen Bankier zu denken. Der Kirche gegenüber lag ein Haus, aber ohne Inschrift, mit Gittern verschlossen. Ich fragte in dem Laden nebenan, aber die gebärdeten sich, als ob sie den Namen Doxat nie hätten aussprechen hören. Endlich ging ich in einen andern Laden. Der gefällige Inhaber, der den Namen Doxat gleichfalls nicht kannte, schlug eine Art Adressenbuch auf und schrieb mir die Wohnung des gesuchten Unbekannten, eines der bedeutendsten Bankiers, auf ein Blatt Papier. Sie war Nr. 13 — gerade gegenüber, und hart neben dem Laden, in dem ich zuerst nachgefragt hatte, in demselben verschlossenen Hause ohne Hausnummer. Und so war den nächsten Nachbarn, gleichfalls Kaufleuten, ihr nächster Nachbar, Kaufmann wie sie, völlig unbekannt. Derlei findet man oft in London. Niemand weiß, als was ihn zunächst angeht, und man rechnet den Leuten oft als Ungefälligkeit an, was nichts als reines Nichtwissen ist. Ich erhielt ziemlich trocken mein Geld, worüber ich sehr froh war, denn jede Gefälligkeit wäre mir höchst unbequem gewesen. Den Weg zurück fand ich leicht, ermüdete mich aber bis zum Sterben. Von Fiakern war ich schon den ersten Tag so ziemlich geprellt worden, hatte auch kein Geld in der Tasche als meine fünf Pfundnoten und meine Sovereigns in Gold nebst etwas Kupfergeld. Die Omnibusse, für die das letztere hingereicht hätte, fuhren zwar von allen Seiten und geradezu in ununterbrochener Folge, da ich aber die Lage der Richtungen nicht kannte, fürchtete ich, in ein entgegengesetztes Stadtviertel zu gelangen, und ging daher wacker meinen Weg. Nur dem vortrefflichen Pflaster verdanke ich es, daß ich lebend meine Wohnung, nicht ohne Verwickelung in den nächsten Straßen, erreichte.

Etwas besseres Diner mit Fisch, der nicht übel war. Nach Tisch in Drurylane, wo ich keinen Platz bekam und daher nach Covent-garden ging. Hier war es, wo ich die drei Lustspiele sah, deren Namen ich vergessen habe. Das Haus in Coventgarden weiß mit Gold, nicht im besten Geschmacke, höchstens dreißigmal schöner, als unser schönstes Theater in Wien; dagegen Drurylane karmesinrot mit erhabener Goldverzierung. Das Herrlichste, was man sehen kann. Selbst die große Oper in Paris muß, denke ich, zurückstehen. Die Form ist dort gefälliger, der Eindruck hier majestätischer. Dazu die Gesellschaft in den Boxes des ersten Ranges, wie ein versammeltes Oberhaus, imposant, erhaben. Das pitt wird einem durch die gar zu große Ungezwungenheit des Publikums etwas verleidet (obschon es nahe an zwei Konventionsgulden kostet). Wem's einfällt, der behält den Hut auf dem Kopfe. Kommen nun gar die half-price-Leute, so setzt sich jeder, wo kein Platz ist, und gibt sich scheinbar alle Mühe, die Nebensitzenden zu genieren.

Überhaupt zerstören die Halbpreise die hiesigen Theater. Um ihnen das Beste nicht preiszugeben, werden die guten Stücke zu Anfang ge-

geben, wo noch die gute Gesellschaft beim Mittagsmahl sitzt. Kommen die ordentlichen Leute ins Theater, so sehen sie höchstens den Schluß des Besseren und für den übrigen Abend das elende Zeug, das, eben des Halbpreis-Haufens wegen, die weitere Unterhaltung ausmacht. Auch ist die Verwaltung der Theater gewinnsüchtig, elend. Man teilt selbst für die Logen, wo doch nur eine bestimmte Anzahl Platz findet, Billetts ins Unendliche aus. Die später Kommenden stürmen nun die Logen, steigen hinter den Rücken auf die Bänke der Sitzenden, drängen sich ein. Die Logentüren bleiben offen, und ich mußte eine Vorstellung des Julius Cäsar, wo Kenoble spielte, im vierten Akte verlassen, bloß weil ich den Schluß nicht mit einer Erkältung erkaufen wollte.

Freitag, den 20. Nahm meinen Weg ins Westende, Oxford-street, Regent's-street, Charing-cross, Parliament-street. Wohnte einer Sitzung des Lordkanzlers bei, in einem kleinen Zimmer, der erhabenen Handlung kaum würdig. Der Lordkanzler selbst in großem Kostüme, sein Stab und ein großer Blumenstrauß vor ihm auf dem Tische. Er in mächtiger Perücke, die Advokaten in mäßigen. Die Westminsterabtei vorderhand von außen besehen. Leider erinnerte ich mich nicht, daß heute das Parlament prorogiert wird, und versäumte, der letzten Sitzung beizuwohnen, auch war es erst drei Uhr, und das Haus sollte sich erst gegen fünf Uhr versammeln. Besah Whitehall, die Horseguards, Admirality und hatte außerdem den unerläßlichen Gang ins Alienoffice, um meinen Aufenthaltsschein bestätigen zu lassen, bei Geld- oder Gefängnisstrafe. O freies England! Erhielt die Verlängerung bis zum 1. Juli mit großer Höflichkeit. War sehr müde. Ging in den St. James-Park und setzte mich in die kühle Sonne. Darauf zurück, verlor den Weg; geriet ins Pallmall, das mir mit seinen nicht so außerordentlichen Gebäuden und dem Gedränge von Wagen und Fußgängern, in der Erschöpfung der Müdigkeit, wie eine Feenwelt vorkam, orientierte mich endlich mit Mühe und kam erschöpft nach Hause.

Abends in Drurylane. Madame Malibran und Sonnambula. Was diese Frau als Sängerin vermag, zeigte sie heute, ungeachtet der schon neulich erwähnten Wut, zu spielen, die ihr von vornherein schon nicht erlaubte, auch nur einen Augenblick ruhig zu sein. Heute war ihre Stimme rein, hinlänglich, in den tiefen Tönen schön, zu jeder Verzierung geschmeidig, dem Ausdruck des Gefühles vom leisesten und noch immer vernehmlichen Tone bis zum Sturme des noch immer musikalischen Aufschreis folgsam. Sie ist eine wahrhaft große Sängerin. Die übrigen Leute sangen auch. Herr Templeton sogar manchmal gut, nur ist etwas Seemännisches in seiner Manier.

Samstag, den 21. Beschloß, ins Gesandtschaftshotel zu gehen, der Verlängerung meines Passes wegen. Eine für mich völlig unbekannte Gegend. Chandos-street, Leicester-square. Entwarf mir eine völlige Marschroute. Zugleich galt es, ein anderes Kosthaus zu suchen, da ich mit dem meinigen völlig unzufrieden war. Fand doch meinen Weg. Der Botschaftssekretär war nicht anwesend. Ein Kommis, ich glaube ein junger Lebzeltern, recht höflich. Wußte meinem Nachfragen nach Herrn Westerholz aus Wien, auf dessen Beistand ich hier gehofft hatte, nicht zu genügen. Fragte in ein paar Boardinghäusern vor, wo es mir aber nirgends sonderlich gefiel. Überall kleine schlechte Schlafzimmer, für den Aufenthalt des Tags über an das meistens prächtige Gesellschaftszimmer angewiesen, was mit meinen Neigungen nicht übereinstimmt. Wollte noch ein wenig in meinem alten Hause abwarten, wo ich doch wenigstens einige gefällige Deutsche habe. Essen kann ich ja irgendsonstwo. Ging noch weiter. Regentsstreet, Pallmall, Picadilly, alles prächtig, herrlich, von Herr abgeleitet. Bunte Bediente, glänzende Equipagen. Strand. Besah ein paar Brücken, die seit der Asen-Welt, wo der Regenbogen eine bildete, nicht mehr so wunderbar vorgekommen sind. Templebar mit dem Tor der City, das der Lordmayor vor dem Könige schließt, Fleetstreet, mit all der wimmelnden Bewegung einer Handelsstadt. Durch Drurylane nach Hause.

Abends war Konzert im Drurylane-Theater. Größtenteils Händelsche Musik. Ausgewählte Stücke aus fünf oder sechs Oratorien. Der Schauplatz vortrefflich hergerichtet. Vorn auf der Ballustrade der Sopran und Alt (letzterer von Männern gesungen), dahinter auf in die Kulissen emporlaufenden Stufen Tenor und Baß. Dahinter das Orchester in einem konzentrischen Kreise. Die wenigen Blasinstrumente hinter und in gleicher Richtung mit den männlichen Singstimmen. Es wird nämlich die Musik ohne oder mit höchst geringer Vermehrung der Blasinstrumente, ganz wie Händel sie schrieb, gegeben. Die Wirkung scheint mir viel besser. Die Chöre sehr gut, wahrscheinlich wegen vielmaliger Wiederholung. Anfangs auch die Solostimmen gut. Endlich machte man sich's aber leichter, und es ging so schlecht, daß man sich die Ohren hätte verhalten mögen. Das hinderte jedoch den unmäßigen Applaus gar nicht. Madame Malibran sang ein paar wenig bedeutende Dinge, wobei sie sich, sehr gut, selbst auf dem Klavier akkompagnierte. Sie ist eine hinreißende Frau.

Bald hätte ich vergessen. Der Hintergrund des Schauplatzes ist als gotische Halle behandelt, mit hineingemalten Musikern, so natürlich, daß es einen wunderbaren Eindruck von Unendlichkeit des Orchesters macht. Auch eine gemalte Orgel fehlt nicht.

Sonntag, den 22. Machte mit fünf oder sechs der in meinem Hause wohnenden Deutschen, Norwegern und Dänen eine Partie nach Richmond. Fuhren um 11 Uhr im Dampfboot

ab, durch die Häusermassen und Brücken durch ins Freie. Anfangs unbedeutende Gegend, immer angenehmer und schöner. Unzählige Landhäuser und Parks rechts und links. Die Fahrt dauerte wohl dritthalb Stunden. Endlich Richmond. Bestellten Essen in einem wenig scheinbaren Gasthofe und gingen spazieren. Die Lage wunderschön, die Aussicht so bezaubernd, als es in einer Gegend, der es an Bergen, nicht aber an Wasser fehlt, sein kann. Zu Fuß nach Hamptoncourt, einem königlichen Lustschlosse. Befinden sich Raffaelsche Kartons da, die ich sehen wollte, und die andern gingen mit. Als wir ankamen, erwartete man den Prinzen von Oranien, und niemand wurde eingelassen. Verwünschte den Prinzen und gönnte ihm den Verlust von Belgien. Kann das müßige Volk nicht an den Arbeitstagen der Beschäftigten seine Unterhaltungen abtun? Besahen die Gärten. Wunderschön, und das alles in einer Zeit angelegt, wo das übrige Europa noch tief in der Haarbeutelperiode steckte. Nach Richmond zurück. Das vortrefflichste Mittagsmahl gehalten, dessen ich mich in meinem Leben erinnere. Ein Kalbsbraten, wie aus einem Elefanten ausgeschnitten und weich und saftig, wie ein junges Huhn. Vortreffliche pies. Käse, Salat, roh zu essen, was ich nicht versuchte. Porter, Ale, wie ich nie getrunken. Eine halbe Krone per Kopf. Oder vielmehr der Gang nach Hamptoncourt geschah nach Tische. Abends Tee und dann nach der Stadt zurück, zum ersten Male auf der Outside einer Landkutsche, d. h. auf dem Dache. Vortreffliche Pferde. Im Galopp zu gehen, hinderte ein Engländer, der aus der Inside mit aller Macht schrie und endlich ausstieg aus Furcht. Bei dunkler Nacht angekommen.

Montag, den 23. Halber Feiertag, als ehemaliger Pfingst-, hier White Monday. Ging in die Westminster-Abtei, die heute offensteht, heißt das, gegen Bezahlung. Herrliches Innere. Im Stil von Notre-Dame, aber schöner, höchstens mit St. Denis zu vergleichen. Alle Kapellen, alle Monumente besehen, erstere vom Führer gezeigt, letztere nach Herzenslust. Kaum ist eines dieser Denkmäler schön zu nennen, aber alle zusammen, was machen sie für einen Eindruck! Und das ist nicht tot, wie die Geschichte Deutschlands, sondern lebt im gegenwärtigen Leben, in noch bestehenden Institutionen. Wahrlich, dies Land hat eine Geschichte, wir haben nur Kuriositäten und Begebenheiten. Shakespeares Denkmal eines der schlechtesten.

Abends spielte Macready den Macbeth. Ich ging hin. Es war aber der Feiertagspöbel da, der einen solchen Lärm machte, daß ich nicht ein Wort verstehen konnte. Die Hexen von Männern dargestellt. Ihre Szenen gesungen, zu welchem Ende ganze Chöre von männlichen und weiblichen Hexen zu Hilfe genommen wurden. Der Unsinn, der daraus entstand, kümmerte die Leute wenig. Die Komposition übrigens gut. Die Szene mit Banquos Geist anders genommen als bei uns. Der König sitzt, abgesondert von den Gästen, auf einem Stuhl in der Mitte der Bühne. Wenn er aufsteht, kommt Banquo in seiner gewöhnlichen Kleidung aus der Kulisse und setzt sich. Das macht um so weniger Eindruck, als man seinen Tod nicht gesehen hat und der Mord hinter der Szene vorgeht. Wer steht dafür, daß er wirklich ein Verstorbener ist? Das zweite Mal kommt er von der entgegengesetzten Seite, und da ist sein Erscheinen völlig wirksam, da man aus dem frühern Benehmen Macbeths nun weiß, mit was für einem Gast man zu tun hat. Ich wäre unbedingt für die hiesige Darstellungsart, wenn Banquos Ermordung dem Zuschauer sichtbar vor sich ginge.

Dienstag, den 24. Kann mich durchaus auf die tageweise Folge der Begebenheiten nicht mehr erinnern, will daher nur einiges, wie es mir einfällt, kumulativ hersetzen; nur für die Abende geben mir die aufbewahrten Theaterzettel einige Richtung. Guildhall besehen, ein sonderbar altertümliches Gebäude, in der großen Halle die beiden Kolosse, Gog und Magog genannt, eigentliche Kinderschrecker. Die Bank, die Exchange, Post-Office, wo ich einen Brief abgab, aber keinen vorfand. Mansion-House. St. Pauls Kathedrale: Gebäude in neuerem Geschmack, prächtig, ungeheuer, ohne sonderlichen Eindruck von außen und innen. Mit Denkmälern angefüllt, großenteils besser, als die in der Westminster-Abtei.

Abends in Drurylane. Richard III. Ein neuer Debutant in der Titelrolle. Nicht schlecht, aber ohne alle Großartigkeit. Wütende Parteien im Publikum. Förmliche Gespräche zwischen Galerie und Parterre. Der dort im schwarzen Rocke hat gezischt, rief mein Nebenmann, let him be gone! Das Beste: der kleine Herzog von York, von einem kleinen Mädchen recht brav dargestellt. Die Kostüme ohne individuelle Wahrheit, die Komparserie ärmlich. Desto mehr Pracht verschwendet auf die Jüdin, das zweite Stück, eine Paraphrase der gleichnamigen französischen Oper. Einzüge, Harnischmänner, zu welchem Ende man einen eigenen Gang ums Orchester herum gebaut hatte, der schon während Shakespeares Richard die Aussicht auf die Bühne störte. Mit aller Anstrengung doch nur ein schwaches Abbild des geschmackvollen Aufwands der Pariser großen Oper. Hatte das Ding im zweiten Akte satt.

Mittwoch, den 25., beschloß ich, den Tunnel zu sehen. Fuhr daher im Omnibus bis zur Bank und suchte von da meinen Weg, da ich nicht wußte, daß eigene Wagen dahin gehen. Hatte mir meinen ungeheuren Weg aufgezeichnet. Am linken Ufer des Flusses. In die unbekannten Regionen des rechten wagte ich mich nicht. Fand mit vieler Mühe endlich die Wapping Stairs an der Themse und ließ mich hinüberrudern. Eingang. Eine ungeheure Dampfmaschine empfängt den Besucher. Dann

auf hölzernen Treppen hinab. Da liegt nun das Riesenwerk, von Gaslampen taghell erleuchtet. Ein dumpfes Getöse, man weiß nicht, ob von dem rauschenden Wasser des Flusses oder (was wahrscheinlich) von der arbeitenden Dampfmaschine, umfängt einen. Tonnengewölbe, unten vom Zirkel nach einwärts abweichend. Beträchtliche Strecke, und doch noch nicht bis zur Hälfte des Flusses fortgeführt. Man kann dem Werke allen Fortgang wünschen, und doch zweifeln am Gelingen. Meinen Namen ins Buch eingeschrieben, und wieder zurück über den Fluß. Aufs höchste ermüdet, bei der Bank in einen Omnibus eingesetzt und nach Hause. Abends ging ich in ein Theater, weiß nicht mehr in welches, und was man gab.

Donnerstag, den 26., waren die Docks zu besehen, ein ungeheures Unternehmen, da die ostindischen wohl zwei deutsche Meilen von meiner Wohnung entfernt liegen.

Erinnere mich erst, daß ich gestern die London-Docks und nebenbei den Tower gesehen hatte. Die ersteren machten mir eben Lust, die übrigen Docks auch zu besehen. Der Tower weit unter meiner Erwartung. Das Äußere imposant. Das Innere kostet sieben Shillinge und ist nicht sieben Pence wert. Rüstungen, Waffen. Die Kronjuwelen über alle Beschreibung prächtig, besonders die Krone, die allein mehr wert sein dürfte, als das Königreich Dalmatien. Ich war allein. Der altertümlich gekleidete, mit einem Degen in der Hand vor mir herschreitende Aufseher suchte mir daher so viel als möglich von den Sehenswürdigkeiten zu entziehen, und ich kümmerte mich wenig, noch mehr alten Wust zu sehen.

Heute also nach den indischen Docks. Bis zur Bank gefahren. In Oldgate fand ich einen neuen Omnibus, der bis zu den East India Docks geht. Bald verlor ich alle Richtung und fürchtete für den Rückweg, wenn ich den Omnibus verfehlen sollte. Ich redete daher einen mitfahrenden Kommis an, der ein Kistchen mit sich führte, nach Madras überschrieben, so daß er notwendig meinen Weg nehmen mußte. Er war auch sogleich bereitwillig, mir, wenn ich mit ihm auf das Douanenzimmer gehen wollte, alles in den ostindischen Docks zu zeigen und mich dann auf den Weg zu den westindischen zu bringen. Wie gesagt, so getan. Ich begleitete ihn, dann er mich. Ich staunte die ungeheuern, kokett geschmückten Schiffe an. Groß wie Linienschiffe, scheinbar neu zur Abreise bereit, und wie halb neu von der halbjährigen, stürmischen Reise zurückkommend. Letztere, fremde Tiere, Gazellen, Papageien, seltsame Schweine auf dem Verdecke. Ein Original-Indier in weißem Kaftan. Wir bestiegen zwei der Schiffe. Ein Steuermann war gleich bereit, uns überall herumzuführen. Mahagonimöbel, blendende Reinlichkeit. Der Schiffe kein Ende. Waarenhäuser auf allen Seiten. Ein- und Ausladen. Nachen mit Handelsleuten, die sich zu den Schiffen hinrudern lassen. Endlich gingen wir. Bei den westindischen Docks angekommen, schüttelte mir mein neuer Freund die Hand und freute sich, mir behilflich gewesen zu sein. Die Westindia Docks. Wiederholung der vorigen, aber, wenn ich mich recht erinnere, noch ungeheurer, die Schiffe aber kleiner und minder prächtig. Es war schon spät, und ich mußte zu Fuße fort. Auf dem Wege aber holte mich ein Omnibus ein, und ich benützte ihn. Wunderschönes Frauenzimmer unter den Mitfahrenden, scheinbar höchst sittsam. Als sie aber ausgestiegen war, versicherte mich ein Seemann, der neben mir saß und sich um den alten Begleiter derselben sehr zu tun gemacht, ihn auch mit Zigarren beschenkt hatte, es sei leichte Ware und der alte Herr ihr Hüter oder Mäkler. Es war zu spät, um nach Hause zu gehen. Suchte daher ein dining room und geriet zufällig in eines der schlechtesten. Mutton chops, eine Art geröstete große Nieren, guter Käse, keine Mehlspeise zu haben. Gutes Ale, recht guter Portwein.

Abends in English Opera House. The middy ashore. Mrs. Kraly, der Midshipman, recht gut, ebenso Herr Salter als Bootsmann.

Hierauf Yeomans daughter, ein weinerliches Drama, aber vortrefflich dargestellt. Dieselbe Mistreß Kraly, die im ersten Stücke den Seekadetten, einen lustigen Burschen, gespielt, jetzt als sentimentale Yeomans daughter, aber so vortrefflich, so weiblich, so sanft und englisch liebenswürdig, daß ich nicht bald einen gleich vorteilhaften Eindruck empfangen habe. Gleich gut Herr Serle, als ihr Liebhaber. Der Yeoman, Herr Williams; der Konstabler, Herr Salter; der Rattenfänger, Mr. Romer; alle nach Wunsch.

Man about town durch das ausgezeichnete Spiel eines Mr. Wrench in der Titelrolle ungemein ergötzlich.

Freitag, den 27. Ging in den zoological-garden, Regents-Park. An der Kasse angekommen, verweigert man mir den Eintritt, weil die Erlaubnis eines Direktors dazu notwendig sei, was ich, da man einen Shilling bezahlt, nicht vorausgesetzt hatte. Während ich nicht weiß, was zu tun, tritt ein hübscher Mann, eine Dame am Arm, hinzu; unterschreibt eine Karte, gibt sie mir, schreibt eine zweite in der Voraussetzung, daß ich noch ein zweites Mal zu kommen wünschen möchte, und macht endlich von seinem Rechte Gebrauch, mich, als einer der Direktoren, gratis einzuführen, so daß ich mein Geld und noch dazu zwei Karten in der Tasche hatte. Er spricht französisch mit mir und macht mich anfangs auf alles aufmerksam, bald aber trennt uns die Menge. So tätige Gefälligkeit findet man nur in England. Ich durchstreife den wunderschönen Garten und besehe die Menagerie, die ihresgleichen in der Welt nicht hat. Und alles durch Subskription von Privaten. Auf einmal werde ich in meiner

Muttersprache angeredet. Es ist ein Deutscher, ein Herr Bullwering aus Liebland, den ich schon neulich auf dem Dampfboote nach Windsor getroffen. Wir tauschten unsere Namen aus. Er ist erfreut usw. Fordert mich auf, des nächsten Tages mit ihm und einem seiner in London bewanderten Freunde die Feierlichkeiten des königlichen Geburtstages mit anzusehen. Ich nehme mit Vergnügen an, und wir trennten uns, da seine Tour schon vollendet ist. Ich genieße noch nach Herzenslust den schönen Garten, die warme Sonne und den Anblick der merkwürdigen Tiere. Zwei Elefanten, wovon ein ostindischer der größten Art. Ein Nashorn, vier, sage vier Giraffen. Was weiß ich noch alles.

Abends ins Haymarket-Theater. The housekeeper. Miß Taylor, ausgezeichnet. Ein Herr Vining, zugleich Herr Korn und ein Mann. Er gleich gut, sie etwas schwächer, ja ein wenig gemacht im zweiten Stücke atonement. Ein Bruder des erstern, J. Vining, höchst ergötzlich in der Rolle des Dandy, Kapitän Papinger. Alles andere gut. Das Lustspiel ist auf einem hohen Grade der Vollkommenheit in England.

Samstag, den 28., holte mich Herr Bullwering zur Auffahrt nach St. James ab. Ich gehe mit ihm in seine Wohnung, wo noch zwei Deutsche und ein alter in London eingebürgerter Franzose sich uns anschließen. Durchstreifen den St. Jamespark, stellen uns am Palaste auf und sehen die Wagen vorbeipassieren. Die Anzahl der Wagen ist ungeheuer, die Pracht minder, als ich sie mir vorgestellt habe. In Wien ist sie, leider, bei ähnlichen Gelegenheiten größer. Prinzessin Viktoria ein gut aussehendes Mädchen. Die königliche Garde königlich, da kaiserlich zu wenig wäre; vorausgesetzt, daß hier von einem Regiment die Rede ist, und nicht von 60 galonnierten Invaliden auf ausgeborgten Pferden, oder ebensovielen adeligen Strohjunkern.

Um vier Uhr sollte erst der Einzug der mail-coaches sein, wir beschlossen daher, noch vorher eine Dampfmaschinen-Druckerei zu besehen, die des Atlas nämlich, in der Nähe des Strand. Gefällig eingelassen, besehen wir das Ganze. Zauberartige Menschentätigkeit der Maschine.

Den Zug der mail-coaches versäumen wir aus Unkenntnis des Weges, und ich gehe mit meinen neuen Freunden in ihr Boarding-House zu Tische. Man ißt recht sehr gut da.

Abends mit ihnen ins Haymarket-Theater zu halben Preisen. Sehen ein Ballett Zulema. Nicht so übel. Besonders ein junger hübscher Tänzer, Mr. Massot, und die Favoritsultanin Mlle. Josephine Danse, die auch andern Leuten als Favorite angestanden hätte. Darauf ein Lustspiel in fünf Akten, married life oder so. Das Stück gut, die Darstellung vortrefflich. Übersetzt würde es auch bei uns sehr gut gefallen. Gegen ein Uhr morgens nach Hause.

Sonntag, den 29., machte ich mit mehreren meiner Mitkostgänger einen Ausflug nach Highgate und Hamstead in der Nähe von London, berühmt wegen ihrer hübschen Lage. Alles zu Fuß, ermüdend und nicht ganz belohnend. Die Gegend, außer dem wunderschönen Grün, mit unsern Gegenden nicht zu vergleichen. Ein Lunch, an dem ich aus Erschöpfung mit teilnahm, bloß aus Ale und Käse bestehend, setzte meinen Magen in eine etwas unbehagliche Verfassung. Wir kamen mittags nach Hause, was mir unlieb war, da bekanntlich der Sonntag das langweiligste Ding in London ist. Im Nachhausegehen auf offener Straße ein junger Methodistenprediger, der das Heil seiner Mitmenschen sehr zu Herzen nahm, recht gut sprach, aber nur wenig Zuhörer fand. Nach Tisch mochte ich mich mit der häuslichen Unterhaltung nicht begnügen, besonders da an Sonntagen nicht einmal Kartenspiel oder Musik geduldet wird. Ging daher aus und durchstrich die Straßen, die ich zu meinem großen Erstaunen nur wenig belebt fand, da ich bei dem Geschlossensein aller öffentlichen Unterhaltungsplätze nicht begreife, was die ungeheure Volksmenge an diesem Jammertage beginnt. Ging aus Ermüdung in eine Weinstube und trank Sherry-Wein, der nicht übel schmeckte, aber, wie die Folge zeigte, doch verfälscht sein mochte.

Montag, den 30. Fühlte gleich beim Erwachen Kopf und Magen widerlich beschwert, wie denn überhaupt gestörte Verdauung und Hartleibigkeit die beiden Plagegeister meiner Reise sind.

Ging demungeachtet, ein paar Kunstateliers zu besehen. Zuerst in die Nationalgalerie Pallmall, die ich anfangs Mühe hatte, zu finden, so unbekannt war sie allen, die ich fragte. Endlich, in einem Kupferstichladen, gab man mir richtige Anweisung. Im gegenwärtigen Lokale ist sie nur provisorisch aufgestellt, daher das Gebäude nicht sonderlich. Die Wahrheit zu gestehen, gefiel sie mir auch nicht besonders. Große Namen, wie mir schien, und mittelmäßige Bilder. An der Echtheit der Claude Lorrains wollte ich zweifeln; ein guter norwegischer Maler versicherte mich aber vom Gegenteile und ihrem hohen Werte. Er mag wohl recht haben und meine Unkenntnis oder kränkelnde Mißstimmung die Schuld tragen. Ebenso kamen mir die Correggios sonderbar vor. Ich bin kein Kenner, obgleich sonst ein ziemlich richtiger Empfinder. Doch das glaubt jedermann zu sein. Die Wilkies jedermann einleuchtend und gewiß vortrefflich. Hogarths Heirat nach der Mode, im Original und, wie natürlich, die Kupferstiche im Ausdrucke weit hinter sich lassend. Für die Wests gebe ich nicht viel. Rembrandts Ehebrecherin vortrefflich angeordnet und beleuchtet, sonst wohl ein wenig gemein. Rubens, wie überall usw.

Hierauf in die Brithis Institution; eine Ausstellung von Privaten, aus ihren Kunstschätzen zusammengestellt. Hier ging mir das Herz auf.

Gleich der Galerie im Vatikan, braucht man sich nicht durch Schund und Mittelgut hindurchzuarbeiten. Nicht viel Bilder, aber alles von Wert. Murillos, die ihren Meister in die erste Reihe der Maler stellen. Velasquez voll strengen Ernstes. Niederlande wie gestern gemalt. Die vier Menschenalter von Tizian ließen mich kaum von sich. Den sieben Sakramenten von Poussin konnte ich keinen Geschmack abgewinnen. Diese Claude Lorrains leuchteten mir ein. Zwei Landschaften von Ruysdael, wie man nichts Schöneres sehen kann. Ein Magdalenenkopf von Guido, der an weicher Schönheit nicht übertroffen werden kann, besonders der Mund. Eine heilige Familie von Raffael, entweder nicht von ihm, oder aus einer Zeit, wo er noch nicht Raffael war.

Ich hatte mich mit meinem neuen Freunde schon um halb fünf Uhr zum Essen in eine Taverne zusammenbestellt, da Charles Kemble im Julius Cäsar auftreten sollte und rätlich war, schon um sechs Uhr im Theater zu sein, eine Stunde, wo man in den Boarding-Häusern erst zu Tische geht. Ging daher nach dem Strand, fand die Gesellschaft, und wir aßen gemeinschaftlich, eine halbe Krone per Kopf. Dafür hatte man Suppe (real turtle), sehr guten Fisch, in Portionen, daß Christus mit sieben derselben allerdings hätte dreißigtausend Mann speisen können, roast beef, nach Belieben sich selbst von einem Riesenstücke herabzuschneiden, und Käse. Ich hütete mich sehr im Essen, obgleich die Anstrengung des Sehens mir gewaltigen Hunger gemacht hatte. Auf etwas Alle setzte ich guten Sherry, mit heißem Wasser und Zucker gemischt, ein Magenmittel nach hiesigem Gebrauch. Darauf ins Theater. Dr. Bulwering bestand darauf, ins pit zu gehen, wir fanden aber schon die ungeheuerste Menschenmasse, die sich auf englische Art, d. h. wie die wilden Tiere drängte. Ein paarmal in Gefahr, die Brust zerdrückt zu haben, machte ich mich von meinem Begleiter los und nahm einen Platz in den Boxes, wo ich anfangs ziemlich gut daran war.

Die Vorstellung gut. Sheridan Knowles, als Brutus, nicht besonders, Cassius, Macready, lobenswert. Kemble, der den Antonius gab, vorzüglich in der Szene nach Cäsars Tode und in der Leichenrede ausgezeichnet. Die Volksszene viel besser, als ähnliches bei uns. Ich hätte gern das Ganze mit angesehen. Aber als um neun Uhr die Halbpreise eintraten, wurde das Theater im eigentlichen Verstande gestürmt. Die Türen der Logen aufgerissen. Die kalte Luft drang schneidend in den erhitzten Raum. Keine Möglichkeit, die Eingedrungenen wieder zu vertreiben. Hinter den Rücken der Sitzenden stiegen sie auf die Bänke. Huren drängten sich in jede Öffnung. Unausgesetzter Wortwechsel, selbst Handgemenge. Da sagte ich Shakespeare im vierten Akte Valet, riß mich durch die Menge und erreichte wie ein gehetzter Hirsch meine Wohnung.

Dienstag, den 31. Mai. Die Tochter des Hauses, wo ich wohne, wurde heute vermählt. Großes Frühstück, auf das wir armen Kostgänger aber bis 11 Uhr mit leerem Magen warten mußten. Es ging dabei auf eine Art steif her, wie man selbst in Deutschland keinen Begriff hat. Nebst dem Bräutigam hielten noch drei bis vier Personen kleine Reden, und eine Anzahl Gesundheiten wurden vorschriftsmäßig ausgebracht. Hierauf mit ein paar der hier wohnenden Deutschen nach Greenwich, vorher aber eine der größten hiesigen Brauereien besehen. Manche Einzelheiten kaum so groß, als ich sie mir gedacht, das ganze Etablissement aber so riesenhaft, daß es einem schaudert. Beinahe alles durch eine Dampfmaschine verrichtet, die ziemlich unscheinbar, aber unermüdlich ihren Weg geht und das Verschiedenartigste durch denselben Mechanismus verrichtet. Gerstenvorräte, um eine belagerte Stadt zu verproviantieren; Kühlapparate, um darauf Schiffbruch leiden zu können; eine Reihe von vielleicht mehr als 100 Fässern, deren kleinstes 1000, das größte 3500 Barrels hält. 160 Arbeitspferde im Stalle. Hierauf auf dem railway nach Deptford. Der ganze Weg in der Luft auf Bogenbrücken fortgeführt. Dreißig bis vierzig Kutschen, aneinander gehängt, erwarten den Dampfwagen, der sie in Bewegung setzen soll. Man steigt ein. Endlich verkündet ein Schnauben das rückkehrende Ungeheuer. Es wird vorgespannt. Nun stampft es und tobt es, die Bewegung erfolgt anfangs langsam, dann rascher und rascher, bis das Ganze ungefähr mit der Geschwindigkeit des Vogelfluges dahinstürmt. Die Schnelligkeit bemerkt man übrigens mehr an dem Vorüberfliegen der Gegenstände, als daß man im Wagen sitzend davon affiziert würde. In sechs Minuten kommt man in Deptford an, was doch eine halbe deutsche Meile entfernt sein mag. Von hier nach Greenwich. Herrlicher Park. Schöne Aussicht. Das Invalidenhaus schöner als ein Königsschloß. Die Kapelle mit den Porträts berühmter Admirale und der Schilderung großer Seegefechte herrlich, herzerhebend. Die Gesellschaft trennt und verfehlt sich durch unrichtige Zusammenbestellung. Ich und einer der Deutschen, Schulze, finden uns allein. Das Dampfboot nach London geht erst um fünf Uhr. Gehen daher zur Eisenbahn zurück. Warten auch dort und kommen erst um halb sieben Uhr zum Mittagessen nach Hause.

Abends in die italienische Oper, Gazza ladra. Rubini wie immer, nicht mein Mann. Tamburini vortrefflich. Lablache hat etwas verloren, nebstdem daß der Podesta wohl nie seine Rolle war. Die Grisi, vortreffliche Stimme, große Geläufigkeit, mitunter mißbraucht. Singt gern zu hoch, was auf mich einen gräßlichen Eindruck macht. Einen großen Moment im Spiel oder Gesang habe ich bei ihr nicht bemerkt. Das Haus schön, ungeheuer, die vernehmste Gesellschaft, voller Putz. Da sitzend und

wartend, höre ich auf einmal neben mir — Wienerisch sprechen. Ich frage: es sind wirklich zwei Wienerinnen, die eine hier an einen Buchdrucker vermählt, die andere eine Madame Reichmann aus Wien. Ich hatte in der ersten Freude meinen Namen genannt und war recht vergnügt, als die Buchdruckerin nach meiner Wohnung fragte und mir wiederholt anbot, mich mit einem Professor der deutschen Sprache am Kings College bekannt zu machen, der mir usw. Das war gegen meine Absicht, und ich benutzte die Applaudissements am Ende der Oper, um mich unbemerkt aus dem Staube zu machen. Ich hatte mich den ganzen Tag sehr übel befunden. Jetzt war ich von Durst ausgetrocknet. Da ich keines der hiesigen geistigen Getränke vertragen kann und Wasser am Brunnen auch nicht zu schöpfen wußte, so trank ich ein Glas Ginger-Beer, was mich erquickte und mir sehr wohl bekam. Will dieses Zeug zu meinem Getränke machen.

Mittwoch, den 1. Juni. Der letzte Monat meines Urlaubes beginnt. Ging ins britische Museum, das die ganze Zeit meiner bisherigen Anwesenheit geschlossen war. Nahm mir vor, bloß die Antiken zu besehen und den naturgeschichtlichen Teil der Zukunft zu überlassen. Vortreffliche Sachen, die man durchlaufen muß, statt bei jeder stundenlang stehen zu bleiben. O ewige Griechen! Daneben ägyptische Bruttogewichte, Dinge nebst indischen Scheußlichkeiten, die darstellen wollen, was man höchstens denken könnte. Endlich die Elginschen Marmore. London ist eine nicht üble Stadt, der Parthenon mag aber denn doch mehr wert gewesen sein. Alles zerstört, aber überall Spuren einer Schönheit, die man mit keinem Dampfapparat herstellen und mit den höchsten neueren Erzeugnissen nicht aufwägen kann. Die Gruppe der drei Schicksalsgöttinnen, die Theseusbildsäule, die Metopen, die Friesen. Nicht Riesen-, Götterwerke. Was mag das gewesen sein. Die Einbildungskraft erlahmt, um nachzukonstruieren. Es erlahmten aber auch meine Füße. Ich konnte mich, als es vier Uhr war, kaum mehr regen. Doch wollte ich noch zum Gesandten gehen, um mir Eintritt ins Parlament zu verschaffen, das heute nach unglücklicher, zehntägiger Prorogation wieder beginnt. Unglücklicherweise aber regnet es, und ich muß nach Hause, denn bei meinem Gesundheitszustande durchnäßt werden, wäre nicht rätlich.

Abends Konzert des norwegischen Violinspielers Ole Bull im Kings-Theater. Einige sagen: ein Schüler Paganinis, die meisten: sein gefährlichster Nebenbuhler. Ouvertüre von Mozart aus G-Moll. So schlecht aufgeführt, daß man in den Wiener concerts spirituels zu sein glaubt, mitunter schlechter. Die Gesangsstücke von den ersten italienischen Sängern so unbedeutend, daß man merkt, sie wissen, vor was für einem Publikum sie singen. Ole Bull selbst vortrefflich, was die mechanische Fertigkeit betrifft. Der Körper Paganinis ohne seine Seele. Selbst die Schwierigkeiten weiß er mit dem eigentlich musikalischen Teil nicht so zu verbinden, daß sie zusammen ein Ganzes ausmachten, sie bleiben meistens ein Getrenntes. Kunststücke zum Bewundern. Moscheles spielte eine Phantasie, d. h. phantasierte zu Hause und spielte dann im Theater. Im Anfang sogar ohne Bestimmtheit und Sicherheit, dann rollte es glatt weg. Thalberg hat mich für die andern Klavierspieler verdorben. Seinen Ton muß man bei Moscheles nicht suchen, selbst in Geläufigkeit, namentlich in den Oktavepassagen steht er ihm nach. Fand einen Herrn Präger aus Leipzig im Theater, einen liebenswürdigen Mann, der sich nach meinem Namen erkundigte und mich erkannt haben wollte. Schon während des Mittagsessens war ein junger Figdor aus Wien da gewesen, der mich engagierte, mir des andern Tags mehrere merkantilische Merkwürdigkeiten zu zeigen, was ich mit Vergnügen annahm.

Donnerstag, den 2. Ging zu Figdor, wo ich auf dem Kontor seinen Vater antraf. Gingen zusammen. Besehen uns die Börse, die Winter und Sommer in einem von Säulengängen umgebenen freien Raume abgehalten wird. Dann ins East India House. Viele indische Merkwürdigkeiten. Waffen, Tiger, Shebs. Ein Lieblingsspielzeug desselben, vorstellend einen Tiger, der einen Menschen zerreißt, wo denn eine angebrachte Drehorgel das Gebrüll des Tigers und das Geschrei des Menschen nachahmt. Eine konservative Unterhaltung. Meine Begleiter drängten, hätte gern alles genauer besehen. In die Goldsmith Hall. Von einer Pracht, die alle Vorstellung übersteigt. Riesenspiegel aus einem Stücke. Mahagonimöbel, wie aus Eisen gegossen und zugleich wie aus Papier geschnitten. Das Etablissement eines Herrn Morison, mit aller Art Waren, vom Seidenband bis zum Schal und feinsten Bijougnetuch. Ein Möbelmagazin, durch sechs oder acht Etagen im Schneckengewinde hinauflaufend. Der Eigentümer stieg mit uns selbst hinauf, obschon wir gleich erklärten, daß wir nur zum Besehen da wären. Mußte mit den beiden in ihre Wohnung nach Islington zum Essen. Fängt an zu regnen. Finde die Tochter. Scheinbar ein höchst liebenswürdiges Frauenzimmer. Mittagsmahl nach englischer Weise, zwei Gerichte, aber vortrefflich. Gute Portweine. Angenehme Unterhaltung. War höchst liebenswürdig.

Nach Tisch ins Parlament. Mußten zwei Stunden warten, um für unsere halbe Krone in die Fremdengalerie zu kommen. Eine Äußerung von mir, ich könnte allenfalls den Dichter Bulwer herausrufen lassen, um Einlaß zu erhalten, veranlaßte den Vater Figdor, in diesem Sinne mit dem Konstabler zu sprechen; und siehe da, auf einmal kommt Herr Bulwer auf mich zu, was mir natürlich sehr unangenehm war, da meine Äußerung nur im Spaß gemeint war. Trug dem gutaussehenden Manne mein

Anliegen vor, da nun einmal gesprochen werden mußte. Er schien, wie natürlich, nicht sehr au fait der Namen und Sachen, benahm sich etwas cavalièrement, versicherte, heute sei das Gedränge zu groß, wenn ich aber des andern Tags um fünf Uhr kommen wollte. Redensart. Ich war froh, ihn wieder los zu werden.

Das Haus, nur ein provisorisches, macht anfangs einen höchst unbedeutenden Eindruck, der aber bald zum großartigen wird. Ein langer schmaler Saal, mit Stufensitzen zu beiden Seiten. Die Sprecher im Fond. Alles ohne Schmuck. Galerien rings herumlaufend, die zu beiden Seiten für die Mitglieder zum Ausruhen, was sie denn liegend, tümmelnd, mit den Füßen auf der Balustrade höchst unanständig tun. Gegenüber dem Sprecher die Fremdengalerie, so weit entfernt, daß man nur mit Mühe hören und, der Kronleuchter wegen, immer nur eine Seite des Hauses sehen kann. Wir saßen rechts, also im vollen Anblick der ministeriellen Seite. O'Connell ganz schwarz gekleidet, mit kleiner vorstehender Hemdkrause. Ein starker Mann, schwarzes Haar, eine Papierrolle in der Hand, die er während der Rede der Gegenpartei wie eine Klarinette an den Mund hielt. Seine Züge konnte ich nicht ausnehmen. Er saß auf der zweiten Bank. Beinahe vor ihm auf der ersten Sheil. Hager, blond, lebhaft. Wie wir eintraten, hielt eben der Sekretär für Irland, Lord Morpeth, eine Rede. Stark und kräftig, von hear, hear seiner Partei und oh, oh, und ey, ey, der Gegenpartei unterbrochen. Darauf Sir James Graham. Anfangs abgebrochen, ohne Fluß, darauf fortlaufend, mehr im Sprech- als Rednerton, nur bei der häufigen Unglücksprophezeiung mit erhobener Stimme. Da waren denn die Groons und Eys viel häufiger, manchmal fünf Minuten lang, als ob sich beide Parteien überbieten wollten. Dauerte wohl zwei Stunden. Endlich stand Sheil auf. Seine Stimme ist wie ein zweischneidiges Schwert, von vornherein unangenehm, er selbst eine Feuerflamme. Die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen, die Abwechslung der Stimme, die Bitterkeit seines Hohns, das Donnern seiner Verwünschungen unbeschreiblich. Daß es meistenteils Variationen oft dagewesener Themate waren, ist wohl natürlich. Auch konnte ich der Entfernung wegen, der Schnelligkeit, besonders von Sheils Redeweise, und meiner geringen Fähigkeit, englisch Gesprochenes zu verstehen, sehr vieles nicht auffassen. Doch machte es großen Eindruck. Mir schien der Strom seiner Rede heute mitunter mehr gemacht als natürlich. Das hinderte doch nicht den Eindruck des Ganzen. Die Engländer mögen nur ruhig sein. Sie kennen die andern Nationen vielleicht nicht genug, um ganz zu wissen, wie allmächtig sie sind. Wenn sie einmal ernsthaft wollen, wird alles vor ihnen zerstäuben, wie selbst Napoleon zerstäubte. Die Welt ist gesichert. Als Sheil ausgeredet hatte, brauchte es keine Auflösung der Sitzung, alles ging auseinander. Ich kam um halb zwei Uhr nach Hause.

Freitag, den 3. Juni. Hatte versprochen, um zwölf Uhr zu Figdor zu kommen, einige Dinge in der City zu besehen. Aber es regnete. Ging daher, da gerade ein Einlaßtag war, ins Museum. Durchlief den naturhistorischen Teil, der, außer der Mineralogie mit merkwürdigen Versteinerungen, nichts Besonderes zu sein scheint, und wendete mich wieder zu den Altertümern, d. h. zu den Elgin-Marmoren. Sog mich voll von den Eindrücken des Minervatempels. Diese Metopen, mehr als halb zerstört und doch die Denkmäler der höchsten Schönheit. Was für Arme und Beine. Diese Priesterinnen, in halb soldatischem Ausschritt und doch so weiblich gelehrig vor dem sie belehrenden Priester. Diese Pferdebändiger, dasselbe hundertfach abgestuft. Endlich die Figuren der beiden Frontispize. Das östliche kann man sich beinahe vollkommen in Gedanken zusammensetzen. Die drei Schicksalsgöttinnen möchten wohl, wenn unverstümmelt, das Schönste sein, was im Fach der Gruppe auf uns gekommen. Laokoon ist nur im einzelnen schön, die Knaben haben mir nie gefallen können. Und das alles in einem Tempel. Die erhaltenen Säulenschäfte zeigen das Riesenhafte des Baues. O neue Pfeffer- und Teewelt, wie kommst du da zur Vergleichung.

Abends wieder ins Unterhaus. Nach einer Stunde Wartens eingelassen. Es sprach eben Mr. Ward, einer der Minister, wie ich glaube. Ziemlich langweilig. Da stand ein Konservativer auf, How-Vane oder wie er hieß. Drosch das oft gedroschene Stroh. Ward unterbrochen, verspottet, nahm's übel, berief sich auf das Recht, seine Meinung zu sagen. Plötzliche Bewegung, alles drängt sich, die Zuseher stehen auf. O'Connell fängt an, zu sprechen. Wenn je ein Mensch alle äußeren Eigenschaften eines Redners vereinigte, so ist er's. Tüchtige Gestalt, tiefes klingendes Organ, leichte, treffende Bewegungen; im Spott wie im Donner des Ernstes gleich wirksam. Was er sagte, schien nicht viel Neues, wenigstens was ich davon verstand. Auch war der Fluß seiner Rede nicht immer ununterbrochen, nicht so ununterbrochen als bei der Feuerflamme Sheils. Des Lärmens und Beifalls war kein Ende. Er spie Invektiven auf Persönlichkeiten, so daß ihn der Sprecher zurechtweisen mußte. Jeden Augenblick unterbrach ihn seine Partei mit Geschrei und Jubel, so daß er fast keinen ganzen Satz aussprechen konnte. Die Irländer scheinen vortreffliche Deklamatoren. Die Engländer gute Redner, Sprecher möchte ich eher sagen. Aus der Vereinigung beider würde der gute Redner hervorgehen. Am Ende seiner Rede eine ungeheure Bewegung unter den Mitgliedern, deren Ursache ich nicht abnehmen konnte. Vielleicht wollte man schon abstimmen. Da ertönt plötzlich eine klare, ruhige Stimme, es war Sir Robert Peel. Meine Kraft

aber war erschöpft. Ich konnte nicht mehr sitzen. Von sieben Uhr bis ein Uhr gedrängt, bestürmt, ohne Haltpunkt, von der Aufmerksamkeit auf die mir nur halb verständliche Sprache aufgerieben. Dazu drängte mein Begleiter, ein Deutscher aus demselben Kosthause, der trotz seiner athletischen Konstitution nicht mehr aushalten konnte und der den notwendigen Hausschlüssel mit sich führt (die vorige Nacht hatte ich eine halbe Stunde mit Klingeln zubringen müssen). Es war gegen ein Uhr. Ich konnte nicht mehr hören, verstehen schon gar nicht. Dazu peinigte mich ein kaum mehr auszuhaltender Durst. Die Zeitungen mußten ja den weiteren Verlauf erzählen. Ich ging und schlief wie ein Toter bis neun Uhr in den Tag hinein.

Samstag, den 4. Juni. Gar zu gewöhnlicher Tag. Mußte einige Einkäufe machen; wollte Figdor besuchen. Zuerst zur Gesandtschaft. Fand den unfindbaren Legationssekretär wieder nicht. Sprach mit einem der Beamten und trug ihm mein Anliegen wegen des Eintritts in die Pairskammer vor. Hierauf mit Dankel in die City. Kaufte Rasiermesser, die schlecht waren. Zu Figdor, den ich nicht zu Hause antraf. Holte bereits gekaufte East-India-Schnupftücher, die ziemlich häßlich sind, ab, und so war der Vormittag vertrödelt.

Schon während des Mittagsessens fing es zu gießen an. Ich wollte in die italienische Oper, was denn nun nicht möglich war. Hatte vormittags die beiden Nummern des Morning Chronicle gekauft, die die Reden enthielt, die ich mit angehört hatte. Las jetzt bis zum Erblinden das Gehörte nach und fand die Reden, mit Ausnahme der von Lord Morpeth, unbedeutender, als ich mir vorgestellt hatte. Spielte, da es zu regnen nicht aufhörte, ein kasuelles Whist und zu Bette.

Sonntag, den 5. Juni. Wer weiß, was für ein schreckliches Ding ein Sonntag in London ist, wird meine Lage begreifen, wenn ich sage, daß es schon am frühen Morgen zu regnen anfing und mit kurzen Unterbrechungen erst am Abend aufhörte. Wollte eine Partie in die Umgegend machen, allenfalls nach Windsor. Das ward alles durch das Wetter zerstört. Wendete den Vormittag an, teils meine Zeitungen zu lesen und mich so in der Sprache zu üben, größtenteils aber die ausgelassenen Tage in meinem Reisejournal nachzutragen und dieses so gewissermaßen zu vervollständigen. Freilich sind die ersten Eindrücke unter dem Schwall neuer Dinge vergessen; doch ist es besser so, und in der Folge wird, hoffe ich, die Erinnerung an manches Übergangene mit Hilfe des wenigen Niedergeschriebenen wieder erwachen und mir die Möglichkeit geben, das Bild dieser ungeheuern Stadt für alle kommenden Tage bei mir festzuhalten. Was mich gleich anfangs daran hinderte, Tag für Tag das Erlebte aufzuzeichnen, war das völlig Unbehagliche meiner Lage. Schlecht bewohnt, unzufrieden, kaum imstande, mir Tinte zu verschaffen, durch das abgeschmackte Boarding-Leben, wo das gemeinschaftliche Frühstück den halben Tag wegnimmt und die Notwendigkeit, den Plan der Stadt zu studieren, um sich auf seine Exkursionen vorzubereiten, die andere Hälfte. Kurz, es war rein unmöglich, und gesteh' ich's nur, meine wenige Bekanntschaft mit der Sprache, die mir allenfalls erlaubte, mich selbst zur Not auszudrücken, mir aber, was die andern sagten, beinahe unverständlich machte, setzte mich so ziemlich in die Lage eines Schiffbrüchigen, der im löchrigen Kahn allein in der Unermeßlichkeit des Weltmeeres herumtreibt. Doch hoffe ich, dem Zweck meiner Reise, Wiedergewinnung der eigenen Selbsttätigkeit und der Möglichkeit, mit Menschen beisammen zu sein, durch alle diese Drangsale hier näher gerückt zu sein, als in Paris, wo mir alles entgegenkam und gerade durch die Unzweckmäßigkeit der Berührung mich störte und verwirrte.

Heute also, nachdem ich bis gegen drei Uhr geschrieben, benützte ich vor Tisch eine regenlose halbe Stunde, um ein paar Straßen zu durchlaufen und mir einige körperliche Bewegung zu verschaffen. Mittagsmahl um fünf Uhr, wie hier des Sonntags gewöhnlich, um den Dienstleuten einen längeren Nachmittag zu verschaffen. Nach Tisch ein wenig mit einem der hier lebenden Engländer gelesen, dann wieder ins Freie durch die sonntäglich wenig bedeckten Straßen. Bei geschlossenen Buden gibt die Stadt mit ihren schwarzen gleichförmigen Häusern einen traurigen Anblick. Durch Oxford-street, Regent's-street, Picadilly in den Hydepark. Achillesstatue zum Andenken Wellingtons und seiner Armee. Die einbrechende Dunkelheit verbot, weiter in den Park einzudringen, der hübsch genug aussieht. Zurück, vom Wege abgewichen, mich in den Straßen von Grosvenor-square verirrt, durch einen artigen jungen Mann wieder in die Oxford-street zurückgebracht. Nach Hause. Sah den jungen Leuten zu, die der Langeweile des Sonntags durch Kinderspiel Herr zu werden versuchten, weshalb die Frau und Tochter vom Hause in echt englischer Sonntagsabgötterei sich entfernt hatten. Die Teezeit war längst vorüber. Etwas Käse mit Brot tat die nämlichen Dienste. Zu Bette.

Montag, den 6. Juni. Wollte zu Figdor gehen, vorher aber meines Passes wegen ins Alien office. Erhielt meinen Paß, ohne Bezahlung einer Taxe, eine Folge der neuen Einrichtungen, zufolge deren das ganze Alien office mit 1. Juli aufzuhören hat. Sehr würdig dieses freien Landes, nicht mehr die Fremden allein als Knechte zu behandeln. Besah die Westminsterhalle, die mir früher entgangen war. Groß, wüst, aber von ausgezeichneter Arbeit in den Skulpturen der ungeheuern Bogen und Tragsteine. Letztere Jagdgegenstände. Aus der Halle die Eingänge in die verschiedenen Gerichtshöfe. Vice-Chancellors court, court of common

pleas, Kingsbench. Ging in jeden derselben und wohnte den Verhandlungen bei. Bewunderungswürdige Überlegenheit der Richter in Auseinandersetzung der Fälle und augenblicklicher Zurechtführung der Advokaten. Hierauf nach dem Strand. Die Adelaidengalerie besehen. Vor dem Eingange ein hübsches Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, gut gekleidet, so betrunken, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnte. Teilte demungeachtet Ohrfeigen und Nieserpüffe an die Vorübergehenden aus, die sie zum Gegenstande ihrer Neugier machten. Die Galerie höchst merkwürdig. Eine Masse mechanischer Erfindungen und physikalischer Experimente. Auffallende Beweise von der Einerleiheit der magnetischen und elektrischen Kraft. Dampfkanonen, die mit sekundenübereilender Schnelligkeit einzelne Kugeln und mit fürchterlichem Gepraffel ganze Hagel auf einmal fortschleuderten. Verlor einige Stunden im Warten auf die mikroskopischen Darstellungen, da mehr Leute da waren, als das geräumige Zimmer auf einmal fassen konnte. Es war fünf Uhr, als ich herauskam, und ein schnell einfallender Platzregen nötigt mich, mit höchster Eile meine Wohnung zu suchen.

Nach Tisch ins Drurylane-Theater. Das Mädchen von Artois, original-englische Oper von Balfé. Einzelne hübsche Sachen. Das Ganze langweilig und bunt. Madame Malibran vortrefflicher als jemals. Eine ihrer Arien, ein schönes Duett. Vor allem aber eine Art Walzer, der das Ganze höchst unschicklich schließt, den sie aber mit einer Virtuosität sang, die alles hinter sich läßt. Dieser leichte Wechsel von hohen und tiefen Tönen in dem schnellsten Zeitmaße, diese völlig ausgebildeten Pralltriller, dieser vollendete Geschmack im Übergehen zu der wiederkehrenden Anfangsmelodie, dieses Aufjubeln, diese tiefe Empfindung. Die Pasta geht ihr gewiß an Tiefe und Großartigkeit vor, sie aber ist unendlich mannigfaltiger, frei genialer. In den Passagen nach aufwärts ist manchmal ein Anklang von Stoßweisen, überhaupt nicht die vollendete Nettigkeit der Fodor, manchmal ein stumpfer Ton in Verbindung der Höhe mit der Tiefe, der fortgesetzte Triller nicht so bestimmt, so tonreich als bei mancher ihrer großen Nebenbuhlerinnen, aber als Ganzes steht sie gewiß den Besten nicht nach und übertrifft sie alle als Theatersängerin im ausgedehntesten Bereich.

Als ich gegen Mitternacht nach Hause kam, fand ich einen Brief vom Legationsrat, der mir eine Karte zur Pairssitzung für diesen Abend übersendete. Natürlich nicht zu benützen. Sonderbare Gefälligkeit, mehr um eine Bitte abzutun, als wirklich förderlich zu sein.

Dienstag, den 7. Juni. Wollte die Familie Figdor vor ihrer Abreise sehen, ward durch einen Besuch Prägers weit über meine Absicht lange zu Hause gehalten. Nach Wallbrook-street. Fand die Figdors nicht. Trieb mich in der City herum, wo ich Rasiermesser und sonst einiges kaufte, von dem immer wieder losbrechenden Regen aber fortwährend in der Nähe der Börse gehalten wurde, wo doch der bedeckte Gang einigen Schutz darbot. Endlich, um nicht ganz durchnäßt zu werden, zeitlich nach Hause.

Abends trotz Regen ins italienische Theater; l'assedio di Corinto. Ich habe der Grisi bisher unrecht getan. Das ist eine so vortreffliche Sängerin, als je eine war. Weniger stark leidenschaftlich, aber dafür immer wohltönend. Anfangs dieselbe Neigung zum Zuhochsingen, als da ich sie das erste Mal hörte. Später setzte sich alles zurecht. Ich habe diese Oper oft aufführen gesehen, aber erst heute gehört. Sie hat eine Leichtigkeit und Annehmlichkeit der Stimme wie selten eine Primadonna, die meistens schon halb ausgesungen sind, wenn sie zu den letzten Stufen gelangen. Der Chor schlecht. Von den übrigen liebe ich weder Tamburini besonders, noch Rubini überhaupt. Lablache taugt nicht mehr für den Priester, der ihm immer zu tief lag, besonders aber jetzt, wo seine Stimme sehr in Verfall ist. Aber das Zusammenwirken, wie natürlich, vortrefflich. Die Ausstattung viel kleinlicher als in Paris.

Mittwoch, den 8. Juni. Frühmorgens kam der junge Figdor zu mir, dessen Angehörige eben abgereist waren und der mich nach dem Kolosseum abholte. Sahen das Panorama von London, das an Großartigkeit und Treue nichts zu wünschen übrig läßt, aber doch etwas gar zu bleich und verwaschen in der Farbe geraten ist. Wie ungeheuer! Aber der Eindruck Wiens vom Kalenberge ist auch nicht kleiner. In den Straßen selbst merkt man, wie groß London ist. Darauf die Schweizer Hütte, eine Spielerei mit einigen artigen Einzelheiten. Darauf Straßen auf und ab. Corn Exchange, ein ungeheures Gebäude zum Behuf des Getreidehandels. Verabredeten für nächsten Samstag eine Partie nach Windsor. Morgen ist großes Dankfest der Pfarrschulen St. Paul. Mittags zu Hause.

Abends ging ich ins Astley-Theater, um es doch auch gesehen zu haben. Schlechte Spektakelstücke. Reiterkünste besser, als man sie irgend sieht. Eine Miß als Pferde-Abrichterin, mit einem herrlichen Pferde voll Gelehrigkeit, machte darauf im einfachen eleganten Reithabit die Reitschule zum wahren Genusse. Gruppierungen, Menschenpyramiden von wirklichen oder vorgeblichen Beduinen dargestellt, bis zum Unglaublichen. Besondere Meister in den unmöglichsten Gliederverrenkungen, Seiltänzer ziemlich schlecht. Der eine fiel derb aufs Maul, daß er forthinkte. Ein königlicher Prachteinzug, nur in Paris überboten. Ein Wettrennen von Knaben auf kleinen Ponies, den großen aufs täuschendste nachgeahmt. Ging endlich, übersatt.

Donnerstag, den 9. Früh morgens mit Figdor und einem andern deutschen Kaufmanne in die St. Paulskirche, die mit endlosen Stufen zum Kinderfest hergerichtet war. Rings unter

der ungeheuern Kuppel und dem, was man bei uns Presbyterium nennt, die emporsteigenden Sitze, deren ich sechzehn übereinander zählte, Raum für achttausend Kinder. In der Mitte ein Predigtstuhl, im Fond die Orgel. Die Versammlung im ganzen bis vierzehntausend Menschen. Die Zuseher waren bald versammelt, unabsehbar, außer der Peterskirche in Rom nichts damit vergleichbar. Nach und nach stellten sich die Kinder ein. Nach den Pfarren in verschiedenen Farben gekleidet. Die Knaben höchst barock, die Mädchen, obwohl im Kostüme alter Weiber, doch durch die außerordentliche Reinlichkeit ihrer Hauben, Schürzen und Halskrägen nach Pilgerschnitt, sämtlich glänzend weiß, ein wohltuender Anblick. Blau, grün, rot in allen Schattierungen, schwarz, braun, grau, die Mädchen von unten hinaufsteigend, die Knaben von oben herab. Als alle achttausend beisammen waren, gab es einen Anblick, dessengleichen in der Welt nicht ist. Gegen die Orgel zu ein Fächer von lauter Mädchen, schneeweiß, von dunkeln Farben eingesäumt, wahrhaftig wie eine Engelsglorie. Die andern saßen horizontal geteilt. Die weißen Mädchen bildeten die Schneeregion des Menschengebirges, und diese fiel so umgekehrt nach unten. Hier und da war die gleiche Linie durch einen Hauben- und Schürzenzwickel nach oben malerisch unterbrochen. Langweilige Gebete, von Chören unterbrochen, die die achttausend Kinder sangen, wie ein Donnerwetter, im Sopranschlüssel gesetzt. Die ziemlich schweren Sachen gingen besser, als ich gedacht hatte. Der protestantische Erzbischof über ganz Irland (all Ireland, Gott verdamm' ihn!) hielt eine Predigt, die er selbst verstanden haben mag. Der hundertdreizehnte Psalm recht gut komponiert. Ein Alleluja von Händel, das den Kindern denn doch zu bunt war. Endlich nach dritthalb Stunden ein nicht unwillkommenes Ende. Wir, die wir schon um zehn Uhr da waren, hatten eigentlich fünf Stunden ausgehalten. Ging mit Figdor ins London-Kaffeehaus, wo er mich traktierte. Vortreffliche englische Küche. Salm, für einen Kaiser zu gut. Roastbeef über alle Vorstellung. Johannisbeertorte für einen großbritannischen Gaumen. Grüne Erbsen, in Wasser abgekocht. Grüner Salat, roh zu essen, was wir bleiben ließen. Stilskäse, dem nichts gleichkommt. Das Kuvert vier Shillinge. Dazu Ale, Hochheimer und zum Schluß etwas Sherry. Hernach in den Zigarrendivan, wo für einen Shilling die Person eine Zigarre und eine Tasse schlechten Kaffee erhält. Zeitungen in Überfluß. Sah und las seit beinahe drei Monaten zum ersten Male wieder die Allgemeine Zeitung. Unter anderm, der Kaiser von Österreich habe den Erzherzog Ludwig zum Mitglied des Staatsministeriums ernannt, ihn, der solange die obersten Geschäfte halb selbständig leitete. Ist das eine Erhöhung oder Erniedrigung?

Ging darauf in die italienische Oper. Marino Faliero von Donizetti. Hübsche Sachen. Die Grisi gefiel mir nicht. Tamburini hat offenbar seine Stimme verloren. Lablache der beste, ohne sonderlich zu sein. Die Chöre ein Skandal. Mit mir in derselben Loge ein recht artiger Engländer, der recht leidlich französisch sprach und die Musik zu goutieren schien. Zwei seltene Eigenschaften in diesem Lande.

Ich komme um Mitternacht nach Hause und finde, daß die jungen Leute sich eine kleine Abend- oder Morgenunterhaltung machen, wobei sie einen Höllenlärm verbringen. Ich will noch ein wenig schreiben, vielleicht kriegen sie's mittlerweile satt.

Die Ordnung war bewunderungswürdig in der Paulskirche, nur störte, was aber nicht anders sein konnte, das Kommandomäßige gewisser Handlungen. So bedeckten bei manchen Stellen der Gebete die Kinder auf ein Tempo sich die Augen mit Händen und Schürzen, was ein wenig heuchlerisch aussah, high-church-mäßig. Die Prinzessin Viktoria war da mit ihrer Mutter und dem Herzog von Oranien. Sie saß anfangs zu unterst, mitten unter den Kindern. Da nun aber die Leute auf die Bänke stiegen, um sie zu sehen, trotz der Stewards, die unermüdlich die Obensitzenden mit ihren Stäben berührten und zur Anständigkeit aufforderten, verließ sie ihren Platz und setzte sich in den Chor. Da kehrten sich denn die dortsitzenden Mädchen mit dem Gesichte nach ihr und machten in einem Tempo ihr unablässige Verneigungen, so daß das Ganze aussah wie ein wallendes Meer. Mitten unter den Gebeten fiel es auf einmal ein paar Schulbuben ein, ihr ein lautes Hurra (Hurrä) zu bringen, in das das ganze Kinderheer einstimmte, zum offenbaren Mißvergnügen des Erzbischofs von Armagh (eines hochtoristischen Lords Beresford); auch scheinen die Kleinen einen Wink zur Unterlassung bekommen zu haben, denn es blieb bei diesem einmaligen Ruf, was sonst nicht in der hiesigen Sitte ist.

Die jungen Leute lärmen noch immer fort. Mein Licht ist zu Ende, ich will mich daher zu Bette legen, vielleicht nimmt es doch bald ein Ende.

Freitag, den 10. Es war ein förmlicher Ball im Hause, was ich nicht wußte, da ich des Mittags auswärts gegessen hatte. Man tobte bis zum hellen Morgen, so daß ich kein Auge zutun konnte.

Beim Frühstück erfahre ich, daß der Legationssekretär gestern noch einmal dagewesen ist. Das scheint denn doch mehr als leere Höflichkeit. Will versuchen, ihn heute zu sprechen.

Mir tut leid, daß ich Raumers Werk über England vor meiner Abreise nicht lesen konnte oder vielmehr nur in den letzten beschäftigten zwei Tagen durchblättern. Will es zu Hause nachholen. Hier gefällt er den Radikalen sehr, die Tories schimpfen über ihn. Auch in der Allgemeinen Zeitung, die ich gestern las, wird er heftig angegriffen. Auf deutsche Weise, d. h. un-

geschickt. Der Mensch hat viele gute Eigenschaften, und nur eine üble, die aber bei einem historischen Schriftsteller alle andern zerstört. Er ist kein Mann. Wer aber das nicht schon bei der Geschichte der Hohenstaufen sah, dem ist nicht zu helfen. Manchmal erinnert er sich des Johannes Müller, dann dringt er auf Tugend, Religosität, und was weiß ich. Dann fällt ihm wieder ein, daß er ein Freund Tiecks ist, und nun gerät er in einen Tieckischen moralischen Indifferentismus, den Tieck Goethen nachgeahmt hat und er Tiecken. Manchmal tut er liberal, um nicht hinter Rotteck an Popularität zu stehen, dann will er's doch mit der preußischen Regierung nicht verderben und modifiziert seine Ansichten, daß nichts übrig bleibt, als was allenfalls im märkischen Sande auch aufkeimen könnte. In Deutschland merkt man aber derlei spät, weil die gesunde Stimme des Publikums für nichts gilt, sondern Lob und Tadel von einigen miserablen Tagblattschreibern ausgeht. Mir ist der Mann immer widerlich gewesen. Eine Art Hormayr, mit mehr Fleiß und weniger Persönlichkeit, übrigens von leidlicherem Charakter.

Beschloß, einen Versuch zu machen, mit meiner Karte vom verflossenen Montag heute in die Pairskammer zu gehen. Vorher zum Gesandtschaftssekretär Humelauer, den ich auch diesmal zu Hause fand. Offenbar ein gescheiter Mensch, doch vielleicht davon zu sehr überzeugt. Seine Augen sind es, durch die das österreichische Kabinett die hiesigen Dinge ansieht. Ich las den österreichischen Beobachter in seinen Worten. In bezug auf die Lügenhaftigkeit der Whigs und Tories ist er meiner Meinung. Keine der beiden Parteien getraut sich, zu sagen, was sie will. Daher sind ihre Reden so leer, und sie machen sich wechselseitig so leicht lächerlich, weil nämlich ihre vernünftige Absicht nie ausgesprochen wird. Die Radikalen hält er für die einzigen Vernünftigen und Talentvollen. Eine Revolution im demokratischen Sinne, mit Staatsbankerott usw., scheint ihm unvermeidlich. Was ich nicht glaube, und nur dann möglich würde, wenn die gemäßigten Tories noch länger sich von den Whigs entfernt halten und diese dadurch zwingen, ihre Majorität bei den Radikalen zu suchen. Aber auch dann wird's nicht geschehen. Eher kommen die Tories wieder ans Ruder. Der Geist der Masse ist offenbar monarchisch.

Ich kam um halb drei Uhr ins Oberhaus und suchte als ein Fremder, der London demnächst verlassen muß und der durch Unwohlsein gehindert wurde, von seiner Karte zu gehöriger Zeit Gebrauch zu machen, Einlaß. Ward auf halb fünf Uhr beschieden, da der door keeper nicht zugegen war. Ging unterdes in den court of common pleas, wo eben eine schlüpfrige Materie verhandelt wurde. Eine verheiratete Frau, die sich bei Gelegenheit einer Landpartie auf einem Seitenfußsteige brauchen ließ. Es war merkwürdig, mit welcher Ernsthaftigkeit die Richter die unanständigsten Zeugenaussagen herablasen und niemand lachte oder zischelte. Der Advokat sprach ausgezeichnet. Ging, eh' es zu einem Abschluß kam. Ward in die Pairskammer glücklich eingelassen. Der Saal klein, hochrot ausgeschlagen. Im Fond der Thron und zwölf Schritt davor der Wollsack des Lordkanzlers. Die Bischöfe, obwohl in der Opposition, doch auf der rechten ministeriellen Seite sitzend. Es war kaum ein halb Dutzend Mitglieder da, die unterdessen sich in kurzen Wechselreden übten. Nach und nach füllte sich das Haus. Einer der ersten, Lord Wellington. Er sieht entschlossen und doch geistlos aus, was er auch ist. Die Rede war von Bestechungen bei den Wahlen, mit offenbarer Hinsicht auf einen bestimmten Fall. Wellington sprach, kurz und stockend. Ein paar Ministerielle, der eine fließend, der andere nicht übel. Alle Reden kurz. Ein Oppositionslord sehr gut. Bittschriften wurden eingebracht. Ein ministerieller Graf Shrewsbury scheint ein ausgezeichneter junger Mann. Ein Bischof sprach gegen die Minister. Lord Melbourne, der nicht gut aussieht und fast schmutzig gekleidet war, weißen Hut auf dem Kopfe, einen Knittel in der Hand, antwortete kräftig, im Gefühl der Überlegenheit. Lyndhurst stand auf; allgemeine Aufmerksamkeit. Ihm antwortete Melbourne heftig, drohend, beleidigend. Lyndhurst wies die Vorwürfe nicht auf die höflichste Art von sich. Es entstand eine Pause. Ich ging, da es nahe an sieben Uhr war und ich noch nicht gegessen hatte. Speiste im Strand recht gut. Ich hatte mich mit Figdor zusammenbestellt, bei einer deutschen Familie Tee zu nehmen. Als ich nach Hause kam, war er da gewesen, aber schon wieder fortgegangen. Fand einen Zettel von ihm, wodurch die Partie nach Windsor auf morgen vier Uhr nachmittags festgesetzt war.

Blieb zu Hause und brachte den Abend zu, wie es eben gehen wollte.

Samstag, den 11. Hatte verschiedenes vor, beschloß aber zu Figdor zu gehen, um das Nähere wegen der Partie nach Windsor zu erfahren. Fand ihn dort mit ein paar preußischen Windbeuteln, die ihn um Geld prellen wollten, die er aber herzhaft ablaufen ließ. Endlich kam auch Cötvös, ein armer Teufel von Ungar, der nach Nordamerika auswandern will. Gingen endlich zu unserm dritten Reisegefährten, der aber, drohenden Wetters halber, nicht mit wollte. Uns fing auch an, die Lust zu vergehen, da der Himmel jeden Augenblick Regen drohte und ein kalter Westwind jede Annehmlichkeit hinwegnahm. Ich wäre gerne in die Gerichtshöfe gegangen, der Sprache wegen; wollte aber Figdor nicht beleidigen, der sich meinetwegen von allen Geschäften frei gemacht hatte, und so gingen wir in der Stadt herum, besahen eine Society of arts, wo schlechte Maschinenmodelle standen und nicht viel bessere Bilder hingen. Hungerford-

Market, einiges Beiläufige. Gingen ins Hôtel de la Sablonière essen. Abends nach Haymarket ins Theater, wo man School for Scandal gab. Das Spiel teilweise sehr gut. Miß Tree als Lady Teazle ausgezeichnet. Miß E. Philipps fiel mir wegen ihres echt englischen Wesens in Sprache und Benehmen nicht unangenehm auf. Vandehoff, als Joseph Surface gut, manchmal etwas gesucht. Gut Vicinny als Charles, nur gibt er die Weigerung, des Onkels Bild zu verkaufen, gleich von vornherein zu ernsthaft. Mrs. Glover als Klatschcrin sehr brav. Mr. Bobster, Sir Peto Teazle, hat die üble Gewohnheit, aus Streben nach Mimik fortwährend die häßlichsten Gesichter zu schneiden, was einen unerträglichen Eindruck macht und die Mimik doch nicht ersetzt. Sonst viel Gutes. Im ganzen war die Darstellung doch nicht à la hauteur des Stückes. Man merkte das Theater vom zweiten Rang.

In Verys Kaffeehaus, Regent's-street, noch ein Glas Eis genommen und die Abendzeitungen gelesen. Große Aufregung unter den Leuten. Man glaubt, es müsse zu einem Bruche mit dem Oberhause kommen. Die Tories sind vorige Nacht in der Minorität von 86 geblieben, und doch scheint nicht, daß sie nachgeben wollen. Schein trügt oft.

Sonntag, den 12. Fuhr mit Figdor um 10 Uhr nach Windsor. War, des Sonntags wegen, nicht imstande, eine Tasse Tee in London zu bekommen, und mußte daher nüchtern die 27 englischen Meilen machen. Die Gegend dahin weniger schön, als man nach der übertriebenen Beschreibung glauben sollte. Wir saßen Outside, und es fing zu regnen an, hörte aber zum Glück bald auf. Doch schien der Tag gefährlich bleiben zu wollen. Windsor-Castle macht bei Vormittagsbeleuchtung keinen besonderen Eindruck. Die gotische Bauart, verbunden mit dem abgeputzten, neuen Ansehen, hat etwas Disharmonierendes, Spielwerkartiges. Auch da die Gegend ohne Berge, ja (den Hügel, auf dem das Schloß liegt, abgerechnet), selbst ohne Anhöhen ist, macht die gerade Beleuchtung von oben einen kahlen Eindruck. Nahmen in der Eile ein unentbehrliches Frühstück und gingen in den Park, nachdem wir für sechs Uhr Plätze zur Rückkehr bestellt hatten und das Schloß, als den nächsten Gegenstand, für die letzte Stunde vor der Abfahrt aufsparten. Der Park ist schön, doch wüßte ich nicht, worin das Besondere läge, vornehmlich für jemand, der aus Österreichs schönen Gegenden kommt, und nicht aus dem Berliner Tiergarten. Die kolossale Statue Georgs des Dritten. Hatten soviel von den Virginia Waters reden gehört, daß wir sehr lüstern nach ihnen waren. Der Park war ganz menschenleer. Gingen kreuz und quer durch zwei Stunden, bis wir endlich das Wunderwerk erreichten, das so unbedeutend ist, als etwas in der Welt. Ein artiges Stück Wasser, leidlich von Baumgruppen umgeben. Ein paar Segelschiffe darauf. Soll ein chinesischer Tempel da sein, in den man aber nicht hinein darf, wenigstens nicht am bigotten Sonntage. Hatten uns in unserer (nicht meiner) Hartnäckigkeit so übergangen, daß wir erst gegen halb sechs Uhr nach Windsor zurückkamen. Wollten das Schloß nachholen. Der eingeschlagene Weg ward uns, als nur für die königliche Familie bestimmt, verwehrt. Mußten einen andern einschlagen, verloren den letzten Rest der Zeit und konnten, da ohnedies das Innere des Schlosses am Sonntag nicht zu sehen war, kaum einen schnellen Überblick des Gebäudes und der Aussicht von der Terrasse gewinnen. Letzterer ist bei Abendbeleuchtung wirklich bezaubernd. Die längeren Schatten geben Mannigfaltigkeit, das rote Licht mischt den schönen Rasen mit Gold. Ohnehin ist die Umsicht weit, durch nichts als die natürliche Entfernung beschränkt. Die Massen des Schlosses lösen sich voneinander ab. Es verliert das Kartenhausmäßige und zeigt sich schön. Die Terrasse selbst wunderhübsch mit Blumen und Statuen. Heute war Musik da, viel Spaziergänger. Die Luft so weich, rein und angenehmer, als irgendwo in der Welt. Ein bezaubernder Ort.

Mußten einsitzen und zur Stadt zurück, da nach sechs Uhr keine stage-coach mehr fährt. Im Wagen zwei Wiener. Schnelle Bekanntschaft. Aßen mit ihnen um 10 Uhr nachts zu Mittag im Hôtel de la Sablonière, wo sie wohnen. Figdor macht sich unliebenswürdig. Die Fremden gefallen ihm nicht, und er weder ihnen noch mir. Der Verlust eines Schnupftuches hat ihn ärgerlicher gemacht, als billig. Vor 11 Uhr trennen wir uns. Der Spaß hat einen Sovereign gekostet, was er wahrlich nicht wert ist.

Montag, 13. Juni. Ging zu Figdor, der in seiner Gutmütigkeit sich für verpflichtet hält, mir die letzten Tage meines hiesigen Aufenthaltes noch die Honneurs der Stadt zu machen. Und ich gehe fleißig zu ihm, obschon mir's wahrhaftig lieber wäre, meine Zeit allein zu benützen. Gerade so war's in Paris mit Brant.

Heute war mein Paß bei der österreichischen Gesandtschaft zu visieren. Wir gingen zusammen hin. An der Krontaverne, im Strand, drängten sich die Leute. Unten am Eingange lag eine Petition zur Unterschrift, oben war ein Meeting. Wir gingen hinauf. Im Saale von Menschen umringt, waren Hustings, auf denen ein ziemlich übel aussehender Mann schwadronierte. Der Anteil der Zuhörer schien nicht sehr groß, als auf einmal Lärm entsteht. Zudrängen, Gehe, Schreien: throw him out! throw her out! Ich glaubte, ein Taschendieb sei ertappt worden. Es war aber Mistreß Courtenay mit ihrem dreizehn- oder vierzehnjährigen Burschen, den sie für O'Connells Sohn ausgibt. Sie hatte diese Gelegenheit benützen wollen, um ihre Ansprüche geltend zu machen, hatte sprechen wollen, und wurde aber jetzt im strengsten Wortverstande

hinausgeworfen. Anfangs tat sie etwas weinerlich, auf der Straße aber gesellte sie sich ziemlich ruhig zu einigen, die sie da erwarteten, und ging mit ihnen fort, als ob nichts geschehen wäre. Sie und der Bube sehen ziemlich ärmlich aus, letzterer hat rotes Haar, was der gerühmten Ähnlichkeit mit dem schwarzhaarigen O'Connell nicht sehr entspricht.

Darauf besehen wir die Kensington Gardens mit dem Palast der Prinzessin Viktoria. Die Gärten wunderschön, eine schöne Natur mit sorgfältig versteckter Kunst. Der Palast ein wunderliches Gemäuer, ziegelrot im Geschmack des St. James-Palace. Der freie, grüne, von Baumgruppen begrenzte Platz vor dem Schlosse das reizendst Großartige, was man irgend sehen kann. Es war nahe an sieben Uhr, daher zu spät, zum Essen nach Hause zu gehen. Fuhren im Omnibus. Eine ordentlich aussehende Dame, die behauptet, ihren Geldbeutel verloren zu haben, und der ich daher einen Shilling borge, den Wagen bezahlen zu können. In Coventgarden gespeist, in einem vortrefflichen, aber unsinnig teuern Hotel. Roastbeef, von einer Zartheit wie Lammsfleisch, Moselwein, recht gut, aber für eine halbe Million. Abends ins Coventgarden-Theater. Eine neue Oper, oder wie es heißt: Operatic romance: The sexton of Cologne. Die Sänger nicht übel, die Musik leidlich, Dekorationen verschwenderisch. Darauf The hunchback, in dem der Verfasser Sheridan Knowles selbst spielte. Er nahm die Rolle lustiger, als bei uns geschieht und überhaupt, wie es scheint, geschehen sollte. Miß Faucits eine vortreffliche Schauspielerin. Manchmal mit etwas Übertreibung. Aber was für natürliche Vollkommenheit! Ich weiß nichts so Imposantes in Deutschland. Das ist der Ausdruck. Imposant sind die hiesigen besseren Schauspieler. Ich weiß, außer der Schröder, keinen imposanten Schauspieler in Deutschland. Schöne Figur, schönes Haar, prächtiges Auge, herrliches Organ. Nichts hingeworfen, vernachlässigt, alles gehalten. Die Deutschen streben bis zur Unbedeutendheit, natürlich zu sein; hier wissen sie wenigstens, daß sie eine Kunst ausüben.

Frechheit der Weiber in den Korridors. Übrigens alle hübsch und prächtig gekleidet. Gegen Mitternacht nach Hause.

Dienstag, 14. Juni. Ging mit Figdor, einen Platz im Dampfboote zu nehmen, das übermorgen nach Antwerpen abgeht. Nur noch die letzte Kajüte erhalten. Pässe besorgt. Den Entlaßschein in Alien office. Darauf ins warme Schwimmbad. Recht hübsch, aber halb unreinlich, halb unanständig. Man muß nackt ins Wasser gehen, das, wie natürlich, nicht ohne Spuren der Badenden ist. Darauf nach dem Strand zu Tisch.

Abends in die italienische Oper. Othello. Die Grisi vortrefflich, ihre beste Rolle. Rubini den Othello, lächerlich! Er läßt eben alles fallen, was den Charakter zum Charakter macht. Tamburini, Jago. Winte, Rodrigo, Chöre und Orchester besser als gewöhnlich.

Vormittags sah ich im Vorbeigehen bei einem Wirtschaftsgarten zwei Boxer. Es war im vorhinein nicht im Ernst gemeint, und doch gaben sie sich Schläge auf Kopf und Brust, daß es weithin tönte. Scheußlich, ich mußte gehen.

Mittwoch, den 15. Ging noch einiges besorgen, dann eingepackt, eingepackt. Der Tag heiß, wie im August, der Schweiß lief mir stromweise vom Leibe. Um sechs Uhr holte mich Figdor ins Hôtel de la Sablonière ab, um mit vier Landsleuten zu speisen. Herr Miesbach, sein Neffe und zwei Ungarn. Artige Leute. Miesbach traktiert mit Champagner.

Nach Tisch ins Strandtheater, das ich noch nicht gesehen. Sehr klein, aber artig. Sehr gute Schauspielerin, deren Namen ich vergessen. Früh mit Figdor nach Hause. Vorher aber noch jeder bei Very drei Gläser Eis gegessen, so unerträglich heiß war es.

Donnerstag, den 16. Juni. Tag der Abreise. Wieder gepackt, die Rechnung bezahlt, die die gute Frau Williams doch höher angesetzt, als anfangs ausgemacht war. Übrigens doch billig. Frühstück. Ein junger Deutscher, der im Hause wohnt, Schultze aus Mecklenburg, will die Reise bis Mainz mitmachen. Ist ein artiger Mensch. Figdor kommt. Ein Wagen wird geholt. Abschied. Mistreß Williams hat Tränen in den Augen. Auch die kleine Bella scheint betrübt. Händedruck, Good by! und in den Wagen. Das Costumhouse ist erreicht, die Effekten in ein Boot gebracht, wir ruderten zum Dampfschiffe. Figdor begleitet uns an Bord. Das Schiff ist keins der hübschesten, auch keins der schnellsten, wie man sagt. Erst vor vierzehn Tagen mußte es drei Tage bei Vließlingen liegen bleiben, weil die Maschine brach. Es heißt „der Tourist". Besehe mir die Kajüte, ein Hundestall, obgleich innen von Mahagoni und Bronze. Das Verdeck voll Reisender, fast ausschließlich Engländer.

Ich fürchtete ein wenig das Meer, denn ich war schon beim Einsteigen ins Schiff so gut als seekrank, wahrscheinlich vom gestrigen Champagner. Ich wußte mir in der Eile nicht besser zu helfen, als ein großes Glas Grog zu trinken, was wirklich half.

Um halb 11 Uhr fahren wir ab, bei regnerischem, aber windstillem Wetter. Machen noch einmal, zum letztenmal, die Wasserstraße von London durch. Schon sind die ostindischen Docks erreicht. Die Häuser werden spärlicher, verlieren sich. Die Themse schwillt zum See an, die Ufer weichen immer weiter zurück, werden unscheinbarer; verschwinden. Wir sind in offener See. Man deckt zum Mittagsmahle, auf dem Verdeck, in den Kajüten. Ich nehme teil und trinke zur Magenstärkung eine Pint Sherry. Der Tag haspelt sich ab. Kurze Konversation. Ein artiger Schwede, der deutsch spricht. Ein

anderer, nur des Französischen mächtig. Eine englische Familie, die mir wohl gefällt. Der Vater, ein Lebemann, zwei erwachsene Söhne, wie junge Jagdhunde, und die Mutter noch jetzt schön. Ein paar andere, nicht üble Frauenzimmer; Abendtee. Es hat geregnet und wird nun immer kälter und kälter. Ich nehme meinen Mantel, und da außer Regen auch schon die Nacht anfängt, die Gegenstände unkenntlich zu machen, gehe ich in die Kajüte, die mit Matratzen und Schläfern besät ist. Krieche in mein Loch. Fange zwei bis dreimal an, einzuschlafen, werde aber immer wieder durch Lärm aufgeweckt. Wache zum letztenmal auf und kann nun nicht mehr einschlafen. Die Ausdünstung so vieler Schlafenden war unerträglich. Endlich werden die Kajütenfenster licht. Ich gehe aufs Verdeck, es ist halb vier Uhr, Schultze ist schon da. Die hübschesten Weiber und Mädchen liegen in Betten und Mänteln eingehüllt, kreuz und quer auf dem Deck. Die Zimperlichsten lümmeln herum, wie die Lastträger. Die Temperatur erträglich. Feiner Regen rieselt noch immer. Bald zeigt sich rechts ein Streifen Land. Es ist die belgische Küste, links Walcheren, wir laufen in die Schelde ein. Unzahl von Seehunden, die auf einer Sandbank spielen und sich ins Meer stürzen. Vließingen. Holländische Fregatte. Ein neuer Lootse an Bord gebracht, Frühstück, Erwartung. Endlich ein senkrechter Nebelstreif, der Turm der Kathedrale von Antwerpen. Die Schelde verengt sich zum Flusse. Wir sind in der Stadt. Artiges Benehmen der Zollbeamten. Keine Frage nach einem Passe. Wir beschließen, samt den beiden Schweden, ins Gasthaus St. Antoine zu gehen, von welchem aus ein Aufwärter zum Menschenfang aufs Schiff gesendet worden ist. Wandelte durch die altertümliche Stadt. Nur halb altdeutsch, halb vielleicht spanisch. Wunderschön. Der Turm scheint aus der Ferne größer, ist aber von herrlicher Arbeit. Das Äußere schwunghafter als Notre-Dame, das Innere mit fünf fast gleichbreiten Schiffen (und darin Notre-Dame nachstehend, wo das Hauptschiff breiter ist), durch Anweißen verdorben. Sonst herrlich. Und was für Gemälde: Rubens' Kreuzabnahme, gewiß das edelste Bild dieses Malers, an die besten Italiener erinnernd. Die Himmelfahrt Mariä, an der die Jungfrau selbst der schwächste Teil. Noch mehrere gute, ja vortreffliche Sachen. Die Kirche selbst durch eine Kuppel merkwürdig, was sonst bei altdeutschen Kirchen nicht der Fall ist. Nach Tisch ins Museum. Ein vortrefflicher Quintin Messys. Mehrere vortreffliche Sachen. Der bekannte Christus, auf Marias Schoße liegend, von Van Dyck. Ausgezeichnetes von Van der Voß. Die einbrechende Dunkelheit verbot längere Besichtigung. Ein wenig durch die Stadt. Das schöne Rathaus, durch Abbildungen bekannt. Die Stadt scheint sehr herabgekommen, oder ist es der Abstich von dem lauten, riesenhaften London, was diesen Eindruck macht. In drei Stunden nicht eine Kutsche gesehen. Nach Hause. Tee getrunken, um 10 Uhr zu Bette.

Samstag, den 18. Juni. Gut, aber kurz geschlafen. Um halb vier Uhr schon wach und um halb sechs aufgestanden. Nach langer Zeit wieder einmal zum Frühstück Kaffee genommen, der mir nicht behagt. Freilich ist auch der hiesige Tee nicht der englische.

Hierauf fort in die St. Jakobskirche. Zu sagen, was da für Schätze von Gemälden zu finden, scheint mir unmöglich. Ein toter Christus von Van Dyck. Rubens: der heilige Georg mit seinen drei Weibern. Christus und die Ehebrecherin, von Rubens' Lehrmeister, wo, wie mir dünkt, Christi Charaktere besser getroffen ist, als in irgend einer andern Darstellung dieser Art. Eine Innigkeit in Blick und Stellung, die, bei all seiner Größe, Rubens ihm nicht abgelernt hat. Eine Versuchung des heiligen Antonius mit der Chiffre Albrecht Dürers. Vortrefflich, aber, wie mir scheint, nicht in der Manier dieses Malers. Gemalte Fenster, die ihresgleichen in der Welt nicht haben. Die Geschichte von Rudolf von Habsburg und dem Priester, von Albrecht und seiner Gattin Isabella gestiftet. Es ist ein Reichtum zum Erdrücken. Maler, größer als ihr Name, und solche, deren Name größer ist als sie. Antwerpen ist, außer den italienischen Städten, die merkwürdigste in Kunstrücksicht, weil all das weder gekauft, noch gestohlen ist, sondern hier gewachsen.

Darauf in die Zitadelle. Die Belagerungsgeschichte im Detail angehört. Wenn Chassé seine Drohung erfüllt und die Kunstsachen zerstört hätte, man müßte ihn mit den türkischen Helden in Athen in eine Reihe stellen. Darauf in die Franziskanerkirche. Die berühmte Geißelung von Rubens. Eine Kreuztragung von Van Dyck, nicht vollendet. Der Kopf des Erlösers unübertrefflich. Am Hochaltar drei Marmorgruppen, darunter eine Jungfrau Maria, die, nicht im Stil, aber in der Lebendigkeit des Ausdrucks, nicht ihresgleichen hat. Nach Tisch auf die Eisenbahn nach Brüssel. Das Land ein Garten. Niemand fragte nach unsern Pässen.

Zu Brüssel im Hôtel de Suède abgestiegen, unsern schwedischen Reisebegleitern zuliebe. Abends noch mit Schultze die Stadt durchstreift. Einige schöne Straßen. Der Park sehr angenehm. Schöner botanischer Garten, einer Privatgesellschaft angehörig. Das Gebäude zweckmäßig und schön. Früh zu Bette.

Sonntag, den 19. Juni. Gut geschlafen. Vielleicht eine Folge des vortrefflichen Bettes, das, weiß wie Schnee, das Darinliegen zu einem wirklichen Genusse machte. Um 10 Uhr zu vieren ausgegangen. Zuerst ins Museum. Ein Reichtum von vortrefflichen Sachen. Die Bekanntschaft eines Malers, wie mir wenigstens scheint, vom ersten Range gemacht, Caspar de Crayer, von dem eine Masse ausgezeichneter Bilder hier sind. Rubens nicht besser als

überall. Van Dyck sich selbst beinahe unähnlich. Sehr gut Jordaens. Ein merkwürdiger Ruysdael usw., an vierhundert Stück, sehr gut erhalten. Meine Begleiter hatten weniger Geduld als ich, mußte daher die älteren Sachen ziemlich schnell abfertigen. Von ganz neuen ein nach meinem Urteil vortreffliches Stück, die Revolution von 1830 darstellend. Ich weiß kein Bild, neue Ereignisse darstellend, das ich diesem vorziehen, ja nur gleichstellen möchte, höchstens die Farbe gegen den Vordergrund zu etwas bleich, aber komponiert, gedacht, gefühlt, wie wenig. Der Meister ist wahrscheinlich in der Kunstwelt unbekannt, ich weiß ihn nicht.

Darauf in den Palast des Prinzen von Oranien. Mußten bei einer Stunde warten, bis man uns einführte, uns Pantoffel anziehen ließ und durch einige Prachtzimmer hetzte, so daß man einen Raffael, Paul Veroneſe, Perugino nur im Fluge sehen konnte. Der Führer vertröstete auf einen künftigen Tag, da heute der Zudrang zu groß war. Für mich gibt's hier leider keinen künftigen Tag, besonders da, wenn man auch noch einen zugeben wollte, der Montag ebenso tumultuarisch sein soll. Dann zerstreuten sich meine Begleiter, und ich besah allein das Hôtel de ville, ein imposantes Gebäude, und die Kirche St. Gudule, mit den vortrefflichſten Fenſtergemälden, besonders, wie mir schien, auf der rechten Seite des Presbyteriums. Meisterhaftes Schnitzwerk unter der Kanzel. Adam und Eva mit dem Apfel. Engel und Tod dabei, das schönste Laubwerk mit Vögeln und Tieren. Suchte auch eine Kirche der Notre-Dame, die in Büchern gerühmt wird, konnte sie aber nicht finden, weil es drei Kirchen dieses Namens mit verschiedenen Beinamen in Brüssel gibt. Fragte mich sterbensmüde in den Gasthof zurück. Die Stadt recht hübsch, nur unbequem wegen der Ungleichheit des Bodens. Ganz nach Pariser Sitte alle Buden am Sonntag offen.

Nach Tisch ein wenig die Stadt durchstrichen. Nahmen Abschied von unsern schwedischen Freunden, die ins Theater gingen. (Einer ist ein Graf Rosen, der andere ein Baron. Seinen Namen habe ich nicht behalten, obschon er der Liebenswürdigere war. Beide Offiziere.) Nahmen Tee. Um acht Uhr auf die Post und fort nach Lüttich. Fanden einen recht angenehmen Deutschen mit seiner Frau. Noch einen Deutschen, der besoffen war, von einem auf den andern fiel und stets zu speien drohte. Die kalte Nacht schlaflos vorübergegangen. Gegen acht Uhr Ankunft in Lüttich. Hübsche Stadt. Wenn Hoffnung gewesen wäre, jenes berühmte große Fabriketablissement zu sehen, wären wir geblieben. Man sprach uns aber alle Hoffnung ab. Wir wollten die Sehenswürdigkeiten der Stadt betrachten, es regnete in Strömen. Da beschlossen wir, nach zwei Stunden wieder fortzufahren. Da wir nicht wußten, wo der Ort des Einsteigens war, und im Tore des Posthauses stehen blieben, fuhr mit einemmal der Wagen an uns vorüber, und kaum konnten wir ihn laufend einholen. Die Spitzbuben hatten, statt uns, eine ganze belgische Familie mit zwei ungerechneten Kindern aufgenommen, die nun im Wagen standen, saßen, wie es gehen wollte. Ein Engländer, mit dem deutschen Namen Meyer, und seine artige Frau fuhren mit. Ein Frankfurter Goldarbeiter, aufgeweckt und gescheit. Die Unterhaltung war ganz angenehm. Preußische Grenze; Paßabgabe. Endlich Aachen. Höfliche, nachahmungswürdige Behandlung auf dem Zollhause. Wir kehren im Gasthause zur Kaiserkrone ein. Notmittagsmahl, durch eine große Flasche Rheinwein verbessert. Darauf ausgegangen. Das Rathaus besehen mit dem Krönungssaale, wo der König von Preußen in knapper Leutnantsuniform an der ehrwürdigen Stelle hängt. Haben denn diese Diebe gar kein Schicklichkeitsgefühl. Es war zu spät, den Dom anders als von außen zu besehen. Gingen auf einen artig bepflanzten Hügel am Rande der Stadt, besahen im Abendgrauen die wunderschöne Gegend, nahmen Tee und gingen zu Bette.

Dienstag, den 21. Um fünf Uhr aufgestanden, da die Post nach Köln um halb sieben Uhr abgeht. Finden auf dem Posthause unsern Engländer mit seiner Frau wieder, auch das deutsche Ehepaar, mit dem wir die Fahrt nach Lüttich gemacht. Ein nicht übles Frauenzimmer aus Köln, wozu endlich ein zierlich in eine Bluse mit Perlenschnüren und Puffärmeln gekleideter junger Mensch kam, der eine erbärmliche Geschichte erzählte, wie er, längere Zeit in Rußland abwesend, als Konskriptionspflichtiger zitiert, eingesperrt, bedroht, und was weiß ich alles, sei. Er gehe jetzt nach Köln, in ein Regiment eingereiht zu werden. Das Mitleid mit ihm ward durch seine unverkennbare Geckerei geschwächt. Die Engländerin ist offenbar ungehalten, daß Schultze, der ein hübscher Bursche ist, mit der Kölnerin spricht, statt mit ihr. Eine Meile vor Köln wird noch zu Mittag gegessen, obgleich es erst zwölf Uhr ist. Köln. Wir kommen mit Regen an, und es regnet noch jetzt in Strömen, wo ich, den alten Rhein mit der Schiffbrücke unter mir, auf der Stube sitze und dieses niederschreibe. Beim Rheinberg eingekehrt. Hübsche Stuben, herrliche Aussicht. Gleich nach der Ankunft gehe ich mit dem Engländer und seiner Frau, den Dom zu besehen. Herrlich. Ich weiß nicht, ist ein Teil der Vorhalle nicht ausgebaut oder zerstört. Das Schiff von einer erstaunlichen Höhe. Die Säulen schön. Die Fenstergemälde des Presbyteriums vortrefflich, doch meiner Meinung nach unter denen in den niederländischen Kirchen. Leider überall durch Baugerüste der Eindruck gestört oder genommen. Von den Bildern ein einziges altes merkwürdiges, dessen Meister mir entfallen ist, besehen für zwei Taler die Schätze. Unendlich reich, sehenswert, damit man sie gesehen habe. War wegen der Regengüsse und der einbrechenden

Dunkelheit unmöglich, jenes berühmte Rubenssche Bild in einer der hiesigen Kirchen zu besehen. Habe ihrer genug gesehen.

Mittwoch, den 22. Morgens um halb sieben Uhr besteigen wir das Dampfschiff Concordia bei drohendem Wetter. Die Einrichtung des Schiffes hübsch, die Kajüte offenbar zu klein für so viele Passagiere. Der behagliche Engländer mit seiner ganzen Familie und seinem Bedienten, in dem ich bald einen Österreicher erkenne, ist da, meine neue englische Bekanntschaft. Ein junger Juwelier, der — etwas deutsch spricht. Ein Berliner Kaufmann und ein Mecklenburger Arzt, letzterer ein liebenswürdiger Mensch, mit welch beiden ich bald in nähere Berührung komme. Die Ufer von Köln aus unbedeutend, das Wetter immer schlechter, endlich in einen Platzregen übergehend, der der Schirme und Mäntel spottet und uns in die Kajüte zurückjagt. Unterhalte mich mit meinem Lütticher Engländer und seiner Frau. Er ist, wie ich erfahre, ein Musiker, Harfenspieler, den ein Armbruch zwingt, sich zurückzuziehen. Man ist froh, die Langeweile durch das Mittagsmahl unterbrochen zu sehen. Endlich Bonn erreicht. Wunderschöne Lage. Der Engländer mit seiner Frau verläßt uns. Oder war das vor dem Mittagsessen? Von Bonn an verschönern sich die Ufer. Das Wetter wird etwas leidlicher, man kann mit dem Regenschirm auf dem Verdecke aushalten. Doch ist an der Gegend nicht ebenso viel Besonderes. Rolandseck. Das große Schloß Rheineck, das ein Prinz von Preußen herstellen ließ und bewohnt. Schöne Lage von Andernach. Endlich Koblenz mit der Festung Ehrenbreitstein. Schlechte Zimmer im Gasthause. Das Wetter hatte sich aufgeklärt. Wir besteigen den Ehrenbreitstein, ohne aber ins Innerste der Festung zu gelangen, da nach sieben Uhr keine Erlaubnis mehr gegeben wird. Abendessen. Schlechte Nacht, durch dumpfe Feuchtigkeit des Zimmers veranlaßt.

Donnerstag, den 23. Früh morgens auf das Dampfschiff gestiegen. Der herrlichste Tag. Schultze nimmt Abschied, er geht von Koblenz nach Ems. Mein erster Blick trifft auf jenen wunderlichen Schnurrbart, den ich an der Wirtstafel in Antwerpen für einen Österreicher erkannt hatte. Er nähert sich uns. Nach den ersten Späßen zeigte sich gar bald, daß das ein völlig gescheiter Mensch ist, voll guter Einfälle und nichts weniger als kenntnislos. Er machte uns die ganze Fahrt zu einer eigentlichen Lustpartie, fast mehr, als mir lieb war. Der Eindruck des Tages wird mir nie verlöschen. In orientalischer Behaglichkeit etabliert, die wunderschöne Gegend an sich vorübergleiten zu lassen. Endlich auf dem Verdeck getafelt, ohne durch die Rheinweingläser an irgend einer Aussicht gehindert zu sein. Das Außerordentliche der Lage ist auch die Hauptwürze, denn die Gegenden, so schön sie sind, haben doch ihresgleichen zu viel in der Welt, mit Ausnahme der Ruinen, die nirgends so schön und so häufig anzutreffen sind. Die Brüder Katze und Maus, Rheinfels, St. Goar, vornehmlich Bacharach. Bei Bingen verliert sich die Schönheit, und man ist, vom Sehen müde, endlich froh, Mainz zu erreichen, das wunderschön daliegt. In Mainz noch herumgeschlendert. Die Rheinbrücke besehen. Zu Tische. Vortrefflichen Hochheimer getrunken. Unser Wiener, ein Sohn des vormaligen Stabsarztes Zang, erheitert fortwährend die Gesellschaft und söhnt unsern Berliner Kaufmann mit den Österreichern aus.

Freitag, den 24. Juni. Morgens die Domkirche besehen. Wunderliches Gebäude, schon durch seinen Turm von allen ähnlichen verschieden. Von innen nur ein Teil alt, der übrige unbedeutend. Grabmal Frauenlobs. Nach den sogenannten Anlagen, gegenüber dem Einflusse des Mains in den Rhein. Schöne Aussicht. Um elf Uhr in den Wagen und nach Wiesbaden. Große Hitze. Wiesbaden schöner Badeort. Hasardspiele im herrlichen Kursaale. Nach Tische fort nach Frankfurt, drohende Gewitter. Die Gesellschaft ist höchst aufgeräumt. In Frankfurt beim Schwan eingekehrt.

Samstag, den 25. Frankfurt besehen. Den Römer mit seiner ehrwürdigen Halle und abgeschmackten Sälen. Die Erinnerung ausgenommen. Danneckers Ariadne. Schönes Werk. Der Kopf ohne Ausdruck. Der Leib höchst lobenswert und, wie es scheint, ohne jene feinen Nuancen des Lebendigen, das die Antiken so sehr auszeichnet. Die Bildergalerie verschlossen. In Goethes Haus Eintritt zu erhalten, war nicht möglich, begnügte mich, das Äußere anzustarren. Mittagsessen. Die Gesellschaft trennt sich. Ich nehme einen Platz nach Stuttgart. Zang und der Arzt nach Würzburg. Rosenberg, der Berliner, bleibt, geht aber Geschäften nach. Herzlicher Abschied. Ich durchstreife allein die Stadt, immer mit Bezug auf Goethe. Von wo der Mensch ausgeht, dahin kommt er endlich zurück. Goethe fing mit den Ritterburgen und Naturschönheiten seines Jugendgesichtskreises an, kam bald in das bereits Förmliche der Nachahmung des Antiken und hörte mit den Schnörkeln und der Steifheit seines Geburtsortes auf. Ehre und Bewunderung ihm, wo er das Rechte im Mittel traf, wo er abirrte und selbst wo er's irgendwo verfehlte. Um acht Uhr nach Stuttgart.

Sonntag, den 26. Die Nacht hindurch erlaubte der Mond, die Schönheit der Bergstraße zu genießen. Merkwürdige Gleichförmigkeit der links fortlaufenden Berge. Gegen Morgen etwas Schlaf. Um vier Uhr in Heidelberg angekommen. Ging sogleich, das Schloß zu besehen. Es zu besteigen, verbot die Zeit. Schöne Lage, doch weniger grandios, als die Abbildungen versprechen. Um fünf Uhr fort mit einem dicken Irländer und einem recht angenehmen Belgier. Lästige Reisetage. Obgleich die Gegend schön genug. Mittagsmahl zu Heilbronn, ohne Käthchen.

Um sechs Uhr in Stuttgart angekommen, wo einer meiner Reisegefährten mich verleitet, im Schwan einzukehren, das ein ziemlich schlechtes Gasthaus scheint. Allein die Stadt durchstrichen. Altes königliches Schloß, merkwürdig nur seine Altertümlichkeit. Das neue schön genug. Die Anlagen, unendlich liebliche blühende Orangenbäume, alles nach Wunsch. Um neun Uhr zu Tische. Nicht ganz gut gestimmt, wegen der Besuche, die es morgen für mich gibt.

Montag, den 27. Juni. War um zehn Uhr morgens bei Uhland, den ich der Kammersitzung wegen nicht zu Hause antraf. Ging in die Sitzung. Der Anblick des Saales würdig. Auch Uhland sprach, nicht ganz geläufig. Man sah, daß er es selbst fühlte und nicht mit sich zufrieden war. Überhaupt die ganz kurzen Reden nicht bündig. Die Partei der Regierung und die Beamten sprachen am besten. Nach Tische wieder zu Uhland. Fand ihn mit seiner liebenswürdigen Frau. Er so einfach und gutmütig, als man sich ihn vorstellt. Anfangs etwas gepreßt, dann immer gemütlicher und freier. Gingen beide mitsammen in den Museumsgarten und blieben bei einer Flasche Wein bis Viertel auf zehn Uhr. Vorher besuchten wir Schwab, der aber nicht zu Hause war. Unsere Gespräche drehten sich um Literatur, besonders alte deutsche und die neueste lyrische, die ihm nicht ganz so abschmeckend zu sein scheint, als mir, so daß ich geradezu Uhland für den einzigen echt lyrischen Dichter unserer Epoche halte. Abends nach Hause, von Uhland begleitet. Fand eine Karte von Schwab, der den Besuch bereits erwidert hatte, mich aber nicht zu Hause fand.

In München angekommen, fand ich Briefe mit der Nachricht, daß mein Bruder Karl Weib, Kinder und Amt verlassen und die Amtskasse sich leer befunden habe. In Wien angekommen, klagte er sich eines Mordes an und gab alle Zeichen des Wahnsinnes.

Es schließt somit mein Tagebuch.

VII. Aphorismen.

A. Zur Philosophie und Religion.

Ich möchte die Philosophie eine Brille für das geistige Auge nennen. Personen von schwachem Gesichte können sich ihrer mit gutem Erfolg bedienen. Für ganz Gesunde und für ganz Blinde ist sie ganz überflüssig. Man hat sogar Fälle, daß bei ersteren durch unvorsichtigen Gebrauch dieser Brille das Augenlicht etwas geschwächt wurde.

Braucht keine Worte, möchte ich den Philosophen zurufen, die in einer andern Bedeutung, als in der ihr sie braucht, schon gang und gäbe geworden sind! Es ist der erste Schritt zur Begriffs-Erschleichung. Was haben die Worte: Glaube, Heilig, Gott für Verwirrungen angerichtet in unseren Tagen

---

Man kann jedes Ding dieser Welt entweder einzeln für sich, oder in Verbindung mit den übrigen Dingen betrachten. Im ersten Falle nimmt man die zugrunde liegende Idee zum Maßstabe und schätzt das Ding nach dem Grade seiner Übereinstimmung mit dieser, d. h. mit sich selbst, und spricht ihm sonach eine Würde zu oder ab; im zweiten betrachtet man es als Zweck für andere Mittel oder als Mittel zu andern Zwecken, in stufenweiser Unterordnung und Fortbildung bis zu einem letzten Menschheitszweck. Man erteilt dadurch dem Dinge einen Wert und die Individualität sinkt herab zum Träger jener neuen, einer allgemeinen Geltung.

Ich begreife nicht, wie die Idee vom moralischen Übel jemals den Weltweisen eine Schwierigkeit machen konnte. Wenn wir nicht eine individuelle und spezielle Vorsehung wollen, so mußte die Natur, um die Existenz des Geschlechtes zu sichern, doch jedem Individuum einen ins Unbestimmte fortwirkenden Erhaltungs- und Vervollkommnungstrieb mitgeben. Wenn nun zwei solche unabgegrenzte Bestrebungen zusammentreffen, müssen sie sich notwendig fassen, und das Übel ist da. Mißgunst, Neid, List, Gewalt, was weiß ich? Eine genau abgegrenzte Sphäre aber, wie wäre die — um in der Sprache jener Leute zu reden — mit der Freiheit vereinbarlich? oder um vernünftiger zu reden — mit der Perfektibilität?

Die Idee fängt beim obersten Kettengliede an und läßt sich zum untersten herab, der Begriff beginnt beim untersten Gliede und steigt zum obersten hinauf: so gut es nämlich gehen will bei beiden. In der Mitte der Kette pflegen gewöhnlich einige Glieder unsicher und mangelhaft zu sein, bei dem Begriff mehr gegen oben zu, bei der Idee, wenn es näher gegen die Erde kommt.

Wenn jemand glaubt, eine neue Idee (metaphysische, moralische, anthropologische) gefunden zu haben, so kann er 99 unter 100 mal darauf zählen, daß sie falsch sei; denn es haben bis jetzt so viel gescheite, ja ausgezeichnete Menschen gelebt, daß die wahren (bei vielen falschen) schon wiederholt gedacht, gesagt und geschrieben worden sind. Hiervon machen nur die naturwissenschaftlichen eine Ausnahme, da ihr Feld unbegrenzt ist und dasselbe erst seit etwa drei Jahrhunderten zweckmäßig bebaut wird.

Die Vernunft ist nur der durch die Phantasie erweiterte Verstand.

Erinnerung ruft den Eindruck auf das Subjekt zurück, Einbildungskraft stellt zugleich das Objekt dar, von dem der Eindruck ausging. Ich erinnere mich eines gelesenen Satzes; ich stelle mir die Seite, die Zeile vor, auf denen er stand.

Der erste Schritt vom Wahrnehmen zum Denken ist nämlich, daß von den unter einer Gattung zu subsumierenden Gegenständen sich ein Typus bildet, dessen Vorhandensein und Zugrundeliegen bei jedem Begriffe man, auch noch in der höchsten Ausbildung der geistigen Kräfte, mit größerer oder geringerer Deutlichkeit gewahr wird. Dieser Typus vertritt anfangs die Stelle des Begriffes, und sein Ausdruck ist die Sprache, die eigentlich erst den Begriff möglich macht. Durch öfteres Wiederkommen auf denselben Gegenstand und öfteres Hervorrufen seines Typus wird die Bildlichkeit

dieses letzteren immer schwächer, und es bleibt endlich nur noch seine Form, der Eindruck, den er gemacht, gleichsam die Erinnerung, daß er da gewesen: so geht er in den Begriff über, den ich in seinem Entstehen die Erinnerung einer Erinnerung nennen möchte.

Der Geist ist nicht ein Ruhendes, sondern vielmehr das absolut Unruhige, die reine Tätigkeit, das Negieren oder die Idealität aller festen Verstandesbestimmungen — nicht abstrakt einfach, sondern in seiner Einfachheit zugleich ein Sich-von-sich-selbst-unterscheiden — nicht ein vor seinem Erscheinen schon fertiges, mit sich selber hinter dem Berge der Erscheinungen haltendes Wesen, sondern nur durch die bestimmten Formen seines notwendigen Sichoffenbarens in Wahrheit wirklich, und nicht (wie jene Psychologie meinte) ein nur in äußerlicher Beziehung zum Körper stehendes Seelending, sondern mit dem Körper durch die Einheit des Begriffes innerlich verbunden.

Das Wesen der Anschauung überhaupt besteht nur in der unmittelbaren Klarheit der Vorstellung.

Alles Beweisen besteht eigentlich darin, daß man den Zusammenhang des zu beweisenden Satzes mit einem andern deutlich macht, der selbst keines Beweises bedarf

---

Was wir Gefühlsvermögen nennen, ist vielleicht eines und dasselbe mit dem Denkvermögen. Dann wäre der Gedanke eine klare Vorstellung, das Gefühl eine dunkle. Jeder Gedanke wirkt schon als Bejahung oder Verneinung, als Steigerung oder Herabstimmung der Persönlichkeit auf das Bewußtsein (Physische). Diese Wirkung ist natürlich um so stärker, je mehr Gedanken auf einen und denselben Punkt konzidieren. Klare Vorstellungen können aber ihrer scharf gezogenen Grenzen wegen nur weniger Assoziationsberührungen haben; bei dunkeln Vorstellungen aber laufen, eben des Unbegrenzten wegen, die Berührungen wie an einer elektrischen Kette ins Unermeßliche fort, und jede der nach- und mitklingenden trägt ihren Teil zur Nervenwirkung bei; es kann daher, wenn sie auf ein weitausgreifendes Feld geraten, wohl eine Oszillation des ganzen Wesens entstehen, die so mächtig ist, daß sie sich nicht dem Grade, sondern der Gattung nach von der Wirkung des Gedankens zu unterscheiden und als Gefühl abgesondert dazustehen scheint. Wie der Gedanke auf das sogenannte Physische wirke, muß man freilich nicht fragen, sondern er wirkt, und das ist genug.

Man hat von dem Gewissen auf die wunderlichste Art gesprochen, ja es geradezu für eine göttliche Stimme erklärt. Nun hat aber z. B. das point d'honneur, die lächerlichste Empfindung, die je in eines Menschen Brust Platz genommen, ein ebenso lebhaftes Gewissen, als das Moralgesetz, und der Offizier, der in einem Streithandel eine Ohrfeige bekommen, bietet alle inneren Erscheinungen des Totschlägers oder Betrügers u. dgl. Das Gewissen ist eine angebildete Empfindung, heißt das: im besten Sinne des Wortes; und steht in genauer Verbindung mit dem Grade der Einsicht in die Natur der Handlung und ihrer Folgen. Wo es nicht zusammenfällt mit der Furcht vor Entdeckung und Strafe und halb tierisch erscheint, ist es die Mißbilligung der Tat, verbunden mit dem entsetzlichen Gefühl der verlornen Selbstachtung.

Wenn das Schreiben den Seelenzustand erleichtert, so sollte man das Mittel auch nicht so selten in Anwendung bringen. Das Schreiben ist für das Denken das nämliche, was der Gegenstand für die Vorstellung ist, nur dort von innen heraus, wie hier von außen hinein. Es fixiert die Kraft und ordnet, indem es bestimmt. Wir glauben oft von etwas überzeugt zu sein, weil uns das Resultat nicht anzieht und wir uns der Mittelglieder nicht völlig bewußt sind. Indem wir uns die Gedankenverbindung einzeln vor die Augen legen, bemerken wir erst den Abgang oder den Fehler, das Schreiben ist daher zur Verdeutlichung nützlicher, als das Reden, weil das Wort entschwindet, die Schrift aber bleibt.

Der Grundfehler des deutschen Denkens und Strebens liegt in einer schwachen Persönlichkeit, zufolge dessen das Wirkliche, das Bestehende nur einen geringen Eindruck auf den Deutschen macht. Diese Eigenschaft äußert sich in verschiedenen Perioden auf eine ganz entgegengesetzte Weise. Einmal läßt sie ihn, wenn nicht ein gewaltiger Anstoß dazu kommt, jahrhundertelang in dumpfem Hinbrüten fortvegetieren; ist der Anstoß aber einmal gegeben, so wirkt er beinahe mechanisch fort, unaufgehalten, endlos, wie die Wurfkraft ohne Reibung tun würde, weil er in nichts einen Widerstand findet. Wie Scheidewasser greift der deutsche Geist alles an: Gott, Willensfreiheit, Moral, Materie. Er bleibt bei keinem letzten stehen, weil nichts einen so starken Eindruck auf ihn macht, daß es eine Überzeugung für ihn in sich selbst führte. So ist die deutsche Philosophie wesentlich atheistisch, und wenn in neuerer Zeit viel von Gott die Rede ist, so ist das nur eine willkürlich-gesetzte Gedankenbarriere, um nicht ganz in die bodenlose Kluft hineinzufallen, die dahinter unausweichlich gähnt. Sie nehmen einen Gott an, statt von ihm überzeugt zu sein; er hat keine

Wirklichkeit für sie, sie achten ihn als ihr Werk, nicht sich als seines.

Man hat die französische Literatur unmoralisch genannt, die deutsche ist es viel mehr. In Frankreich tritt die Unsittlichkeit mit Frechheit auf, und der kongeniale Teil des Publikums genießt sie mit Übermut. In Deutschland macht sich das Unmoralische als höhere Weltansicht geltend, mitunter wie eine Art Gottesdienst, und das Publikum nimmt es hin als etwas, das sich von selbst versteht und wogegen nichts einzuwenden ist. Letzteres ist bei weitem das Gefährlichere, denn gegen Spitzbuben gibt es Kerker und Galgen, gegen die Grundsatzlosigkeit aber findet sich keine Schranke und kein Gesetz. Nichtsdestoweniger ist der Deutsche moralisch im gewöhnlichen Leben, aber ohne Energie, weil ohne Überzeugung.

So sind die Idealisten, weil sich die Materie nicht beweisen läßt, und zwar aus demselben Grunde, warum man das Licht nicht hören und den Schall nicht sehen kann.

Nach der Ansicht des Spinoza sind die sogenannten: Gefühle doch nichts als unklare Ideen, die eben wegen ihrer Unklarheit leicht eine Vermischung mit den Leidenschaften eingehen und in dieser Gesellschaft stärker, oder eigentlich heftiger, wirken, als die deutlichen aus klarer Erkenntnis hervorgegangenen.

Geht denn aus der Spinozistischen Ansicht fürs Praktische etwas anderes hervor, als jener denkbar höchste Grundsatz: Sich selbst nichts verzeihen und den andern alles?

Die einzig mögliche Art, die Pflichten des Menschen zu *beweisen*, ist gewiß die des Spinoza, sie sämtlich auf die der Selbsterhaltung zu beziehen, oder vielmehr letztere als die einzige, in der alle zusammenlaufen, hinzustellen (wenn man je von dieser das Wort: Pflicht gebrauchen kann).

Wenn man die Worte des Spinoza für sich und außer ihrem Zusammenhang nimmt, so muß er einem oft lächerlich, oft sogar abscheulich vorkommen. So z. B. wenn er (prop. 50. part. 4 Ethic.) sagt: das Mitleid sei an sich übel. Damit meint er ja nicht, der Mensch dürfe nie Mitleid fühlen. Er, der die notwendige Abhängigkeit der menschlichen Natur so sehr anerkennt, daß er sogar die feindlichsten Leidenschaften, als gleich natürlich wie die für liebenswürdig gehaltenen, hinstellt und, ihrem Dasein nach, rechtfertigt, er weiß wohl, daß gerade der bessere Mensch seiner Natur nach Mitleid fühlen *muß*, also auch *darf*; aber er verwirft auch das Mitleid nur, insofern es den Menschen dienstbar, aus einem beherrschenden zu einem leidenden macht, ihn zu Tätigkeitsäußerungen bestimmt, die die allgemeine Vernunft mißbilligen muß.

Niemand ist gewöhnlich eifriger, dem Menschengeschlechte die Freiheit (des Willens) zu vindizieren, als wer sie selbst am wenigsten hat. Für jene, die der eigentlichen Vernunft fähig sind, hat dieselbe in allen Fällen, wo es in ihnen zur klaren Erkenntnis kommt, eine so bestimmende Gewalt, daß, auch hierbei eine Naturnotwendigkeit anzuerkennen, ihnen nicht schwer werden kann. — Wer ist wohl je das, was wir frei nennen, mehr gewesen, als Spinoza?

Es ist falsch, daß die Vor-Kantische Philosophie das Ding-an-sich nicht gekannt habe. Wenn Spinoza an die Sitze seines Systems den Satz stellt: Gott ist die Substanz, bestehend aus unendlichen Attributen, von denen uns aber nur *zwei*, das Denken und die Ausdehnung, bekannt sind, so gibt er ja stillschweigend zu, daß eine unendliche Menge Modifikationen dieser unendlichen, uns unbekannten Attribute gar nicht in unsere menschliche Vorstellung fallen, ja es hindert nichts, daß selbst in jenem Kreis, den wir vorstellen, Bestandteile jener uns unfaßbaren, göttlichen Wesenheiten enthalten sind, die eben daher von uns unerkannt bleiben, und so das eigentliche Ding-an-sich bilden, nicht allein unserm Vorstellen, sondern selbst unserm Denken unerreicht.

Spinoza mag sich wenden, wie er will: er hat sich seinen Gott doch geistig gedacht. Seine Schöpfung hängt immer vom Verstande Gottes ab, und wenn er alles auf modus und quies reduziert, so sind Ruhe und Bewegung Eigenschaften, die aus dem Begriffe selbst nur dem Denken, der Materie aber nur aus der Erfahrung, oder aus einer Abhängigkeit vom Denken zukommen können. Seine Materie ist daher kein Attribut, sondern nur ein, wenn auch notwendig mit der Substanz verbundener Modus, allenfalls ein Außereinander des Hegel.

Voltaire hat Leibnizen einen Charlatan genannt. Ich sehe gerade, daß Hamann III, 328 eine ähnliche Empfindung hat. Ich auch.

Einen Vorteil hat der Skeptiker (David Hume) immer vor dem Dogmatiker, und der ist, daß er durch lächerliche Spekulationen sich nicht den Gebrauch des gesunden Menschenverstandes für das gewöhnliche Leben verdirbt und sich eine Logik aneignet, die die Widersprüche für Beweise, und Träume für Dinge ansieht.

Jeder, der sich der Literatur, wenn auch bloß der schönen, widmen will, sollte Kants Werke studieren, und zwar, abgesehen vom Inhalt, schon bloß wegen ihrer streng-logischen Form. Nichts ist mehr geeignet an Deutlichkeit, Sonderung und Präzision der Begriffe zu gewöhnen, als dieses Studium, und wie notwendig diese

Eigenschaften selbst dem Dichter sind, leuchtet wohl ein.

Gerade bei Menschen, bei denen das Gemüt vorherrscht, sind Kants Schriften höchst nützlich. Da sie von dem Ihrigen da anzustücken vermögen, wo Kant aufhört, indes er ihnen Ordnung machen hilft in der Sphäre, die in seinem Bereich liegt. Trockene Verstandesmenschen müssen durch Kants Philosophie notwendig ganz austrocknen.

Kant schikaniert den Aristoteles offenbar mit seinem Tadel gegen dessen Aufstellung und Begründung der Kategorien. Aristoteles stellte aber seine Kategorien durchaus zu keinem transzendentalen, sondern zu einem rein logischen Zwecke auf. Sie sprechen ihm die Form der Prädikate in allen möglichen Urteilen aus, ohne daß er sich um ihre Herstammung gerade besonders bekümmerte. Ja, selbst die Genauigkeit der Einteilung liegt ihm nicht gar so sehr am Herzen. Er will lieber ein Einteilungsglied zweimal in zwei Gattungen aufführen, als daß es der Schüler vermissen sollte, wie er es selbst bei Erwähnung jener Grenzlinien ausspricht, wo die προς τι und die ποια zusammenlaufen.

Trendelenburg glaubt Kant widerlegt zu haben, wenn er das Prinzip der Bewegung aufstellt. Wie aber, wenn die Bewegung allerdings die primitive, wesenhafte Eigenschaft der Dinge wäre, den Geist gleichfalls als Ding (ens) genommen, könnte dann nicht Zeit und Raum noch immer die Form sein, in der sie der Vorstellung erscheinen? Überhaupt wenn Kant gemeint hätte, daß Zeit und Raum nur Formen der Anschauung seien, so hätte er dadurch indirekt erklärt, daß er das Ding an sich kenne, was er immer geleugnet.

Schelling fängt seine Philosophie der Mythologie gleich von vornherein mit einem Unsinn an. Er meint, wenn die gewöhnliche philosophische Ansicht der Mythologie unzureichend sei, so müsse man immer höher steigen, bis man endlich auf die letzte und daher (?) notwendige Ansicht gelange. Wenn aber Mythologie nichts wäre, als ein Mangel an Philosophie, so würde im Höhersteigen der Abstand immer größer, und es wäre vielmehr eine Herabsteigen indiziert. Auf dieselbe Weise haben sich die Deutschen ihre Ansicht über die Poesie verdorben, die mit der Mythologie Geschwisterkind ist.

Wenn einer ein neues Land entdeckt, so macht nicht das entdeckte Land, sondern der entdeckte Weg den Wert der Entdeckung aus. Schelling wäre noch immer kein Philosoph, wenn sein letztes Resultat zufällig auch wahr wäre.

Wenn die neuesten Verteidiger Hegels sagen: das menschliche Denken sei nur ein Nachdenken dessen, was in der Welt, den Dingen vorgedacht ist, so muß man dagegen erwidern: Ihr nehmt ja auf die Dinge keine Rücksicht, sondern bewegt euch nur im reinen Denken. Euer Denken ist daher eins mit dem göttlichen.

Die Nachteile der Hegelschen Philosophie für die deutsche Bildung konzentrieren sich vielleicht in folgenden Punkten. Erstens hat er durch ihre, das Gesetz des Widerspruchs verschmähende Spekulation, das natürliche Denken, was man den gesunden Menschenverstand nennt, beeinträchtigt. Zweitens durch ihre Schwerverständlichkeit, ja Unverständlichkeit ans Nachbeten gewöhnt, das sich in alle Fächer eingeschlichen. Endlich durch ihre Versicherung, daß von nun an die Welt durchsichtig geworden und das Rätsel des Universums gelöst sei, einen Eigendünkel erzeugt, der in dieser Schroffheit früher noch nie dagewesen

---

Mir kommt die Hegelsche Philosophie vor, wie das Christentum. Aus dem Gefasel der Theologen sollte man schließen, daß nach der Genugtuung Christi und der Tilgung der Erbsünde, die Menschen notwendig hätten besser werden müssen; sie sind aber so schlecht, als sie früher waren. Ebenso wäre natürlich, daß, nachdem Hegel die letzten Gründe und den notwendigen Zusammenhang alles Wissens und Seins gelehrt, die Wirkungen davon sich in den speziellen Doktrinen zeigen müßten. Sie sind aber sämtlich auf der Stufe geblieben, auf der sie vor Hegel waren. Die Notwendigkeit hat auf die Zufälligkeiten keinen Einfluß geübt, und um die Zufälligkeiten eben wäre es uns zu tun.

Die Hegelsche Philosophie, die monstroseste Ausgeburt des menschlichen Eigendünkels, scheint als Philosophie endlich abgetan, sie spukt aber noch immer als alma en penas in den meisten Zweigen des menschlichen Wissens fort; namentlich in der Geschichte und in der Ästhetik. Die erstere knüpft noch immer alles an den sich selbst entwickelnden Begriff, an die nachweisbare Notwendigkeit, an den immerwährenden Fortschritt, indes die Ästhetik mit ihren dürftigen Begriffsbestimmungen, sich den unerklärten Wundern des menschlichen Innern nicht etwa zu nähern — was erlaubt, ja wünschenswert wäre — sondern sie vollständig zu erreichen meint. Ich nenne die Erscheinungen des Gemütes wunderbar und unerklärlich wegen ihrer Zusammensetzung ins Unendliche, oder, wenn man lieber will, wegen des Zusammenwirkens unberechenbarer und unzählbarer Faktoren. Es ist mit der Kunst in der moralischen Welt nicht anders, als mit dem, was wir in der physischen: Leben, nennen, dessen Abbild und Gegenbild

im Geistigen sie ist. Durch dieses Verfahren verliert die Geschichte ihren praktischen Wert, indem sie den Zusammenhang der Begebenheiten von der sichern Erde weg in ein höchst unsicheres und zweifelhaftes Mittelreich verlegt und das Streben in ein Zuschauen verwandelt. Die Ästhetik wird hemmend, da sie das Zusammenspiel aller menschlichen Kräfte der Gesetzgebung einer einzelnen, der Denkkraft, unterwerfen will, die zwar alle andern überwachen soll, aber nur da entscheidende Macht hat, wo auch die Gründe und Fälle der Entscheidung auf ihrem eigenen Gebiete vorkommen. Daß, nachdem man die Methode Hegels verworfen hat, man noch immer seine Resultate beibehält, liegt einerseits darin, daß die gegenwärtige Generation unter dem Einfluß seines Systems herangewachsen ist, anderseits aber darin, daß diese Resultate der menschlichen Eitelkeit schmeicheln.

Religion ist die Poesie der unpoetischen Menschen.

Der Ausspruch jenes Kirchenvaters: credo quia absurdum, hat eine richtige Bedeutung. Der letzte Zusammenhang der Dinge mußte allerdings dem Menschen, als weit über seine Vernunft reichend, absurd vorkommen. Warum man aber von den vielen möglichen Absurditäten gerade die eine mehr als die andere glauben soll, wird dadurch freilich nicht entschieden.

Religiosität ist die Weingärung des sich bildenden, und die faule Gärung des sich zersetzenden Geistes.

Und wenn die Menschen einen Gott denken können, so ist dieser Gedanke schon ein Gott; vielleicht aber auch kein anderer Gott als dieser Gedanke.

Es ist höchst wahrscheinlich ein Mittelpunkt und Komplex des Göttlichen, wohl gar ein Anordnendes, Schaffendes, dem wir aber vielleicht näher kommen, wenn wir sagen: es ist kein Gott, als wenn wir nach unsern Begriffen aussprechen: es ist ein Gott.

Könnte nicht ein Atheist sagen: die Idee der Gottheit sei eine rein formale? Ohne Inhalt, bloß durch die Technik in der Einrichtung des menschlichen Verstandes bedingt? Wenn der menschliche Geist so eingerichtet ist, daß er seiner Natur nach von Wirkung auf Ursache schließen, von der Mannigfaltigkeit zur Einheit dringen muß, so wäre ja wohl möglich, daß er noch fortschließt und fortsubsumiert, wenn er, ihm unbewußt, in eine Sphäre gerät, wo andere Grundlagen ganz andere Resultate bedingen, wo ihm ganz eigentlich der Stoff ausgeht, und seine mechanisch fortgehenden Funktionen gleich sind denen eines leeren Magens, oder einer Mühle, die, einmal in Gang gesetzt, fortmahlt, wenn auch alles Getreide bereits verschroten und kein neues aufgeschüttet worden ist.

Der Satz: die Dinge müßten ursprünglich gedacht sein, weil ich sie sonst nicht denken könnte, ist gerade so, als wenn ich sagte: sie müßten ursprünglich gemalt sein, weil sie sonst der Maler nicht malen könnte.

Die Notwendigkeit eines vernünftigen Urhebers aller Dinge wird gewöhnlich von ihrer Zweckmäßigkeit abgeleitet; da aber, was nicht zweckmäßig ist, gar nicht existieren kann, so sollte man sich wundern, daß überhaupt etwas ist; sich wundern, daß man sich verwundert, und so weiter, oder umgekehrt versuchen, sich das Nichts zu denken, was auch wieder kaum gelingen wird. Die Gedanken spielen überhaupt da die Hauptrolle. Weil man etwas Nichtübereinstimmendes denken kann, glaubt man, es könne auch sein. Das ist aber nicht wahr. Sein und Zweckmäßigkeit ist eins und dasselbe. Die ärgste Mißgeburt, die nur eine Stunde lebt, ist in bezug auf das Leben dieser Stunde zweckmäßig.

Die übertriebene Religiosität kann in ihrer Wurzel ganz verschieden sein. Einmal entsteht sie bei Personen von heißem Gefühl und glühender Einbildungskraft, die die Überspannung dieser Grundkräfte wie auf alles, so auch auf die Religion übertragen. Dann findet sie aber auch statt bei Personen von dürftigem Gefühl und ohne alle Einbildungskraft, welche, da es der Mensch in einer solchen Wüste nicht aushalten kann, gerade die bereits fertigen Gestalten der Religion mit hartnäckigem Eifer ergreifen. Dieser Enthusiasmus ist bei all seiner anscheinenden Erhitzung doch seinem Wesen nach kalt, weil er nicht aus Wärme entsteht, sondern nach Wärme trachtet.

Die Irreligiösen sind religiöser, als sie selbst wissen, und die Religiösen sind's weniger, als sie meinen.

Unsterblichkeit der Seele.

Nehmt ihr einen früheren Zustand der Seele an vor ihrer Vereinigung mit dem Körper? — Nein? Also ist sie bei der Geburt des Menschen entstanden; und warum soll sie nicht vergehen können, wenn sie entstanden ist?

Von diesem früheren Zustande hat sie keine Erinnerung, es ist also folgerecht zu schließen, daß sie nach dem Tode auch von ihrem dermaligen keine haben werde. Ist das aber noch meine Seele, was keine Erinnerung, mithin

kein Bewußtsein der Identität, keine Persönlichkeit hat?

Könnte es denn nicht eine Unsterblichkeit geben für diejenigen, die den höheren Teil ihres Wesens ausgebildet haben bis zur Geistigkeit, indes die andern rohen Körper sterblich wären, wie das Tier, das auch einen geistigen Teil hat, aber untergeordnet und schwach, so daß mit dem Tode des Körpers auch dieser feinere Anflug zerstäubt und vergeht? Das Vorherrschende überwöge und die Unsterblichkeit wäre der Lohn, die eigentliche Seligkeit der Auserwählten.

Wenn der Mensch unsterblich ist, so ist es auch das Tier. Wenn die Materie sich erinnern kann, so kann sie auch denken.

Mir ist oft, wenn ich etwas sehe, was ich sonst bestimmt nie gesehen, als ob ich es vor äußerst langer Zeit schon einmal gesehen hätte; so auch, wenn ich etwas noch nie Getanes tue, durchfährt mich eine dunkle Ahndung, als sei es nicht das erste Mal. Ähnliche Gefühle, die wohl aus der Erinnerung an Ähnliches entspringen, mögen auf die Ideen der Seelenwanderung geführt haben.

Der Tierdienst mancher alten Völker (selbst mancher gebildeteren, wie der der Ägypter) ist so unbegreiflich nicht, als es beim ersten Anblicke scheint. In ganz rohem Zustande wird nämlich der Mensch durch seine noch unentwickelte Vernunft in manchem offenbar unsicherer geleitet, als das Tier durch seinen unfehlbaren, ohne Ausbildung vollkommenen Instinkt. Wohnungen bauen, Wurzeln ausgraben, fischen, jagen usw. hat wohl der Mensch eher von den Tieren, als diese von jenem lernen können. Dadurch muß der ganz rohe Wilde die Tiere wohl in vielem als seinesgleichen, in manchem sogar als seine Besseren erkennen. Worin sie unter ihm sind, kann er kaum früher bemerken, als bis einige von ihnen ihm Nachbarn und Hausgenossen geworden sind. So entsteht Ehrfurcht für die Tiere, Verehrung. Wenn die Völker in der Folge sich mehr bilden, so verschwinden die mythischen und religiösen Vorstellungen ihrer Urzeit darum nicht, sie modifizieren sich nur und erhalten den Reiz des Geheimnisvollen durch das Vergessen des Grundes ihrer Entstehung. Was vorher im buchstäblichen Sinne für wahr galt, gilt nun im Symbolischen, und bleibt nun brauchbar für alle Zeiten. Auf dieselbe Art erklärt sich das Lächerliche alles alten Götterdienstes. Es sind Überbleibsel unvordenklicher Zeit, an denen die Nachwelt gebildet, gestaltet, zugeschnitten hat, immer aber den Kern schonen mußte, der eben das Göttliche enthielt. Das Welt-Ei, der Stein des Saturn und die Sichel des Zeus galten gewiß einmal buchstäblich, erst in der Folgezeit wurden sie Symbole, und am Ende lächerlich, weil jedes Sinnbild es ist, dem man den Sinn nimmt.

Der Grundfehler bei allen diesen Mythenerklärungen ist, daß man sie von vornherein als ein Ganzes betrachtet, was grundfalsch ist. Ein Geist, der, im Mittelpunkt stehend, die Mythen nur als Versinnlichung der einzelnen Lehrsätze gebraucht und betrachtet, hätte bald diese Mythen selbst weggeworfen und die Wahrheit offen und deutlich ausgesprochen ohne Furcht, dadurch beim Volke anzustoßen, das leichter eine nackte Wahrheit begreift, als sich aus freier Faust ein Faktum aufheften läßt. Diese Mythen sind einzeln erfunden, stehen ursprünglich miteinander in keinem Zusammenhang, haben mitunter soviel lehrhafte Bedeutung, als eine mäßige äsopische Fabel, wirken als Faktum und nicht als Theorem, und werden erst beim Fortschreiten der Bildung in Verbindung gebracht und aus der gegenständlichen Geltung in die sinnbildliche übertragen. Thor ist schon als rüstiger Kämpfer göttlich genug für eine Zeit, die nichts Höheres kennt, als Kampf und Rüstigkeit.

Der Hauptirrtum bei Beurteilung der alten Religionen besteht darin, daß man sie schon vornherein für ein Ganzes nimmt, indes sie doch, einige allgemeine Nationalübereinstimmungen vorausgesetzt, atomistisch aus einzelnen Sagen, Zutaten, Tempelwundern und Priesterlügen sich heranbilden. Dann, daß man die spätere Bedeutung und Symbolik der Kultusobjekte schon auf ihr erstes Vorkommen in den Anfängen der Religion überträgt, indes sie hier doch nur in ihrer rohesten Geltung zu nehmen sind, so daß die Bedeutsamkeit wie die Gliederung erst als die Frucht jahrhundertlangen Bestehens angesehen werden müssen.

Es ist nicht wahr, daß diesen uralten Religionen pantheistische, kosmologische, astronomisch physikalische Andeutungen zugrunde liegen. Sie sind von vornherein roher Unsinn von und für Barbaren; erst die vorgeschrittene Bildung der Nachkommen hat in das ererbt Heilige bildlichen Zusammenhang hineinzudeuten gesucht.

Der größte Beweis, daß der Mensch nicht von Anfang her verständig und gerecht war, sondern es erst durch die steigende Bildung geworden ist, liegt wohl darin, daß die ältesten, von den Urzeiten herstammenden Religionen den Unsinn und die Gewalttat in ihre Göttergeschichten aufgenommen haben.

Ist denn die heidnische Weltansicht nicht wahr? Das Leben gibt dir nichts. Falsche Götter herrschen drin. Nichts bleibt dir treu, als dein Selbst, wenn du selbst ihm treu bleibst.

Es ist das schreiendste Mißverständnis, wenn wir die Götter der Alten mit unserm Gott vergleichen. Die Götter waren nicht das Höchste; über ihnen stand das ewige Recht. Das haben wir personifiziert und nennen es: Gott. Die Götter sollten nie als Muster des Wandels dienen, sie waren nur die Natur mit ihren Gewalten. Das Recht war als gewiß erkannt in des Menschen Brust, sein Zusammenhang mit einer höheren Quelle ward geahndet und dunkel angedeutet, aber man beschied sich, daß eine Erkenntnis davon nicht möglich.

Strenge Vollzieher des Rechtes waren die unterirdischen, die alten Götter. Sie hatten kein Mitleid, aber auch keinen Haß. Den neuen Göttern war beides. Sie hatten die Rolle des Gefühls. Sie waren die Versöhner und Versucher der Christen in einer Person.

Als ob der jüdische Monotheismus minder eine Abgötterei gewesen wäre, als der griechische Polytheismus, und Jehova minder ein anthropomorphithischer Nationalabgott, als Zeus, Pallas, Aphrodite usw.? Vergißt man denn immer, daß die griechischen Gottheiten eigentlich gar keine Götter (Gott nach unsern Begriffen genommen) waren, sondern Dämonen, Elohim, die wohl über die Menschen gesetzt waren und die Erscheinungen des Luftkreises regierten, aber selbst unter einem höheren Gesetze standen, und, statt das All hervorgebracht zu haben, vielmehr selbst von ihm und seinen Stellvertretern hervorgebracht worden waren. Wenn wir sie Götter nennen, haben wir ihr Wesen schon mißverstanden, wir sollten sie eigentlich Naturgeister nennen. Das Unausgesprochene, Unerklärte, Vorausbestimmende, das, als über diesen Dämonen Waltende Homers Zeus so häufig bekennt, das können wir unserm Gott parallel setzen, und das war offenbar etwas Höheres und Würdigeres, als der bornierte jüdische Winkelgott.

Das indische Brahm kann für einen Gott (für Gott) gelten, ebenso vielleicht das Zeruane Akerene der Parsen, aber die θεοί der Griechen würde man vielleicht sachrichtiger mit: die Göttlichen, übersetzen, als: die Götter.

Der gerühmte Monotheismus der Juden rührt vielleicht nur daher, daß sie ursprünglich ein vereinzelter, verachteter Stamm waren, der sich gar nicht getraute, anzunehmen, daß mehr als ein himmlisches Wesen sich speziell um sie bekümmern sollte. Es ist derselbe Separatismus, der sie das ganze Menschengeschlecht von einem einzigen Menschenpaare herleiten ließ. In seiner Ursprünglichkeit kommt dieser Glaube etwa noch bei Jakob und seinen Söhnen vor.

Die mosaische Ansicht ist schon eine erweiterte, als sie ein Volk unter Völkern geworden waren. Aber auch damals bezweifelten sie die fremden Götter nicht, sie hielten nur ihren Gott für den mächtigsten und höchsten. Sie waren übrigens eifersüchtig auf seinen Alleinbesitz, und es fiel ihnen nie ein, fremde Völker an ihm teilnehmen zu lassen. Der Monotheismus als veredelter Fetischismus war in den urältesten Zeiten wahrscheinlich häufiger, als man zu glauben geneigt ist.

Alle Bildung geht schrittweise. Jeder Sprung, wenn er ein wirkliches Vorwärtskommen sein soll, muß zurückgemacht und das Vorwärts schrittweise noch einmal durchgemacht werden. Siehe z. B. die Revolution der neunziger Jahre. Selbst das Christentum, scheinbar der grellste Abschnitt, der unsere ganze Geschichte in ein Diesseits und Jenseits teilt, ist keineswegs so verbindungslos, als man glauben will.

Freilich, wenn man die Christuslehre mit dem Saturn zusammenhält, der seine Kinder frißt, und dem Jupiter, der aus Liebe zum Stier wird, ist der Abstand bedeutend genug, aber Sokrates und Plato, Konfuzius und Zoroaster, das Judentum abgerechnet, liegen als Mittelglieder dazwischen. Oder glaubt man, daß, ehe diese Vermittelung eintrat, etwa zur Zeit des Miltiades oder Tullus Hostilius, des Feridun, und, wie die Leute alle heißen, eine Ausbreitung des Christentums möglich gewesen wäre?

Abendländische rohe Kraft in Verbindung gebracht mit einer morgenländischen spitzfindigasketischen Religion; Brutalität moderiert durch Absurdität; aus diesem Gesichtspunkte erklärt sich das ganze Mittelalter so bis aufs kleinste, daß alle weitwendigen Forschungen der neuesten Zeit als ein reiner Luxus erscheinen. Damit sind dieser Übergangsperiode nicht alle guten Seiten abgesprochen. Der Mensch ist immer von Gott, aber die Zeit war des Teufels.

Das Christentum ist seiner frühesten Beschaffenheit nach offenbar nur als Sekte berechnet. Es hat all das Abgeschlossene, sich Ausschließende, Überspannte, aber auch Liebenswürdige, das von jeher den „Stillen im Lande" eigen war. Das Papsttum wußte aus dem einfachen Grundstoffe allerdings etwas zu machen, wodurch diese Lehre, obgleich mit Aufopferung seines besten Teiles, eine Weltreligion für liebende und hassende, hoffende und fürchtende Menschen werden konnte. Der Protestantismus hingegen hat das Christentum als Religion von Grund aus und unwiederbringlich zerstört.

Das Evangelium Johannis hat einen Punkt der Sonderbarkeit, der mir bisher nicht genug hervorgehoben erscheint. Die Hinneigung zum philosophisch-mystischen Geschwätz in seinem Lieblingsjünger mußte Christus doch bekannt sein, und da ist denn zu verwundern, daß er ihm nicht gesagt: Freund, laß diese Torheiten und halte dich gleich mir an die Sache, um so mehr als sie eine göttliche ist und deine Phrasen nur menschliche Spitzfindigkeiten. Hat er ihn aber davon nicht abgemahnt, so dürfte er wohl selbst nicht ohne Zusammenhang mit der Philosophie seiner und der vorhergegangenen Zeiten gewesen sein, so daß das Ursprüngliche seiner Lehre und Haltung in eine etwas schiefe Stellung geriete.

Man hat die christliche Religion so oft als die Hauptursache der neueren Bildung, als ihre letzte und wesentliche Bedingung bezeichnet. Sie ist es auch, aber nur negativ. Die christliche Religion hindert nämlich keine Art der Bildung, und das zwar darum, weil sie außer dem vortrefflichen Satze: liebe Gott über alles und den Nächsten, wie dich selbst, durchaus nichts Festes in ihren Anordnungen hat. Sie bereitet daher allerdings durch ihren Charakter einer allgemeinen Humanität der Bildung den Weg, dann aber geht sie ihr nach, statt ihr vorzugehen, und wird selbst gebildet, statt andere zu bilden. Daher war das Christentum in seinen Anfängen quietistisch und separatistisch, später sektiererisch, im Mittelalter roh und abgöttisch, dann grausam und fanatisch, und erst in der neuesten Zeit hat es mit der Bildung Frieden geschlossen, aber sehr auf eigene Kosten.

Die christliche Religion hat das vor allen andern voraus, daß sie sich so leicht allen Kulturstufen, gewissermaßen sogar den höchsten anpaßt. Dies rührt von dem Unbestimmten ihrer Lehrsätze und Vorschriften her, das wieder in dem Fragmentarischen ihrer heiligen Schriften seinen Grund hat. Ihre Moral ist, wenn auch überspannt, doch gut und löblich, ihre Mythen kann man symbolisch nehmen, wenn sie einem rund nicht anstehen, und der schrankenlose Geist ist endlich froh, sich durch etwas Positives zu beschränken, besonders wenn die Schranke nicht gar zu unverrücklich ist. So könnte man wohl sagen, die christliche Religion werde dauern bis ans Ende der Welt. Wenigstens wird sie nicht leicht von einer andern verdrängt werden.

Das Christentum ist die Religion der Melancholiker und Hypochondristen. Wenn dagegen der Islam das Phlegma begünstigt und der Judäismus seinen Anhängern eine gewisse cholerische Heftigkeit mitteilt, so kann man den griechischen Heiden wohl recht gut den glücklichen Sanguiniker nennen.

Es ist in neuester Zeit ein großes Gejammer über die an verschiedenen Orten auftauchenden Versuche, antiquierte Konfessions- und Aberglaubens-Elemente wieder ins Leben zu rufen. Die Sache ist für den Augenblick wohl unangenehm genug. Manches und mancher Vernünftige dürfte sich dadurch in der Gegenwart auf eine betrübende Art gestört und gehemmt finden. Für die entferntere, ja für die nächste Zukunft ist daraus aber durchaus kein Schaden zu besorgen.

Warum für die sittliche Verbesserung des gegenwärtigen Zeitalters auf dem Wege der positiven Religion durchaus nichts zu hoffen ist, liegt in dem Aphoristischen und rein Gelegenheitlichen der heiligen Schriften des Christentums. Diese Religion hat keinen abgeschlossenen Kodex ihrer Lehren, wie der Koran oder die mosaischen Bücher sind. Erst die Zusammenfassung und Auslegung einer Kirche bringt Ganzheit und Zusammenhang in die Masse von Andeutungen, Parabeln, scheinbaren Widersprüchen und Übertreibungen. Nun wird aber keine Macht des Himmels und der Erde unsere pragmatische, auf Untersuchung, Verfeinerung, Luxus, Gewinn, nicht bloß gestellte, sondern bajierte neue Zeit auf jenen Standpunkt der Unschuld zurückbringen, um sich fremde Auslegungen in irgend etwas blind gefallen zu lassen. Die atomistischen Lehren und Sagen der Schriften des alten und neuen Bundes aber in ein unruhiges, zerrissenes, eigenwilliges Gemüt gegossen, müssen darin notwendig eine solche Gärung, ein solches Hexengebräu hervorbringen, daß der unselige Experimentator bald sehen würde, er hätte besser getan, die gefährliche Mischung ihrer eigenen Abklärung zu überlassen. Wenn die französischen Liberalen, wie es wohl teilweise kommen möchte, sich auch noch auf die Religion werfen, dann erst ist des Unheils kein Ende und keine Hilfe. In Deutschland ist das Amalgam schon halb vor sich gegangen, da macht es aber der Mangel an Tatkraft unschädlich.

Der Charakter der neuen Zeit ist der Geist der Untersuchung. Teils die vorgeschrittene Verstandesbildung (Naturwissenschaft), teils das durch Übervölkerung gesteigerte materielle Bedürfnis, treibt unabweislich zur Analyse, um durch Kenntnis der Gründe und Bestandteile hier zu neuen Entdeckungen, dort zu neuen Erfindungen und Befriedigungsmitteln fortzuschreiten.

Wenn nun einmal der Geist der Untersuchung allgemein geworden ist, so setzt er sich nicht leicht Schranken, am allerwenigsten aber läßt er sich solche von außen und willkürlich setzen. Der Verstand gibt gern zu, daß es etwas für ihn Unlösliches gibt, und erkennt daher als eine Wohltat, wenn der für ihn unüberschreitbare Abgrund durch ein Ehrfurchtgebietendes aus-

gefüllt wird, das seinem eigenen Wesen nicht geradezu widerspricht, aber ein Übergreifen dieses Traditionellen in die von ihm erkannten Gesetze der Natur und in die Grundlagen der moralischen Wertbestimmung läßt er sich nun und nimmermehr gefallen. Von einer Schöpfung aus Nichts, von einer Gestaltverwandlung, einer Erbsünde und Erlösung durch fremdes Verdienst wird wohl ernsthaft nicht mehr die Rede sein. Aber in einer gewissen magischen Ununterscheidbarkeit kann das fort und fort bestehen, so daß, den moralischen Wert des Christentums dazu genommen, diese Religion das Menschengeschlecht hoffentlich bis an sein Ende begleiten wird. Die konfessionellen Unterschiede aber wieder zu beleben, dazu reicht keine Macht der Erde hin. Dazu müßte man sie erst lebhaft ins Bewußtsein rufen, wo sie sich dann in Nichts auflösen.

Das ist das neue Christentum, das einen Gott setzt, der aber zugleich das All ist; das die göttliche Natur Christi zugibt, aber nicht anders als die Inkarnationen von Wischnu; dem die Religion eine Glaubigerabfindung nach dem erklärten Bankrott der Spekulation ist, und Gott der Notnagel einer unterstützten Philosophie, endlich — gut und böse eine Art Polaritätsgegensatz, an dem der negative Pol nicht ein Haar schlechter und nicht minder notwendig als der positive.

Das Gräßlichste in der neuesten Religiosität oder der Religiosität der Gelehrten ist, daß sie von einem theoretischen Bedürfnis ausgeht. Sie wollen das Geheimnis des Werdens, das Wesen der Substanz, das Verhältnis der Notwendigkeit zum Willen einsehen, indes der Kern des Christentums kein theoretischer, sondern ein praktischer ist. Zwar nicht die Moral, wie die Aufklärung meinte, wohl aber die Heiligung, die Rehabilitierung des Menschengeschlechtes, die Austilgung der bösen Anlage, die durch die Erbsünde in unser Tun und Wollen gekommen sein soll. Wenn der Zweck Jesu die Erleuchtung des Verstandes gewesen wäre, so läge der Haupteinwurf gegen die Göttlichkeit seiner Sendung in dem Unzureichenden seiner Erklärungen.

Die Religion ist endlich dahin gekommen, wo sie eine eigentliche Wohltat für die Menschen wird. Daß die peinigende Lehre des Unbegreiflichen eine gegenständliche Ausfüllung, daß das Gute und Wahre eine objektive Geltung erhält, deren supernaturalistische Gebilde zugleich aber nicht mehr stark genug sind, um im Widerspruch mit dem Guten und Wahren eine bestimmende Macht auszuüben, das wäre vorderhand der Gipfelpunkt der schwer erkauften Fortschritte. Man sollte sich hüten, dieses glückliche Verhältnis durch gewaltsame Verstärkung des einen der beiden Faktoren zu stören. Und wenn ja, eher durch ein minus des Positiven, als durch ein plus.

B. Zur Welt- und Menschenkunde.

Die Betrachtung tötet, weil sie die Persönlichkeit aufhebt; die Bemerkung erfrischt, denn sie erregt und unterstützt die Tätigkeit. Mitten zwischen beiden durch wäre der wahre Weg.

Sich selbst kennen ist bei einem selbst mittelmäßigen Verstande nicht so schwer, als manche Leute sagen; aber im Leben demgemäß handeln, was man von sich erkannt hat, ist ebenso schwer, als die Praxis in allen Dingen, gegen die Theorie betrachtet.

Wie groß sind die Fortschritte der Menschheit, wenn wir auf den Punkt sehen, von dem sie ausging; und wie klein, betrachten wir den Punkt, wo sie hin will.

Der Geist des Menschen und der Gang der Welt ist sich unter allen Umständen und zu allen Zeiten so gleich, daß selten ein Wahres ganz neu und selten ein Neues ganz wahr sein wird.

Die auf dem Ozean des menschlichen Wissens rudern wollen, kommen nicht weit, und die die Segel aufziehen, verschlägt der Sturm.

Unter hundert Menschen ist kaum einer, der einen tüchtigen, selbständigen Verstand hat; unter tausend kaum einer, der eine tüchtige, lebhafte Phantasie hat; und unter zehntausend mit Verstand und Phantasie begabten Menschen kaum einer, bei dem beide Hand in Hand gehen

können, wie sie es müssen, wenn ein Kunstwerk hervorgebracht werden soll.

Die gescheiten und die dummen Leute erkennt man unter andern auch daraus, daß die dummen das verehren, was in ihrer eigenen Richtung liegt, die gescheiten aber, was sie fühlen, daß ihnen abgeht.

In gewissen Ländern scheint man der Meinung: drei Esel machten zusammen einen gescheiten Menschen aus. Das ist aber grundfalsch. Mehrere Esel in concreto geben den Esel in abstracto, und das ist ein furchtbares Tier.

Von einem haben die sogenannten gebildeten Leute gewöhnlich keine Vorstellung: daß jemand den zusammengesetzten und künstlichen Zustand, den sie Bildung nennen und der auch wirklich Bildung ist, durchgemacht haben könne und auf der andern Seite wieder ins Einfache und Natürliche herausgekommen sei. Ihnen scheint alles Schlichte: Unkultur.

Der Ungebildete sieht überall nur einzelnes, der Halbgebildete die Regel, der Gebildete die Ausnahme.

Die Ungebildeten haben das Unglück, das Schwere nicht zu verstehen, dagegen verstehen die Gebildeten häufig das Leichte nicht, was ein noch viel größeres Unglück ist

---

Durchbildung ist ein sehr gutes neues Wort und zeigt an, daß ein Mensch so von Bildung durchdrungen ist, daß, nach Austreibung alles Natürlichen, er sich als ein ausgespritztes anatomisches Präparat darstellt.

Die aktiven Faktoren der Menschennatur sind die Neigungen und Leidenschaften; ihr Übermaß zu hemmen, ist die Aufgabe des Sittlichen. Letzteres ist daher negativ und kann als solches nicht der Zweck des Menschen sein.

Mit der Gesundheit der Seele ist es, wie mit der des Körpers. Ohne Gesundheit keine ersprießliche Tätigkeit; aber die Erhaltung der Gesundheit zum Geschäfte seines Lebens zu machen, ist die Sache der müßigen Toren und Hypochondristen.

Wer Sittlichkeit zum alleinigen Zweck des Menschen macht, kommt mir vor, wie einer, der die Bestimmung einer Uhr darin fände: daß sie nicht falsch gehe. Das erste bei der Uhr aber ist: daß sie gehe; das Nichtfalschgehen kommt dann erst als regulative Bestimmung hinzu. Wenn das Nicht-Fehlen das Höchste bei Uhren wäre, so möchten die unaufgezogenen die besten sein.

Moral ein Maulkorb für den Willen, Logik ein Steigriemen für den Geist.

Das Grundübel unserer Zeit ist die historische Abschätzung der moralischen Handlungen. Die Vergangenheit darf und soll historisch beurteilt werden, weil sie fertig vor uns daliegt und wir nichts dazu oder davon wegtun können. Handlungen aber, die in die Zukunft hinausreichen, unterliegen der moralischen Beurteilung, aus dem einfachen Grunde, weil wir für die Folgen nicht einstehen können. Gutes aus Üblem hervorzubringen ist die Sache Gottes oder des Weltgeistes, oder wie man es sonst nennen mag.

Der erste Grund der Größe der Römer liegt vielleicht eben darin, daß sie ursprünglich Eingedrungene waren, Flüchtlinge, Sklaven, Verbrecher, die nehmen mußten, wollten sie etwas haben; gegen die jedermann war, wie sie gegen jedermann. Ging der Staat zugrunde, so hörte ihre eigene Existenz auf; viele mußten sogar fürchten, zu Verantwortung und Strafe für früher Begangenes gezogen zu werden. Daher diese eiserne Anhänglichkeit und Ergebenheit an ein Verhältnis, das allein ihre Existenz begründete, daher dieser Bürgersinn, der Rom auszeichnet und den die späteren Enkel von ihren ersten Vätern erbten.

Was die alten Völker gegenüber den neuen vornehmlich charakterisiert, ist das reinmenschliche Anerkennen alles in seiner Art Ausgezeichneten und Vortrefflichen. Bei den neuern, wo die Individualität in dem bürgerlichen Verbande beinahe untergeht, wird nur das der Gesamtheit Nützliche geschätzt und alles abgelehnt, was, wenn es auch den einzelnen auszeichnen möchte, doch dem Ganzen Schaden bringen könnte.

Wenn man das Angenehme und Schlimme in dem Charakter der Italiener, oder vielmehr in ihrem Benehmen gegen Fremde, mit einem Worte bezeichnen wollte, so müßte man sie mit Gastwirten vergleichen; und das sind sie ja auch: die Gastwirte des ganzen reisenden Europa.

Der Franzose will seinen Leser unterhalten, der Deutsche, der neuere nämlich, will ihn immer belehren. Ich bin jedem dankbar, der mich

unterhält; wenn mich aber jemand belehren will, so seh' ich mir den Meister vorher zweimal an.

Die Deutschen sind und waren eine grüblerische Nation. Aus diesem Gesichtspunkte läßt sich ihre ganze Kunst und Wissenschaft erklären.

Gegen was sie sich in Deutschland am meisten verwahren, sind die Gemütswirkungen.

Wenn man in neuester Zeit gar so viel Wesens von der Bewahrung der Nationalitäten macht, so sollte man bedenken, daß, was die Nationen voneinander unterscheidet, mehr ihre Fehler als ihre Vorzüge sind —, und, wenn Vorzüge, gerade ihr Hervortreten eine Übertreibung oder nicht gesunde Mischung beurkundet.

Das ist das Unglück der Deutschen als Schriftsteller, daß keiner sich mit seiner eigenen Natur hervorwagt. Jeder glaubt, er müsse mehr sein, als er selbst.

Jede poetische Feuersbrunst bringt, wie jede wirkliche ihren eigenen Wind mit sich, der die Flammen nicht selten weiter trägt, als man anfangs vermuten konnte.

Ein Weiser mag und soll höher stehen, als seine Zeit; der Dichter als solcher nicht, aber ihr Gipfel soll er sein.

Aus Uhrmachern sind die Deutschen mathematische Instrumentmacher geworden, welche die Instrumente machen, mit denen man Uhren macht, und wenn zuletzt die Uhrmacherkunst ganz verloren ist, wird niemand mehr wissen, wieviel die Zeit ist.

Fehler, an deren entgegengesetzten Extremen wir uns selbst zu laborieren bewußt sind, kommen uns leicht wie Vorzüge vor. Das sollten die unbedingten Bewunderer Shakespeares und der Alten überhaupt nicht vergessen.

Man ist nie eifersüchtiger, als wenn man in der Liebe anfängt, zu erkalten. Man traut dann der Geliebten nicht mehr, weil man dunkel fühlt, wie wenig einem selbst mehr zu trauen ist.

Jemandem große Verbindlichkeiten schuldig sein, hat nichts Unangenehmes, denn die Dankbarkeit ist eine süße Pflicht; nur kleine Verpflichtungen sind quälend.

Von allen Tugenden die schwerste und seltenste ist die Gerechtigkeit. Man findet zehn Großmütige gegen einen Gerechten.

Wir sind gegen keine Fehler anderer intoleranter, als welche die Karikatur unserer eigenen sind.

Die Schurken sind immer praktisch tüchtiger, als die ehrlichen Leute, weil ihnen die Mittel gleichgültig sind.

Mit Monarchen ist's wie mit der Sonne; die Menschen, die ihr am nächsten sind, sind auch die schwärzesten.

In der Kirche singen immer die am lautesten, die falsch singen.

Frauenzimmer haben in der Regel keinen Sinn für den Scherz, sie goutieren ihn nur, wenn sie gerade in lustiger Stimmung sind.

Man kann den Charakter eines Menschen nie besser kennen lernen, als an seinem Krankenbette, sowie die Gesinnungen während seines Rausches: ich habe zwei der Hauptapostel des neuen Katholizismus in diesen Zuständen gesehen und erschrak, daß man von da her Heil erwarte.

Worte verzeiht man allenfalls, Vorwürfe werden rückgegeben, widerlegt, beschwichtigt. Aber der stillschweigende Vorwurf, der aus dem Wesen eines Menschen hervorgeht, der erbittert die Schurken, und da ist keine Verzeihung.

Denen das Wesen, wie du bist,
Im stillen ein ewiger Vorwurf ist.

Niemand ist so sehr in Gefahr, stumpf zu werden, als der höchst Reizbare.

Wenn wir an dem Werke des ofterprobten Mannes einzelne Fehler bemerken, so können und werden wir oft recht haben; wenn wir aber glauben, er habe sich völlig und im ganzen Umfange geirrt, so sind wir in Gefahr, gar nicht zu wissen, um was es sich handelt.

In die Zukunft schauen, ist schwer; in die Vergangenheit rein zurückblicken, noch schwerer.

Ich sage: rein, d. h. ohne von dem, was in der Zwischenzeit sich begeben oder herausgestellt hat, etwas in den Rückblick mit einzumischen

Wenn jemand meinte, die Bäume seien da, um den Himmel zu stützen, so müßten sie ihm alle zu kurz vorkommen.

Unser Erklären der Natur besteht darin, daß wir ein selten vorkommendes Unverständliches auf ein oft vorkommendes, aber ebenso Unverständliches zurückführen.

Das fürchterlichste Mittel gegen quälende Gedanken ist die Zerstreuung, sie führt zur Gedankenlosigkeit.

Nachahmen oder Anfeinden ist der Charakter der Menge.

Dilettanten genießen das Werk, Professoren zugleich den Meister.

Man hat so viel über die Gründe gesagt und geschrieben, warum die Schauspieler, obwohl sie häufig gehätschelt und geschmeichelt, doch im allgemeinen der eigentlichen bürgerlichen Achtung entbehren? Sollte nicht der Hauptgrund dieser Erscheinung in dem indignierenden Gefühle liegen, jemanden zu sehen, der das Tiefste seines Gemütes, die edelsten Empfindungen, Gefühle, die wir im Innersten hegen und jedem Fremden verschließen möchten, offen und ohne Hülle dem Ungebildeten, Rohen für — Geld hingibt? Es geht beim Gemüte, wie beim Körper. Beide haben Teile, die nicht entblößt sein wollen, wenigstens der Neugierde nicht

Napoleon bildete sich ein, er hätte Corneille zum Fürsten gemacht, wenn er zu seiner Zeit gelebt; ich glaube, er hätte ihn auf lebenslang einsperren lassen.

Seit man nicht mehr in die Kirche geht, ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst, sowie die Literatur die Privatandacht.

Wenn jemand einem andern etwas zu sagen hat (was er sich ihm zu sagen scheut), so tut er es meistens, wenn er sich endlich Mut dazu nimmt, mit einer Insolenz, die desto derber wird, je größer seine Furcht ist

Der Mann tut durch Untreue seiner Frau ein Unrecht, die Frau, indem sie untreu ist, dem Mann einen Schimpf. Die Frau eines untreuen Mannes bedauert man, über den Mann einer untreuen Frau spottet man. Schon hierin liegt genug von dem Unterschiede, der zwischen beiden Geschlechtern in bezug auf den Grad der Beleidigung obwaltet, die sie sich durch Untreue zufügen

Die Frömmelei des einen Teils der vornehmen Weiber fließt aus derselben Quelle, wie die Koketterie des andern Teils: Müßiggang und Langeweile. Sie vertrödeln den Tag an der geistlichen Toilette, wie die andern an der leiblichen. Der Beichtvater ist ihr Marchand de modes, die Beichte ihr Ankleidespiegel, Kirchgänge ihre Rendezvous, Haß und Verfolgung Andersdenkender ihre Eifersüchteleien und dépits amoureux.

Auf die Masse soll und muß jeder Dichter wirken, mit der Masse nie.

Ich halte es mit der Gelehrsamkeit, wie die Fürsten mit der Verräterei. Ich ehre die Gelehrsamkeit und verachte die Gelehrten, die eben nichts als Gelehrte sind.

Alle Unruhe im Menschen entspringt aus der Phantasie; denn selbst das Gewissen, wenn es auch seinen Stoff aus dem moralischen Sinne zieht, nimmt doch wenigstens seine Form aus ihr.

Wollte Gott, Gedrucktes und Geschriebenes hätte soviel Einfluß auf die Menschen, als die Regenten und ihre Zensoren fürchten! Bei den unzähligen guten Schriften, die wir haben, müßte dann die Welt schon lange besser geworden sein, als sie ist.

Die Regierung soll durch die Presse ebensogut belehrt werden, als die Privaten, also kann die Regierung auf die Presse keinen Einfluß ausüben.

Mir schien es immer höchst lächerlich, wenn man ein Volk in seinen Bewegungen anklagte und tadelte. Der Mensch ist ein selbständiges, frei-wollendes und demgemäß handelndes Wesen höchstens dann, wenn er allein ist.

Der Geist der Menge ist blind und aufs Notwendige gerichtet, wie die Kräfte der Natur. Die mutige Begeisterung des Unkriegerischen in der Schlacht und der panische Schreck, der auch die Tapfern ergreift, sind nur einzelne, aber sichere Belege hierzu. Daher ist, was ein Volk tut, immer gut, wie diese Welt gewiß die beste

ist, und wer über das, was geschieht, sich ärgert, kommt mir ebenso töricht vor, als einer, der nicht recht weiß, daß das Feuer warm und Eis kalt macht.

Ob es Klöster geben soll? — Solange das Zölibat besteht, d. h. solange das Wesen der katholischen Geistlichkeit auf einem fortwährend exaltierten Zustand basiert ist, werden auch immer Anstalten sein müssen, die, von der bürgerlichen und häuslichen Gesellschaft abgesondert, Pflanzschulen in solcher, von der gewöhnlichen abweichenden, Sinnesart abgeben können.

Alle diese Inseln im weiten Meere, wie klein ihre Oberfläche und wie unermeßlich ihre Festen vom Spiegel des Wassers an bis zum Grunde des Meeres! In wie unermeßlichen Flächen und Krümmen, in wie mannigfaltigen Formationen mögen sie sich hinziehen unter dem Meere, ungeheure Länder und Regionen! Der Mensch nennt aber nur das Land, was für ihn sichtbar und bewohnbar über der Oberfläche sich zeigt. Mir kommen diese Gipfelländer über dem Meere wie die Zeit vor, gegenüber der verhüllten, unermeßlichen Ewigkeit. Wenn man so viel Wasser auf der Karte sieht, so drängt sich einem das Bild auf, das Land sei im Wasser; und im Grunde ist doch alles Land, nur daß das Wasser die niedrigen Stellen bedeckt. O ihr armen Länder in der Tiefe der Wasser, Gott gebe, daß ihr auch einmal die freudige Sonne erblickt; o ihr Menschen vom Unglück überflutet, Gott schenke euch einen freudigen Tag!

Alphabetisches Verzeichnis

der

Titel und Anfangsworte der Gedichte.

A

Seite

Abgestreift das Band der Grüfte 125
Ablehnung 101
Abschied 108
Abschied von Gastein 87
Abschied von Wien 109
Ach du schöne weiße Taube 147
Ästhetik der Eitelkeit 161
Ästhetiker 158
Albumverse 171
Allgegenwart 107
Alma von Goethe 150
Aloe! Aloe! 145
Als Deutscher ward ich geboren 157
Als Gott die Menschen schuf 113
Als ich noch jung war 88
Als liberal einst der Verfolgung Ziel 156
Als 'rück zum Himmel nahm den Lauf 161
Als Schüler wart ihr weise 170
Als sie, zuhörend, am Klaviere saß 107
Also hatt' er lang gesprochen 104
Am Eingang steh' ich hier 171
Am fünfzehnten Jänner geboren 155
Am Grabe Mozarts des Sohnes 125
Am heil'gen Christtagabend 91
Am Hügel 88
Am Morgen nach einem Sturme 113
Amor würfelt einst mit Hymen 172
An Bellinen 172
An das Publikum 156
An den Kanzleidirektor Hofrat Friß 170
An der Wiege eines Kindes 95
An die Sammlung 94
An die Sonne 145
An die Spanier 135
An die Tonkunst 124
An die Überdeutschen 120
An die vorausgegangenen Lieben 97
An eine gewisse Ungewisse 106
An eine matte Herbstfliege 89
An einen geschiedenen Freund 147
An Fanny Elßler 131
An Gräfin Helene 173
An Ovid 97

Seite

An Selenen 172
Antispekulativ 163
Antwort 169
Auch in der Kleidung unterscheidet 165
Auch witzig war dein großer Ahn 168
Auf blinkenden Gefilden 98
Auf dein Erfindungseigentum 168
Auf den Zensor Rupprecht 163
Auf die Hände küßt die Achtung 94
Auf! erneue den Streit! 155
Augen, meiner Hoffnung Sterne 106
Aus Tag und Nacht hat wohlbedacht 164
Austria erit in orbe ultima 167
Auszeichnung hier erwarte nie 157

B

Bachesgemurmel 145
Bann, der 108
Beethoven 125
Beethovens neunte Symphonie 164
Beethovomanie 164
Begabung 158
Begegnung 107
Begeisterung, was ruf' ich dir 97
Bei allen Dingen in der Welt 170
Bei dem Klang des Saitenspieles 88
Bei des Lenzes lauem Wetter 171
Bei einer Zurücksetzung im Dienste 91
Bei Empfang des Leopoldsordens 157
Bei Gelegenheit der Enthüllung von Mozarts Standbild in Salzburg 124
Bekenntnisse eines Vagabunden 144
Belle, belle nur zu! 155
Bereitet vor die künft'ge Zeit 160
Bertas Lied in der Nacht 147
Beruhigung 107
Bescheidenes Los 88
Bildung ist das Gleichgewicht 158
Bist du gegangen, müd' der ew'gen Kriege . . 147
Bitte 90
Böse Stunde 97
Böses Wetter 146
Bretterwelt 121

Seite

C

Carlo Alberto 168
Cherubin 105
Christus folgen? Wie mich's dränge 172
Clara Wieck und Beethoven 130
Consilium medicum 119

D

Da die Deutschen noch bescheiden 163
Da liegt sie, eingehüllt 95
Das Alter macht sonst alles klug auf Erden . 170
Das Ausland schätzt und lobt uns 168
Das Denken ist nicht der Empfindung 158
Das Denken sucht sich nach außen Raum . . . 159
Das Härteste gar leicht verdaut der Strauß . 170
Das hast du nicht gedacht 150
Das Hegelsche Kriegsvolk, entlassen 163
Das Höchste ist, das Höchste bleibt 145
Das Ministerium, hör' ich, war schwach . . . 167
Das Mittel ist probat für alt und jung . . . 162
Das österreichische Volkslied 138
Das Schwert Italiens? Mag wohl sein . . . 168
Das sind wunderliche Denkgesetze 163
Das Volk verehr' ich so wie ihr 156
Das Wasser rinnt vom Felsgestein 101
Daß der Misere nichts Großes 161
Daß die Poesie Arbeit 162
Daß du, Freund, nicht schreiben 155
Daß ich starrsinnig mitunter sei 156
Dein Oheim ist dein Ideal 168
Dein Quartett klang, als ob einer 164
Dem Bergesgipfel naht ihr der Kultur . . . 166
Dem Finanzmann 170
Dem Geber der preußischen Konstitution . . . 168
Dem Schauspieler La Roche 174
Dem Vaterland 139
Den Deutschen 166
Den Fortschritt der Kriegskunst 159
Den Himmel hätte das Talent 159
Der Ärger ist ein schlimmer Gast 119
Der Autographen-Sammlerin 173
Der deutsche Bund war nicht schlecht 168
Der Deutschen Stämme 162
Der erste Stoff kommt aus Gottes Hand . . . 158
Der Esel und der Wolf im Streit 143
Der Fackelzug mit Saus und Braus 157
Der Fehler der Deutschen ist immer 159
Der Freiheitsdrang, der uns kam 165
Der Geist der Zeit ist nur ein Traum 165
Der Halbmond glänzt am Himmel 95
Der Hase und das Lamm im Streite 143
Der Henker hole die Journale 119
Der Himmel grau, die Erde weiß 95
Der Hofkammer 157
Der Justizminister 142
Der kleinen Gräfin Hohenwart 173
Der Leichtsinn in der Kunst bleibt 160
Der Mensch wird doch täglich 170
Der Nachbar einer Frommen 169

Seite

Der Pedantismus und die Phantasie 160
Der Schiffer und sein Sohn auf der Höhe der Insel St. Helena 131
Der Staat stützt sich auf Adel 165
Der Syllogismus wäre ein rechter Schatz . . . 163
Der Tiefsinn wird gar leicht zum 169
Der Tochter eines Freundes 172
Der Unterschied beider Parteigebilde 166
Der versteht's 168
Der Wächter auf den Zinnen 98
Der Weg der neuern Bildung geht 165
Der Zeit Gedanken, unverzagt 156
Des Kindes Heimkehr 96
Des Menschen Dasein, alt wie jung 169
Des Unzufriednen stöbernde Jagd 158
Deutsche, werdet wahr! 166
Deutschen, die neuen 159
Deutscher Bund 168
Deutsches Selbstgefühl 168
Deutschland, das junge 162
Dezemberlied 93
Dichter, der bekehrte 159
Dichter, der deutsche 114
Dichter, der profunde 159
Dichter, der radikale 159
Dichter nenn' ich dich gleich mir 174
Dichter zu belohnen 157
Dichterin, die lyrische 116
Die Arbeit ist etwa auch poetisch 162
Die Ästhetik vor allem verpön' ich 158
Die Deutschen hätten keine Phantasie 163
Die Dichtkunst, sagt man oft 160
Die dreifache Muse 173
Die du dein Haus entfernt 94
Die Dummheit in verschiedenem Kleid 167
Die eine Vorschrift nenn' ich 158
Die ew'ge Macht gibt nicht so viel 156
Die Festung Ehre 159
Die Grenzen alles Wissens schier 162
Die guten deutschen Lämmer 119
Die Henne erhebt ein groß' Geschrei 166
Die Knechtschaft hat meine Jugend zerstört . . 156
Die Kritiker, will sagen: die neuen 159
Die Kunst der Zukunft 160
Die musikalischen Gelehrten 164
Die Poesie und die Theologie 159
Die Schweizer worfeln tüchtig drauf 167
Die Stärke braucht und nicht die 164
Die Trennungsstunde schlägt 87
Die Uhr, sie zeigt die Stunde 170
Die Wettrenner und die Tagdiebe 168
Die Zeit, sie eilt so schnell voraus 95
Die Zeitideen werden sich da am 165
Dies ist die Bank, dies sind 101
Dieses Suchen und Zweifeln 162
Diplomat, der 167
Diplomatischer Rat 143
Dir auch töne mein Gruß 160
Doch stand es einmal 99
Doch wißt ihr auch, was Romantik 162
Dramaturgisch 165
Droht nicht und schreit nicht Ach und Weh . . 170

Seite

Du, dem nie im Leben 127
Du, den in Wilde, unwirtbare 97
Du denkst und denkst 159
Du dieses Ortes Einsamkeit 101
Du gleichst dem Engel mit dem Flammenschwerte 130
Du großer Staatsmann 167
Du guter Schütze, scharf und kühn 161
Du hast die Stimmen in Wort 168
Du Hundsgesicht mit einer Hasenseele 162
Du mit dem starren Auge 156
Du nennst mich Dichter? 155
Du nennst mich klein? 156
Du reicher Geist mit unbekannten Schätzen . . 115
Du schreibst die Musik 162
Du trifft nun in der Welt oft 172
Du trittst ruhig der Kritik entgegen 163
Du wardst als Braut dereinst mir 172
Du wärst ein Mörder nicht? 130
Du willst eine Schrift von meiner Hand? . . 173
Duell, das 143
Durchforscht den Boden, sucht und grabt . . . 158

E

Eigne Gedanken sprichst du mir ab 155
Eilt das Konkordat zu verkündigen 167
Ein Buch ist ein gar schönes Ding 160
Ein deutscher Dichter ist übel dran 114
Ein einzelner Sinn wird leicht gestört . . . 166
Ein halb Jahrhundert ist vorbeigerückt . . . 142
Ein Herbstblatt 171
Ein Marder fraß die Hühner gern 143
Ein Mittel wird dem Fortschritt 165
Ein Mönch in kleiner Zelle 146
Ein Ochs ging auf die Wiese 170
Ein schlechter Richter ist das Aug' 174
Ein Stammbuch wird oft grauenhaft 171
Ein umgekehrter Talesrand 167
Ein Vorzug bleibt uns immer 165
Ein Wort, ein Mann 173
Einem Bankier 170
Einem deutschen Fürsten 141
Einem Diplomaten ins Stammbuch 172
Einem jungen Mädchen 172
Einem Komponisten 164
Einem Regiments-Inhaber 142
Einem Soldaten 140
Einem Zensor 155
Einer jungen Freundin 172
Einer Mühle vergleich' ich den Verstand . . . 163
Einfache Myrten 148
Einfälle sind keine Gedanken 158
Einmal gewährte der Gott 160
Eins die Göttin noch sprach 155
Eins ist, was altergraue Zeiten 92
Einst auf denselben Bänken 172
Englisch 168
Englische Gevatterschaft 168
Entgegnung 119
Entsagung 92
Entschuldigung 88

Seite

Epilog zu König Ottokars Glück und Ende . . 121
Epistel 120
Epitholomium 170
Erhalten willst du dumpf und schwer 166
Er hat erweckt den Sophokles 168
Er ist verwundet, tragt ihn aus 142
Er steht am Gestade der Poesie 161
Er war nicht kalt, wie ihr wohl meint 161
Erinnerung 106
Erinnerungsbuch? 173
Erklärung 158
Es stellt sich gar so heimisch dar 165
Es will jetzt neu sein jeder Tropf 159
Euch kann mein Lied 115
Euripides an die Berliner 117
Exkommunikation 167

F

Fabeln und Parabeln in Prosa 150
Fahrt ihr im Wirklichwahren fort 162
Falsche Ansicht und Selbstüberschätzen 158
Feldherr, der kranke 142
Feldmarschall Radetzky 139
Felix Mendelssohn 164
Fern im prangenden Rom 172
Fischer, der 99
Flackernd erscheint ihr im Sturm 160
Flicke, Flicke, Flicke zu 167
Formenwechsel 158
Fortschritt 95
Fortschritt 157
Fortschritt 165
Frag' ich, was wirksam übrig blieb 162
Fragst du mich, wie er heißt 92
Fragt ihr mich, was das Schöne sei 158
Franz Schubert 129
Französische Zustände 169
Frau Poesie war krank 119
Frei in unendlicher Kraft umfasse 169
Freundes Wort 104
Freundlich sei mir gegrüßt 160
Frost und Nacht, wohin ich richte 96
Früh im Lenz bei lauem Wetter 174
Früh war euch der Grieche zu Handen 163
Frühlingsgedanken 154
Frühlings-Kommen 98
Fühlen und denken, wenn man erwägt 169
Für Östreich bleibt's bei der Regel 168
Fürst Windischgrätz 166

G

Gabst du schon auf die Poesie 119
Gar manche tragen nach der Kunst Verlangen . 172
Gar sehr verschieden ist des Lesers Recht . . . 159
Gebadet und getrunken und geregnet 173
Gedächtnis 169
Gedanken am Fenster 94
Gedichte, philosophische 162

Seite

Geht mir mit eurem historischen Lichte 165
Geht nicht zurück bis auf des Ursprungs Born . 135
Gelobt sei Gott! die Stund' ist da! 110
Genealogisch 160
Genesene, der 89
Gern mißte den Orden der Barde 157
Gervinus 162
Gescheit gedacht und dumm gehandelt 155
Gesteh dir's selbst, hast du gefehlt 169
Gewinnsucht und Eitelkeit 169
Glaubt ihr, man könne kosten 155
Gleich dem schaffenden Geist 160
Gleich und gleich gesellt sich gern 169
Gleicher Stamm erkennt sich wieder 173
Glück auf, mein Feldherr 139
Glücklich der Künstler, der Bildung hat . . . 159
Glücklich der Mensch 124
Goethe 161
Goethe und Kestners Briefwechsel 161
Goethe und Schiller 161
Gott erhalte unsern Kaiser 138
Gott meinte, es sei nun mit mir genug . . . 157
Gott sagte: Nein 155
Grabschrift 166
Gründlichkeit 118
Grundsätze, Freund, Prinzipien 165

H

Hab' ich mich nicht losgerissen 106
Halt' dich entfernt, teil' dich nicht 169
Halt ein, Unselige! Halt ein! 114
Harter Winter, streng und rauch 93
Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehn 155
Hast einmal wieder gestürmt? 113
Hannau 167
Hegel 162
Herkules und Hyles 150
Herrlich nehmt ihr euch aus 160
Herüber durch die Berge 94
Hier liegt, für seinen Ruhm zu spät 166
Hier send' ich dir 172
Hier sitz' ich mit lässigen Händen 99
Historisch! Nur historisch 166
Historisches Drama 165
Hoch auf schwindligen Stegen 95
Hoch und erhaben steht des Lebens Baum . . 140
Hofratstitel 157
Homöopathisch ist die Kur: 166
Hör uns, Gott, wenn wir rufen! 148
Hylas! Hylas! ruft der Alcide 150

I

Ich bin alt und du bist jung 174
Ich fühle wohl meine Sünden 156
Ich führe den Pflug 155
Ich grüße dich, du Land 134
Ich habe Menschen gemalt 157
Ich halt' ein großes Buch wie du 172
Ich lag im grünen Laubgezelt 94
Ich rede nicht, wo jeder spricht 157

Seite

Ich sah einen Rudel Gassenbuben 167
Ich sähe, glaubt ihr, auf Beethoven schief . . 164
Ich schreibe dir und du verstehst mich nicht . . 173
Ich sollte von euch lernen? 156
„Ich will!" ist ein gewichtig Wort 169
Ihr freuet euch der lauten Kataraktten 131
Ihr glaubt euch Ritter vom Geiste 162
Ihr grübelt, klügelt früh und spät 164
Ihr habt die Romantik überwunden 162
Ihr Leuchten zeigt die Stunde 170
Ihr, meine Freunde vom deutschen Land . . . 159
Ihr schwärmt entzückt 168
Ihr seid in der Schrift sehr gut zu Haus . . 167
Ihr seid versammelt hier 128
Ihr seid zu jeder Zerstörung bereit 165
Ihr wollt denn wirklich deutsche Poesie 120
Im ersiegten Ungarlager 152
Im festverwahrten, demantharten Schrein . . . 130
Im Gewächshause 145
Im holden Mond der Maien 101
Im Schenken ohne Maß 170
Immermann 161
Incubus 92
In Andersens Stammbuch 173
In das Ehrungsbuch von Gastein 173
In das Stammbuch der Gräfin Wimpfen . . . 172
In das Stammbuch der Klavierspielerin Frau Wartel 173
In das Stammbuch einer Dichterin 173
In das Stammbuch eines Neuvermählten . . . 172
In Deinhardsteins Stammbuch 172
In der Fremde 113
In die Stammbücher zweier liebenswürdiger Cousinen in Villach 173
In Donizettis Stammbuch 173
In ein neues Album 171
In Ferdinand Hillers Stammbuch 173
In Ludwig Cramolinis Stammbuch 157
In Ludwig Löwes Album 174
In Noltes Stammbuch 173
Ins Stammbuch der Schröder 174
Inschrift auf eine Sonnenuhr 170
Intermezzo 101
In trüber Stunde 96
In Wien erscholl der Freiheit Ruf 141
Italienische Frage 168
Jagd im Winter 95
Jeder Irrtum hat drei Stufen 169
Jenny Lind 130
Jesuiten 167
Jetzt, da ich's bestanden habe 89
Joseph von Spaun 141
Jugenderinnerungen im Grünen 101
Jung bist du zwar gestorben 164
Jung, schön und reich 173
Jung war ich aus der Heimat 88
Jung, warst du alt durch Krankheit 156

K

Kaiphas, Kaiphas, Sanchedrin 91
Kaiser Joseph 137

Seite
Kaiser Josefs Denkmal 136
Kam zurück die Lust zu schweifen? 99
Kein Gedanke will halten lang' 158
Kennst du das Land 110
Klassiker, die 163
Klebt man gar zu sehr am Alten 168
Klosterszene 146
König, der geniale 168
Kölner Dombau 135
Kolosseum 111
Komm, Muse, her, du sollst mir 121
Kommst du von Weimar 173
Kompositeur, der 164
Konkordat 167
Konservativ 166
Krankenbesuche 158
Kritik 156
Kritiker, einem 155
Kritiker 160
Kunst, die 159
Kunstbeflissen und unverzagt 117
Kunstgeheimnis 160
Künstlerische Form 158
Kuß 94

L

Lächelst du mir durch die Zweige 94
Laßt mich herab von dieser hohen Stelle . . . 136
Laßt mich mit eurem Publikum 159
Leb wohl, du stolze Kaiserstadt 109
Leb' wohl, Geliebte! ich muß scheiden 108
Lebensregel 169
Legitimität, Autorität 169
Lern erst, was Freiheit will 166
Liberalismus 166
Licht und Schatten 106
Liebäugle nicht mit dem Unverstand 141
Liszt 130
Literarische Besoldung 157
Literarische Zustände 119
Literatoren 160
Literatur, die neue 162
Lobt nicht gar so sehr den Grafen 168
Lohn und Verdienst vermählt sich nie 156
Lola Montez 135
Lope de Vega 115
Lord Byron an seinen Übersetzer 161
Louis Napoleon 168
Ludwig Tieck 161

M

Macht nur nicht so ernste Gesichter 120
Macht Poesie dich gar so wild 155
Mädchen, willst du mir gehören 106
Mag dein Schmerz sich roh entladen 104
Malet keine toten Bilder 100
Man hört mit dem Ohr 164
Man hört vom Fortschritt 159
Man sagt, du verachtest die Melodie 164
Marodeurs 163
Mein Kummer ist mein Eigentum 100
Mein Wissen ist gegen das eure 156
Mein Zensor 117
Mendelsohns Musik zum Sommernachtstraum . 128
Menzel 162
Militär und Pfaffen 165
Ministerien, die immer vertrackter 167
Mirjams Siegesgesang 149
Mistreß Shaw 131
Mit drei Ständen habe nichts 169
Mit einem Schwerte spielt man nicht 170
Mit einer Uhr 170
Mit frechen Feinden kriegen 136
Mit Goethes Werken 172
Mit Mittelhochdeutsch 161
Moderne Logik 163
Moderne Tonkunst 164
Möglich, daß du uns lehrst 162
Mozart 124
Muse, die, beklagt sich 118
Muse, die tragische 114
Musik, die 122
Muster, deutsche 156

N

Nach all dem Winseln, Jammern 166
Nach Gründen suchen ist eure Schwäche . . . 158
Nachahmer schilt das Ausland uns 159
Nachruf an Nicolaus Lenau 116
Nachruf an Zacharias Werner 116
Nacht umhüllt 147
Napoléon Polisson 169
Napoleon 132
Nationalität 165
Nationaltracht 165
Naturszene 101
Naturwissenschaften 170
Neapolis, die schöne Stadt 173
Nebenbuhler mir zu wecken 157
Nennst du die Deutschen niederträchtig 163
Neuerer 165
Neueste Physiologie 170
Nibelungenlied 161
Nicht fordr' ich, daß du gut mir 156
Nichts was nur echt historisch 166
Noch einmal in Gastein 101
Nu, Nu! 145
Nun endlich seid ihr doch im klaren 161
Nun wohl, es ward euch dargebracht 130
Nun wohl, fahrt hin, des Ankers seid ihr los . 135
Nur einmal zögert's 100
Nur Kraft allein ist wert und ehrenhaft . . . 170
Nur überbieten wollen sie 163
Nur weiter geht euer tolles Treiben 157

O

Seite

O Hügel! sanft von Steinen 88
O, ihr kunsthistorisches Gelichter! 164
O Knecht Ruprecht! Gott erbarm'! 163
O, wie so gerne, Jean Paul 160
Ob der Schritt der richt'ge sei 160
Ob die frühere Macht der Kirche 167
Ob er der Zweite, der Dritte gar 169
Ob ihr weiter gebracht die Poesie? 159
Ob nun das Nibelungenlied 161
Ob schlecht das Bild, verfehlt 157
Ob's mir gefällt 164
Obgleich fremder Fürstendiener 157
Öffentliche Anerkennung 157
Ohne Geld, doch ohne Sorgen 147
Ohne Heim 92
Orientalischer Kongreß 143

P

Paganini 130
Pfizers Vergleichung von Uhland und Rückert . 161
Pflanzenwelt 145
Phantasterei 163
Philosophen, die 163
Poesie der Arbeit 162
Poesie der Wirklichkeit 162
Poesie, die junge 162
Poesie sei dein Begleiter 159
Polarszene 98
Politik 167
Politische Fabeln 143
Polypenartig ist der Tor 162
Porträtmaler, einem 157
Porträtmalerin, die 100
Postulata 167
Praxis 169
Preßfreiheit steht dort oben an 167
Preußische Gelüste 168

R

Radetzky 166
Radikale, der 166
Radikal und konservativ 166
Rechtfertigung 90
Recht und schlecht 136
Reflexion 158
Regel 169
Regellos scheltet ihr mich 160
Reichstag, der 140
Reisebeschreibung 170
Reiselust 99
Reise nach dem Johannisberg 167
Ritter, die, vom Geiste 162
Rudolf und Ottokar 156
Rührt die Zimbel, schlagt die Saiten 149
Ruge 163
Ruinen, die, des Campo vaccino in Rom . . . 112
Rußland 134

S

Sage, was stört deine Ruh' 160
Schalkheit 94
Scheint einer auch hell und stark 166
Schelling 163
Schillerfest 157
Schillers Tadler 161
Schilt mich nicht arbeitscheu 90
Schlußwort 104
Schmäht so viel euch beliebt 155
Schon bin ich müd' zu reisen 113
Schöner und schöner schmückt sich 110
Schreib etwa nicht etwas 159
Schubert heiß ich, Schubert bin ich 129
Schwarz ihre Brauen 106
Schweigen 88
Schwestern, die 113
Schwing dich auf, Adler 90
Seht an uns hier in krieg'rischer Tracht . . . 167
Sei mir gegrüßt, mein Österreich 139
Sei mir gegrüßt, o Königin! 122
Seid gegrüßt, ihr heil'gen Trümmer 112
Seid ihr so arm in eurem eignen Haus . . . 117
Seid ihr vorausgegangen 97
Seit ich von dir gekostet 90
Shakespeare an seine Ausleger 161
Sie nennen dich die Nachtigall 130
Sie sagen sich, daß ein Minister schied . . . 142
Sie sehn die Flut den Schlamm 163
Sie sind der höchsten Ideen voll 158
Sieh, wie sich die Blumen freun! 145
Siehst du dort an des Horizontes Saum . . . 131
Sind's auch Brosamen, nur 157
Singt nur Don Juan in beschleunigtem Takt . 170
Sinnpflanze 145
So bist du denn gefallen, Stadt 132
So bist du endlich hingegangen 125
So bist du hingegangen, armer Mann 116
So bist du nicht mehr unter uns 116
So braucht ihr fürder mich denn nun nicht weiter 137
So denkt und wollt 170
So habt ihr mich vergessen? 156
So ist erloschen der Musen 156
So laß uns scheiden denn 100
So sanft, so still, als wir dich hier gefunden . 173
So stehst du still, du unruhvolles Herz 132
So wärst du, Karl Albert, tot 168
So willst du dich der Kunst entziehen 131
Solang' die Ideen geordnet und stät 159
Soll und Haben 162
Sonne, göttliches Licht 145
Sorgenvoll 100

Seite
Spaziergänge 145
Spekulation 159
Spiegelbild, das 94
Sprachenkampf 143
Stabat mater 130
Ständchen 147
Stammbuchblätter 174
Statt Philosophie der Mythologie 163
Stets gärend und nie ausgegoren 168
Still saß sie da, die Lieblichste 107
Strauß 163
Studenten, die nicht studieren 167
Systematik 160

T

Tapferer Winkelried! Du bahntest 160
Tendenzpoesie 162
Theaterdirektion 165
Thersites 162
Thespis' altes Reich ist hin 165
Tiecks Novellen 161
Tierschutzverein 169
Todeswund 90
Tonkunst, dich preis' ich vor allen 124
Tonkunst, die vielberedte — 164
Trennung 100
Tristia ex Ponto 97
Trost 90
Trotz allem Bemühn eurer Bühnenberater . . . 165
Trotz Worten groß- und emphatischen 166
Türkische Wirren 1853 168
Tun sich des Theaters Pforten auf 164

U

Über des Bettes Haupt 96
Uhland 161
Uhlands Volkslieder 161
Um Mitternacht, in Habsburgs alten Mauern . 137
Um recht tugendhaft zu leben 167
Unbesonnenheit statt Mut 168
Und ob er mitunter kanzleihaft 161
Ungarisch 168
Ungarn 168
Unmündigkeit 169
Unschuld, die 147
Unsre Ästhetiker und Dramaturgen 158
Urbild, das, und die Abbilder 117

V

Vater Unser 148
Verfasser der Ahnfrau 158
Verlieren und Haben 169
Vernommen habt ihr die gewalt'gen Töne . . 126
Verständlichkeit 159
Verwandlungen 99
Verwünschung 99
Vinke 168
Vischers Ästhetik 163
Vision 137
Volkspoesie 160
Vom Himmel träuft herab 158
Von Menschen, soweit um ich irrte 144
Von seiner Weisheit tönt ein Geschrei 168
Von unsern Kunstrichtern 156
Vorlängst Alexander der Große 136
Vorzeichen 106
Vorzeichen 138

W

Wähnst du denn ungestraft 155
Wälz' immer dich in Schlamm 156
Wanken dir die matten Füße? 89
War ich als Dichter gleich geboren 156
Warnung 165
Warnung 170
War's nicht genug an 171
Warschau 132
Wärst du so gut, als schön du bist 99
Warum euch das Mittelhochdeutsch so wert . . 161
Warum gibst deine Werke du 156
Was baut ihr Häuser, eh' der Gast noch da . 135
Was du zuviel hast, macht mich nicht betrübt . 173
Was echte Poesie 158
Was folgst du mir auf jedem Schritt 101
Was führst du selber Mörtel 161
Was hängt ihr euch an mich 155
Was kommt ihr mit Spießen 118
Was lallst du deine Märchen vor 161
Was machst du, Freund 163
Was mir an deinem System 162
Was nennst du Rabbi mich 161
Was schiltst du mich? 90
Was schwatzt ihr mir von einer 165
Was setzt ihr ihnen Bilder von Stein 161
Was soll ich in eurer Mitte 157
Was stehst du da, du stolzer Bau 111
Was wundert ihr euch 166
Was ziehst du trübe Gesichter 117
Weigert ihr mir eure Orden 157
Weihnachten 91
Weil dein Betragen mich verdroß 107
Weil die Welt ein Wunder ist 158
Weil eure Kenntnis schwach und klein 160
Weil mich Geselligkeit mit vielen 156
Weil neu die Zeit, sei neu 162
Weil sie mit Werken schwanger 162
Weiß nicht, was sie denken und sagen 118
Wem, Windischgrätz, vergleich' ich dich . . . 166
Wen immerdar man anders schaut 169
Wenig Farben halten gut 170
Wenn dein Tanz das Herz befehdet 173

	Seite
Wenn der Vogel singen will	92
Wenn des Kindes Organe fertig sind	158
Wenn dich die Dichtkunst schaffen heißt	116
Wenn dich Glück und Freunde	90
Wenn man das Grab nicht kennt	124
Wenn man dich Engel nennt	106
Wenn sich der Untergang auf Staat	138
Wenn sonst im Reich der Möglichkeit die Muse	121
Wenn starke Winde wehen	146
Wenn unsre Zeit keine Dichter	160
Wer bist du, die in meines Herzens	105
Wer jemals unrecht dir getan	170
Wer Liebe singt und Wein	159
Wer nicht ausgetreten die Kinderschuhe	169
Wer sich deinem System vertraut	163
Werbung	106
Werde, was du noch nicht bist	172
Wie ähnlich beide, zeigt er wohlgesinnt	161
Wie alles sich dir zur Absicht eint!	161
Wie bist du schaurig	99
Wie die Knospen schwellend blitzen!	154
Wie, du fliehst, geliebtes Leben?	108
Wie lang ist Ihre Muse stumm	156
Wie nehm' ich unter Unbekannten	157
Wie oft ich gefehlt	157
Wie schmähen das Theater doch	164
Wie schön sie war! Die bräunlich	107
Wie sie nach Italien wandern	170
Wie soll ein Sänger da gedeihen	162
Wie strahl' ich nicht im Ehrenglanz	157
Wie viel, im Reich des Geistes gar	118
Wie weit verbreitet sich	169
Wie wird mir denn so weh	108
Will der Gesang ins Innre gehn	164
Will dich der Reichstag nicht erkennen	166
Will unsre Zeit mich bestreiten	155
Willst die Bescheidenheit du	169
Willst du, ich soll Hütten bauen?	108
Willst du noch dazu die guten	158
Willst du, Seele, nicht mehr blühen	91
Willst du von Fortschritt reden	165
Wintergedanken	91
Wir Künstler du und ich vielleicht	118
Wir sahen andere Zeiten	174
Wo du stehst im Kreis der Wesen	172
Wo ich bin, fern und nah	107
Wohl erblickt er's vom Berg	160
Wohlan! Werft um, reißt ein!	140
Wollt auch, ihr guten alten Deutschen	163
Wollt ihr Dinge vor Brand bewahren	168
Worte über Beethovens Grab zu singen	127
Wunderbrunnen, der	90
X	
Xenien	160
Z	
Zeitgenossen, den	115
Zögernd stille	147
Zu Äsops Zeiten sprachen die Tiere	143
Zu Beethovens Egmont-Musik	126
Zum Schweigen fühlt der Mensch	157
Zur Literargeschichte	119
Zwei Herrscher	136
Zwei Leben lebt der Mensch	169
Zwei Schröder, Frau und Mann	173
Zwischen Gaeta und Capua	110
Zwischen nichts wissen und Nichtswissen	170

Maschinensatz und Rotationsdruck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

d Bole
180.—


LEIPZIGER
BUCHBINDEREI A.G.